Von Elba nach St. Helena.

Die Geschichte der Befreiungskriege bildet eine Abtheilung des großen geschichtlichen Nationalwerkes, dessen Herausgabe den Herrn Verfasser über achtzehn Jahre beschäftigt hat. Dasselbe besteht aus folgenden Einzel-Abtheilungen, deren jede ein abgeschlossenes Ganze bildet und einzeln verkauft wird, auf den Wunsch der resp. Besteller auch allmälig in Lieferungen à 5 Sgr. bezogen werden kann:

I. Band: Vom großen Kurfürsten bis zum Tode Friedrich Wilhelms I.

Dieser erste Band besteht aus folgenden 3 Unter-Abtheilungen, welche gleichfalls einzeln zu haben sind:

Der große Kurfürst. — König Friedrich I. — Friedrich Wilhelm I.

II. Band: Friedrich der Große.

III. Band: Vom Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II. bis zur Schlacht bei Jena.

(Bildet den ersten Band der „Neueren und neuesten Preußischen Geschichte.")

IV. Band: Von der Schlacht bei Jena bis zum Aufruf des Königs „An mein Volk".

(Bildet den zweiten Band der „Neueren und neuesten Preußischen Geschichte.")

V. Band: Die Befreiungskriege. I. Band. (Bis zur Schlacht bei Leipzig.)

(Bildet den dritten Band der „Neueren und neuesten Preußischen Geschichte.")

VI. Band: Die Befreiungskriege. II. Band. (Bis zum Einzug in Paris.)

(Bildet den vierten Band der „Neueren und neuesten Preußischen Geschichte.")

VII. Band: Die Befreiungskriege. III. Band. — Von Elba nach St. Helena. (Vom Wiener Congreß bis zu der Abführung Napoleons nach St. Helena.)

(Bildet den fünften Band der „Neueren und neuesten Preußischen Geschichte.")

Preußens Helden im Krieg und Frieden. VII. Band.

Neuere und neueste
Preußische Geschichte.

(Seit dem Tode Friedrichs II. bis auf unsere Tage.)

Mit Benutzung

vieler bisher ungedruckter Quellen

und

mündlicher Aufschlüsse bedeutender Zeitgenossen

von

Dr. Fr. Förster.

Fünfter Band.

(Befreiungs-Kriege, dritter Band.)

Berlin, 1866.

Verlag von Gustav Hempel.

Geschichte

der

Befreiungs-Kriege

1813. 1814. 1815.

Dargestellt nach

theilweise ungedruckten Quellen und mündlichen Aufschlüssen bedeutender Zeitgenossen, sowie vielen Beiträgen von Mitkämpfern,

unter Mittheilung eigner Erlebnisse

von

Dr. Fr. Förster.

Siebente Auflage.

Dritter Band.

Mit 2 Karten und 56 Holzschnitten, gezeichnet von Ludwig Löffler.

Berlin, 1866.

Verlag von Gustav Hempel.

Inhalts-Verzeichniß.

Erklärung der Initialen zu diesem Bande.

Verzeichniß der Karten.



Erstes Kapitel.

Der Wiener Congreß ein Vexirbild. — Le congrès danse, mais il ne marche pas.“ — Die Wiener und ihre Lebensweise. — „Immer ist Sonntag, es dreht immer am Heerd sich der Spieß.“ — Paris, London, Berlin im Vergleich mit Wien. — Die Finanznoth während der Kriegsjahre. — Die Fürsten-Paläste und Grafen-Hôtels. — Behaglichkeit im Volksleben. — Die Umgebungen Wiens.

In den Kunst und Curiositäten-Kammern fürstlicher Schlösser pflegt man dem Besucher unter anderem Nürnberger Tand auch sogenannte, auf Papierstreifen gemalte, Vexirbilder zu zeigen. Zwei Personen werden davor gestellt und während der Eine auf die Frage, was er sähe? zur Antwort giebt: „eine beichtende Klosterjungfrau, welcher der Pater Absolution ertheilt“, behauptet der Andere, auf dem Bilde ein hübsches Blumenmädchen in zärtlicher Umarmung mit einem Kriegsmanne zu erblicken. Einem solchen Vexirbilde ist der Wiener Congreß, zu

welchem wir uns jetzt nach zwei glücklich bestandenen Feldzügen und dem, zu Paris nothdürftig abgeschlossenen, Frieden begeben wollen, zu vergleichen. Von der einen Seite gesehen, erblicken wir die ernsthaftesten Perrückengesichter am grünen Tische, wo sie das Wohl der Welt, worunter ein jeder zunächst sein eigenes versteht, in gewissenhafteste Berathung ziehen, unter gegenseitiger Betheuerung des herzlichsten Einverständnisses und unverbrüchlicher Bundesgenossenschaft; von der anderen Seite gesehen, zeigt sich uns ein Bild heiterster Ausgelassenheit, die Gesellschaft im Strudel der Vergnügungen fortgerissen, als ob Hüons Zauberhorn hier seine unwiderstehliche Macht übe. Unter dem einen, wie unter dem andern Bilde lesen wir die Unterschrift: „Der Wiener Congreß", und es frägt sich: unter welchem von beiden mit größerem Rechte? Um diese Frage für uns der Entscheidung näher zu bringen, dürfen wir uns nicht damit begnügen, das Bild nur von der einen Seite zu betrachten; wir wollen uns Zutritt zu den Conferenzen der bevollmächtigten Minister, Einsicht in ihre geheimen Instructionen, in den diplomatischen Notenwechsel und in die Protokolle verschaffen; auch manches vertrauliche Gespräch unter vier Augen und manche hinter den Coulissen gespielte Intrigue werden wir belauschen: dies die politische Seite des Congresses. Nicht minder nimmt die andere Seite des Bildes: „der Wiener Congreß in Saus und Braus", unsere Theilnahme in Anspruch, und wir wollen uns dem nicht entziehen. Es fehlen uns nicht die Einladungen zu den glänzenden Festen des Hofes, der Minister, Gesandten, der in Zeiten der Geldklemme baronisirten und in den Grafenstand erhobenen Banquiers vom Stande Nimm. Bei Mummenschanz, Jagden, Paraden, Feldmanövern, Feuerwerk, Schlittenfahrten, Caroussel, Oper und Ballet, Concert und Puppenspiel, in Schönbrunn und Laxenburg, im Augarten und Prater, überall sind wir dabei. Nur auf diese Weise gewinnen wir die Ueberzeugung, daß man den Wiener Congreß nicht einseitig auffassen darf und daß wir erst durch die Bekanntschaft mit beiden, einander ergänzenden und erklärenden, Seiten des Bildes eine genaue Kenntniß des Ganzen gewinnen.

Wir wenden uns zuerst zu der heiteren Seite des Bildes, nicht sowohl deshalb, weil wir uns von den Lustbarkeiten und Festen mehr, als von langweilenden Conferenzen angezogen fühlen, vielmehr deshalb, weil die letzteren jenen den Vortritt ließen; vier bis sechs Wochen lang ward von dem Congreß gesungen, gesprungen und am weißgedeckten Tische getafelt, bevor er am grünen Tische zur

Sitzung ging, so daß ein späteres Witzwort des achtzigjährigen Feldmarschalls Fürsten de Ligne schon jetzt seine Anwendung findet: „der Congreß tanzt, aber kommt nicht von der Stelle" (le congrès danse, mais il ne marche pas).

Wie wir es für angemessen hielten, vor dem Beginn einer Schlacht den Leser möglichst genau mit dem Felde, auf welchem sie geschlagen wurde, bekannt zu machen, so wird es nicht minder zum Verständniß und zur Verlebendigung der Feste und Verhandlungen des Congresses beitragen, wenn wir zuvor uns einige Kenntniß von Wien, dem dortigen Leben und Weben, von der Stadt und ihren Umgebungen zu verschaffen suchen.

Daß Wien zum Versammlungsorte des Congresses gewählt wurde, hatte seinen Grund zunächst darin, daß der Kaiser Franz in Paris an den Kaiser Alexander und an den König von Preußen persönlich die Einladung richtete, ihn mit ihrem Besuche in Wien zu beehren. Der Fürst Metternich knüpfte hieran den Vorschlag, die, bei den Friedensverhandlungen in Paris unerledigt gebliebenen, Punkte auf einem Congresse in Wien wieder aufzunehmen und unter Hinzuziehung aller betheiligten Mächte zu Ende zu führen. Es wurde deshalb in den am 30. Mai 1814 zu Paris unterzeichneten Frieden die Bestimmung aufgenommen, daß nach Verlauf von zwei Monaten — demnach am 1. August — Bevollmächtigte zu einem allgemeinen Congreß sich in Wien versammeln sollten, um die Bestimmungen des Friedensschlusses zu vervollständigen.

Wer Wien und das Wiener Leben aus eigener Anschauung kennt, oder wer auch nur von einer hinreißend liebenswürdigen Sängerin, wie Frau Neumann-Haizinger, das bekannte Volksliedchen singen hörte, mit dem Schlußvers:

„Das muß ja prächtig sein,
„Da muß ich hin;
„S' giebt nur än' Kaaserstoadt,
„S' giebt nur ä Wean!"

der wird es begreiflich finden, daß von keinem der Europäischen Höfe und deren Abgesandten Einspruch gegen den zum Congreß bestimmten Versammlungsort erhoben wurde. Auch der spöttelnde Vers Schillers, welcher die Wiener das schmauslustige Volk der Phäaken nennt, „immer ist Sonntag, es dreht immer am Heerd sich der Spieß" hatte für Diplomaten gerade nichts Abschreckendes.

Das damalige Wien durfte sich mit vollstem Rechte rühmen, daß es in der ganzen Welt keine zweite Stadt gebe, wo sich das Schlaraffenleben zu einer

so holden Gewohnheit des Daseins ausgebildet habe, wie in der Kaiserstadt an der Donau.

In Paris war unter Napoleon das Leben viel zu martialisch geworden, der Kriegsgott hatte die Grazien und Bajaderen verscheucht, und wenn sich auch noch einige Ueberlieferungen aus dem lüderlichen Hofleben Ludwigs XV. erhalten hatten, so beschränkten sich diese nur auf zurückgezogene Kreise, und in den Genuß war hier schon zu viel raffinement gebracht.

London zählte als Vergnügungsort in der Weltlustgeschichte nie mit, wie es denn auch heutigen Tages Niemandem in den Sinn kommt, nach jener Weltwerkstätte politischer, commercieller und industrieller Arbeit eine Vergnügungsreise zu machen. Einen Sonntag in London zuzubringen, dürfte die härteste Strafe sein, zu welcher ein Lebemann und Bonvivant verurtheilt werden könnte.

Zwar rühmte wohl damals schon der Berliner, daß man nirgend so genußreiche Tage als in dem zwanglosen Spree-Athen verleben könne, wo es einem Jeden vergönnt sei: „nach seiner Façon selig zu werden“; allein in einigen Cardinalpunkten war es mit diesem seligen Leben in Berlin doch sehr schwach bestellt. Die Gesellschaft war in streng abgegrenzte Kreise — wie in Dante's Hölle — geschieden und trotzdem, daß nur Standesgenossen beisammen waren, blieb der Ton steif und gezwungen; an den Courtagen bei Hof, in den Assembléen der Minister, in den Cirkeln der Gesandten, überall herrschte eine tödtende Langeweile. Für die gemischte Gesellschaft, in welcher durch Notabilitäten der Kunst und Wissenschaft, durch Dilettanten und erste Talente der Oper und des Theaters für angenehme Unterhaltung und ungezwungenen Ton gesorgt war, bestand nur ein einziges Haus: das der jüdischen Banquier-Wittwe Frau Herz-Beer im Thiergarten. Berlin war von Haus aus eine arme Stadt und während der Kriegsjahre gänzlich verarmt. Es gab 1814 hier nur ein einziges Theater, das königliche Nationaltheater, und ein Opernhaus; keinen einzigen öffentlichen Vergnügungsort für die gebildete Gesellschaft, einen einzigen Restaurant, Dallach hinter dem Gießhause, wo man Austern bekam, welche 8 Tage lang auf der grund- und bodenlosen Landstraße von Hamburg hierher mürbe gefahren worden waren. Es gab kein Museum mit Bildergallerie und Antikensammlung, kein Kaffeehaus mit einem Lesezimmer, und die schönste Zierde der Stadt, der Thiergarten, befand sich an vielen Stellen noch in dem Zustande eines Urwaldes, unzugänglich wegen des Dickichts und der Sümpfe, ungesund

wegen der stehenden Gewässer. — Auf den Plätzen und in den Straßen waren keine Fiaker und Droschken aufgestellt, kein Trottoir für die staubumwölkten Fußgänger war vorhanden und das Straßenpflaster von einer Spitzfindigkeit, daß es den noch so sehr verhärteten Hühneraugen Thränen der Wehmuth entlockte, und dem Fahrgast im Wagen die Seele, und wär' es die verstockteste gewesen, aus dem Leibe fuhr. Früh vor Tage an allen Ecken und Enden Reveille mit Trommeln, Pfeifen und Trompeten, dann Ausrücken der Truppen zum Exerciren mit Janitscharenlärm, Heimkehr, Parade, auf Wache Ziehen, Alles mit Trommeln und Pfeifen Straß' auf, Straß' ab und so fort bis zum Zapfenstreich in später Abendstunde. Noch toller aber war der Spectakel in der Nacht, wenn das wüthende Heer der Nachtwächter auf riesigen Ochsenhörnern Feuerlärm tutete; voll Verzweiflung seufzte der an solche Störung nicht gewöhnte Fremdling: „keine Ruh' bei Tag noch Nacht!" und wer von den Besuchern es länger als drei Tage und drei Nächte aushielt, hätte Ansprüche auf eine Altersversorgung erheben können. Wie hätte nach solch einem Versammlungsort den diplomatischen Feinschmeckern und Vergnüglingen gelüsten können! — Dagegen steckte Wien bei weitem anlockendere Zeichen aus. Unter einem milden Himmelsstriche gelegen, erfreut es sich aller Annehmlichkeiten des Südens, ohne die Vorzüge der nördlichen Zone ganz zu entbehren; der Boden bringt Mais, Wein, Feigen und andere Südfrucht in Fülle hervor, und sehr oft giebt ein mäßig strenger Winter erwünschte Gelegenheit zu Schlittenfahrt und Jagdbelustigung. Unermeßlicher Reichthum hatte sich seit Jahrhunderten in der Hauptstadt des Reiches angesammelt, in welcher die Kaiser aus dem Habsburger Geschlecht ihre Hofburg gründeten und wo aus einigen fünfzig Königreichen, Herzog-, Fürstenthümern und Markgrafschaften, welche das anfänglich geringe Erzherzogthum durch Erbschaft, Heirath, Kauf und Eroberung an sich gebracht hatte, reiche Schätze zusammenströmten. Selbst die am Rhein, in der Champagne, in der Schweiz, in Italien, zuletzt dann in Oestreich und Mähren unglücklichen Feldzüge gegen Napoleon und seine Raubschaaren hatten den Wohlstand Wiens nicht zu Grunde zu richten vermocht; näher an das Leben ging ihm die Finanzlage in den Unglücksjahren 1805 bis 12, wo durch erzwungene Einlieferung und Stempelung der Schmucksachen und Geräthe von Gold und Silber, durch Ausgabe von Papiergeld zu einem Zwangscours und Eintausch desselben gegen Gold- und Silbermünze, durch Prägung von Kupfermünzen, welche nicht den zehnten

Theil Metallwerth hatten und später herabgesetzt wurden, durch Creirung von Banco-Scheinen, welche, von der Regierung für einhundert Gulden ausgegeben, später durch Anticipationsscheine von fünf Gulden Währung eingelöst wurden, der Privatmann empfindlichen Verlust erlitt.*) Während eine große Anzahl redlicher Familien durch diesen Staatsbankerott zu Grunde gerichtet wurde, hatten einzelne Banquierhäuser ungeheuren Gewinn dabei gemacht, und die Hülfsquellen der, mit allen Gütern und Schätzen auf und unter der Erde reich gesegneten, Länder des östreichischen Kaiserstaates waren so ausgiebig, daß die öffentlichen Kassen sich bald wieder füllten, und wo dies nicht hinreichte, traten Rothschild und Genossen mit ihrem Credit ins Mittel.

Der Congreß veranlaßte die Großen des Reichs, ihre prachtvollen Paläste in Wien neu herzurichten und zu beziehen. Unter diesen glänzten vor allen anderen die der Fürsten Esterhazy und Liechtenstein. Zur Zeit des Congresses durften sich nur sehr wenige Residenzschlösser deutscher regierender Fürsten, was die Pracht innerer Ausstattung, den Reichthum an Kunstwerken, das Vollblut in den Marställen, die Schönheit und Eleganz der Maitressen, die geschmackvolle Anlage der Parks, die Ueppigkeit der Tafel und die Fülle edelsten Gewächses im Weinkeller betrifft, den in Wien residirenden böhmischen, ungarischen und galizischen Fürsten und Grafen vergleichen. Der Fürst Esterhazy besaß das Vorrecht, eine eigene ungarische Leibgarde im Dienst zu haben, und einem englischen

---

*) Eines Morgens fand man unter dem kaiserlichen Doppeladler an dem Palais des Finanzministers folgenden Vers:

„Welch' ein wunderbares Thier:
„Es frißt Ducaten und — macht Papier."

Die Polizei gab sich alle Mühe, den Schalk zu ermitteln; der Finanzminister setzte auf die Entdeckung des Frevlers einen Preis von 500 Gulden. An einem der folgenden Tage fand man einen zweiten Zettel am Doppeladler angeheftet, also lautend:

„Wer's gemacht? ich thu's zu wissen,
„Wann i halt vor allem wüßt':
„Zahlt ihr, was der Vogel frißt,
„Oder was er hat ge........?"

Der Aerger der Polizei ward immer ärger; ein Preis von 200 Ducaten wurde dem Anzeiger verheißen. Dies gab nur Veranlassung zu einem neuen Spottreim:

„Die es gemacht, sind ihrer Vier:
„Ich, Dinte, Feder und Papier;
„Keiner von uns wird den Andern verrathen
„Und wir sch...... euch was in eure Ducaten!"

Die Polizei ließ nun die Sache fallen.

Lord, welcher sich rühmte, seine Schäferei bis auf 2000 Stück vermehrt zu haben, bemerkte er: „ich habe just so viel Schäfer, als Sie Schafe.“ Außer den beiden genannten Fürsten hatten die fürstlichen und gräflichen Familien der Kollowrat, Windischgrätz, Dietrichstein, Fürstenberg, Koburg-Kohary, Lobkowitz, Schönborn, Kinsky, Batthyany, Colalto, Palfy, Waldstein und vieler anderen ihre, in der Stadt und in den Vorstädten gelegenen, Hôtels bezogen, um durch ihre Anwesenheit den Glanz des kaiserlichen Hofes zu erhöhen.

Nicht aber die Prachtentfaltung und der Aufwand des Hofstaates waren es, welche Wien ein eigenthümliches Gepräge verliehen; dergleichen wäre in Petersburg, London und Paris auch zu beschaffen gewesen. Was jedoch keine andere der großen Hauptstädte hätte bieten können, das war der Zauber der Behaglichkeit, welchen ein Jeder hier empfand, aus welchem Land er auch herstammte, welchen Lebensverhältnissen er auch angehören mochte. Die gesunde Kraft ursprünglichen Humors des süddeutschen Volkslebens hatte sich hier erhalten und ausgebildet, und das Germanenthum hatte, wie in alter Zeit gegen die Römerherrschaft, später gegen Osmanen, Magyaren, Slaven und Slowaken siegreich sich behauptet und war selbst den Verlockungen italienischen Sirenengesanges nicht erlegen. Sah man in Wien und dessen nächsten Umgebungen, wie allem Volk wohl zu Muthe war, so daß man nirgend auch nur einem einzigen unzufriedenen oder verhungerten Gesichte begegnet wäre, so konnte es nicht fehlen, daß ein Gefühl heiteren Wohlseins auch den Fremden überkam. Dies Gefühl wurde nicht minder dadurch angeregt, daß die Unterschiede des Ranges, der Geburt, des Standes und der Bildung bei weitem mehr ausgeglichen waren, als im übrigen, zumal im nördlichen Deutschland. Wer in anständige Gesellschaft eingeführt wurde, war ein Herr von... oder Frau von..., ohne daß er wegen angemaßten Adels vor Gericht gestellt worden wäre; am kaiserlichen Hofe und zumal von dem Kaiser selbst wurde dieselbe Mundart wie in dem Wurstlprater gesprochen, und der Gedankenflug hielt sich dort wie hier ungefähr auf gleicher Höhe. Wenn ein König von Preußen an seinem Hofe das Berliner Plattdeutsch spräche oder zu sprechen gestattete, würde dies für „zu ordinair“ erklärt werden; eben so wenig würde jemals ein Prinz oder Minister sich hier mit dem gemeinen Manne in dessen Mundart unterhalten können.

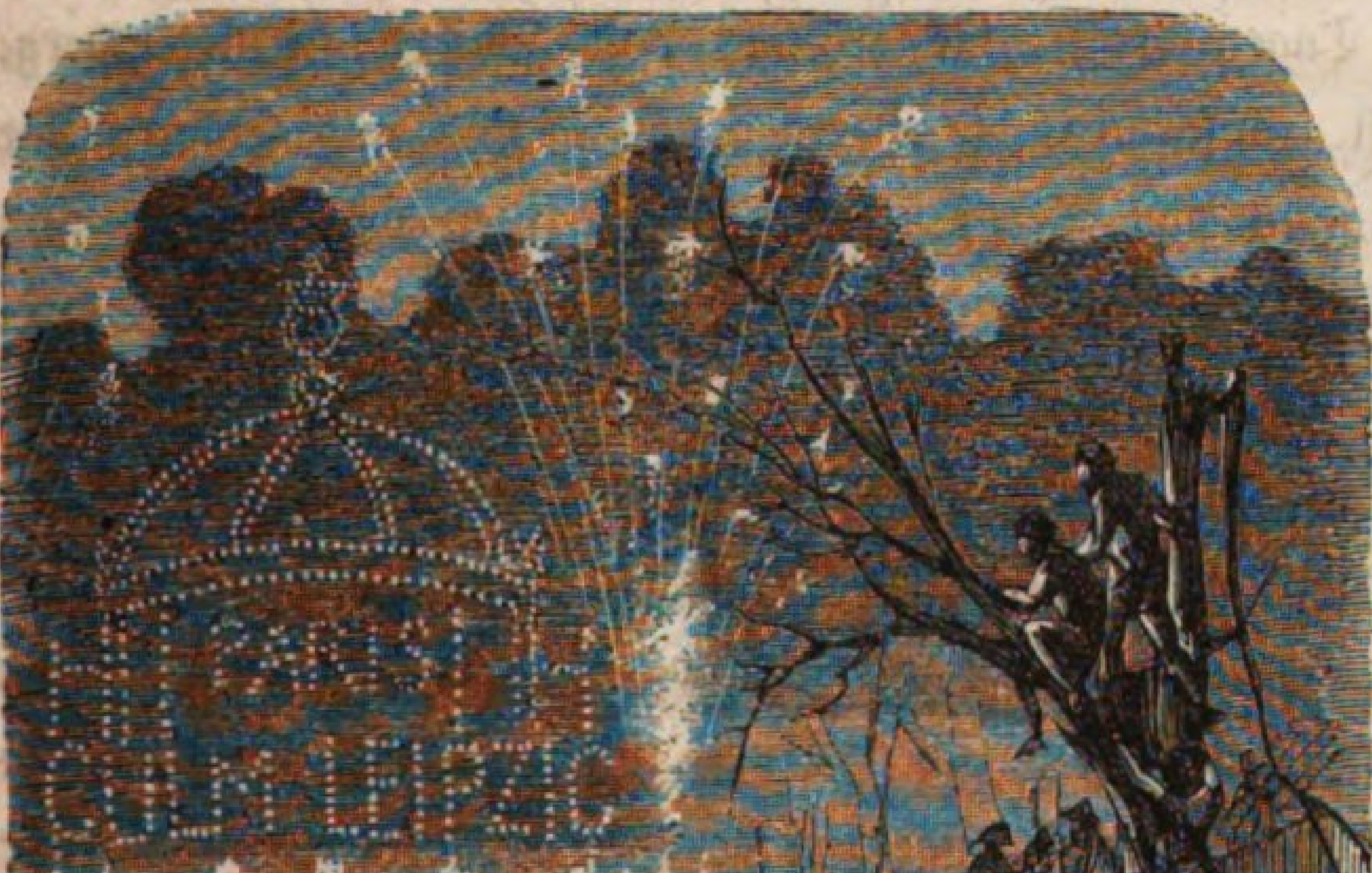
Eine möglichst geringe geistige Anstrengung, von allem Kritisiren, Polemisiren, Politisiren sich fern zu halten, mitten in einer Haupt- und Staatsaction

begriffen zu sein, ohne darüber auch nur ein ernsthaftes Wörtchen fallen zu lassen, das war es, was dem Congreß, zumal in den ersten Monaten, eine so angenehme Färbung gab. Einer der feinsten Beobachter und bescheidensten Lebemänner bei dem Congreß, Varnhagen, bemerkt: „Der Wiener Tag schien aus besonderem Stoffe gemacht, was er berührte, nahm er in sein Behagen auf; was Jedermann täglich muß und will und doch meist nur gleichgültig abthut, essen und trinken, sich ergehen und umherschauen, Alles wurde in dieser Lebensgewöhnung unwiderstehlich zum Vergnügen und Genuß." *) Was aber Wien den größten Reiz verleiht, das sind seine Umgebungen, welche gerade im Herbst wunderbare Schönheiten entfalten. Zu weiteren Gebirgswanderungen in die steyrischen Alpen, welche man gegenwärtig auf der Eisenbahn in wenigen Stunden erreicht, konnte freilich der Kaiser damals seine Gäste nicht einladen; allein die schöngelegenen Schlösser in der Nähe boten erwünschte Gelegenheit zu Jagdpartien, ländlichen Festen und Gartenvergnügungen, um für einige Tage oder Stunden sich aus dem Qualm und Lärm der beengenden Stadt ins Freie zu retten. Wir werden nicht versäumen, uns in Schönbrunn und Laxenburg einzufinden, wenn der Kaiser seinen Gästen dort glänzende Feste giebt; auch einer Einladung des Erzherzogs Karl nach seinem Schlosse Weilburg bei Baden leisten wir gerne Folge. Daß Marie Luise, die von ihrem, nach Elba verwiesenen, Gemahl getrennte Kaiserin, sich von den Festlichkeiten fern hält, bei welchen die europäischen Diplomaten über ihres Herrn und Gebieters Kaisermantel würfeln, finden wir gerechtfertigt; weniger, daß sie auf dem Rauhenstein nahe bei St. Helena mit dem, von ihr begünstigten, General Neipperg des verbannten Kaisers vergißt. Jedenfalls verlebte sie in dem von ihr gewählten St. Helena und in dem reizenden Helenenthal bei Baden bessere Tage, als ihr Gemahl auf der Insel gleiches Namens, welche ihm im nächstfolgenden Jahre als unfreiwilliger Aufenthaltsort angewiesen wurde.

*) Varnhagen, Denkwürdigkeiten Bd. 3.

Zweites Kapitel.

Feierliche Einholung des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen; — der Könige von Würtemberg, Dänemark, Baiern; — der Kaiserin von Rußland. — Fürstenbesuch in Wien. — Das erste Fest ein Lustfeuerwerk im Prater. — Paraden. — Kirchenparaden. — Wie der Tag weiter vollbracht wurde. — Spaziergang auf der Bastei. — Der Ritter auf dem Holzbock. — Der König von Preußen und Julie Zichy. — Der Kaiser Alexander, ein schöner Mann und ein ächter Slave; — er bestimmt die Rangordnung der gekrönten Häupter. — Alle Welt schwärmt für Alexander, selbst das Wild des Waldes. — Der Schwur bei der heil. Jungfrau und dem Fasan! — Der Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland. — Friedrich Wilhelm III. als versöhnendes Princip zwischen dem Preußen und dem Oestreicher. — Der Großfürst Constantin. — Der böhmische Fürst, und der böhmische Postknecht. — Der König Max von Baiern. — Der Kronprinz Ludwig; — seine Erwerbung eines Niobiden. — Händel mit dem Kronprinzen von Würtemberg. — König Friedrich I. von Würtemberg. — Friedrich Christian von Dänemark. — Herzog August von Weimar. — Der Herzog von Coburg. — Der Großherzog von Baden. — Der Kaiser Franz.



Am 25. September fand, vom schönsten Herbstwetter begünstiget, unter dem Zulauf jubelnder Sonntagsmassen, die feierliche Einholung des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen statt. Letzterer war von Berlin am 18. des Morgens 6 Uhr abgereist, hatte in Grünberg und Breslau übernachtet, brachte aber, trotz vier- und sechsfachen Vorspannes, sieben Tage unterweges zu. Auf der letzten Station

vor Wien, Wolkersdorf, war er bereits am 24. eingetroffen, wartete jedoch hier die Ankunft des Kaisers Alexander ab, um in Gemeinschaft mit ihm den festlichen Einzug zu halten. Der Kaiser Franz, begleitet von dem Kronprinzen, den Erzherzögen, seinen Brüdern und einem glänzenden Generalstabe, ritt seinen beiden gekrönten Kriegskameraden bis in die Leopold-Vorstadt entgegen. Nach herzlicher Begrüßung und Umarmung bestiegen die hohen Gäste die für sie bereit gehaltenen Pferde und durchritten die in der Jägerzeil (jetzt Praterstraße) aufgestellten Truppen, ließen diese an sich im Geschwindschritt unter dem Donner der Kanonen und dem Jubelruf der Menge vorbeimarschiren und nahmen ihren Weg durch die engen Gassen und Gäßchen der Hauptstadt, durch die Rothethurmgasse nach dem Stephansplatz, dem Graben und Kohlmarkt nach der Hofburg. Kaiser Franz ritt in der Mitte, zu seiner Rechten Friedrich Wilhelm, zur Linken Alexander. Vorauf zog das Ulanen-Regiment des Fürsten Schwarzenberg; ein glänzendes Gefolge von hohen Officieren hatte sich angeschlossen, den Zug schloß die k. k. Leibgarde.

An den folgenden Tagen trafen die Könige von Baiern, Würtemberg, Dänemark, der Großfürst Constantin, die Herzöge von Gotha und Coburg, die Prinzen Wilhelm und August von Preußen, die Kronprinzen von Baiern und Würtemberg und eine Anzahl gefürsteter Häupter ein; die Kaiserin von Rußland, die Königin von Baiern, die Großfürstinnen-Herzoginnen von Weimar und Oldenburg, Schwestern des Kaisers von Rußland, und andere kaiserliche, königliche und fürstliche Hoheiten des schönen Geschlechts waren ihren Gemahlen nach Wien gefolgt. Für alle diese hohen Herrschaften nebst Gefolge, Hofstaaten und Dienerschaften waren in der kaiserlichen Burg und den mit derselben in Verbindung stehenden Gebäuden Wohnungen eingerichtet; jedem einzelnen war ein besonderer Hofstaat zugetheilt, für ihre Tafeln wurde aus den kaiserlichen Küchen und Kellern gesorgt, aus den kaiserlichen Marställen wurden zum Fahren und Reiten die nöthigen Wagen und Pferde gestellt.

Der Kaiser und die Kaiserin von Rußland wohnten im zweiten Stocke des Amalienhofes, der König von Preußen im ersten Stocke des Schweizerhofes. Dem Kaiser von Rußland wurden zur Aufwartung zugewiesen: der Oberst-Hofmeister Geheimrath Graf Clary, die Kammerherren Feldmarschall-Lieutenant Graf Hardegg, Major Graf Clam, Rittmeister Graf Wrbna, die Grafen Paar und Schlick, die Edelknaben Grafen Migazzi, Guiccardi, Betlen-Josi und

Ugarte. Der, der Kaiserin von Rußland zugetheilte, Hofstaat bestand aus dem Oberst-Hofmeister Grafen Dietrichstein, den Kammerherren Fürsten Innocenz Odescalchi, Grafen Clary und den Edelknaben Baron Stürmer, Baron Locella, Baron Ulm und Baron Normann. Weibliche Hofstaaten wurden nicht zugetheilt.

Der Hofstaat des Königs von Preußen bestand aus dem Oberst-Hofmeister Feldmarschall-Lieutenant Grafen Paar, den Kammerherren Oberst-Lieutenant Grafen Hoyos, Grafen O'Donnel, dem Feldmarschall-Lieutenant Fürsten Moritz Liechtenstein, Grafen Vincenz Esterhazy, Rittmeister Fürsten Hohenzollern und den Edelknaben Pusch von Zellenberg und von Baader.

Dem Könige Friedrich I. von Würtemberg fuhr der Kaiser bis Schönbrunn entgegen zum feierlichen Empfange. Da es der Anstand erforderte, daß der Kaiser den König einlade, neben ihm Platz zu nehmen, hatte man die Vorsicht gehabt, einen Wagen mit hinreichender Räumlichkeit herrichten zu lassen, und dennoch sah sich Kaiser Franz durch die Massenhaftigkeit seines Gastes so in die Enge gebracht, daß er in dem Winkel der Kutsche, regungslos eingepreßt, kaum bemerkt wurde. Von dem Donner der Kanonen begrüßt, fuhr der Wagen durch die aufgestellten Reihen der Soldaten nach der Burg in die für den König bestimmten Gemächer in dem ersten Stock des Amalienhofes.

Dem Könige von Dänemark fuhr der Kaiser ebenfalls bis Schönbrunn entgegen und geleitete ihn unter gleichen Ehrenbezeugungen bis in die Burg, wo er im Schweizerhofe abstieg.

Der Kaiserin von Rußland, welche am 27. September eintraf, fuhren ihr Gemahl und Kaiser Franz bis Mariabrunn entgegen; auch sie zog unter Kanonendonner in die Hofburg ein.

Noch einmal mußte an demselben Tage der Kaiser Franz ausfahren, um den König und die Königin von Baiern in Hütteldorf zu empfangen und sie zur Hofburg zu geleiten, wo sie in der Reichskanzlei ihre Zimmer in Bereitschaft fanden.

Die Kronprinzen von Baiern und Würtemberg, die Prinzen Wilhelm und August von Preußen, die Großfürstinnen von Weimar und Oldenburg bezogen sämmtlich Wohnungen in der Hofburg und allen wurden in reichlicher Anzahl Oberst-Hofmeister, Kammerherren und Edelknaben zugetheilt.

Von anderen deutschen Fürsten fanden sich nach und nach als Gäste des

Kaisers ein: der Kurfürst von Hessen-Cassel, der Großherzog von Baden, der Herzog von Braunschweig-Oels, der Herzog von Weimar, der Herzog von Sachsen-Coburg; die Fürsten von Salm-Kyrburg, Reuß-Ebersdorf, Reuß-Greitz, Schaumburg-Lippe; die Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz, Solms-Braunsfels, Löwenstein-Werthheim, Hessen-Rothenburg, Hessen-Homburg; die Prinzen Ferdinand und Leopold von Sachsen-Coburg, Georg von Anhalt-Dessau, von Neuwied, Nassau-Weilburg, Hohenzollern-Siegmaringen und Hohenzollern-Hechingen und noch viele anderen Prinzen der, mit Fürsten und Fürstensöhnen und Fürstentöchtern gesegneten, deutschen Lande.

Die erste Festlichkeit, welche der Kaiser Franz zu Ehren seiner hohen Gäste veranstalten ließ, war ein Lustfeuerwerk im Prater; unabsichtlich war darin Bedeutung, Absicht und Ausgang des Congresses vorgebildet: ein Blendwerk, bei welchem das kostbarste Kriegsmaterial verpufft wurde, ohne etwas anderes, als Stockfinsterniß und einen üblen Geruch zurückzulassen. Die schaulustige Bevölkerung hatte schon am Nachmittage sich in der Nähe des Schauplatzes im Prater eingefunden. Zwischen 5 und 6 Uhr setzte sich der unabsehbare Zug der Hof-Equipagen in Bewegung. Vorauf ritt der Oberst-Stallmeister Fürst von Trautmannsdorf mit einem Gefolge von 24 Stallmeistern. Die kaiserlichen sechsspännigen Gala-Wagen, ein jeder mit zwei Läufern vorauf, zwei Heiducken auf den Wagentritten und zwei Lakaien hinten auf, hatten folgende Ordnung: Im dem ersten saßen die beiden Kaiserinnen von Rußland und Oestreich und deren Gemahle; im zweiten die Königin von Baiern nebst ihrem Gemahl und den Königen von Preußen und Dänemark; in dem dritten die beiden russischen Großfürstinnen, Herzoginnen von Weimar und Oldenburg, und die beiden Erzherzöge Karl und der Palatinus von Ungarn; im vierten der König von Würtemberg, welcher bekanntlich so stark beleibt war, daß er einen viersitzigen Wagen ganz allein ausfüllte. In den übrigen Wagen folgten die östreichischen Erzherzoginnen nebst den Kronprinzen von Oestreich, Baiern, Würtemberg, den Prinzen Wilhelm und August von Preußen, Karl von Baiern und eine unnennbare Schaar von Gesandten, Ministern, Generalen und anderem Gefolge. Das Gerüst zu dem Feuerwerk war auf einem gelichteten Platze, welcher von tausendjährigen Eichen, hohen Buchen und Kastanien eingefaßt war, aufgebaut; für den Hof und seine Gäste waren amphitheatralisch Logenreihen und Sitzplätze eingerichtet, weiter zurück befanden sich Bänke für das Publicum,

und wo diese nicht ausreichten, wurden die Bäume erklettert und auf den knorrigen Aesten mit unbequemen Steh-, Sitz- und Hängeplätzen vorlieb genommen. Die Anordnung war von der obersten Hofstelle der Oper ausgegangen, hielt sich in den bescheidenen Grenzen der gemüthlichen Volkspoesie vorstädtischer Theater, und der Titelblätter Straußischer Walzer. Die Hauptdecoration bestand aus einem Triumph-Portale und zwei Tempeln in antiker Form. Sechs allegorische Darstellungen, in buntfarbigem Feuer abgebrannt, führten folgende Ueberschriften: „Ein Blick in die Zukunft; die prophetischen Gestirne; das Höchste des Lebens; der Zirkel der Freude; Europas Völkerdank; der Gürtel der Eintracht." — Außerdem erschienen in Brillantfeuer die verschlungenen Namenszüge und die Wappen der drei während des Krieges verbündeten Monarchen, ihrer ersten Feldherrn und der entscheidenden Siegestage: Culm, Leipzig, Paris, deren, wenn auch diesmal schnell vorübergehende, Erscheinung mit ungeheurem Jubel begrüßt wurde. „Nach 8 Uhr," so meldete die Hofzeitung, „fuhren die Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften durch die vorzüglichsten Straßen der reich beleuchteten Stadt in die k. k. Burg zurück. Ihr Zug glich einem Triumphzuge. Wer könnte das Gedränge der Wagen, das summende Gewühl der Menschenmenge, das zauberische Licht der Beleuchtung, das Jubelgeschrei, in welches sich unaufhörlich das neben den Wagen hinwogende Volk ergoß, wer könnte den Eindruck, den alles dieses zusammengenommen hervorbrachte, beschreiben! Heil den Monarchen! den Beschützern und Beglückern der Völker, denen solche Opfer der Freude und des Dankes aus vollen, überströmenden Herzen dargebracht werden!"

Der kaiserliche Wirth hatte sich die Aufgabe gestellt, dafür Sorge zu tragen, daß nicht nur jeder Tag, nein, auch jede Tageszeit mit Unterhaltung und Festlichkeit ausgefüllt werde. Um der großen Vorliebe des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen für militärisches Exercitium, Parade und Manöver entgegenzukommen, fand jeden Vormittag dergleichen Soldatenspiel statt. Dem Kaiser Alexander und dem Könige von Preußen wurden von dem Kaiser Franz östreichische Regimenter verliehen, hierzu mußten prächtige Uniformen angeschafft werden und die gekrönten Chefs führten bei den eigens hierzu befohlenen Paraden ihre Regimenter bei dem Kaiser vorüber. Selbst an den Sonntagen wurde den vielgeplagten Soldaten das Paradiren nicht erlassen und der Messe hatten sie außerdem noch beizuwohnen. Diese letztere wurde jedoch,

da der griechisch-katholische Alexander und der evangelische Friedrich Wilhelm derselben beizuwohnen pflegten, nicht nach der strengen römischen Observanz gefeiert. Inmitten des, von den Truppen gebildeten, Vierecks war ein Feldkapellen-Zelt aufgeschlagen, für die ketzerischen Religions-Verwandten waren Sessel ohne Betschemel zum Knien aufgestellt und ein Choral aus einem protestantischen Liederbuche wurde in deutscher Sprache gesungen. — In den späteren Vormittagsstunden fand Empfang bei den Kaiserinnen und Königinnen statt, die eingetroffenen Fürsten und ihr Gefolge machten Aufwartung bei Hofe und bei den früher angekommenen hohen Häuptern. Um zwei Uhr wurde zur Mittagstafel in die Burg gefahren, wo in dem Kaisersaal und in den Nebensälen täglich mehrere Hundert Gäste bewirthet wurden. Bei schönem Wetter machten die fremden Gäste noch einen Spaziergang auf der Bastei, um einen frischen Athemzug zu thun, den man weder in den dumpfen Gemächern der Burg, noch in den engen Gassen der Stadt haben konnte. Man sah hier den Kaiser von Rußland gewöhnlich mit dem Prinzen Eugen Beauharnois, Adoptivsohn Napoleons und ehemaligem Vice-Könige Italiens, Arm in Arm gehen, den König von Preußen mit den Königen von Baiern und Dänemark und den, mit jedem Tage größer anschwellenden, Schwarm deutscher Fürsten nebst Familie, wie in einem Badeorte in Bürgerkleidung, ohne gegenseitige Respectsbezeigung auf- und abwandeln. Alles ging hier stolz zu Fuß, außer dem Ritter Freiherrn von Drais aus Baden, welcher auf einem von ihm erfundenen, nach ihm „Draisine" benannten, mit Rädern versehenen Steckenpferde einen „Rittlauf" machte; denn anders ließ es sich nicht bezeichnen, wenn man ihn auf einem Holzbock reiten sah, mit den Fußspitzen auf dem Boden sich fortschiebend. — So weit war es mit der Romantik des Mittelalters gekommen: die Ritterschaft von dem Pferd auf den Esel und von dem Esel auf das Steckenpferd!

Da man schon um zwei Uhr zur Mittagstafel ging, blieb nach Tisch noch Zeit zu einer Spazierfahrt mit den Damen in dem Prater, wo in der großen Kastanien-Allee, welche zum Stern führt, das zahme Rothwild in Rudeln bis an die Wagen heran kam, um aus schönen Händen mit Kipfeln (Weißbrod) gefüttert zu werden. Wenn nicht Einladungen zu großen Abendfesten von dem kaiserlichen Hofe ergangen waren, zerstreute sich die Gesellschaft und jeder suchte nach seinem Geschmack Unterhaltung in den Salons schöner und geistreicher Frauen, in der Oper und im Ballet, im ernsten Schauspiel des Burgtheaters,

in den Lust- und Possenspielen des Volkstheaters der Leopoldstadt und Josephstadt, oder in den Spectakelstücken des Theaters an der Wien; auch des berühmten Pferdebändigers de Bach Circus gymnasticus im Prater wurde fleißig besucht. „Gern entziehen sich," bemerkt ein damals geführtes Tagebuch, „die Fürsten der beengenden Etikette und suchen ohne äußeren Prunk auf Promenaden und in kleinen Zirkeln eine Unterhaltung, welche die Hoffeste selten gewähren. Am öftersten begegnet man den Kaiser von Rußland und dem Könige von Preußen in den Abendgesellschaften, von denen sie die des Ministers Grafen Zichy am häufigsten, doch stets unangemeldet besuchen. Die schöne Schwiegertochter des Hauses, die Gräfin Julie, scheint ein Magnet zu sein, der auch die gewohnte Zurückhaltung des Königs von Preußen anzieht." Nicht nur für Wien und dessen Gäste, für das gesammte Bülletins- und Schlachtenberichtmüde Europa hatte der Congreß die Sorge für Unterhaltung und Zeitvertreib übernommen und lieferte den um Neuigkeiten verlegenen Zeitungsschreibern Stoff, ihre Spalten zu füllen. Eine „Chronik des allgemeinen Wiener Congresses" fand selbst in Paris große Verbreitung, ohne jedoch zu leisten, was sie versprochen hatte. „Die politischen Kannegießer" — bemerkt der Moniteur universel — „die Kaffeehaus-Politiker und die unermüdlichen Zeitungskäufer im Palais royal und im Garten der Tuilerien bilden sich vielleicht ein, „die Chronik" enthalte eine Uebersicht dessen, was auf dem Congresse verhandelt wird; sie irren sich sehr. Speculanten im Zeitungsfache sind auf den Gedanken gerathen, ein Blatt zusammen zu schreiben, welchem sie den Namen „Chronik des Congresses" gegeben haben." Dieser Titel that eine wundersame Wirkung. Die Neugierigen in allen Theilen der Welt glaubten, als sie diesen imponirenden Titel lasen, daß sie Tag für Tag regelmäßige Berichte über vertrauliche Conferenzen, diplomatischen Notenwechsel u. s. w. erhalten würden. Diese Täuschung ging bald vorüber; man merkte sehr bald, daß diese Chronik Neuigkeiten auftischte, welche in der nächsten Nummer durch andere, nicht minder gewagte, nur noch anmaßender vorgetragene Behauptungen widerlegt wurden. Begnügen wir uns vorläufig damit, persönliche Bekanntschaften zu machen und an den Vergnügungen, wenn auch nur aus der Ferne, Antheil zu nehmen. — Von allen Persönlichkeiten des Congresses die hervorragendste war unzweifelhaft der Kaiser Alexander, von hoher Gestalt, soldatischer Haltung, in voller Kraft und Blüthe des Mannesalters im siebenunddreißigsten Jahre stehend. Ohne

Feldherr zu sein, entschied dieser, vom Glück begünstigte Fürst die größten Schlachten; ohne ein schöner, oder hervorragend geistreicher Mann zu sein, gewann er alle Frauenherzen, und ohne Diplomat zu sein, leitete er die politischen Intriguen des Congresses und brachte die schwierigsten Angelegenheiten zur Entscheidung. Daß Alexander ein Mann von edler Gesinnung, mit einem Anfluge von Freisinnigkeit und Humanitätsbestrebungen war, wie auf Rußlands Throne noch kein Vorgänger gesessen, verdient die vollste Anerkennung; im Uebrigen war er, was die Kunstsprache des Salons einen „Blender" nennt. Als solchem sind wir ihm während des Feldzuges auf verschiedenen Schlachtfeldern begegnet; er verleugnete diese seine Natur eben so wenig bei den Festlichkeiten und den Verhandlungen in Wien. „Man hat den Kaiser aller Reußen," bemerkt ein feiner Beobachter, „schlechtweg einen schönen Mann genannt; ich für meinen Theil kann den, allerdings sehr relativen, Begriff von männlicher Schönheit nicht, wenigstens nicht, was die Züge seines gewiß geistvollen und einnehmenden Gesichtes betrifft, auf ihn gelten lassen. Das dünne, gekräuselte Haar, der etwas mädchenhaft zartgeröthete Teint, die kleine Stumpfnase stachen unvortheilhaft gegen die muskelreiche, stattliche Gestalt ab. Wenn man nach den Regeln der Form richten wollte, mußte man unstreitig den Preis männlicher Schönheit dem, obschon sieben Jahre älteren, Könige von Preußen zugestehen; allein die Ungezwungenheit Alexanders, die Gewandheit und das hinreißend Lebendige seiner Bewegungen, der Ausdruck im Blick und um den fein gebildeten Mund, das Elastische in Gliedern und Mienen ließen ein kaltes Kunsturtheil gar nicht zur Sprache kommen. Alexander war eine ächt slavische Erscheinung, ohne einem der Völker dieses Namens anzugehören; er war von Natur durchweg zum Kosmopoliten geschaffen, sein Vaterland die Welt; allenthalben fühlte er sich zu Hause und allenthalben behaglicher als zu Hause bei sich. Man kann ihn nicht treffender charakterisiren, als er es selbst thut: „„Ich bin nur ein glücklicher Zufall in Rußland."" — Keiner der anderen Fürsten hatte so angenehme, gesellige Formen, solche Ungezwungenheit selbst bei einem Anfluge von Affectirtheit wie Alexander. Als der Kaiser Franz ihn durch den Oberst-Hofmeister ersuchen ließ, die Rangordnung zu bestimmen, welche bei Tafel, beim Ausfahren u. s. w. beobachtet werden sollte, erklärte er sogleich, daß hierbei das Alter den Vorrang haben müsse, mit der scherzhaften Bemerkung: er thue dies nur, damit die Damen bei dieser Gelegenheit erführen, daß er von den anwesenden gekrönten Häuptern

der jüngste sei. Hiernach war die Rangordnung folgende: 1. der König von Würtemberg (geb. 1754), 2. der König von Baiern (geb. 1756), 3. der König von Dänemark (geb. 1768), 4. der Kaiser von Oestreich (geb. 1768), 5. der König von Preußen (geb. 1770), 6. der Kaiser von Rußland (geb. 1777). Von Alexander circulirten hunderte von Geschichtchen, allerliebst, aber sämmtlich so, daß ihnen zu Anekdoten das Salz fehlt. Es ist immer eine Dosis Rührendes dabei, schöne Beispiele von Humanität, Herablassung, Volksfreundlichkeit; man wird indessen versucht, auch etwas Absicht darin zu finden. Die öffentlichen Beweise der Zärtlichkeit für „mon cher frère Franz" wiederholten sich so oft und waren so sehr auf die Zuschauer berechnet, daß sie zuletzt langweilten und zu allerhand „Wiener Bären" — so nennt man dort fabelhafte Jagdgeschichten — Stoff gaben, wodurch die übertriebenen Schmeicheleien, welche Alexander zu hören bekam, lächerlich gemacht wurden. „Sogar auf die Thiere" — wurde in einem Wiener Blatte erzählt — „scheint der Anblick dieses erhabenen Herrschers lebhaften Eindruck zu machen; man sieht in Schönbrunn jetzt ein Reh mit einem goldenen Halsbande, das bei der letzten Jagd mit Thränen in den Augen auf den Kaiser zusprang, die Knie vor ihm beugte und sich nicht wieder von ihm trennen wollte."

In politischer Beziehung mag Alexanders Liebenswürdigkeit und gute Laune zur Erfrischung der Unterhandlungslust und des guten Einvernehmens vieles beigetragen haben. Jedenfalls war die scherzhafte Bonhommie, welche nicht tief ging, gerade das den verschiedenartigen Stimmungen zusagende, oder doch unverfänglichste Correctiv. Und jedesmal wußte, sei es aus Klugheit oder aus Herzenstrieb, der Gast die Pointen seiner glücklichen Einfälle nach „unserm guten Franzl" hinzurichten. Als ein aber „ganz ausgezeichneter Spaß" wurde es von ganz Wien belacht, daß der Kaiser Alexander sämmtliche Fürsten, welchen der Kaiser Franz Regimenter verliehen hatte, als sie die Einladung zu einem Besuch der Hauptstadt Ungarns erhielten, veranlaßte, auf dem vorschriftsmäßigen Stempelbogen zur Reise über die Grenze um Urlaub einzukommen. Noch mehr wurde ein „Pagenstreich" Alexanders belacht. Es war seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen, daß von der kaiserlichen Tafel vor seinen sichtlichen Augen sehr oft die köstlichsten Braten und Pasteten nach dem Tranchirtisch gebracht wurden, ohne wieder zur Tafel zurückzukehren. Eines Mittags ließ sich unmittelbar vor der allerhöchsten Nase des Zaren ein Fasan nieder, mit kunst-

reicher Papierkrause um den farbenschimmernden Hals, Füße und Schnabel vergoldet, mit Trüffel- und Oliven-Wohlgerüchen die Geruchsnerven berauschend. Es war ein so ausgezeichnet königlicher Vogel „mit Krone und Schweif", daß der Kaiser heut versucht war, wie Philipp von Burgund zu schwören: bei der Jungfrau Maria, meiner Dame und dem Fasan!" Diesmal sollte es bei der bloßen Augenweide sein Bewenden haben; der Vogel flog davon und obschon der Kaiser ihn mit Falkenblicken verfolgte, die schöne Beute war ihm entgangen. Alexander stand verstimmt auf von der Tafel; vergeblich bemühte sich die schöne Gräfin Gabriele von Auersperg, ihn aufzuheitern, er blieb stumm; die Diplomaten argwöhnten hinter dieser düsteren Stirn ein sich zusammenziehendes Gewitter, ihr Witz erschöpfte sich in Muthmaßungen, welche Entscheidung des Schicksals Europas der Kaiser in seinen Gedanken wäge. Niemand errieth, was ihm in dem Kopfe herumging, oder vielmehr herumflog: es war der Fasan mit dem vergoldeten Schnabel. Früher als gewöhnlich und ohne alles Gefolge verließ der Kaiser den Saal und begab sich durch einen Seiten-Corridor nach seinen Gemächern. Da fällt im Vorübergehen sein Blick auf das schillernde Farbenspiel eines Federschweifes, welcher zwischen der Gardine einer Fensternische von Zugluft bewegt, ihm einen verrätherischen Wink gab. Wie ein Blitz fährt es dem Kaiser durch den Kopf — er zieht die Gardine zurück und findet hier zu seiner freudigsten Ueberraschung in einem Handkorbe auf silberner Schüssel den entflohenen Vogel, auf einem Neste von noch uneröffneten Flaschen des edelsten Burgunders und Tokaiers. — Zum Glück ist Niemand gegenwärtig, der bei dem Funde „Halbpart!" gerufen hätte und der Kaiser bringt den reichlich gefüllten Korb in sein Zimmer in Sicherheit. Am nächsten Morgen ladet er den Kaiser Franz zu einem Extra-Frühstück auf seinem Zimmer ein. Alexander läßt sich die Ehre nicht nehmen, seinen kaiserlichen Gast als Tafel- und Kellermeister zu bedienen und setzt den Korb, so wie er ihn hinter der Gardine gefunden, dem Kaiser vor, wobei er das abenteuerliche Jagdglück, welches er gehabt, auf die scherzhafteste Weise zum Besten giebt. Der gutmüthige Franz war nicht im mindesten davon überrascht: „Schaun's," sagte er, „so geht's halt bei uns im Kleinen her, nun können's Sich eine Vorstellung davon machen, wie's bei Ihnen im Großen hergehen thut."

Fast kein Tag verging, daß man nicht ein neues, wenn auch noch so triviales Geschichtchen von Alexander zu erzählen wußte, und wie er es in Paris

vortrefflich verstand, sich durch Schautragung liberaler Gesinnung, Menschenfreundlichkeit und eine ungezwungene Erscheinung populair zu machen, so gelang es ihm auch in Wien, sich die Sitten und Anschauungen des Hofes und der Bevölkerung so anzueignen, daß er fast ausschließlich die Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. „Die öffentliche Meinung stimmte vor wenigen Jahren noch in dem Lobe der Rechtlichkeit und Biederkeit des Kaisers Alexander überein, sie nannte ihn einen rêve-chevalier und glaubte durch dieses günstige Zeugniß einen Mangel an Charakter zu verdecken. Nach und nach hatten nun schon die letzten Jahre das Publikum auf andere Meinung gebracht; der Congreß hat das Urtheil vollends berichtiget und der Kaiser erscheint als ein schlauer, ernstwollender Mann, der nicht selten durch diese Entdeckung an Glorie verliert. Darum sucht auch seine Planmäßigkeit die Meinung zu verwirren durch Unbefangenheit und scheinbare Hingebung, indem er auf Promenaden und sonst an öffentlichen Orten sich immer Arm in Arm mit den unbedeutendsten Menschen zeigt, die nichts als Form und jugendliche Gefälligkeit für sich haben, sonst aber bei aller äußeren Liebenswürdigkeit als beschränkt und unerfahren bekannt sind. Dazu gehören Moritz Woina, der am höchsten in der Gunst steht, der kleine Fürst Liechtenstein und was sonst von Jugend sich durcheinander herumdreht.“ — Daß sich Alexander ganz besonders von dem ehemaligen Vice-Könige von Italien, wie schon erwähnt, angezogen fühlte, hatte zunächst wohl seinen Grund in dessen persönlicher Liebenswürdigkeit; zugleich aber schmeichelte es der Eitelkeit Alexanders, daß eine so ausgezeichnete militärische Berühmtheit, der von Napoleon so sehr bevorzugte Stiefsohn, sein Schicksal mit unbedingter Hingebung in die Hände des „großmüthigen Siegers“ — wie Alexander sich gern nennen hörte — legte.

„König Friedrich Wilhelm III.,“ bemerkt ein einheimischer Theilnehmer am Congreß, „auf welchen sich nächst Alexander die Blicke richten, wurde gewissermaßen durch den Glanz seines kaiserlichen Kampfgenossen in Schatten gestellt. Der stille Ernst, das Gleichmaß königlicher Haltung, welche diese wahrhaft ritterliche Gestalt auszeichneten, vermochten erst nach längerer Anwesenheit das Urtheil zu gewinnen. Politische Sympathien und Antipathien spielen mit zäher Lebenskraft auf Menschenalter in den Volksgeist hinein und nur zögernd läßt dieser von vorgefaßten, in den Ereignissen begründeten, Meinungen wieder los. Wenn schon von Haus aus die norddeutschen Stämme der Niedersachsen und

Westphalen im Zerwürfniß mit den süddeutschen der Alemannen und Schwaben lebten, so hatte sich im Laufe der Jahrhunderte die gegenseitige Anfeindung durch die traurige Vielherrschaft im heiligen römischen Reiche noch gesteigert. Das Zerwürfniß der Kirche hatte seinen tieferen Grund ebenfalls in dem unverträglichen Gegensatze des germanischen Nordens und Südens, der noch schroffer hervortrat, als der stammverwandte Gothenkönig Gustav Adolph sich an die Spitze Norddeutschlands stellte und der protestantisch-lutherischen Kirche den Sieg über süddeutsches Papstthum erfocht.

Die drei schlesischen Kriege Friedrichs des Großen, die ihrem innersten Prinzip nach eine Fortsetzung des dreißigjährigen Krieges waren, da es wie damals galt, die freie Entwickelung in Staat, Kirche und Wissenschaft gegen römisches Pfaffenthum und östreichische Zwingherrschaft zu schirmen, trugen nicht dazu bei, daß Norddeutschland und Süddeutschland sich näher befreundet hätten, und ganz besonders hatte sich ein unglückseliger Nationalhaß zwischen den Oestreichern und den Preußen ausgebildet. War es doch so weit gekommen, daß man 1805 in Berlin sich ins Fäustchen lachte, als die Oestreicher bei Ulm und Austerlitz tüchtige Kloppe bekamen, wogegen dann im nächsten Jahre die Wiener das große Vergnügen hatten, daß es den Preußen bei Jena und Magdeburg wo möglich noch schlechter ergangen sei.

Selbst während des so eben rühmlich beendeten Feldzuges, wo Preußen und Oestreicher in mancher Schlacht gemeinschaftlich den Sieg erfochten, gemeinschaftlich auch aus mancher Schlacht übel zugerichtet den Rückzug angetreten hatten, war der langjährig gehegte Groll nur allzu oft auf den Märschen, in den Lagern und Cantonnirungen zum Vorschein gekommen und hatte seinen entschiedensten Ausdruck in dem schroffen Gegenübertreten Blüchers gegen Schwarzenberg erhalten, was sich in gleicher Weise in dem schreibenden Hauptquartiere wiederholte, wo Hardenberg und Metternich in beständig feindseliger Haltung einander gegenüberstanden. Um so erfreulicher für den wahren deutschen Vaterlandsfreund war es zu bemerken, daß Friedrich Wilhelm III. durch sein persönliches Erscheinen, durch seine bescheidene Zürückhaltung, ohne sich je etwas zu vergeben, besonders aber durch seine Vorliebe für das Volkstheater der Leopoldstadt, eine Vorliebe, welcher er späterhin in Teplitz viele Jahre hindurch treu blieb, den Wienern ein so werther Gast war, daß es schien, als wolle man durch die freundliche und freudige Aufnahme, welche ihm, wo er erschien, erwiesen

wurde, offen und ehrlich zeigen, wie von einer feindseligen Gesinnung zwischen dem Oestreicher und dem Preußen nicht mehr die Rede sein dürfe.

Von ganz anderem Schlage als der Kaiser Alexander war sein Bruder, der Großfürst Constantin, der von so rauhen, man könnte sagen rohen Manieren war, daß man ihn nur „den ungeleckten Bären" nannte. Keine Dame der Gesellschaft war vor seiner unverschämten Zudringlichkeit sicher und selbst die Straßendirnen flohen, wenn sie von seinem Lieblingsparfüm, dem Juchten, Witterung hatten, da er denselben nicht nur als Bisam in der Brusttasche trug, sondern auch im Geflecht des Kantschus zu genießen gab. Schneider und Schuhmacher, welche für ihn arbeiteten, kamen nie ohne einige Jagdhiebe davon.

Auf allen Herbergen wurde die Leutseligkeit und Herablassung — der gemeine Mann nannte es: „Niederträchtigkeit" — des Kaisers Alexander gerühmt, welcher auf den, von dem Schneider, der ihm das Maaß zur östreichischen Uniform genommen, als Album präsentirten Papierstreifen seinen Namen geschrieben hatte. Von dem Großfürsten Constantin wurde als Gegenstück erzählt, daß, als der Schneider, welchen er mit dem Cürassier-Collet um die Ohren schlug, weil es schlecht sitze, Se. kaiserliche Hoheit auf Dero allerhöchste Hüften aufmerksam zu machen sich erlaubte, von ihm mit flachen, aber dennoch sehr fühlbaren Säbelhieben auf und davon gejagt wurde. Durch das, von einem erfahrenen Wachtmeister des, dem Großfürsten verliehenen, östreichischen Cürassier-Regiments Hohenzollern empfohlene Mittel: Collet und Beinkleid 24 Stunden in feuchter Kellerluft aufzuhängen, ward endlich der pralle Anschluß der Uniform erreicht. „Dies gab," wie ein Augenzeuge berichtet, „dem Großfürsten Gelegenheit, seine kräftigen, muskelstarken Formen in allen ihren Umrissen sehen zu lassen, was manchen Damenfächer in Bewegung setzte und schamrothe Erinnerungen an die nicht minder knappe Tracht des einst in den Wiener Salons unternehmend aufgetretenen Herzogs von York hervorrief." —

Die dem Kaiser Alexander und dem Könige von Preußen verliehenen Regimenter hatten alle Ursache, sich dieser Auszeichnung zu freuen, da sie von den erlauchten Inhabern reichlich beschenkt und wenig geplagt wurden. Das Gegentheil that der Großfürst Constantin, welcher seinem Cürassier-Regiment ärger mitspielte, als jemals ein Knabe den bleiernen Reitern, welche er zum Weihnachtgeschenk erhielt. Täglich ließ er das Regiment ausrücken, oft Stundenlang auf

sich warten, dann wurden die anstrengendsten Uebungen gemacht, so daß Mannschaft und Pferde in den elendesten Zustand geriethen. „Der Commandeur des Regiments, Fürst Windischgrätz, ein feiner und sensibler Cavalier, welchem der moskowitische Rumor durchaus nicht gefiel", hatte höheren Orts Vorstellung gegen diese, das Regiment zu Grunde richtenden, Märsche und Uebungen gemacht; der General-Commandant von Wien, Prinz Ferdinand von Würtemberg, hatte dem Großfürsten Schonung des Regiments empfohlen, ohne daß dieser Rücksicht darauf nahm. Endlich kam es zu einem höchst ärgerlichen Auftritte. Der Großfürst bestand darauf, das Regiment ganz auf russischen Fuß zu bringen. Als er nun eines Tages Bewegungen befahl, welche dem östreichischen Exercier-Reglement fremd waren, stellte ihm Fürst W. in angemessenen Worten vor, wie er, als Oberst und Commandeur des Regiments, ein reglementswidriges Exercitium nicht wohl zulassen könne. Der Großfürst gerieth in Zorn, sprengte auf dem Fürsten zu und faßte ihn unter Fluch- und Schimpfreden unsanft beim Ohr.*) Gelassen steckte der Fürst seinen Degen ein, übergab das Commando dem Oberst-Lieutenant, meldete dem General-Commandanten was vorgefallen und schickte dem Großfürsten eine Ausforderung auf Pistolen. Der Kaiser Alexander bezeigte dem Bruder sein allerhöchstes Mißfallen mit seinem Benehmen, Constantin mußte Abbitte und Ehrenerklärung leisten und der Kaiser fand für gut, ihn bald darauf „in wichtigen Aufträgen" nach Warschau zu schicken. Nicht so leicht wie mit dem böhmischen Fürsten gelang es ihm, sich mit dem böhmischen Postillon abzufinden. Auf einer der ersten Stationen in Böhmen gerieth der jähzornige Großfürst in äußerste Wuth darüber, daß die Pferde nicht eben so rasch bergauf wie bergab laufen wollten, und als Fluch- und Schimpfworte nicht halfen, schlug er dem Postillon, welcher seine vier, neben einander angespannten Rosse vom Bock lenkte, den Hut vom Kopfe, faßte ihn beim Schopf und hämmerte unter dem Zurufe: „Tringeld! Trinkgeld!" auf den Schädel mit so harten Faustschlägen, daß, wäre es nicht ein böhmischer gewesen, er zuverlässig geborsten sein würde. Zum Glück für den Postillon war sein Hirnkasten von härterem Stoffe als die Faust des Großfürsten, so daß dieser des grausamen

*) Dergleichen und noch Anderes kam bei der russischen Armee vor. Verf. war Augenzeuge davon, daß der sanfte, humane Kaiser Alexander einem seiner Generale Ohrfeigen gab; Constantin hat noch später in Warschau polnische Stabs-Offiziere also tractirt.

Spieles endlich genug sein ließ und mit einem da capo drohte, wenn er die Pferde nicht schärfer antreiben würde. Der Postillon stieg, unter dem Vorgeben, daß die Stränge nicht in Ordnung wären, vom Bock und machte sich bei den Pferden zu schaffen, mit der Versicherung, daß es nun gleich losgehen sollte. Kaum aber hatte er die Pferde abgesträngt, als er dreien den Rückweg anwies, sich auf das vierte schwang und mit dem Zurufe: „Du sollst dein Trinkgeld doppelt und dreifach zurückerhalten!“ ein wohlunterhaltenes Peitschenpelotonfeuer mit allen nur möglichen Knalleffecten auf den Großfürsten eröffnete, welcher, um seine Augen nicht Preis zu geben, sich umdrehte und in die Ecke des Wagens verbarg. Unser Postillon gehörte aber zu jenen geübten Schützen, welche darauf wetteten, eine Fliege, welche auf der Ohrspitze des Pferdes saß, mit der Peitsche zu erlegen, ohne das Pferd zu berühren. Wohin sich also auch der Großfürst verkriechen mochte, das Geschoß des Wagenlenkers verfehlte nie sein Ziel. Nachdem er so dem russischen Prinzen eine derbe böhmische Lection beigebracht, ritt er auf und davon und von einem nahegelegenen Hügel blies er auf dem Posthorn ihm das damals beliebte russische Abschiedsliedchen: „Schöne Minka, ich muß scheiden“ u. s. w. vor. Der Großfürst sah sich genöthigt, seinen Adjutanten zur Poststation zurückzuschicken, um ihm Genugthuung und frische Pferde zu verschaffen. Der Postillon hatte den Vorgang bereits gemeldet, und wurde von dem Postmeister, welchen der Großfürst ebenfalls persönlich beleidigt hatte, in Schutz genommen. Man gönnte Sr. kaiserlichen Hoheit Muße, eine halbe Nacht auf der Landstraße über das Trinkgeld, was er in falschgemünzten „Kopfstücken“ ausgezahlt und in Wiener Währung mit Aufgeld zurückerhalten hatte, nachzudenken.

Der König Max von Baiern machte keinen Anspruch darauf, bei Hofe und in der Stadt Aufsehen zu erregen. Er besuchte fleißig die Wochenmärkte und fragte, eben so wie er es in München zu thun pflegte, die Bauerfrauen über die Preise der Butter und Eier aus. Bevor er nicht einen Keller, wo ein Seidel gutes Bier und den Wurstelprater ausfindig gemacht hatte, war er am Heimweh krank.

Neigungen ganz anderer Art ging sein Thronfolger, der Kronprinz Ludwig, nach. „Der Kronprinz,“ schrieb damals ein Mitlebemann des Congresses, „befaßt sich wenig mit militairischen Spectakeln, hängt lediglich den Musen nach und zieht den Hoffesten die Vergnügungen bürgerlichen Stiles vor. In den Ateliers

der Künstler, in den reichen Kunstsammlungen Wiens und bei den Antiquitäten- und Bilderhändlern spricht er fleißig ein.“ Sein klassisch gebildeter Kunstsinn ward hier durch eine Entdeckung bewährt, sein Eifer für das Schöne durch eine Erwerbung gekrönt, welche mit zu den glücklichsten gehört, die für die Antiken-Sammlung in München jemals gemacht wurden. Der Kronprinz hatte von einem Marmor-Torso (verstümmelter Körper ohne Kopf, Hände und Füße) gehört, welcher sich im Besitz eines Professors der Anatomie, Namens Barth, befinde. Sogleich bei dem ersten Besuche erkannte der Kronprinz den hohen Werth dieses Bruchstücks und wurde mit dem Besitzer um den Preis von einigen Tausend Gulden (man sagt 3000 Fl.) Handels einig. Ueber die Herkunft dieser wahrhaft wunderwirkenden Reliquie war Folgendes bekannt. Der große Mathematiker Tycho de Brahe hatte diese, damals noch wohlerhaltene, Statue 1599 aus Rom nach Prag gebracht, wo sie in der Antiken-Sammlung im königlichen Schlosse aufgestellt wurde. Während einer Belagerung im dreißigjährigen Kriege verlor sie Kopf und Arme und wurde in ein Gewölbe des Schlosses zu anderem Trödel geworfen. Kaiser Joseph II., der nach beendetem siebenjährigem Kriege eine reiche Erbschaft an — Schulden übernommen hatte, ertheilte Befehl: „alles, was in den kaiserlich königlichen Schlössern, desgleichen in aufgehobenen Klöstern in schadhaftem Stande sich vorfinde, im Aufschlag (Auction) zu verkaufen.“ Fand man in einer Gruft die zinnernen Särge schadhaft, so wurden die Leichen — und dies geschah sogar mit Kaiser Albrechts I. Leiche in der Karthause zu Garning — anderwärts untergebracht und das Zinn eingeschmolzen. Demnach war es in der Ordnung, daß auch die verstümmelten antiken Statuen unter den Hammer — nicht des Bildhauers, sondern — des Auctionators gebracht wurden. Einem Juden wurde jener alte Marmor für 51 Kreuzer zugeschlagen; er überließ ihn einem Steinmetz, welcher den schönen, weißen Marmor zu einem Mörser für einen Apotheker zu verarbeiten gedachte, mit einigen Kreuzern Profit und von diesem kaufte ihn Professor Barth für fünf Gulden Münz. — Alterthumskenner und Bildhauer in Wien hatten auf den hohen Werth des Torso, in welchem man einen Sohn der Niobe, Ilioneus, und zwar eine Originalarbeit des Praxiteles, erkannte, aufmerksam gemacht. Dieselbe Figur befindet sich unter denen der berühmten Gruppe der Niobe in Florenz, welche seit dem von dem Kronprinzen von Baiern in Wien gethanen Funde nur für die Arbeit von zweiter Hand gelten konnte.

Doch nicht nur im kalten Marmor, auch da, wo es Fleisch und Blut geworden, vom Hauch des Lebens durchglüht, erkannte der Kronprinz Ludwig das Schöne und huldigte ihm. Seine übersprudelnde Begeisterung riß ihn oft bis zur Selbstvergessenheit hin und da er nicht gut hörte, neigte er sich mitunter etwas allzu vertraulich zu den Lippen der Damen, was nicht immer gut aufgenommen wurde. Es kam bei solcher Veranlassung zu einem heftigen Auftritte zwischen ihm und dem Kronprinzen von Würtemberg. Dieser, welcher sich in dem Feldzuge 1814 als einen tüchtigen, wenn auch nicht immer glücklichen Feldherrn erwiesen, erlaubte sich gegen den Kronprinzen von Baiern, „welcher zwar viele Verse zu Ehren der deutschen Freiheit losgelassen, nie aber für sie den Degen gezogen habe," einige ungehörige Ausfälle. Es erfolgte hierauf eine Ausforderung, welche jedoch durch das Dazwischentreten des Kaisers von Rußland und die Vermittelung der Großherzogin von Oldenburg zurückgenommen wurde. Bald darauf kam es zu einem noch unangenehmeren Auftritte.

„Der Kronprinz von B.," so schildert ihn Nostiz, „sieht schlecht aus, ein fahles Haar, einen Mund ohne Zähne, ein blasses Gesicht, eine Gestalt ohne Ausdruck. Es ist ein Prinz, der das Gute will, jedoch es nie thun wird, wenn es Geld oder Entschlossenheit erfordert. Er spricht gern, hilft sich, wo es nicht anders geht, durch Fragen, die oft ungeschickt herauskommen, breitet sich aber lieber über das Thema deutscher Gesinnungen aus. Das Deutschland der Baiern aber hört bei ihren Grenzmarken auf" . . . Obschon der Kronprinz von durchaus gutmüthiger und friedfertiger Gesinnung war, der nie darauf ausging, Händel zu suchen, oder zu beleidigen, verwickelte ihn sein vorlautes Wesen mehrmals in unangenehme Händel. „Neulich auf dem Balle des russischen Gesandten Stackelberg ereignete sich ein Fall, der alle Anwesenden in Erstaunen setzte. Der Minister Stein hatte alle Ursach, mit der Rolle, welche Baiern auf dem Congresse zu spielen sich anmaßte, unzufrieden zu sein; er hatte im Gespräch mit einem der anwesenden Fürsten sich sehr günstig über den Kronprinzen von X. ausgesprochen, als hinter seinem Stuhle der Kronprinz von B. sehr vernehmlich rief: „Gewesen! Gewesen! Der Kronprinz von X. ist sonst ein hoffnungsvoller Prinz gewesen, er entspricht durch sein jetziges Benehmen aber nicht mehr den Hoffnungen. Haben das Ew. Excellenz nicht auch gehört?" „„Habe nichts davon gehört,"" antwortet Stein ganz brüsk. „Nun, der Verfasser wird doch seine eigenen Sachen lesen," erwidert der Kronprinz. Jetzt

springt Stein schäumend auf und schreit: „„Mon Prince, c'était un propos insolent, que vous vous êtes permis de tenir et (mit gehobener Faust) gare à quiconque osera le répéter.““ Nach einer Weile kam der Kronprinz zurück, um Stein um Verzeihung zu bitten und sich gegen ihn zu erklären.“

Ueber einen, im Rheinischen Merkur vom 31. Octbr. 1814 enthaltenen Artikel, worin die Hinneigung Baierns zu Frankreich sehr scharf beurtheilt wurde, kam es zwischen dem Kronprinzen von B. und Stein bei einer fürstlichen Mittagstafel wiederum zu einem lebhaften Auftritt. Der Kronprinz äußerte: „Ja, es wird viel tolles Zeug jetzt geschrieben, wie von den Görres und Andern, die Stein jetzt beschützt;“ worauf Stein mit erhobener Stimme ihm zurief: „Ich bitte, daß Ew. Königl. Hoheit Ihre Stellung nicht vergessen, wer Sie sind und wer ich bin. Es ist nicht schicklich, in so großer Gesellschaft auf diese Weise Namen laut zu nennen.“ —

„Sagen's, wer ist die gewichtigste Person bei dem Congreß?“ galt für ein Räthsel, welches der Kaiser Franz im vertraulichen Kreise aufgegeben habe. Und als ihm einstimmig geantwortet wurde: „Ew. kaiserliche Majestät!“ sagte er: „schaun's, ich wieg' nit ahn Loth über 137 Pfund Apothekergewicht, und der König von Würtemberg wiegt 537 Pfund Fleischergewicht.“

Ueber das öffentliche Erscheinen dieses umfangreichen Herrschers meldet man: „Es darf des heitren Eindrucks nicht vergessen werden, welchen die eigenthümliche Zusammenstellung der Equipage, deren sich damals der König von Würtemberg bediente, im Publicum hervorbrachte. Sie bestand aus einer muschelförmigen, gerade nur für Ihro starkbeleibte Majestät Raum gewährenden Chaise, davor vier Braune, die Stangenrosse Langschwänze, die Vorlegpferde englisirt, gespannt waren, und je zwei von Jokeys, in eine Art von scharlachrothem Wamms mit gelben Aermeln gekleidet, gelenkt wurden. Man konnte nicht unterlassen zu bemerken, daß dieses Fuhrwerk sehr mit den stadt- und landesüblichen Kutschen contrastirte. Da der König Friedrich immer finster ausschaute, niemals für einen Gruß dankte, so unterließen es die Wiener sehr bald ihn zu grüßen. An der kaiserlichen Tafel und wo sonst König Friedrich zu Tisch geladen wurde, war für seinen mehr als königlichen Bauch ein besonderer Platz mit einem concaven Ausschnitte eingerichtet.“ — Bei dem Congreß in Erfurt bemerkte einst Napoleon: Seine Majestät von Würtemberg ist immer der Letzte bei Tisch und kommt doch nie anders als „Ventre à terre!“ (den

Bauch am Boden) — ein Ausdruck, der auf der Rennbahn von den Pferden in der Carrière gebraucht wird.

Einer großen Beliebtheit erfreute sich der König Friedrich Christian von Dänemark, obschon auch er für „einen sonderbaren Kauz" galt. Er war von mittelgroßer schmaler Gestalt, hatte ein merkwürdig gebildetes Profil mit eckiger Stirn, das Haupt nur spärlich mit Haar bedeckt. Wenn man ihm im dunkelgrünen Oberrock, auf seinen Knotenstock gestützt, beim ärgsten Schneewetter in den entlegensten Vorstädten begegnete, konnte man ihn für einen Sprachmeister oder Musiklehrer halten, welcher für 24 Kreuzer die Stunde Lection ertheilt; man gab ihm den Spitznamen: „König von Dantelmarkt". Da er, so viel es seine Mittel erlaubten, mildthätig, jeden Straßenbettler beschenkte, kein an ihn gerichtetes Gesuch unbeachtet ließ, seine nächste Aufmerksamkeit den Wohlthätigkeits- und Bildungsanstalten widmete, die interessantesten Klöster und Fabriken der Umgegend besuchte, hatte der, bis dahin gänzlich Unbekannte bald die Herzen des Volkes gewonnen, das ihn einen sehr unterrichteten, aufgeklärten, „guten und braven Herrn" nannte und ihm überall mit hoher Achtung begegnete. Die armselige Rolle, welche dieser „gute und brave König von Dänemark" in dem letzten Kriege als Verbündeter Napoleons gespielt, war freilich den guten Wienern, welche sich damals sehr wenig um die innere und gar nicht um die auswärtige Politik bekümmerten, gänzlich unbekannt geblieben. Trotz aller Treulosigkeiten, welche er gegen die Verbündeten und insbesondere gegen Preußen verübt, hatte er nicht versäumt, bei dem diplomatischen „Allerseelenfeste" sich einzufinden, um in seinem Portefeuille auch einige Seelen zur Entschädigung für das ihm abgenommene Norwegen mit nach Haus zu nehmen. Der Handel gelang ihm nicht ganz nach Wunsch und soll er dem Kaiser Alexander, als dieser ihm bei dem Abschiede mit Anspielung auf die Liebe, welche er sich bei den Wienern erworben, sagte: „Sie nehmen alle Herzen mit sich fort!" geantwortet haben: „aber leider! nicht eine einzige Seele!" —

Unter den anwesenden kleineren deutschen Fürsten war unzweifelhaft der Herzog August von Weimar, Göthe's vertrauter Freund, die interessanteste Persönlichkeit. Während des Feldzugs 1814 hatte er ein deutsches Armeecorps in den Niederlanden befehliget und hoffte, von dem mächtigen Schwager seines Erbprinzen unterstützt, in Wien gute Geschäfte zu machen. „Der alte Herzog von Weimar," schreibt Nostiz, „lebt hier so burschikos fort, wie er es immer getrie-

ben. Die Welt gefällt ihm und er ist ihr immer durch Lebenslust verbunden, wenn auch das vorgerückte Alter seine ehemalige Beweglichkeit und Rührigkeit in einigen Punkten gemäßiget hat. Nur bei den Jagdpartien ist er unermüdlich, immer der Erste und der Letzte auf dem Platze. Er soll interessante Briefe an Göthe und andere Freunde von hier aus geschrieben haben." —

„Der Herzog von Coburg — er war ebenfalls commandirender General im letzten Feldzuge gegen Napoleon gewesen — ist groß und stark, doch nicht zum vorzüglichsten Ruhme großer Menschen, denen man nicht mit Unrecht nur zu oft Kleinheit des Geistes vorwirft." —

„Der Großherzog von Baden, groß, dunkel, leer und gesund. Der Graf Hochberg, badischer General und zweiter seiner Familie, gehört durch gleichen Vater zum regierenden Fürstenstamme. Das Geschlecht ist anerkannt, doch will sich Baiern die Erbfolge nicht gefallen lassen. Der Graf ist ein junger, hochgewachsener Mann, ein tüchtiger Soldat, der viele Dinge in der Welt gesehen hat."

Wenn wir den Kaiser Franz in dieser Fürstengesellschaft zuletzt nennen, so thun wir dies in seinem eigenen bescheidenen Sinne, der, als Wirth vom Hause, auch den an Rang Geringeren gern den Vortritt gestattete. Durch die vielen harten Schläge, welche den Kaiser Franz auf den Schlachtfeldern, auf den Friedenscongressen, als Feldherr und als Staatslenker, in dem eigenen Hause als Gatte und Familienvater betroffen, war er vor der Zeit gealtert und, obschon er nur zwei Jahre älter als der König von Preußen war, konnte er leicht für dessen Großvater angesehen werden. Bei anscheinender Schwächlichkeit war der Kaiser dennoch von unermüdlicher Ausdauer und leistete Unglaubliches. Er war vier Mal vermählt und hatte von seiner zweiten Gemahlin dreizehn Kinder. Sein Tagewerk begann vor Tages Anbruch. Sommer und Winter hindurch fand man ihn um 6 Uhr des Morgens und oft noch früher an seinem Schreibtische, wo er sich Vortrag halten ließ, oder auch Fremde von Auszeichnung empfing, mit denen er über wichtige Angelegenheiten sich vertraulich zu unterhalten wußte.*) Um 7 Uhr des Morgens ertheilte er zweimal in der Woche Audienz; Mittwochs

*) Dem Verfasser theilte einst der hochberühmte preußische, polizeigewaltige Minister des Unterrichts von Kamptz mit, daß er während seines Besuches in Wien vor dem Laibacher Congresse täglich des Morgens 6 Uhr von dem Kaiser empfangen worden sei, dessen juristische Kenntnisse ihn in Verwunderung setzten. Daß jenes bekannte, von dem Kaiser einer Deputation der Laibacher Universität entgegnete Schlagwort: „totus mundus stultisat", ein Ergebniß der mit Herrn von Kamptz gepflogenen Unterhaltungen war, steht zu vermuthen.

war Privat-Audienz, zu welcher Großwürdenträger, Gesandte, hohe Staatsbeamte und der hohe Adel Zutritt hatten, aber auch jeder Andere, dessen Anliegen eine umständlichere Entwickelung oder größere Geheimhaltung erforderte. Zu den öffentlichen Audienzen, welche am Freitage statt fanden, hatte Jedermann, weß Standes er auch sein mochte, Zutritt. Da er deutsch, italienisch, französisch und lateinisch geläufig sprach, bedurfte er selten eines Dolmetschers und da die mehrsten Gesuche Betteleien waren, so wurden sie mehrentheils auf der Stelle befriedigt. Es fanden sich erblindete Leierkastenspieler ein, welche zur Instandsetzung ihrer verstimmten Drehorgel um einige Gulden baten, Invaliden, deren hölzernes Bein neu vorgestiefelt werden mußte, arme Handwerksgesellen, welche um das Geld zum Meisterwerden baten, hübsche Bauermädchen, denen zur Ausstattung noch das Brautbett fehlte, und was dergleichen Anliegen mehr waren. Selbst während des Congresses setzte der Kaiser die Audienzen nicht aus, obschon er sich genöthigt sah, sie abzukürzen, wenn die Reitpferde zur Parade, die Wagen zur Jagd ihn erwarteten, zu denen er seine hohen Gäste eingeladen hatte.

Keiner der anderen anwesenden Fürsten würde einen so liebenswürdigen und aufmerksamen Wirth bei sich zu Haus gemacht haben, wie es Kaiser Franz war, der es sich angelegen sein ließ, einem jeden Wunsche seiner Gäste, noch bevor er ausgesprochen war, entgegen zu kommen und, was ihm bei der strengen Etiquette, in welcher er erzogen war, hoch anzurechnen ist, ohne jemals den Anderen einen Zwang anzuthun, wogegen er aber auch für sich die Freiheit in Anspruch nahm, sich in seiner gewohnten Lebensweise so wenig als möglich stören zu lassen, so daß er auch während des Congresses sein Privatvergnügen: im chemischen Laboratorium superfeine Zinnober-Siegellackstangen zu gießen, nicht aufgab. —

Drittes Kapitel.

Die Damenwelt des Congresses. — Die Kaiserinnen von Oestreich und Rußland. — Die Großfürstinnen von Oldenburg und Weimar. — Das schöne Geschlecht in Wien. — Die Schönheiten nach des Kaisers Alexanders System. — Damenportraits von Mephisto-Nostiz ins Schlimme, von Faustus-Varnhagen ins Schöne gezeichnet. — Die Salons der Gräfinnen Fuchs, Julie Zichy, Herzogin von Sagan, Fürstin von Fürstenberg, der Baronin Arnstein, Baronin Eskeles, Frau von Geymüller; — des Fürsten de Ligne, dessen Leben und Leichenbegängniß. — Ein dritter Führer durch die Salons der vornehmen Welt: Graf de la Garde. — Das corps diplomatique durch die Frauen vertreten. — Abendunterhaltungen bei der Kaiserin Ludovica in der Burg. — Der Fürst Anton Radziwill. — Der Bund der Troubadours. — Lebende Bilder. — Französische Komödien. — Scenen aus Wallensteins Tod.



Dem geistreichen Ausspruche des großen atheniensischen Staatsmannes Perikles beistimmend: „daß diejenigen Frauen die besten seien, von denen weder im Guten noch im Bösen öffentlich gesprochen werde,“ dürfen wir die beiden Kaiserinnen von Oestreich und von Rußland mit vollstem Rechte zu den besten — wenigstens bei dem Congresse — zählen; denn so wenig, wie von diesen beiden Damen, war von keiner der anderen, welche den hohen und höchsten Kreisen angehörten, die Rede. Die Gemahlin des Kaisers Franz, obwohl die Enkelin eines Hercules, Herzogs von Modena aus dem Hause Este, war von so schwankender Gesundheit, daß sie nur selten an den gemeinschaftlichen Belustigungen und öffentlichen Festen Theil nehmen konnte. Ein einziges Mal sah man sie bei einer Falkenjagd in Laxenburg zu Pferde. Das Fahren konnte sie nicht vertragen,' weshalb sie sich in einer Sänfte oder auf einem Armsessel tragen ließ. Mit dem Diadem von Edelsteinen, um Hals und Arme reiche Perlenschnüre, das goldstoffene Gewand mit Brillanten besetzt, glich die todtenbleiche, schwarzgelockte, zarte Gestalt in ihrer

schweigenden Erscheinung einer jener wunderthätigen Madonnenstatuen, welchen Hülfesuchende das Köstlichste irdischen Gutes verehrt haben.

Die Kaiserin von Rußland konnte nur ihr Rang und ihre Diamanten, nicht Geist und Schönheit zur Geltung bringen. Ihre Heiterkeit war eine erzwungene, auf ihrem Gesicht lag die Bekümmerniß eines unbefriedigten Herzens, ein Trübsinn, welchen das Feuer der Edelsteine des Ural und Kaukasus nicht aufzuhellen, eine Sehnsucht, welche die Perlen des Orients vom reinsten Wasser nicht zu löschen vermochten. Man erging sich in Vermuthungen und wollte den Grund ihrer Mißstimmung zunächst darin finden, daß sie sich von ihrem Gemahl auffallend vernachlässigt sah, während der Kaiser Franz für keine Andere, als für seine Ludovica Augen hatte. Auch König Max von Baiern, dessen Gemahlin eine Schwester der Kaiserin von Rußland war, zeigte sich bürgerlich ehrsam auf den öffentlichen Spaziergängen nie anders, als mit der Gattin am Arm, Alexander dagegen immer ohne die Gemahlin, der er auch bei den Festlichkeiten niemals eine besondere Aufmerksamkeit bewies. „Schon dieser Unterlassungsfehler hätte die Quelle zu mancher düstern Sorge werden müssen, hätten nicht Auszeichnungen, welche der Selbstherrscher — der in manchen Punkten keineswegs ein Selbstbeherrscher war — der jungen und wahrhaft wunderhübschen Fürstenwittwe Gabriele von Auersperg erwies, deutlicher gesprochen, als alles andere. Ueber das eheliche Verhältniß im zweiten Stockwerk des Amalienhofes (Wohnung des russischen Kaiserpaares) glaubte nun die öffentliche Meinung absprechen zu dürfen. Jener Schönsten der Schönen verdachte es in dem keineswegs sittenstrengen Wien Niemand, daß sie den mit geistigen und körperlichen Vorzügen begabten Zar, dessen Scepter mehr als ein halber Welttheil gehorchte, zu ihren Füßen schmachten ließ, was die tugendhafteste Frau in ihrer Lage und Stellung ohne anzustoßen sich wohl erlauben durfte. Für die Kaiserin von Rußland interessirte man sich, weil sie leidend war, ihr Gemahl im Rühmen ihrer Güte und Liebenswürdigkeit kein Ende finden konnte, endlich wegen der unerheblichen, indeß eben darum in ihrer persönlichen Wirksamkeit um so bemerkenswertheren Aehnlichkeit mit „unserer guten, seligen Kaiserin Theresel“, welche sehr entfernte Aehnlichkeit hauptsächlich durch die — ich verwahre mich feierlichst gegen die Absicht unzarten Spottes! — von einem Frostübel geröthete Nase veranlaßt wurde.“

Andere vermeinten einen tiefer liegenden Grund der Schwermuth der Kaiserin darin gefunden zu haben, daß ihre Ehe kinderlos blieb. Demungeachtet

war ihre Liebe zu Alexander so groß, daß, so oft sie der Tochter, welche die Fürstin Nariskin dem Kaiser geboren hatte, begegnete, sie das junge Mädchen mit Küssen und Liebkosungen überhäufte, um so den Doppelschmerz der Gattin und Mutter zu betrügen.

„Die beiden Großfürstinnen Katharina, verwittwete Herzogin von Oldenburg, und Maria, Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar, Schwestern des Kaisers Alexander, gewährten das schönste Bild der mit Hoheit vereinten Frauenhuld und Liebenswürdigkeit und nicht ohne freudigen Antheil vernahmen diejenigen, welche in der Großfürstin Katharina die seltenste Begabung geistigen Hochsinnes und leuchtenden Verstandes zu würdigen im Stande waren, daß diese Prinzessin aufs neue eine deutsche Landesmutter zu werden bestimmt sei; ein Name, den sie als Königin von Würtemberg später im wahrhaften Sinne großartig bewährte; leider sollte der schöne Beruf dieses Lebens nicht von langer Dauer sein! Glücklicher war hierin Weimar; noch strömen ihm ununterbrochen die Segnungen des Ernstes und der Anmuth, welche sich dem Dasein und Wirken einer hohen Frau verbinden, von der Göthe einst mit Wahrheit schreiben konnte, daß sie jeden Stand zu erhöhen geeignet gewesen wäre, und selbst auf dem höchsten noch persönliche Bewunderung erregte.“

Wien war von jeher und ganz besonders zur Zeit des Congresses reich an schönen Frauen; auch pflegte man hier die weibliche Schönheit nicht wie in Italien nur in den bürgerlichen Kreisen und bei den Landmädchen des Gebirges, oder wie in England nur in den Familien der Herzöge und Lords zu finden; in Wien ist sie ein Gemeingut der gesammten Bevölkerung, so daß das Landmädchen, die Bürgerstochter, die Gräfin und Herzogin von gleich werthvollem Gepräge sind und in allen Kreisen Schönheiten ersten Ranges gefunden werden. Der bewährte landwirthschaftliche Grundsatz: „il faut croiser les races“ scheint hier nicht nur bei Merino und Vollblut, auch in höheren Lebenskreisen mit glücklichem Erfolg in Anwendung gebracht worden zu sein. Diese Kreuzung der Racen wird hier durch das Zusammentreffen verschiedenartiger Volksstämme begünstiget, von denen keiner zu den von der Natur verwahrlosten gehört; vielmehr haben der Lombarde, die Venezianerin, der Ungar, die Polin, der Böhme, der Oestreicher und Tyroler sämmtlich gleichen Anspruch, der edelsten Bildung kaukasischen Stammes anzugehören. Dies macht sich ganz besonders in den höheren Kreisen der Gesellschaft bemerkbar, wo vornehmlich die Töchter, welche un-

garische oder böhmische Väter und deutsche Mütter, oder umgekehrt, hatten, den Preis der Schönheit davontrugen. Durch diese Vermischung edlen Blutes verschiedener Stämme erschien die vollendete Schönheit in den verschiedensten Spielarten, von denen eine jede ihre eigenthümlichen Reize besaß. Der Kaiser Alexander hatte sich das Studium der Schönheiten zur besonderen Aufgabe gemacht, und das Ergebniß seiner ästhetischen Untersuchungen in der Galerie lebender Bilder war, daß er sich rühmte, für sechs unterschiedene Schönheiten das Urbild in der Wirklichkeit gefunden zu haben: la beauté céleste, Julie Zichy; la beauté coquette, Karoline Szecheny; la beauté du diable, Gräfin Saurma; la beauté triviale, Sophie Zichy; la beauté étonnante, die Esterhazy Roisin; la beauté qui inspire seul du sentiment, die Fürstin Gabriele Auersperg.

„Außer diesen Damen," bemerkt der Schalk und schadenfrohe Kritisirer K. v. Nostiz, „giebt es hier noch andere genug, die fähig sind, Gefühle einzuflößen nach gegenseitigem Wunsch und Bedürfniß. Zu den jungen aufblühenden Schönheiten des Landes gehören die Gräfinnen Stahremberg, Wrbna u. s. w., die lebendig, zart und so frisch sind, als es das Stadtleben in engen Mauern und bei mehr Kerzen- als Sonnenschein und immerwährendem Tanzen zuläßt. Die einheimischen Schönheiten haben durch die neu hinzugekommenen sich vermehrt, ohne daß die älteren deshalb abtreten. Namen, die vor 10 Jahren die Schönheit und Liebenswürdigkeit der Hauptstadt bezeichneten, werden noch auf den Lippen, wenn auch nicht in den Herzen getragen. Die arme Gräfin Lory sträubt sich gegen das Altwerden und ihr Kampf würde weniger verzweifelt sein, wenn zu Haus die Kasten wie vordem voll Geld oder vollgültiger Bankscheine wären." Drei Schönheiten von ausgezeichnetem Gepräge, allgemein als solche anerkannt, seitdem sie Alexander „die drei Grazien" getauft hatte, waren die drei älteren Töchter der Herzogin von Kurland, die Herzoginnen Acerenza, Sagan und Hohenzollern, alle drei vermählt, jedoch ohne ihre Männer anwesend. Die vierte Schwester, Madame de Perigord, war ebenfalls ohne ihren Mann in Wien und machte die Honneurs in dem Salon des Fürsten Talleyrand. Der Mephisto des Congresses, wie Faustus-Varnhagen seinen, von ihm unzertrennlichen Gefährten Nostiz nannte, verlangte unbilliger Weise, daß Schönheiten dieses Schlages, ebenso wie abgegriffene Münzen, außer Cours gesetzt werden müßten. Die Erfindung der Anticipationsscheine war nicht so neu, als Metternich sich's einbildete; jene Prinzessinnen hatten dergleichen in der Liebe und im Leben längst realisirt, bevor der

kaiserliche Schatz von dieser Finanzoperation profitirte. Mephisto schreibt: „Den drei älteren Prinzessinnen von Kurland war ich nie gewogen. Sonst waren sie nur Frauen und machten ihr Geschlecht mit der vollen Lebhaftigkeit ihres Blutes geltend. Jugend, Wechsel des Lebens und Leichtigkeit in Verhältnissen machten diese schönen Frauen interessant; jetzt ist ihr munterer Lauf innerhalb der Grenzen Oestreichs beschränkt worden. Sie haben sich aus Lebenslust zuerst an die Männer, später aus Ueberlegung an die Frauen und zugleich durch Fügsamkeit ihres Geistes an die hiesigen Verhältnisse, die hiesige Denk- und Handlungsweise angeschlossen, daß man nun gar nicht mehr weiß, was diese Damen eigentlich im Schilde führen. Bald weibisch, bald herrisch, bald politisch, bald sentimental, bald ein wenig bigott, bald wieder frivol und dies Alles so launenhaft und so gelangweilt durcheinander, daß es einem angst und bange um sie wird. Auch der lustige Lebenswechsel im Spiel der Gefühle hört auf sich um diese Damen zu drehen und eine solidité du goût macht sie früheren Bekannten unkenntlich. Die Herzogin von Sagan, als die beste, die klügste und auch die natürlichste, hat stets die meiste Festigkeit in ihrem Hange gezeigt. Jetzt ist nun seit Jahren der Fürst von Windischgrätz ihr Herzens- und Liebes-Getrauter, — eine liaison ganz in der Sphäre der großen Welt, ohne den Reiz irgend eines Opfers, einer Thorheit, eines Widerspruchs, ganz alltäglich und ruhig hingehalten, was diese lebendige, entschlossene Frau sonst nicht that. Jeanne langweilt sich mit einem Holländer, Borel, der vor acht Jahren hier ein junger, frischer Ritter war, dem aber nun die angeborne Natur, das dicke Leben und die dumpfe Welt so zugesetzt haben, daß er allen Muth und alle Kraft verloren und jetzt noch auf Stühlen und Sophas herumliegt, wie Masken vom vorigen Fasching. Pauline hat sich nach langem Herumsuchen von beiden Theilen an Wallmoden fester angeschlossen, der mit seiner phlegmatischen Tollheit ganz rasend in die schöne Frau verliebt ist.

„Die junge Prinzessin Taxis, die Gemahlin von Paul Esterhazy, ist ein neuer Stern an dem Wiener Firmament. Sie ist ein junges, verlangendes Weibchen mit brennenden Augen und Fülle der Formen, oft gelangweilt, weil sie zu wünschen scheint; dann wendet sie sich zu dem kleinen Karl Liechtenstein, den ihre Augen und Hand immer zu finden wissen. Wenn der junge Mensch sich von der ersten Freude der Ueberraschung erholt haben wird, dann mag das Verlangen wohl Mittel schaffen und Paul wird in den großen Männerorden an-

und aufgenommen, zu dem er sich als junger Greis jetzt herrlich vorbereitet mit einem wackelbeinigen Gestell des Geistes und Körpers. Man wird dem Fürsten Taxis vorschlagen, außer dem Posthorn noch ein zweites Gehörn in seinem Wappenschilde zu führen.

„Unter den fremden Damen ragt durch imposante Gestalt die Gräfin Bernstorff, Gemahlin des dänischen Gesandten, hervor. Sie hat Jugend und bei Abendbeleuchtung schöne Farben, ist jedoch ohne Grazie, wie ein Fouqué'scher Nordlands-Recke dänisch in die Höhe getrieben."

Bei den Engländerinnen belachte man die sonderbaren Anzüge. Die mehrjährige Abgeschlossenheit von dem Festlande und der Nationalstolz, ihren Geschmack unabhängig von der Pariser Mode zu halten, verleitete sie oft zu Abgeschmacktheiten. „Lady Castlereagh, die Gemahlin des englischen Gesandten, ist kolossal und plump; ihr Anzug immer überraschend durch lächerliche Mannigfaltigkeit geschmackloser Ueberladung; ihr Wesen ist wild und unbekümmert.

„Lady Rumboldt ist an Sir Sidney Smith verheirathet und hat zwei reizende Töchter.*) Sie erscheinen in der Gesellschaft wie ein fremdartiges Geschlecht mit anderen Kleidern und anderen Sitten; doch die Schönheit der jüngsten Tochter möchte ein jedes Land als herrlichsten Besitz sich aneignen. Das Mädchen hat eine Haut wie weißer Sammet, auf dem die Morgenröthe glüht, Zähne wie Perlen, einen Mund wie Rosen, einen Fuß wie eine Pariserin, einen Wuchs, hoch und voll wie Altengland und ein Paar Augen von unwiderstehlicher Anziehungskraft. Der Prinz August von Preußen stellt ihr nach und, wie man sagt, nicht ohne Erfolg.

„Das arme Mädchen hat die falsche Münze nicht gekannt, die Fürsten meistens ausgeben, und nun, da das falsche Metall zum Vorschein kommt, ist sie trostlos über den schlechten Handel, da sie echte Waare daran gesetzt hat." —

„Unter den alten Damen, die hier die Gesellschaft versetzen, zeichnet der Kaiser von Rußland die Gräfin Festetics besonders aus, nicht ihretwegen, sondern als Mutter der Gräfin Julie Zichy, welcher jedoch mit bevorzugter Begünstigung der König von Preußen den Hof macht. Die Gräfin Festetics spricht in ihrem Lande ungarisch, in Wien und wo das Leben ihren unbehülflichen Körper sonst noch hin verschlagen sollte, deutsch. Mühsam arbeitet sich der

*) Die jüngere verheirathete sich später mit dem in Preußen baronisirten jüdischen Bankier Delmar in Paris.

Kaiser durch die fremden Wörter durch, noch mühsamer, als durch die trostlose Dürftigkeit der Unterhaltung mit der Matrone. Neulich war sie sehr traurig. „Was fehlt Ihnen?“ fragte der Kaiser. „Ach! ich muß weinen, ich höre, Ew. Majestät wollen uns den Krieg machen!“ „„Wie? und Sie trauen mir zu, daß ich jemals schönen Damen den Krieg erklären würde?““ Wird die Alte ausgefragt, was sie mit dem Kaiser gesprochen, dann sagt sie: „Wir unterhalten uns halt vom Politischen.“ —

„Die Neigung des Kaisers Alexander für die junge Gräfin Auersperg wird immer lebhafter; ihr reines Gemüth und die große Natürlichkeit üben einen mächtigen Zauber aus auf den Zaren. Ihr Vorname „Gabriele“ gab zu dem Witz Veranlassung, daß man Alexander „Henry IV. sans Henry IV. (ohne Knebelbart), mais pas sans la belle Gabrielle“ (die Geliebte Heinrichs IV.) nannte.“

Lassen wir uns nun in einige andere gesellige Kreise von dem, als Soldat und freisinniger Geschichtschreiber, als gewandter Diplomat und vor Allem als liebenswürdigster Gesellschafter hochgeachteten, Varnhagen einführen, dessen gefällige Schilderungen die Persönlichkeiten, zumal die Frauen, nicht in so grellem Lichte erscheinen lassen, wie die seines Freundes Nostiz.

„Meinem Sinn und Verhältniß am entsprechendsten,“ erzählt Varnhagen, „war das Haus der feinen und liebenswürdigen Gräfin Fuchs, die fast im Ernste den scherzhaften Namen „Königin“ führte, wie denn dergleichen Coterienamen stärkere Lebenskraft in Wien haben, als an irgend anderen Orten. Sie beherrschte durch den Zauber ihres Wesens ein weites Reich von Unterthanen, die mit seltener Treue an ihr hingen und in deren Zahl zu gehören auch mir zum Verdienst und Vortheil gerechnet wurde. Die größten Auszeichnungen der Wiener Welt fanden sich hier in vertraulicher Weise zusammen und zwar in großer Mischung, wodurch der Reiz des Umgangs nur erhöht wurde. Prinz Philipp von Hessen-Homburg, Gentz, die Fürsten Esterhazy und Liechtenstein, die Grafen Neipperg und Wallmoden, dazu die drei kurländischen Prinzessinnen mögen beispielsweise genannt sein. Auch hier aber veränderte die Congreßzeit Manches und der freundliche, deutsche Ton ging in einen spitzeren, französischen über, schon dadurch, daß der Prinz Eugen Beauharnois, Napoleons Stiefsohn und gewesener Vicekönig von Italien, sich beinahe täglich einfand und manchen Anhang mit sich zog. Diese Beimischung, wie artig und merkwürdig in manchem Betracht, verwandelte den ursprünglichen Stoff nicht günstig und das frühere Be-

hagen war allerdings verändert. Ueberhaupt drückte das Gewicht der zahlreichen, hohen und mächtigen Fremden doch zuletzt alle Wiener Gesellschaft mehr oder weniger aus ihren Fugen und mancher ältere Theilnehmer sehnte sich nach der Zeit, wo dieser erhöhte Glanz wieder erloschen (d. h. wo er wieder allein Hahn im Korbe) sein würde.

„In diesem Betracht machte vielleicht nur gerade das Haus eine Ausnahme, wo sie am wenigsten schien stattfinden zu können. Es war dasjenige, dem die Gräfin Julie Zichy, geborne Gräfin Festetics, als Frau und Wirthin vorstand und wo die höchsten Monarchen gern zum Besuch erschienen. In dem reinsten Adel der Weiblichkeit strahlte hier die größte Schönheit, der Ausdruck der Unschuld und Tugend in aller Fülle der Weltbildung. Die Gegenwart der höchsten Gäste schloß natürlich andere aus, doch konnte die herrliche Erscheinung bei vielen Anlässen auch der allgemeinen Bewunderung sich nicht entziehen und der äußere Anblick schon bestätigte jeden vernommenen Ruf der inneren Vortrefflichkeit." — Leider starb die schöne Gräfin noch in der Blüthe der Jahre; wie so manche andere Jugendblüthe war auch diese durch die, den ganzen Winter hindurch in ununterbrochener Tobsucht fortdauernden Festlichkeiten geknickt worden.

„Unter den jungen Mädchen zog die Gräfin Kohary das Verlangen anf sich, nicht sowohl wegen ihrer Schönheit, sondern weil sie eine reiche Erbin von 500,000 Gulden war.

„Die Herzogin von Sagan bildete wie immer den Mittelpunkt eines lebensvollen Kreises, der diesmal durch Vornehmheit und Bedeutung noch gesteigert war. Das einnehmende, so mild gütige, als schwungvoll kräftige Wesen dieser schönen Dame wirkte mit siegender Macht und es schien nur von ihr abzuhängen, auf große Entscheidungen Einfluß zu gewinnen. Daß sie dergleichen Ehrgeiz, bei solcher Befähigung dazu, nicht hegte, sondern gern und leicht auf das den Frauen eigenste Gebiet sich beschränken mochte, erhöhte nur den Reiz ihrer Liebenswürdigkeit." Diesem glimpflich schonenden Urtheil wird allerdings von anderen, in die Umtriebe des Congresses näher Eingeweihten in sofern widersprochen, als der Einfluß, den die schöne Herzogin schon vor dem Beginn des Feldzuges auf die Entschließungen Metternichs hatte, von ihr auch während des Congresses in entscheidenden Momenten geltend gemacht wurde. —

„Viele angesehene, schöne und vortreffliche Damen," fährt unser Führer fort, „wären theils als Wirthinnen, theils als Gäste namhaft zu machen, könnte

hier die Absicht sein, alle gesellschaftlichen Zierden dieser großen Congreßwelt auch nur zu nennen. Unter den fremden Bedeutendheiten glänzte die Fürstin von Turn und Taxis, geborne Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, welche durch die Gesichtszüge, wie durch Anmuth und Wohlwollen des Benehmens an ihre Schwester, die herrliche, leider vor dem siegreichen Umschwunge der Dinge noch inmitten der Trübsal dahingeschiedene, Königin Luise von Preußen erinnerte. Durch kraftvolle Haltung und eingreifende Klugheit zeichnete sich die Fürstin von Fürstenberg aus, um welche sich die bedrängten, durch den Rheinbund zu Unterthanen herabgedrückten fürstlichen und preußischen Standesgenossen zu Rath und That versammelten; ferner die Fürstin Esterhazy, geborne Prinzessin von Taxis, die Fürstin von Solms-Lich nebst ihren Schwestern und noch viele andere."

Die großen Geldverlegenheiten, in welchen sich der kaiserliche Hof und die Staatskassen zu wiederholten Malen befanden, hatten den Kaiser und seine Minister zu einer huldvollen Herablassung veranlaßt. Zur Zeit des Congresses gab es hier Bankierhäuser, in welchen man mehr Glanz und dabei mehr Geschmack, als in den fürstlichen Häusern antraf; jüdische Familien, in den Stand der Barone und Grafen erhoben, waren appartementsfähig, erhielten Einladungen zu allen Festen und empfingen bei sich die ausgezeichnetste Gesellschaft.

Das durch allseitige Gastfreiheit ausgezeichnetste, für Fremde wie Einheimische bequemste Haus war ohne Frage das Arnsteinsche, wo die Baronin Fanny von Arnstein die unermüdete, lebensprühende, alle Verhältnisse umfassende und zweckmäßig fortbildende Wirthin machte. Und dennoch würde sie ihre schwere Aufgabe nicht so glänzend gelöst haben, wäre sie nicht durch zwei nahverwandte Freundinnen, durch die als Dichterin bekannte Regina Frohberg und deren Schwester Marianne Saling unterstützt worden. Namentlich war die letztere, welche man im Scherz „die Adjutantin des Arnsteinschen Hauptquartiers" nannte, das allerfreuende, aufheiternde, einen jeden beschenkende, doch nur Einen beglückende „Mädchen aus der Fremde". Ihrer Abkunft nach Orientalin, verliehen ihr das goldblonde Haar, die schwimmenden blauen Augen, die Lilien und Rosen der Wangen, der schlanke Wuchs bei der Fülle der Formen den ächt germanischen Typus. Ihre anmuthige Unbefangenheit nahm den Kaisern und Königen das beengende Gefühl drückender Schwüle der Hofluft von den gekrönten Häuptern; durch heitere Geistesgegenwart aber wußte sie jeden, der in irgend einer Weise ihr zu nahe getreten wäre, in die mit zarter Hand, jedoch fest gezogenen Schranken

dessen, „was sich ziemt,“ zurückzuweisen. Ein nicht geringer Theil der Strömungen und Wirbel der Congreßwelt fand oder grub in dem Salon der Frau von Arnstein sein Bette und die höchsten Mitglieder der Diplomatie, Cardinal Consalvi, Fürst von Hardenberg, Herzog von Wellington, Marquez Marialva u. s. w. trafen hier mit anderen Elementen der Gesellschaft in einer Art Gleichheit zusammen.

Nicht minder besucht als der Salon der Frau von Arnstein war der ihrer Schwester, der Baronin von Eskeles, welche es in vornehmer und eleganter Haushaltung jener, wo nicht gleich that, doch ihr sehr nahe kam; nur war der Zuschnitt ein ganz anderer. Auch hier traf man die angesehensten Diplomaten, für welche nicht nur die gütige und feine Wirthin, sondern auch der überaus kluge, in Finanzen und Handelssachen mit schärfster Einsicht begabte Hausherr große Anziehung hatte. Graf Capodistrias führte hier in reizender Unterhaltung das Wort und Pozzo di Borgo belebte Alles durch überfließende Beredtsamkeit.

Als eine Schönheit ersten Ranges mußte man Frau von Geymüller anerkennen. Sie war die angebetete Gattin eines der reichsten Bankiers und hatte das, ihrer begünstigten Lage, zu der sie doch nicht erzogen war, entsprechendste Talent, mit aller Fülle über das Dargebotene frei und großartig zu schalten, sich selbst aber nicht davon bedingen zu lassen. Wie Calderon in der Tochter der Luft die Semiramis darstellt, war damals, weil die Uebersetzung von Gries noch fehlte, kaum bekannt; doch wurde Frau von Geymüller mit diesem Namen bezeichnet, der wohl einige Seiten ihres Wesens ausdrücken konnte, das im Ganzen mehr Bewunderung als Neigung zu erwecken schien.

Bei Frau von Pereira, die zwar glänzend eingerichtet war, doch beschränkt wohnte, verkehrte nur ein kleiner, gewählter Cirkel. Der Tod Theodor Körners hatte zuverlässig, außerhalb des elterlichen Hauses und des ihn umgebenden Kreises der Kriegsgefährten, nirgend innigere Theilnahme und tiefere Betrübniß veranlaßt, als in Wien, wo seine Braut, die allverehrte Schauspielerin Adamberger, lebte und er an Frau von Pereira und Fräulein Marianne Saling zwei ihm innigst verbundene Freundinnen besaß.

Unter den Häusern, in denen vorzugsweise die Schöngeister Wiens: Castelli, Schlevogel, v. Curland, v. Collin, der Erzieher des jungen Napoleons, verkehrten, ist das der geachteten Schriftstellerin Frau Caroline Pichler zu nennen. Von den Gästen des Auslandes suchten diesen anspruchslosen Kreis besonders die preußischen Musageten: Stägemann, Varnhagen, Koreff u. A. auf. —

Beim Fürsten de Ligne war immer großer Zudrang, den die engen Räume kaum fassen konnten.*) Der Fürst theilte mit anderen greisen Helden des Schlachtfeldes, der Wissenschaft, der Kunst das Schicksal: in seinem hohen Alter nicht sowohl für eine Berühmtheit, als vielmehr für eine Merkwürdigkeit zu gelten. Seinem fürstlichen Range, seinen Aemtern und Würden als k. k. Feldmarschall, Capitain der Trabantengarde, Commandeur des Maria-Theresien-Ordens, Ritter des goldenen Vließes, Inhaber eines Infanterie-Regimentes u. s. w. verdankte er weniger den großen Ruf, dessen er sich an allen Höfen Europas erfreute, als seinen vielgelesenen Schriften und so manchem von ihm gesprochenen geistreichen Worte. Auch am Congreß behauptete er noch seine Stelle als unumschränkter Oberst-Hof-Witz-Erzeuger.**) Da er nur französisch schrieb und sprach, ergötzte sich die vornehme Welt an seiner feinen Satire und die gestrenge Censur ließ manchen launigen Spott über Politik und Religion als unverfänglich passiren, da seine Witze „Caviar für den Pöbel" waren, niemals bis in die unteren Volksschichten drangen, mithin dem Allerhöchsten Wohlbefinden keine Gefahr bereiten konnten.

„Der feine Sarkasmus, womit de Ligne's gewandte Zunge Boudoir und Salon durchduftete, zerfloß geruchlos, sobald er sich auf die Straße wagte. Den Wiener Spaß, dies eigenthümliche Mittelding von Gassenschwank und Bonmot, volksthümlich auszuprägen, darauf verstand sich der Fürst nicht und würde dies auch verschmäht haben, daher seine Witzworte nirgend weniger bekannt wurden, als gerade in Wien bis auf die, welche man ihm in den Mund legte. So verhalf ihm, wie manchem großen Herrn vor und nach ihm, die Volksdichtung zur Ehre des göttlichen Herakles, dessen Gestalt im Olymp mit den Göttern wandelt, während das Schattenbild in der Unterwelt, dem Hause der Gemeinen, sich um-

*) Karl Joseph Fürst von Aremberg-Ligne war geboren zu Brüssel 1735, trat 1752 in östreichische Dienste als Fähndrich, focht bei Breslau, Leuthen und Hochkirch gegen die Preußen und begleitete den Kaiser Joseph II. zur Zusammenkunft mit Friedrich II. 1770. In diplomatischen Aufträgen wurde er von seinem Hofe zur Kaiserin Katharina II. nach Petersburg geschickt, deren besonderer Gunst er sich erfreute. Er gab 1795—1811 seine Mélanges militaires, litteraires et sentimentaires in 34 Bänden heraus. Nachgelassene Schriften erschienen 1817 noch 6 Bände. Früher ließ er ein Mémoire sur le Roi de Prusse, Fréderic le Grand drucken 1789. Frau von Staël hielt es der Mühe werth, eine Auswahl von des Fürsten de Ligne Werken in 2 Bänden, Genf 1809, herauszugeben. Er starb in Wien den 31. December 1814.

**) Die Wienerische Verdeutschung des Fremdwortes „Fabrikant". Auf dortigen Ladenschildern liest man: „N. N, bürgerlicher Wagenschmier-Erzeuger" u. dgl. mehr.

hertreibt. Seine Popularität war nichts weiter als der Ruf eines heiteren Sonderlings der vornehmen Welt."

Der Kriegsgott hatte den Feldmarschall, welcher bereits sein achtzigstes Jahr angetreten hatte, längst verabschiedet; dagegen schmeichelte er sich, bei Gott Amor noch in Gunst zu stehen und nicht nur, daß die schönsten jungen Damen des Hofes seine Huldigungen annahmen, auch wohl erwiderten, der alte Herr suchte auf den Maskenbällen, zeitweis sogar auf der Mehlgrube und auf der Bastei, bei nächtlicher Weile ein Schätzchen auf und trieb mit dem jungen Volke harmlosen Scherz. Zu den sogenannten „appetitlichen" alten Herren gehörte er keineswegs, vielmehr erschien er in seinem Anzuge oft nur allzu nachlässig. Das weiße Haar flatterte ungekämmt um die Ohren, die offene Weste zeigte schmutzige Wäsche. Da er sich in voller Uniform zu Bett zu legen pflegte, konnte man nicht sagen: man wolle mit dem Feldmarschall — zumal was die rothen Beinkleider betraf — nicht „viel Federlesens" machen. Man erzählte, daß, als ihm einst ein aufmerksamer Kammerherr am Galatage bei der Kaiserin ein unsauberes Insect von der weißen Uniform fortschnippte, der Fürst es ihm mit den Worten verwies: „fi donc, c'était justement mon pou favori." —

Aus dem Tumulte der Hoffeste zog er sich gewöhnlich frühzeitig zurück, da er von dem etikettemäßigen Standhalten entbunden war. Nicht selten folgte ihm dann der interessanteste Theil der Gesellschaft, wie denn überhaupt seine Persönlichkeit eine große Anziehungskraft ausübte. „Der liebenswürdige Wirth war für seine Gäste an Geist ein Verschwender, und Scherz und Laune unterhielten ein beständiges Feuerwerk; doch, wie anmuthig und leicht der französische Witz die Gegenstände des Tages hin- und herbewegte, man fühlte doch mitunter, daß die neueste Zeit eine ganz andere sei als jene alte, und auf vielen Punkten schon unangreifbar weit sich von ihr geschieden habe. Auch empfand der heitere Greis nur allzu sehr, wie der Sinn und Anspruch der Jugend, ohne ihre Kräfte, eitel sei. Er, der in jeder Auszeichnung des Krieges, der Galanterie und des Hofes glänzende Anbeter und Günstling Katharina's der Großen, wie schien er berufen, jetzt ihren Enkel, den Kaiser Alexander, in gleicher Weise mit den Huldigungen der feinsten Schmeichelei, der angenehmsten Unterhaltung zu umgeben, und im Schimmer dieser Sonne selbst in neuem Lichte zu strahlen. Eine gewisse Anziehung schien in der That vorhanden, allein die Helden so verschiedener Zeitalter konnten sich leichter wechselseitig anerkennen als vereinigen, und der

treffliche Fürst de Ligne, der sich wie in Munterkeit, so auch in Aufmerksamkeit und Dienst unermüdet erweisen wollte, mußte bald aufgeben, mit der jungen Welt Schritt zu halten. Von den höchsten Personen mehr vernachlässigt, als seine Jugenderinnerungen ihn erwarten ließen, erhielt er wenigstens daheim seiner scherzenden Laune die gewohnte Uebermacht, spottete allerliebst und schickte die glücklichsten Witzworte aus, welche der großen Welt zur Erinnerung dienten, daß er annoch da sei. Man sah über diese Opposition hinweg und seine Zimmer wurden nicht leer; man sah hier Menschen der verschiedensten Färbung, die wohl öfters verwundert sein konnten, sich zusammen zu sehen." —

Viele seiner Witzworte konnte man Seifenblasen vergleichen, deren buntes Farbenspiel auf kurze Zeit die Kinder ergötzt, die aber auf dem Kleide dessen, den sie treffen, nur einen Schmutzfleck zurücklassen. Und wäre jenes zu einem europäischen Rufe gelangte Wort: „le congrès danse, mais il ne marche pas," nicht von dem fürstlichen Munde des privilegirten und renommirten Witzmachers ausgegangen, es würde kaum die Dauer anderer dergleichen Eintagsfliegen gehabt haben. — Der Witz und die gute Laune, welche den Fürsten im Leben nie verließen, blieben ihm auch in der Sterbestunde getreu. Als er erkrankte und wohl fühlen mochte, daß es bedenklich mit ihm stehe, äußerte er: „meine Mittel gestatteten mir nicht, mit den anderen Festgebern zu rivalisiren, allein ich werde den hohen Monarchen und dem Congreß etwas zum Besten geben, was ihnen kein anderer anbieten wird: das Leichenbegängniß eines kaiserlichen Feldmarschalls!"

Nicht genug, daß die Lebenden während des Congresses den kaiserlichen Schatz über sein Vermögen in Anspruch nahmen, auch die Todten setzten ihn in Contribution. Die Leichenfeier eines kaiserlichen Feldmarschalls, eines Fürsten und weltberühmten Mannes bot eine erwünschte Gelegenheit dar, die Eintönigkeit der sich wiederholenden Festgelage und Hofredouten angenehm zu unterbrechen; dies Leichenbegängniß reihte sich ganz angemessen in den anderen Mummenschanz ein, nur mit dem Unterschiede, daß diesmal der Todtentanz von gedämpften Trommeln begleitet wurde.

Um die Mittagstunde des 20. Decembers setzte sich der Zug nach dem Hause des Verstorbenen in Bewegung; er bestand aus 8000 Mann Infanterie, 2000 Mann zu Pferde, vier Batterien Artillerie, an deren Spitze als Freiwilliger der Admiral Sir Sidney Smith mit gezogenem Degen ritt. Die Compagnie

der Trabantengarde, deren Chef der Verstorbene war, umgab den Leichenwagen. Ein Ritter in schwarzer Rüstung ritt unmittelbar hinter dem Leichenwagen mit zur Erde gesenktem Flamberg. Das Schlachtroß des Feldmarschalls folgte mit Trauergeschirr und einer, mit silbernen Sternen gestickten Sammetdecke behangen, von zwei Stallknechten geführt. In einigen Trauerwagen folgte die Familie, seine Tochter, die Fürstin Clary, mit Kindern und Enkeln. Eine große Anzahl östreichischer und fremder Officiere und Staatsmänner hatten sich dem Zuge zu Fuß angeschlossen, unter diesen: der Prinz Eugen, der Herzog Richelieu, der Fürst von Lothringen, die Generale Wallmoden, Tettenborn, Philipp von Hessen-Homburg, die Prinzen Wilhelm und August von Preußen und andere erlauchte Gäste des Congresses.

Der Leichenzug bewegte sich, damit den Damen das Schaugepränge desselben nicht entzogen werde, durch die Hauptstraßen der Stadt nach der Schottenkirche, wo ein Todtenamt gehalten wurde und von hier nach einer kleinen Capelle auf dem Kahlenberg, in welcher der Fürst, einem von ihm ausgesprochenen Wunsche gemäß, beigesetzt wurde. Der Kaiser von Rußland und der König von Preußen erwiesen dem Feldmarschall die letzte Ehre dadurch, daß sie in voller Uniform sich nach einer Stelle des Walls begaben, an welcher der Leichenzug vorüberkam.

„Mit de Ligne begann die Spielart feingewindelter, vornehmer Menschen eines Zeitalters auszusterben, welches jedenfalls zartere Sitte kannte, wenn gleich hinter dieser nicht selten Halbheit und Kraftlosigkeit eine täuschende Hülle suchten.“ —

Eine anziehende Schilderung des Salonlebens während des Congresses giebt uns der Graf de la Garde, ein ausgedienter, französischer Diplomat des ancien régime, welcher als Freund des Fürsten de Ligne zu allen Festen Einladungen erhielt, in alle Kreise sich als Schmarotzer eindrängte, und was für uns das Interessanteste ist, zwei Bändchen Berichte hinterlassen hat, welche der Beobachtungsgabe und Klatschhaftigkeit einer Obersthofmeisterin zur Ehre gereichen würden und mit der Geschwätzigkeit eines viel umher gewanderten Allerweltmenschen niedergeschrieben sind.*)

„Für die hunderttausend Fremden,“ erzählt unser Graf, „welche sich in Wien einfanden, war der Congreß weniger eine politische Versammlung, als ein unge-

*) Fêtes et souvenirs du Congrès de Vienne, tableaux des salons, scènes anecdotiques et portraits 1814—15. Par le Comte A. de la Garde. Paris 1843.

heurer Vergnügungsverein.*) Nicht nur ein jeder Souverain hatte seine Minister, Botschafter, Gesandten, auch die Gesellschaft eines jeden Landes hatte ihre Repräsentanten und, was oft von noch größerer Bedeutung war, ihre Repräsentantinnen; jener wie dieser Hauptangelegenheit war: die Staatmacherei, nur mit dem Unterschiede, daß die einen mit ihren Scheeren Landkarten, die anderen Sammet und Seidenstoffe zuschnitten.

So lange die Congreßverhandlungen noch nicht eröffnet waren, sorgten die Salons für die Unterhaltung der Gesellschaft und die zierlichsten Netze waren ausgespannt, um die unvorsichtige diplomatische Jugend in das Garn zu locken, in welchem selbst mancher erfahrene Staatsmann zappeln mußte, bis er verrathen, was die schöne Kreuzspinnerin von ihm zu erfahren wünschte. Frankreich war durch die Gräfin Edmond Perigord, eine geborne Prinzeß von Kurland, Preußen durch die Prinzessin von Thurn und Taxis, England durch Lady Emilie Castlereagh, Dänemark durch die Gräfin Bernstorff repräsentirt.

Für Oestreich waren die Salons der Prinzessinnen Maria Esterhazy, Colloredo, Liechtenstein und Fürstenstein, der Gräfinnen Zichy, Fuchs u. a. in Thätigkeit. Der Salon der Fürstin Lubomirska, welche nach dem Tode ihres Gemahls, des Feldmarschalls L., sich in Wien niedergelassen hatte, that es an Glanz und Eleganz allen anderen zuvor und da sie jeden ausgezeichneten Fremden gern bei sich empfing, fand man bei ihr immer die ausgewählteste Gesellschaft, was in der Kunstsprache la crême — ganz richtig auf Wienerisch „ä Oberes“ — genannt wird. Was ihr selbst an Jugend und Schönheit abging, ersetzten mehrere junge Polinnen, unter denen sich die Gräfinnen Riczewuska, Potocka und andere auszeichneten. In ihren Gemächern bekam man eine Vorstellung von dem fabelhaften Aufwande der polnischen Großen zur Zeit ihres höchsten Glanzes. Hier vereinigten sich die Pracht der Potocki, die Großherrlichkeit der Radziwill und der feine Geschmack der Czartoryski. Ihr frei gelegenes, mit einem Park umgebenes Haus, die Dienerschaft, die Equipagen, die ganze fürstliche Einrichtung zeigten, was orientalische Pracht und europäischer Geschmack zu leisten vermögen, wenn beide sich den Anordnungen einer „Feldmarschallin auf dem Gebiete der Eleganz“, wie man die Fürstin nannte, fügen.

Vor allen anderen Mächten aber suchte Rußland auf diesem, schon damals

*) „Un tissu politique, tout brodé de fêtes“ (ein politisches Gewebe, ganz mit Festen durchwirkt) nannte der Fürst de Ligne den Congreß.

nicht ungewöhnlichen Wege auszukundschaften, einzufädeln, anzuspinnen, auf-, ab- und ver- zu wickeln, wodurch es zur Verwirklichung seiner politischen Zwecke und Ziele am sichersten zu gelangen hoffte.

„Der russische Salon par excellence war der der Fürstin Bagration. Diese Dame, die Gemahlin des Feldmarschalls dieses Namens, machte gewissermaßen ihren Landsleuten in Wien die Honneurs. Sie war eines jener glänzenden Gestirne unter den bei dem Congreß vereinigten Constellationen. Durch den Zauber ihrer ausgezeichneten Manieren schien sie beauftragt zu sein, jene feinen Formen und jene aristokratische Vornehmheit, welche damals die diplomatischen Salons von St. Petersburg zu den ersten der Welt machten, hierher zu verpflanzen. In dieser Beziehung hat es niemals ein bevollmächtigter Minister besser verstanden, den Vortheil für seine Instructionen wahrzunehmen.

„Die Fürstin Bagration strahlte im Glanze aufblühender Schönheit. Man bewunderte dies liebliche Gesicht, weiß wie Alabaster mit leicht angehauchtem Rosenroth, fein, zierlich, sanft und doch ausdrucksvoll; schlug sie die Augen nieder, dann erschien sie demüthig, ergeben, schlug sie dieselben auf, gebietend, beherrschend, wen ihr Blick traf; ihr Wuchs von mittlerer Größe vereinigte orientalische Weichheit mit andalusischer Fülle und dabei war sie die zuvorkommendste, geistreichste und liebenswürdigste Wirthin, welche die blasirte, vornehme Welt des Wiener Congresses bis zum Ende desselben in ihrem Salon gut zu unterhalten verstand. Sie war klug und bescheiden genug, um sich nicht zum alleinigen Mittelpunkt ihres Salons zu machen und trug Sorge für Abwechslung in der Unterhaltung ihrer Gäste. Sie veranstaltete musikalische Soiréen, ließ lebende Bilder stellen, berief eine talentvolle Schülerin des berühmten Talma vom théâtre français in Paris, Mlle. L . . ., von Alexander begünstigt, welche Scenen aus französischen Trauerspielen gab, worauf dann, um die Gesellschaft nicht etwa zu ernstem Nachdenken kommen zu lassen, Tanzmusik nach dem nahen Ballsaale rief. Eine sehr beliebte Unterhaltung in den verschiedenen Salons waren Lotterien, zu welchen die eingeladenen Herren und die ohne Einladung erschienenen Herrscher die Gewinne lieferten, die mitunter sehr werthvoll waren. Der Kaiser von Rußland brachte Zobelpellerinen und Hermelinfelle mit, der König von Preußen ließ Vasen und Tassen aus der Berliner Porzellanfabrik kommen, der Kaiser von Oestreich geschliffene Krystallgläser aus Böhmen, an kleinen Bijouterien aller Art fehlte es nicht und die Herren waren so artig, ihre Gewinne immer an eine der Damen

zu verschenken, denen sie ein Zeichen des Dankes, der Verehrung und Huldigung zu geben wünschten. Man wollte bemerkt haben, daß der Kronprinz von B., die Prinzen von G. und K. und noch andere hochfürstliche Cavaliere auf diese Weise sich mancher heimlichen Schuld entledigten. Selbst der russische Zar entging nicht der bösen Nachrede eifersüchtiger Damen der vornehmen Welt, wenn er seine Gewinne den anwesenden Sängerinnen oder Schauspielerinnen verehrte. Es wurde sehr übel vermerkt, daß er eines Abends im Salon der Fürstin Bagration ein Paar broncene Leuchter der von ihm verehrten französischen Schauspielerin Mlle. L. schenkte. „Die Liebschaften Sr. Majestät," äußerte eine der anwesenden Fürstinnen zu ihrer Nachbarin, welche Ursache hatte eifersüchtig zu sein, „haben noch niemals eine Bresche in den Kronschatz gemacht. Seine Devise ist die aller großen Herren: „Nehmen ist seliger denn Geben." Er trug seine andere Leibwäsche als die, welche seine Favoritin, die Fürstin Nariskin, mit eignen Händen genäht hatte. Sehr huldreich dankte er ihr für die fleißige und mühevolle Arbeit, vergaß aber nach den Auslagen für Linnen und Battist zu fragen. —

Da es der Kaiserin von Oestreich ihr Gesundheitszustand nicht verstattete, bei allen Festlichkeiten, zumal wenn sie im Winter bei kälterem Wetter stattfanden, zu erscheinen, veranstaltete sie bei sich theatralische Vorstellungen von Dilettanten aus der Gesellschaft. Hierbei gab den „Ton" an in der Doppelbedeutung des Wortes der Fürst Anton Radziwill, später berühmt geworden durch seine geniale Musik zu Göthes Faust. Durch und durch Pole vom reinsten Feuer, hatte er sich durch den Aufenthalt in Berlin und seine Vermählung mit der geistreichen und liebenswürdigen Prinzeß Luise, Tochter des Prinzen Ferdinand von Preußen, deutsche Bildung angeeignet und kehrte aus dem Feldzuge, in welchem er unter dem preußischen Banner tapfer gefochten, jetzt zu den Musen, deren Umgang er bei weitem dem des Feldlagers vorzog, zurück. Unter den martialischen Schönheiten des Congresses machte dem Fürsten, welcher durch Liebenswürdigkeit und sein ausgezeichnetes Talent als Sänger, Schauspieler, Tänzer und Meister auf dem Cello unterstützt wurde, kein anderer, wo es die Eroberung von Damenherzen galt, den Rang streitig. Die damals vorherrschende Neigung, zu mittelalterlicher Romantik, wie sie de la Motte Fouqué in seinen Ritterromanen darstellte, zurückzukehren, veranlaßte den Fürsten Radziwill, in Wien einen Bund der Troubadours zu stiften, welchem die ebenfalls durch mu-

sikalische Begabung ausgezeichneten Grafen Batthiany, Zichy, Karl Lichnowski, der freigebige Gönner Beethovens, der Prinz Leopold von Sachsen-Coburg und andere Stimmführer bei der Liedertafel des Congresses sich zugesellt hatten.*) Die Mitglieder dieses Bundes trugen bei den festlichen Aufzügen eine eigenthümliche mittelalterliche Kleidung mit umgehangener Laute und erfreuten die Gesellschaft durch den Vortrag französischer Romanzen und vierstimmiger deutscher Lieder. Einige melodramatisch componirte Scenen aus Göthe's Faust, Gretchens Klaggesänge und die Romanze vom König in Thule trug der Fürst mit dem ihm so wohl anstehenden deutsch-polnischen Accent vor, wobei er sich selbst mit dem Cello begleitete. Nachdem der erste Congreßfest-Schwindel ausgetobt hatte, gelang es dem Fürsten Radziwill, unter der Gönnerschaft der Kaiserin eine kleine Operngesellschaft zusammen zu bringen, welche im Salon derselben kleine Operetten und Scenen aus größeren Opern aufführte. Er hatte hierzu die Fürstin Jablonowska, die Gräfinnen Appony, Karl Zichy, Woina, den Marquese di Salvo, die Grafen Bombelles, Petersen u. a. engagirt, er selbst aber übernahm gern die Partien des primo amoroso, durch eine kräftige Tenorstimme, schöne Gestalt und vortreffliches Spiel unterstützt. — Eine zweite Gesellschaft gab französische Lustspiele; eine dritte verstieg sich sogar bis zum Trauerspiele und gab in der Hofburg, ohne daß hierbei der Kaiser gezittert hätte, Scenen aus „Wallensteins Tod", worin ein Nahverwandter des unglücklichen Herzogs von Friedland, ein Graf Waldstein aus Münchengräz, die Rolle Wallensteins übernommen hatte. —

Daß ein Mann wie Stein an dem eitlen Getreibe des Salonlebens keine Freude haben konnte, zumal da er ohne Familie hier lebte, darf uns nicht befremden. „Die Fürstinnen Sophie und Zenoide," schreibt er den 27. December 1814 aus Wien nach Berlin, „verlassen uns Sonntag, um eine Reise nach Italien anzutreten; ich bin über ihre Abreise sehr betrübt und werde mich äußerst einsam finden, denn ich vermeide die hiesige Gesellschaft, um nicht in das politische Geträtsch der Salons gemischt zu werden, durch welches man unfehlbar bloßgestellt wird, da man sich Meinungen, Gesinnungen, Schritte zugeschrieben sieht,

---

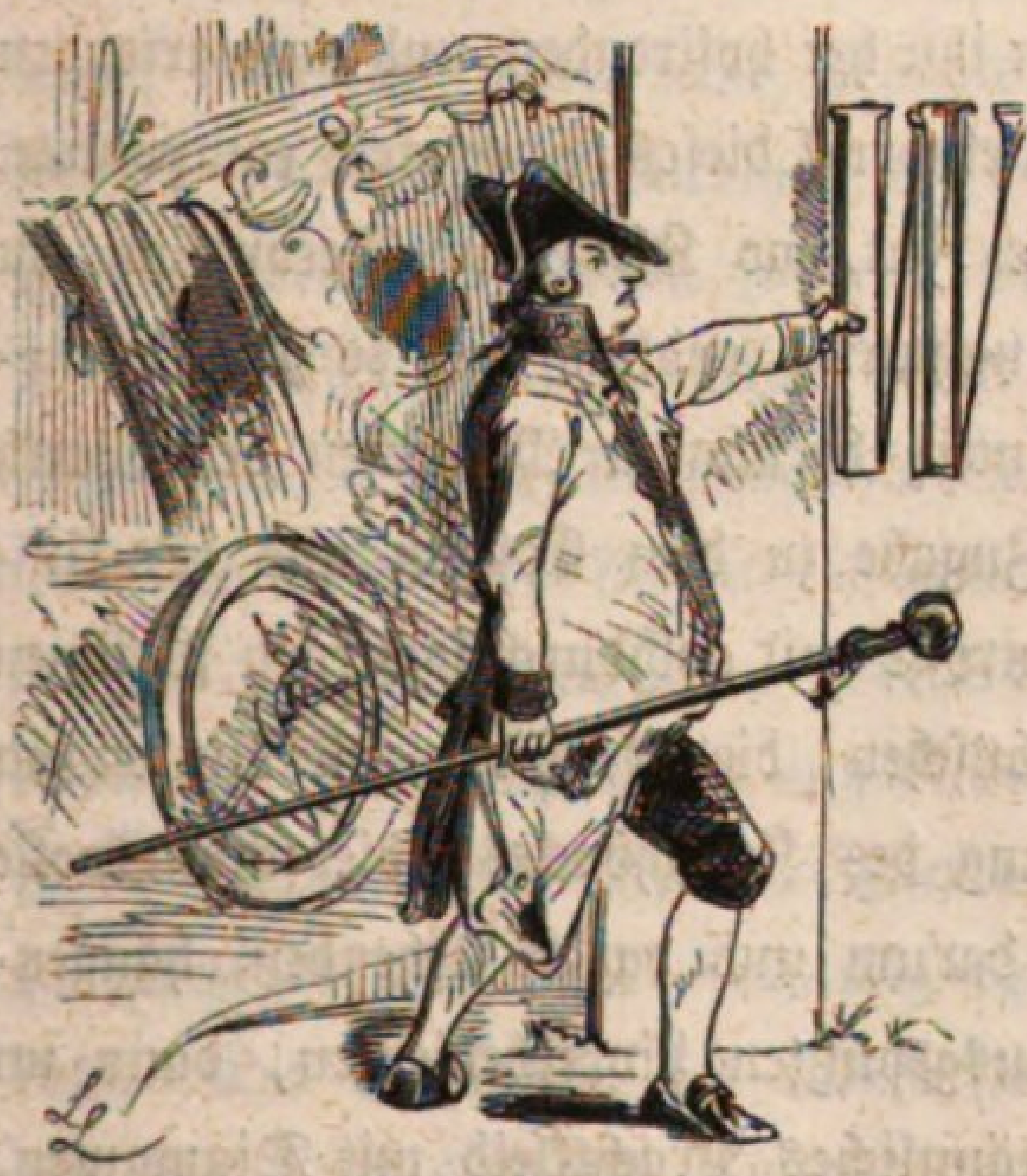
*) Der Fürst Radziwill trat ebenfalls in ein innig befreundetes Verhältniß zu Beethoven, dessen Oper Fidelio, welche bei ihrer ersten Aufführung (1805) in Wien durchgefallen war, unter dem Einflusse der fürstlichen Freunde wieder auf die Bühne gebracht wurde und durch die unübertroffene Sängerin, Frau Milder-Hauptmann, den größten Beifall bei den Musikfreunden fand.

woran man nicht gedacht hat. Die Salons haben einen verderblichen Einfluß auf die Geschäfte; sie vereinigen die Staatsmänner, die Ränkeschmiede und die Neugierigen, erleichtern die Verbindungen und die Ausplaudereien, und die Rückwirkung der Geschäfte auf das gesellige Leben ist nicht weniger verderblich, sie verursachen Zwang und Aufreizung und verbannen Fröhlichkeit und Zutrauen." Den Festwirbeleien sich vollständig zu entziehen, war aber selbst dem ernsten und gewissenhaften Staatsmanne nicht möglich. „Die Fürstin Repnin," fügt er am Schlusse hinzu, „hat ihrem Oheim, dem Grafen Rasumowski, ein kleines Fest gegeben: Aschenbrödel oder die wunderbare Katze, eine äußerst lustige Posse. Graf Stanislaus Potocki spielte Aschenbrödel, Petersen den Prinzen Mirliflor u. s. w. Alles dies hat auf einen Augenblick die unangenehmen und peinlichen Verhältnisse vergessen machen, in denen wir leben."*)

*) Pertz, Steins Leben IV. 252.

Viertes Kapitel.

Vorbereitung zu den Feierlichkeiten. — Decorationen, die mise en scène der großen Spectakelstücke. — Der Oberhofmeister Graf Trautmannsdorf. — Der Lärm der Wagen und Wachen in und vor der Burg. — Metternich in der Staatskanzlei. — Es geht nicht ohne Paraden. — Der ausgeglichene Standesunterschied in Wien. — Liberalität des Oberhofmeisteramtes bei der Austheilung der Freibillets. — Das demokratische Element durch die Nationalgarde vertreten. — Die Armuth hat freien Zutritt zur Hofküche und Hofapotheke.



Wir glauben, daß ein befähigter Schauspiel- und Spectakel-Dichter zu mehr als einem Marionetten- und Intriguenstück erwünschten Stoff finden würde, wenn er uns jetzt in die höchsten und allerhöchsten Kreise der Hofcirkel und vornehmen Welt, mitten in das Festgepränge der lustigen Freudentage folgen und dann sich mit uns an den grünen, dennoch aber unfruchtbaren, Tisch der Diplomaten begeben würde. Zu dem Marionettenspiel genügen die bisher angeführten Persönlichkeiten; die Personen, welche in dem Intriguenstück die Hauptrollen spielen, sollen später, wenn wir uns aus den Speise- und Tanzsälen in die Conferenzzimmer begeben, in ihren Charaktermasken vorgeführt werden.

Da bei den Marionetten- und Spectakelstücken die Decorationen und Verwandlungen oft mehr noch als die Puppen und Personen die Neugier und Verwunderung in Anspruch nehmen, versäumen wir es nicht, auch hierüber erwünschte Auskunft beizubringen. „Niemals," so erzählt ein Augenzeuge, „hat das Costüm eine so blendende und mannigfaltige Beredtsamkeit entfaltet, wie damals in dem

äußeren Leben des Wiener Congresses. Ohne diesen Dolmetsch würde dem großen Publicum die Mehrzahl der Erscheinungen unverständlich gewesen sein: Costüme und Decorationen zogen zunächst die Schaulust an, welche erst auf diesem Wege, fast zufällig, sich für Namen und Charaktere zu interessiren gewöhnte. Denn wie unerhört zahllos die persönlichen Größen und Berühmtheiten sich zur Schau boten, der Glanz und die Bedeutung dieser sehenswürdigen Menschen verlor sich fast im massenhaften Prunk des Hofstaates, mit welchem der Kaiser sie alle umgab. Inmitten der gräflichen und hochadligen, besternten, bebänderten und beschlüsselten Kammerherren, Truchsesse und Adjutanten, des Aufzuges der scharlachnen, mit Gold- und Silbertressen bedeckten und beschabrackten Nobelgarden, der in reicher Livree blitzenden Edelknaben, Stallmeister, Hoffouriere, Hofkutscher, Heiducken, Läufer und dem anderen Troß des Hofgesindes schwand bei den feierlichen Aufzügen dem staunenden Auge beinahe die Hoheit des Gastes, dessen Rock der einfachste war von allen um ihn her hofirenden und aufwartenden Röcken, aus welchen sich eigentlich der Totaleindruck dieses Spectakels componirte. In den Gesichtern zu lesen, blieb hier keine Zeit, wo Kleid und Decoration ein Unmaß von Bewunderung in Anspruch nahmen; endlich gab es der lesenswerthen Gesichter so viele, daß auch das Antlitz berühmter Menschen den Werth der Seltenheit einbüßte und nur als eine Zugabe zu dem Costüm und der Umgebung ins Auge fiel. Die stattlichen Wagenrosse mit golddurchflochtenen Mähnen und Schweifen, mit bunten Straußenfederbüschen, die Geschirre mit blinkendem Metalle bedeckt, der flitternde Sammetbehang des Kutschbockes, die schmuckvolle Eleganz der Staatskarosse mit den darauf, darum und daran stehenden, hängenden und sitzenden, wie zur Affenkomödie ausgeputzten Livreebedienten, dann im Innern des Wagens ein weibliches oder männliches Prachtkleid mit Diamanten, Ketten, Ordenssternen und der dazu gehörigen Larve, welche eine so untergeordnete Rolle spielte, daß Wagen, Pferde, Anzug ausschließlich die Neugier und Bewunderung in Anspruch nahmen und die Menge eben so herbei geströmt sein würde, wenn in dem Wagen eine ausgeputzte Puppe gesessen hätte." Dergleichen auf- und ausstaffirte kaiserliche und königliche Hoheiten waren den verschnörkelten Anfangsbuchstaben in alten Meßbüchern zu vergleichen, wo das Auge von den wunderlich verschlungenen Arabesken, monstrosen Blättern und Blumen, Lindgewürmen und Affenfratzen so sehr in Anspruch genommen wird, daß es dem darunter versteckten Abc nur eine flüchtige Beachtung schenkt.

Eine riesenhaftere Aufgabe ist wohl niemals einem Oberhofmeisteramte gestellt gewesen, als die, welche dem der kaiserlichen Burg während des Congresses gestellt war. Zuerst Unterbringung des Kaisers und der Kaiserin von Rußland nebst sehr zahlreicher Sippschaft und noch zahlreicherem Gefolge, dann der Könige von Preußen, Dänemark, Baiern, Würtemberg, der preußischen Prinzen und anderer geladenen hohen Gäste in den Gemächern der Hofburg, in welcher doch auch Kaiser Franz nebst Gemahlin, der Kronprinz nebst einigen Erzherzögen und Erzherzoginnen ihre Wohnung behielten und außerdem die Empfangzimmer, Redouten- und Ballsäle, Rennbahn und Theater erhalten werden mußten.

Für alle die fremden Herrschaften und, was noch bei weitem beschwerlicher war, auch für die Dienerschaften mußten Kaffee, Thee, Frühstück, Mittagbrod, Vesper- und Abendbrod aus den kaiserlichen Küchen, Wein aus den kaiserlichen Kellern in Fülle aufgetragen werden und dies nicht etwa für acht oder vierzehn Tage, nein, für ganze sechs Monate! Hierzu kam noch, daß der kaiserliche Hof, welcher an einen langwierigen Besuch nicht gedacht hatte, mit den Festen nicht haushälterisch zurückhielt, sondern anfänglich jeden Tag für neue Ueberraschungen gesorgt wissen wollte. Man hatte mit guter Zuversicht darauf gerechnet, daß, sobald nur erst die Unterhandlungen eröffnet sein würden, die hohen Monarchen und ihre Minister, so wie die anderen Fürsten und sämmtliche Diplomaten so tief sich in die Actenstücke, Promemorias, Declarationen, Propositionen, Erklärungen und Gegenerklärungen vergraben würden, daß dann nicht mehr an Feste gedacht werden könnte. Hierbei hatte nun zwar der Wirth, wie dies immer zu geschehen pflegt, die Rechnung ohne die Gäste gemacht, kam aber dennoch zu kurz. Die Eröffnung des Congresses verschob sich bis in den November hinein und als sie erfolgt war, machte sich die Langeweile der, bei den Arbeiten nicht betheiligten hohen Häupter, noch mehr aber bei den Damen, fühlbarer als je zuvor; das Hofmarschallamt mußte für neue Vorräthe in Küche und Keller und für neue Feste sorgen. „Diese ungeheure Last ruhte vornehmlich auf den Schultern des Oberhofmeisters Grafen Trautmannsdorf, welcher sich das große Verdienst erwarb, unter schwierigen Umständen sein, mit Rücksichten aller Art überladenes, Amt mit richtigem Tact, genauer Kenntniß der Personen und Sachen versehen und die angemessensten Entwürfe zu den Festlichkeiten entworfen oder gewählt und mit verhältnißmäßig geringen Mitteln ausgeführt zu haben. Es war ganz im Sinne des wohlwollenden Kaisers, daß von allen

Hofämtern mit der rücksichtsvollsten Liberalität gegen alle Klassen der Gesellschaft verfahren, billige Wünsche beachtet und, so weit dies irgend anging, das große Publicum in den Bereich der Festfreuden gezogen und für seinen Antheil daran Sorge getragen wurde."

In dem großen Hofraume der Burg, dahin von vier Seiten die Eingänge zu den Wohnungen der hohen Gäste führten, hatten vier Compagnien unter der aufgepflanzten Fahne die Ehrenwache; das Heraus! Rufen, unter Gewehr Treten, Präsentiren und Trommeln nahm zum großen Leidwesen der beiden kränkelnden Kaiserinnen, der anderen nervenschwachen Damen und der Nachtschwärmerinnen, welche gern bis Mittag der Ruhe pflegten, den ganzen Tag über kein Ende.

Nach der Seite des Schweizerhofes, der nach dem Josephplatze mündet, auf welchem die dienstthuenden Hofequipagen, die berittene Hofdienerschaft, die Ordonnanzen hielten, die Garden aufzogen, wogte dichtgedrängt die Menschenfluth fort und fort nach den zunächst gelegenen Palästen, wo sich allenthalben Knoten des rauschenden Menschenknäuels ver- und entwickelten. Nach der anderen Seite, dem Amalienhofe zu, standen die Haufen weniger dicht und stiller ward es, je näher man durch die Portale dem Platze hinter der Burg kam, wo in der Nähe des, an den Beginn der französischen Revolution mahnenden „Ballhauses" und gegen die Vorstädte durch Basteien geschützt, der Palast der Haus-, Hof- und Staatskanzlei lag. Von diesem Heiligthume, wo im Dämmerlichte der Staatsweisheit der, nach Napoleons Falle allgewaltige Metternich die Marionetten des europäischen Welttheaters, von den verborgenen Schnürchen seiner Hand regiert, ihre Mätzchen machen ließ, wurden die Zudringlichen durch Hatschire und Polizeisoldaten zurückgewiesen und man war glücklich, wenn man im Vorübergehen einen flüchtigen Blick nach den Fenstern mit den grünseidenen Gardinen geworfen und den Schatten des Staatskanzlers bemerkt zu haben vermeinte, welcher an seinem Schreibtische mit seinem ausbündigen Famulus Gentz notelte, decretelte, conferenzelte und correspondenzelte, oft bis tief in die Nacht.

Bei den noch vor Ankunft der hohen Gäste gehaltenen Berathungen über die Festlichkeiten war der Kaiser und die Mehrzahl der Festordner der Ansicht: die militairischen Schauspiele möglichst zu beschränken, weil dergleichen im Felde zur Genüge und jedenfalls imposanter aufgeführt worden seien. Nichts desto weniger ließ man, um der Vorliebe des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen zu genügen, im Verlauf des Herbstes „die Prachtpilze der Wacht-

und Kirchenparaden, der Truppenschauen und Waffenübungen" munter aufschießen, da ein Theil der Gäste auf dergleichen Thier- und Menschenquälerei eben so sehr verpicht zu sein schien, als sie die anderen langweilte. Auch dem Publicum war es nicht sonderlich darum zu thun. Der Eindruck, den vorübergefahrenes Geschütz hervorbringt, ist je nach den Umständen sehr verschieden. Im tiefen Frieden erscheinen die Kanonen ohngefähr wie Dachrinnen bei schönem Wetter. In der damaligen Festperiode stellten sie den Böller bei der Kirmeß und dem Vogelschießen vor. Die Bevölkerung der Residenz rückte wohl mit aus, wenn die Truppen ausrückten, betrachtete indeß diese nur als Decoration, als die Hauptsache aber die zahlreiche Suite, welche den Monarchen folgte: diesen prachtvollen Kometenschweif militairischer Berühmtheiten. —

Was die anderen Festlichkeiten betrifft, so hätte bei minder günstigen Verhältnissen, als sie Wien darbietet, dieser mitunter sehr prosaische Prunk ermüden können; indeß speisten das Strombette, darin er steuerte, die tausend unversiegbaren Quellen des Volkslebens, und jeder Stand trug, indem er schöpfte, zugleich neues, förderndes Element hinzu.

Dem ruhigen Beobachter konnte die Wahrnehmung nicht entgehen, wie in Wien eine jede Klasse der Einwohnerschaft im öffentlichen Leben ihre breite Berechtigung fand, ohne die Sicherheit und das Behagen der anderen zu gefährden; wie jeder Stand sein Selbstgefühl dem anderen gegenüber ohne widerborstige Anmaßung geltend zu machen wußte und dabei seine Selbstständigkeit, welche ihm eben die Staatsgliederung verleiht, von der Willfährigkeit des anderen unterstützt wurde. Die Stufung gewährte hier den grenzenlosen Spielraum zum heiteren Treiben auf- und abwärts, und ließ den Vornehmen auf den Tummelplätzen der Vorstädte, den geringen Mann im Strudel der höheren Gesellschaft seine Rechnung finden.

Wie liberal das k. k. Oberhofmeisteramt bei Vertheilung der Einlaßkarten zu den großen Hofredouten verfuhr, ersieht man aus der öffentlich bekannt gemachten Anordnung: „Die Damen," heißt es darin, „erscheinen in vorzüglich geputztem Anzuge; die Männer in Uniform; jene aber, die nicht damit versehen sind, in vorzüglich geputzter Kleidung, in Schuhen und mit dreieckigen Hüten." Es werden die Stellen angezeigt, wo die Civilbeamten, die Militairs und das diplomatische Corps ihre Eintrittskarten erhalten. „Für Personen," wird hinzugefügt, „welche zu keiner der drei erwähnten Kategorien gehören, werden die

Billets in dem niederöstreichischen ständischen Landhause am 4., 5., 8. und 9. November Vor- und Nachmittags gegen ein eigenhändig unterfertigtes Begehren, welches lediglich die Zahl der für eine Familie erforderlichen Billets zu enthalten hat, auf welche Jedermann den Namen sodann zu setzen beliebe, ausgegeben werden, und zwar am 4. und 5. an diejenigen, welche appartementsfähig sind, und am 8. und 9. an jene Personen, welche durch ihren Stand zu der Redoute parée qualificirt sind.“ —

Gewohnheit und ein löbliches Herkommen ebneten damals noch dem Ehrgeiz und den materiellen Interessen der unteren und Mittelklassen die Wege und vermittelten den Unterschied zwischen Arm und Reich, der sonder Streit und Argwohn sich in Wien begegnete. Selbst demokratische Einrichtungen gediehen, ohne in den höheren Regionen Herzklopfen zu verursachen. Wien hatte eine stattliche Nationalgarde; in früheren Zeiten durfte nach verbrieften Rechten ohne Genehmhaltung der Bürgerschaft der Kaiser keine Truppen in die innere Stadt einrücken lassen, nicht einmal der Durchmarsch war gestattet. Dies hatte sich geändert; allein die Bürgerwehr theilte sich mit den Soldtruppen in den öffentlichen Dienst und die Ehrenwachen. Der Bürgerofficier war appartementsfähig und das Portepée verschaffte ihm überall Zutritt. Daß zuweilen auch spaßhafte Erscheinungen in diesem Kreise vorkamen, durfte bei der gemischten Zusammensetzung solcher Corps eben nicht Wunder nehmen. Man brauchte nicht einmal ein Potsdamer Paradeheld zu sein, um die Erscheinung höchst ergötzlich zu finden, wenn ein wohlbeleibter Brauer als Major, ein verhungerter Posamentier als Lieutenant in Uniform einherstolzirend, in die Silberschärpe bis unter die Arme eingepuppt, den Säbel hinter sich her, an jedem Arme Frau und „Fammilje“ schleppend, mit drohenden Blicken unter der ungeheuren Bärenmütze ausschauend, mit gebieterischem Worte die Spaliere der aufgestellten Soldaten durchbrechend, das Salutiren der Wachtposten gravitätisch erwidernd, der glücklich durchgebrachten Gevatterschaft beneidete Plätze anwiesen und mit stolzem Diensteifer nach ihren Ehrenposten zurückkehrten. Dann hörte man wohl, wie die Frau Gemahlin viel und laut von ihrem Mann, dem Major oder Lieutenant „bei den blauen Grenadiers“ sprach, damit die Zunächststehenden erfuhren, daß sie die Gattin jenes allgebietenden Bürgerofficiers sei. Mochte dergleichen spaßig sein, es war zugleich erfreulich, da es dem kleinen Ehrgeiz des Bürgers einige Genugthuung verschaffte. Auch hatten die Bürger Wiens in den drangvollen Jahren 1805 und 1809 so

viel Muth und Hingabe bewiesen, daß sie auf die allgemeine Achtung der anwesenden Gäste um so gerechteren Anspruch hatten, als ihr Kaiser ihnen bei jeder schicklichen Gelegenheit Anerkennung und Auszeichnung erwies.

Es war damals die dem Hofe so günstige Zeit, wo der ärmere Theil des Volkes sich „mit den Brosamen, welche von des reichen Mannes Tische fielen", begnügte. In diesem Sinne ward die Wiener Armuth allenthalben mit den beaux restes der Feste bedacht. Die bemalte Leinwand, das Rüstwerk von Holz, die beschmutzten Drapirungen, die Festons der Ehrenpforten wurden Preis gegeben. An den Vorabenden großer Hofbälle stellte die Hofconditorei mächtige Bütten mit flüchtig benutzten Citronenschalen, Apfelsinen- und Ananas-Abfällen, Mandelgrütze und dergleichen Delicatessen den Armen zur Beute aus. Ein alter und schöner Brauch verpflichtete die Hofapotheke und die Hofküche, jedem Bedürftigen im Falle der Noth oder plötzlichen Unwohlseins dort Medicin, hier eine kräftige Suppe zu reichen. Es fanden sich damals öfter ganz anständige Damen in der Hofküche ein und trugen ein hier gefülltes Körbchen nach Haus. Von dem freien Zutritt zur Hofapotheke wurde weniger Gebrauch gemacht.

Fünftes Kapitel.

Großes Ballfest am 2. October in der Burg. — Der Wiener Walzer. — Das Volks- und Friedensfest im Augarten am 6. October. — Zauberfest bei dem Fürsten Metternich am 9. October. — Der Wunderabend in Schönbrunn am 10. October. — Eine Reiherjagd in Laxenburg am 12. October. — Hofball im k. k. Ceremoniensaal am 13. October. — Musikfest am 16. October. — Siegesfeier im Prater am 18. October. — Am Abend desselben Tages Ball bei Metternich. — Der Kaiser von Rußland giebt am 19. und 20. October bei Rasumowski und Stackelberg Feste.



ben so wie das große Lustfeuerwerk im Prater, trugen auch die zunächst folgenden Feste, welche zu Ehren und Ergötzlichkeit der hohen Gäste veranstaltet wurden, den Charakter von Volksfesten, wenn gleich nur die Bevölkerung von Wien daran Theil nehmen konnte, während das eigentliche Volk nur das Bezahlen und das Zusehen aus der Ferne hatte.

Zu einer großen Hofredoute, welche am 2. October in den hierzu eigens eingerichteten Räumen der Burg stattfand, waren zwölf tausend Einladungskarten ausgegeben worden. Anordnung und Ausschmückung der Prunkgemächer, Galerien und Säle waren eben so reich als geschmackvoll. Der aus den Gemächern der Burg nach dem großen Redoutensaale führende Gang war reich beleuchtet, mit Blumen und grünen Gesträuchern verziert; der kleine Redoutensaal war durch zauberische Beleuchtung der Baumgruppen in einen Feenhain verwandelt. In den Corridoren und Gängen waren Alleen von Orangenbäumen, Lorbeerbäumen, Myrthen und Cypressen gebildet. Den großartigsten Eindruck machte die zu einem Tanzsaal umgeschaffene, mit den anderen Sälen in Verbindung gebrachte,

Reitbahn. „Diese geräumige Halle," so lautet ein Bericht, „bekanntlich ein Meisterstück der Baukunst, wo sonst nur die edle Reitkunst geübt wurde, war heut zu einem Tempel Terpsichore's umgeschaffen. Die Wände waren mit weißem Mousselin ausgeschlagen, mit blauseidenem Stoffe und Silbergaze drapirt; von den Kronen- und Wandleuchtern verbreiteten zehn tausend Wachskerzen einen leuchtenden Glanz, wodurch die freudetrunkenen Augen, die rosigen Wangen der Damen, die farbigen Stoffe der schwer seidenen Kleider und der leichteren Ballroben und Bänder, vor Allem aber der Schmuck edler Gesteine, davon hier das Kostbarste aus ganz Europa gleich einem reich besäeten Sternenhimmel zu schauen war, in erhöhtem Glanze strahlte."

Wie von der erwärmenden Sonne des Frühlings der Dichter sagt, daß sie *kein Weißes* duldet, so erklärte der Hofmarschall des Ballfestes, daß er *kein Schwarzes* dulde; die Herren erschienen in farbigen Dominos, unter denen die bunten Uniformen mit goldenen und silbernen Schnüren, mit Sternen, Kreuzen und Bändern aller Art hervor schimmerten. Besonders zeichneten durch die Ueberbürdung mit Glaserschilden und Kirchenfenstern die russischen Officiere sich aus, so daß der Kaiser Franz, wenn ihm die russische Generalität zum Empfange angemeldet wurde, dem Adjutanten den Bescheid gab: „lassen's halt das Firmament eintreten!" —

Die Säle waren seit zwei Stunden schon mit der neugierig harrenden Menge gefüllt, als nach 10 Uhr Trompetengeschmetter und Paukenschall die Ankunft der Majestäten verkündigte. Sie durchschritten Paarweis unter Vortritt der ersten Hofchargen die Säle, ebenfalls in bunten Dominomasken. Der Kaiser Alexander mit der Kaiserin von Oestreich eröffnete den Zug, dann folgten: der Kaiser Franz mit der Kaiserin von Rußland; der König von Preußen mit der Königin von Baiern; der König von Dänemark mit der Erzherzogin Beatrix; der König von Baiern mit der Großherzogin von Oldenburg; der König von Würtemberg — mehr zum Wälzen als zum Walzen angethan — mit der Großherzogin von Weimar, woran sich der unabsehbare Zug der übrigen Hoheiten, Durchlauchten, Fürstlichkeiten und so weiter anschloß. Nach wiederholtem Umzug unter Polonaisen-Musik nahmen die hohen Herrschaften auf einer, in dem großen Ballsaale für sie errichteten Estrade Platz, von wo sie der Aufführung eines Kinderballets mit Pantomime in venetianischem Costüm mit um so größerem Behagen zusahen, als ihnen darin ihr eigenes Lebensbild: tändelndes Kinderspiel,

zur Vorstellung gebracht wurde. Nachdem dies beendet war, beurlaubten sich die Monarchen von ihren Damen und suchten andere Bekanntschaften unter der Menge auf. An verschiedenen Stellen waren Büffets aufgestellt, im Ueberfluß mit Speisen und Getränken versehen, wodurch dem Feste, zumal nach Entfernung der Kaiserinnen, Königinnen, Großfürstinnen, Erz- und Großherzoginnen eine ungezwungene Heiterkeit erweckt wurde. Der Wiener Walzer trat jetzt in sein Recht ein; selbst die auf ihre Tanzmeisterschaft so sehr eingebildeten Franzosen gestehen hierin dem Deutschen eine Ueberlegenheit über alle anderen Nationen zu. „Deutschland," sagt ein französischer Gast am Congreß, „ist das Vaterland des Walzers; in diesem Lande und vorzüglich in Wien hat er, Dank dem musikalischen Sinn der Einwohner, einen ihm ganz eigenthümlichen Reiz. Hier muß man es bewundern, wie der Tänzer in einer Wirbelflucht, die beständig durch den Tact geregelt wird, seine Gefährtin hält, hebt, trägt, im Sturme zu entführen scheint und wie diese mit geneigtem Köpfchen den schwindelnden Umschwung noch beschleunigt, während ihrem Blick ein Ausdruck schmachtender Hingebung verliehen ist, welcher die Schönheit noch erhöht.

„Man muß diese Frauen, strahlend von Schönheit, Blumen und Diamanten, gesehen haben, wie sie, gewiegt von der unwiderstehlichen Musik, in dem Arme ihres Tänzers zu liegen scheinen und ihn, wenn er ermatten sollte, zu einem neuen Rundreigen durch eine elektrische Wirkung ihres Blickes und des sichtbaren Wellenschlages ihres Busens fortreißen.

„Dies Vergnügen nimmt niemals eher ein Ende, als bis die herabgebrannten Kerzen dem anbrechenden Morgen den Dienst der Beleuchtung überlassen." —

Kaum war den hohen Gästen ein Tag zur Erholung vergönnt. Am 6. October fand ein „Volks- und Friedensfest" in dem Augarten statt, einem großartigen Park mit freien Rasenplätzen, hohen Baumgängen und herrlichen Fernsichten. Der Kaiser gab dies Fest den in Wien lebenden Veteranen und Invaliden seines Heeres. Vierhundert derselben wurden an 16 Tafeln mit einem reichlichen Mittagessen bewirthet, bei welchem muntere Marketenderinnen mehr als „Ein Gläschen Melnecker für den Magen", auch vom besten Oestreicher und Ungar aus den kaiserlichen Kellern credenzten. Die beiden Kaiser und vier Könige, viele andere Fürsten und Feldherren beehrten das Fest mit ihrer Gegenwart; für die Damen war eine bedeckte Loge gebaut worden, von wo sie den Spielen und Tänzen zusahen, welche auf die Mittagstafel folgten. So-

bald die Monarchen sich dem ersten Tisch näherten, erhob sich ein mit der goldenen Medaille für seine in der Schlacht bei Leipzig bewiesene Tapferkeit geschmückter Feuerwerker — van der Astong — und rief dem Kaiser von Oestreich und seiner Gemahlin unter dem Donner der in einiger Entfernung aufgestellten Geschütze ein dreifaches Lebehoch! worauf sogleich der Kaiser Franz ein gefülltes Glas ergriff und ausrief: „Es lebe der Kaiser Alexander!" in welchen Toast die Veteranen und die in gedrängten Schaaren umherstehende Menge der Zuschauer einstimmte. Jetzt ergriff der Kaiser Alexander ein Glas und rief mit vernehmlicher Stimme: „Der Kaiser von Rußland trinkt auf das Wohl von euch alten Männern, ihr sollt alle hoch leben!" Mit einem nicht enden wollenden Hurrah! wurde dieser Trinkspruch aufgenommen. Die Könige von Preußen, Dänemark und Baiern tranken in gleicher Weise auf das Wohl der alten Krieger, welche es an Erwiderung nicht fehlen ließen, so lange die Flaschen vorhielten.

Bei einer jeden der 16 Tafeln verweilten die Monarchen und thaten an einer jeden derselben Bescheid. Ein tapferer Feldwebel (Platzer), welcher bei Besançon einen Arm verloren hatte und die silberne Verdienstmedaille trug, brachte am entgegengesetzten Ende die Gesundheit aus: „auf die Anführer der verbündeten Heere!" und „auf die verbündeten Krieger, unsere Brüder! Immer währe gegenseitige Achtung, Liebe und Freundschaft!"

Nach aufgehobener Tafel begann das eigentliche Volksfest: Wettrennen, Stangenklettern, Tanz, woran die Invaliden, von denen viele schon vor Tisch nicht fest auf ihrem Stelzfuß waren, sich nur als Zuschauer betheiligten. Unter vier offenen Zelten wurden ungarische, böhmische, steierische und tyrolische Nationaltänze getanzt und auch hier ließen es die wohlgesinnten Herrscher an Huldbezeigungen, zumal bei den schmucken Bauermädels, nicht fehlen.

Mittlerweile war in anderen Theilen des Gartens Feuerwerk und Illumination vorbereitet worden, wohin sich die hohen Herrschaften auf die für sie zugerüstete Estrade begaben. Die erste Fronte des Feuerwerkes stellte die Grotte Neptuns, die zweite die vereinten Namenszüge des Kaisers und der Kaiserin, die dritte die Stephanskirche mit gothischem Portal und blätterreichem Thurme dar. Als eine dem Könige von Preußen erwiesene Aufmerksamkeit ging die Rückfahrt durch einen, dem Brandenburger Thore mit der aus Paris heimgeführten Siegesgöttin in Berlin nachgebildeten, Triumphbogen, welcher, von vielen tausend Lampen

erhellt, einen prachtvollen Effect machte. — Ein Ball in dem Saale des Gartenschlosses machte den Beschluß des Festes. Vorzüglich schön und geschmackvoll angeordnet war der mit den Flaggen und Farben der verbündeten Monarchen verzierte Platz, wo sich die Hofloge befand, von welcher sich unter einem von farbigen Lampen gebildeten Regenbogen von 180 Fuß im Durchmesser die Aussicht auf den beleuchteten Stephansthurm öffnete. So groß auch die Menge des herbeigeströmten Volkes war, wurde dennoch das schöne Fest durch keinen Unfall oder Unfug gestört.

Die Großwürdenträger des Reiches blieben hinter den Festen des Hofes nicht zurück und suchten, zumal da die aufgewandten Kosten aus den öffentlichen Geldern bestritten wurden, jene an Glanz noch zu überbieten. Und eben so, wie Theaterdirectoren eine Bande von Claqueurs und bezahlten Kritikern mit Freibillets versorgen, erhielten geistreiche Schmarotzer Einladungen zu all diesen Festen, um den Ruhm der Gastgeber in den in- und ausländischen Zeitungen der Welt zu verkündigen. Ausgezeichnetes in diesem Fache leisteten ein Graf de la Garde aus Paris, Dr. Koreff und Varnhagen aus Berlin und Friedrich von Schlegel, von welchem behauptet wurde, daß die Wiener backnen Händl und Milchrahmstrudel entschiedeneren Einfluß auf seinen Uebertritt zur katholischen Kirche ausgeübt hätten, als die Fastenpredigten des vordem genialen, jetzt hirnverbrannten Dichters Zacharias Werner, Verfassers der Weihe der Kraft und Unkraft, welcher während des Congresses die vornehme Welt durch seine Capuzinaden von der Kanzel herab eben so gut und oft noch besser belustigte, als seine Collegen Staberl und Kasperl in der Leopoldstadt und im Prater auf den Brettern ihrer Schaubuden.

Ueber das erste große Zauberfest, welches der Fürst Metternich den hohen Gästen am 9. October in seinem vor dem Thore auf dem Rennwege gelegenen Palais gab, erschien in dem, unter seinem Einfluß stehenden, officiellen öftreichischen Beobachter ein Bericht, welcher Alles überbietet, was in dem bombastischen Stile tollgewordener Prosa jemals geschrieben wurde.

„Beim Anblick des Ballfestes," heißt es darin, „welches gestern (den 9. October) Se. Durchlaucht der Fürst Metternich gab, konnte man sich des Gedankens nicht erwehren, daß eines jener Zauberschlösser, von denen die arabischen Mährchen uns erzählen, aus der Wunderwelt der Phantasie durch einen Zauberschlag in die Wirklichkeit versetzt worden sei. Das edle architektonische Gebild der groß-

artigen Halle, der feierliche Chor der korinthischen Säulen, die Gluth von Glanz und Licht, die Alles überströmte und keinen Schatten duldete, die rauschende Musik, die jede Phantasie auf ihren Riesenflügeln hob und die fluthende Menge voll Schönheit und Pracht, mit der das Auge in steter Sehnsucht und Befriedigung auf- und abwogte, bildeten ein unübertroffenes Ganze, das einen bleibenden kolossalen Eindruck auf das Gemüth machte. Doch was dies Fest vorzüglich hervorhebt aus der unzähligen Menge anderer, was aus der Welt der Phantasie dem Herzen es näher brachte, war das Gefühl seiner hohen Bedeutsamkeit; solch' ein Glanz, so viel Pracht, solch' ein vollendeter Einklang der Kunstschöpfungen war nur Umgebung eines herrlicheren Mittelpunktes, aus dem alle die Strahlen ausgingen, um mit vollerer Kraft wieder zu dieser Quelle des Lichtes zurückzukehren. Jedes Herz schlug doppelt begeistert bei dem Gedanken, daß in dieser Halle die großen Fürsten des Zeitalters, die Retter des Jahrhunderts, die Hoffnung der kommenden Geschlechter und die Blüthe der Helden vereinigt waren. Jeder Stern, der auf einer Brust glänzte, war ein Segensstern und hatte aus tiefer Nacht die Bahn des Ruhmes erleuchtet. Wem klopfte das Herz nicht höher, wessen Phantasie stimmte nicht erhabene Hymnen an, wessen Gefühl pries sich nicht glücklich, sich dieser Heroengenossenschaft so nahe zu wissen? Ein elektrischer Schlag schien oft durch die Menge zu fliegen und ihr dies erhebende Gefühl zum Bewußtsein zu bringen. Jeder sagte sich selbst: Jahrhunderte sind verrauscht und haben solch' einen Sternenglanz nicht bilden können; Jahrhunderte werden wieder versinken und werden vielleicht diesen heiligen Kreis nicht wieder erschaffen können. Dies war der große moralische Eindruck dieses Festes, der es zum unsterblichen Monument in jeder fühlenden Brust adelte. Dieses Bewußtsein gab allein die hohe Bedeutung und schuf jede irdische Pracht zum Symbol des Geheimnißvollen, das mit allmächtigem Zauber in allen Herzen lebte. Dieses Bewußtsein gab der Phantasie freieren Schwung und ließ sie sich jeder Blüthe freuen, welche in diesem Zauberkreise sinnbildlich glänzte. So war jedes Herz erfreut, wie jedes Auge entzückt, als man vier edle Damen in der Nationalkleidung jenes Volkes (des russischen) erscheinen sah, welches mit dem Widerscheine seiner Phönixflamme die Nacht gelichtet hatte, die über Europa dumpf lag. Ein breiter asiatischer Kopfputz, von dem ein reicher Schleier über ein farbiges, aus orientalischen Stoffen gewebtes Gewand herabrollte, nationale Zierde zur Pracht durch edle Steine erhöht, führten unwillkürlich

ins zauberische Morgenland und ließen ein geheimnißvolles Weltenbild ahnen. Und wie wurde nicht erst jeder Sinn entzückt, als das Chor der schönsten Frauen erschien, um die Vereinigung und den Wechseltanz der Elemente dem berauschten Auge hinzuzaubern. Mit leichten, nur wie aus verdichteter Luft gewebten Fittigen, auf denen ein farbiges Pfauenauge glänzte, in feingehauchte Schleiergewänder magisch gehüllt, eröffnete flatternd das leichte Element der Luft-Sylphiden den herrlichen Reigen. Ihre Sohle schien nur aus Gunst auf dem Boden noch zu weilen, um dem sterblichen Blick das unsichtbare Element auf einen Augenblick verkörpert zu zeigen, das in seine Brust mit sanfter Welle dringt und die Sterne aus der Ewigkeit des Raumes zum Blicke seiner Sehnsucht führt. In raschem Zuge, wie das Element, dessen Symbole sie als Priesterinnen trugen, mit gluthhauchenden Fackeln folgten den luftigen Sylphiden die Flammen-athmenden Salamander, in dunkle Purpurfarbe getaucht, durch welche nur die blitzenden Funken der Sehnsucht sprühten, welche die Flamme aus der Nacht der Erde durch das Element der Luft in ihre Heimath verzehrend reißt. In allen Zauberschöpfungen der unendlichen Wasserwelt, dem Schooße des Lebens, wallte hinter ihnen der Reigen der Undinen, wie sie sogleich mit dem Namen des unsterblichen Sängers (de la Motte Fouqué) die Begeisterung der Schauenden begrüßte. Ihr lockiges Haar durchwebte das Lieblingsgebilde der Fluth, die Perlen, wie festgehaltene Silbertropfen des Thaues, ihr Haupt war gekrönt mit dem Kranze des Schilfs, ihr Haar barg im Nacken die breite Muschel; kleinere Muscheln, Andenken aus der Tiefe, waren nachlässig an ihrem Gewande hängen geblieben und die Zweige der Bäume des fluthenden Abgrundes, der Korallen, sproßten, mit Meergras vermählt, durch ihre Schilfkrone, umschlangen ihren Schwanenhals, flochten sich in labyrinthischen Windungen um ihren schlanken Wuchs und fesselten den bezauberten Blick in unauflöslichem Gewebe. Jedem Gemüthe wurde da die Sehnsucht nur allzu klar, die den Menschen hinab in den Spiegel des lieblichen Elements mit magischen Gewalten zieht, und jene geheimnißvolle Macht der Sirenen, jene Allgewalt der Najaden und das Zauberleben der Meerfrauen und Nixen stieg aus der Fluthenwiege des Lebens, um die Phantasie in ihre Krystallwohnungen zu führen. An diese wallenden Fluthenwesen schloß sich endlich mit ernstem, majestätischem Schritte der hehre Chor der Königinnen des Erd-Elements an. Auf ihren Häuptern prangte der Auferstehungschor der Blumen, auf ihren

Gewändern funkelten mit blendender Pracht die farbigen Kinder des Felsenschlosses. Jedes Auge war geblendet und magisch festgehalten und kein Wunsch sehnte sich von der Mutter Erde hinweg, die solche Schätze schuf und solche Herrscherinnen trug. Wie ein Feenchor aus den geöffneten Pforten der alten Wunderzeit schwebte dieser Zug durch die staunende Menge vor den Augen der Herrscher vorüber und jedes Gefühl ahnte das hohe Symbol der Vereinigung der ewig kämpfenden und ewig schaffenden Elemente."

Wie die Festordner einer dem anderen es an Aufwand und Erfindung zuvor zu thun bemüht waren, so waren auch die Berichterstatter unermüdlich und unerschöpflich in ausposaunender Verherrlichung der Festgeber. Kaum hielt man es für möglich, daß das von Metternich gegebene Zauberfest und die Beschreibung desselben hätte überboten werden können, und dennoch geschah beides.

Der Kaiser hatte für den folgenden Tag zur Mittagstafel nach Schönbrunn eingeladen und Seine Majestät blieben diesmal keineswegs hinter Ihro Durchlaucht zurück. „Wenn das Zauberfest vom verflossenen Sonntag," so lautet der Bericht, „an die Wunderschlösser von Tausend und Einer Nacht erinnerte, so versetzte der Anblick des Festes in Schönbrunn in die heitere Zauberwelt Ariosto's. Trotz der schon rauhen Herbstluft unseres Klimas, war man doch in eine südliche Frühlingsnacht geführt. Das Orangeriehaus, der Palast der Lieblingsblumen des südlichen Europas, war der Schauplatz, wo sich das lieblichste Fest gestaltete.

„Zwischen dunklen Orangenbäumen glänzten lachend heitere Frühlingsblumen, auf amphitheatralischen Terrassen aufgestellt, und als ob die Pflanzenwelt die Grundmelodie dieses Festes angeben sollte, hatten sich die architektonischen Zierrathen, Gesimse, Säulen, Kronenleuchter in Blätter- und Blüthen-umwundene Arabesken verwandelt. Spiegel vervielfältigten von mehreren Seiten die Herrlichkeit des Ganzen. Ueberhaupt wurde dieses Fest vorzüglich dadurch in eine idyllische Dichterwelt versetzt, daß die Kunst hier nur eine sehr bescheidene Gehülfin der Natur zu sein und nur ihre Reize beleuchten zu wollen schien. So mahnte Alles an die Natur, vom Felsen, der sich hier erhob und von dem Wasserfalle, dessen Wellen im Widerschein von vielen tausend Kerzen sich über ihn herabstürzten, bis zu den Wunderblüthen, welche aus entfernter Tropenzone hierher verpflanzt worden waren, um die reizende Vermischung aller Pracht der Erde neugierig zu schauen. Lächelnd schien Göttin Flora von ihrem Fußgestell

herab auf ihre liebliche Wunderwelt zu blicken, und den zarten Blumen zu gebieten, ihre herrlichsten Düfte in die glanzdurchstrahlte, schaamroth (!) fliehende Nacht zu hauchen. Eine versteckte Astrallampe beleuchtete von oben, wie ein Mond, die Göttin und ihre Frühlingsvasallinnen, die huldigend um sie her standen. Man glaubte in jenen glücklichen, warmen Nächten Italiens mit Ariosto in den Gärten des Hauses Este auf den Hügeln von Tivoli träumend zu schwärmen und das trauliche Lispeln der Elfengesänge und Reigen im mondbeschienenen Thau zu belauschen. Oft noch wandte man sich, wenn man aus diesem Zauberkreise der romantischen Gärten, wo Obelisken, Statuen, Fackeln, Blumen und Bäume sich wunderbar reizend mischten, heraustrat, zurück, um dieses magische Bild in der Seele festzuhalten und dennoch schien, wenn das Dunkel der Nacht den Blick wieder umhüllte, Alles nur ein blendender Traum aus Armida's Zaubergarten gewesen zu sein." —

Den Festordnern wurde es mit Recht zum großen Verdienste angerechnet, daß sie durch Abwechslung die Lust und Theilnahme der Gäste rege zu halten verstanden, eben so wie ein geschickter Speisemeister den Küchenzettel so einrichtet, daß der Gaumen durch jedes neue Gericht gereizt wird für das nächstfolgende, und als Beweis für die Vortrefflichkeit des Mittagsmahles anführt, daß bei der Abendtafel dieselben Gäste den vortrefflichsten Appetit gezeigt hätten.

Auf das idyllische Zauberfest in Schönbrunn folgte am 12. ein munteres Jagdfest in dem Park von Laxenburg, bei welchem beide Kaiserinnen, die Königin von Baiern, die Großfürstinnen und andere Damen des Hofes zu Pferde erschienen, den verkappten Falken auf der Stange tragend, welcher auf das gegebene Zeichen losgelassen, hoch bis in die Wolken aufstieg, dann aus den Lüften herab auf den durch die Hunde aus dem Röhricht aufgejagten Reiher stieß, mit scharfen Fängen ihn griff und der Gebieterin die blutende Beute zu Füßen legte. Die Jagdbelustigung war noch größer, wenn zwischen dem Falken und dem Reiher hoch in den Lüften ein blutiger Kampf entbrannte. Der Reiher streckte dem auf ihn herabstoßenden Falken seinen spitzigen Schnabel entgegen, auf welchem der Falke sich wie auf einem Bajonnet aufspießte. Um so heftiger hieb der mit krummem Säbelschnabel bewaffnete Raubvogel auf seinen Gegner ein. Das weiße Gefieder des Edelfalken ward vom Blut geröthet, die Kaiserin, für ihren Liebling besorgt, befahl, ihm einen zweiten zur Unterstützung nachzusenden. Dies geschah und nun war nach kurzem Kampfe die Niederlage des, nur für den

Seekrieg gegen Frosch und Fisch bewehrten, Schwimmvogels entschieden. Gelang es diesem aber, seine Segel so zu stellen, daß im Herabfallen der Wind ihn zusammt seinem Gegner dem See zutrieb, dann wurde der Kampf aufs Neue zweifelhaft; der Falke, der in den Lüften Sieger war, kam in den Gewässern in größte Gefahr und schrie laut um Hülfe, welche ihm dann von den bereitstehenden Gondolieren geleistet wurde.

Die hochgefürsteten Jäger versäumten es nicht, dem erlegten Reiher die Krone zu rupfen und den Damen ihres Herzens die zarten Federn zum Schmuck ihrer Hüte zu überreichen.

Auch an der grausamen Parforce- und Hetzjagd nahm das zarte Geschlecht Antheil, ergötzte sich an der Todesangst der, in den See oder Fluß gesprengten, auch hier noch von dem nachschwimmenden Hundepack verfolgten Sechszehnender und an dem letzten Röcheln des, unter dem Halali der Nimrode abgefangenen, Keulers.

Die verzärtelte und nervenschwache Kaiserin Ludovica galt für die unerschrockenste Jägerin und beste Schützin, obschon sie ihrer „noblen Passion" nicht so leidenschaftlich nachhing, wie die berühmte Tochter Gustav Adolphs, die Königin Christine von Schweden, welche, wenn sie durch Unwohlsein oder schlechtes Wetter auf ihr Zimmer beschränkt war, mit einer ganz eigens für sie gefertigten kleinen Flinte, in deren Lauf nur ein Korn Vogeldunst geladen wurde, nach den Fliegen im Fliegen und an der Wand schoß. — Nach vollbrachtem blutigen Siege wurde in den Waffenhallen des alterthümlichen Schlosses ein fröhliches Mahl unter Jagdfanfaren eingenommen und spät in der Nacht unter Fackelschein zur Stadt zurückgefahren.

Am nächsten Abend, den 13., war großer Hofball im k. k. Ceremoniensaal, zu welchem nur ein engerer Hofcirkel geladen war.

Zu einem Musikfeste ernstester Art, von welcher das verwalzerte Ohr der Wiener sich mehr und mehr entwöhnt hatte, wurde zum 16. in der zu einem großen Concertsaale eingerichteten Reitbahn in der Hofburg eingeladen. Eine Gesellschaft von 700 Dilettanten hatte, unter der musikalischen Leitung des Hofsecretairs Ignaz Mosel und des Hrn. Dr. v. Rudolf, Händels großartiges Oratorium „Samson" eingeübt. Die Solopartien wurden ebenfalls durch Dilettanten ausgeführt: Frau v. Gaymüller (Sopran), Frl. Sophie v. Werthheimstein (Alt), Hr. Soini (Tenor), Hr. Ignaz Sonnleithner (Baß).

„So wurde," sagt ein Bericht, „ein Tonfest gefeiert, das durch die Erhaben-

heit seiner Veranlassung, durch den Werth des Gegenstandes und die Art seiner Aufführung einzig genannt werden kann."

Auf die zärtlichen Klänge weiblicher Liebesklage, auf säuselndes Geigen- und Flötenspiel folgte ein Fest mit Trompetengeschmetter und obligatem Kanonendonner. Am 18. October war zum Gedächtniß der bei Leipzig geschlagenen Schlacht eine großartige Siegesfeier veranstaltet. Die Hauptrolle hierbei war, wie sich von selbst verstand, den in Wien anwesenden östreichischen Regimentern zugetheilt, welchen heut die willkommene Aufgabe gestellt war, in Braten und Kuchen einzuhauen, sich, anstatt in den Strudel der Schlacht, in einen Milchrahmstrudel zu stürzen und gegen verschiedene Flaschen-, nicht Fleschen-Batterien Sturm zu laufen. Die Feier bestand in einem Tedeum, Parade-Vorbeimarsch und Mittagsmahl. Die gesammte Besatzung marschirte am Morgen durch die Jägerzeil nach dem Prater, wo sie sich rechts von der großen Allee auf dem Platze bei dem Circus in einem länglichen Viereck aufstellte. Acht Grenadier-Bataillone bildeten das innere Viereck; hinter den beiden längeren Seiten standen sechs ungarische Grenadier-Bataillone; die sämmtlichen Reiter-Regimenter waren als drittes Treffen aufgestellt. Die Artillerie, sechs ganze Batterien, war in einiger Entfernung so aufgestellt, daß sie bei dem Tedeum und den ausgebrachten Toasten mit einstimmen konnte, ohne das Trommelfell der Allerhöchsten Ohren zu sehr zu erschüttern.

Um 12 Uhr Mittags ritten die Monarchen mit einem Gefolge von 300 Generalen und Stabsofficieren nach dem Prater; die Kaiserinnen, Königinnen, Großfürstinnen u. s. w. folgten in sechsspännigen Wagen. Bei der Ankunft der Hohen Herrschaften wurden von den aufmarschirten Batterien 100 schnell aufeinander folgende Schüsse abgefeuert und von den gesammten Infanterie-Bataillonen Feuer gegeben. Hierauf begaben sich die Monarchen in die, in der Mitte des Vierecks errichtete Zelt-Capelle, in welcher das Tedeum unter ununterbrochenem Kanonenfeuer von den Wällen der Stadt gesungen wurde. Nach beendigtem Tedeum wurden nochmal 100 Schüsse von den in der Nähe aufgestellten Batterien abgefeuert. Nach dem Tedeum erfolgte der Vorbeimarsch vor den Monarchen, welche auf einem freien Platze in der Nähe des sogenannten Lusthauses zu Pferde hielten. Als das Infanterie-Regiment Hiller, welches Kaiser Franz am Morgen dem Kaiser Alexander verliehen hatte, sich näherte, stellte sich dieser an die Spitze desselben und führte es als östreichischer Oberst vorüber. Dann sprengte er zu Kaiser Franz zurück, salutirte dreimal mit dem

Degen, steckte diesen ein und warf sich in die ausgebreiteten Arme seines allverehrten Herrn Bruders.

„Die Rührung," fährt der amtliche Bericht fort, „welche diese, in der Weltgeschichte vielleicht einzige Scene in den Herzen der vielen hundert dabei gegenwärtigen Fürsten, Minister, Generale u. s. w. aller europäischen Nationen verbreitete, der allgemeine, aus dem Innersten aller Herzen sich erhebende, Jubelruf des Entzückens kann nicht mit Worten beschrieben werden."

Hier war es, wo der Kaiser Alexander den Augenblick ergriff, dem Fürsten Schwarzenberg, Generalissimus während der Feldzüge, öffentlich die Achtung zu zeigen, die er für ihn hegte. Schwarzenberg stand unter der Menge der anwesenden Generale, als der feierliche Gottesdienst zu Ende war. Die Monarchen traten aus der Zelt-Capelle. Alexander suchte den, dessen Anspruchslosigkeit er kannte und der, wenn man so sagen darf, mit dem Talente begabt war, sich zurückzuziehen.*) Er zog ihn hervor aus der Menge, umarmte ihn und rief ihm laut die Worte zu: „Il est juste, qu'après avoir rendu grace à celui auquel nous devons tout, ce soit à vous, Maréchal, que nous fassions nos remercimens, parce qu'après Dieu c'est à vous, que nous devons nos succès."**)

Nach dem Vorbeimarsche begaben sich die Hohen Herrschaften zur Tafel in das Lusthaus, die Soldaten an die für sie hergerichteten Tische. Die Ebene vor dem Lusthause war durch zwei Schiffbrücken über den Donauarm, denen man, zur Sicherung des Rückzuges mit schräger Ladung, Geländer zum Festhalten von eroberten Gewehren, Lanzen und Fahnenstangen, die mit Laubgewinden umflochten waren, gegeben hatte, mit der, zur Campirung der Truppen bestimmten, Simmeringer Haide in Verbindung gesetzt. Das Lusthaus war von Außen und im Innern mit Trophäen verziert. An den Tafeln im oberen Stockwerk führte Kaiser Franz den Vorsitz, an denen zu ebener Erde der Erzherzog Carl. In den Alleen, welche einen Stern um das Lusthaus bildeten, waren die Tafeln für

*) Der Biograph Schwarzenbergs, Hr. v. Prokesch, hätte ein minder zweideutiges Wort an dieser Stelle wählen sollen.

**) „Es ist gerecht, daß wir, nachdem wir demjenigen, welchem wir Alles zu danken haben, nun auch Ihnen, Feldmarschall, unseren Dank sagen, weil zunächst Gott Sie es sind, dem wir unsere Erfolge schuldig sind." Prokesch, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Carl zu Schwarzenberg. Wien 1823. S. 283.

14,000 Mann gedeckt. Ein jeder Soldat erhielt eine Suppe, 1 Pfund Fleisch mit Brühe, $\frac{3}{4}$ Pfund Braten, 3 Krapfen, 3 Semmeln und eine Flasche Wein. Auf den Steh- und Lagerplätzen rings umher hatten sich an hunderttausend Zuschauer eingefunden, welche hier biwachteten und in die ausgebrachten Lebehochs lustig einstimmten. Der Kaiser Franz brachte folgende Gesundheiten aus: „1. Auf die Gesundheit meiner hier anwesenden Hohen Gäste und Freunde! 2. Dank meiner braven Armee und ihren Anführern! 3. Dank den verbündeten tapferen Heeren! 4. Der 18. October! Möge die Erinnerung an diesen glorreichen Tag in einem dauerhaften Frieden auf die späte Nachwelt übergehen!“

Ein jeder dieser Trinksprüche wurde unter Kanonendonner ausgebracht und an den Tafeln der Soldaten wiederholt.

Die Tafel der Monarchen, an welcher auch die Damen, mit Ausnahme der beiden Kaiserinnen, welche sich nicht stark genug fühlten, um in dem Flaschen- und Kanonendonner aushalten zu können, Platz genommen hatten, wurde um 6 Uhr aufgehoben. Die Hohen Herrschaften, zumal die Damen, mußten eilen nach Haus zu kommen, da sie schon um 8 Uhr in Balltoilette bei einem glänzenden Feste, zu welchem der Fürst Metternich geladen hatte, erscheinen sollten.

Die gewöhnliche Ansicht der Aerzte, daß der gemeine Mann und die arbeitenden Klassen abgehärteter zur Ertragung körperlicher Anstrengungen und Strapazen seien, als die vornehme Gesellschaft, wurde während des Wiener Congresses auf unwiderlegliche Weise zu Schanden gemacht; denn schwerlich würden Bauern, Lastträger, Schiffer oder andere Handwerker mit ihren Frauen und Töchtern, wenn sie alle die Festlichkeiten des Hofes hätten mitmachen sollen, sich so brav wie die Fürsten, Grafen und Barone mit ihren Damen gehalten haben. Man bedenke, was an einem einzigen Tage ohne vorgängigen Rasttag geleistet werden mußte! Tedeum, Parade, Festessen zu Mittag und nun am Abend noch zum Ball bei dem Fürsten Metternich.

„Es galt,“ so wird berichtet, „die Feier des 18. Octobers, dieses für Deutschland, wie für ganz Europa denkwürdigen Tages, auf eine glänzende Weise zu beschließen. Diese Aufgabe erfüllte der Fürst Metternich in einer ausgezeichneten Weise durch ein Ballfest in seinem, auf dem Rennwege gelegenen Sommerpalais. Um die Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften, welche das Fest mit ihrer Gegenwart beehrten, würdig zu empfangen, war die Zaubermacht der Kunst zu Hülfe gerufen und das in der Mitte der Gartenanlagen befindliche

Hauptgebäude auf das geschmackvollste und prächtigste eingerichtet und vergrößert worden. Auf einer dreißig Fuß breiten Treppe, welche mit einem auf 24 schlanken Säulen ruhenden Zelte überspannt und zu beiden Seiten mit duftenden Orangenbäumen und Blumen geschmückt war, stieg man zu den festlichen Sälen empor. Hier befand sich der Ankommende zuerst vor einem Amphitheater von Blumen, welche ihn, als Herolde der Freude, mit der Fülle ihrer Wohlgerüche und im Schmuck der Farbenpracht begrüßten. Dann folgte ein geräumiges, mit Waffen und Trophäen geziertes Zelt, welches durch eine Vorhalle mit dem großen Saale, dem eigentlichen Schauplatze des Festes, in Verbindung stand. In diesem, 96 Fuß langen und 60 Fuß breiten, weiß mit Gold verzierten Saale war der eigentliche Tanzplatz durch 32 canelirte, korinthische Säulen von der Gallerie abgesondert, wo diejenigen, welche keinen Theil an dem Tanze nahmen, sich frei und bequem bewegen, zugleich aber auch an dem Ueberblick des ganzen prachtvollen Schauspiels ergötzen konnten. In den Räumen zwischen den Säulen waren Kronenleuchter von Goldbronze mit Krystallglas-Verzierungen aufgehangen, ein jeder mit 36 Wachskerzen, deren blendende Flammen aus hundert Facetten-Spiegeln vervielfacht zurückstrahlten. Aus der oben erwähnten Vorhalle führten von beiden Seiten Treppen zu einer geräumigen Gallerie empor, welche mit einem zahlreichen Orchester besetzt war und von 32 Candelabern, ein jeder mit 24 Wachskerzen, erhellt wurde. Von der Decke des großen Saales herab hingen fünf Krystallkronen, eine jede mit einem Doppelkranze von Kerzen, welche von Amoretten und anderen Genien getragen wurden. Aus der Vorhalle führten zwei breite Treppen in den Speisesaal hinab, welcher mit 32 Säulen dorischer Ordnung geschmückt war, welche den mittleren Theil, wo die Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften speisten, von der rings herum führenden Gallerie trennten, in welcher 24 runde Tische für die übrigen Gäste gedeckt standen. — Die sinnvollen Allegorien, welche an die Bedeutung des heutigen Festes erinnerten, vor Allem das Zelt, welches den Eingang zu dem glanzerfüllten Tempel der Freude bildete, der Name Leipzig, welcher von einem Lorbeer- und Eichenkranze umgeben über dem Eingange strahlte, endlich das bengalische Feuer, welches die Ankunft und Abfahrt der erhabenen Monarchen, der Heroen der Mitwelt, als ein symbolisches Meteor ankündigte, Alles erhöhte den Eindruck dieses reizenden Festes. Die Anordnung desselben war Herrn Moreau, k. k. Rath bei der Akademie der bildenden Künste, übertragen worden, welcher dafür sich der allgemeinsten Lobsprüche erfreute.

„Die Anordnung war der, in traurigster Erinnerung gebliebenen, des Schwarzenbergischen Festsaales in Paris nachgebildet und hätte sehr leicht ein gleich beklagenswerthes Unglück veranlassen können. Nach beendigtem Feste gerieth durch Unvorsichtigkeit eine Gardine in Brand, bald stand der Hauptsaal in Flammen und nur dadurch, daß man jeden Luftzug absperrte, gelang es, das Feuer im Entstehen zu ersticken.“

Am nächstfolgenden Tage (den 19. October) gab der Kaiser Alexander zur Feier des dritten Schlachttages und des siegreichen Einzuges der Verbündeten in Leipzig eine glänzende Mittagstafel in dem gräflich Rasumowskischen Palais auf der Landstraße, welcher außer dem Kaiser Franz und dem Könige von Preußen sämmtliche in Wien anwesende Fürsten und Heerführer beiwohnten.

Am 20. war des Vormittags Hirschjagd im Prater und am Abend Ball bei dem russischen Botschafter Grafen Stackelberg.

Sechstes Kapitel.



Der Kaiser ladet seine hohen Gäste zu einer Spazierfahrt nach Ungarn ein. — Festlichkeiten in Pesth und Ofen. — Redoute parée am 10. November. — Maskirte Frei-Redoute am 16. November. — Carroussel in der Reitbahn der Hofburg am 23. November.

Zur Feier des am 26. October bevorstehenden Geburtstages der verwittweten Kaiserin von Rußland waren bereits große Anstalten getroffen, als nach einem unter der Hand ausgesprochenen Wunsche des Kaisers Alexander jene Feier unterblieb, indem er es vorzog, Tages zuvor einer Einladung des Kaisers Franz nach Ofen und Pesth zu folgen, wohin sich auch der König von Preußen und dessen Bruder Prinz Wilhelm begaben. Für Alexander rief der Wittwenstand seiner Mutter die traurigsten Erinnerungen zurück; der Schatten seines so schändlich ermordeten Vaters soll seine nächtliche Ruhe oft gestört und Drohungen gegen den Sohn ausgesprochen haben, welcher sich gezwungen sah, die Mörder des Vaters durch Auszeichnung, Geschenke und Orden zu ehren und einige derselben in seiner nächsten Umgebung zu dulden.

Der Erzherzog Palatinus von Ungarn, Bruder des Kaisers Franz und Schwager des Kaisers Alexander, empfing Letzteren und den König von Preußen an der östreichisch-ungarischen Grenze und begleitete sie nach Ofen.

Beide Monarchen fanden ihre Wohnung im königlichen Schlosse, wohin sie von den ungarischen Magnaten geleitet, von dem Kaiser empfangen wurden. Am Abend fand eine glänzende Beleuchtung der einander gegenüber liegenden,

durch den breiten Donaustrom getrennten, beiden Städte Ofen und Pesth statt. Die beide Ufer verbindende Schiffbrücke (eine Kettenbrücke gab es noch nicht) wurde mit 8000 Laternen erleuchtet, und die terrassenförmig aufgebauten Häuser von Ofen mit der Burg auf dem Berge, so wie die stattliche Häuserreihe von Pesth am linken Ufer gewährten einen herrlichen Anblick. Am Abend fand eine Gala-Vorstellung im Theater in Pesth statt; man gab die Oper Aschenbrödel.

Auch in Ungarn wurden Volksfeste veranstaltet, um den fremden Monarchen zu zeigen, welcher allgemeinen Liebe sich der Kaiser bei seinen Unterthanen als König von Ungarn erfreue. Ein großes Winzerfest fand auf den zunächst gelegenen Rebenhügeln statt, bei welchem Nationaltänze in ungarischer Tracht aufgeführt und von schmucken Winzerinnen den hohen Monarchen die Trauben, aus denen der Tokaier, Ruster und Adelberger gekeltert werden, überreicht wurden.

Die Stadt veranstaltete einen Ball, welchen die hohen Gäste mit ihrer Gegenwart beehrten; der Graf Sandor gab ein Fest in seinem reich ausgestatteten Schlosse und der Kaiser einen sogenannten bal paré, bei welchem die vornehmen Ungarn mit ihren Damen ausschließlich in der Mayarentracht erschienen.

Am 27. hielt Alexander eine Wallfahrt nach Uröm zu dem Grabe seiner Schwester, der verstorbenen Gemahlin des Erzherzogs Palatinus, wo eine Gedächtnißfeier nach dem Ritus der griechischen Kirche gehalten wurde.

Nach einem der Stadt Preßburg abgestatteten Besuche kehrten der Kaiser und seine hohen Gäste nach Wien zurück, wo unterdessen neue, die früheren an Glanz überbietende, Feste vorbereitet waren.

Um in die Eintönigkeit der Hof- und Gesandten-Bälle einige Veränderung zu bringen, vielleicht auch, um durch die Anforderung höchster Eleganz im Anzuge den Andrang der Theilnehmer zu beschränken, wurde für den 10. November zu einer „Redoute parée“ vom Hofe eingeladen, welche wiederum in dem großen und kleinen Redoutensaal und der mit diesen in Verbindung gebrachten Reitbahn veranstaltet wurde. „Die Damentoiletten überboten Alles, was man bisher an Glanz und raffinirtestem Geschmack gesehen. Die reizendste Farbenmischung aber verblich, die sinnreichsten und schimmerndsten Masken verschwanden in den Alles überstrahlenden Lichtblitzen zahllos wie die Sterne am Himmel ausgesäeter Diamanten. Keine Dame, die nicht den Schmuck ihrer sämmtlichen Bekanntschaft an ihrem Anzuge zur Schau trug; nicht ein einziger Herr, welcher nicht in der Agraffe des Hutes, in dem Ringe des Halstuches, in dem Stern auf der Brust mit

funkelnden Edelsteinen glitzerte. Der Hofjuwelier Sieber, als Nabob von Mysore, erschien als ein wandelndes Juweliermagazin; Fürst Esterhazy trug seine mit Solitairs besetzte Gardeuniform, sämmtliche Erzherzöge hatten sich mit dem goldenen Widder-Vließ in Brillanten behangen, wozu die Physiognomien einiger derselben vortrefflich paßten. Der Kaiser trug Diamantenknöpfe, zwei Millionen Gulden an Werth; der Kaiserin hatte man eine Anzahl der werthvollsten Steine der Schatzkammer aufgebürdet, so daß sie, unter der Last erliegend, sich nach dem ersten Umzuge in ihre Gemächer zurückzog. Der Schmuck der Kaiserin von Rußland zeichnete sich durch Einfachheit und geschmackvolle Zusammenstellung farbiger Edelsteine, insbesondere durch ein Bouquet von Blumen aus, auf deren smaragdnen Blättern Thautropfen glänzten und Schmetterlinge sich wiegten. Die Engländer machten auch heut die lächerlichsten Figuren. Sir Sidney Smith erschien zwar nicht in dem kurzschößigen blauen Frack mit den Vatermördern, deren Spitzen ihm die Augen auszustechen drohten, heut hatte er sich in seine Admirals-Uniform geworfen, die mit Ordenssternen bedeckt war, und trug in der Halsbinde eine Agraffe von Edelsteinen, groß wie ein Glaserschild.

„Während hier Rang und Reichthum unter dem Diamantenschilde um den Paris-Apfel stritten, trug ein Zug schöner Frauen, in vier Gruppen die vier Elemente darstellend, den Sieg davon, kraft der Poesie, denn an ihnen strahlte der Edelstein nur als Glorie der Muse. In Diamanten und Saphiren schimmerte die Luft; in Rubinen flammte das Feuer; der Perlen sanft anlockender Schein umfloß die Genien des Wassers; grüne Smaragden und goldbraune Topase schmückten die der Erde. Heut waren nicht mehr als viertausend Personen eingeladen worden, um den Raum zu den Aufzügen und Tänzen nicht allzu sehr zu beschränken; dennoch füllten sich die Säle mehr denn jemals; der Cours der Eintrittskarten, welche wie immer unentgeltlich vertheilt worden waren, erreichte heut an der Börse der Thürsteher eine unerhörte Höhe; es wurden 100 Gulden und darüber für ein Billet gezahlt. Die Damen mußten in Weiß, Hellblau oder Rosa, die Herren im blauen oder schwarzen Frack, mit weißem oder schwarzem kurzen Beinkleid, Schuhen mit Schnallen, Chapeau-bas (Klapphut) mit Federeinfassung erscheinen. Diese letzteren waren am schwersten zu beschaffen; vor den Hutmacherläden schlug man sich um die befiederten Dreimaster, wie bei Hungersnoth vor den Bäckerläden um ein Groschenbrod. Indeß „das Kleid macht den Mann“, Frack und Klapphut verliehen die hohe Ehre, als

Prachtauge in dem Pfauenschweife des Hofstaates zu leuchten. Der Hauptstrom aber trieb, lange bevor die Büffets eröffnet waren, alle durstigen Seelen des Ballfegefeuers dem, anfänglich durch Gardinen verhüllten, gelobten Lande zu, wo, wenn auch nicht Milch und Honig, doch Wein, Punsch und Limonade sich ergossen. Die zuvörderst an den Credenztafeln Angelangten befanden sich in so preßhaftem Zustande, daß man sie für Feueranbeter halten konnte, die vor den Spiritusflammen der Theekessel und Punschbowlen auf den Knieen lagen, während die Dahinterstehenden mit kühnem Uebergriff ein gefülltes Glas nach dem anderen zu erbeuten suchten. An einem der Büffets hatte das Officiercorps ein wahres Pelotonfeuer organisirt. Das erste Glied feuerte auf einem Knie liegend; über sie hinweg reichten die hintersten Glieder die abgeschossenen Gewehre zu neuer Ladung den Mundschenken zu. „Vergeblich," erzählte mir mein Freund, „hatte ich mich bemüht, auf irgend einem Punkte zur Heilsquelle vorzudringen, trostlos irrt' ich an Ufers Rand und litt des Tantalus Qualen, eine gerechte Strafe dafür, daß ich an den Tafeln der Götter zu schwelgen mich vermaß: da nahte sich mir ein rettender Genius. Ein gravitätisch Manndl in schwarzem Hofkleide, die Lende mit dem stählernen Staatsdegen gegürtet, das Haupt gepudert, im Nacken den Haarbeutel, bei Hofe den Rivalen des goldenen Vließes, da er den, der ihn trug, als hoffähig legitimirte, so daß sich ihm jede Schranke öffnete. Mein unterthänigstes Gesuch, mir zu irgend welcher Flüssigkeit zu verhelfen, fand bei dem Machthaber geneigtes Gehör. Durch geheime Thüren und Gänge führte er mich in die weitabgelegenen Räume der Hofzuckerbäckerei und auf meine Frage, wem ich für so große Ehre zu Dank verpflichtet zu sein die hohe Ehre habe, stellte sich mir der behaarbeutelte Hofcavalier als „der Hof-Flachmaler (Anstreicher) und Firnißerzeuger Herr von Lämmler" vor. Ich dankte Herrn von Lämmler für seine Gefälligkeit und kehrte gestärkt nach dem Festsaale zurück." —

Das Zudrängen zu dieser Redoute parée war so groß gewesen, daß das k. k. Oberhofmeisteramt sich zu nachstehender Bekanntmachung veranlaßt fand:

„Nachdem man bei der Redoute parée, welche am 10. Statt hatte, die unangenehme Ueberzeugung erhielt, daß, ungeachtet der ausdrücklichen Warnung, dennoch mehrere Eintrittskarten von den Personen, welche als dazu geeignet, damit betheilt wurden, an andere nicht geeignete überlassen und mehrere verkauft worden sind, sieht man sich veranlaßt, hiermit kund zu machen, daß bei der, künftige Mittewoche den 16. d. M. Statt habenden, maskirten Redoute Personen,

welche unbeschriebene Billets vorzeigen, ohne Ausnahme nicht eingelassen werden und daß über den Verkauf und selbst über die Cedirung der Einlaßkarten die strengste Aufsicht von Seiten der Polizei-Direction gepflogen und jeder Verkäufer ohne Unterschied angehalten werden wird."

Trotz aller Vorbeugungsmaßregeln konnte der Verkauf der Eintrittskarten diesmal eben so wenig wie früher ganz verhindert werden.

Große Vorbereitungen und Einübung hatte das Carroussel erfordert, welches am 23. November in der Winterreitschule der kaiserlichen Burg gehalten wurde. In der Reitbahn waren Tribünen für den Hof und seine Gäste, für die 24 auserlesenen Damen der Ritter, für die eingeladenen Zuschauer und für ein stark besetztes Musikchor aufgebaut worden, eine jede mit verschiedenfarbigen, reichen Stoffen behangen. Sobald die Hohen Herrschaften, von denen nur der Kaiser von Rußland wegen einer Erkältung, welche er sich auf der Schweinsjagd im Lanzer Park zugezogen hatte, nicht erschien, eintraten, gab eine Trompetenfanfare das Zeichen zum Einzug der Ritter, welche nicht mit dem Stahlharnisch und baumstarker Lanze zum Rennen „auf Glimpf und Schimpf" bewaffnet waren, sondern nur mit einer leichten, zum Ringelstechen geeigneten und einem Schwerte, hinreichend, einen Türkenkopf von Pappe zu spalten.

Die 24 Ritter sowohl, wie ihre Damen, waren fast zu gleicher Anzahl aus den vornehmsten Stammhäusern der deutschen Erblande und der Königreiche Ungarn und Böhmen gewählt; sie waren in vier Quadrillen also vertheilt:

Erste Quadrille. Ritter: Graf Trautmannsdorf (Oberstallmeister); Fürst Windischgräz; Graf Vincenz Esterhazy; Graf Constantin Wartensleben; Fürst Paul Esterhazy; Fürst Carl Liechtenstein.

Damen: Gräfin Perigord; Fürstin Leopoldine Liechtenstein; Gräfin Caroline Szecheny; Gräfin Bathiany; Gräfin Therese Kinsky; Fürstin Taxis.

Zweite Quadrille. Ritter: Graf Heinrich Hardegg; Graf Moriz Woyna; Baron Pfeil; Graf Ladislaus Wrbna; Graf Schönfeld; Graf Wolkenstein.

Damen: Fürstin Löwenstein; die Gräfinnen Juliane Zichy; Sophie Zichy; Windischgräz; Fries; Flora Wrbna.

Dritte Quadrille. Ritter: Die Grafen Schlick; Eugen Wrbna; Wratislaw; Felix Woyna; Baron Mengen; Graf Gatterburg.

Damen: Herzogin von Sagan; Fürstin Kaunitz; Gräfin Barbette Wrbna; Fürstin Lichnowska; Gräfin Bassenheim; Gräfin Stharemberg.

Vierte Quadrille. Ritter: Die Grafen Franz Zichy; Ferdinand Zichy; Franz Palfy; Eduard Woyna; Joh. Bapt. Bathiany; Baron Hammerstein.

Damen: Gräfin Stackelberg; die Fürstinnen Jablonowska; Marie Esterhazy; die Gräfinnen Fuchs; Bernstorff; Esterhazy-Roisin.

Die vier Quadrillen hatten verschiedene Farben und Anzüge gewählt. Die erste die grüne Farbe und die ungarische Nationaltracht; die zweite erschien in Roth und Weiß und in böhmischer Tracht; die dritte in Gelb und Schwarz und in deutscher, mittelalterlicher Rittertracht; die vierte in Blau und Weiß und in französischer Tracht des Hofes Louis XIII.

Ein jeder der 24 Paladine trug eine, von seiner Dame ihm verehrte, mit ihrem Namen und einem Wahlspruch gestickte Schärpe als Schmuck und Wehrgehäng.

Die Damen nahmen verschleiert auf einem für sie errichteten Balcone Platz und veranlaßten hierdurch die Vergleichung der Jagdfalken, welche um so begieriger sich auf die Beute stürzen, je länger ihre Augen unter der Kappe gehalten wurden. Sobald die Trompeten die Ankunft des Hofes verkündeten, die Kaiser, Könige und Fürsten ihre Sitze eingenommen hatten, schlugen die vier und zwanzig Damen mit einem Wurfe die Schleier zurück und man konnte nicht im Zweifel darüber bleiben, daß man mehr noch als von den funkelnden Diamanten von den Blitzen, welche acht und vierzig feurige Augen entsendeten, getroffen und geblendet wurde.

Unmittelbar vor der Tribüne des Hofes war ein Portal aufgestellt, in dessen Bogen die Ringe aufgehangen waren, welche die Ritter mit geschicktem Treffer im gestreckten Galopp herunter zu holen, die Aufgabe hatten. Wer einen Fehlstoß that, auf den ergoß sich aus einem darüber befindlichen Behälter eine Fluth von Sand und Mehl; daß die noch empfindlichere Fluth des Gelächters dann ebenfalls nicht fehlte, kann man sich denken. Nachdem die Ritter ihre Kunstfertigkeit im Ringstechen bewährt hatten, wurde zu der kühneren Heldenthat des Kopfabsäbelns geschritten. Die Lanzen mit den gewonnenen Ringen wurden den Knappen übergeben, die krummen Säbel flogen aus den Scheiden und ohn' Erbarmen ging es an ein Schädelspalten der aufgesteckten Türkenköpfe, worin in Uebung zu bleiben in Wien mehr als anderwärts die Anforderung nahe lag. Zeigte man doch damals noch in dem bürgerlichen Zeughaus in Wien, welches mit Siegeszeichen aus den Türkenkriegen reich geschmückt ist, den abgeschlagenen Kopf Kara Mustapha's, „welcher," wie der Aufseher zu bemerken

pflegte, „es sich in denselbigen Kopf gesetzt hatte, die Stadt Wien mit Sturm zu nehmen.“

Die Geschicklichkeit der Ritter bestand aber nicht allein darin, den Kopf mit Einem Hiebe vom Rumpfe zu trennen, es mußte der am Boden liegende im Fluge aufgespießt und auf der Spitze des Säbels zur Schau umhergetragen werden.

Eine dritte Vorstellung nahm einen ernsteren Charakter an. Die Ritter griffen zu Schild und Schwert, ordneten sich in zwei feindliche Schaaren und drangen auf einander ein. Es war mehr ein Waffentanz als ein Gefecht, wobei das Schlagen auf die Schilde den Tact für die lärmende Janitscharen-Musik angab. Eine traurige Stimmung erlitt das schöne Fest durch einen unglücklichen Sturz des jungen Fürsten Liechtenstein, welchen man leblos von der Bahn trug. Die Versicherungen der anwesenden Aerzte, daß die Verletzung nicht lebensgefährlich sei, beruhigten die Gesellschaft und das Fest hatte hierauf ungestörten Fortgang.

Den Beschluß des Carroussels machte eine in kunstvollen Touren und Verschlingungen gerittene Quadrille, im raschesten Tempo von den 23 gewandten Reitern auf ihren gut geschulten Pferden ausgeführt.

Ein allgemeiner Beifall, von der kaiserlichen Tribüne ausgehend, belohnte die tapferen Ritter, welche die Reitbahn verließen, um bald darauf in einem bequemeren Anzuge im Tanzsaale zu erscheinen, wo sie aus schönen Händen den Kampfpreis in Empfang nahmen. — Da der Kaiser von Rußland, durch Unwohlsein verhindert, dem Carroussel heute nicht beiwohnen konnte, wurde nach wenigen Tagen eine Wiederholung veranstaltet, immer mit darauf folgendem Ball und warmem Abendessen in den verschiedenen Sälen. Um nicht zu geniren, vielmehr aber, um den Damen ungenirt den Hof machen zu können, zogen es Alexander und Friedrich Wilhelm vor, bei dergleichen Abendfesten sich in sogenannten „Venetianer Masken“ unter die Gesellschaft zu mischen; die anderen Hohen Herrschaften und der kaiserliche Hof folgten diesem Beispiel, wodurch die Unterhaltung ungezwungener und lebhafter wurde.

Siebentes Kapitel.

Die Gedächtnißfeier des Todestages Ludwigs XVI. in dem St. Stephans-Dome am 21. Januar. — Die Schlittenfahrt nach Schönbrunn. — Das Schlittenrecht und die Etiquette im Conflict. — Die Schlittschuhläufer in Schönbrunn. — Der Frühling im Januar. — Die Erzählung vom Eispalast auf der Newa. — Sir Sidney Smiths Picknick im Augarten zur Befreiung der Christensklaven.



Einen sehr störenden und peinlichen Mißton in die Stimmung „ungeheuerster Heiterkeit" des Congreßjubels brachte die auf Talleyrands Anstiften veranstaltete Gedächtnißfeier der Hinrichtung Ludwigs XVI. hervor. Nicht ohne Bedenken hatten der Kaiser Franz und Metternich ihre Zustimmung ertheilt, denn nur zu wohl erkannte man, daß es dem alten Jacobiner nicht so sehr um die Erlösung der königlichen Seele aus dem Fegefeuer, als vielmehr darum zu thun war, den europäischen Herrschern eine Sühne dafür aufzulegen, daß sie ihren guten Bruder Ludwig zum Widerstand gegen den erwachten Volksgeist aufgestachelt, ihn aber, als es schief ging, seinem Schicksale überlassen hatten. Die Einladung zu der Feier ging von der französischen Gesandtschaft aus, sie lautete: „Die Botschafter Ihrer Allerchristlichsten Majestät ersuchen Sie, der Feier, welche am 21. Januar in der Kathedrale des heiligen Stephan stattfinden wird, beizuwohnen."

Die Hofarchitekten, Decorationsmaler der Oper und der in Wien anwesende französische Hofmaler Isabey waren mit der Anordnung und Ausschmückung im Innern des Doms beauftragt; der Kaiser hatte befohlen, Alles so wie bei

den Exequien (Todtenfeier) eines Königs von Frankreich zu veranstalten und die Bestreitung der Kosten, welche sich auf Einmalhunderttausend Gulden beliefen, übernommen. Nächst dem Straßburger Dome dürfte kein anderer so geeignet sein, das Gemüth zu ernster und feierlicher Stimmung zu erheben, als die St. Stephanskirche in Wien. Die Säulen des Hauptschiffes und der Seitenschiffe, so wie das hohe Gewölbe und das Gemäuer des hohen Chores sind mit dem verschönernden Roste der Jahrhunderte, gleich antiken Bronzestatuen, überzogen. Die Glasgemälde und bunten Scheiben der hohen Fenster dämpfen den hellsten Sonnenschein zu geheimnißvollen Dämmerungen; nur auf vereinzelter Stelle fällt durch eine kleine Oeffnung in der Mittagsstunde bei heiterem Himmel ein, immer breiter werdender, Strahl wie eine Glorie, darinnen goldene Sonnenstäubchen spielen, ein und wirft ein glänzendes Streiflicht auf die in der Nähe des Hochaltars stehenden Grabmäler von Messing. Von dieser ursprünglichen, durch kein, noch so kunstvolles, Hinzuthun zu erhöhenden Architektur war heut abgesehen worden.

In der Mitte des Mittelschiffes war unter einem 60 Fuß hohen Baldachin von schwarzem Sammet mit Silberfranzen, auf einem Katafalk*) ein schwarz behangener mit silbernen Lilien übersäeter Kenotaph aufgestellt. Vier kolossale Statuen standen an den vier Ecken des Kenotaphs: Frankreich, Thränen vergießend; Europa, den Cypressenkranz der Trauer darbringend; die Hoffnung, aufwärts blickend zu den Wohnungen der Seligen; die Religion, in den Händen das Testament Ludwigs XVI. haltend.

Das Deckengewölbe war mit schwarzem Tuch, reich mit Silberlilien gestickt, behangen; an den Pfeilern hingen die Wappenschilde des bourbonischen Königshauses, viele tausend Wachskerzen brannten auf und vor dem Hochaltar, an den Pfeilern und Wänden auf silbernen Girandolen und Wandleuchtern. Eine Abtheilung der Garderegimenter und der ungarischen Nobelgarde war um den Katafalk aufgestellt. Sämmtliche zum Congreß versammelte Notabilitäten, die großen Hofchargen, die Ritter des goldenen Vließes, Generalität und Minister erschienen in großer Uniform; für die Damen, welche sämmtlich in tiefer Trauer erschienen, war eine besondere Tribüne errichtet. Die Kaiser Alexander und Franz, die Könige von Preußen, Dänemark, Baiern und Würtemberg und die

*) Aus dem Alt-Spanischen herstammend: Catar, schauen; balco, Gerüst; also Schaugerüst. Im Französischen échafaud, im Deutschen Schafot.

anderen Hoheiten traten um 11 Uhr unter Glockengeläut ein. An dem Eingange wurden sie von dem Prinzen Leopold von Sicilien, dem einzigen hier anwesenden Bourbon und von dem französischen Botschafter, Herrn de la Tour de Pin, empfangen; sie nahmen neben dem Hochaltar auf der kaiserlichen Tribüne Platz, nachdem sie knieend vor dem Katafalk ein stilles Gebet verrichtet.

Der ehrwürdige, vier und achtzigjährige Erzbischof von Wien, Fürst von Hohenwarth, umgeben von einer großen Anzahl von Bischöfen, Prälaten, Diakonen und Administranten, hielt das Todtenamt und las die Seelenmesse; ein Chor von 150 Stimmen sang, von der Orgel begleitet, ein Reqiem von Neukomm, welcher in Gemeinschaft mit Salieri dirigirte.

In einem Zwischenacte bestieg der Pfarrer der St. Annenkirche, Zaignelius, ein Franzos, die Kanzel und hielt eine Predigt über die Textworte: „Fürchtet, ihr Mächtigen, den Namen des Herrn!“ Seine Rede war eine politische Strafpredigt, worin er zuerst an die vierzehnhundertjährige Dauer der französischen Monarchie in Macht und Glanz erinnerte, dann die Sündfluth der Revolution schilderte und hierin den Finger Gottes zeigte, welcher die Throne erhebt und stürzt. Er forderte die Anwesenden auf, für die Seelen Ludwigs XVI. und Marie Antoinette's zu beten und verlas einige der Hauptstellen aus dem Testamente des „roi-martyr“. Man wollte wissen, daß der ehemalige Bischof von Autun, Talleyrand, an der Ausarbeitung dieser Predigt nachhelfenden Antheil genommen habe. —

Noch summte das feierliche Glockengeläut des St. Stephansdomes dem Kaiser und seinen Gästen in den Ohren, als am nächstfolgenden Tage lustiges Schellengeläut jene ernsten Klänge vergessen machte. Ein über Nacht eingetretenes Frostwetter mit Schneefall sicherte eine feste Bahn zu der, schon seit zwei Wochen in Aussicht gestellten Schlittenpartie nach Schönbrunn. Bei Schlittenfahrten kommen stets die verhülltesten Sympathien zum Vorschein; es handelt sich hier um Ritterdienst und Minnesold. Damals war noch die romantische Zeit, in welcher zwar nicht mehr das Faustrecht, wohl aber das Schlittenrecht in voller Geltung war, weshalb es keinem zu verargen war, wenn er die Dame seines Herzens in dem Schlitten, welchen er lenkte, neben sich zu haben wünschte. Eine Hofschlittenfahrt steht aber zugleich unter dem eisernen Scepter der Etikette, und was kümmert sich diese um Herzensangelegenheiten. — Diesmal aber waren es gerade zwei gekrönte Häupter, von denen der

Bruch mit der Hof-Rangordnung ausging. Der Kaiser von Rußland, dem die Kaiserin von Oestreich bestimmt war, erklärte, daß er bereits mit der Fürstin Auersperg engagirt sei, und Friedrich Wilhelm III., dem die Königin von Baiern beschieden sein sollte, entschuldigte sich, da er von der Gräfin Julie Zichy bereits Zusage erhalten habe. Da gab es „Aufruhr im Serail!" Der Kaiserin Ludovica ward es nicht schwer, sich wegen Unwohlsein zu entschuldigen; die Königin von Baiern aber fühlte sich verletzt, nahm keine Einladung an und veranlaßte ihren Gemahl, ebenfalls abzusagen. Dergleichen kleine Zwischenfälle trugen nur dazu bei, die Gesellschaft um so heiterer zu stimmen; der Hof, selbst ein königlich-kaiserlicher, würde während des Congresses vor langer Weile eingeschlafen sein, wenn es keine aufmunternden Klatschgeschichten gegeben hätte.

Die Schlittenfahrt gab Gelegenheit, den Reichthum und die Pracht des kaiserlichen Hofes, der Marställe, der Costüme in einem neuen Glanze zu zeigen und die reichen Magnaten, Fürsten und Cavaliere wetteiferten in der Herstellung ihrer Schlitten, im Aufputz ihrer Pferde und ihrer Dienerschaft mit der des Hofes.

Da es dem Oberst-Hofmeister nicht möglich war, in Betreff der Herzensangelegenheiten alle Wünsche zu befriedigen, es auch nicht üblich war, bei Schlittenfahrten die Hof-Rangordnung streng aufrecht zu erhalten, wurde festgesetzt, daß bei den ersten vier Schlitten den Herren die Wahl der Damen freigegeben sei, bei den übrigen aber das Loos entscheiden sollte. Auf diese Weise geschah den Allerhöchsten Inclinationen ein Genüge und den übrigen Theilnehmern stand es frei, nach erfolgter Ziehung der Loose durch freundschaftliches Uebereinkommen zu tauschen und — zu täuschen.

Die Schlitten versammelten sich um 1 Uhr auf dem Josephsplatze vor der Burg, einunddreißig an der Zahl, die Pferde mit Tiger-, Panther-, Leopard-, Zebra- und anderen buntgefleckten Fellen nebst Schellengeläut behangen, mit farbigen Straußenfederbüschen und vergoldeten Geschirren prächtig herausgeputzt. Ein jeder der Hof-Schlitten war von einer Anzahl Garden zu Pferd, Bereitern und Edelknaben umgeben; die ungarischen, polnischen und böhmischen Magnaten hatten ein zahlreiches Gefolge in den verschiedenen Nationaltrachten. Zur festgesetzten Stunde standen die Schlitten bereit; die hohen Herrschaften stiegen ein. Der Oberstallmeister Graf Trautmannsdorf eröffnete den Zug. Hof-Trompeter,

Hof-Fouriere, die Bereiter des kaiserlichen Marstalles ritten vorauf, ein großer sechsspänniger Schlitten mit türkischer Musik folgte. Die Schlitten fuhren, ein jeder von dem anderen in angemessener Entfernung, von Vor- und Nachreitern umgeben, in nachstehender Ordnung: Im ersten: der Kaiser von Oestreich mit der Kaiserin von Rußland; im zweiten: der Kaiser von Rußland mit der Fürstin Gabriele Auersperg; im dritten: der König von Dänemark mit der Großfürstin von Weimar; im vierten: der König von Preußen mit der Gräfin Zichy-Festetics. — Bis hierher war die Wahl verstattet worden; über die folgenden hatte das Loos entschieden. Im fünften Schlitten: Prinz Karl von Baiern mit der Gräfin Flora Wrbna; im sechsten: Erzherzog Palatinus mit der Großfürstin von Oldenburg; im siebenten: Prinz Wilhelm von Preußen mit der Gräfin Fuchs; im achten: der Kronprinz von Oestreich mit der Erzherzogin Clementine; im neunten: Erzherzog Rainer mit der Gräfin Herberstein; im zehnten: Erzherzog Ludwig mit der Fürstin Paar; im elften: Prinz Ferdinand von Würtemberg mit der Fürstin Metternich; im zwölften: Erzherzog Anton mit der Fürstin Caroline Fürstenberg; im dreizehnten: Fürst Trautmannsdorf mit seiner Tochter Marianne; im vierzehnten: Erzherzog Ferdinand mit der Freiin von Hohenegg; im funfzehnten: Erzherzog Johann mit der Gräfin Cavriani; im sechszehnten: der Kronprinz von Würtemberg mit der Fürstin Liechtenstein-Esterhazy; im siebenzehnten: der Herzog von Weimar mit der Gräfin Odonnel-Gaisrugg; im achtzehnten: — dem prachtvollsten aller Schlitten — der entthronte Vice-König von Italien, Prinz Eugen Beauharnois, mit der Gräfin Appony-Nogarola; im neunzehnten: Graf Wrbna mit der Gräfin Wallujaw; im zwanzigsten: Erzherzog Karl mit der Gräfin Esterhazy-Roisin; im einundzwanzigsten: Prinz Leopold von Sicilien mit der Gräfin Mnischek; im zweiundzwanzigsten: der Kronprinz von Baiern mit der Gräfin Keglevics; im dreiundzwanzigsten: der Herzog Albert von Sachsen-Teschen mit der Fürstin Esterhazy-Taxis; im vierundzwanzigsten: Graf Zichy (Minister) mit seiner Tochter Sophie; im fünfundzwanzigsten: Prinz August von Preußen mit der Gräfin Batthiany-Szechenyi; im sechsundzwanzigsten: der Herzog von Coburg mit der Gräfin Waldstein-Rzewuska; im siebenundzwanzigsten: Graf Zichy-Ferraris mit der Fürstin Jablonowska; im achtundzwanzigsten: Fürst Paul Esterhazy mit Lady Rancliff; im neunundzwanzigsten: Graf Karl Zichy mit der Gräfin Beust; im dreißigsten: Graf Seilern mit der Gräfin Colloredo-Grenville; im einunddreißigsten: Graf

Ferdinand Palffy mit der Gräfin Zichy-Ferraris. Den Zug schloß ein sechsspänniger Schlitten mit Musik, eine Abtheilung Garde zu Pferd, Piqueurs, Bereiter und anderes Gefolge.

Die Damen standen, was den Aufputz betraf, den Schlittenpferden nicht nach. Die Kaiserin von Rußland trug einen grünen Sammet-Zobelpelz mit Hermelin-Mantel; ihr Haupt war mit einem Turban von grünem Sammet bedeckt, welchen ein Reiherfederbusch und eine Agraffe von Brillanten schmückte. Nur den Prinzessinnen von fürstlichem Blute war damals Hermelin zu tragen verstattet; jetzt begegnet man gelegentlich einem eleganten Stubenmädchen in dergleichen nachgeahmten Wieselfellen der Legitimität.

„Es bedurfte," bemerkt ein französischer Berichterstatter, „so feierlicher Veranlassungen, wie der Congreß und die Schlittenfahrt sie darboten, um so viele gekrönte Häupter, so viele Vornehmheiten aller Nationen, so viel schöne Frauen auf einem Punkte zu vereinigen. Jahrhunderte werden vorübergehen, ohne Aehnliches zu schauen und so wird auch das unsere nicht zum zweiten Male Zeuge davon sein."

In Schönbrunn war für die Fahrgäste eine neue Ueberraschung, für viele ein noch nie gesehenes Schauspiel vorbereitet: eine maskirte Schlittschuhfahrt. Auf der Spiegelglätte des zugefrornen Teiches, um welchen die Schlitten im Halbkreise auffuhren, hatten in zahlreicher Gesellschaft sich die geübtesten Schlittschuhläufer eingefunden, von denen die einen groteske Tänze als Eisbären, Pinguins, Seelöwen und Strauße aufführten, andere als das wüthende Heer mit Jagdgeschrei vorüberzogen, wieder andere die Meergöttin Thetis in einem Muschelwagen vorüberfuhren, in deren Gefolge man Gondeln erblickte, von Schwänen gezogen, mit Tritonen und Nereïden, welche musicirten, besetzt. Nach dem Vorüberfluge dieser flüchtigen Schaaren zeigten einzelne Meister ihre Gewandtheit und Kunstfertigkeit. Unter ihnen zeichnete sich Sir Edward West, ein junger Engländer, aus, welcher es in der Kunst des Bogenschlagens auf einem Fuße rückwärts und vorwärts zu solcher Fertigkeit gebracht hatte, daß er die Namen einiger aus ihren Schlitten ausgestiegenen Damen in verschlungenen Zügen auf das Eis mit der Stahlfeder seines Fußes zeichnete. Unterdessen hatten zwei Holländerinnen, welche in der Tracht der Milchmädchen von Saardam, mit blanken Milchgefäßen auf dem Kopf, hochaufgeschürzt einen zierlichen Tanz aufführten, einen Kreis von Cavalieren um sich versammelt, von denen vielleicht

mancher, anstatt zu seiner in dem Schlitten zurückgelassenen Dame zurückzukehren, lieber bei den schönen Holländerinnen geblieben wäre. — Von dem Balcon des Schlosses ertönte der jetzt vielwillkommene Ruf der Hof-Trompeter zur Mittagstafel. Die Treppen, Säle und Zimmer waren, um den Winter für einige Stunden vergessen zu machen, in blüthenreiche und fruchtprangende Gärten des Südens verwandelt. Blühende Myrthen- und Orangenbäume, Estraden mit den Verkündern des Frühlings, Schneeglöckchen, Maiblumen, Aurikeln, Tazetten, Tulpen und Hyacinthen, im buntesten Flor geschmückt, übten heut einen um so größeren Zauber, als man aus einer Winterlandschaft und von den Vergnügungen, welche nur die rauhe Jahreszeit darbietet, unmittelbar in das Reich des Frühlings eintrat, eine Ueberraschung, wie sie nur dem zu Theil wird, welcher unter Schneestürmen den St. Gotthard überstiegen hat und in den nächsten Stunden unter blühenden Orangenbäumen in Bellinzona im Freien eine Foglietta leert.

Zur Tafel waren noch eine große Anzahl von Gästen geladen, welche, theils weil sie sich der rauhen Witterung im offenen Schlitten nicht aussetzen wollten, theils weil sie die großen Ausgaben für die Schlittenpartie scheuten, sich zu Wagen nach Schönbrunn begeben hatten. Die Tischgesellschaft war heut um so aufgeregter und ungezwungener, da für diesmal jedes lästige Ceremoniel beseitigt war und auch bei der Tafel die Wahl, nicht die Anweisung der Plätze durch gelegte Zettel, die glücklichsten Nachbarschaften gebildet hatte.

Daß bei einem Wintervergnügen die Russen das lauteste Wort führten, war in der Ordnung, denn in der That versteht man nur in Rußland sich auf den Bau der Schlitten, auf zweckmäßige Bespannung und geschickte Führung der vortrefflichen Steppenrosse, von denen das mittlere einen scharfen Trab geht, während zwei zur Seite auf der Wildbahn galoppiren, mehr zur Parade, als zum Zug angespannt.

Da die schöne Nachbarin des Kaisers Alexander gern etwas Näheres über den berühmten Eispalast der Kaiserin Anna zu erfahren wünschte und schalkhafter Weise die Bemerkung fallen ließ, daß dieser Wunderbau wohl in die Feenmärchen von Tausend und Eine Nacht gehören möge, forderte der Kaiser den ihm gegenüber sitzenden Fürsten Koslowski zur Berichterstattung auf, der, was die äußere Gestalt und den witzigen Humor betraf, für einen russischen Falstaff gelten durfte, welcher sich gern selbst zum Besten gab und nie in Ver-

legenheit gerieth, wenn er auch auf den offenbarsten Erdichtungen eigener Fabrik, die er für „Erlebtes" ausgab, ertappt wurde. Die Aufforderung des Kaisers galt ihm als Befehl, dem er sofort nachkam. „An dem Hofe der Kaiserin Anna" — so erzählte er — „spielte längere Zeit ein alter Junggeselle, ein Fürst Golowkin, die Rolle des allgemeinen Courmachers und zärtlichen Schäfers, wie das in jenem arkadischen Zeitalter wohl vorkam. Es konnte nicht fehlen, daß die jungen Damen und die Kaiserin selbst sich manchen Scherz mit ihm erlaubten. Anna hatte den wunderbaren Einfall gehabt, während eines strengen Winters ihrem Schloßbaumeister aufzutragen, auf der Newa einen Krystallpalast von Eis zu bauen, in welchem sie als Meergöttin ein glänzendes Fest zu veranstalten wünsche, bei welchem nach einem ihr bekannt gewordenen römischen Gedicht „die Hochzeitfeier der Thetis" begangen werden sollte. Der Baumeister entledigte sich des ihm ertheilten Auftrages in überraschend gelungener Weise. Aus großen Quaderstücken wurden die Mauern und Wände aufgeführt, das Dach mit dünngesägten Eisplatten gedeckt, eine Säulenreihe dorischer Ordnung trug ein Frontispiz über dem Eingange, zu welchem zwölf Stufen hinaufführten. Die Gesimse des großen Saales im Innern waren von farbigem, die Säulen von blaugeädertem Eis, welches man durch eingefrorne Flüssigkeiten hervorgebracht hatte. Die sämmtlichen Zimmergeräthe, Tische, Divans, Wand- und Kronenleuchter, Spiegel, Alles war von Eis gezimmert und gemeißelt, der größte Fleiß aber und die außerordentlichste Kunst war auf die Grotte verwendet, in welcher das Brautlager aufgeschlagen stand. Teppiche von Smyrna und Strohdecken sicherten die Füße vor Erkältung, gold- und silberdurchwirkte Gardinen schirmten das Bett und die Fenster, der Widerschein unzähliger Wachskerzen von den krystallenen Wänden, der Bedachung, den Säulengängen und Grotten hatte etwas so Zauberhaftes, daß man sich in einem unterseeischen Feenschlosse zu befinden wähnte. Kanonen, deren Läufe ebenfalls von Eis waren, verkündeten von dem Walle die Ankunft der Kaiserin und ihres Gefolges. Die kaiserliche Capelle, auf einem hochangebrachten Orchester von Eis, spielte" — „„jedenfalls,"" unterbrach der Kaiser den ernsthaften Erzähler, „„auf gefrornen Trompeten und Violinen von Eis.""

Dieser Scherz wurde von den Damen mit beifälligem Gelächter aufgenommen, wodurch sich jedoch der gravitätische Erzähler nicht aus der Fassung bringen ließ. „Nachdem," fuhr er fort, „die Kaiserin auf einem Thronsessel,

wo sie, gegen das bald beginnende Tropfbad durch einen Baldachin gedeckt, saß, Platz genommen, begann der Maskenzug, die Hochzeit des Peleus und der Thetis vorstellend, bei welchem die schöne Meergöttin mit ihrem Gefolge von Nereïden in köstlichen Sammetpelzen erschien; nur der Kopfputz, der aus Muscheln, Perlen und Corallen bestand, deutete an, welche Göttergesellschaft man vorüberziehen sah. Faune und Satyrn mischten sich mit grotesken Sprüngen unter die zarten Nymphen, welche der Lust zu tanzen nicht zu widerstehen vermochten und es mag sich ganz artig ausgenommen haben, die zarten Meergöttinnen mit den zottigen Bockfüßlern Kosack und Mazurka tanzen zu sehen. Nachdem der Tanz einige Stunden getobt, wurde zur Tafel gegangen; für eintausend Eingeladene waren Gedecke gelegt. Die Kaiserin nahm zwischen dem Brautpaare Platz, die Trinkgeschirre an der Tafel der Kaiserin waren aus buntschillernder Perlmutter, Bernstein, Tritonshörnern und anderen köstlichen Muscheln künstlich gearbeitet, auf goldenen und silbernen Füßen ruhend, mit Cameen und sonstigen Edelsteinen besetzt, wie man ja deren auch hier in Wien in der berühmten Ambraser Sammlung und in der kaiserlichen Schatzkammer findet. Einen Scherz eigenthümlicher Art hatte die Kaiserin der Dienerschaft gestattet. Ein podolischer Riesen-Ochse war derselben zur Feier des heutigen Festes geschenkt worden; dieser war auf der festgefrornen Newa geschlachtet und dann auf dem Eise unzerlegt gebraten worden. Die kunstgeübten Hände der Hofköche hatten mit Hülfe der Gestellmacher, Zuckerbäcker und Gärtner dem gebratenen Ochsen wieder auf die Beine geholfen, die Hörner vergoldet und bekränzt, die Augäpfel durch Orangen, das weiß und schwarz gefleckte Fell durch Zuckerguß ersetzt, ihn dann auf ein mit Rädern versehenes Gestell gebracht, auf welchem sie ihn zum Ergötzen der Kaiserin und ihrer Gäste um die Tafel rings herum fuhren, worauf unter freiem Himmel bei angezündeten Pechpfannen ein homerisches Heldenmahl gehalten wurde.

„Nach aufgehobener Tafel ernannte die Kaiserin die Damen und Herren, welche mit ihr das Brautpaar unter Pauken- und Trompetenschall in das Brautgemach geleiten sollten. Die kirchliche Trauung war bereits des Vormittags nach griechischem Ritus vollzogen worden, so daß die Kirche keinen Anstoß daran nehmen konnte, daß eine griechische Hochzeitfeier folgte. Amor und Hymen mit Fackeln eröffneten den Zug, Tritonen und Nereïden folgten tanzend, singend und musicirend. Was aber den Bräutigam, welchem die Kaiserin die leichteren

Nachtgewande anzulegen befohlen, sehr unangenehm überraschte, war, daß sie den schon längst vor Alter und Frost klappernden Nereus, wie sehr er sich auch sträubte, durch einige handfeste Seeungeheuer in das eisige Brautbett legen ließ. Die Kaiserin trieb diesen frostigen Spaß so weit, daß sie Amor und Hymen Befehl gab, die Gluth ihrer Fackeln immer neu zu schüren und die Grotte nicht eher zu verlassen, als bis das Lager der Neuvermählten geschmolzen zusammenbrechen würde, was denn auch pünktlich befolgt wurde." — „Aber den Schluß," bemerkte die Fürstin Auersperg, „sollten Sie uns bei Ihrem schönen Märchen nicht vorenthalten, der wahrscheinlich lauten würde: und wenn die Neuvermählten nicht wieder aufgestanden wären, so würden sie bis auf den heutigen Tag noch dort beisammen liegen." —

Nach aufgehobener Tafel begab die Gesellschaft sich in den Ballsaal, wo bis nach Mitternacht getanzt wurde. Dann fuhren die Schlitten vor: unter Begleitung einiger hundert Fackelträger zu Pferd brachten die Ritter ihre Damen nach Haus und nicht Einer, der sich nicht am nächsten Morgen gerühmt hätte, sein Schlittenrecht in zuständiger Weise zur Geltung gebracht zu haben. —

Die „Slittage", wie man diese Lustpartie mit einem den fremden Zungen geläufigen Worte nannte, hatte sich bei den Theilnehmern und Theilnehmerinnen eines so großen Beifalls zu erfreuen gehabt, daß auf den, von dem Kaiser Alexander geäußerten, Wunsch der Kaiser Franz zu einer zweiten Fahrt einladen ließ, welche die muntere Gesellschaft wiederum in Schönbrunn vereinigte.

Unter den von anwesenden Fremden veranstalteten Festen war ein von dem Admiral Sir Sidney Smith in dem Schlosse des Augartens veranstalteter Picknick, wenn auch nicht das gelungenste und glänzendste, jedenfalls das originellste. Wer hätte nicht von Sir Sidney Smith gehört, dem tapfern Vertheidiger von St. Jean d'Acre, wo er (1799) nach 60 Tagen vergeblicher Anstrengung Bonaparte zur Aufhebung der Belagerung zwang und außerdem noch zu dem Ausrufe veranlaßte: „Ce diable de Sidney Smith m'a fait manquer ma fortune!" („Dieser verteufelte Sir Sidney Smith hat mir mein Glück fehlschlagen lassen.") Der Großherr der hohen Pforte beschenkte ihn mit einem reich mit Diamanten besetzten Ordenssterne, aber höheren Werth noch legte er auf eine Medaille mit dem Bildniß Richards des Löwenherzen, welche ihm der Bischof der Stadt in feierlichem Aufzuge überreichte mit den Worten: „Diese Medaille stammt von Richard Löwenherz her; die Stadt erhielt sie einst von

ihm. Ich gebe sie seinem Landsmanne zurück, zur Erinnerung an den ruhmvollen Aufenthalt hier bei uns in dieser Stadt, in welcher Ihr König, der tapfere Richard Löwenherz, schon vor Jahrhunderten den Ruhm seines Namens bewährt hat."

Wenn man auch Sir Sidney „einen Don Quixote zur See" zu nennen pflegte, so wurde ihm doch Tapferkeit, Geschicklichkeit und Beharrlichkeit in allen seinen Unternehmungen zugestanden. Zwei große Vorsätze nahmen seine ganze Thätigkeit von dem Beginn seiner Laufbahn in Anspruch: er hatte es auf nichts Geringeres abgesehen, als auf die Vernichtung der Gewaltherrschaft Napoleons und auf die Vernichtung der Raubstaaten des Mittelmeeres, wodurch er die in Algier, Tunis und Tripolis gefangen gehaltenen Christensklaven zu befreien und der dort so barbarisch ausgeübten Sklaverei ein Ende zu machen hoffte.

Auf dem Congreß war Sir Sidney Bevollmächtigter des entthronten Königs Gustav Adolf von Schweden, in dessen Diensten er 1790 gegen die russische Flotte mit Auszeichnung gefochten hatte, wofür er zum Großkreuz des Schwertordens ernannt worden war. Aus schwedischen Diensten zurückberufen, unternahm er den kühnen Streich, unter französischer Flagge in den Hafen von Brest einzulaufen und die Stärke der französischen Flotte auszukundschaften. Ihm war es gelungen, eine Anzahl im Hafen von Toulon vor Anker liegender französischer Schiffe zu verbrennen und die französische Fregatte La Révolutionaire von 44 Kanonen (1794) wegzunehmen. Nicht in gleicher Weise gelang ihm ein Streifzug gegen Hâvre, wo sein Schiff von der Fluth in die Seinemündung getrieben wurde und er sich mit seiner Mannschaft ergeben mußte. Er wurde als Kriegsgefangener nach Paris gebracht und in dem Temple — einst das Gefängniß der Königsfamilie — eingesperrt. Durch einen untergeschobenen Befehl des Polizei-Präfecten gelang es einigen Freunden, ihn in Freiheit zu setzen, so daß er glücklich nach England entkam. Da er hier bei dem Prinzen von Wales keine gute Aufnahme fand, dem er gerechte Ursache zur Eifersucht durch allzu vertrauten Umgang mit dessen übelberüchtigter Gemahlin Caroline von Hannover gegeben hatte, war er eine Zeit lang Parlamentsmitglied, von der Stadt Rochester in das Unterhaus gewählt. Dem Seemann aber konnten stürmische Sitzungen nicht genügen, ihn verlangte nach stürmischem Wellenschlage des Meeres; bereitwillig nahm er 1807 den Auftrag an, den Prinz-Regenten und die königliche Familie von Portugal nach Brasilien zu führen.

Seine Fürsprache für die Wiedereinsetzung des Königs von Schweden fand bei den hohen Häuptern des Congresses und ihren Diplomaten, obschon hier Legitimität, Restauration, Gerechtigkeit und dergleichen schöne Worte in aller Munde waren, kein geneigtes Gehör. Vielleicht geschah es mehr, um dem ungestümen Fürsprecher für Schweden ein anderes Feld seiner Thätigkeit anzuweisen, als aus wahrer Menschenliebe, daß seine Verwendung für die Christensklaven bei den hohen Monarchen und ihrer Umgebung eine beifällige Aufnahme fand. So viel aber hatte der erfahrene Seemann bereits das hiesige Leben kennen gelernt, um zu wissen, daß, wer auf dem Wiener Congresse mit gutem Winde segeln und Fahrwasser gewinnen wollte, dies nur durch Festgelag und Schmauserei erreichen könne. Die Kasse des edlen Admirals aber befand sich keineswegs in so flottem Zustande, um eine Fest-Wettfahrt mit der Papierguldenflotte des Kaisers wagen zu können: er hatte daher den glücklichen Einfall, seinen Gästen ein Fest zu geben, bei welchem ein jeder seine Zeche mit drei Ducaten bezahlen mußte. Der durch gute Küche und vortreffliche Bedienung im anerkanntesten Rufe stehende Pächter der Augarten-Wirthschaft, Herr Jahn, hatte es übernommen, für diesen ganz anständigen Preis ein glänzendes Mittagsmahl zu geben, worauf ein Ball und Abendessen folgen sollten.

Sir Sidney setzte sofort seine Subscribenten-Listen in Umlauf und sobald die Kaiser, Könige und Fürsten ihre Namen an die Spitze gestellt, folgte der Troß in gewünschter Masse nach. Die Einladung besagte, daß ein großes Ballfest im Augarten zur Befreiung der in den Raubstaaten in Gefangenschaft gehaltenen Christensklaven gegeben werden sollte, wobei für die Wiener das Verwundersamste war, durch welchen Zauber der unternehmende Admiral die in Tunis und Algier festgeschlossene Gesellschaft auf einem Ball im Augarten aus ihren Ketten lostanzen werde. Das Geheimmittel Sir Sidney's bestand zunächst darin, daß er an sämmtliche in Wien anwesende Malteser-Ritter eine Einladung ergehen ließ, dem Feste ihre Gegenwart zu schenken, wobei bemerkt war, „daß ein jedes Großkreuz zwei Damen, jeder Comthur eine und je zwei Ritter eine Dame einzuführen berechtigt sein sollten.“ In Gemeinschaft mit einem Ordens-Comthur, dem Grafen Cesarini, hatte Sir Sidney den Plan zur Vertreibung der Barbaresken aus dem Mittelmeer durch Wiederherstellung der Seemacht des Malteser-Ordens entworfen und sich bereit erklärt, das Commando einer dazu aufgebrachten Flotte zu übernehmen. Vorläufig wollte er sich damit

begnügen, durch eine Unterzeichnung freiwilliger Beiträge während des Christensklavenbefreiungszweckessens eine namhafte Summe zum Loskauf der unglücklichen Gefangenen aufzubringen.

Der sehr ehrenwerthe Sir Sidney, Parlamentsmitglied für Rochester, ergriff, nachdem die unvermeidlichen Congreßgesundheiten ausgebracht worden waren, das Wort und forderte in einer Tischrede, welche ein Gemisch von salbungsreicher Predigt und seemännischer Derbheit war, die christlichen Monarchen, die bei dem Congreß anwesenden Fürsten und alle, für welche der Erlöser das Kreuz auf sich genommen habe, auf, den, unter dem Schirme des Halbmondes das mittelländische Meer gefährdenden, die Küsten desselben ausplündernden, von christlichen Staaten Tribut erhebenden, christliche Brüder zu Sklavendiensten, christliche Schwestern zu noch ärgerem Aergerniß mißbrauchenden Piraten durch einen Zug gegen Algier, Tunis und Tripolis den Garaus zu machen. Fürs Erste möge, bis die Zeit komme Waffen und Muth zur Geltung zu bringen, sich die christliche Liebe durch Beiträge bethätigen, welche zum Loskauf von Christensklaven verwendet werden sollten. „Diesmal,“ so schloß der Redner, „werden wir den frechen Räubern noch einmal Gold in die Wagschale legen, das nächste Mal, so Gott will, Eisen!“

Die Rede verfehlte nicht einen tiefen Eindruck zu machen; der Kaiser von Rußland, welchem „die Aufforderung“ zuerst vorgelegt wurde, unterzeichnete eintausend Ducaten. Der Kaiser von Oestreich und der König von Preußen eine gleiche Summe und so die anderen Anwesenden nach ihren Kräften. War auch die Summe im Ganzen nicht beträchtlich und ward der Aufforderung zu einem Kreuzzuge gegen des Halbmondes Herrschaft im Mittelmeer für jetzt keine Folge gegeben, so war doch diese Angelegenheit in lebhafte Anregung gebracht worden.

Gegen den Schluß der Tafel kam es zu verschiedenen Verlegenheiten. Gewohnt überall freie Zeche zu finden, waren einige der höchsten Herrschaften heut erschienen, ohne davon Kenntniß zu nehmen, daß ein jeder diesmal für eigene Rechnung zehre. Da Sir Sidney dem Wirthe anheimgegeben, sich in der bei dergleichen Festen üblichen Weise bezahlt zu machen, ließ er an jeder Tafel seine Tafeldecker mit der abgekürzten Redensart: „gefällig zahlen's,“ die Runde mit silbernem Teller machen. Bei der damaligen Geldklemme gehörten Ducaten in Wien zur Seltenheit, und wenn auch die Kaiser und Könige mit dergleichen

Cabinetsstücken immer hinreichend versehen waren, so war doch bei den anderen Gästen die Geldbörse ein entbehrliches Möbel geworden und nur die Brieftasche mit Papierscheinen war im Gebrauch. Bei Einkassirung der drei Ducaten kam es nur allzu häufig vor, daß der Gast, welcher statt des Goldes mit Papier zahlte, wegen des Agio's mit dem Kellner in Streit gerieth. Noch unangenehmer als der Geldwechsel wurde der Wortwechsel, wenn der Gast sich als Gast betrachtet wissen und gar nicht zahlen wollte. Soll es doch bei dieser Gelegenheit dem König Max von Baiern begegnet sein, daß, als er den silbernen Teller mit schweigsamem Kopfnicken, wie bei mangelndem Kreuzer in der Kirche den Klingelbeutel, weiter gehen hieß, der Kellner, der ihn, da sämmtliche Monarchen heut in bürgerlicher Kleidung erschienen waren, nicht kannte, sein, „wenn's gefällig, zahlen's Ihro Gnaden," in solchem crescendo wiederholte, daß die in der Nachbarschaft Sitzenden sich höchlich an der Verlegenheit des Königs ergötzten, welcher seine sämmtlichen Taschen vergebens durchstöberte. Man sagte ihm später nach, er habe in Verzweiflung, wie Richard III. ausgerufen: „Trois ducats! trois ducats! Mon royaume pour trois ducats!" worauf der Prinz Eugen herbeigeeilt sei, dem jedoch der Kaiser von Rußland noch zuvor gekommen, den unbeugsamen Tafeldecker mit drei Ducaten zufrieden zu stellen.

Achtes Kapitel.

Der Brand des neuen Winterpalastes des Grafen Rasumowski. — Zacharias Werner als Kasperle auf der Kanzel. — Die Kunstsammlungen. — Oper. — Beethoven. — Das Burg-Theater. — Das Ballet. — Galerie antiker weiblicher Gruppen als lebende Bilder.



Als bei Hofe der Witz und — was man nicht so wohlfeil hatte — das Geld auf die Neige gingen, überließ man gern dem reichen Adel, selbst dem Bürger und Juden die Ehre, Feste zu veranstalten. Weniger drängten sich die Diplomaten und Gesandten zu dieser Ehre. Talleyrand, der anfänglich nicht zu den Conferenzen hinzugezogen wurde, hatte keine Veranlassung, denen, die über fernere Demüthigungen Frankreichs zu Rath saßen, Feste zu geben. Der schlaue Priester-Diplomat begnügte sich damit, durch die zum Gedächtniß der Hinrichtung Ludwigs XVI. — noch dazu auf Kosten des Kaisers Franz — veranstaltete Todtenfeier in der Stephanskirche sämmtlichen anwesenden gekrönten Häuptern ein gänseschauerliches Ueberlaufen der Haut verursacht zu haben.

Die Engländer verstehen nur in England Feste zu veranstalten; das Festland ist für sie kein Land der Feste, und so zeichneten sich die von Lord Castlereagh, Lord Stewart und Sir Sidney Smith veranstalteten Bälle, Diners und Soupers wohl durch Gediegenheit und Fülle aus, allein „die Grazien waren ausgeblieben," und es schien nicht nur bei dem Essen und Trinken, sondern bei dem ganzen Arrangement auf Ueberladung abgesehen zu sein.

Da der Kaiser von Rußland und der König von Preußen Gäste des Kaisers waren, konnten sie nicht als Festgeber auftreten; sie überließen dies ihren Botschaftern und bevollmächtigten Ministern. Friedrich Wilhelm III. war jeder Verschwendung, wobei es auf eine, seine Mittel überschreitende, Großthuerei abgesehen war, abhold und da Hardenberg und Humboldt der Ansicht waren, daß die von ihnen veranstalteten Feste sich neben den anderen sehr dürftig ausgenommen haben würden, unterließen sie es lieber, dergleichen zu geben. Dagegen liebte Alexander es sehr, daß seine Gesandtschaft, die Grafen Nesselrode und Stackelberg, Kapodistrias, Pozzo di Borgo große Feste veranstalteten; die Fürstin Bagration eröffnete ebenfalls einen glänzenden Salon; Alle aber übertraf der Graf Rasumowski, welcher als russischer Gesandter sich häuslich in Wien niedergelassen und angebaut hatte, und auf den Wunsch Alexanders zu den Conferenzen hinzugezogen wurde. Eine wüste Stelle der Vorstadt Landstraße war von Rasumowski mit einem ungeheuern Aufwande in eine fürstliche Residenz verwandelt worden, welche mit denen von Esterhazy und Liechtenstein wetteiferte. Drei Paläste mit weitläufigen Gebäuden für den Marstall, mit Reitschule, Schloßcapelle, Theater, Bädern 2c. bildeten hier eine prachtvolle Straßenfront mit herrlichem Portal; dahinter war ein Park angelegt, von dem eine Brücke über den breiten Donaucanal dem Publicum eröffnet war.

Die Möblirung im Innern vereinigte orientalische Pracht, Petersburger Gediegenheit und englisches Comfort. Einige Male schon hatte der Graf den kaiserlichen Hof und die anwesenden Gäste bei sich empfangen; jetzt sollte in einem so eben vollendeten Anbau, welchen er als eine Wiederholung des berühmten kaiserlichen Schlosses in Petersburg „das neue Winterpalais" genannt hatte, ein Fest gegeben werden, wie es nach seiner eigenen und der Anderen großsprecherischen Versicherung der Congreß noch nicht gesehen hätte. Dies Wort ging allerdings in Erfüllung, allein in einer glanzvolleren und doch zugleich trostloseren Weise, als der Festgeber und die Gäste es erwarteten.

Der Graf hatte in diesem Palaste die russische Luftheizung einzurichten befohlen, welche darin besteht, daß aus einem in den Kellerräumen befindlichen Glühofen erhitzte Luft vermittelst in die Wände eingelegter eiserner Röhren in die Zimmer und Säle der verschiedenen Stockwerke einströmt. Die Feuer der, Tag und Nacht für das bevorstehende Fest thätigen, Zuckerbäckerei hatten einen dieser Canäle bis zum Glühen erhitzt, dieser einen Balken entzündet. So nagte

wahrscheinlich schon seit zwei Tagen der Glühwurm in den Eingeweiden des Opfers, während die Tapezierer es lustig mit Prunkdecken und Blumengewinden schmückten. Als in der Brandnacht der Rauch in die inneren Räume drang, wollte man das Feuer vertuschen, die Quelle aufspüren und nun geschah Alles, was in solchen Fällen vermieden, Nichts, was verhütet werden muß. Sobald die Zugluft hinzutrat, entzündete sich das mit Oel, Wachs und Harz getränkte und gefirnißte kostbare Holzgetäfel der Wände und Dielen; Tapeten und Draperien leiteten das Feuer mit Blitzesschnelle bis in die entlegensten Räume. Der herbeieilende Kammerdiener hatte kaum noch Zeit den, ohnehin an Entkräftung leidenden, nur noch von Kraftbrühen und aufregenden Medicamenten lebenden, Grafen dem erstickenden Qualm zu entreißen. Bald schlugen die Flammen zu mehreren Fenstern hinaus; Feuerwachen und Löschmannschaften zögerten mit dem Aufbruch zur Hülfe, da man innerhalb der Stadt ein angekündigtes Feuerwerk und große Illumination zu sehen glaubte. Als aber von allen Thürmen Feuersignal und Sturmgeläut ertönte, Generalmarsch der Trommeln, Hörner und Trompeten die Truppen unter die Waffen rief, stürzten die aufgeschreckten Bürger in Schaaren nach der Brandstätte hin. Während im Innern des Palastes die Flammen wütheten, wären von außen her einige Compagnien Pioniere und andere Löschmannschaften nicht minder thätig im Zerstören. Um den Spritzen freien Raum, der Kette der Wasserträger offene Bahn nach dem Donaucanal zu verschaffen, wurden im Park die schönsten Bäume und Gesträuche niedergehauen; auf einem anderen Punkte trieben die berittenen Polizeidragoner die Massen der Neugierigen aus einander, schnitten ein Häuflein ab und nöthigten diese in die bunte Reihe der Wasserträger einzutreten, oder sonst hülfreiche Hand mit anzulegen. Unterdessen trafen fortwährend neue Spritzen, Wasserwagen, frische Truppen, Generale, Freunde und Landsleute des Festgebers, Minister, Gesandte, Fürsten, Erzherzöge und endlich der Kaiser Franz auf der Brandstätte ein. In Park und Straße wogten die Massen vom Volk und vom Militär, Säbel und Bajonnette blitzten, Federbüsche wehten und an Geschrei und Commando fehlte es nicht, zumal wenn ein Wasserstrahl anstatt in das flammende Gebälk auf die gaffende Menge sich ergoß. Schon war im neuen Winterpalais kein Fenster mehr, aus dem nicht Flammen schlugen, das Kupferdach glühte, zerschmolz und das kostbare Erz rann in grünschimmernden Strahlen an den Wänden nieder. Dieses

Prachtgebäude, mit den herrlichsten Kunstsammlungen, einer auserlesenen Bibliothek und kostbarem Geräth aller Art mußte als rettungslos aufgegeben und alle Anstrengung dahin gerichtet werden, auf diesen einen Heerd die Brunst einzuschränken.

In den brennenden Gemächern trotzte noch die eifrige Dienerschaft den Flammen; ein Kammerdiener wollte durchaus die Garderobe retten und warf Staatsuniformen und Nachtjacken, Schmierstiefeln und Manschettenhemden, Zobelpelze und Pudermäntel im buntesten Durcheinander durch ein schon von den Flammen ergriffenes Fenster hinab in den aufweichten Straßenkoth, sah sich aber zuletzt genöthigt sich auf demselben Wege zu retten, wo dann die vorausgeschickte Garderobe wenigstens dazu diente, ihm beim kühnen Sprunge einen weichen Empfang zu bereiten. Aus anderen Fenstern warf man die köstlich eingebundenen Prachtwerke, Kronenleuchter, Wandspiegel, und gleich hinterdrein Marmortischplatten, Alabastervasen, Silbergeräth, ja sogar Uhren, Marmorstatuen, Gemälde, zwei Flügel und ein Orgelclavier auf das Steinpflaster, auf welchem Alles in Stücke sprang, von hülfreichen Händen über Seite gebracht wurde, oder auf andere Weise dem Verderben anheim fiel.

Unterdessen hatte während der Nacht der Kaiser Franz das Gebiet der Zerstörung umritten, sich über die getroffenen Anstalten unterrichten lassen und den anwesenden Magistraten und Militär-Commandos den größten Eifer anempfohlen. Nachdem er eine Zeit lang dem grausenhaften Schauspiel zugesehen, stieg er vom Pferde und ließ sich zu dem unglücklichen Grafen geleiten. Auf einer etwas hoch gelegenen Stelle des Parks unter einer entlaubten Platane kauerte dieser, in einen Zobelpelz und Sammetmütze gehüllt, nach vorn gekrümmt, bittere Thränen vergießend, an Priamos Klageruf vor Troja's Mauern erinnernd:

„Laut wehklagte der Greis und schlug sein Haupt mit den Händen,
„Hoch empor sie hebend, vernahm man jammernden Wehlaut."

Der Kaiser war erschüttert von der Unglücksgestalt, er bot dem Grafen mit tröstendem Zuspruch die Hand, welche dieser, der sich nicht zu erheben vermochte, küssen wollte, was der Kaiser jedoch nicht gestattete. Auch hier war der Gartenboden von den Rädern der Spritzen tief eingeschnitten und vom Wasser aufgeweicht; man nahm Bretter von einem eingerissenen Pavillon und legte sie für den Kaiser zurecht, damit er trocknen Fußes hier stehen und gehen konnte.

Eine große Anzahl der Neugierigen wendete jetzt ihre Blicke mehr nach der sonderbaren Gruppe, welche der Kaiser Franz, mit Federhut in hechtgrauem Ueberrock und rothen Hosen, auf einem schmalen Brett balancirend, und der alte Graf, im Zobelpelze unter der Platane auf der Erde kauernd, bildeten. „Das ist halt ein großes Unglück," bemerkte Se. Majestät, „aber wir Alle stehen in Gottes Hand. Das kann mir mit meinem Rittersaale, in welchem die Luftheizung angebracht worden ist, ebenfalls passiren; das haben wir von unserm Nachahmen der Franzosen!" Der gute Kaiser hielt nämlich, wie alle anderen Neuerungen, so auch die russische Heizung für eine französische Erfindung.

Plötzlich wurde die schaulustige Menge nach einem anderen Gegenstande hingelenkt. Auf schwindelnder Höhe eines Dachfirstes erschienen zwei Schornsteinfeger, in nasse, von der Gluth dampfende Teppiche gehüllt. Gräfliche Beamte hatten geldwerthe Papiere vermißt und einen großen Preis für die Herbeischaffung derselben geboten. Jene beiden kühnen Gesellen waren durch einen Schornstein hinaufgeklettert und wollten durch einen anderen, der zum Kamin der Kanzlei führte, hinabsteigen. Als sie den verwegenen Gang auf dem abgerundeten kaum handbreiten First, von Flammen umlodert, antraten, entstand eine lautlose Stille, Allen stockte der Athem, nur den Zuruf des Kaisers vernahm man, welcher einen Officier abschickte, die Wagehälse zurückzurufen. Da — mit einem Male borst, schmolz und brach Decke und Gebälk zusammen, die Flammen schlugen thurmhoch empor, wie Mücken in eine brennende Kerze sah die entsetzte Menge, ein vieltausendstimmiges Wehgeschrei erhebend, die beiden Schornsteinfeger in die Gluth hineinstürzen und im Nu verschwinden.

Acht Tage lang rauchte der Schutt und währte das Fortschleppen der vernichteten, dem öffentlichen Zugriff preisgegebenen Herrlichkeiten, welche als Scherben und halb verbrannte Schaustücke, anstatt in den Prunkgemächern eines russischen Nabobs zu glänzen, sich damit begnügen mußten, in den ärmlichen Dachkammern der Armuth zu niederem Dienste verwendet zu werden.

Der Kaiser Alexander nahm den innigsten Antheil an dem Unglück, welches den Grafen Rasumowski betroffen; er schmeichelte sich in dem Besitz des einzigen Wunderbalsams für seine Brandwunden zu sein: er erhob ihn wegen seines bei der fürchterlichen Feuersbrunst bewiesenen Heldenmuthes in den Fürstenstand.

Wunderbar sind die Schicksale der Günstlinge in dem Reiche der Selbst-

herrscher! Der Vater unseres aus den Flammen als Fürst hervorgegangenen Grafen Rasumowski war ein armer, leibeigener Schafhirt in Kleinrußland. Eines Tages wird er von einem aus Petersburg abgeschickten Commando überfallen, welches Befehl hat ihn nach der Hauptstadt zu bringen. Er vermuthet als Recrut eingestellt zu werden, setzt sich zur Wehr, wird übermannt, mit Stricken gebunden auf eine Kibitke geworfen und so nach Petersburg gebracht. Man setzt ihn vor einem großen Palais ab, die Bande werden gelöst, man führt ihn in ein prachtvolles Gemach. Ein in goldgestickter Uniform reich mit Orden behangener, vornehmer Herr tritt ein, der Schäferknecht wirft sich an den Boden ihm die Füße zu küssen, da ruft eine wohlbekannte Stimme ihm zu: „Cyrill, kennst du mich nicht? kennst du deinen Bruder Gregor nicht mehr?“ Nach einigem Zögern und scheuem Zurücktreten faßt sich Cyrill ein Herz; der in Lumpen gekleidete Leibeigene fliegt in die Arme des Günstlings der Kaiserin.

Gregor Rasumowski, welcher als schön gewachsener Recrut in ein Garderegiment eingestellt worden war, hatte durch seine Stimme und sein angebornes musikalisches Talent Aufmerksamkeit erregt und war zum Cantor der kaiserlichen Capelle befördert worden. Sein Gesang und andere rühmliche Begabungen fanden vor den Augen der Kaiserin Katharina I. Gnade, er wurde frei gekauft, in den Adelstand erhoben, zum dienstthuenden Kammerherrn befördert und zum Minister ernannt. Er hatte seines Bruders, des armen, elternlosen Schafknechtes, nicht vergessen und machte sich die Freude, ihm ein überraschendes Wiedersehen zu bereiten. Hiermit aber begnügte er sich nicht; er beförderte den Bruder schon nach Verlauf eines Jahres zum Kosacken-Hetman am Don, wo er sich durch Tapferkeit in den Kämpfen mit den Grenzbewohnern auszeichnete und durch Beute und Erpressungen aller Art Vermögen und Ruhm erwarb. Die Theilnahme, welche er der Kaiserin Katharina II. bei ihrer Erhebung auf den Thron bewiesen hatte, verpflichtete diese zur Dankbarkeit; sie erhob Cyrill Rasumowski in den Grafenstand und ernannte ihn zum Feldmarschall. Der ehemalige Schäferknecht hatte, obschon er seine Erhebung nur seinem Degen und seinem Muth verdankte, seinen Kindern eine sorgfältige Erziehung geben lassen. Sein Sohn Andreas, dessen Bekanntschaft wir so eben auf der Brandstätte seines Palastes gemacht haben, galt mit Recht für einen ausgezeichneten Kenner und Beförderer der schönen Künste und Wissen-

schaften; um so lebhafter war das Bedauern, welches ihm über den Verlust seiner werthvollen Sammlungen bezeigt wurde.

Dafür aber, daß die heitere Welt der Congreßgesellschaft in einem fortwährend sich erneuenden Fest- und Freudenstrudel umhergetrieben, nie zu ruhiger Besinnung kommen konnte, war aller Orten hinreichend gesorgt. War man der Maskenbälle, der Oper, der Ballets und der Trauerspiele müde, dann suchte man Kasperle im Volkstheater, oder den Bußprediger Zacharias Werner in der Franziscanerkirche auf. Er war ein geborner Ostpreuße, ein Schüler Kants, innig befreundet mit Hoffmann, dem Schauernovellisten, den er in früheren Jahren an poetischer Schöpfungsgabe weit überragte, namentlich in seinen dramatischen Dichtungen: „Die Söhne des Thals“, „Die Makkabäer“, „Der 24. Februar“, vor Allem aber in „Die Weihe der Kraft“, worin er Luther und die Reformation verherrlichte. Während seines Aufenthaltes in Weimar erfreute er sich des Umganges mit Goethe, obschon ihn dieser, wenn er mit Mystik und katholisirendem Bekehrungseifer ihm beschwerlich fiel, mit Strenge, sogar mit „göttlicher Grobheit“ zurechtwies. In Weimar erschien Werner in ganz anständiger Kleidung und fand Aufnahme in guter Gesellschaft; dies war nicht mehr der Fall nach seiner Aufnahme in die alleinseligmachende Kirche und nach Empfang der Priesterweihe in der heiligen Roma. Hier sah man ihn zu wiederholten Malen in völlig trunkenem Zustande am Abend von Tivoli oder Frascati heimkehren, auf einem Esel reitend, unter lärmender Begleitung des Volkes, dem er zurief, ihm Palmen zu streuen und Buße zu thun. Die neukatholische Malerschule der Nazarener, welche damals unter Cornelius in Rom blühte, wollte nichts von Werner wissen; man zeichnete Carricaturen von ihm als „Pater Silen“. In Wien kamen bei ihm Schuhwerk und Rockärmel sehr oft, die Buße niemals zum Durchbruch.

„Eines Tages,“ erzählt uns ein Freund, „gewahrte ich in der Kärnthner Straße eine auffallend hagere Gestalt im Costüme eines Weltgeistlichen, langem schwarztuchenen Ueberrock, das schwarze Mäntelchen und ein Andachtsbuch im linken Arm, den ausgespannten alten Regenschirm in der rechten Hand, die hinten niedergetretenen Schuhe mit Bindfaden über den Knöcheln festgebunden, durch Dick und Dünn des Gassenschmutzes vorwegeilen. Das lederne Antlitz mit den tiefliegenden Augen, die mit braunem Gerinne versehene Tabacksnase, das ordnungslos um das Haupt fliegende ungekämmte Haar ließ mich den be-

rüchtigten Bußprediger erkennen und ihm auf dem Fuße folgend gelangte ich in die Franziscanerkirche, wo das aus den besten Ständen zahlreich versammelte, großentheils weibliche Publicum über das, was bevorstand, nicht im Zweifel ließ. Nach einer halben Stunde erschien Zacharias auch wirklich auf der Kanzel, um sie, wie jedesmal, mit seinem ekelhaft derben, zuweilen gemeinen Eifer, seinen Komödiantenkniffen und ärgerlichen Witzspielen zu entweihen. Dieser von Sünden strotzende, von den jämmerlichsten Gelüsten geknechtete Mensch predigte — über die Enthaltsamkeit! Als er auf die Entwöhnung von sündlichen Trieben zu sprechen kam, flocht er, wie immer, eine schnurrige Parabel ein, die, wie gewohnt, mit: „„Da will ich euch eine Geschichte erzählen,““ anhob. „„Es war einmal ein König, der hatte einen sehr schönen Schimmel und der Schimmel hatte einen sehr starken Schweif. Der König aber setzte einen Preis aus, daß, wer dem Schimmel den Schweif ausreißen könne, solle den ganzen Schimmel haben. Da kamen nun sehr viele tüchtige Kerls und zogen und zerrten und rissen aus allen Leibeskräften an dem Schweife hin und her, aber der Schimmel schlug aus und keiner gewann ihn. Da kam eines Tages ein schmächtiges Kerlein, ein — Gott sei bei uns! — Schneiderlein, das machte sich an den Schweif, zog ein Haar nach dem anderen heraus und das Roß wurde dem Schneiderlein als Preis zuerkannt. — Macht es,““ so lautete die Nutzanwendung' „„mit euern Sünden, wie der Schneider es mit dem Roßschweif machte, dann gewinnt, wie jener den Schimmel, so ihr den Himmel.““ Er warf sich jetzt auf die Kniee und rief: „„Laßt uns zu unserer ferneren Betrachtung den heiligen Geist um seinen Segen bitten!““ Er begrub sein Gesicht in die gefalteten Hände und blieb so lange in stummer Andacht liegen, bis er sich auf eine neue Schnurre besonnen hatte.“

„In den Fasten,“ erzählt Varnhagen, „trat Zacharias Werner als Prediger auf und der heftige Eifer, mit dem er die Sünder zur Bekehrung rief, sein bekannter Name und Lebenslauf, wie sein wunderliches Wesen überhaupt, das dem Zuhörer mit dem geistlichen Ertrag auch reichlichst weltliche Unterhaltung versprach, zogen bald die ganze vornehme Welt zu seiner Kirche hin. Mehr noch als je vorher im Schauspiel- und Gesellschaftsleben entfaltete er seine Fratzenhaftigkeit jetzt auf der Kanzel. Ein schlechter Nachahmer des berühmten Capuziners Abraham a Sancta Clara, hatte er bald gefühlt, was Alles ein eifernder Prediger sich erlauben, was Alles seine Dreistigkeit antasten, seine

Willkür herbeiziehen dürfe. Recht mit Lust besprach er seine eigenen persönliche n Angelegenheiten, seine Sündhaftigkeit, seine Bekehrung und Buße und indem er den Anderen die Hölle heiß machte, schwelgte seine Eitelkeit in doppelter Selbstbespiegelung der ehemaligen Weltlust und der jetzigen Auserwählung. Er machte wahre Theaterstreiche auf der Kanzel, nicht nur ärgerliche, sondern öfter geradezu unanständige. Er gefiel sich in dem Wagniß, die Zuhörer durch zweideutige Ausdrücke aufzuregen, in Unruhe, Schaam und Angst zu versetzen, ja diese bis zum Gipfel des Schreckens zu steigern, wo man ungewiß wurde, ob nicht Wahnsinn die Kanzel entweihen werde; dann plötzlich ließ er von dieser Spitze seinen Vortrag in das gewöhnliche Geleis hinabstürzen, wo sich Alles in zulässiger Weise ruhig verlief. Das Stärkste in dieser Weise war wohl jene Predigt, in welcher der Pater Zacharias von dem allersündhaftesten und groß Aergerniß gebenden Gliede des menschlichen Körpers redete, das nicht Fisch, nicht Fleisch sei, und nach der absichtlich beunruhigendsten Aufzählung aller Gelüste und der durch dasselbe verübten Sünden mit unerhörter Dreistigkeit ausrief: „„Soll ich es euch nennen? seht her, ich will es euch zeigen!““ Hierbei streckte er die Zunge weit heraus und bezeichnete diese als das allersündhafteste Glied am menschlichen Körper. Freilich kannte Werner sein Publicum. Die vornehme Welt, Wiener und Fremde, waren entzückt auch in der Kirche solchen haut goût und das Heilige mit solchem Sinnenkitzel verquickt zu finden.“*)

---

*) Predigten ähnlichen Inhaltes hörte der Verfasser noch von Werner in Wien 1816. Es war mir interessant, seine persönliche Bekanntschaft zu machen und da ich mich in Gesellschaft meines Reisegefährten, eines Sohnes des Staatsrathes und Kriegslieder-Dichters A. Stägemann, bei ihm melden ließ, wurden wir als Landsleute freundlich von ihm empfangen. Er war von so großer Demuth, daß er uns beiden preußischen Freiwilligen die Hände zu küssen sich niederbog, was wir, auch wenn seine Tabacksnase uns nicht zurückgeschreckt, gewiß nicht angenommen haben würden. Da er sich bald überzeugte, daß seine Bekehrungsversuche an uns vergeblich seien, ließ er ein paar Flaschen Ungarwein kommen und wurde heiter und gesprächig. Damals hatten Frankfurter Zeitungen gemeldet: „Werner sei wieder zur protestantischen Kirche zurückgekehrt.“ Hierüber von uns befragt, lachte er über so dummes Zeitungsgeschwätz und schrieb, als ich ihn beim Abschiede, mit Berufung auf die Freiheit, welche sich der Schüler beim Doctor Faust genommen, um einige Zeilen in mein Stammbuch bat, auf der Stelle nachstehende Verse:

„Auf der Wartburg einst das Dintenfaß
„Dem Teufel an den Kopf warf Luther, das,
„Der Doctor Faust macht es noch baß,
„Zu Leipzig ritt auf einem Weinfaß.

Zu den Quellen reinsten Kunstgenusses, welche die Kaiserstadt zu jeder Zeit und vorzüglich damals Allen, welche dazu die Weihe der Musen empfangen, aufschloß, war von Seiten der vornehmen Welt des Congresses kein lebhafter Zudrang bemerkbar. Die wunderbaren Schätze der Bildergallerie im Schlosse Belvedere, wo die vollendetsten Meisterwerke der italienischen, niederländischen und deutschen Schulen, Gemälde ersten Ranges von Tizian, Correggio, Raphael, Paul Veronese, Rubens, Rembrandt, Van Dyk, Albrecht Dürer und viel Anderer in schönstem Farbenglanze prangen, ließ man unbesucht, eben so die in ihrer Art einzige und unschätzbare Sammlung der Handzeichnungen des Herzogs von Sachsen-Teschen, später Eigenthum des Erzherzogs Karl. Noch weniger lockten die Sammlungen der antiken Bildwerke, Münzen und geschnittenen Steine, welche auf der kaiserlichen Bibliothek verwahrt werden, zu Besuch und Studium an. Entschuldigen wir nun auch die Vernachlässigung der Museen und Kunstsammlungen damit, daß, um an ihren Schätzen Freude und Genuß zu haben, man sich durch Ausbildung des Sinnes und Urtheils ein eingehendes Verständniß angeeignet haben muß, was von einer so leichtfertigen Gesellschaft nicht erwartet werden durfte, so bleibt es doch immer verwundersam, daß auch die von der vornehmen Welt sonst als Geisterbanner der Langeweile gern aufgesuchten Theater, Schauspiele, Oper, Concerte sich keiner besonders bemerkbaren Gunst erfreuten.

Beethoven, der gewaltige Heros der Symphonie, lebte in Wien, zwar damals schon leidend am Gehör, aber noch in frischer, voller Schöpfungskraft. Seine Gönner und Freunde hatten ihn veranlaßt, seine Oper Fidelio, welche bei ihrer ersten Aufführung 1805 — damals hieß sie „Leonore" — von dem Wiener Publicum so kalt aufgenommen worden war, daß er sie zurückzog, in

---

„Doch beider Kunstfluck überwand
„Wernerus der Mystifikant.
„Derweil der Meß las in Polenland,
„Ward er in Deutschland Protestant.
„Dies hat getreulich uns offenbart
„Zu Frankfurt am Main Musje Blaffart,
„Der meint, wenn ihm ein Wind entfahrt,
„Das sei des Donners Widerpart."

Hierauf schieden wir als gute Freunde.

etwas verändertem Zuschnitt zur Aufführung zu bringen.*) Die Hauptpartie befand sich in den Händen einer Sängerin, Anna Milder, mit einer, alle Sinne und Seelen bezaubernden, Stimme begabt, auch die anderen Rollen waren trefflich besetzt. Bei den einheimischen „Dilettanti" hatte die Oper in ihrer neuen Anordnung sich Anerkennung erfochten; von der hohen und höchsten Gesellschaft aber wurde sie, mit Ausnahme des, dem Componisten persönlich befreundeten, Bundes der Troubadours, gänzlich vernachlässigt. Die Fürsten Radziwill und Lichnowski hatten, da der große Künstler sich in bedrängter Lage befand, ihm die unentgeltliche Benutzung des großen Redoutensaales zur Veranstaltung eines Concerts zu seinem Vortheile verschafft. Der Hof und seine Gäste hatten die gewünschte Zusage ertheilt, das Concert mit ihrer Gegenwart zu beehren. Die ersten Sänger und Sängerinnen der Oper unterstützten das Concert; Beethoven brachte seine berühmte Symphonia eroica zur Aufführung und trug ein von ihm componirtes Trio und eine freie Phantasie am Flügel vor. Sein Unstern wollte, daß der Kaiser Alexander an demselben Tage eine Jagdpartie nach Laxenburg unternahm, von der er zu spät zurück kam, um das Concert besuchen zu können. Der Kaiser Franz, der König von Preußen und die gesammte Hof- und Congreß-Suite ergriffen gern einen Vorwand, um das Concert unbesucht zu lassen, so daß von den so reichlich vertheilten Brillanten, Ringen, Dosen und Nadeln für den armen Beethoven nichts abfiel.

Eines noch geringeren Antheils von Seiten des Congresses erfreuten sich die Darstellungen des Trauerspiels und des höheren Schauspiels im Hof-Theater der Burg, wo damals die größte Schauspielerin, welche Deutschland jemals besaß, Sophie Schröder, Unvergleichliches leistete. Ihren Bemühungen und ihrer Machtstellung, wie sie nie eine andere Schauspielerin auf der Bühne ausgeübt, gelang es, mehreren Trauerspielen Schillers, unter anderen Maria Stuart, zum Erstenmale die Erlaubniß der Darstellung dort zu erwirken. Der Con-

*) Das Wiener Publicum, selbst das musikalische, hatte ein so geringes Verständniß für Beethovens Compositionen, daß in einer Beurtheilung eines Concerts im Augarten folgende Stelle vorkommt: „Was die Ouvertüre in C zu Fidelio betrifft, so waren alle parteilosen Musikkenner einig, daß so etwas Unzusammenhängendes, Grelles, Verworrenes, das Ohr Empörendes schlechterdings noch nie geschrieben worden. Die schneidendsten Modulationen folgen auf einander in wirklich gräßlicher Harmonie und einige kleinliche Ideen, welche auch jeden Schein von Erhabenheit entfernen, z. B. ein Posthornsolo, das vermuthlich die Ankunft des Gouverneurs ankündigen soll, vollenden den unangenehmen, betäubenden Eindruck."

greß aber verstand kein Deutsch, seine Muttersprache war die französische und ein Bonmot Talleyrands, ein schlechter Vers des Fürsten de Ligne amüsirten mehr, als alle Tragödien Schillers.

Am meisten fand noch das Ballet Gnade vor den Augen der kaiserlichen und königlichen Gäste. Signora Bigottini aus Mailand und Demoiselle Aimé aus Paris erfreuten sich allerhöchster Beifalls- und Gunstbezeugungen aller Art. „Den 27. December“ — schreibt Nostiz — „ist der König von Würtemberg abgereist und hat Tausende von Ducaten an Küche, Stall und Keller geschenkt; auch die Dosen sind reich von Außen und im Innern meist gefüllt. „Le plus gueux est le plus généreux“ (der bettelhafteste ist der freigebigste) sagt das Sprüchwort. Thun es die anderen Fürsten dem nur halb nach, so endigt der Congreß wie die anderen Spielpartien bei Hofe, wo zuletzt die Dienerschaft allein (das Kartengeld) gewinnt. Dazu gehören denn wohl auch die italienischen und französischen Tänzerinnen, unter denen Signora Bigottini als Nina, oder Wahnsinn aus Liebe, und Demoiselle Aimé als Psyche die vorzüglichsten waren. Sie sind nun fort; erstere hat 40,000 Gulden Wiener Währung mitgenommen und ein Kind, zu dem sich Franz Palffy bekennt, der dem Balg 100,000 Gulden Wiener Währung und der Mutter ein Jahrgehalt von 6000 Franken versichert hat. Wer diese Summe noch nicht hoch genug finden sollte, beliebe die sechsunddreißig Jahre der Bigottini noch hinzu zu zählen.“

Ueberlassen wir uns der Führung eines anderen Congreßgastes, „der halt auch für keinen Kostverächter“ galt, so befinden wir uns bei nächtlicher Weile in einem ganz dunklen Salon, wo uns das aus verschiedener Entfernung vernehmbare Geflüster verräth, daß ein zahlreicher Besuch sich eingefunden hat. Wir haben unsere Einlaßkarte mit einem Ducaten in Gold gelöst und dürfen dafür etwas Seltsames und Ausgezeichnetes erwarten; mindestens eine Verzückung in das Paradies Mahomets durch Opium oder Haschisch.*) — Wir befinden uns in dem Salon der Madame B.; eine Gallerie antiker weiblicher Gruppen, in lebenden Bildern von modernen Schönheiten dargestellt, steht hier in Aussicht. „Dies Kunst-Institut bewahrte ein so bescheidenes Schweigen, daß man nur durch bereits in die tieferen Mysterien dieses Byblos und seiner Adonisfeste Vorgedrungenen eingeführt werden konnte; auch schien Madame B.,

*) Wie Opium aus Mohn, wird Haschisch aus Hanfkörnern bereitet.

als die alle Weihen besitzende Oberpriesterin, die verschiedenen Zuschauergrade bei den Darstellungen antiker Gruppen und Tänze im durchaus schwarz ausgeschlagenen Saale rücksichtsvoll zu trennen, die Rang- und Altersklassen wurden von einander in abgesonderten Verschlägen, Logen genannt, untergebracht; denn wer hierher kam, brachte den Wunsch jener alten Näscher, welche einst die schöne Susanna im Bade belauschten, mit: zu sehen, aber nicht gesehen zu werden.

„Als wir jüngeres und geringeres Volk im Nebensaal auf den Einlaß zu den Kunstübungen warteten, mußte wohl eben die ältere und höhere Klasse in den Logen sein, denn ein in der Garderobe abgegebener, abgebleichter, vordem rosenfarbener Regenschirm setzte die Anwesenheit des alten Fürsten *** außer Zweifel. Ganz Wien kannte diesen Regenschirm als unzertrennlichen Begleiter Sr. Durchlaucht, der an seinem Herrn noch während des Congresses zum Verräther wurde. Ein nicht ohne Grund eifersüchtiger Haustyrann fand den verhängnißvollen Rosenfarbenen zu ungelegener Zeit an ungeeigneter Stelle in seiner Wohnung; durch die rothe Farbe in eine Wuth gebracht, wie sie sonst nur bei andalusischen Stieren und welschen Hähnen zum Ausbruch kommt, ergreift der zornentbrannte Rathsherr den Schirm, stürzt in das Zimmer seiner treulosen Gattin, wo es zu dem unerhörten Natur-Ereigniß kam, daß der zum Schutz gegen das Unwetter bestimmte Schirm diesmal selbst zum Donnerkeile ward und auf das schutzlose Haupt Sr. Durchlaucht einschlug.“ — Gab es doch wieder ein artig unterhaltendes Histörchen für das Plauderstübchen der, an der Weltgeschichte arbeitenden, Congreßgesellschaft, wozu wir noch eine, das dortige Leben und Treiben kennzeichnende, Blumenlese zu geben nicht unterlassen mögen.

Neuntes Kapitel.



Kleinstädterei und Krähwinkelei in Wien. — Was man sich im Salon erzählt. — Dem armen Franz wird der Proceß gemacht. — Die Wiener Fiaker und Lord Stewart. — Ein angeblicher Mordanschlag gegen Friedrich Wilhelm III. durch den Calatrava-Ritter v. Sahla. — Lebensrettung des Königs durch den Grafen Roß. — Dorows und Bourrienne's fabelhafte Berichte. — Ein Selbstmord aus Etikette.

Zur Zeit des Congresses hatte Wien noch nicht den Charakter des großstädtischen Lebens entfaltet, wie es in dem Drängen und Treiben zu Paris und London uns fortreißt oder überrennt. Die Residenz eines Hofes, die Anwesenheit noch so vieler Kaiser, Könige, Fürsten, Minister und Gesandten reichen hierzu nicht aus; dagegen rufen Welthandel im Hafen und an der Börse, Gewerbsthätigkeit, Bauunternehmungen, Vereine für Kunst und Wissenschaft, Museen, Theater und vor allem anderen ein regsames politisches Interesse und Betheiligung der Bürger an den Angelegenheiten der Stadt und des Staates ein großstädtisches Leben hervor; der Müßiggang und die Vergnügungssucht der vornehmen Welt, die Prunksucht des Reichthums leisten nur der Kleinstädterei Vorschub und in Wien gesellte sich hierzu noch die dem Süddeutschen eigene Gemüthlichkeit, sich auch für die kleinen Freuden und Leiden des Lebens zu interessiren, über die Thorheiten anderer sich harmlosen Scherz zu erlauben und seine eigenen zum Besten zu geben, ohne durch gereizte Empfindlichkeit zum Spielverderber zu werden. War einmal — und dies kam öfter vor — ein Stillstand in Förderung der Haupt- und Staatsactionen eingetreten, wußte man in den Salons von keinen Liebesabenteuern und kleinen Scandälchen einander zuzuflüstern, dann fehlte es nie an irgend einem krähwinkler Stadtgeschichtchen, welches oft mehr

Unterhaltung gewährte, als was sich der Hof erzählte und was der Congreß verhandelte.

„Die Salons," so wird uns vertraulich mitgetheilt, „sind seit einigen Abenden in größter Aufregung und Spannung; der Kaiser von Rußland behauptet: die Entscheidung könne nicht länger auf sich warten lassen; der König von Preußen fügt begütigend hinzu: man solle der Entscheidung des Kaisers nicht vorgreifen; der sarkastische Wilhelm von Humboldt will einem europäischen Areopag den Spruch vorbehalten wissen; Metternich giebt eine ausweichende Versicherung; Lord Stewart bietet Wetten an und erklärt: England trete für Franz in die Schranken, von mehreren Anwesenden wird gegen Franz gewettet; sämmtliche Damen nehmen für ihn Partei. Die Gräfin Fuchs tritt ein, von den Herren in herkömmlicher Weise als Königin begrüßt. „Und was bringen Sie Neues?" fragt Alexander, „wie steht es mit dem armen Franz?" — „„Ew. Majestät,"" erwidert die Gräfin, „„kann ich die sichere Nachricht mittheilen, daß die Angelegenheit morgen zur Entscheidung kommen wird. So eben war Prinz Eugen bei mir, welcher seine Nachrichten aus der zuverlässigsten Quelle zu haben versicherte.""

Ein Neuigkeitsfieber mit bedenklichen Symptomen hatte die sämmtlichen Salons der vornehmen Welt befallen. Trat ein Uneingeweihter in die Gesellschaft, sah die bedenklichen Mienen, hörte die lebhafte Discussion, Alles mit Beziehung „auf unsern guten Franz", so gerieth er in die größte Spannung; es konnte ja nur von Sr. k. k. apostolischen Majestät die Rede sein, von dem Schicksale Italiens, Polens, Sachsens; man war nicht im Stande zu errathen, um was es sich handle. Wir wollen unsere Leser nicht länger in Spannung halten: die große Begebenheit, deren Entwicklung zu erwarten stand, war folgende. Auf dem Graben einer, im Vergleich mit den anderen Sackgassen Wiens, breiten Straße, mit den elegantesten Kaufläden, wo im Winter die vornehme Welt in den Mittagstunden spazieren geht, im Sommer ein „Gefrorenes mit Hohlhippen" angeschafft wird, hatte ein unternehmender Venezianer mit hoher, obrigkeitlicher Bewilligung eine „botega" aufgeschlagen mit der Aufschrift: „Tombola", eine Art Lotteriespiel. Nur einen Gulden betrug der Einsatz und dafür standen große Gewinne in Aussicht zur Ansicht. Das große Loos bestand in einer Staatskarosse mit zwei stattlichen, reichgeschirrten Mecklenburgern, galonirtem Kutscher auf dem Bocke und zwei Livréebedienten auf dem

Wagentritt. Im Innern der Bude waren werthvolle Bilder der venezianischen Schule, Marmor-Vasen, antike und moderne Statuen, silberne Schalen, Trinkgefäße von Muscheln und Korallen in Gold gefaßt, Schmucksachen aller Art, Armbänder, Uhren, Ringe und Schmuckkästen mit allerhand Nippes und Niedlichkeiten angelegt und aufgestellt. Zum Vertrieb der Loose waren drei Wochen verstattet worden; die müßigen Spaziergänger des Congresses waren die besten Abnehmer der Loose, die sie an die Damen verschenkten, mit Wunsch und Hoffnung, die Nummer des großen Looses ihnen verehrt zu haben. Am lebhaftesten wurden Geschäft und Gedränge am letzten Tage, an welchem die Ziehung der Gewinne geschehen mußte. Der Ausrufer auf der einen Seite, auf der anderen ein Trompeter in phantastischer Kleidung verkündeten, daß nur noch zehn Loose unverkauft geblieben seien, unter denen jedenfalls das große Loos sich befinden werde. Alle Welt drängt sich heran, um noch eines dieser Glücksloose zu erhalten, durch welchen Schwindel es dem geriebenen Italiener gelang, noch mehrere hundert Loose an den Mann zu bringen. Ein Schusterjunge, welchen sein Meister ausgeschickt hatte, um für einen Gulden Band zu kaufen, war neugierig in das Gedränge gerathen und so bis zum Eingang der Bude vorgeschoben worden. Der Ausruf für einen einzigen Gulden Schein (d. h. Papiergulden), Wagen und Pferde, Uhren, Ringe, Perlen, Geschmeide und alle Herrlichkeiten der Welt gewinnen zu können, war für das Ohr des Schusterbuben verlockender Sirenengesang; halb zog es ihn, halb schob es ihn, da war's um den Gulden geschehen! Alsbald darauf nahm die Ziehung ihren Anfang; die Verheißung: „die Letzten werden die Ersten sein," ging in Erfüllung; unter den allerersten Treffern befand sich die Nummer des Looses, für welches der leichtsinnige Franz, so hieß unser Schusterbursch, den, zum Einkaufe von Band vom Meister ihm anvertrauten, Gulden in der Bethörung daran gesetzt hatte. „Nr. 2222 gewinnt eine goldene Repetiruhr mit goldener Kette und sechs Petschaften, an Werth: 500 Gulden Münz!" Die Uhr wird dem Gewinner gegen Abgabe des Looses eingehändigt und unter dem Geleit einer jubelnden Straßenbrut zieht Franz zunächst nach der Wohnung seiner armen Mutter, um ihr sein Glück zu verkünden. Diese, eine kluge Frau, leiht sich von der Nachbarin sogleich einen Gulden und schickt den Sohn damit auf der Stelle nach dem Bandladen, um dem Meister zu bringen, wonach er ihn ausgeschickt. Unterdessen aber waren mehrere Stunden vergangen, und die Kunde von dem Glück des Lehrburschen

war bereits bis in das Cabinet des Kaisers und bis in die Werkstatt des Meisters gedrungen, welcher den guten Franz, der mit freudestrahlendem Gesicht ihm sein Glück verkündigte, mit Scheltworten empfing und ihm seinen Glückwunsch mit dem Knieriemen aufzählte. „Du hast mit meinem Gelde gespielt, ergo gehört der Gewinn mir!“ dies war der strenge Spruch des Meisters, bei welchem sich jedoch Franz nicht beruhigte. Die Mutter gab die Uhr nicht heraus; der Schuhmacher klagte beim Stadtgericht; die Wiener Polizei, berühmt wegen ihres kurzen Verfahrens, nahm vorläufig die Uhr in Beschlag und führte den Burschen ins Gefängniß. Hierdurch erhitzten die Gemüther sich noch mehr; auf offnem Markte, in allen Werkstätten und Läden, eben so in allen Salons und an den Tafeln des Congresses hörte man von nichts Anderem sprechen, als von dem glücklich-unglücklichen Schusterburschen und von dem Ausgange des Processes. „Wem wird die Uhr zugesprochen werden? dem Meister, mit dessen Geld sie gewonnen wurde? oder dem Lehrlinge, welcher durch Veruntreuung des ihm anvertrauten Gulden in ihren Besitz gelangte?“ Es mag uns, die wir jenen Zuständen und Zeiten um viele Jahre ferner gerückt sind, lächerlich klingen, allein von glaubhaften Zeugen wird versichert, daß die Fragen der Neugierigen über die Wiederherstellung Polens und über die Theilung Sachsens schwiegen, so lange der Proceß des armen Franz unentschieden schwebte. Einige Damen der höchsten Kreise wollten den Kaiser Franz bestimmen, zu Gunsten seines Namen-Vetters einen Machtspruch zu thun, allein der gestrenge Monarch erklärte mit Berufung auf die Inschrift des Burgthores: „bei uns muß halt die Justiz ihren Lauf haben.“*) Die unternehmende Herzogin von Sagan bedauerte, daß dieser Proceß nicht öffentlich verhandelt wurde, wobei sie dann die Rolle der Porzia übernehmen und die Vertheidigung des Beklagten als verkleideter Rechtsanwalt führen würde.

Endlich wurde von einem hochweisen Magistratscollegium die Sentenz bestätigt, welche dahin lautete: der Lehrling Franz wird vor die Glücksbude auf dem Graben geführt und erhält daselbst fünfundzwanzig Ruthenstreiche. Die Uhr verbleibt ihm und der Meister hat nur Anspruch auf die Wiedererstattung des Gulden.

Die Sentenz wurde unter großem Zulaufe der Straßenjugend vollzogen.

*) Die Inschrift jenes Thores lautet: „Iustitia, fundamentum regnorum!“ (Die Gerechtigkeit ist der Grundstein der Reiche.)

Die Fenster der in der Nähe des Gerichtsplatzes gelegenen Häuser waren um theuren Preis vermiethet und mit der eleganten Damenwelt besetzt. Zu Gunsten der schönen Zuschauerinnen hatte die Polizei verordnet, daß der junge Maleficant nach Empfang der ersten Hälfte der Streiche mit dem Rücken nach der entgegengesetzten Häuserreihe gewendet werde, damit die Zuschauerinnen auf jener Seite nicht um ihr theuer erkauftes Vergnügen gebracht würden.

Wenn nun schon der Theil, auf welchem einem armen Schusterbuben Ruthenstreiche zugetheilt wurden, zur Unterhaltung der müßigen Congreßgesellschaft herhalten mußte, wie viel lebhafter fühlte die feine Welt sich angeregt bei den Peitschenhieben, welche eine englische Excellenz von den Wiener Fiaker-Kutschern, oder eine kaiserliche Hoheit von böhmischen Postillons erhielten; beides aber hat sich in der That ereignet. Der englische Gesandte Lord Stewart, Bruder Lord Castlereagh's, hatte sich schon in seiner Heimath den Ruf eines Raufers (ruffian) und Boxers erworben und glaubte sich im Ausland noch weit mehr berechtigt, das Faustrecht auf offener Straße geltend zu machen, wo man sich nicht seinen Befehlen fügte. Die Wiener Gassen, selbst diejenigen, welche sich den Namen „der Straße" angemaßt haben, sind oft so eng und winkelig, daß nur die einheimischen Fiaker die bewundernswürdige Geschicklichkeit besitzen, ohne mit den Rädern zu streifen, im rascheſten Trabe aneinander vorüber zu fahren. Lord Stewart, dessen Wagen breitspurig wie sein Herr war, verlangte, daß die ihm entgegenkommenden Wagen auf den Wink mit dem Stockknopfe seiner hinten aufstehenden Diener halten sollten, bis Seine Excellenz vorbei gefahren sei. Schon einige Mal hatte dies zu Händeln Veranlassung gegeben und als bei der Nachhausefahrt von einem Mittagessen, bei welchem der edle Lord dem nicht minder edlen Ungar gut zugesprochen hatte, sein Wagen heftig mit einem Fiaker, welcher nicht anhielt, zusammenstieß, stürzte Seine Herrlichkeit, glühend von Wein und Zorn, aus seinem Wagen und da der Wiener Kutscher der Aufforderung, sich mit ihm zu boxen, keine Folge leistete, riß er ihn vom Bock herunter und mißhandelte ihn. Andere Fiaker-Kutscher eilten zum Beistande ihres Kameraden herbei; der Lord zog sein Staatskleid aus, warf es in den Wagen, nahm mit verschränkten Armen die Stellung des Boxers an und forderte, was in London nicht ungewöhnlich, den ersten besten der Kutscher auf, mit ihm drei oder sechs Gänge nach Belieben zu machen. Da sich keiner fand, welcher die Herausforderung annahm, vielmehr diese „einzig gesunden Kerle im Wie-

ner Menschenspital" ihn enger und enger umdrängten; ergriff er den Rohrstock eines seiner Bedienten, um „der Freiheit eine Gasse" zu bahnen. Kaum aber war von seiner Seite der erste Schlag gefallen, als mit Knall und Fall die Peitschen der Fiaker ihn zum eiligen Rückzug in seinen Wagen zwangen. „Was die Zeitungen auch von der bei dieser Gelegenheit von dem edlen Lord bewiesenen Kraft und Ausdauer rühmen mochten, es konnte nicht in Abrede gestellt werden, daß die Kutscher tüchtig auf Seine Herrlichkeit losgedroschen und gestoßen haben." Beide Theile schrieben sich den Sieg zu, obschon das Schlachtfeld nicht von dem Engländer behauptet wurde. „Dem Ansehen des tapfern englischen Generals," bemerkt ein als Augenzeuge gegenwärtiger Berichterstatter, „that dies Ereigniß in den Augen seiner Landsleute keinen Eintrag, so wenig als einige andere Ungezwungenheiten, die man ihm nacherzählte oder eigentlich nachrühmte, denn es fehlte nicht an Leuten, welche dem Engländer die Freiheit, ungestraft so manches Herkömmliche zu überschreiten, höchlich beneideten."

Bei welcher Gelegenheit das Peitschengeflüster der Wiener Fiaker noch überboten wurde durch die Knallfertigkeit, mit welcher ein böhmischer Postknecht einem kaiserlichen Hoheits-Rücken aufspielte, wurde bereits erwähnt.

Das Gerücht von einem beabsichtigten Mordanfall auf den König von Preußen durch einen Baron Sahla aus Dresden machte eine Zeit lang vieles Gemunkel, fand indeß so wenig Glauben, daß selbst die Wiener Polizei, welche in dergleichen Angelegenheiten nichts zu wünschen übrig läßt, auf den angeblichen Attentäter nicht fahnden, ihn nicht einmal ausweisen ließ. Desto größeren Lärm davon hat — freilich erst in späterer Zeit — der, den Ruhm eines Lebensretters des Königs in Anspruch nehmende und zu seinem Vortheil ausbeutende, Graf Roß in Berlin gemacht. Der Vater desselben, Holländer von Geburt, hatte die Stelle eines Vicegouverneurs in einer der ostindischen Colonien bekleidet und war von dort mit einer Menge indischer, japanischer und chinesischer Raritäten und Curiositäten heimgekehrt, mit welchem Nachlaß der Sohn, der sich 1815 in Berlin niederließ, seine Wohnung seltsam ausstattete. Da die Berechtigung zur Führung des Grafentitels in Preußen angefochten wurde, setzte der junge Holländer, welcher durch fabelhafte Erzählungen, Anzug, Lebensweise, Haushalt und Umgang sich den Ruf eines Phantasten und Abenteurers erwarb, allerhand Hebel in Bewegung, um nicht nur die Anerkennung seines Grafentitels zu erlangen, sondern auch durch Ueberlassung seiner Raritäten an die

Königliche Kunstkammer gegen eine ansehnliche Leibrente ein erkleckliches Geschäft zu machen, wovon er ganz cavaliermäßig zu leben hatte. In unzähligen quärulirenden Eingaben an den Fürsten-Staatskanzler und an den König berief er sich auf die von ihm während des Wiener Congresses ausgeführte Lebensrettung des Königs, ließ sie in Bildern darstellen und erzählte davon bei allen Gelegenheiten. Im Kreise derer, welche während des Congresses in Wien in unmittelbarer Nähe des Königs und des Staatskanzlers verkehrten, galt die Erzählung des Grafen Roß für die Windbeutelei eines Schwindlers. Endlich gewann er einen gefälligen Freund an dem Denkwürdigkeiten-Verfertiger W. v. Dorow, welchem er über das in Rede stehende Abenteuer — allerdings zwanzig Jahre später — einen eigenhändigen Bericht, mit der Erlaubniß ihn zu veröffentlichen, übergab, welchen wir im Auszuge mittheilen.*)

„Bei meiner Anwesenheit in Wien $\frac{1814}{1815}$ zur Zeit des Congresses machte ich daselbst die Bekanntschaft des Calatrava-Ritters v. Sahla.**) Obgleich wir in unseren Ansichten sehr verschieden waren, fand er sich dennoch zu mir hingezogen, so daß er mich häufig besuchte und mich zuweilen, wenn auch wohlhabend, um ein kleines Darlehn ansprach, das ich ihm auch gern bewilligte, weil ich es immer pünktlich zurück empfing.

„Eines Abends nun (den 20. Decbr. 1814), als ich beschäftiget war, mein Testament abzuschreiben,***) trat v. Sahla zu mir ins Zimmer, ohne jedoch, wie üblich, seinen Mantel abzulegen. Als ich ihn hierzu aufforderte, entschuldigte er sich mit einer eiligst vorhabenden Reise und bat mich um ein neues Darlehn von circa 25 Ducaten und um die Gefälligkeit, einen Brief an seine Mutter, den er auf den Tisch legte, zur Post zu besorgen. Sein ganzes Wesen, die scheue Hast, mit der er seine Anträge machte, waren auffallend, es ließ sich vermuthen, daß es mit der angegebenen Reise eine besondere Bewandtniß haben müsse, zumal da er bei seinem Besuch zwei Tage zuvor unter vielen anderen Tollheiten, worauf ich nicht mehr zu achten pflegte, äußerte: „„Es

---

*) Abgedruckt in Dorow, Erlebtes. (Th. 2. S. 61.)

**) Wo Sahla, der als Leipziger Student 1811 nach Paris ging, dort bis 1814 eingesperrt saß, zum Calatrava-Ritter geschlagen wurde, dürfte schwer nachzuweisen sein.

***) Roß zählte damals einige zwanzig Jahre, seine Mutter lebte noch, er selbst war ohne Vermögen, bittschriftelte und processirte um angebliche Güter im russischen Polen bei dem Kaiser von Rußland, dem Könige von Preußen und deren Ministerien.

würde für Sachsen ein großes Glück sein, wenn Jemand die Artigkeit haben wollte, dem Könige von Preußen die Pforte in das Elysium zu öffnen, weil alsdann sein Vaterland Sachsen nicht das große Unglück haben würde preußisch werden zu müssen.““

„Dieser Aeußerung mich erinnernd und den v. Sahla als denjenigen wissend, der einst Napoleon nach dem Leben trachtete, verbunden mit seinem jetzigen Vorgeben, so wie seiner sichtbaren Aufregung bei erzwungener Ruhe, entstand in mir die Besorgniß, daß er es diesmal wohl auf den König von Preußen abgesehen haben könne. Hierüber Gewißheit zu erhalten und Zeit zu gewinnen, war das Erste, was ich zu thun hatte, weshalb ich ihn, das gewünschte Darlehn und die Besorgung des Briefes zusagend, vorläufig zum Sitzen nöthigte. Mangel an Zeit vorschützend nahm er dennoch Platz. Beim Niedersitzen aber öffnete sich sein Mantel und ich gewahrte an einem breiten Leibgurt ein Terzerol, welches mich bewog den Mantel noch weiter zu öffnen. Nun sah ich ein zweites und überdem einen Dolch, wonach ich nicht mehr glaubte an seinem Vorhaben zweifeln zu dürfen. Ich konnte mich jetzt nicht enthalten, dem v. Sahla, angethan wie ein Abällino, meine Verwunderung über eine dergleichen Bewaffnung auszudrücken und ihn zu fragen, ob die Reise etwa mit einer Ehrensache zusammenhinge, worauf er mir nach einer kurzen Pause erwiderte: ja mit einer Ehrensache.

„Ich fragte nun nach seinem Gegner und als er mir hierauf keine Antwort gab, mir aber seine gesteigerte Unruhe nicht entging, fragte ich ihn halb im Scherz, halb im Ernst seiner früheren Worte mich bedienend, ob etwa derjenige sein Gegner sei, welchem er Jemanden wünsche, der die Artigkeit haben möchte, selbigem die Pforte ins Elysium zu öffnen.

„Anstatt dieses zu beantworten, stand v. Sahla betroffen auf, mich unwillig fragend: ob ich gesonnen sei, ihm das Geld vorzustrecken, oder nicht?

„In seiner ausweichenden Antwort schien mir ein stillschweigendes Geständniß seines fluchwürdigen Vorhabens zu liegen, so daß ohne Resultat ihn jetzt zu entlassen, ich mir nie verziehen haben würde. Vor allen Dingen durfte ich den v. Sahla nun nicht aus den Augen lassen, um ihn wo möglich an einer Greuelthat zu verhindern, wozu ich Muth und guten Willen genug in mir fühlte. Noch sah ich aber kein Mittel und mußte daher um so vorsichtiger zu Werke gehen. — Das verlangte Geld ihm nochmals zusagend, ergriff ich seine Hand, ihn

sanft bittend, noch einen Augenblick zu verweilen und mich ruhig anzuhören. Dies geschah. ... Offen gestand ich ihm nun meinen Verdacht, den er selbst erregt und gab ihm zu bedenken, daß ein König nicht gut herauszufordern sei, ohne den Forderer gelindestens ins Irrenhaus sperren zu lassen und falls er das Leben desselben verkürzte oder auch nur ein Attentat wage, er unfehlbar selbst das Opfer desselben werden würde, ihn dabei nicht undeutlich meinen Entschluß blicken lassend, daß von dem Augenblicke an, wo von einem solchen Verbrechen die Rede wäre, mein Arm der erste sein würde, der sich gegen dasselbe bewaffnete. Sahla schwieg, aber ging nicht; vielleicht nach dieser Einleitung fühlend, daß neben der nöthigen Kraft*) ich es auch gut mit ihm meinte, weil ich ihm einleuchtend und unverholen die Folgen zeigte. Ob er aber schwankte, konnte ich nicht bemerken, denn er äußerte sich nur über die Persönlichkeit und die Handlungen sowohl des Kaisers Alexanders, als auch des Königs von Preußen auf eine so empörende Weise, daß die Ehrerbietung mir eine Wiederholung nicht zuläßt und ich nur so viel, als zum Verfolg der Geschichte gehört, hier wiedergebe; so sagte er, „„daß die an Preußen fallenden neuen Provinzen, namentlich von Sachsen, niemals eine ungeheuchelte Anhänglichkeit für Preußen fassen würden, denn es sei noch im frischen Andenken, wie König Friedrich Wilhelm III. mit seinen treuen Anspachern, trotz ihres Flehens, sie nicht zu verstoßen (!), verfahren sei und man also dasselbe zu erwarten habe, sobald Preußen es einst seinem Vortheile angemessen fände, eine oder die andere Provinz wieder zu vertauschen.““ — Aus Mangel an genauer Kenntniß in dieser Angelegenheit vermochte ich hierauf wenig zu entgegnen, war jedoch schon froh, daß Sahla sich Zeit nahm, in Erklärungen einzugehen. — Ich bemerkte ihm daher blos, daß kein vernünftiger Mensch sich anmaßen würde, in die Handlungen eines Monarchen wie ein deus ex machina einzuschreiten, wenn sie nicht nach seinem Sinne wären, daß übrigens Sachsen durch gänzliche oder theilweise Einverleibung in Preußen nie unglücklich werden könne, indem es sicherlich an dem Glück einer freisinnigen Verfassung Theil nehmen würde, die, wie verlautet, König Friedrich Wilhelm III. seinem treuen Volke verheißen.

„Ohne mich ausreden zu lassen, erwiderte er mir mit einem sardonischen Lächeln, das ihm besonders eigen war: „„So lange der König Friedrich

*) Graf Roß war ein kleiner Schwächling, der aber sehr gern mit Heldenthaten renommirte.

Wilhelm III. lebe, sei an keine freisinnige Verfassung zu denken, denn der König, vom Kaiser von Rußland abhängig, werde es ohnedies auch weit leichter finden, nach dem alten Schlendrian, unumschränkt durch Furcht und Hoffnung, das Volk zu regieren, das im Ganzen genommen arm bleiben, während die Dynastie auf seine Kosten sich immer mehr bereichern würde.““*) Je mehr ich seine bitteren Bemerkungen zu widerlegen suchte, desto mehr sah ich ein, daß ihm von dieser Seite nichts abzugewinnen sei.“ — Graf Roß erzählt nun weiter, wie es ihm dadurch, daß er sich an Sahla's, des Calatrava-Ritters, Eitelkeit gewendet, gelungen sei, ihn von seinem Vorhaben abwendig zu machen. . . . „Im Laufe des folgenden Gesprächs und nachdem ich ihm versprochen, nie Jemandem etwas mitzutheilen, erfuhr ich nun aus seinem Munde, was mir längst schon klar war, daß, als er zu mir gekommen, er fest entschlossen gewesen, den König von Preußen zu tödten und falls er nachher nicht zu entfliehen vermögend, oder entwaffnet worden, sich selber das Leben durch Knallsilber hätte nehmen wollen, welches er bei sich führe. Bereits habe er sich durch eine religiöse Handlung, er war nämlich Katholik, vorbereitet,**) sei aber jetzt anderen Sinnes geworden, betrachte den Gang zu mir als eine Eingebung Gottes und dankte mir mit allen Merkmalen der Aufrichtigkeit für meine Theilnahme, beiläufig bemerkend, daß, wäre er zu G. oder O. gegangen, statt zu mir, er gewiß von seinem Vorhaben nicht abgehalten worden wäre.

„Nach diesem Geständnisse forderte ich ihn auf, als Mann von Ehre mir sein Wort zu geben, weder dem Könige von Preußen, der überdem ihn nie beleidigt, sowie irgend Jemandem, je nach dem Leben zu trachten. Er genügte dieser Aufforderung mit Hand und Mund und es war ihm deutlich anzusehen, wie sehr die entlastete Brust sich erleichtert fühlte.“

Graf Roß erzählt weiter, wie er von der Commode „eine angebrochene Flasche Wein“ herabgelangt, zwei Gläser gefüllt und mit Sahla auf das Wohl des Königs von Preußen angestoßen habe. „Um den bekehrten Calatrava-Ritter noch mehr in seinem guten Vorsatze zu bestärken und ihn denselben, wenn auch nur mittelbar, wo möglich lieb gewinnen zu lassen, sagte ich ihm, daß ich mir vor-

---

*) Daß zur Zeit dieser angeblichen Mordgedanken von Ertheilung einer Verfassung noch nicht die Rede war, ist bekannt genug.

**) Das Knallsilber sowohl als das Katholischwerden hat Roß aus Bourrienne's Erzählung entlehnt.

genommen, gleichsam zur Besiegelung seines mir gegebenen Ehrenwortes, in meinem Testament, an welchem ich bei seiner Ankunft schrieb, ein Capital von 10,000 Thalern und zwar den Armen von Amsterdam, Berlin, Dresden und Wien, als mir und auch ihm in vieler Beziehung wichtigen Städten, zu gleichen Theilen zu vermachen. Dieses kam ihm so unerwartet, daß er fast keine Worte finden konnte, mir sein Erstaunen und seine Freude auszudrücken."

Er händigte dem Grafen Roß den zum Königsmorde bestimmten Dolch aus, worauf ihn dieser nach seiner Wohnung geleitete. „Eine schlaflose Nacht," fährt die Erzählung fort, „war für mich die erste unangenehme Folge dieses Vorfalls; ich brachte jedoch dieselbe damit zu, um über Alles reiflich nachzudenken. Dieses führte mich zu der Ueberzeugung, daß, da ich dem Sahla weder ins Herz sehen, noch die verderblichen Folgen wissen konnte, ich verpflichtet sei, dem Staatskanzler Fürsten von Hardenberg die ganze Geschichte sub rosa mitzutheilen, was auch daraus für mich entstehen möchte.

„Am anderen Tage begab ich mich also zu dem Fürsten, ihm eröffnend, daß ich eine Sache von großer Wichtigkeit vorzutragen habe, jedoch sein fürstliches Wort begehre, weder mich, noch einen anderen, den ich nennen würde, zu compromittiren, also ohne meine Zustimmung nie davon zu sprechen, ich könnte sonst leicht das Opfer meines guten Dienstes werden, auch Mißdeutungen erleiden, indem ich v. Sahla das Versprechen gegeben zu schweigen. — (Und doch nennt er schon jetzt dessen Namen!) — Nachdem ich hierauf des Fürsten Wort erhalten, nahm ich keinen Anstand, Seiner Durchlaucht die mit Sahla gehabte Scene umständlich zu berichten. . . . Kaum hatte ich geendet, da drückte der treffliche Mann mich in seine Arme, überhäufte mich mit den herzlichsten Aeußerungen seiner Zufriedenheit und Werthschätzung, und nach einigen weiteren Erörterungen schloß er mit der Versicherung: ich könne fortan Zeit meines Lebens des höchsten Dankes gewärtig sein. Zugleich gab er mir auf, ich möge Sahla wo möglich täglich sehen und falls ich etwas Verdächtiges bemerkte, ihm sogleich, und zwar am besten mündlich, davon Anzeige machen. Ich entfernte mich, nachdem Sahla's Wohnung notirt worden war. Ueberglücklich, das Leben eines Königs geschützt zu haben, der, geliebt von seinem Volke, mir als Mensch und Regent stets als ein Gegenstand der reinsten Verehrung erschien, konnte ich den v. Sahla auch ohne inneren Vorwurf ansehen. Hatte ich mich doch selbst Preis gegeben, mich seiner Rache ausgesetzt, um einer höheren Pflicht zu genügen.

Bald aber trübte sich mein Himmel, denn einige Tage nachher empfing ich vom Fürsten, bei Gelegenheit einer Zusendung mehrerer, eine andere Angelegenheit betreffender, Papiere, eine kurze Anzeige mit den Worten: „„Die 10,000 Thlr. stehen Ihnen zu Diensten. Ich kann Ihnen solche hier oder in Berlin anweisen lassen, wie Sie es wünschen. Wien, den 24. December 1814.““

„Bei Lesung dieses zweideutigen Anerbietens traute ich meinen Augen nicht, mich tief verletzt fühlend. Unerträglich war mir der Gedanke, wenn der Fürst auch nur einen Augenblick wähnen konnte, ich werde mir das Leben seines Königs bezahlen lassen und zwar mit 10,000 Thalern, wie sonst wohl die Rettung eines Menschen mit 5 Thalern belohnt wird, welches selbst der ungebildetste, ärmste Mann, wenn er sich fühlt, von sich weist, den Lohn in seiner That schon findend. Und ich, den der Himmel bisher in Wohlhabenheit erhalten, dem es von Kindheit an Bedürfniß und Freude war, in allen Verhältnissen den Pflichten der Ehre und Menschlichkeit zu genügen, ich sollte für eine Handlung der Pflicht, die, hätt' ich sie unterlassen und v. Sahla seinen Plan ausgeführt, mir die Ruhe meines Lebens geraubt haben würde — ein Sündengeld annehmen?“

Entrüstet eilt der edle Graf am folgenden Tage zum Fürsten, erklärt ihm, daß hier ein Mißverständniß obwalten müsse, wobei sich der Fürst entschuldigt, daß er bei seiner Schwerhörigkeit verstanden habe: Graf Roß habe sich zu einer Verwendung von 10,000 Thalern bei der v. Sahla'schen Angelegenheit anheischig gemacht. „Ich wiederholte Seiner Durchlaucht, wie es sich mit dieser Summe verhalte, bemerkend, daß ich solche zwar im Interesse des Königs zu Gunsten der Armuth verwendet, da jedoch die Armen das Geld erst nach meinem Tode erhalten würden, ich also nichts ausgelegt habe, so könne von einer Wiedererstattung nicht die Rede sein. Zugleich erklärte ich dem Fürsten, daß weder v. Sahla noch ich jemals daran gedacht hätten, pecuniäre Vortheile zu erzielen, daß aber, wenn Seine Durchlaucht, in Rücksicht der von meiner Mutter und mir bewiesenen Wirksamkeit für Preußen, die bereits früher versprochene Realisirung meiner polnischen Forderungen gegen preußische Staatspapiere bewerkstelligen wolle, ich dieses als ein Merkmal der königlichen Großmuth im tiefsten Danke und mit gutem Gewissen annehmen würde. Da entschuldigte sich der hochverehrte Greis und es erfolgte abermals der Erguß seines Beifalls und der Versicherung seines unvergänglichen Dankes u. s. w.“ Nach Beendigung seiner Angelegenheiten erhielt Graf Roß a n g e b l i c h nachstehendes eigenhändiges Schreiben

vom Fürsten Hardenberg: „Mein theuerster, junger Freund! Sie haben durch Ihre kluge und muthige Abwendung der Gefahr, die Se. Majestät kürzlich bedrohte, sich ein unvergängliches Verdienst um Allerhöchstdieselben und den Staat erworben. Dieses schöne Bewußtsein wird Sie nunmehr durch das Leben geleiten mit meinem väterlichen Segen, denn ich liebe Sie, als wären Sie mein Sohn. Reisen Sie also glücklich, mein Schatz; doch kommen Sie recht bald zurück, damit ich ferner Alles bewerkstelligen kann, was irgend zu Ihrem Glück und zu Ihrer Zufriedenheit dient, die mir sehr am Herzen liegen. Auf des Königs Huld können Sie sicher bauen, er ist der edelste Mann, den es giebt. Wegen v. Sahla haben Sie nichts zu besorgen; halten Sie nach unserer Verabredung nur selber hübsch reinen Mund in dieser Sache.

„Erlauben Sie mir noch beim Scheiden Ihnen hierbei einen kleinen Ring zum Andenken meiner (?) zuzustellen, indem ich ihn zugleich als Symbol meiner festen, unwandelbaren Freundschaft zu betrachten bitte. Und nun nochmals Adieu, liebster Graf, bis zum frohen Wiedersehen. Schreiben Sie aus Berlin bald Ihrem

„Wien, den 16. Januar 1815. Hardenberg.“*)

In die Geschichte Napoleons ist der Baron v. Sahla, angeblich Neffe eines sächsischen Ministers, durch den französischen Staatsminister Bourrienne eingeführt, welcher in dem achten Band seiner, 1829 in Paris erschienenen, Memoiren S. 348—368 demselben ein besonderes Kapitel gewidmet hat.

*) Dorow, welcher diesen Brief (Erlebtes, 1813—20 Bd. II. S. 60) in seinem Aufsatze: „Die beabsichtigte Ermordung des Königs Friedrich Wilhelm III. durch den Calatrava-Ritter v. Sahla in Wien 1814“ zuerst bekannt gemacht hat, bemerkt dazu: „Daß Sahla auf dem Wiener Congresse unsern geliebten König Friedrich Wilhelm III. meuchlings ermorden wollte, darüber waren zwar dunkle Gerüchte verbreitet, doch nie etwas Factisches über diese beabsichtigte Frevelthat bekannt geworden. Ich verdanke dem Manne, dem Grafen Noß, welcher den, durch falschen Patriotismus und schweres Blut irre geführten Jüngling von diesem Verbrechen zurückgebracht, die Mittheilung der ausführlichen Details; läge jedoch nicht ein Brief des Fürsten von Hardenberg an den Grafen Noß vor, der von diesem Vorfall handelt und Dank für die Verhinderung der schwarzen That ausspricht, so könnte man das Ganze in die Reihe fabelhafter Erfindungen werfen u. s. w.“ Es erweckt großen Verdacht, daß Dorow, dieser fleißige Sammler von Autographen, uns diesen Brief nicht im Facsimile mittheilt. Um der Nachfrage nach dem Originalbriefe auszuweichen, fügte Graf Noß seiner Geschichtserzählung hinzu: „Das Abschiedsschreiben des Staatskanzlers habe ich Sr. Majestät dem Könige im Original und später von einer kurzen Correspondenz zwischen dem Fürsten und mir, die v. Sahla'sche Angelegenheit mitbetreffend, begleitet, wiederholt in Abschrift einzureichen Veranlassung gehabt.“ Lange Zeit nach des Staatskanzlers und des Königs Tode ließ Noß diesen, höchst wahrscheinlich selbst erfundenen, Brief drucken.

Nach Bourrienne's Erzählung war der Baron Sahla als achtzehnjähriger Leipziger Student 1811 nach Paris in der Absicht gegangen, Napoleon zu ermorden. Fouché ließ ihn als verdächtig festnehmen, er gestand in einem Geheimverhör, welches Bourrienne mit ihm abgehalten haben will, seine böse Absicht ein, wurde jedoch auf Napoleons Befehl, welcher besorgte, durch Hinrichtungen nur neue Fanatiker zu erwecken, in Vincennes und hernach in Saumür eingesperrt. Nach dem Einzuge der Verbündeten erhielt Sahla seine Freiheit wieder und kehrte nach Deutschland zurück. Hier soll er nun, wie Bourrienne verleumderisch erzählt, von dem Minister Stein engagirt worden sein, den bairischen Minister Montgelas zu vergiften, worüber er dem Fürsten Metternich 1815 in Wien Mittheilung gemacht habe. Von Wien habe er sich nach Wiederausbruch des Krieges 1815 in das Hauptquartier Blüchers nach Namür begeben und gegen ihn sich erboten, nach Paris zu gehen und Napoleon zu ermorden, wozu ihn Blücher mit Knallsilber und den nöthigen Pässen versehen habe.

Sahla sei nun allerdings nach Paris gegangen, keineswegs aber diesmal in mörderischer Absicht gegen Napoleon, sondern aus feindseligstem Haß gegen Preußen, welches in Wien die Theilung Sachsens durchgesetzt habe. Diesmal habe Sahla sich gegen Napoleon erboten, die Operationspläne Blüchers zu verrathen, über Stellung und Stärke des preußischen Heeres Auskunft zu geben, überhaupt als Spion zu dienen. Unglücklicher Weise sei er eines Tages beim Heraustreten aus dem Corps legislatif ausgeglitten und so unglücklich gefallen, daß das in seiner Tasche befindliche Knallsilber explodirte und ihn so schwer verletzte, daß er nach dem Spital gebracht werden mußte, wo er bald darauf verstarb. — In Widerspruch mit Bourrienne behauptet Dorow (Erlebtes II. 60), Sahla sei auch 1815 in der Absicht nach Paris gegangen, Napoleon während der hundert Tage mit Knallsilber in die Luft zu sprengen. Dorow fügt hinzu: „Hr. v. Bourrienne erzählt in seinen Memoiren von Sahla's Polizeiverhören und sonstigen Reden und Vorsätzen breite und weitläufige Geschichten, mit Entstellungen, Lügen und Windbeuteleien aller Art gewürzt." Und doch scheint es, daß Dorow und Graf Roß hierin nicht weit hinter Bourrienne zurückgeblieben sind.

Wie aber bei dem Congreß die Feste eines das andere verdrängten, so auch die wunderlichsten Ereignisse, welche der Gesellschaft willkommenen Stoff zur Unterhaltung boten; denn in dieser Beziehung hatte der Congreß einen Magen wie der Strauß, der bekanntlich, wenn ihm die gewöhnliche Kost fehlt, Kiesel-

steine und Glas, Unverdauliches und Ekelhaftes hinunter würgt. Der Baron B—w, Minister-Resident eines kleinen norddeutschen Hofes, der schon zu den Zeiten des Reichshofrathes die Interessen seines Fürsten in Wien wahrgenommen hatte und auch jetzt wieder mit den nöthigen Instructionen und Vollmachten hierzu versehen worden war, fehlte bei keiner Festlichkeit, hielt sich für unentbehrlich in jedem Hofcirkel, in jedem Salon. In seiner gepuderten Zopfperrücke mit gerollten Seitenlocken, in seinem mit bunten Blumen gestickten Hofkleid, den Brüsseler Manschetten mit vergilbter Anräucherung echten Alterthums, unter deren durchbrochenem Gewebe an mindestens sechs Fingern große Brillantringe mit fürstlichen Namenszügen nicht allzu verstohlen hervorblitzten, zumal, wenn er auf der mit dem Brustbilde seiner hochgebietenden Durchlaucht geschmückten goldnen Dose stille Clavierübungen machte; dazu nun die kurzen, knappen Inexpressibles von weißem Atlas, weißseidene Strümpfe und Schuhe mit goldenen Schnallen, unter dem Arm den zusammengeklappten Dreieck mit weißen Federn, an der Seite den Degen mit Stahlgriff und Pergamentscheide — konnte er mit Don Carlos ausrufen: „so fordr' ich — mein Jahrhundert in die Schranken." —

Dieser, wenn auch eitle, doch sonst ganz ehrenwerthe Baron nahm ein höchst beklagenswerthes Ende, er ward Selbstmörder aus Etikette; ein Trauerspiel einzig in seiner Art dadurch, daß der tragische Conflict als Lächerlichkeit erscheint, obschon die Bedingungen, welche Aristoteles stellt: die Erweckung des Grauens und Mitleids nicht fehlten; nur was die dritte Forderung des großen Weltweisen: die Reinigung der Leidenschaften betrifft, so lief es bei dieser Tragödie nur auf eine Reinigung der Wäsche hinaus. Lassen wir uns diese Geschichte von einem, durch Zartgefühl, Gewandtheit im Ausdruck und weltmännische Begabung ausgezeichneten, Augenzeugen erzählen; keinem anderen, außer Varnhagen v. Ense, würde es gelingen, einen so bedenklichen Stoff in die Feder zu fassen oder mündlich im Salon vorzutragen; er erzählt: „Ein altgedienter, ehrbarer Diplomat von dem Schlage derjenigen, welche gerade durch ihre zuverlässigen Fähigkeiten innerhalb einer Sphäre der Brauchbarkeit festgehalten werden, wo ihr Name zu keiner Berühmtheit gelangt, war von einem auswärtigen Hofe in die Hauptstadt entsendet worden. An einem Hoffeste Theil nehmend, dachte er aus Gesundheitsrücksichten bald wieder fortzugehen, als er unerwartet zu dem Spieltische der Großfürstin von W. befohlen wurde, wo denn zu verweilen ihm

Ehre und Pflicht sein mußte. Er hoffte das Unwohlsein, welches sich durch ein unterirdisches Gepolter ankündigte, durch Willensstärke zu bezwingen, wenigstens hinzuhalten. Seine Belesenheit hielt ihm zur rechten Zeit das Beispiel des Herzogs von St. Simon vor, der in weniger gebieterischen Umständen das Unglaublichste in solcher Art geleistet. Allein unser gequälter Diplomat fing an, die Erzählung St. Simons prahlerischer Uebertreibung zu beschuldigen, bald aber vergaß er Beispiel und Nachahmung völlig. Die Mitspielenden empfanden einige Unruhe, die Großfürstin bat um eine Prise Taback; der Diplomat wurde roth und blaß; die Karten entfielen seinen Händen; mit bedauerlichster Theilnahme sahen ihn die Anderen an. Man stand endlich auf und wandte sich von dem Unglücklichen ab, welchem Niemand in den Weg trat, so daß er ungehindert und eiligst die Thür gewann. Er begab sich nach Hause und nachdem er sein Mißgeschick überlegt, auch bald erfahren, wie dasselbe Niemandem zweifelhaft geblieben, vielmehr allgemein ruchbar geworden, glaubte er die Schmach nicht überleben zu dürfen und in einem Anfall von Verzweiflung erschoß er sich! Man bedauerte ihn allgemein und konnte sich doch nicht erwehren, die Geschichte durch alle erdenklichen Erörterungen der Möglichkeiten zu treiben, wie der Arme sich am Schicklichsten zu benehmen gehabt und welche Aushülfe ihn noch in den verschiedenen Stadien der Krisis hätte retten können. Der Minister Humboldt versicherte: „„er würde in solchem Falle ruhig sein Theil, die Anderen möchten eben so das ihre getragen haben; in keinem Falle würde er sich aus solcher Ursach erschießen.““ Zahlreiches Gefolge geleitete ihn in der Stille zum Grabe; kein Priester folgte.“

Zehntes Kapitel.

Die Schicksale einer schönen Griechin. — Die Moral nach der Fabel. — Der Rangstreit auf den Congressen in früherer Zeit.



Unter den vornehmen Russen zog vor anderen der General Graf Witt die Aufmerksamkeit der Damen auf sich, nicht sowohl wegen seiner martialischen Schönheit, als wegen der abenteuerlichen Schicksale und Erlebnisse seiner Mutter, welche durch die Anwesenheit des Sohnes in lebhafte Erinnerung gerufen wurden. Unserer Schilderung des Salonlebens während des Wiener Congresses würde ein pikanter Lichtpunkt fehlen, wenn wir unseren Lesern die romanhafte Geschichte vorenthielten, welche wiederholentlich die Gesellschaft, zumal die Damenwelt, mehr beschäftigte, als was de la Motte Fouqué, Caroline Pichler, Clauren und Castelli, die damals beliebtesten Romandichter, ihnen zur Unterhaltung boten.*) Herr du Barry, in den Jahren kurz vor dem Ausbruche der Revolution französischer Gesandter in Constantinopel, bemerkte eines Tages bei einem Spazierritte unter einer Gruppe spielender Kinder ein dreizehn- bis vierzehnjähriges Mädchen, deren edle Gesichts- und Körperbildung die griechische Herkunft verriethen und deren naive Anmuth ihn, als er sich mit ihr in ein Gespräch einließ, so bezauberte, daß er sich nach der Wohnung und den

*) Unser Gewährsmann, Graf de la Garde, war persönlich mit der Heldin dieser romantischen Erzählung befreundet und kann hierbei für zuverlässiger als andere Mittheilungen gelten, a. a. O.

Umständen ihrer Eltern erkundigte, in der Absicht, für die Erziehung des Kindes zu sorgen. Daß in Constantinopel eine Griechin ihr Kind einem begüterten Franken, einem hochgebietenden Minister und Gesandten, wenn auch nicht wie auf dem Sklavenmarkte verkauft, doch unter der Hand käuflich überläßt, ist vielleicht selbst heutiges Tages nicht etwas Unerhörtes; um wie viel weniger damals. Die griechische Mutter schloß nach einigem Zögern den Handel ab, nahm 1500 Piaster baar und blank und die kleine Sophie fand Aufnahme in dem Hotel des Gesandten, erhielt prächtige Kleider, eine französische Erzieherin und die neue Lebensweise behagte ihr sehr, zumal es ihr vergönnt war, ihre Mutter und ihre Gespielinnen, so oft sie danach verlangte, bei sich zu sehen.*) Nach zwei Jahren wurde Herr v. B. von seinem Posten abgerufen und Sophie mußte, so schwer es ihr wurde, von ihrer Mutter und ihren Freundinnen Abschied nehmen. Man hatte ihr verhehlt, daß es ein Abschied auf lange Zeit, vielleicht auf immer sein dürfte; allein ihr besorgtes Herz und ihre Anhänglichkeit an die Heimath ließen sie ahnen, was für ein Schicksal ihr bevorstehe und mit verschlossenem Widerwillen folgte sie dem, den sie als ihren Wohlthäter verehren, als ihren Entführer hassen mußte.

Herr v. B., welchem von seiner Regierung Aufträge für Warschau und Berlin ertheilt worden waren, sah sich genöthigt, den beschwerlichen Landweg durch die europäische Türkei zu nehmen. In Kaminiek Podolski, der russischen Grenzfestung, fand er gastfreie Aufnahme bei dem General Grafen Johann de Witt, einem Nachkommen des berühmten holländischen Großpensionärs, welchem die Kaiserin Catharina II. diesen wichtigen und stark befestigten Platz anvertraut hatte. Mit großer Zuvorkommenheit ließ es sich der russische General angelegen sein, den französischen Gesandten auf das ehrenvollste und splendideste zu bewirthen, so daß sich dieser eine mehrtägige Erholung gönnte. Herr v. B. war Militair und da ihn die Art und Weise der Befestigung an so entlegener Grenze interessirte, gestattete ihm der sonst so strenge Gouverneur sehr gern, täglich einige Stunden außerhalb der Festung zur Kenntnißnahme der Außenwerke zuzubringen. Unterdessen war der General mit Eroberungsplänen ganz anderer Art im Innern beschäftigt, wo die schöne Sophie, an welcher der Franzos eine

*) De la Garde nennt die schöne Sophie eine Fanariotin, also Griechin, während andere sie für eine Georgierin, Tscherkessin, ausgeben.

uneinnehmbare Sternschanze zu besitzen glaubte, ihm ihr Herz aufschloß und ihn zum alleinigen Gebieter in demselben erkor. Eines schönen Tages, als Herr v. B. draußen patrouillirte, gab der Gouverneur Befehl, die Zugbrücken aufzuziehen und Niemand, wer es auch sein möge, bis auf weiteren Befehl einzulassen. Vergebens donnerte und wetterte der französische Gesandte von einem Thore zu dem anderen ringsumher um die Festung, überall fand er die Brücken aufgezogen und mußte sogar die Nacht über in einer elenden Herberge außerhalb zubringen; es war die Hochzeitnacht der schönen sechszehnjährigen Sophie und des Generals Grafen de Witt. Dieser hatte nach abgekürztem, russischem Verfahren in Ehesachen den Popen commandirt, die Trauung zu vollziehen, welcher, da die Braut eingewilligt, kein Hinderniß im Wege stand. Am anderen Morgen schickte General de Witt Sr. Excellenz Herrn du Barry Dienerschaft, Gepäck, alle Geschenke, welche Sophie von ihm erhalten, auch die 1500 Piaster, welche er für Sophie bezahlt, vor das Thor und bat ihn angelegentlichst ein für beide Theile schmerzliches Wiedersehen zu vermeiden. Sophie hatte einen Brief hinzugefügt, in welchem sie ihn für alle ihr erwiesenen Wohlthaten dankte und bei dem Schritte, welchen sie ohne seine Einwilligung gethan, in den zärtlichsten Worten einer ungehorsamen Tochter um Verzeihung bat. Der französische Gesandte gedachte der guten Lehre seines weltweisheitsvollen Landsmannes und Lustspieldichters:*)

„Betrogen lärmt der Narr, der Thor klagt fort und fort,
„Der Kluge zieht still ab und sagt auch nicht ein Wort."

Er sah wohl ein, daß er diese Angelegenheit nicht zu einem casus belli zwischen Frankreich und Rußland machen konnte, außerdem überzeugt, daß, „der den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen braucht," hütete er sich, Lärm zu schlagen.

Desto ungestörter schwelgte der General Witt in dem ihm so unerwartet in die Arme geflogenen Glück. Seine Gattin beschenkte ihn nach Verlauf eines, in häuslicher Zurückgezogenheit verlebten, Jahres mit einem Knaben — dies war der auf dem Congreß anwesende General Witt — und wie sie früher als Jungfrau alle anderen an Schönheit überstrahlte, so entfalteten sich ihre Reize

*) Le bruit est pour le fat, la plainte est pour le sot,
L'honnête homme trompé s'éloigne et ne dit mot.
Molière.

zu noch schönerer Blüthenfülle als junge Frau und zärtliche Mutter. Die allen Männern, welche in vorgerücktem Alter eine jugendliche Schönheit als Gattin heimgeführt haben, eigene Eitelkeit, mit solchem gefährlichen Besitzthum Staat zu machen, verleitete den Grafen Witt, seine junge Gattin in die große Welt einzuführen. An allen Höfen, wo er die schöne Fanariotin vorstellte, beeiferten sich Fürsten, Dichter, Maler und Bildhauer ihr zu huldigen und ihr noch vorhandenes Portrait in Pastellfarben, welches das königliche Kupferstich-Cabinet in Berlin besitzt, erregt die lebhafteste Bewunderung bei Allen, welchen Sinn und Gefühl für weibliche Schönheit in zartesten Formen beiwohnen.

Von allen Verehrern und Bewunderern, welche der schönen Gräfin ihre Huldigungen darbrachten, durfte nur ein Einziger sich mit der Hoffnung schmeicheln, ihr nicht gleichgültig zu sein, vielleicht sogar von ihr vor allen Anderen begünstigt zu werden. Seine Bewerbungen fanden geneigtes Gehör, und als er erfuhr, durch welchen Handstreich der Graf Witt in den Besitz dieser Perle orientalischer Schönheit gekommen und als Sophie gelobte, ihm zu folgen, wenn ihr Gemahl in die gesetzliche Scheidung willige, war sein Entschluß gefaßt und bald ausgeführt. Dem reichen Grafen Felix Potocki, dessen Einkünfte die so manches nachbarlichen Königs überstiegen, war es leicht, zumal nach russischem Gesetze, einen Scheidebrief für die Gräfin Witt zu erhalten. Es bedurfte hierzu fürs Erste nur ihrer Unterschrift, welche sie bereitwillig zeichnete; Gültigkeit erhielt er jedoch erst durch die Unterschrift des Generals und auch dafür wußte der Graf Potocki Rath zu schaffen. In der Absicht, sich mit seiner Gemahlin nach England einzuschiffen, hatte General Witt sich mit ihr nach Hamburg begeben; schon lag das Schiff segelfertig, welches ihn nach Albion bringen sollte, wo er durch das Erscheinen der schönen Griechin die, auf ihre Schönheit so stolzen, Engländerinnen zu demüthigen, die starren Lords zu zwingen gedachte zu den Füßen seiner ihm so treu ergebenen Sophie unerhört hinzuschmelzen. Da trat am Morgen des zur Abreise bestimmten Tages der Graf Felix Potocki in sein Zimmer. „Mein lieber General," sagte er, „die Verehrung, welche ich für Ihre Gemahlin hege, ist Ihnen kein Geheimniß geblieben, ich halte mich für verpflichtet, Ihnen mitzutheilen, daß ich derselben nicht gleichgültig geblieben bin. Ich ziehe es aber vor, mein Glück aus der Hand ihres Gatten, meines aufrichtigen Freundes, zu empfangen, wofür Sie mich für das ganze Leben zu Danke verpflichten würden. Ich lege Ihnen hier den, in rechtlicher Form ab-

gefaßten, von Ihrer Gemahlin bereits unterzeichneten, Scheidebrief vor und ersuche Sie, denselben gleichfalls und zwar auf der Stelle zu unterzeichnen. Obschon ich auf Ihre Freundschaft und Zustimmung mit Zuversicht rechnen durfte, ließ ich doch aus gewiß ganz unnöthiger, aber verzeihlicher, Vorsicht durch meine Diener zwei Necessaires auf Ihr Zimmer bringen. In diesem hier" — er schloß das elegantere auf — „finden Sie zwei Millionen polnischer Gulden in Wechseln, zahlbar in vollwichtigen Ducaten und Pistolen bei meinem hiesigen Banquier. In diesem zweiten befinden sich, wie Sie sehen, auch Pistolen, aber von anderem Caliber. Ich stelle Ihnen die Wahl frei: schlagen Sie mir die Bitte ab, jene zwei Millionen in guten Wechseln anzunehmen, dann gilt es einige Kugeln mit mir zu wechseln, aber mein Ehrenwort setz' ich zum Pfand' ein, daß in diesem Falle nur Einer von uns Beiden den Kampfplatz lebend verlassen wird."

Nachdenklich durchlas General Witt den ihm vorgelegten Scheidebrief; dann ließ er seine Gemahlin rufen, legte ihr denselben vor und fragte, ob sie aus eigenem Antriebe, freiwillig und mit gutem Bedacht diese Schrift unterzeichnet habe, oder ob Gewalt, Ueberredungskunst oder andere Mittel — er warf einen Blick nach den Necessaires — sie zu diesem Schritte vermocht hätten. Mit liebenswürdiger Unbefangenheit antwortete das „naive Naturkind", daß sie nur der Stimme ihres Herzens gefolgt sei, wobei sie den General daran erinnerte, daß er, als er sie in der Festung Kaminiek überredet hätte, ihren väterlichen Freund zu verlassen, ihr als die heiligste Lebensregel eingeschärft hätte: in zweifelhaften Fällen immer der Stimme ihres Herzens zu folgen, was sie auch diesmal gethan. Sie flog dem Grafen Potocki in die Arme und der General Witt überzeugte sich, daß, wenn er im glücklichsten Falle seinen Nebenbuhler im Zweikampfe tödte, er schwerlich darauf rechnen könne, des gesicherten Besitzes seines Glückes jemals wieder froh zu werden. Er entschied sich für das Necessaire mit den zwei Millionen Gulden, unterzeichnete den Scheidebrief und überließ die treulose Gattin dem begünstigten Liebhaber. Sie folgte dem Grafen Potocki auf seine großen Besitzungen nach Galizien, wo das Schloß Tulczin der Residenz eines Königs glich. Dies in der That zu werden, schienen die Bewegungen, welche schon vor Ausbruch der französischen Revolution die polnische Nation ergriffen hatten, zu begünstigen. Es ist bekannt, daß die Kaiserin Catharina II. den Grafen, welcher als der Führer der Targowiczer Conföderation

in den Reihen der Russen gegen sein Vaterland gefochten hatte, in Petersburg mit Auszeichnungen überhäufte. Bei einem großen Hoffeste nahm sie ihr Diadem von ihrem Haupte, setzte es dem Grafen auf und sagte: „Das gäb' eine schöne Krone für den König von Polen!" — Eitle Worte einer Kaiserin, eitle Träume eines Königs der Zukunft!

Nach beendigten Wirren in dem, unter nochmaliger Zerreißung und Verblutung seinen Geist aushauchenden, Polen zog sich der Graf Potocki auf seine Herrschaften zurück und lebte nur für seine angebetete Sophie, welche ihn mit zwei Söhnen beschenkte. Sein Reichthum war zwar bedeutend geschmälert worden, allein unerschöpflich waren die Hülfsquellen so großer Besitzungen mit allerergiebigstem Boden und der wohlfeilen Bearbeitung durch Sklavendienst. Fabelhafte Dinge werden von dem Aufwande und der Verschwendung des Grafen erzählt. Die Kaiserin hatte dem Grafen einen Ring mit einer Perle von seltener Größe und Schönheit verehrt. Er brachte ihn seiner Gemahlin als Geschenk mit und als diese die Aeußerung fallen ließ, daß ein vollständiger Schmuck von solchen Perlen wohl nur in Märchen und Träumen vorkommen möchte, ließ es sich der Graf angelegen sein, in allen Hauptstädten Indiens und Arabiens, in Petersburg, Constantinopel, Paris, Cadix und Lissabon das Köstlichste, was an Perlen zu haben war, zu erwerben und nach Verlauf von zwei Jahren überraschte er seine Gemahlin an ihrem Geburtstage mit einer Halsschnur von 100 Perlen, von denen er eine jede mit 1000 Louisd'or bezahlt hatte.

In den Steppenwaldungen von Yedissen, in der Nähe von Tulczin, ließ der Graf einen großartigen Park in englischem Geschmack anlegen, an welchem 2000 Leibeigene 10 Jahre lang arbeiteten. Felsenpartien mit rauschenden Wasserfällen, welche durch den kleinen Fluß Kamionka gebildet wurden, düstere Grotten mit geheimnißvoll murmelnden Quellen verliehen dem einen Theile des Parks einen romantischen Charakter, während nach einer anderen Seite hin sich Wiesengründe öffneten, durch welche Silberbäche sich schlängelten und kleine Seen bildeten, auf denen Gondeln und Schwäne sich wiegten, zu deren schilfbekränzten Ufern große Rudel weißer Hirsche und Dammwild zur Tränke kamen und mit den prächtigen polnischen Rinder- und Schafheerden in friedlicher Eintracht zur Weide zogen; hier trugen die Anlagen einen reizend idyllischen Charakter. Den Park mit fürstlichem Landhause hatte der Graf seiner Gemahlin zu Ehren „Sophiowka" genannt. Auf ihren Lieblingsplätzen hatte er, und nicht

etwa erst nach ihrem Tode, der Erinnerung an jede frohe Stunde, welche er hier mit ihr verlebt, an jede Freude, welche sie ihm bereitet, Denkmäler der mannigfaltigsten Art gesetzt, darunter Obelisken von Granit, Tempel mit Marmorsäulen, Statuen, Reliefs und monumentale Inschriften. Dichter besangen die Schönheiten dieses Zaubergartens einer zweiten Armide, englische Landschaftsmaler unternahmen die Reise dahin, um hier Studien zu machen und den Bewunderern der schönen Natur im Verein mit der Kunst eine neue Welt aufzuschließen. — Und welch' ein trauriges Ende hat alle diese Herrlichkeit genommen! Der Graf Felix Potocki hatte zu spät sich von der Treulosigkeit Rußlands überzeugt; er verließ nach der zweiten Theilung Polens die russischen Dienste, allein die eine Zeit lang siegreiche Partei der polnischen Patrioten wies den Verräther zurück, seine Güter wurden (1793) confiscirt. Nochmals suchte und fand er Aufnahme bei der Kaiserin Catharina II. und nach den blutigen Niederlagen der Patrioten, nachdem Kosciuszko in der für Polen unglücklichen Schlacht von Maciejowice verwundet vom Pferde sank, mit den, zur Inschrift für den Leichenstein des Vaterlandes gerufenen, Worten: „Finis Poloniae!" und nach dem siegreichen, mit Blutströmen befleckten, Einzuge Suwarows in Warschau, erhielt Felix Potocki seine Besitzungen, obschon in sehr verwüstetem Zustande, zurück. Er starb 1805 und hinterließ seiner Gattin, welcher er die Vormundschaft über seine unmündigen Kinder übertragen hatte, ein noch immer kolossal zu nennendes Vermögen. Nachdem sie unter dem Beistande des kaiserlichen Hofes in Petersburg ihre Vermögensverhältnisse sicher gestellt hatte, zog sie sich auf ihren Lieblingsaufenthalt nach Tulczin zurück. Graf de la Garde, welcher sie dahin begleitete, giebt uns eine Schilderung von ihr, die von der Macht zeugt, welche die Anmuth und Liebenswürdigkeit der schönen Wittwe noch in ihrem dreißigsten Jahre ausübten. „Ein hinreißenderes Geschöpf, als diese berühmte Sophie es noch immer war," — schreibt de la Garde — „gab es nicht noch einmal in der Welt. Ihre regelmäßigen Züge, ihre lebhaften Farben, ihre schwarzen flammenden Augen, welche das Feuer der Liebe ausstrahlten, die Zartheit und Grazie ihres Wuchses, die Fülle ihrer Formen bildeten ein Ganzes, wie es die Bildhauer Griechenlands in den Darstellungen der Göttin der Schönheit der Nachwelt überliefert haben.

„Man müßte ganze Bände schreiben, wollte man eine Vorstellung geben von dem Leben, welches man in Tulczin führte. Sophie betrachtete das Leben

von einer solchen Höhe, daß sie nicht mehr zu der Menge zu gehören schien, welche sie umgab und welche ihre Schönheit fort und fort zu ihren Füßen führte. Sie war keineswegs eitel oder herrschsüchtig; sie war schön und das wußte sie. Die ihr unaufhörlich gewidmete Verehrung hatte sie zum Abgott gemacht und von dem Altar herab, auf welchen man sie erhoben, dankte sie für den Weihrauch, welcher ihr angezündet wurde, durch einen Blick, für ein artiges Wort durch ein Lächeln. Königin durch ihre Schönheit schien sie zu sagen: Die Welt, das bin ich!

„Mitleidsvoll und freigebig bezeichnete sie einen jeden ihrer Tage durch eine Wohlthat. Sie beschäftigte sich selbst mit der Verwaltung ihrer Güter, welche in der That für ein Königreich gelten konnten. Sie linderte das Schicksal ihrer Leibeigenen, hob den Landbau, beförderte Gewerbefleiß und Handel. Den Vormittag widmete sie den Geschäften und der Beaufsichtigung ihrer weitläufigen Besitzungen, welche sie bald zu Pferd, bald in der Jagddroschke durchflog; den Abend den Vergnügungen und ihren Gästen. Ich erinnere mich eines Festes, welches sie der Fürstin Maria Antonia Nariskin gab, jener begünstigten Nebenbuhlerin der Kaiserin Elisabeth. Es dauerte drei Tage; Schauspiele in verschiedenen Sprachen, Ballets, Concerte, Jagden, Feuerwerke, Illumination folgte eines dem andern; nichts war vergessen. Bald darauf begleitete ich die schöne Gräfin auf einer Reise in die Krim, wo sie auf dem durch kaiserliche Freigebigkeit ihr geschenkten Grunde eine Stadt, die Sophiapolis heißen sollte, anlegen wollte.

„Auf der Südspitze der Krim erhebt sich ein doppeltes Vorgebirge; hier stand einst der Tempel, dessen Priesterin Iphigenia war. Zwischen beiden Vorgebirgen liegt ein reizendes Thal, in welchem ein ewiger Frühling herrscht. Der Oelbaum, die Orange, Myrthen und Lorbeer gedeihen hier im Freien. Hier sollte Sophiapolis erbaut werden. Wir erstiegen die Anhöhe des Vorgebirges Laspi; die Gräfin befahl hier ein Zelt aufzuschlagen, von wo aus sie die Arbeiten zu beaufsichtigen gedachte. Auf derselben Stelle hatte einst Catharina II. gestanden, in Bewunderung der Aussicht, welche sich ihr darbot, versunken, nur das Eine bedauernd, daß Constantinopolis sich ihren Blicken entzog. Auch die schöne Sophie sandte Blick und Gedanken oft nach dem jenseitigen Ufer hinüber, wo einst ihre Wiege stand. Welche Erinnerungen gingen hier an ihrem Geiste vorüber, wunderbare Begebenheiten eines wechselvollen, bewegten Lebens." Um diese Erzählung nicht ohne Schluß zu lassen, sei nachträglich noch Folgendes

hinzugefügt: In späteren Jahren wurde die Gräfin Potocka von einem Brust- leiden heimgesucht, welches sie veranlaßte, Heilung bei den berühmtesten Aerzten Berlins zu suchen. Die Geheimen Räthe Hufeland und Horn behandelten sie- aus beider Munde hörte man die Liebenswürdigkeit und Anmuth der einst so gefeierten Schönheit rühmen; ihre Kunst vermochte sie nicht zu retten, sie starb 1823 in Berlin. — Ihre Besitzungen gingen zum größten Theil auf die Söhne Johann Potocki's über. Die Revolution 1830 rief diese auf die Seite der Vaterlandsfreunde; Polen unterlag. Die Herrschaften der Potocki wurden eingezogen, ihre Besitzer flohen ins Ausland und Schloß und Park von Sophiowka wurden zu den Krondomänen geschlagen, jedes Andenken an die frühere Besitzerin wurde zerstört, selbst ihr Name sollte vertilgt werden; Sophiowka wurde von da ab Czaridzine-çad, d. h. Garten der Kaiserin, genannt. —

Wie am Schlusse der Fabel die Moral nicht fehlen darf, so tritt am Schlusse der Schilderung und Aufzeichnung all' dieser, der Märchenwelt und dem Fabelreiche so nah' stehenden, Festlichkeiten des Wiener Congresses die Muse der Geschichte mit ernster Mahnung hinzu. „Die Staffage in diesem großen Zeitbilde war von der außerordentlichsten Mannigfaltigkeit. In dem engen Stadtraume von Wien zusammengedrängt, wogten so viele Fürsten mit ihrem Gefolge, so viele literarische, politische und militairische Größen, der prunksüchtige Adel von Oestreich, Ungarn und Böhmen mit seinen fremden Gästen, die leichtfertigen Witzlinge der Salons, die deutschthümelnden oder weltbürgerlichen Sonderlinge, Wüstlinge und Abenteurer, Gaukler und Spieler, Tänzer und Sänger in Massen durcheinander; die verfeinertsten Leidenschaften des Westen kreuzten sich mit den roheren der halb-orientalischen Großen des russischen Reichs; die vornehme Welt stellte ihre Schönheiten zu Schau und Kauf um die Wette mit den feilen Tänzerinnen, die ungeheure Summen hinwegtrugen; die frivolen oder gallsüchtigen Witzbolde, der mephistophelische Chor in dem Schauspiele trugen dann die gewürzten Geheimnisse durch die klatschsüchtige Gesellschaft. In der Presse wurden die beißenden Stimmen wenig laut; desto breiter waren die dithyrambischen Festschilderungen, die die Federkünstler der deutschen Minister in dem östreichischen Beobachter schrieben. Dieser Taumel eines flachen, witzspielenden, sittenlosen Gesellschaftslebens, diese ungemessene Verschwendung von Geld, von Zeit und Geist ist nicht nur von strengeren Beurtheilern verwünscht worden, sondern auch von solchen, die nicht eben saure Sittenrichter waren. Man konnte

der hohen Welt einen Ausbruch der Freude gönnen über die abgeschüttelte Last von 25 Jahren der Unruhe und Demüthigungen, ohne darum zu billigen, daß in der Wiener Hofküche täglich unermeßliche Summen aufgewendet und von dem Hofe, nach Angabe Unterrichteter, über dreißig Millionen Gulden für die Congreßfeste vergeudet wurden, in einem Lande, wo drei Jahre vorher ein Staatsbankerott unzählige Menschen verarmt hatte, wo zu derselben Zeit 50,000 Invaliden zur Hälfte mit ärmlichen Gnadengehalten, zur Hälfte mit bloßen Anweisungen für die Zukunft, sogenannten Reservations-Urkunden, abgefunden wurden, wo in Siebenbürgen (Anfangs 1815) eine Hungersnoth wüthete, die viele Tausende aus dem Lande trieb.

„Man konnte zugeben, daß die Ausschweifungen wenigstens feinere Formen angenommen hatten, gegen die rohe Weise gehalten, wie sich einst die Gesandten in Osnabrück mit Weib und Kind ergötzten, ohne den eingreifenden Schaden zu verkennen, den auch so das gesellschaftliche Treiben auf die Geschäfte ausüben mußte. Wenn den Verhandlungen früherer Congresse die staatsrechtliche und theologische Gelehrsamkeit ihre eigenthümlich pedantischen Züge aufdrückte, so wirkten hier die geselligen Gewandtheiten auf die Geschäfte charakteristisch ein. Die steifen und umschweifigen Rangstreitigkeiten in Osnabrück bei Eröffnung des westphälischen Friedenscongresses waren heut in Wien einer feinen Zwanglosigkeit gewichen; bei Unterzeichnung der Protokolle ließ man bald den Zufall, bald die Reihenfolge entscheiden; die Kaiser und Könige rangirten auf Alexanders Vorschlag nach ihrem Alter. Dagegen ermangelte man des ehrenfesten Geschäftsernstes jener Zeiten und bildete vielmehr das Geschick der Mystification aus und die Kunst, Ränke unter biederen Mienen, Mißgunst unter großmüthigem Scheine, Eigennutz unter schönklingenden Grundsätzen zu verbergen.“

Ein Fortschritt im geselligen und geschäftlichen Verkehr der Gesandten, im Vergleich mit den Umständlichkeiten, welche die Friedensverhandlungen zu Utrecht, Nymwegen, Münster und Osnabrück verzögerten und erschwerten, war nicht zu leugnen. Um nur Eines anzuführen, wollen wir schließlich daran erinnern, mit welcher perrückenhaften Umständlichkeit die Gesandten der kurfürstlichen und fürstlichen Höfe zu Osnabrück und Münster wegen „des Prädicates Excellenz“ demonstrirten und remonstrirten. Da der Gesandte der Republik Venedig für sich „die Excellenz“ beanspruchte — obschon man in Italien, wo man von jedem Bettler den Titel „Eccellenza“ erhält, keinen be-

sonderen Werth darauf zu legen pflegt — wandten sich die kurfürstlichen Gesandten an den Kaiser Ferdinand III., welcher durch Rescript vom 7. August 1644 zu ihrer Satisfaction bestimmte: „es sollten die kurfürstlichen Gesandten dem venetianischen in puncto curialium durchgehends gleich gehalten werden.“ Als nun aber, mit Berufung auf dieses kaiserliche Rescript, die kurfürstlichen Gesandten von denen der fürstlichen Höfe per „Excellenz“ sowohl mündlich als schriftlich titulirt zu werden verlangten, erklärten die letzteren dies für „eine präjudizirliche Neuerung und Folge der zunehmenden Tendenz des kurfürstlichen Reichscollegii, in der Eigenschaft eines mehr berechtigten Organs des Reichskörpers hier und da eine wichtige Reichsangelegenheit mit dem Reichsoberhaupt allein zu erledigen und durchzuführen.“ Der zu dem Fürsten-Rathe in Osnabrück bevollmächtigte herzoglich Sachsen-Altenburgische Gesandte Wolfgang von Thumshirn gab am 16. September 1645 daselbst zu Protokoll: „Eine Difficultät falle jedoch ein, welche der Conferenz mit den Kurfürstlichen im Wege stehe. Man gönne den Electoribus ihre Präeminenz gern, auch was von Fremden ihnen widerfährt, im Reiche aber könnte die Harmonie bei dergleichen Neuerungen und also das Reich selbst nicht bestehen, indem die Excellenz trenne; man sei in contrarium instruirt und möchten von den Ständen solche Titul ausgewirkt werden, die auch den Kurfürsten bedenklich, also sollte man trachten, sie wieder zur Vergnügung mit den alten Tituln zu bringen.“ —

Hatte es die langwierigsten Verhandlungen erfordert, um die Rangstreitigkeiten in den Sitzungssälen zu schlichten, so gab es neue Zerwürfnisse wegen der Rangordnung bei Gastmahlen in eingeladener Gesellschaft. Die fürstlichen erhoben Beschwerde, „daß die kurfürstlichen Gesandten, wenn sie etwa einen oder mehr der fürstlichen Gesandten zum Essen eingeladen, sich in ihrem eigenen Zimmer obenan setzten, da doch sie, die kurfürstlichen, mit den königlichen in specie capitulirt hätten, die Oberstelle zu haben, wenn sie in ihr Quartier kämen. Was nun die Kurfürsten gegen die Könige vor eine Proportion haben könnten, solche hätten gewiß aufs Wenigste auch die Fürsten gegen die Kurfürsten, mit denen sie membra unius Reipublicae wären.“

Ueber dergleichen „Obenansitzen“ hatte man sich bei dem Wiener Congreß hinweggesetzt.

Elftes Kapitel.

Charakterschilderungen und Lebensbilder. — Die Bevollmächtigten des Congresses. — 1. Nepomuk Lothar Graf (später Fürst) von Metternich-Winneburg.



Die Niederlage, welche Oestreich im Jahre 1809 durch die siegreichen Waffen Napoleons erlitten, führte nicht zu jenen heilsamen Reformen, welche Preußen nach den schweren Unglücksjahren 1806 und 1807 in seiner Staatsverwaltung durchführte und wodurch allein es möglich wurde, den Wohlstand des Volkes zu heben, das Nationalgefühl neu zu beleben. Während Preußen unter der Verwaltung Steins und Hardenbergs, Schöns, Scharnhorsts und vieler anderer vaterländisch gesinnter Männer sittlich gekräftiget vorwärts schritt auf der Bahn der Befreiung von dem Wuste mittelalterlicher Romantik und büreaukratisch-militairischer Cabinetsordre-Regierung, machte Oestreich nach den letzten harten Schlägen, welche es betroffen, durch Gewaltstreiche in der Verwaltung der Finanzen unter dem Grafen Wallis, durch feigherzige Führung seiner äußeren Angelegenheiten unter Metternich, Gentz und dem Gefolge der, alles Lebenssaftes baaren, neukatholischen Schöngeister nach allen Richtungen hin einen jämmerlichen Staatsbankerott und ging einer schmählichen Verderbniß entgegen. Niemals würde sich der öftreichische Kaiserstaat aus eigener innerer Kraft zu einem dritten Kampfe gegen Napoleon, zumal seitdem dieser der Schwiegersohn des Kaisers Franz geworden war, aufgerafft haben, wenn nicht Preußen vorangegangen wäre und zugleich auch nachgedrängt hätte. Wir

haben anderwärts in den Unterhandlungen vor und während des Waffenstillstandes 1813 die zaudernde, schwankende und, selbst nach dem Abschlusse des Bündnisses, noch unschlüssig bleibende Politik Metternichs kennen gelernt, ihn auch während der Friedensunterhandlungen mit Napoleon in Frankfurt a. M., in Châtillon und Paris nicht aus den Augen verloren. Preußen hatte während des ganzen Krieges oft genug Gelegenheit gehabt, sich von der Unzuverlässigkeit des Wiener Cabinets zu überzeugen; während des Congresses lohnte es die Brudertreue des Kampfgenossen mit ränkeschmiedender Mißgunst, mit Bundesbruch und Verrath.

In Betreff der Persönlichkeiten, deren Bekanntschaft wir bisher in dem bunten Gewirre der Festlichkeiten und der Salons machten, genügte eine flüchtige Begegnung; wir hatten uns wenig darum zu kümmern, „woher sie kamen und wohin sie fuhren". Mehr Anspruch auf genauere Kenntnißnahme von ihrem Bildungsgange, Charakter, von ihrer Wirksamkeit, somit ihrer ganzen Persönlichkeit, haben diejenigen hervorragenden Häupter der Bevollmächtigten, welche als Führer die Angelegenheiten und Verhandlungen des Congresses beherrschten, oder doch wesentlich beeinflußten. Bei solchen dürfen wir uns nicht blos auf eine Schilderung ihrer Thätigkeit während des Congresses beschränken; diese würde in vielen Punkten räthselhaft und unaufgeklärt bleiben, wenn wir nicht, in möglichst gedrängter Kürze, vollständige „Lebensbilder" derselben zu geben versuchten.

Unsere Gallerie diplomatischer Charaktere, welche wir jetzt dem Leser vorführen, eröffnet, wie billig, der zum Vorsitzenden einstimmig erwählte Fürst Staatskanzler. Clemens Wenzel Nepomuk Lothar Graf von Metternich-Winneburg ward geboren zu Coblenz 1773; zur Zeit der Erstürmung der Bastille (14. Juli 1789) war er Student in Straßburg, später östreichischer Gesandtschafts-Attaché bei den Friedensverhandlungen in Rastatt, Gesandter in Dresden, Berlin, Botschafter in Paris, seit 1809 Staatsminister, später k. k. Haus-, Hof- und Staatskanzler, 1814 in den Fürstenstand erhoben, neapolitanischer Herzog von Portella, spanischer Grande erster Classe, Graf von Königswarth und, was Allem die Krone aufsetzt, Oberkellermeister auf dem Johannisberg im Rheingau, wodurch seine Lebensgeister so wach erhalten wurden, daß er noch 1859 als Rathgeber befragt wurde. Verfolgen wir zunächst den Gang der Ausbildung des später allgebietenden Staatsmannes, so war seinen Studien-

genossen in Straßburg und Mainz niemals bekannt, daß er sich mit Neigung irgend einem Fache der Berufswissenschaften gewidmet habe. Er eignete sich Fertigkeit im Sprechen und Schreiben des Französischen an, wobei er durch glückliche Naturgaben und Umgang mit der feinen Welt gefördert wurde. „Er war ganz nur ein Mann der Routine, dem eine Gewandtheit der Auffassung, eine natürliche Verschlagenheit und Geschicklichkeit selbst seine Verächter nicht abgesprochen haben; die großen Zeitereignisse schärften diese Naturgabe, aber jeder Gründlichkeit des Wissens und der Einsicht bog er aus. Der anerkannteste Meister in der höheren Polizei, Fouché, rühmte an ihm den polizeilichen Späherblick, die rasche Durchschauung der Menschen, ihrer Schwächen und Fehler.“ Wen Metternich ins Auge faßte, zumal wenn es einer seines Gelichters war, der entging ihm nicht so leicht. Er besaß einen „haarscharfen Raubvogelblick“ in seinen unschuldigen, blauen Augen, womit er das ganze Wesen dessen, auf den er es abgesehen hatte, völlig durchschaute. Weder die Licht- noch die Schattenseite dessen, mit dem er persönliche Bekanntschaft, zumal unter vier Augen und im Gespräch machte, entging ihm und es war von größtem Interesse, ihn über Personen, als über Sachen, Geschäfte und dergleichen sprechen zu hören. „In den Portraits, die er zeichnete, waren angenehme Intermezzos, Anhauche der Grazie, eine durchaus milde Färbung; Allen waren scharfsinnige Bemerkungen beigemischt, daß man sah, welcher Adlerblick, welcher Jägergriff, welche Lootsengabe diesem Manne innewohne, vorzüglich für alle Gebrechen, Schwächen und Fehler der Gegner. Am besten konnte er mit den Doctrinärs fertig werden. Er blickte nach ihnen gar gütig, wie nach dummen Vögeln, die so vorwitzig sind, wenn er lockt, sich gleich auf die Leimruthe zu setzen; wie man ihn sogar rührend, ja herzensgut stimmen konnte, wenn man sich in gehörigem Ernste von ihm mystificiren oder dupiren ließ. . . . Ewig merkwürdig bleibt Metternichs Verhältniß zu Fouché; die wunderliche, schweigsame Verehrung, die jener Höllenhund für Metternich als polizeilichen Observateur der Menschen und der Zeit und für seine, gleichwohl sehr erträgliche, ja höfliche, sublime Menschenverachtung hatte und dann wieder die Verachtung seiner Weichheit, des Mangels an wahrhaft grandiosen Conceptionen und altrömischer Beharrlichkeit . . . Von den Lebensbildern aber, wie sie Metternichs Unterhaltungen einen unnennbaren Reiz geben, sind jene Portraits himmelweit verschieden, wie er sie im gereizten Unmuthe, wie er sie inmitten des wogenden Geschäftslaufes entwarf, stets

eingedämmt in die Schranken der Mäßigung und der scharfen Beobachtung, da er ein Feind der Leidenschaftlichkeit war und des Eifers, dem er in der Diplomatie nicht einen Nagel breit Raumes vergönnen wollte." Mit besonderer Vorliebe wählte er zu seinen Schilderungen Begebenheiten aus der Geschichte des Berliner Hofes und Cabinets. Mit verhöhnender Bewunderung sprach er von dem „Schwur Alexanders und Friedrich Wilhelms am Sarge Friedrichs des Großen" und stellte mit schadenfroher Befriedigung dieser Scene den Entwurf zu einem Bilde gegenüber: Haugwitz, von Schönbrunn zurückkehrend, überbringt Friedrich Wilhelm III. Preußens, von Napoleon unterzeichnetes, Todesurtheil.*)

Da er in seiner Umgebung nur Ergebenheits-, Anhänglichkeits- und Bewunderungsversicherungen vernahm, lebte er des guten Glaubens: nicht einen einzigen persönlichen Feind zu haben. „Mit der ähnlichen Unbefangenheit, die nur in einem so mundtodten Lande, unter so wahrheitloser Umgebung möglich war, legte er auch seinen Mangel an jeder anderen Kenntniß aus, wenn es einmal gelang, ihn zum Reden oder Schreiben zu bringen. Er konnte dann in den wichtigsten Angelegenheiten Briefe voll Dank- und Ausdrucksfehler schreiben, die auf den flachsten Bildungsstand zurückschließen lassen. In dem Zeugnisse, welches ein vertrauter Umgangsgenosse ihm ausstellt, heißt es: Studirt, erlernt, gelernt hatte Metternich eigentlich gar nichts; aber die Menschen und die großen Begebnisse waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Durch die Verschwendung, mit der die Natur aus ihrem Füllhorne ihn, vielleicht nur äußerlich, ohne all' sein Verdienst überschüttet hatte, besaß er unter anderem das Talent der Erzählung („aimable conteur" nennt ihn de la Garde) in einem Grade, daß nicht nur ein allzeit fix und fertiger Novellenschmierer sein Brod dabei gefunden hätte, sondern selbst ein Eugen Sue den größten Vortheil davon hätte ziehen können; nur mußten es Charaktere, Intriguen und ihre Folgen und Enthüllungen sein. Er hatte übrigens auch einen ansehnlichen Vorrath von den „cris de boulevards de Paris" sammt allen dazu gehörigen Handgriffen und Escamotagekünsten, wobei er aber allzu leicht in den Fehler der Wiederholung gerieth, der mit zunehmenden Jahren immer stärker wurde, wie denn von seinen Tischgenossen es Wenige geben wird, welche die Geschichte: „comme on attrappe les petits oiseaux" nicht 1845 und später, wenn sie nur die nöthige Ausdauer hatten, eben so wie 1805 aus seinem Munde mit liebenswürdiger Behendigkeit,

*) Hormayr, der Kaiser Franz und Fürst Metternich. S. 84.

zuletzt freilich nicht ohne Gähnen, vernommen haben. Seine ausgesucht feinen Diners würzte der immer gutgelaunte Wirth durch allerhand Schnurren und Späße. Der berühmte Componist Rossini bat ihn einst bei einer lustigen Mittagstafel: „Durchlaucht möge ihm doch ein deutsches Lied vorsingen, welches er als Thema zu einer heroisch-tragischen Arie für „Semiramis“ verwenden könne.“ Der Fürst lehnte zuerst die Bitte ab, da er sich auf keine passende Melodie besinnen könne. Auf wiederholtes Andringen einiger der anwesenden Damen ließ er sich endlich bereitwillig finden, flüsterte aber der schönen Nachbarin zu: „dem Italiener wollen wir einen recht heroisch-tragischen Streich spielen.“ — „Nur auf ein einziges deutsches Lied, lieber Maestro, kann ich mich besinnen, vielleicht können Sie davon Gebrauch machen, es ist eine Melodie des höchsten Schmerzes und der Verzweiflung;“ und nun sang der Fürst das einst in allen Spinnstuben gesungene Lied:

„Freut euch des Lebens,
„Weil noch das Lämpchen glüht;“ u. s. w.

Rossini war entzückt von der süßen und doch gewaltigen Melancholie dieser Melodie und verarbeitete sie als Thema in der großen Arie mit Chor, welche er der Semiramis zutheilte und in der Ouvertüre. In Italien, Paris und London macht noch heut diese Arie den tiefsten tragischen Eindruck, nur in Deutschland begreift man nicht, wie in solcher Situation die Königin von Assyrien, den Tod ihres Gatten beweinend, singen kann: „Freut euch des Lebens!“ —

In dem Umgange mit Frauen scheint der junge Graf nicht wählerisch gewesen zu sein. „Sein unsittliches Leben, das ihn jeder ernsten vaterländischen Richtung entzog, mißfiel, als er 1794 nach Wien kam, selbst dort und schon damals. Der Fürst Kaunitz gab dem zweiundzwanzigjährigen Jüngling das Zeugniß (1795), daß er „ein guter aimabler junger Mensch sei, von der niedlichsten verve; ein perfecter Cavalier.“ Das größte Vertrauen zu seinen Begabungen und dazu, „daß dieser junge Mann Carrière machen werde,“ bewies ihm der Kaunitz'sche Familienkreis dadurch, daß er eine Enkelin des Ministers zur Gemahlin wählen durfte. Es gehörte damals zum guten Tone der vornehmen Welt, die Heilighaltung der ehelichen Treue für eine lächerliche Beschränkung zu erklären, die man kaum bei der Bourgeoisie, höchstens noch bei dem Bauernstande finde. Zu einem Diplomaten, dem Metternich seine Leidenschaftlichkeit zum Vorwurf machte, äußerte er (1822): „In Negotiationen giebt es nur ein einziges

Unglück: „nicht reussiren"; in häuslichen Angelegenheiten wieder nur ein einziges: „den Eclat" . . . Wenn ich hätte wie Sie handeln wollen, wo wäre ich hingekommen? Die Fürstin entbehrt aller äußeren Annehmlichkeiten, hat aber großen Verstand und ich verschmähe keineswegs, politische Chancen mit ihr zu überlegen, wenn es der Mühe werth ist. Wie wir nach Paris kamen, gelobten wir uns festes Zusammenhalten, übrigens das Eine das Andere völlig ungenirt seinen Weg gehen zu lassen. . . . . Das weiß alle Welt. Die ist mit T. verwandt und die — ist eine wahre Büberei von F. C. S., der machte uns ein Geschenk damit im Hereinfahren von St. Cloud."*)

„Der Apfel," heißt das Sprüchwort, „fällt nicht weit vom Stamme." Man weiß, daß zu Kotzebue's Lustspiel: „die beiden Klingsberge", das Zusammentreffen der beiden Metterniche — Vater und Sohn — bei einem Liebesabenteuer auf dem Kohlmarkt in Wien „beim grünen Fäßl" Veranlassung gegeben. Eine galante Dame, Frau von Apraxin-Taticheff, spielte dabei eine Hauptrolle. — „In Dresden," erzählte er selbst, „fing mit meiner diplomatischen Carrière auch meine Laufbahn mit den Weibern an, die mich oft entzückt, oft zum Sterben ennuyirt und zur Verzweiflung gebracht haben. Nur war mir das Unverständlichste in der ganzen Weltgeschichte Kosciuszko's Schmerzensruf bei Maciejowice: „Finis Poloniae!" — denn wie mit und in den Polinnen ein Ende zu finden, ist mir heute noch unbegreiflicher, als die Räthsel der Sphynx. Viele schöne Närrinnen haben mich aufrichtig geliebt, obschon ich mir bewußt bin, es mit gar keiner ehrlich gemeint zu haben — was sie nämlich in ihrem Dünkel ehrlich nennen. Was ich namentlich in Dresden von alten Königinnen, Kurfürstinnen, Großherzoginnen und Herzoginnen ausgestanden habe, davon wäre ein ganzer Roman für schwergeplagte und schlaflose chronische Kranke zu schreiben. Aus Langeweile griff ich nach Allem, nach Karten- und Hazardspielen, Taschenspieler- und Bauchrednerkünsten; nur im Schach blieb ich immer zurück. Niemals konnte ich mich rühmen als erotischer Riese Ruf gehabt zu haben; aber man pries mich unendlich liebenswürdig. Wenn ich älter als mein Vater werde, danke ich es blos der Mäßigkeit in allen Genüssen, wobei ich unstreitig etwas Vampyrisches an mir hatte, daß mir oft zugerufen ward: „„Du hast mir das Mark des Lebens ausgesogen!""**) — In voller Blüthe stand damals M.'s

*) Hormayr, Kaiser Franz und Metternich. S. 89.
**) Hormayr a. a. O. S. 91.

Liebesverhältniß zur Fürstin Bagration, „eines russischen Helden reizende, aber unwürdige Gattin: „belle ange nue“ genannt, voll Schlauheit, voll Annehmlichkeit des äußeren Wesens und Betragens, selbst da noch, als schon, außer der Stimme, Alles an ihr abscheulich geworden war.“ Von ihr glaubte der Fürst mehrere Kinder zu haben, schön wie die Eltern, aber später unglücklich. Der Fürstin unbeugsamer Antagonismus gegen Bonaparte, ihre russische Stellung, das russisch-englische Gold, das dieses Danaidenfaß verschlang und wozu der Fürst nur von Zeit zu Zeit beisteuern konnte (ja, das ihm selbst in der ersten Zeit manchmal aushelfen mochte), dies Alles stimmte in früherer Zeit ganz gut zu M.'s Gesinnungen und Bedürfnissen. Der Salon, welchen die Fürstin während des Congresses eröffnet hatte, wurde, wie sie selbst, v. M. vernachlässigt. Für die einmal abgelegten Geliebten bewahrte er keine zärtlichen Erinnerungen. Die Raschheit und Beharrlichkeit, womit sich Metternich schon im Spätfrühling 1808, als er kaum als Botschafter in Paris beglaubigt war, bei Napoleons Lieblingsschwester Carolina, Mürats, damals noch Großherzog von Berg, Gemahlin festgesetzt hatte, veranlaßte Napoleon bei einer großen Cour, auf Metternich zeigend, ihr zu sagen: „amusez ce niais-là! Nous en avons besoin à présent.“ (Machen Sie diesem Gimpel ein Vergnügen; wir bedürfen jetzt seiner.) Bald wurde diese Verbindung so bedeutend, daß Fouché sich selbst ihrer bediente, gewissen Dingen auf den Zahn zu fühlen und der kaltfreche Savary berichtet: „Mr. de Metternich avait poussé ses informations si loin, qu'il seroit devenu impossible pour un autre que l'empereur d'y venir au fond. Il disposait en dominateur d'une personne, dont Mr. Fouché avait un besoin indispensable. La discrétion m'empêche de la nommer.“ Diese „Person“ war niemand anders als die Gemahlin Mürats. Als im Februar 1814 eine englische Brigg ein neapolitanisches Fahrzeug wegnahm, fand man unter vielen wichtigen Correspondenzen auch zwei köstliche Liebesbriefe des Fürsten Metternich an die Königin Caroline Mürat.

„Metternichs Vergnügungswuth, Zerstreuungssucht und sowohl ihm eigne, als auch oft nur affichirte Frivolität, führten, was er mitunter beabsichtigte, zu unrichtigen Urtheilen über ihn, wie seine Geschmeidigkeit und Ignoriren Napoleonischer Grobheiten Veranlassung wurden, daß die derben Soldatennaturen in des Kaisers Nähe sich die muthwilligsten Spottreden über den östreichischen Hofmann erlaubten. Lannes, der tapfere Herzog von Montebello, stand einst hinter

dem mit Napoleon im lebhaften Gespräch begriffenen Metternich und brach, als derselbe entlassen war, in ein helles Gelächter aus. Um den Grund desselben vom Kaiser befragt, entgegnete er: „„Nein, welchen abscheulichen Geschmack hat Caroline! Pfui über solche hündische Kriecherei! Ich hätte ihm, während des Gesprächs mit Dir, einen Tritt geben wollen und Du würdest vorn nicht das leiseste Zucken des süßen Mundes wahrgenommen haben.““*)

Eine strenge Schule diplomatischer Haltung hatte Metternich zu jener Zeit Napoleon gegenüber durchzumachen, welcher mehrmals gegen Oestreich in der rücksichtlosesten Weise losdonnerte. Schlimme Nachrichten aus Spanien und Portugal waren eben eingetroffen, als großer Empfang bei dem Kaiser war. Den ersten Erguß der üblen Laune empfing der neapolitanische Gesandte, Marquis de Gallo, dem er den Vorwurf machte, daß er ihn verleitet habe, Oestreich in Leoben Waffenstillstand, in Passeriano sogar den Frieden zu schenken. Alles zitterte und bebte, nur Metternich blieb ruhig und würdig, so daß auch die elendesten Schranzen und Zitteraale verwundert auf ihn schauten. „Zwar hätten“ — so tobte Napoleon — „die französischen Heere jenseits der Pyrenäen einigen Verlust erlitten, doch sollten, noch bevor dies Jahr ablaufe, kein einziges Dorf in Spanien und Portugal mehr aufständig, seine Adler in Cadix und Lissabon wieder aufgepflanzt und der scheußliche Leopard (England), dessen Tritt das feste Land besudle, in das Meer gestürzt sein.“ Gegen Metternich gewendet, kündigte er ihm an, daß er drei Conscriptionen aufgerufen habe, um Oestreich im Schach zu halten und schloß seine Drohrede mit den Worten: „Sollte das Wiener Cabinet, vom deutschen Reichsadel und seiner eigenen Aristokratie aufgehetzt, Bonaparte's Großmuth vergessen, vergessen, wie der Kaiser Napoleon dem Kaiser Franz nach der Schlacht von Austerlitz an jenem Wachtfeuer in Mähren begnadigt und den großprahlenden Russen vergönnt habe, friedlich nach Haus abzuziehen, so habe das Haus Lothringen, vordem übermüthige Großofficiere der Krone Frankreichs, zu regieren aufgehört.“ —

Die Niederlage, welche Oestreich im Jahre 1809 erlitt, wußte Metternich zu seiner persönlichen Erhebung gut zu nutzen. Die Männer, die von vaterländischem Ehrgefühl und Freiheitssinn beseelt, zu dem Kriege gerathen, die beiden Grafen Stadion, traten von der Führung der Staatsangelegenheiten zurück, da

*) Hormayr, Kaiser Franz und Metternich. S. 57.

sie sich nicht dazu verstehen konnten: Oestreichs Vortheil in einem Bunde mit Frankreich, einem ärgeren Erbfeinde, als es der Großtürke jemals war, zu suchen. Metternich aber gab sich willig dazu her, in der Erwartung: Napoleon werde so gefällig sein, mit dem guten Schwiegerpapa, welcher die Hände geruhsam in den Schooß legen könne, die Herrschaft der Welt zu theilen. „Während damals Napoleon im Feld, im Cabinet und in der Gesetzgebung eine ungeheure Thätigkeit entfaltete, war in Wien, nach den amtlichen Berichten des französischen Gesandten Otto, der Kaiser Franz mit Blumenpflege beschäftigt und ließ sich von seinem Leibarzte Dr. Stifft mit Schnurren und Späßen unterhalten; die Berichte seiner Behörden las er nicht, seine Minister sah er selten, seine Verwandten gar nicht. Unter den Ministern war Metternich der Meister fast aller Staatsinteressen geworden; er trieb sich in einem Kreise um, der für einen Sammelplatz der Sittenfrechheit, der Käuflichkeit und Verderbniß galt. Es war „eine Regentschaft Orleans im kleinen Maßstabe"; das Vermögen des Ministers dabei so im Verfall, daß seine Wechsel auf dem Platze 24% verloren. Und dies Alles, während der Staat bereits am Rande des Bankbruches stand, in den er durch die durchgreifenden Maßregeln des Finanzministers Wallis (1811) hineingestoßen ward. Der fremde Beobachter erstaunte, was unter diesem Volke möglich war, welches eben die unermeßlichsten Opfer im Kriege gebracht hatte, jetzt durch unzählige Vermögensverluste einer völligen Entkräftung verfiel, dennoch auch diese Krisis überstand und unter dem Bankerott eingewohnt lebte, „wie das Volk in Konstantinopel unter der Pest."*) Das Börsenpublicum von heut scheint vergessen zu haben, was im Fache der Finanzoperation Oestreich zu leisten vermag. Nach dem unglücklichen Kriege 1809 war der Staat nicht im Stande die von ihm ausgegebenen Eintausend und sechszig Millionen Gulden Bankozettel zu decken; das Wort: Staats-Bankbruch wurde amtlich nicht ausgesprochen, aber: „was zu machen ist, wird gemacht!" „Der Hofkammerpräsident (Finanzminister) Graf Wallis ließ an einem und demselben Tage (den 15. März 1811) ein Patent bekannt machen, durch welches erstens der Werth der Bankozettel auf ein Fünftel des Nennwerthes herabgesetzt, zweitens zur Einlösung ein neues Papiergeld unter dem Titel „Einlösungsscheine" bestimmt wurde. Das Patent regulirte ferner das Verhältniß des Gläubigers und Schuldners. Vom ersten Cours-

---

*) Gervinus a. a. O. I. 420.

tage an war eine Skala für jeden Monat ausgearbeitet; der Schuldner bezahlte nach dem Cours, der in dem Monate gewesen, als er die Zahlungspflichtigkeit eingegangen hatte bis zur Höhe von fünf gegen eins. Wenn der Cours zur Zeit der eingegangenen Verpflichtung höher gestanden als 500, wurde dies nicht berücksichtigt; der Schuldner zahlte statt 500 Gulden nur einhundert. Die Zahlung aber geschah in Folge des Patents in Einlösungsscheinen. Mancher verlor hierdurch über Nacht sein ganzes Vermögen. Wer wenige Tage vor dem Patent sein Gut oder Haus um 100,000 Fl. verkauft hatte, besaß nach dem Patent nur noch 20,000 Gulden Einlösungsscheine und da diese sofort nach ihrem Erscheinen weit unter Pari standen, besaß er in Wirklichkeit kaum 6000 Fl. Die alte Staatsschuld erklärte das Patent für unkündbar und setzte die Zinsen auf die Hälfte herab. Die Erschütterung war ungeheuer, der Cours stieg bis ins Unglaubliche. Als die ersten Einlösungsscheine ausgegeben wurden, zahlte man 1800 Fl. Bankozettel für 100 Fl. klingende Münze. Gold und Silberstücke wurden als Raritäten gezeigt. Alle Preise stiegen ins Unerschwingliche. Bei dem Restaurant Beck konnte man unter 100 Fl. nicht zu Abend essen; für eine Fahrt zahlte man dem Fiaker 30 Fl. Die Bankozettel sanken in solche Verachtung, daß manches Hundert zu Fidibus verbraucht wurde."*)

Wie wir auf der Schaubühne, „deren Bretter die Welt bedeuten", Künstlern begegnen, welche sich in ihrer eingebildeten Größe dadurch zu behaupten wähnen, daß sie verachtend auf das Urtheil „der Gründlinge des Parterre's" herabblicken, so hat es auch auf der Bühne der wirklichen Welt zu keiner Zeit an hochgestellten Staatskünstlern gefehlt, welche über das Urtheil „der Leute mit dem beschränkten Unterthanenverstande" hochmüthig hinwegsahen; allein hier wie dort ist es vorgekommen, daß denjenigen, welche sich über aller Kritik erhaben dünkten, thatsächlich die Ueberzeugung beigebracht wurde, daß sie unter aller Kritik seien. Mit unerbittlicher Strenge hat das Jahr 1848 über Metternichs Politik Gericht gehalten und die Geschichtschreibung folgt dem Gange der Thatsachen Schritt für Schritt. Noch sind wir in unserer Erzählung nicht so weit vorgeschritten, den Staatskanzler als Vorsitzenden bei dem Congreß zu begrüßen; auf früherer Laufbahn suchen wir ihn wieder auf. „Das anstößige Leben nach seinem Antritt des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten wurde vorhin

*) Mailath, Geschichte von Oestreich. V. S. 361.

schon erwähnt. Die Gewohnheit dieses Unwesens trieb ihn so weit, daß er sich bei den Selbstbekenntnissen und Geständnissen aus seinem Privatleben, wie Gentz, in einer zur Schau gestellten Leichtfertigkeit („affichirten Frivolität") gefiel. Vieles mag in den Geschichten und Gerüchten von dem häuslichen, gesellschaftlichen und ehelichen Leben des Fürsten, das der ehrbaren kaiserlichen Familie zu allen Zeiten zuwider war, erfunden und erlogen sein; immer ist es schlimm, wenn auch nur Verleumdungen dieser Art, in dieser Fülle und so unwidersprochen auf einem öffentlichen Charakter haften bleiben, wenn die Chronik der Geschichte, selbst die von Lobrednern geschriebene,*) von einem würdigen inneren Leben so wenig, die Chronik des Aergernisses dagegen so vieles zu erzählen hat.**) Wir haben nicht die Mittel, die endlosen Gerüchte von Metternichs Bestechlichkeit und unersättlicher Habsucht urkundlich zu belegen, oder die ungeheuern Vergeudungen zu beweisen, sei es des eignen Vermögens, sei es der Staatsgelder für polizeiliche und diplomatische Ausgaben, in denen ihm bis zum Tode des Kaisers Franz freie Hand gelassen war, wo diese bis über 13 Millionen angewachsen sein sollten.***) Doch aber ist diese „zerstörende" Finanz- und Hauswirthschaft dieses Ministers der Erhaltung des Bestehenden eine weltkundige Thatsache, und welcher Abgrund verschwenderischer Prasserei gehörte doch dazu, um in einer Privatexistenz auch nur das aus des Fürsten Besitz und unversieglichem Erwerbe durchzubringen, von dessen Belauf sich Jeder unterrichten konnte!

„Seit ihn Napoleon ins Angesicht „von England bestochen" nannte (1813 in Dresden), zu derselben Zeit, wo Andere gesehen haben wollten, wie er von Rußland durch die Herzogin von Sagan bestochen ward, wie oft sind da nicht die Summen genannt worden, die er als einen Sold für Privatberichte von den

*) Binder, Fürst Clemens Metternich.

**) Hormayr, Kaiser Franz und Metternich.

***) M . . 's heillose Wirthschaft mit den, in den verworfensten Polizei-Intriguen, in den endlosen diplomatischen Ränken, Bestechungen und Vertheilungen vergeudeten, Staatsgeldern, die ihm die, in den Hauptquartieren von Rötha (bei Leipzig, October 1813) und von Brienne (März 1814) vom Kaiser Franz ausgestellte Carte blanche preisgegeben hatte, war zum Entsetzen und zur Todesangst des Geheimen Oberzahlmeisters Mayer bis zu des Kaisers Franz Hinscheiden, ohne eine Zeile Metternich'scher Quittung oder Empfangscheines, nur allein auf die geheime Cabinetskasse auf mehr als 13 Millionen Gulden angewachsen, bis endlich nach des Kaisers Tode, trotz des beharrlichen Widerspruchs und Widerstandes des Fürsten und seines nächsten Anhanges, die Zurücknahme jenes Unfugs durch die allgemeine Empörung des Publicums, durch den Unwillen der Erzherzöge, vor Allem durch Kübecks Mannhaftigkeit erfolgte.

russischen Kaisern mit Vorwissen des Seinen empfangen haben sollte. Wie sicher, leicht und zu jeder Zeit rechnete der russische Minister Capo d'Istrias darauf, mit einigen Millionen ihn zur Unterstützung der Pläne des Kaisers von Rußland zu kaufen. In einem, von einem Beamten der hohen geheimen Polizei Venedigs über Capo d'Istrias dortigen Aufenthalt und Umtriebe erstatteten, Berichte, heißt es:

„Von unserem Monarchen (dem Kaiser Franz) sprechend, beurtheilt er ihn in unwürdigster Weise, indem er ihn als ein Wesen ohne Können und Wollen bezeichnet. Diese beiden Eigenschaften gesteht er dagegen dem Fürsten Metternich zu, welchen er öfter „den Kaiser von Oestreich" nennt. Hätte man nur, sagte er, die Zustimmung Metternichs, dann könne man über die östreichische Monarchie verfügen. Diesen Herrn zu gewinnen, meint er, halte nicht schwer. „„Als ich mich,"" äußerte er, „„1812 wegen der Angelegenheiten Alexanders in der Schweiz befand, ließ ich es mir angelegen sein, Metternich auf unsere Seite zu ziehen, ohne dessen Beistand das große Bündniß nicht so gut gefördert worden wäre. Ich erinnerte daran, daß dieser Diplomat nicht lange Umstände machen würde, die großen Projecte meines Souverains zu unterstützen, da man die Mittel kennt, ihn zu gewinnen, welche in einigen Millionen bestehen."" (Poichè si conoscono i mezzi di poterlo guadagnare, consistendo questi in milioni.*) Seit der Zeit, wo Metternich als Gesandter in Dresden in Geldverlegenheiten war, bis in die letzten Jahre seines Einflusses, welcher Händel hat man ihn nicht beschuldigt! welcher wucherischen Agentschaften! welcher Bezüge aller Art von großen und kleinen Regierungen, bei verfänglichen und unverfänglichen Anlässen! Wohl ist es eine lächerliche Uebertreibung, wenn die Skandalchronik die unübersehbaren Geschenke, die Börsengewinne und Theilungsgewinne mit den Geldkönigen (Rothschild), die Dienste um Dienste, die Gewinne aus theuren Verkäufen (Ochsenhausen an den König von Würtemberg) und wohlfeilen Käufen (Abtei Pleß in Böhmen), die Entschädigungs-, Friedens-, Evacuations-, Ausgleichungs-, Erwerbungs- und Schifffahrts-Millionen, die der Fürst in den dreißig Friedensjahren erhalten hätte, in die Hunderte anschlägt; aber unermeßlich mußten die Summen wohl sein, wenn man nur das Unleugbare überschlägt, nur die Anfänge, die französische Entschädigungsmillion von 1814, die Erhebung zur

*) Carte segrete e atti ufficiali della polizia Austriaca in Italia dal 4 giugno 1814 al 22 marzo 1815. Vol. I. p. 192. —

Herzogswürde von Portella mit 60,000 Ducati Jahresgehalt, die Schenkung des Johannisberges (1815), die Vortheile bei den Anleihen (1817, 18) und wenn man von diesen bekannten Anfängen auf die unbekannten Fortsetzungen schließt! Ein Mann von solchem Ruf und Leben konnte ein vollkommener Höfling, nie konnte er ein großer Staatsmann sein. Zu dem unverdienten Namen eines solchen fing er an zu gelangen in der Zeit, als Oestreich eben so unerwartet zu einer glänzenden Herstellung kam, als in dem Kampfe 1813 die ungenügenden Kräfte Preußens und Rußlands Oestreich gestatteten, die Bedingungen seines Beitritts vorzuschreiben. Seitdem erhielt Metternich einen Einfluß in dem europäischen Rathe, wozu ihm nach Steins Ansicht weder sein Talent, noch sein Charakter, noch die militairische Stellung seines Landes einen Anspruch gab. „Er ist," so charakterisirt ihn Stein, „ein kalter, absichtlicher, flach berechnender Mann, der sich vor jeder kräftigen Maßregel scheut, sich das Ziel nahe steckt und sich mit kümmerlichem Flickwerk behilft." — Drückten doch selbst seine alten Dutzbrüder ihm ihre Bewunderung nicht immer in schmeichelhafter Weise aus. „Aber Clemens," rief ihm Graf Solms nach langer Trennung beim ersten Wiedersehen zu, „was hat das Glück für einen Spitzbuben aus Dir gemacht?" „Lieber Solms," entgegnete Metternich, „Du weißt doch noch immer nicht Ziel und Maß in Deinen Ausdrücken zu halten." „Zur Zeit des Staatsbankerotts in Wien (1811), als er Wallis verderbliches System mißbilligte, aber dennoch Minister neben ihm blieb, schalt man ihn einen Courtisan. So empörte er in der Zeit des drohenden Bruches zwischen Frankreich und Rußland vor 1812 durch sein zögerndes Ausweichen vor jedem großen Entschlusse, so bei Preußens Erhebung 1813 jeden kräftigen Vaterlandsfreund durch seine kalte Berechnung, durch seine Scheu vor jeder kräftigen Maßregel, durch seine Vermittelungsversuche, durch die nahgesteckten Ziele und das kümmerliche Flickwerk seiner Politik. Dasselbe Spiel trieb er zu gleichem Aergerniß derselben Männer 1814 in Frankreich fort. Auf dem Wiener Congresse schien er durch seine Winkelzüge Napoleons Ausspruch über ihn zu rechtfertigen, daß er Ränkemacherei für Staatskunst nehme; wir werden sehen, wie er bei den Verhandlungen der Staatsmänner Unwillen erregt durch die Unwahrheit, mit der er die Verwickelungen hervorruft, an denen seine Natur Freude zu haben schien. Diesem Spiele zusehend, nannte ihn der russische Staatsrath Merian mit schweizerischer Derbheit „lackirten Staub";*)

*) Nostitz, Leben und Briefwechsel. S. 180.

und selbst Talleyrand durfte ihn geringschätzig einen „Wochen-Politiker“ nennen, der Zwecke und Mittel ohne Rücksicht auf Ehr' und Treue jeden Augenblick wechselte.

„Liest man, wie die befreundeten englischen Staatsleute, Castlereagh über seine krummen Wege und sein Doppelspiel bei der Versorgung Eugens, Wellington über sein Benehmen bei Anlaß der Verringerung des französischen Besatzungsheeres (1815), Münster bei verschiedenen deutschen Angelegenheiten über ihn urtheilten, Alle in stets gleicher Verwerfung, so würde man nicht begreifen, wie je dem Namen dieses Mannes ein besserer Ruf gestellt sein konnte, wenn man nicht wüßte, wie Macht das Urtheil der Heimischen blendet und wie natürlich bei Fremden das Lob einer Staatskunst ist, die ihnen Vortheil bringt.“*) Alle, die sich in dem angemaßten Besitz der Herrschaft, des Reichthums, der Geburts- und Standes-Vorrechte befanden, stellten sich, welchem Lande sie auch angehören mochten, auf Metternichs Seite. Der Hochtory-Minister Englands, Lord Aberdeen, trieb den Aberwitz so weit, vor versammeltem Parlamente (1828) zu erklären: „die Metternichsche Schule ist eine Schule der Wahrheit, welche die Stimme der Völker für sich hat, während ihre Gegner ein Geist der Lüge leitet und die Meinung der Nationen sie verläßt.“

In seiner äußeren Erscheinung und seinem Benehmen in der Gesellschaft war Metternich so sehr der Mann des Scheines, daß er von Allen, denen ein oberflächlicher Anstrich für das Wesentliche gilt, als der erste Staatsmann und als der liebenswürdigste Gesellschafter bewundert und gerühmt wurde.

Trotz des anstrengenden, vielbewegten, weder in geistiger, noch in körperlicher Rücksicht geschonten Lebens nahm er es, was Ausdauer in der Arbeit, wie im Vergnügen betraf, mit dem kräftigsten jungen Manne auf. „Seine Züge,“ so conterfeit ihn ein Congreßgenosse, „sind regelmäßig, sogar schön zu nennen, sein Lächeln ist voller Grazie, sein Gesicht drückt Feinheit und Wohlwollen aus, in seinem schlanken Wuchs ist Ebenmaaß, Haltung und Gang sind edel und elegant.**) Bei einem ersten, flüchtigen Blick ist man versucht zu glauben, die

*) Gervinus a. a. O.

**) Sein vielgerühmtes Lächeln, von den Frauen, welche Tauschhandel in Gunstbezeigungen mit ihm trieben, bezaubernd gefunden, war bei Männern, welche er dadurch für sich zu gewinnen suchte, nicht immer von so glücklichem Erfolge. „Dem Marschall Lannes zeigte es kriechende Schmiegsamkeit, dem Freiherrn Hormayr List und Lüsternheit, dem Lord Russell

Natur habe ihn verschwenderisch mit all jenen verführerischen Gaben ausgestattet, welche nur zu frivolen Siegen herauszufordern scheinen; faßt man ihn aber näher ins Auge, so erkennt man in diesen Zügen Ernst und festen Willen, die Tiefe seines Blickes verräth ein politisches Genie (!), man erkennt in ihm den Mann, dessen Händen die Regierungsgeschäfte eines großen Reichs anvertraut waren, von dem die Angelegenheiten Europa's in sehr bedenklichen Lagen entschieden wurden." Zur Zeit des Congresses stand er auf dem Höhepunkt seines Ruhmes, obschon seine Macht und Wirksamkeit später noch zunahmen. Er hatte den allwissenden Napoleon hinter's Licht geführt, dessen feinspürende Diplomaten und Unterhändler überlistet, das Kaiserhaus Oestreich aus tiefster Erniedrigung wieder aufrichten helfen, ohne dazu eines Aufrufes „An Mein Volk" zu bedürfen, dem Kaiserstaat zur früheren Machtstellung verholfen und mit seinen politischen Grundsätzen, wie beschränkt sie auch waren, umsponn und umspannte die gefrorne Seele des Egoisten die Geschicke Europa's. „An der Spitze des Congresses," bemerkt Varnhagen, „wenn wir die Monarchen, wie billig, außerhalb der diplomatischen Sphäre lassen, stand unleugbar der Fürst Metternich; in ihm erkannte man schon im Voraus den Präsidenten dieser hohen Versammlung, die ihn auch bald ausdrücklich dazu erwählte. Da Oestreich gleichsam den Wirth machte, die Eingeladenen bei ihm zu Gaste und in Obhut waren, so vereinigte der Minister dieses Staates mit dem vollwichtigen Ansehen, das ihm als solchem überall inwohnen mußte, das ihm auch in Paris und London nicht hätte fehlen können, und mit der ohnehin wirksamsten Geltung der bedeutenden Persönlichkeit, zugleich allen Vorzug und Einfluß, der das Zuhausesein, das Zugebotestehen der ganzen Oertlichkeit, mit einem Worte das Recht des Wirthes hier unberechenbar gewährte." — Die persönliche Bedeutung des Fürsten zeigte sich schon in dem merkwürdigen Umstande, daß ihm, dessen Vorrang alle andere Bevollmächtigten anerkannten, auch der Kaiser Alexander, der von den Monarchen am meisten persönlich in politische Verhandlung einging, für solchen Fall kaum noch als ein Höherer gegenüberstand, sondern der russische Kaiser und der östreichische Minister als zwei gleiche Kämpfer auf demselben Boden geraume Zeit um den Preis des Sieges rangen. Anfangs schien das Verhältniß als ein durchaus günstiges und

---

nichtssagende Gewohnheit. Den Ausdruck von umfassender Einsicht und ausgezeichnetem Geiste, die Furchen ernsten Nachdenkens, wollte der Letztere auf dem Gesichte des schon vollendeten Staatsmannes nicht entdecken."

hätte als ein einträchtiges unwiderstehlich alle anderen Verhältnisse des Congresses beherrschen müssen; allein es erfolgten Abweichungen, Verstimmungen und endlich völlige Entzweiung, wobei doch der gute Grund unerschüttert blieb, auf welchem die achtungsvolle Anerkennung nie verloren ging und späterhin rückhaltloses Vertrauen sich wieder erzeugen konnte.*)

Gelang es nun auch dem Fürsten Metternich, durch einschmeichelnde Worte der Herzogin von Sagan den Kaiser Alexander zu begütigen, durch Eingehen auf die, gegen Rußland und Preußen von Talleyrand angesponnenen, Intriguen den letzteren sich geneigt zu machen, durch angenommene Treuherzigkeit den König von Preußen in gutem Glauben zu erhalten, durch Gewandtheit und entschiedenes Auftreten den Fürsten Hardenberg in eine untergeordnete Stelle zu drängen, so sah er sich doch in den inneren, wie in den äußeren Angelegenheiten sehr oft von einer Seite beengt und beschränkt, wo man es am allerwenigsten vermuthen sollte: von Seite des Kaisers Franz. Erst neuerdings hat der geistreiche Verfasser „Zeitgenössischer Geschichte" die über die Stellung des Staatskanzlers zu seinem Kaiser vielfach verbreiteten irrigen Ansichten berichtigt.**) „Fast allgemein," bemerkt der Verfasser, „sieht man in Metternich eine dämonische Natur, einen Mann von eisernem Willen, der den Kaiserstaat ungefähr in der Weise des Cardinals Richelieu regierte, in Kaiser Franz dagegen einen schwachen, aber gutmüthigen Fürsten, der seinen Minister gewähren ließ. In der Wirklichkeit war es anders. Kaiser Franz war der Herr, Metternich der Diener; freilich ein glänzend begabter Diener, der sich aber doch nur dadurch an der Spitze hielt, daß er in allen ernsthaften Collisionsfällen dem Willen seines Herrn sich fügte. Durch seine Anlage und Erziehung ein Diplomat im größten Stil — „in des Wortes verwegenster Bedeutung" möchten wir hinzufügen — war er des Kaisers rechte Hand in Bezug auf die auswärtigen Angelegenheiten, aber selbst hier war sein Wille nicht souverain, sondern nur soweit seine Ideen mit denen des Kaisers übereinstimmten, was nicht durchweg der Fall war.***) Schon

*) Nach des Kaisers Alexanders Tode ging ein Gerücht, daß der Kaiser Nicolaus I. sich geweigert, eine Pension von 10,000 Ducaten, welche Metternich jährlich von Rußland erhielt, ferner zu zahlen.

**) Fr. A. Schmidt. Zeitgenössische Geschichte. Berlin 1858.

***) Die allerschwersten und schwierigsten Aufträge ertheilte der Kaiser seinem Minister gewöhnlich mit kurzen und bündigen Worten. Als er ihn nach den, für die französischen Waffen, siegreichen Schlachten bei Lützen und Bautzen nach Dresden an Napoleon sandte,

im Charakter bestand ein scharfer Gegensatz. In sittlicher Beziehung hegte Franz die allerstrengsten Grundsätze, Metternich dagegen die allerleichtfertigsten, deren Anwendung zuweilen ans Frivole streifte. Der Kaiser war von Gemüth bis zur Unbeugsamkeit hart; der Minister bis zur Weichheit biegsam und nachgiebig. Sagte doch Franz selbst einmal: „im Verzeihen bin ich ein schlechter Christ, es kommt mir gar schwer an, der Metternich ist darin viel milder.“ Der Kaiser war ein strenger Katholik (in Florenz geboren und gefirmelt), geneigt sich jeder Forderung der Kirche zu fügen und den Jesuiten zugethan; Metternich hatte gar keine Religion (ein Vorzug, den er mit sämmtlichen, bei dem Congreß beglaubigten Ministern ohne Ausnahme gemein hatte), er war entschieden gegen alle Uebergriffe der kirchlichen Gewalt und betrachtete die Jesuiten mit Mißtrauen. Was zu seiner Zeit in dieser Beziehung geschah, war einer höheren Willensmeinung, was nicht geschah, war ihm zu danken. Der Kaiser war aus Instinct ein unerbittlicher Feind jeder Neuerung, gleichviel welcher Art; Metternich bekämpfte nur diejenigen Neuerungen, die man als abgetrotzt angesehen hätte. Metternichs Hauptfehler war die moralische Schwäche in der Durchführung dessen, was er als nothwendig oder zweckmäßig erkannte. Auf diese Schwäche sind die wichtigsten Motive seiner Politik zurückzuführen: seine übertriebene Revolutionsangst, seine Liebe zum Frieden um jeden Preis; durch sie wurde seine Besorgniß von ernsten Conflicten mit seiner Umgebung bedingt. Was seiner Stellung Dauer gab, war nicht blos die tief eingewurzelte Meinung, daß er der Unentbehrliche oder der Unvermeidliche sei, sondern eben die Schwäche seiner Natur, vermöge deren er, zumal bei Anlässen, wo jedes Mitglied der kaiserlichen Familie mitreden zu können glaubte, eben so rasch im Angriff als im Widerstand erlahmte. Er war seiner Natur nach weder Intriguant, noch Despot; dazu war er geistig und sittlich viel zu wenig straff geartet, viel zu sehr ein galanter, entgegenkommender und redseliger Lebemann. In der inneren Verwaltung wurde er selten gehört und absichtlich fern gehalten. Das war das Gebiet, worin der Kaiser selbst, wie ein Büreauchef arbeitete, so emsig, daß er sich das Zeugniß gab: „er hätte wohl ein brauchbarer Hofrath werden können . . .“ Metternich war nicht eigentlich Absolutist, wie sein Herr,

um das bestehende Bündniß zu kündigen, bestand das ganze „pro memoria“ in Folgendem: „z'oarst will I von Napoleon d'Allianz z'ruckhaben, — derweil kann I mi in alli Sattel richten! z'oarst bringens mir d'Allianz z'ruck;“ und Metternich brachte sie z'ruck, wie's ihm der Kaiser befohlen.

sondern nur conservativ. Er selbst spricht sich in einem Briefe dahin aus: „Das Ziel in unseren Zeiten ist nichts mehr und nichts weniger, als die Aufrechthaltung dessen, was vorhanden ist; darunter verstehen wir nicht nur die alte Ordnung der Dinge, sondern auch alle neuen, gesetzlich geschaffenen Institutionen. Die Rückkehr von Neuem zu dem, was nicht mehr vorhanden, ist mit eben so viel Gefahr verbunden, als der Uebergang vom Alten zum Neuen, beides kann den Ausbruch von Unruhen herbeiführen, welche um jeden Preis zu vermeiden sind." — Diese Ansichten, welche mit den, auf den Congressen zu Aachen und Karlsbad, Laibach und Troppau bethätigten Grundsätzen keineswegs übereinstimmen, brachte Metternich nach der Juli-Revolution 1830, durch welche Karl X. aus Frankreich vertrieben, Louis Philipp Orleans, als Bürger-König vom Volke auf den Thron erhoben wurde, zur Geltung. Er gehörte durchaus nicht zu denen, auf welche Napoleons Wort: „sie haben nichts gelernt und haben nichts vergessen" Anwendung findet. Für Oestreich lag damals die Versuchung sehr nah, sich in die verwirrten Parteikämpfe Frankreichs einzumischen. Der Sohn Napoleons, ein Jüngling von neunzehn Jahren, befand sich in der Obhut und großväterlichen Fürsorge des Kaisers Franz in Wien. Wenn man auch für den Unterricht des Knaben beschränkte Grenzen gezogen, den heranwachsenden Jüngling durch verführerischen Umgang sinnlich und sittlich zu Grunde gerichtet hatte, so war es doch nicht möglich gewesen, ihn mit der Geschichte Frankreichs, mit den rühmlichen Thaten seines Vaters in Unbekanntschaft zu lassen. Damit nun der junge Herzog von Reichstadt — diesen Titel führte er — ausschließlich in der Wienerischen Staatskanzlei aufgefüttert werde, erhielt der Fürst Metternich von dem Kaiser Franz den Auftrag, den Unterricht in der Politik, Geschichte und anderen Staatswissenschaften zu überwachen und ihm Vorlesungen über die Geschichte Napoleons zu halten. „Ich wünsche," äußerte der Kaiser, „daß der Herzog das Andenken seines Vaters ehre, dessen große Eigenschaften, so wie dessen Fehler sich zum Beispiele nehme, um den einen nachzueifern, die anderen zu vermeiden, um ihren traurigen Folgen zu entgehen. Vorenthalten Sie ihm keine Wahrheit, aber lehren Sie ihm vor Allem das Andenken seines Vaters ehren." — „Ich werde," entgegnete Metternich, „mit dem Prinzen so über seinen Vater sprechen, wie ich wünsche, daß man dereinst mit meinem Sohne über mich sprechen möge." — Zum Beweise, wie sehr es dem Fürsten Metternich gelungen sei, dem Sohne Napoleons die heilsamen, conser-

vativen Principien der geheiligten Legitimität von Gottes Gnaden beizubringen, wird angeführt: als bei der ersten Nachricht von dem Volksaufstande in Paris im Juli 1830 bei Hofe davon gesprochen wurde, es müsse ein Krieg gegen die Revolution unternommen werden, habe der junge Napoleon lebhaft ausgerufen: „Ich wollte, der Kaiser ließe mich mit seiner Armee Karl X. zu Hülfe marschiren." Eine glänzendere Aussicht für den Sohn des Verbannten von St. Helena bot sich dar, nachdem bereits Louis Philipp den Thron bestiegen und von den europäischen Großmächten Anerkennung seiner, aus der Volkssouverainetät hervorgegangenen, Berechtigung zur Krone verlangte.

Talleyrand, der vielgewandte und gewendete Diplomat, traf gegen Ende des Jahres 1830 in Wien ein. „Er war," so wird uns mit Berufung auf Metternichs vertrauliche Mittheilungen erzählt, „beauftragt, unter dem Deckmantel einer ganz verschiedenartigen Sendung bestimmte Vorschläge zu Gunsten des Herzogs von Reichstadt zu machen, indem er für diesen Fall jede Bürgschaft des Friedens und der Freundschaft zu gewähren und eine solche Organisation der Regierungsgewalt in Frankreich zu begründen versprach, daß die Anarchie fortan nie wieder ihr Haupt gegen die gesellschaftliche Ordnung zu erheben im Stande wäre.

„Diese Mittheilungen wurden zwar von dem Fürsten Metternich angehört, aber mit jener kalten Ruhe, welche dem gewünschten Plane alle Hoffnung des Gelingens zum Voraus abschnitt, und eben so wenig vermochte die Vorlegung eines Constitutions-Entwurfs für den, unter Napoleon II. wiederhergestellten, Kaiserstaat eine günstigere Stimmung bei ihm zu erwecken. Nicht einmal auf eine Untersuchung der Mittel ließ sich der Fürst ein, sondern beschränkte sich auf die einfache Frage: „was verlangen und erwarten Sie eigentlich von uns?" — „„Daß Ew. Durchlaucht uns den Herzog von Reichstadt an die Grenze von Frankreich bringen lassen. Seine Erscheinung daselbst und der Zauber des Namens Napoleon werden plötzlich den hinfälligen Bau zusammenbrechen lassen, welcher auf Frankreich lastet und ganz Europa mit seinen Trümmern bedroht."" — „Und welche Bürgschaft geben Sie dem Herzog von Reichstadt für seine Zukunft?" — „„Die Liebe und der Muth der Franzosen werden ihn umgeben und einen Wall um ihn bilden."" — „Vielleicht sechs Monate lang und dann würde er von Haß, Neid und Verschwörungen umgeben, am Rande des Abgrundes stehen."

„Ich habe Ihnen," entgegnete Metternich dem Fürsten Talleyrand, „bereits erklärt, daß der Kaiser, mein Gebieter, zu fest an seinen Grundsätzen, an den Pflichten für seine Völker und an dem Wunsche für das wahre Glück seines Enkels hält, um jemals den Vorschlägen solcher Art Gehör zu leihen. Und überdies täuschen Sie sich völlig über den Ausgang Ihres Unternehmens, oder vielmehr über die Dauer seiner Resultate: denn, ohne Napoleon zu sein, Napoleonismus zu machen, das geht nun und nimmermehr an. Damit Napoleon durch sein Genie, wie man es sobald nicht wieder finden wird, die Revolution bezwingen konnte, mußten die Umstände ihn auf ganz besondere Weise begünstigen. Eine ununterbrochene Folge von Siegen mußte ihn der Anhänglichkeit seiner Soldaten versichern und das Urtheil des Volkes durch eine Mischung von Furcht und Enthusiasmus gefangen nehmen. Verblendet durch die Dauer seiner Triumphe hatte er selbst die Zuversicht auf das Gelingen aller seiner Unternehmungen in sich und auch alle Anderen setzten sie in ihn. Aber eine solche Gewalt konnte nur vorübergehend sein, eben weil sie allein durch die Beständigkeit des Erfolges bedingt war. Sobald das Glück ihn verließ, trat auch die öffentliche Meinung als Feindin gegen ihn auf und der Thron war verloren. Und was würde heut zu Tage (1830) selbst ein Napoleon zu bewirken im Stande sein, in einem Getümmel von Leuten, deren fratzenhafte Eitelkeit keinen Namen vierundzwanzig Stunden lang unbesudelt lassen kann: Er, dem in den Tagen seiner Macht eine Menge großer Generale und für die Verwaltung fähiger Männer zur Seite stand? Ein böser Geist scheint Frankreich auf das Niveau einer allgemeinen Nullität bringen zu wollen. Napoleon baute die Gesellschaft aus den noch vorhandenen Trümmern der umgestürzten auf; Sie aber machen es sich zum Geschäfte, die Trümmer selbst wieder in Trümmer zu schlagen. Unstreitig übt die persönliche Größe einen mächtigen Einfluß aus; allein so selten ihre Erscheinung ist, eben so selten geht sie von dem Vater auf den Sohn über. Es giebt andere Grundlagen der Ordnung, des Bestandes, der Wohlfahrt und diese Grundlagen finden sich nur innerhalb der wahren Principien vereinigt."

In Folge dieser Erklärung zerschlug sich die Unterhandlung, noch bevor sie eigentlich begonnen hatte.*)

---

*) Binder a. a. O. S. 283. Nach einer dem Verfasser von dem Fürsten Metternich gemachten mündlichen Mittheilung. Gleichlautend findet man diesen Bericht in: „Montbel,

Es war für Metternich die Zeit gekommen, wo er zufrieden war, „sein Schäfchen ins Trockne gebracht zu haben“; er ließ sich willig finden, ohne große Umstände „den Bürger-König“ anzuerkennen, und war weit davon entfernt durch eine Proclamirung des Herzogs von Reichstadt als Kaiser Napoleon II. sich Ungelegenheiten zuzuziehen. „Die Scheu vor anstrengender Arbeit und jeder Gemüthsstörung machte den zu hohen Würden und großen Reichthümern gelangten Minister jeder durchgreifenden Unternehmung abgeneigt; das Bestreben, seine Stelle zu behaupten, überwog in dem genußsüchtigen und bedürfnißvollen Manne jedes andere Interesse.*) Seine nach Innen und Außen niederhaltende und niederdrückende, passive Politik hat Oestreichs Einfluß in den auswärtigen Dingen durch mehrere Jahrzehnte stufenweise in Abnahme und seinen Namen überall in üblen Klang gebracht. Der Fürst Metternich erhielt in Oestreich die höchste Würde des Staatskanzlers, und von Europa alle Orden, bis auf Einen, den Orden des englischen Kniebandes, aber den Ruhm eines großen Ministers wird er in Oestreichs Andenken nicht behaupten. Man wird ihn vielleicht mit Talleyrand vergleichen, mit dem er die Trägheit und Gleichgültigkeit, die Oberflächlichkeit und Sittenlosigkeit, die Trockenheit des Herzens, die Genußsucht, die Unfähigkeit zu fruchtbaren politischen Schöpfungen theilte, aber man wird ihn, so wenig wie diesen, keinem der thatkräftigen Minister des französischen Absolutismus, selbst nicht denen von so zweifelhaftem Ruhme, wie Richelieu und Mazarin, gleichstellen. . . . Selbst wenn er einmal die Hoffnung aussprach, daß sein Wirken für das allgemeine Wohl nicht verloren sein werde, wenn er sein Stetigkeitsprincip in Schutz nahm, dessen schlimmere Stellen beschönigend zu übergleißen suchte und seine schlimmsten ungenirt ableugnete, so war selbst dieser Schein so plump „affichirt“, daß dies seine Gleichgültigkeit dagegen nur um so stärker bewies. Galt er doch unter den Beobachtern ganz in seiner Nähe dafür, daß seinen Neigungen eigentlich freisinnigere Grundsätze nicht fremd seien, daß er

---

Herzog von Reichstadt. Leipzig 1833.“ Weder Montbel noch Binder nennen Talleyrands Namen, bezeichnen ihn aber so genau, daß kein anderer gemeint sein kann.

*) Wer erkennt nicht Metternich in dem „Minister“, welcher in Göthe's Faust auf dem Blocksberg klagend ausruft:

„Jetzt ist man von dem Rechten allzu weit,
„Ich lobe mir die guten Alten;
„Denn freilich, da wir Alles galten,
„Da war die rechte gold'ne Zeit.“ —

sie aber um seines Herrn willen unterdrücke und darum überall geflissentlich seine Verachtung des „gent liberal“ zur Schau trage, den Werkzeugen des verhärteten Despotismus, Gentz und dem Chef der Polizei, Graf Sedlnitzki, selbst in ihren Uebertreibungen freien Lauf lasse und seinen ganzen Beruf in die Erstickung jeder freien Regung setze.“*)

So schweren Anschuldigungen gegenüber wollen wir dem Beklagten das Recht der Vertheidigung nicht verschränken und vor anderen Entlastungszeugen, an denen es, zumal aus der Zeit, da er noch der allgebietende Staatskanzler war, nicht mangelt, zuvor Einen vernehmen, den man des Servilismus nicht bezüchtigen darf. Heinrich Heine, den man mit gleichem Rechte, wie Aristophanes, den „ungezogenen Liebling der Grazien“ nennen darf, der aus Preußen verbannte Demagog, trat für Metternichs System und Oestreichs Politik in die Schranken. „In der That,“ sagte er, „wir können gegen Oestreich kämpfen, und todeskühn kämpfen mit dem Schwerte in der Hand, aber wir fühlen in tiefer Brust, daß wir nicht berechtigt sind, mit Scheltworten diese Macht zu schmähen. Oestreich war immer ein offener, ehrlicher Feind, der nie seinen Ankampf gegen den Liberalismus geleugnet, oder auf eine kurze Zeit eingestellt hätte. Metternich hat nie mit der Göttin der Freiheit geliebäugelt, er hat nie in der Angst des Herzens den Demagogen gespielt; er hat nie Arndts Lieder gesungen und dabei Weißbier getrunken, er hat nie auf der Hasenhaide geturnt; er hat nie pietistisch gefrömmelt, er hat nie mit den Festungsarrestanten geweint, während er sie an der Kette festhielt; man wußte immer, wie man mit ihm daran war, man wußte, daß man sich vor ihm zu hüten hätte und man hütete sich vor ihm. Er war immer ein sicherer Mann, der uns weder durch gnädige Blicke täuschte, noch durch Privatmalicen empörte. Man wußte, daß er weder aus Liebe, noch aus kleinlichem Hasse, sondern großartig im Geiste eines Systems handelte, welchem Oestreich seit drei Jahrhunderten treu geblieben war. Es ist dasselbe System, für welches Oestreich gegen die Reformation gestritten; es ist dasselbe System, wofür es mit der Revolution in den Kampf getreten u. s. w.“**)

Nicht mit gleicher Unbestochenheit führt der uns bereits bekannte lobrednerische Biograph des Fürsten dessen Vertheidigung. „Mit dem Congresse von

*) Münsters Denkwürdigkeiten. Brief von Hardenberg vom 14. October 1826. — Gervinus a. a. O. I. 425.

**) H. Heine, französische Zustände. 1832.

Wien," bemerkt Binder,*) „beginnt ein neuer Zeitraum in der Geschichte des europäischen Staatensystems, ausgezeichnet durch eine Menge großartiger Ereignisse, noch ausgezeichneter durch die Bedeutsamkeit hervorragender Individualitäten, deren Einfluß und Willensäußerung sich stets in jedem Hauptmomente der neuesten Zeitgeschichte erkennen läßt. In der Reihe dieser Persönlichkeiten aber behauptet hinwiederum Fürst Metternich — schon als Minister Oestreichs, des ausdauerndsten Kämpfers in dem Befreiungskriege und der vorsitzenden Macht im Rathe der Friedensfürsten — ohne Streit eine der ersten Stellen; er behauptet sie jedoch mit noch weit höherem Rechte um seiner seltenen persönlichen Verdienste willen. Seinem diplomatischen Talente, seiner Einsicht und edlen Beharrlichkeit gebührt ja der Ruhm, nicht nur die Revolution sammt allen ihren verderblichen Auswüchsen überwunden, sondern, was noch mehr ist, die Grundsätze des gegenwärtigen Staatensystems entworfen und dem öffentlichen Leben in unseren Tagen (1814 bis 1848) die Bahn seiner naturgemäßen, geregelten Entwickelung vorgezeichnet zu haben." Der Verfasser bezeichnet als das Princip, welches der Leitstern Metternichs auf seiner ganzen politischen Laufbahn gewesen sei: Bekämpfung der französischen Revolution und ihrer Grundsätze; Festhalten an dem historischen Rechtsprincipe der Staaten. — „Nicht im Vertrauen auf das Glück des Augenblicks, dessen bevorzugten Günstling ihn Einige zu nennen belieben, sondern lediglich in seinen persönlichen Tugenden, die selbst seinen erklärtesten Feinden Hochachtung abnöthigten, hat Metternich das große Geheimniß gefunden, welches ihm die schwierige Stellung, die Gewissen und Pflicht ihm einzunehmen geboten hatten, so unendlich erleichterte, ihm Muth und Beharrlichkeit in jeder Lage verlieh, und den glücklichen, ja wundervollen Erfolg seiner Bestrebungen sicher stellte; Grundsätzen huldigend, denen jeder Vernünftige, jedes bessere Gemüth leicht zugänglich ist, kostete es ihm keine Mühe, jene ränkevollen Staatskünste unbenutzt zu lassen, womit die ganze Politik des despotisch-liberalen Franzosenthums durchspickt war; Gerechtigkeit, Ueberlegung und ungeschminkte Vernunft waren ihm die Leitsterne auf der Bahn seines mühevollen Berufs. Für jede große Idee empfänglich, affectirte er doch niemals eine schnelle Begeisterung. Er ließ sich nie von einem plötzlichen Gedanken hinreißen, sondern befreundete sich nur mit solchen Entwürfen, von deren Ausführ-

---

*) Fürst Metternich. 3. A. 1845. S. 182.

barkeit er eben so, wie von ihrer Zweckmäßigkeit überzeugt war. Jeder kleinlichen Berechnung war er feind, seine politische Handlungsweise machte er immer nur von dem Gebote derjenigen Normen abhängig, mit denen Oestreich selbst stehen, oder fallen muß: ein Grundgedanke, den er mehr, als irgend ein Staatsmann dieser Monarchie vor ihm, selbst der große Kaunitz nicht ausgenommen, erfaßt und festgehalten hat. Daher kam es, daß er bei Allen für eine der zuverlässigsten Stützen des Rechts und der Ordnung galt, daß nicht nur einzelne Stände, deren Existenz gesichert war, sondern selbst das unterdrückte Nationalgefühl aller Deutschen sich in den gefahrvollsten Zeiten unter seinen und seines erhabenen gleichgesinnten Monarchen Schutz flüchtete, und daß Oestreich bei der Schilderhebung wider Napoleon über eine Popularität gebieten konnte, wie sie noch keine Macht in gleichem Grade besessen hatte." — (Dies kann nur von der Erhebung im Jahre 1809 gelten.)

„Metternich ist der Schöpfer der politischen Größe Oestreichs und des gewichtigen Einflusses, welchen diese Macht seit Begründung des gegenwärtigen Systems in Europa auf alle Angelegenheiten des Welttheils ausgeübt hat und fortwährend ausübt; er ist der Schöpfer einer Staatskunst, dessen festeste Stützen väterlich-monarchische Grundsätze, weise Gesetze und durch die fortschreitende Zeit veredelte Formen sind, als deren glänzendste und wohlthätigste Eigenschaften wir die Gesetzlichkeit, Uneigennützigkeit und besonnene Ruhe erkennen; er ist es endlich, dem allein wir in einem Zeitalter, wo alle Symptome den nahen Ausbruch eines Krieges befürchten ließen, die Erhaltung des allgemeinen Friedens zu danken haben."

Der Kriegsbefürchtungen hat Metternich so viele an sich herantreten sehen, daß wir nicht bestimmt anzugeben vermögen, welche hier insonderheit gemeint sei. Indeß will der Lobredner nicht alles Verdienst seinem Helden zuschreiben. „Aber freilich," fügt er hinzu, „wäre selbst das ausgezeichnetste politische Talent nicht im Stande gewesen, so Großes und so Vieles zu bewirken, wenn nicht der treffliche Organismus des östreichischen Kaiserstaates selbst die sicherste Garantie des Gelingens dargeboten hätte." Nach einem heftigen Ausfalle gegen die constitutionelle Monarchie fügt der Verf. hinzu: „Woher sollte auch bei einer Staatsform, wo der Minister nicht demjenigen, dessen Befehle er ausführen soll, verantwortlich, sondern ein Sklave der stets wechselnden Volksmeinung ist, wo er jeden Augenblick das gezückte Schwert des Damokles an einem Haare über seinem

Nacken schweben sieht, — woher sollte da jener sich stets gleich bleibende Geist, jene Ruhe und Furchtlosigkeit kommen, die nicht blos zu schaffen, auch das Geschaffene zu erhalten verspricht?"

Da der Lobredner sich der großen Begünstigung rühmt, „in einem vierjährigen persönlichen Verkehr mit dem Fürsten gestanden zu haben," dürfen wir mit Zuverlässigkeit darauf rechnen, in seiner Schilderung eine Zeichnung nach dem Leben zu erhalten, und nicht mehr und nicht weniger von dem Charakter und der amtlichen Wirksamkeit Metternichs zu erfahren, als was derselbe für öffentliche Mittheilung geeignet hielt. Selbst manches Unbedeutende wird uns nicht vorenthalten: „Des Fürsten Aussehen," wird bemerkt, „ist gesund, seine Züge geistreich und angenehm; er geht und steht aufrecht (also nicht auf allen Vieren) und ist ohne andere Formen und Manieren des Benehmens, als die einer verbindlichen Höflichkeit, schmucklosen Gradheit und Freimüthigkeit gegen Alle, die sich ihm nähern. Er ist gesprächig, doch nie, ohne interessant zu sein. Daß Metternich mit seinem anerkannt diplomatischen Talente auch das eines seltenen Scharfsinns vereinige, daß er mit einem Blicke das ganze Innere des Menschen zu ergründen verstehe, und mit der gewinnendsten Freundlichkeit das Vertrauen Anderer zu erwecken vermöge: dies sind Eigenschaften, die von Freunden und Feinden noch bei keiner Gelegenheit verkannt worden sind und selbst Napoleon, der vielleicht alle Ursache hatte, Metternichs durchdringenden Scharfblick zu fürchten, konnte bei allem Hasse doch nicht umhin, seine Freundschaft zu wünschen und zu suchen. Uebrigens ist der Fürst des festen Glaubens: er habe nicht einen einzigen persönlichen Feind in der Welt.*) Er kann, sagte er, nicht einsehen, aus welchem Grunde, es sei denn aus Eifersucht über die hohe Stellung und den Einfluß, welchen ihm dieser oder jener, der sich für gleich befähigt hielte, mißgönnen wollte. Als Diplomat spricht es der Fürst beständig aus und hat es auch stets durch die That bewährt, daß offenes und entschiedenes Benehmen das ehrenvollste und erfolgreichste sei. Daher kommt es auch, daß Alle, die je persönlich mit ihm zu thun hatten, mochten selbst ihre politischen Ansichten noch so weit von den seinigen abweichen, nicht anders, als mit der höchsten Achtung von ihm sprechen. Auch haben wir und mit uns Viele

*) Und wie viele bewährte Freunde? — Luther, Friedrich II., Napoleon I. durften sich rühmen eine ganze Welt persönlicher Feinde zu haben, dafür aber hatten sie auch eine Anzahl treu ergebener Freunde.

die Erfahrung gemacht, daß alle die, welche seine Bekanntschaft erlangten, sich in Hinsicht ihrer vorher gebildeten Meinung von diesem Staatsmanne nicht wenig getäuscht haben. — Von dem Augenblicke an, wo Metternich die Leitung der auswärtigen Geschäfte übernahm, hat er so viele Beweise der eminentesten Fähigkeiten abgelegt, daß man wohl behaupten darf, er sei dem Gebäude der östreichischen Politik zur unentbehrlichen Stütze geworden und daß seine Verdienste um den Kaiserstaat in jeder Hinsicht unvergänglich genannt werden müssen."*)

Zwanzig Jahre waren seit dem Wiener Congreß vergangen, die auf- und abwogende Fluth der Ereignisse auf dem Gebiete der Politik hatte so manche vollbrachte Thatsache hinweggespült, die restaurirten Bourbons in Frankreich waren zu Fall gebracht, der Fortschritt der staatlichen Entwickelung in einzelnen deutschen Staaten wurde bemerkbar, in vielen regierenden Häuptern waren die verrotteten Marotten des Absolutismus ins Schwanken gerathen, ihre Minister schüttelten bedenklich die Köpfe — nur Einer hatte seine conservativen Grundsätze conservirt: Metternich. — Wir haben oben die Schilderung, welche Varnhagen von ihm während des Congresses giebt, mitgetheilt; einer letztwilligen Verfügung desselben danken wir die Gunst, über den Fürsten Staatskanzler aus späterer Zeit die schätzbarsten Aufschlüsse geben zu können. Varnhagen, welcher bei Lebzeiten mit so mancher, bereits zum Druck fertigen Aufzeichnung zurückhielt und scherzend zu äußern pflegte: „Das Beste darf ich euch ja doch nicht sagen!" hatte bestimmt, daß ein achter Band seiner Denkwürdigkeiten, in welchem die, bei einem mehrwöchentlichen Aufenthalte in Wien und Baden 1834 mit Metternich gehabten v e r t r a u l i c h e n, Unterhaltungen enthalten sind, nach seinem Tode veröffentlicht werden sollte. Dies ist geschehen, und wir finden darin zur Vervollständigung des Lebensbildes Metternichs, welches wir zu geben versuchen, einige sehr charakteristische Züge. „Die Grundsätze," äußerte Metternich gegen Varnhagen unter vier Augen, „welche ich mir vom Anfang meiner Laufbahn gewählt, haben sich mir in allen Lebens- und Geschäftserfahrungen erprobt, und ich kann sagen, daß seit 25 Jahren, die ich an der Spitze des Cabinets stehe, mich nie etwas gereut hat. . . . Wo Alles wankt und wechselt, ist vor Allem nöthig, daß irgend etwas beharre, woran der Suchende sich anschließen, der Verirrte seine Zuflucht finden könne. Dies Beharrende bin ich gewesen, hier hat

---

*) Binder a. a. O.

alles Bedürftige seine Anlehnung gehabt, hier hat das früher Feindlichste friedlich sich vereinigt. Es hat Zeiten gegeben, wo Frankreich, andere, wo Rußland mich hätten stürzen mögen, doch bald wandten sich die Dinge so, daß jene einsehen mußten, ich sei für sie der rechte Mann. Wie von den Staatsmächten, gilt dies auch von den Parteien. Durch mein Feststehen und ruhiges Beharren, durch meine stete Gleichmüthigkeit hab' ich Vertrauen erworben, Freunde und Feinde bezeugen es mir im höchsten Grade; die bedeutendsten Männer aller Parteien — hören Sie wohl, ich sage aller — haben sich mir genähert, mehr oder minder mit mir angeknüpft, ihre geheimsten Plane mir geöffnet und keiner hat sich schlecht dabei befunden, jedem habe ich das ihm Nöthige gesagt, keinen je dem andern verrathen; im Gegentheil, wie der katholische Beichtvater habe ich in mißlichen Collisionsfällen stets lieber mich geopfert und oft schwer dafür gelitten, daß ich das mir bewiesene Vertrauen geehrt und fremdes Geheimniß wohl bewahrt habe. . . . . Ich habe ein Princip und nach diesem handle ich unwandelbar. Ein Princip aber ist keine Doctrin, beide sind im Gegentheil sehr verschieden; jenes ist in der moralischen Welt, was in der physischen ein Felsen, fest, unbezwinglich, überall sich gleich; eine Doctrin ist immer willkürlich und in ihrer Folgerichtigkeit gewaltsam, für den Staatsmann ein schlechtes Werkzeug. Im Princip darf der Staatsmann nie wanken, er muß dasselbe unerschütterlich festhalten, dagegen in der Anwendung darf er sich tausend Modificationen gestatten; ja, er muß sie von selbst aufsuchen und wählen, wenn er sich und seine Sache nicht freventlich in die Luft sprengen will; der Staatsmann darf keine Stange Eisen sein, er muß eine Stahlfeder sein, die sich unter jedem Drucke biegt, ihm aber auch widerstrebt und gleich so, wie er aufhört, wieder die frühere Gestalt annimmt. . . . Wer ein Princip hat, muß auf das Aeußerste gehen, nicht eine Mitte (ein juste milieu) behaupten wollen, die in Wahrheit keine ist, sondern nur eine scheinbare, ein elendes Zusammenhalten widerstrebender Enden; so thue ich, ich gehe den Sachen bis auf den tiefsten Schlupfwinkel nach, dem Guten es zu fördern, dem Schlechten es zu vernichten; aber ich weiß, daß meine Art sich nach der Welt und den Umständen zu richten hat und mein Princip selbst hat dies Maß in sich und verwirft allen Fanatismus." . . . Der Fürst gerieth auf die Bedeutung Oestreichs. „Oestreich," sagte er, „ist unter den Mächten eine der ersten und wichtigsten, sowohl durch seine Lage, als durch seinen Geist und die Richtung, die in dem Ganzen walten, ein Großes,

sowohl ein Moralisches, als ein Materielles, denn — " hier verlor der Fürst, wie es ihm zuweilen begegnete, wenn er allzu redselig wurde, den Faden; in Verlegenheit aber kam er deshalb nie, so auch diesmal nicht, wo er, ohne den angefangenen Satz zu Ende zu führen, ein neues Thema „über die Vielheit der Sprachen in Oestreich" aufnahm.

Bei einem folgenden Besuche äußerte sich der Fürst über seine Stellung, seine Aufgaben und seine Grundsätze also: „Ich stehe im Grunde sehr allein; Gleichgesinnte habe ich gewiß Viele, Gleichhandelnde nur sehr Wenige. Ich bin für die Erhaltung des gesetzmäßig Bestehenden; wer das auch will, der ist mit mir, wer der Unordnung und Zerrüttung Vorschub thut, der ist wider mich und ich wider ihn."

„Die Erhaltung des Bestehenden," — Varnhagen fügte hinzu: „und Fortbildung", allein der Fürst nahm den Zusatz nicht auf und wiederholte trocken und fest: „Die Erhaltung des Bestehenden, davon geh' ich unter jeder Bedingung aus."

Metternich wußte sehr wohl, daß er seine Bekenntnisse einem Biographen und Memoirenschreiber, einem jener „Fuhrleute, der ihn in die Nachwelt fahren werde,"*) anvertraue, welcher, da er ihm persönlich befreundet war, davon einen ihm gewiß vortheilhaften Gebrauch machen werde. „Ich bin der Mann der Wahrheit," fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „und brauche das Tageslicht nicht zu scheuen, ich kann Jedem Rede stehen und von all meinem Thun Rechenschaft ablegen; es giebt keine Erörterung, auf die ich nicht freien Muthes eingehen könnte . . . . Vieles, was die Leute mir fern glauben, steht mir nahe und Vieles, was sie in meiner Bahn vorhanden meinen, liegt außerhalb derselben. Ich bewundere die Institution der Jesuiten, wie viele Protestanten auch thun, aber den Jesuitismus hasse ich wie die Pest, der hat keinen größeren Feind, als mich; in der Religion bin ich ein gläubiger Katholik, doch den Pietismus verabscheue ich. Eben so geht es mir mit dem Liberalismus, ich bin ihm ein unversöhnlicher Feind, aber darf mich wohl rühmen, im besten Sinne liberal zu sein. . . . . . Nichts ist mir widriger, als der sogenannte respect humain, dieser Inbegriff schlechter Bedenklichkeiten und Rücksichten, falschen Ehrgeizes und kleinlicher Eitelkeit, diese Furcht vor der hellen Wahrheit, diese Nachgiebigkeit gegen die Tageswerke, gegen das Geschrei der Menge, diese Besorgniß mit sich

*) So nannte sich einst Gagern, als Metternich von der Einbildung der Schriftsteller wegwerfend sprach, als ob sie es seien, welche den Ruhm zu geben oder zu nehmen vermöchten.

selbst im Widerspruch zu erscheinen, — das kämpfe ich stets in mir nieder. Ich bin selten in den Fall gekommen, vielmehr in Hauptsachen gar nicht, etwas zurücknehmen zu müssen, oder mich im Unrechte zu bekennen: träte aber ein solcher Fall je ein, so würde ich gar nicht verlegen sein ihn einzugestehen, im Gegentheil, ich würde meine Freude daran haben; denn wie Jemand, — ich glaube es war Fox, — einmal sagte: nach dem Genuß, im Spiele zu gewinnen, sei ihm der größte der, im Spiele zu verlieren, eben so muß ich sagen: nach dem Vergnügen, Recht zu haben, halte ich für das größte das, meinen Irrthum einzusehen und zu bekennen; ich würde mich dadurch nie herabgesetzt glauben, vielmehr steht der, welcher diese Selbstverleugnung übt, um so höher, denn sie ist nur möglich auf dem höchsten Standpunkte."

Varnhagen nahm die Gelegenheit wahr, seine Meinung über die Schädlichkeit und Erfolglosigkeit der Karlsbader Beschlüsse zu sagen und die Freiheit der Presse und der Universitäten in Schutz zu nehmen. „Der Fürst hörte dies Alles mit Gelassenheit an, wie denn eine seiner ächt staatsmännischen Eigenschaften ist, dies zu können und keine Meinung gleich als solche zum Verbrechen zu machen; vielleicht war es ihm auch recht, daß ich mich ganz ohne Hehl zeigte."

Das Stärkste, was Varnhagen in der heutigen Unterhaltung von dem Fürsten vernahm, war die Aeußerung, welche er in Betreff einer Note an die Berner Regierung machte: „ich bin doch begierig, was diese Canaillen mir hierauf antworten werden."

Varnhagen wurde auch bei dem diesmaligen Aufenthalt in Wien so sehr von der persönlichen Liebenswürdigkeit des Fürsten bezaubert, daß er ihn sogar gegen die Angriffe der eigenen Landsleute desselben in Schutz nahm. „Seine Persönlichkeit vertheidigte ich mit allem Feuer inniger Ueberzeugung und setzte seine liebenswürdigen Eigenschaften, unter denen sein edler Freisinn — ja, Freisinn — voranstände, in das hellste Licht."*)

Das zutreffendste, von Schmeichelei eben so, wie von Parteileidenschaft freie Charakterbild, und Würdigung der staatsmännischen Begabung und Wirksamkeit Metternichs giebt uns Wilhelm von Humboldt, der ihm auf dem Wiener Congreß und bei den Verhandlungen in Paris und Aachen nahe gestanden, auch sonst vielfach mit ihm persönlichen und geschäftlichen Verkehr hatte.

---

*) V—'s Denkwürdigkeiten. Bd. 8. S. 103.

„Metternich," so lautete 1828 Humboldts Urtheil, „ist ein schwacher, inconsequenter Minister, der, so wie das Glück ihn einen Augenblick verläßt, in größter Verlegenheit ist, der gar keine Ansichten hat, Alles persönlich nimmt, gegen schwache Gegner fast gar nichts ausgerichtet hat, dabei falsch und hinterlistig ist, und am Ende mit Schanden bestehen wird; es ist ihm gelungen, eine Zeit lang den Kaiser Alexander zu bethören und zu gängeln, das ist auch Alles. In Deutschland und Italien hat er immer nur die Augenblicke beschwichtigt, aber nirgend etwas Wesentliches hervorgebracht. Durch persönliche Manieren hat er auch den Lord Castlereagh und den Fürsten Hatzfeld eingefangen, nun das war eben nichts Großes! Er war vom Beginn seiner Laufbahn günstig gestellt, die Umstände kamen ihm zu Hülfe, alle Mittel Oestreichs lagen in seiner Hand, dem Kaiser Franz gab er nach und gewöhnte ihn dadurch ihm nachzugeben; hätte er sich von unten emporarbeiten sollen, da würde er es nicht weit gebracht haben."*) Selbst Varnhagen, wie günstig er auch durch die ihm von dem Fürsten bei allen Gelegenheiten bewiesene Freundlichkeit für ihn gestimmt ist, spricht doch zuletzt dem Staatsmanne ein keineswegs schmeichelhaftes Urtheil. „Dem Fürsten Staatskanzler Metternich war auf seinem langen Wege eigentlich nichts gelungen, seine ganze Amtsführung zeigt eine Kette von Geschehenlassen und Gestatten solcher Dinge, die er nicht gewollt, die er, so gut es ging, bestritten hatte; in allen Richtungen hat er immer eben so Vieles aufgeopfert und preisgegeben, als vertheidigt und errettet; in Frankreich hat er es nie zu besonderem Einfluß gebracht, Rußland und England waren ihm sonst stets überlegen; im Osten ist Rußland mächtig vorgeschritten, die Sache der Griechen hat Bestand gewonnen, in Deutschland bestehen Ständeversammlungen und der Zollverein, lauter Verhaßtes, Widerwärtiges für Metternich, der mit allen Kräften entgegenstrebt. Seine Schützlinge Don Carlos, Don Miguel, den Herzog Karl von Braunschweig, die Bourbons selber hat er unterliegen sehen und ihnen nicht geholfen, die Sachen in Italien wanken immerfort, jeder Hauch kann sie umstürzen. Wo ist da der Sieg, wo der Ruhm des östreichischen Ministers, welche die halbe Welt noch immer als stolze Thatsachen fabelhaft gelten läßt und verkündet. Dies Alles ist freilich wahr und schlagend." Zwar lenkt Varnhagen wiederum ein und versucht Metternich durch die Macht der Verhältnisse, in welche er dem

*) V—'s Denkwürdigkeiten. Bd. 8. S. 126.

Kaiser Franz und dem ungleichartig lose zusammengesetzten östreichischen Staate gegenüber gestellt war, zu entschuldigen; schließlich aber „quält er sich mit Ueberlegungen hin und her, ohne zu einem klaren Ergebnisse zu gelangen.“*) Und dies schrieb Varnhagen 1834; um wie vieles strenger würde sein Urtheil nach dem Spruch, den die Ereignisse 1848 über Metternich gefällt, gelautet haben?

Die Stärke Metternichs beruhte, zumal in früherer Zeit, vornehmlich darauf, daß er wußte, was er wollte, daß er sein Ziel mit Beharrlichkeit verfolgte und seiner Erfolge nach der Niederlage und Verbannung Napoleons so sicher war, daß er ohne alle Zurückhaltung sein politisches Bekenntniß aussprach. Am bündigsten that er dies gegen den Grafen Krasynski, welchen der Kaiser Nicolas I. im Frühsommer 1829 mit einer außerordentlichen Botschaft nach Wien gesendet hatte. Trotzdem, daß der Feldmarschall Diebitsch den Balkan überstiegen und in Adrianopel — freilich mit einem Heere von nur 18,000 Mann — eingerückt war, befand sich Rußland in einer sehr bedenklichen Lage, zumal da Oestreich sich nicht geneigt erklärt hatte, die russischen Eroberungsgelüste zu unterstützen. Der Graf Krasynski war von seinem Kaiser beauftragt worden dem östreichischen Cabinet zu eröffnen: „daß der St. Petersburger Hof nicht wenig erstaunt sei, den Fürsten Metternich sich in einer den Interessen Rußlands entgegengesetzten Richtung bewegen zu sehen, da nach der ganzen Lage Europas nur die innigste Vereinigung zwischen Oestreich und Rußland die Stabilität und Festigkeit der Throne sichern könnte.“

Hierauf antwortete der Fürst Metternich dem russischen Botschafter: „Oestreich ändert sein System niemals und unter keiner Bedingung; es steht bisweilen eine Zeit lang stille vor den Umständen, aber es verzichtet darum nie darauf, seinen Weg gerade zu verfolgen. Insofern die Leitung des östreichischen Cabinets in meinen Händen liegt, bin ich nichts weniger als der Feind Rußlands. Ich bin aber der Feind aller Neuerungen, weil ich fürchte, daß die Partei der Liberalen, die jedes Ereigniß zu Gunsten ihrer Zwecke ausbeutet, dabei ein reiches Feld für ihre Ernte finden werde. Ich bin deshalb auch der Befreiung Griechenlands, in der Weise, wie man dieselbe zu bewerkstelligen suchte, entgegen gewesen, weil ich voraussah, daß der Krieg das Resultat davon sein würde. Ebenso war ich der Abreise der Gesandten entgegen, weil dieselbe als Zwangsmittel nicht den

*) V—'s Denkwürdigkeiten. Bd. 8. S. 127.

Einfluß auf den Sultan haben konnte, den man davon hoffte, so wie ich jetzt ihrer Rückkehr entgegen bin, weil ich nicht sehe, daß diese günstige Folgen haben würde. Der Kaiser Nicolas sagt: er wolle keine Vergrößerung, sondern er führe diesen Krieg blos als Ehrensache; darum will auch ich, nun ich seine Absichten kenne, alles Mögliche thun, um der Pforte den Willen Sr. Majestät annehmbar zu machen. Die Gerüchte, daß Oestreich den Türken, wenn auch keine materielle, doch moralische Hülfe leiste, sind durchaus falsch, denn meine Depeschen lauten gleichförmig an alle Höfe und ich selbst würde den Türken rathen, in Hinsicht auf Griechenland nachzugeben, weil sie sonst doch, nachdem sie zuvor Tausende an Menschen und Millionen an Geld opfern müssen, dazu gezwungen werden.

„Ich gestehe Ihnen frei, daß mir die gegenwärtige Gefahr immer über die künftige geht; mit der einen muß man sich unverzüglich beschäftigen, mit der andern hat es Zeit.

„Ich weiß, daß der Kaiser Nicolas die Idee hat, als ob ich den Herrn, dem ich diene, nach meinem Willen leitete. Aber man verkennt den Kaiser von Oestreich in diesem Punkte durchaus; denn sein Wille ist fest und Niemand kann ihn zu dem bewegen, was er nicht will. Wenn er mich mit seiner Gnade überhäuft und Vertrauen zu mir hat, so geschieht dies, weil ich den Weg wandle, den er mir vorgezeichnet; und hätte ich das Unglück mich davon zu entfernen, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort: der Fürst Metternich würde nicht 24 Stunden mehr Minister der auswärtigen Angelegenheiten sein. Der Kaiser hat sein sechszigstes Jahr zurückgelegt; er hat zu viele trübe Momente hinter sich, um am Ende seiner Laufbahn nicht bei der Aufrechthaltung des Friedens zu verharren und er wird nur zu seiner Vertheidigung Krieg führen.

„Ich weiß, daß, um den Vulcan in Europa zu ersticken, ein inniges Band zwischen Oestreich und einem, an Größe und Kraft so einzigen Herrscher, wie der Kaiser Nicolas ist, bestehen muß. Aber wenn ein unglückliches Geschick es wollte, daß Europa seine Gesetze von Ideologen und hohlen Köpfen empfinge, die sich den Anschein geben, als dienten sie blos den Herrschern, so kann ich Ihnen Eines mit Bestimmtheit versichern: Oestreich wäre die letzte Macht, die nachgäbe. Nicht um Eroberungskriege handelt es sich: es ist davon die Rede, daß Jeder behalte, was er besitzt, daß die Majestät der Throne bewahrt und der Friede nach allen Seiten hin aufrecht erhalten werde."

Bei den Verhandlungen an der Wiener Congreßtafel werden wir von

Metternich Anträge und Zustimmungen, zumal in Beziehung auf ständische Verfassungsfragen, in einem durchaus liberalen Tone vernehmen. Erst später, als die Völker sich auf eigenen Füßen an die Spitze liberaler Bewegungen stellten, wähnte Metternich und der von ihm genasführte deutsche Bundestag durch Conferenz-Protokolle die nahenden Stürme beschwören zu können. Ueber so viele brennende Fragen in Angelegenheiten der Völker war der Fürst Staatskanzler auf den Congressen zu Wien, Aachen und Karlsbad mit leichten Füßen unversehrt zur Tages-Ordnung übergegangen; nun geschah es, daß eines schönen Morgens das durch ihn so hochbeglückte, so fest geknebelte Volk über des Fürsten Metternichs Angelegenheiten zur Tages-Unordnung überging. An ihm erfüllte sich das Sprüchwort: Hochmuth kommt vor den Fall!

„Kein Wunder," sagt Varnhagen, „wenn Metternich durch die Huldigungen, welche der Macht und dem Glücke stets überschwänglich zuströmen, am Ende gewöhnt wurde, den Stand seiner Person und der öffentlichen Angelegenheiten zu verwechseln! Die Macht und das Ansehen Oestreichs waren wirklich oft in seiner alleinigen Verfügung, das Glück schien wenigstens auf seiner Seite und diesen Schein wußte er geschickt zu unterhalten. Selbstständige Herrscher beugten sich ihm, oder behandelten ihn als ihresgleichen. Die Staatsmänner ersten Ranges, die englischen selbst nicht ausgenommen, nahten ihm, wie einem Höheren, wie einem Reihenführer, die unter ihm Angestellten — mit Ausnahme von Gentz — verehrten ihn gleich einem gebietenden Oberhaupt, einer leitenden Vorsehung. Eine früher thätige Opposition war längst auseinander gesprengt, beseitigt, zum Verstummen gebracht. Aufrichtig oder geheuchelt, in der Wirkung ununterscheidbar, erklang ihm unaufhörlich die ausgesuchteste Schmeichelei, so daß es auch dem Unbefangenen — (als ob der gute Varnhagen nicht zu den allermeist Befangenen gehört hätte!) — schwer wurde, sich dieses Tons zu erwehren; es war die Sprache, die hier gesprochen wurde, in der allein man hoffen konnte verstanden zu werden. In seiner Verwöhnung bediente der Fürst selbst sich solcher Ausdrücke, die nur dem wirklichen Herrscher zu gebühren schienen und es fehlte nicht viel, daß er in aller Unschuld wie Ludwig XIV. gesagt hätte: „Der Staat, das bin ich."

Wie mächtig das Selbstgefühl in dem Fürsten sich befestigt hatte, geht aus folgenden Zügen hervor. Der alte General a. D. Baron v. Wacquant-Gerzelles sprach mit ihm über die Schwierigkeit, sich nach einem thätigen Leben in

erzwungenem Ruhestande angenehm zu beschäftigen. Der Fürst leugnete, daß dies so schwer sei, es fänden sich immer Gegenstände, die zur Aushülfe dienten und wenn alle andern fehlten, wären noch die Frau, die Kinder, das Kartenspiel und vieles Andere übrig.*) Der General fand dies ungenügend und fragte den Fürsten: „Und womit werden Ew. Durchlaucht sich die Zeit vertreiben, wenn Sie nicht mehr in Activität sein werden?" Mit mehr Lebhaftigkeit, als er sonst zu haben pflegte, antwortete Metternich unwillig: „Aber Sie nehmen da einen Fall an, der zu den Unmöglichkeiten gehört."

Auf eine ähnliche Unmöglichkeit, die sich der Fürst in den Kopf gesetzt hatte, stieß der sächsische Gesandte, Graf von der Schulenburg-Klosterroda, welcher in anhänglicher Freundschaft dem Fürsten seit langer Zeit vertraut war und einstmals, in Betrachtung irdischen Wechsels von der Zweifelhaftigkeit des Nachruhmes und von der Ungewißheit sprach, daß nicht ein im Leben vergötterter Name nach dem Tode in den Koth getreten würde. Der Fürst erwiderte kalt: das sei ganz wahr und richtig, aber es gäbe Namen, die über diese Gefahr hinaus wären. Der Graf merkte, wie das gemeint sei, wollte jedoch einer solchen Einbildung nicht nachgeben und sagte: „Glauben Sie denn im Ernste, man wird Ihnen nichts Uebles nachsagen? Hundert Zungen, die jetzt gebunden sind, werden dann sich lösen und ich will es nicht erleben, das Alles mit anzuhören!" Metternich erwiderte mit Bitterkeit: „Sie mögen erleben zu sehen, wie sehr Sie sich geirrt haben!" und grollte dem Grafen längere Zeit.**)

Es ist bezeichnend für den Geist der März-Revolution in Oestreich, welche Metternich und sein System so schmählich zu Schanden machte, daß sie in Wien ihren Ausgang von dem gebildeten Mittelstande, von dem Gewerbevereine und der Universität nahm, ohne daß man in den höheren Regionen, am wenigsten Metternich, eine Ahnung von dem herannahenden Gewitter hatte.

In einer Adresse an den Kaiser vom 6. März sprach der Gewerbeverein

---

*) Die Vermählung des Fürsten betreffend, sei nachträglich bemerkt. Metternich war dreimal vermählt; in erster Ehe 1795 mit der Gräfin Eleonore von Kaunitz, welche 1825 starb; in zweiter 1827 mit Marie Antoinette von Leykam, Gräfin von Beilstein, welche 1829 starb; in dritter Ehe, 58 Jahr alt, mit der 26jährigen Gräfin Zichy-Ferraris. Aus allen drei Ehen erzielte er Kinder, drei Söhne und drei Töchter. Der älteste Sohn und Stammhalter des Fürstenhauses, Fürst Richard, seit 1859 östreichischer Botschafter in Paris, ist geboren aus der zweiten Ehe d. 7. Januar 1829, vermählt mit Pauline, Gräfin Sandor.

**) Varnhagen a. a. O. Bd. 8. S. 153.

die Ueberzeugung aus: „Der Kaiser werde die weisesten und zweckmäßigsten Mittel wählen, um den drohenden Uebeln zu begegnen.“ Entschiedener war der Schritt der Universität und des politisch-juridischen Lesevereins, welche sich nicht an den Kaiser wendeten, sondern ihre Adresse (den 12. März) „an die Landstände von Oestreich unter der Ems“ richteten, welche in Wien landtagen sollten. „In unbegreiflicher Verblendung,“ bemerkt ein östreichischer Historiograph, „hielt weder die Polizei, noch Fürst Metternich diese Bewegung für bedeutend.“*) Die Landstände, von dem vor und in dem Ständehause versammelten Volke bedrängt, sagten zu: „die Befürwortung der Wünsche des Volkes bei dem Kaiser augenblicklich zu übernehmen.“ Eine Deputation derselben, den Landmarschall an ihrer Spitze, begab sich nach der Burg, wo sie Metternich und den Minister dringend aufforderten zur Beschwichtigung der aufgeregten Gemüther eine Erklärung zu erlassen. Auch jetzt noch glaubte Metternich mit seinem, ihm unzweifelhaft erscheinenden „tel est notre plaisir!“ (so beliebt es uns) auszureichen. Er ertheilte den Bescheid: „daß durch ein eigens zu ernennendes Comité dasjenige, was die Zeitereignisse erheischen, geprüft und dem Kaiser (damals Ferdinand II.) zur Entscheidung vorgelegt werden solle.“ Die immer größer anwachsende, immer lauter werdende Volksmasse erklärte sich hiermit nicht zufrieden gestellt, es kam zum Zusammenstoß mit dem Militair und den Polizeisoldaten; von beiden Seiten gab es Todte und Verwundete. „In seiner Hofburg zitterte der Kaiser;“ und vergebens wandte er sich an Metternich. Der Fürst Staatskanzler, bei dem sich Ferdinand in allen bedenklichen Fällen Rathes zu erholen pflegte, war jetzt rathlos. Den Studenten und der Bürgerschaft wurde das kaiserliche Zeughaus geöffnet, um sich „zur Aufrechthaltung der Ordnung mit Waffen zu versehen.“ Da drang zu Metternichs Ohren der in Wien seit Erfindung der Buchdruckerkunst noch niemals vernommene Ruf: „Preßfreiheit!“ den der noch lautere: „Fort mit Metternich!“ übertönte.

Metternich wollte seinen Ohren nicht trauen; als ihm jedoch die in die Vorzimmer eingedrungenen Wortführer wiederholten, was die allgemeine Stimme des Volkes begehre, erwiderte er gefaßt: „Die Aufgabe meines Lebens war, für das Heil der Monarchie auf meinem Standpunkte zu wirken; glaubt man, daß mein Verbleiben auf demselben dies Heil gefährdet, so kann es für mich kein

---

*) Mailath, Geschichte des östr. Kaiserstaates. V. 404.

Opfer sein, selben zu verlassen.“ Zu der in dem Vorsaal immer größer werdenden Menge sprach er mit hochmüthigster Ueberschätzung seiner Allgewalt: „Ich sehe vor, daß sich die falsche Meinung verbreiten wird, ich hätte bei dem Austritt aus meiner Stelle die Monarchie mit mir davongetragen. Gegen eine solche Behauptung lege ich feierlichen Protest ein; weder ich noch irgend Jemand hat Schultern, breit genug, einen Staat davon zu tragen. Verschwinden Reiche, so geschieht dies nur, weil sie sich selbst aufgaben.“

Die Wortführer brachten der vor der Burg versammelten Volksmenge die frohe Botschaft: „der Fürst Metternich hat abgedankt!“ Mit ungeheurem Jubel wurde die Nachricht aufgenommen, nicht nur in Wien, aller Orten, wohin sie von einem Ende Europas bis zum anderen sich, obschon es noch keinen elektrischen Telegraphen gab, mit Blitzesschnelle verbreitete.

Einige verstockte Staatskanzleiseelen schmeichelten dem Fürsten auch nach diesem Vorgange mit dem Vertrauen, welches der Hof und die Gutgesinnten auf sein Verbleiben in seiner Stelle setzten, von welcher er noch nicht von dem Kaiser enthoben sei. Er antwortete: „daß er auf diese Weise nicht bleiben könne, denn seine Abdankung würde dann nur als Theaterstreich erscheinen. Nur die Bitten Jener, welche seine Abdankung so ungestüm gefordert hätten, könnten ihn veranlassen, im Amte zu bleiben.“

So sehr täuschte er sich noch heute (den 13.) über die Volksstimmung, daß er glauben konnte: die Wiener würden am folgenden Morgen ihren Rausch ausgeschlafen haben und ihn fußfällig um Verzeihung bitten. Er legte sich ruhig zu Bett, als ob nichts vorgefallen sei. Als am nächsten Morgen (den 14. März) ihm die bedenkliche Nachricht hinterbracht wurde, daß ein Sturm auf die Staatskanzlei vorbereitet werde, gab er gutem Rathe Gehör und schlich, die Gattin am Arme, über die Bastei in die nahegelegene Wohnung eines Bekannten. Hier blieb er bis zum Abend. Ein Fiaker wurde besorgt und ins Geheimniß gezogen. Ein Freund des Fürsten wollte sich auf den Kutschbock setzen; der Fiaker aber sagte: „Nein, das macht Aufsehen! Verlassen sich Ihre Gnaden auf mich, ich bringe den Fürsten hinaus.“ Mit weltberühmter Wagenlenkerkunst jagte der Wiener Fiaker durch Gassen und Gäßchen mit dem Fürsten, der Fürstin und einem Begleiter im Wagen dem rothen Thurmthor zu; es war gesperrt, Bürgerwehr und Studenten hielten die Wache. Die Fürstin schrie auf; „sein's mäuschenstill!“ rief der Kutscher ihnen zu, „ich bring' Sie schon

hinaus!" Da eben für einige von außen kommende Wagen geöffnet wurde, gelang es dem Fiaker durchzuschlüpfen und den Fürsten zu einem Bekannten in der Jägerzeil zu bringen, wo schon ein Wagen zur Weiterfahrt bereit stand. Drei Tage hielt sich der Fürst bei einem befreundeten Gutsbesitzer auf, immer noch in der Erwartung, daß die gemüthlichen Wiener sich eines Besseren besinnen würden. Da dies nicht erfolgte, vielmehr ihm von zuverlässiger Hand die Nachricht zukam, daß auf ihn gefahndet werde und, würde er ergriffen, ihm zu den vielen Fürstenorden von dem Volke „das Band mit der Schleife zuerkannt werden dürfe", mußte Sicherheit jenseits der östreichischen Grenze gesucht werden. In Olmütz blieben dem Fürsten die Thore verschlossen; auf Umwegen erreichte er die Prager Eisenbahn, während ein absichtlich verbreitetes Gerücht ihn in entgegengesetzter Richtung entfliehen ließ. Der Reisewagen wurde von dem Begleiter als leer angegeben und so auf einen Fracht-Waggon geschoben. Siebenzehn Stunden brachten der Fürst und die Fürstin in ihrem Reisewagen eingeschlossen zu. Von Durst überwältigt rief der Fürst: „Verdürsten oder anders sterben ist alles Eins, schafft mir einen Trunk Wasser!" Danebenstehende bemerkten jetzt, daß der Wagen nicht leer sei; man verlangte zu wissen, wer die verdächtigen Personen seien. In diesem kritischen Moment weihte der Begleiter den Führer der Locomotive in das Geheimniß ein, mit Gold und Dampf war Alles möglich zu machen; der Zug jagte davon, eine große Anzahl Reisender zurücklassend; der Fürst war gerettet.

Noch einmal befand sich der Fürst in großer Gefahr. In einem Gasthofe in Böhmen fiel es auf, daß die angeblichen Engländer immer französisch redeten; auch ihre Kleidung fiel auf, man munkelte: es könne wohl der Fürst Metternich sein, worauf ein Nahestehender vernehmlich äußerte: „Wenn ich das wüßte, würde ich ihn mit eigener Hand ermorden." Unverweilt setzte der Fürst unter dem Namen eines Grafen von Miltigau die Flucht weiter fort nach dem Rheine, jedoch ohne einen Labetrunk in den reichlich gefüllten Kellern des ihm gehörenden Johannisberg zu nehmen. Am 6. April traf er in dem Haag und schiffte nach einigen Rasttagen mit seiner Gemahlin sich in Rotterdam nach England ein, wo er wohlbehalten am 19. April London erreichte. Hier fand der Fürst Metternich als politisch Geächteter eine Freistatt, gegen deren Unverletzlichkeit er so oft die gehässigsten Angriffe gerichtet hatte. Zu Anfang November 1849 kehrte er nach dem Festlande zurück, zunächst nach Brüssel, wo er ein

bescheidenes Stillleben bis zum Juni 1851 führte. Den Sommer über verweilte er auf dem Schlosse Johannisberg im Rheingau, wo er seinem früheren Berufe: das Siegel in den Cabinets-Angelegenheiten zu führen, in der Weise ein Genüge that, daß er eigenhändig das fürstliche Siegel auf die Flaschen des in seinen Kellern lagernden „Cabinets-Weines“ drückte, wodurch er es erreichte, daß der, von ihm zu fabelhaft hohem Preise verhandelte, Geist die Gäste der fürstlichen und Congreß-Tafeln benebelte. — Unangefochten bezog er im September sein Palais am Rennwege in Wien, lebte abwechselnd hier, auf Schloß Johannisberg und auf Schloß Königswart in Böhmen,*) wo er am 11. Juni 1859 starb.

Zur Vervollständigung des Charakterbildes des Fürsten Metternich und um uns nicht dem Vorwurfe auszusetzen, als hätten wir nur befangenem Parteiurtheil das Wort vergönnt, fügen wir zum Abschluß einen Auszug aus der Lebens- und Charakterskizze mit, welche der, mit dem Fürsten längere Zeit in nahem Umgange und befreundetem Verhältnisse lebende, Marschall Marmont im sechsten Bande seiner Denkwürdigkeiten mittheilt.

„Ein zufälliger Umstand,“ bemerkt Marmont, „an sich unbedeutend, stellte Metternich auf den Schauplatz seiner Zeit. Der Gesandtschaftsposten in Paris wurde ihm übertragen. Aus seinem eigenen Munde habe ich gehört, wie es kam, daß die Wahl auf ihn fiel. Zur Zeit des Krieges von 1805 war der Fürst — damals noch Graf — Metternich bevollmächtigter Minister am Hofe zu Berlin. Er lebte mit dem gesammten diplomatischen Corps des Auslandes, insbesondere mit dem französischen Gesandten, Herrn v. Laforest, einem alten Diplomaten, welcher zwar kein geistreicher, aber ein Mann von gefälligem Wesen war, im besten Einvernehmen. Nachdem der Krieg erklärt war, die Heere sich in Bewegung setzten, mußten die intimeren Beziehungen zwischen den Gesandten der beiden kriegführenden Mächte aufhören; indessen äußerte Graf Metternich zu Herrn v. Laforest, daß es in ihrem gegenseitigen Interesse wäre, sich alle Neuigkeiten und was sie sonst Wichtiges erfahren würden, vertraulich mitzutheilen.

„Die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze sollten alle politischen Fragen entscheiden und demnach waren beide Diplomaten gleichmäßig interessirt, von Allem ohne Verzug unterrichtet zu sein. Vielleicht wäre Metternichs Neugierde weniger

*) Außerdem besaß er in Böhmen und Mähren große Herrschaften, wurde 1816 von dem Könige beider Sicilien zum Herzoge von Portella und von dem Könige von Spanien 1826 zum Granden erster Classe ernannt.

ungeduldig gewesen, wenn er die Resultate dieses Feldzuges hätte vorhersehen können. Er machte aber gute Miene zum bösen Spiel und empfing, anscheinend gelassen, die schrecklichen Mittheilungen, die Herr v. Laforest in der Lage war, ihm über die Erfolge der französischen Waffen bei Ulm und Austerlitz zu machen. — Nach Abschluß des Preßburger Friedens mußte der östreichische Gesandtschaftsposten am Hofe der Tuilerien neu besetzt werden. Vor dem Kriege hatte diesen Posten der Graf Philipp Cobentzl bekleidet; ohne Zweifel ein sehr würdiger Mann, aber ein Urbild der östreichischen Hof- und Staatskanzlei. Er war kleinlich, in Formalitäten vergraben und mißfiel Napoleon aufs Entschiedenste. — Ihm war durch Laforest der Graf Metternich als ein, dem französischen Interesse nicht abgeneigter, Diplomat gerühmt worden; Napoleon ließ dem Kaiser Franz den Wunsch ausdrücken, Metternich als Gesandten an seinem Hofe zu empfangen; so geschah es, daß Metternich bis zum Ausbruche des Krieges 1809 sich in Paris befand."

Wir haben bereits erwähnt, daß der Kaiser Franz, nachdem er ein zweites Mal aus dem Felde geschlagen worden war, den Grafen Metternich an die Spitze der Geschäfte des zerrütteten Staates stellte, dem der gewandte Kanzler, unterstützt von dem noch weit gewandteren Gentz, nach Verlauf weniger Jahre zu Macht und einer entscheidenden Stimme in den europäischen Angelegenheiten verhalf.

Ueber den Charakter des Fürsten Metternich in der späteren Zeit höchster Machtvollkommenheit nach dem Sturze Napoleons bemerkt Marmont: „Fürst Metternich ist verschwenderisch mit Versprechungen, aber hält sie sehr selten. Das geringste Bedenken hält ihn zurück, das leichteste Hinderniß macht ihn furchtsam. Nie packt er eine Schwierigkeit bei den Hörnern, immer sucht er sie zu umgehen und wenn es ihm dienlich scheint, bei seiner Rede die Wahrheit zu vergessen, trägt er kein Bedenken Gebrauch davon zu machen und das mit einer unzerstörbaren Ruhe. . . . Unter der Regierung des Kaisers Franz und mehr noch unter der seines Nachfolgers hat sich die wirkliche Macht Metternichs immer auf sein Departement beschränkt; auf diesem Felde ist er unumschränkter Herr, hier aber hat seine Macht eine Grenze, so daß der Mann, welcher den Staat in einen Krieg verwickeln kann, der Tausende von Menschenleben und Hunderte von Millionen Gulden kosten würde, den Maßregeln, die der Entwickelung der Kräfte des Staats und der inneren Regierung zur Stütze dienen sollen, ganz

fremd ist. . . . . Metternich täuscht sich über sich selbst, wie das so vielen hervorragenden Leuten geht. Vorzugsweise ein Mann des Nachgebens spricht er von nichts als von Principien und von Anwendung der Gewalt. Ein Mann der Ausgleichung spottet er über das juste milieu, während sein ganzes Leben eine Apologie desselben ist. . . . Trotz eines überlegenen Geistes hat Fürst Metternich eine Einfalt und Gutmüthigkeit, die ihn eine wahre Erholung in Lappereien (niaiseries) finden lassen. Eine ihm eigenthümliche Sonderbarkeit ist, daß er sich damit vergnügt, eine Sammlung von allerhand Art von Blödsinn, von lächerlichen Dingen, die er erwischen konnte, anzulegen. Oft bringt er ganze Stunden damit zu, sie der Gesellschaft Stück für Stück zu zeigen und über Herkunft und Bedeutung derselben die possenhaftesten Erläuterungen zu geben."

Beherzigenswerth für alle zukünftigen Congresse dürfte Marmonts Urtheil über den Wiener Congreß sein. „Es giebt," sagt der ehemalige Marschall Napoleons, „unumstößliche Principien der Gerechtigkeit, die immer zur Richtschnur genommen werden müssen, und legitime Wünsche der Völker, die Berücksichtigung verlangen. Anstatt solche Grundsätze zur Basis zu nehmen, hat man auf dem Congresse zu Wien die Völker für nichts, die Fürsten für Alles geachtet. Um die Habgier der Fürsten zu befriedigen, versuchte man unmögliche Vereinigungen! .. Das Unglück und die Ungerechtigkeit der Zerstörung des Königreichs Polen sind von der ganzen Welt anerkannt und von denen selbst zugestanden, die sich darin getheilt haben. Welche schöne Gelegenheit es wieder aufzurichten in dem Augenblicke, wo die Principien der Gerechtigkeit und des Wiedergutmachens des Unrechts proclamirt wurden!"

Zwölftes Kapitel.

Lebensbilder aus dem Kreise der Bevollmächtigten bei dem Congreß und ihrer Beisitzer.

2. Friedrich Gentz.



ie rechte Hand Metternichs und, als Protokollführer bei den Congreßverhandlungen, die rechte Hand der hohen Versammlung, war der k. k. Hofrath Friedrich Gentz, von dem Kaiser von Rußland in den Adelstand erhoben, mit Orden von sämmtlichen europäischen Höfen das Kleid besternt und bestickt und, was ihm noch näher am Herzen lag, die Taschen mit Goldstücken aus allen europäischen Münzstätten reichlich gespickt.

Geboren zu Breslau 1764, wurde er 1778 Schüler des Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin, von wo er, mit den besten Zeugnissen versehen, zur Universität entlassen wurde. Er ging nach Königsberg, hörte hier mit Eifer philosophische Vorlesungen bei Kant, staatswirthschaftliche bei Kraus. Nach Berlin zurückgekehrt, erhielt er 1790 eine Anstellung als Geheimsecretair bei dem General-Directorium der Finanzen. In Königsberg hatte Gentz mit der geistreichen und schönen Frau Elisabeth Graun, geborne Fischer (später mit dem Dichter der Preußenlieder, Staatsrath Stägemann vermählt), ein sentimentales Freundschaftsverhältniß angeknüpft und sich mit einer Cousine derselben verlobt. Diese Verbindung wurde jedoch, nachdem Gentz in Berlin eine Anstellung als Kriegsrath gefunden hatte, von Seiten seiner Braut oder vielmehr deren An-

gehörigen aufgelöst, denen weder der Charakter, noch die Lebensstellung des Verlobten eine genügende Garantie zu bieten schienen. Gentz tröstete sich über den Verlust, indem er sich in einen Strudel von Ausschweifungen stürzte, wie sie das damalige Berlin ihm in reichstem Maaße bot. In der Hauptstadt herrschte ein üppigfreier Ton, eine geniale Lüderlichkeit, die vorzugsweise von den höheren Ständen und dem Hofe ausging. Von Genüssen aller Art erschöpft, verfiel Gentz in eine Krankheit, welche ihn zur Besinnung brachte und einen Wendepunkt in seinem Leben bezeichnet. Mit neu erwachtem Eifer nahm er seine Studien wieder auf, mit eisernem Fleiße holte er das Versäumte wieder nach und erwarb sich besonders eine gründliche Kenntniß der neueren Sprachen, so daß er das Französische und Englische geläufig und correct sprach und schrieb, wodurch es ihm später bei anderweitiger Beschäftigung möglich wurde, sich eine glänzende und einflußreiche Laufbahn zu eröffnen.

Nach dem Ausbruche der französischen Revolution machte sich Gentz durch seinen schmutzigen Aufzug als Sansculotte und durch seine Begeisterung für die Sache der Freiheit und der Menschenrechte als Berliner Demokrat und Jacobiner bemerkbar. Waren doch viele der ausgezeichneten Geister und edleren Gemüther in Deutschland von der welterschütternden Bewegung, welche von Frankreich ausging, ergriffen worden! An den, in bescheidener Zurückgezogenheit als Professor in Breslau lebenden, Philosophen Garve schrieb Gentz aus Berlin den 5. December 1790: „. . . . Ueberhaupt bin ich noch nichts weniger als geneigt, an der guten Sache zu verzweifeln. Das Scheitern dieser Revolution würde ich für einen der härtesten Unfälle halten, die je das menschliche Geschlecht betroffen haben. Sie ist der erste praktische Triumph der Philosophie, das erste Beispiel einer Regierungsform, die auf Principien und ein zusammenhängendes System gegründet wird. Sie ist die Hoffnung und der Trost für so viele alte Uebel, unter denen die Menschheit seufzt. Sollte diese Revolution zurückgehen, so würden alle diese Uebel unheilbarer. Ich stelle mir so recht lebendig vor, wie allenthalben das Stillschweigen der Verzweiflung, der Vernunft zum Trotz, eingestehen würde, daß die Menschen nur als Sklaven glücklich sein können und wie alle großen und kleinen Tyrannen dieses furchtbare Geständniß nutzen würden, um sich für das Schrecken zu rächen, das ihnen das Erwachen der französischen Nation eingejagt hat u. s. w." Noch acht Jahre später schreibt er den 26. April 1798 an denselben Freund: „. . . . Das gegenwärtige Jahr ist in Rücksicht auf

die Entwickelung der (immer noch von der Vollendung weit entfernten) Revolution seit 89 das merkwürdigste. Wir haben große Dinge erlebt, aber größere stehen uns bevor. Das Schicksal der Expedition gegen England entscheidet das Schicksal von Europa. Gelingt sie und es bricht nicht in sechs Monaten ein neuer allgemeiner Landkrieg aus, wozu sich wirklich Annäherungen zeigen, so schreitet die Revolution, ehe das achtzehnte Jahrhundert zu Ende geht, vom Rhein bis an die Weichsel und vom Po bis an die Karpathen fort. Die feste Ueberzeugung hiervon ist das Resultat eines anhaltenden und fleißigen Studiums der jetzigen politischen Lage von Europa und wenigstens als solches nicht ganz zu verachten." In derselben Zeit aber, wo Gentz in vertraulicher Mittheilung an seine Freunde sich zu den Grundsätzen der französischen Nationalversammlung bekennt und den Weltgang der Revolution für unzweifelhaft erklärt, tritt er in seinen öffentlichen Schriften als der heftigste Gegner derselben auf. Diesen Widerspruch zu erklären, bedarf es nicht so großen Scharfsinnes, wie ihn seine Lobredner und Parteigänger aufgewendet haben; Gentz trat, wie wir nach näherer Bekanntschaft mit ihm uns überzeugen werden, zuerst freisinnig und kraft seines ausgezeichneten Talentes als politischer Schriftsteller unabhängig auf; allein Genußsucht und die Befriedigung sinnlicher Gelüste zogen ihn zu solcher Gemeinheit herab, daß er das, was dem Manne das Heiligste sein muß, die bessere Ueberzeugung, für Geld losschlug und zu seinem Berufe das einträgliche Geschäft der Lohnschreiberei im Dienste der Gewalt erwählte. Der Minister Stein, gegen den er im vertraulichen Umgange sich freisinnig, im öffentlichen Leben metternichisch benommen hatte, nannte ihn während des Congresses „einen Menschen von vertrocknetem Gehirn und verfaultem Herzen." Gentzs feile Gesinnung wurde unterstützt durch seine Feigheit. Sein ganzes Leben hindurch wird er die Angst vor dem Tode nicht los und näher als Herren- und Gottesdienst liegt seinem Herzen der Dienst des Bauches. Ein lockerer und leckerer Bursch von Haus aus, war er nicht im Stande, mit einem bescheidenen Gehalte von 600 Thalern auszukommen. Für die Revolution zu schreiben, wäre, zumal in Berlin, kein einträgliches Unternehmen gewesen; dem Feldzuge gegen die Freiheitshelden sich mit der Feder anzuschließen, eröffnete Aussicht auf Ruhm und Gewinn. Als der schärfste und beredteste Bekämpfer der Revolution war so eben (1790) Edmund Burke in England in seinen „Betrachtungen über die französische Revolution" aufgetreten. Gentz gab 1793 eine Uebersetzung davon

heraus, welche in Deutschland, insbesondere in Preußen, Beifall und Verbreitung fand. Auf Englands gesichertem Grund und Boden der Freiheit und auf festen Grundsätzen stand Burke, der Vertheidiger der Rechte der Nordamerikaner, der Führer der liberalen Opposition (der Wighs) im Parlamente, welcher mit Fug und Recht seine Landsleute im Namen der Freiheit beschwören durfte, der falschen, französischen Freiheit die Thore zu verschließen. So konnte wohl ein Engländer sprechen, welcher die Magna-Charta, die Errungenschaften der Revolution von 1688, das durch die Parlamente beschränkte Königthum hinter sich hatte. Burke's „reflexions“ waren 1790 erschienen; Gentz begab sich in keiner anderen Absicht an die Uebersetzung derselben, als um den preußischen und östreichischen Heeren, welche in Folge des Pillnitzer Vertrages Ludwig XVI. zu Hülfe zogen, als publicistischer Plänkler und Freibeuter gute Dienste zu leisten. Uebel zugerichtet, kehrten die Preußen, deren Anführer Herzog von Braunschweig in bramarbasirender Weise in seinem berüchtigten Manifeste gedroht hatte, „in Paris keinen Stein auf dem andern zu lassen“, aus dem verunglückten Champagner Feldzuge zurück, so daß dem Berliner Cabinet alle Lust verging, den Krieg gegen die Revolution wieder aufzunehmen. Nicht so Gentz; die preußischen Kanonen hatten ihr Feuer eingestellt, die Gewehre kein Zündkraut mehr auf der Pfanne, aber der, mit dem Titel eines preußischen Kriegsrathes begnadigte, Gentz setzte die Geisterschlacht in den Lüften fort, wobei er den Vortheil hatte, daß bei solchen Luftstreichen kein Blut aus offenen Wunden, wohl aber Gold ihm in die Tasche floß. Außerdem fand er ein Behagen daran, mit der Ueberlegenheit des geistreichen Schriftstellers dem Bierkeller- und Weinstubengeschwätz entgegen zu treten, welches Partei zu Gunsten der Revolution nahm. „Zwar weiß er,“ wie er selbst erklärt, „daß er gegen Wind und Wellen ankämpft, daß er im Kampfe gegen die Revolutionsschwärmerei des Zeitalters nur wie eine Stimme des Predigers in der Wüste ist;“ allein er brüstet sich gewaltig damit, daß er, „den Kampf gegen die Revolution, gegen die Uebermacht der öffentlichen Meinung, gegen die Thorheit, welche in Horden geht, aufgenommen habe und keinen Fuß breit zurückweichen werde.“

Daß Revolutionen nicht Krankheiten sind, die „aus heiler Haut“ entstehen, wußte Gentz sehr wohl, gegen die Freunde hatte er dessen in vertraulicher Mittheilung kein Hehl. Als nun Mallet du Pan in seiner Schrift: „Ueber die französische Revolution und die Ursachen ihrer Dauer“ und Mounier in seiner

„Entwickelung der Ursachen, welche Frankreich gehindert haben zur Freiheit zu gelangen", nachgewiesen hatten, welches die Veranlassung und Berechtigung der Revolution waren, übersetzte Gentz Beider Schriften und begleitete sie mit geharnischten Vorreden und Anmerkungen, worin er gegen den Unsinn und Frevel der Revolutionsmänner, gegen Pöbeltyrannei, durch welche die Blüthen der Cultur in Barbarei verwandelt werden, loszieht; die Rechtfertigung einer, durch den sittenlosen Hof, den privilegirten Adel und eine die Welt verdummende Priesterschaft in ihren heiligsten Rechten gekränkten Nation, welche „zur Eigenhülfe schrecklich greift", läßt er bei Seite liegen und kennt keine andere Aufgabe für sich, als die „durch die Demagogen angerichtete Begriffsverwirrung zu vernichten." Durch die Steigerung der Revolution bis zur Schreckensherrschaft unter Robespierre und St. Just kam der preußische Reactionär insofern in Vortheil, als nun die öffentliche Meinung sich immer entschiedener von dem allzublutigen Morgenrothe der Freiheit abwendete. Gentz schrieb 1794: „Ueber die Grundprincipien der jetzigen französischen Verfassung nach Robespierre's und St. Justs Darstellung derselben."*) Der Berlinische Publicist war weit entfernt, die Schreckensherrschaft für einen nothwendigen Durchgangspunkt zu erklären, vielmehr erkannte er darin das Ende der in ihrem eigenen Blute erstickten Revolution. „Zu einer Zeit, wo falsche Freiheitsprincipien ein System der Zügellosigkeit in Politik und Religion erzeugt haben, welches die Grundsätze der ganzen bürgerlichen Gesellschaft erschüttert," fand er jedes Wort daheim über Mißregierung überflüssig, fand er es lächerlich über das Unheil zu klagen, welches blinder Gehorsam und übertriebene Religiösität anrichten. Das Schiff, meinte er, sei in Gefahr auf der einen Seite, überladen zu werden, weshalb es Pflicht sei, die ganze Masse seiner Gründe auf die andere Seite zu tragen. Selbst die Philosophie Kants mußte unter diesen Umständen seiner Engherzigkeit dienen. Nicht aus ihrem Geiste, sondern aus ihren Sätzen bewies er, „daß Freiheit lediglich darin bestehe, daß man keinen anderen, als gerechten Gesetzen im Staate gehorche und erklärte die Mitwirkung des Volkes zum Zustandekommen der Gesetze für eine bloße Form, für ein zufälliges und wohl entbehrliches Mittel zum Zwecke." Gentz, welcher „den tiefsten Abschen gegen die neueste Gestalt der politischen Büberei" ausgesprochen, hatte die Genugthuung, den Sturz der

*) Archenholz Minerva, April- und Maiheft 1794.

Schreckensherrschaft nach kurzer Dauer erfolgen zu sehen; der Nationalconvent erreichte sein Ende (d. 9. Thermidor), an die Stelle der Blutherrschaft trat eine neue Constitution. Der brausende Dampfwagen der Revolution war, wenn auch nur auf kurze Zeit, zu einem Haltepunkte gelangt, um sich zu verschnaufen und neue Passagiere aufzunehmen; auch Gentz benutzte die Zeit, wieder zu Athem zu kommen. Der Aufforderung Schillers: ihm Beiträge zu den Horen zu liefern, kam er zwar nicht nach, gründete jedoch selbst damals die „Deutsche Monatsschrift", in welcher der sonst fanatische Publicist sich ästhetisch gemäßigt zeigt. Er wählt zum Motto seiner Abhandlung: „Historisch-politische Ueberſicht der Hauptbegebenheiten des Jahres 1794" den Spruch, durch welchen Virgil den Fall Trojas zu erklären sucht: „es wird innerhalb und außerhalb der Stadtmauer gesündigt."*) In einem Aufsatze: „Ueber den Einfluß der Entdeckung Amerikas auf den Wohlstand und die Cultur des Menschengeschlechts" erhebt sich Gentz im Geiste Burke's zu einer unbefangenen Anerkennung des republicanischen Nordamerikas „als des Staates, der der Trost aller Unglücklichen und Verfolgten in Europa, die Hoffnung des zagenden Menschenfreundes, vielleicht einst die Pflanzschule von Weisheit und Kraft für unsern alternden Erdtheil ist." Er giebt zu, daß Alles, was für den Staat wünschenswerth ist, in dem Worte „Freiheit" eingeschlossen sei; er schildert, wie die Entdeckung Amerikas zur Befreiung des Staates aus seinen mittelalterlichen Schranken beigetragen, wie sie zuerst den Schwerpunkt der Macht im Staate verrückt und dann die Macht gezwungen habe, andere Principien und andere Formen anzunehmen. Er protestirt gegen eine gewaltsame Verspätung der Freiheitsentwickelung, gegen die absichtlichen Hemmungen der menschlichen Fortschritte. Vor Allem brandmarkt er den auf der Freiheit der Presse lastenden Druck und preist „die überschwengliche Kraft des ruhigen Widerstandes, mit welcher sich die Menschheit gegen all dergleichen eitle Unternehmungen gerüstet hat." Bei aller Verwünschung der Revolution fügt er doch den wohlgemeinten Rath hinzu: „es möge nie eine unmäßige Last von Oben her die Nationen zu einem furchtbaren Ausbruche reizen."

Die gewaltthätige Praxis der Revolution hatte, ebenso wie die stillere, die Geister nicht minder erschütternde Theorie Kants und Fichte's, in Gentz einen Niederschlag abgesetzt, aus welchem er ein neues Staatssystem hervortreten

*) Iliacos intra muros peccatur et extra!

ließ. In seinem Aufsatze: „Darstellung und Vergleichung einiger politischer Constitutionssysteme“, welcher im Octoberhefte 1795 in der neuen deutschen Monatsschrift erschien, legt Gentz ein glänzendes Zeugniß seiner Einsicht in das Wesen des Staates ab, so daß er sich befähigter, als die englischen und französischen Politiker und als die deutschen Philosophen zeigt, in den Angelegenheiten der Staatsverfassung ein erster Stimmführer zu werden. Er bestimmt die Aufgabe der wahren Staatsverfassung dahin: „Theilung der Macht mit Einheit der Macht zu verbinden.“ Er führt aus, „daß dies Problem nur gelöst werden könne durch eine Combination, in welcher die wechselseitige Beschränkung der Machthaber zugleich die Abhängigkeit und die Unabhängigkeit, zugleich den Widerstand und die Harmonie, zugleich die Einheit und die Theilung verbürge.“ Dies nennt er: „das System der politischen Wechselwirkung“, diese ist das Verhältniß, in welchem die gesetzgebende Macht und die Regierung zu einander stehen müssen. Er beläßt es nicht bei allgemeinen Umrissen: „Die gesetzgebende Macht in zwei Instanzen getheilt; ihr Sitz eine Volksrepräsentation. Die Regierungsmacht monarchisch concentrirt. Der gesetzgebende Körper mit dem Rechte ausgerüstet, zu gewissen Zeiten aus eigner Machtvollkommenheit (ipso jure) thätig zu werden, mit dem Rechte der Ministeranklage, der Abgaben-Verwilligung, der Concurrenz bei der Beschlußfassung über Krieg und Frieden, ja sogar des Mitsprechens, wo es sich um Ausdehnung oder Einschränkung der bewaffneten Macht handelt.“ Daß es vornehmlich die Verfassung Großbritanniens ist, welcher allein er praktische Lebensfähigkeit zuerkennt, spricht er am Schlusse seiner Abhandlung aus.

Ausführlicher übernimmt er die Rechtfertigung der englischen Verfassung in einem Aufsatze: „Ueber einige Vorurtheile der Franzosen in Ansehung der englischen Constitution“, ein Auszug aus der Schrift des Genfers D'Ivernois, réflexions sur la guerre etc.*)

Sah sich freilich unser, mit lebhaftem Geiste und gründlicher Kenntniß der Staatsverfassungen Englands und Frankreichs begabte, Politiker in nächster Nähe um, so fand er in der Regierung Preußens nur verrottete, der Fäulniß anheim gefallene Zustände: er lebte — und damit ist allen, mit der „Neueren Preußischen Geschichte“ näher Vertrauten, genug gesagt — unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. Nach dem am 16. Nov. 1797 erfolgten Tode dieses

*) Deutsche Monatsschrift, August 1795.

Königs nahm Gentz Veranlassung, an den Thronfolger Friedrich Wilhelm III., dessen häusliche Tugenden und redlicher Wille für das Wohl des Staates zu sorgen das gesammte preußische Volk mit den freudigsten Hoffnungen erfüllte, ein Sendschreiben zu richten, in welchem er, wie er selbst sagt, „so kühn sei, sich zum Organ von Millionen aufzuwerfen und im Namen aller seiner Mitbürger zu ihrem gemeinschaftlichen Vater zu reden." Dies Sendschreiben galt bei seinem Erscheinen und auch später noch als eine der gewagtesten Reden, welche jemals an einen unumschränkten Herrscher gerichtet worden seien; man begrüßte Gentz „als den preußischen Marquis Posa". In sehr abgeblaßter und verschossener Färbung erinnert das Sendschreiben, wenn wir es heute lesen, an die feurigen Worte, welche der Dichter durch seinen Lieblingshelden dem Tyrannen Philipp in das Herz schleudert; im Allgemeinen hat die Abfassung bei weitem mehr den Ton eines schulmeisterlichen Professors und eines in Allerunterthänigkeit ersterbenden preußischen Kanzleirathes. „Der neuen Sonne, die vom Throne herab leuchtet, schließen sich alle Herzen auf .... Die Frage: ob bloße Gewalt Regierungen gründet? ist für uns glücklicher Weise eine müßige: denn in Ew. Majestät Herzen war sie längst entschieden."

In herkömmlicher Bescheidenheit beansprucht Gentz für sich nur den beschränkten Unterthanenverstand, wenn er an den König schreibt: „Was der Preußische Staat in diesem Augenblicke ist, vermögen Ew. Majestät aus dem erhabenen Standpunkte, in welchen das Schicksal Sie gestellt hat, besser als irgend einer Ihrer Unterthanen zu beurtheilen. Die Vorzüge und Mängel, die Kräfte und die Schwächen, die Krankheiten und die Heilmittel entfalten sich am besten vor dem, welcher das Ganze überschaut."

Der Vorliebe des Königs für den Soldatenrock und der unglückseligen und unwürdigen Vorstellung, daß Preußen ein Militairstaat sei, wird in einer schaamlosen Weise gehuldigt. Wenige Jahre nach der unrühmlichen Rückkehr des Heeres aus der Rheincampagne und wenige Jahre vor dem Auszuge zur Schlacht von Jena schreibt Gentz dem Könige: „Ew. Majestät besitzen ein Heer, das trefflichste, das geehrteste, dessen sich irgend ein europäischer Staat zu rühmen hat. Dieses Heer ist ein halbes Jahrhundert lang das Muster für Europa gewesen. Der schöpferische Geist des größten Generals, den die Kriegsgeschichte der neueren Zeit und eines der größten Männer, den die Weltgeschichte aller Zeiten aufzuweisen hat, weht und athmet in diesem Heere. Unsere Fürsten standen

und stehen noch an der Spitze desselben. Von dieser Seite bleibt uns nichts mehr zu wünschen übrig. Die Lage des Staates erlaubt und die innere Vervollkommnung der Armee erheischt keine Hauptveränderung in der Mannszahl, in der Disciplin, in der Organisation derselben. Die militairische Weisheit kann dieses kostbare und ehrwürdige Werkzeug unserer politischen Sicherheit nach Umständen und Bedürfnissen modificiren, wird es aber nicht leicht umgestalten. Bei den musterhaften Anordnungen, welche diese Armee in fast ununterbrochener Uebung erhalten, bei der rastlosen Thätigkeit, die diese Anordnungen unaufhörlich belebt, bei der Höhe der taktischen Kunst, die sie einmal und für immer erreicht hat, bei dem stolzen Bewußtsein, bei dem feurigen Ehrgefühl, welches allen Mitgliedern derselben, den höheren wie den niederen, beiwohnt, kann auch der anhaltendste Friede ihr nicht gefährlich werden. Sie wird nach zwanzig-, nach funfzigjähriger Ruhe, sobald die ernste Stunde der Kriegsnothwendigkeit — Vertheidigung des Vaterlandes gegen ungerechten Angriff — schlägt, nichts weiter zum Siege nöthig haben, als gute Feldherren: und diese sind in dem Hause Friedrichs II. so einheimisch, in dem Wirkungskreise, den sein Andenken beseelt, so unvergänglich, als sein Ruhm."

Es war eine bittere Ironie des Schicksals, daß Gentz 1806 von Prag nach Erfurt in das Hauptquartier des Königs von Preußen berufen wurde, um bei der Abfassung des Kriegsmanifestes zu Rath gezogen zu werden und Zeuge der, von ihm so hochgepriesenen, Vollkommenheit des preußischen Heeres und der Vortrefflichkeit seiner Generäle zu sein. —

Mit größter Vorsicht und Zurückhaltung wird auch in dem Sendschreiben die Verwaltung der Staatseinkünfte besprochen; höfische Schmeichelrede muß auch hier als Deckmantel dienen: „Wir sagen es uns mit Entzücken" — schreibt der Berliner Marquis Posa, — „denn wir fühlen, was dies in der gegenwärtigen Lage von Europa bedeutet, daß Alles, was zu einem weisen Haushalter auf dem Throne gehört, in Ew. Majestät auf das Glücklichste vereinigt ist. Nur zum Wohle Aller, nur zum Flor und wesentlichen Glanze des Staates wird die ansehnliche Masse von Kräften verwendet werden, worüber Ew. Majestät von nun an uneingeschränkt gebieten."

Die Vortheile und Nachtheile der Zerspaltung der großen Domainen in kleinere Besitzungen werden gegen einander abgewogen und dabei „des wichtigen Verhältnisses zwischen Gutsherrschaft und Unterthanen und des so kritischen

Problems der Auflösung der Dienstpflichtigkeit" gedacht. Auch für die Gewerbefreiheit nimmt Gentz das Wort. „Unter Ew. Majestät erhabenem Schutze müsse Alles, was nicht die strengste Nothwendigkeit bindet, ungebunden sich regen und bewegen! Jeder suche seinen Vortheil auf dem erlaubten Wege, der ihm der nächste zum Ziele dünkt; jeder benutze seine Kräfte in dem Kreise, den ihm seine freie Wahl vorzeichnet. Kein abschreckendes Monopol, kein kleinlicher Nothbehelf eingebildeter Besorgnisse, keine Einmischung in die Privat-Industrie durch unnütze Reglements hindern den Landwirth, den Kaufmann, aus seinem mit Freiheit hervorgebrachten Product den größtmöglichen Gewinn zu ziehen." — Nachdem das Sendschreiben sich über praktische Fragen der Steuererhebung, Domainenverwaltung und des Gewerbewesens möglichst prosaisch verbreitet, erhebt sich schließlich der Verfasser mit poetischem Aufschwung zu dem Ausrufe seines schillernden Vorbildes: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!" Denn nur aus diesen Worten Posa's sind die folgenden, welche Gentz an Friedrich Wilhelm III. richtet, hervorgegangen. „Von Allem," sagt er, „was Fesseln scheut, kann nichts so wenig sie ertragen, als der Gedanke des Menschen. Der Druck, der diesen trifft, ist nicht blos schädlich, weil er das Gute verhindert, sondern auch unmittelbar, weil er das Böse befördert. Von Religionszwang darf hier nicht die Rede mehr sein. Es gehört zu den veralteten Uebeln, worüber zu einer Zeit, wo weit eher die gänzliche Entkräftung religiöser Ideen, als ein fanatischer Mißbrauch zu besorgen ist, nur noch seichte Schwätzer declamiren. Mit der Freiheit der Presse verhält es sich anders. Von einer falschen, durch die Zeitumstände wenigstens entschuldigten, Ansicht geleitet, könnten hier selbst weisere Männer ein System begünstigen, welches, aus seinem wahren Standpunkte betrachtet, dem Interesse der Regierung nachtheiliger ist, als es je, auch in seiner schlimmsten Ausdehnung, den Rechten des Bürgers werden kann. Wenn neben einem jeden solchen Gesetze nicht ein wahres Inquisitions-Tribunal wacht, so ist es in unseren Tagen unmöglich, ihm Ansehen zu verschaffen. Die Leichtigkeit, Ideen ins Publicum zu bringen, ist so groß, daß jede Maßregel, die sie beschränken will, vor ihr zum Gespötte wird. Wenn aber Gesetze dieser Art nicht wirken, so können sie doch erbittern und das ist eben das Verderbliche, daß sie doch erbittern ohne zu schrecken. Sie reizen gerade Diejenigen, gegen welche sie gerichtet sind, zu einem Widerstande, der nicht immer nur glücklich bleibt, sondern sogar rühmlich wird . . . . . Tausend bösartige Insecten, die ein Sonnen-

strahl der Wahrheit und des Genies verscheucht hätte, schleichen sich, begünstigt von der Finsterniß, die man geflissentlich schuf, an die unbewahrten Gemüther des Volks und setzen ihr Gift — als wär' es eine verbotene Kostbarkeit — bis auf den letzten Tropfen ab. Das einzige Gegengift — die Producte der besseren Schriftsteller — verliert seine Kraft, weil der Ununterrichtete nur allzuleicht den, welcher von Schranken spricht, mit dem verwechselt, welcher die ungerechten gut heißt.

„Nicht also, weil der Staat, oder die Menschheit dabei interessirt wäre, ob in diesem von Büchern umflutheten Zeitalter tausend Schriften mehr oder weniger das Licht erblickten, sondern weil Ew. Majestät zu groß sind, um einen fruchtlosen und eben deshalb schädlichen Kampf mit kleinen Gegnern zu kämpfen: Darum sei Preßfreiheit das unwandelbare Princip Ihrer Regierung!"

Von dergleichen freisinnigen Ueberzeugungen von der Nothwendigkeit der Druck- und Redefreiheit war keine Spur mehr vorhanden, als der, in der Wiener Staatskanzlei vermetternichtete, in der Hofküche verfütterte Gentz beauftragt war, für den zu Karlsbad 1819 versammelten Congreß die Vorlagen aufzusetzen. „Die Druckpresse überhaupt" — so lautet Antrag IV. — „besonders der Zweig derselben, welcher die Tagesblätter, die Zeit- und Flugschriften ans Licht fördert, hat während der letzten Jahre in dem größeren Theile von Deutschland eine fast ungebundene Freiheit behauptet; denn selbst da, wo die Regierungen sich das Recht, ihr durch präventive Maßregeln Schranken zu setzen, vorbehalten hatten, war die Kraft solcher Maßregeln durch die Gewalt der Umstände häufig gelähmt und folglich allen Ausschweifungen ein weites Feld geöffnet. Die durch den Mißbrauch dieser Freiheit über Deutschland verbreiteten zahllosen Uebel haben noch einen bedeutenden Zuwachs erhalten, seitdem die in verschiedenen Staaten eingeführte Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen und die Ausdehnung derselben auf Gegenstände, die nie anders, als in regelmäßiger, feierlicher Form aus dem Heiligthume der Senate in die Welt dringen, nie eitler Neugier und leichtsinniger Kritik zum Spiel dienen sollten, der Verwegenheit der Schriftsteller neue Nahrung bereitet und jedem Zeitungsschreiber einen Vorwand gegeben hat, in Angelegenheiten, welche den größten Staatsmännern noch Zweifel und Schwierigkeiten darboten, seine Stimme zu erheben. Wie weit diese verderbliche Anmaßung endlich gediehen, welche Zerrüttung in den Begriffen, welche Gährung in den Gemüthern, welche Herabwürdigung aller Autorität,

welcher Wettstreit der Leidenschaften, welche fanatische Verirrungen, welche Verbrechen daraus hervorgegangen sind, bedarf keiner weiteren Erörterung.

„Die Eigenthümlichkeit des Verhältnisses, in welchem die Bundesstaaten gegen einander stehen, giebt von einer Seite den mit Ungebundenheit der Presse verknüpften Gefahren eine Gestalt und eine Richtung, welche sie in Staaten, wo die oberste Gewalt in einem und demselben Mittelpunkte vereinigt ist, nie annehmen können, und schließt von der anderen Seite die Anwendung der gesetzlichen Mittel, wodurch man in diesen Staaten dem Mißbrauch der Presse Einhalt zu thun sucht, aus. In einem Staatenbunde wie der, welcher in Deutschland unter der Sanction aller europäischen Mächte gestiftet worden ist, fehlen seiner Natur nach jene mächtigen Gegengewichte, die in geschlossenen Monarchien die öffentliche Ordnung gegen die Angriffe vermessener oder übelgesinnter Schriftsteller schützen; in einem solchen Bunde kann Friede, Eintracht und Vertrauen nur durch die sorgfältigste Abwendung aller wechselseitigen Störungen und Verletzungen erhalten werden.

„Aus diesem obersten Gesichtspunkte, der mit der Gesetzgebung anderer Länder nichts gemein hat, ist in Deutschland jede mit Preßfreiheit zusammenhängende Frage zu betrachten. Nur im Zustande der vollkommensten Ruhe könnte Deutschland bei seiner dermaligen Föderativ-Verfassung uneingeschränkte Preßfreiheit, insofern sie sich mit dieser Verfassung überhaupt vereinigen läßt, ertragen. Der gegenwärtige Zeitpunkt ist weniger, als jeder andere dazu geeignet: denn das, so vielen Regierungen obliegende Geschäft, die jetzige und künftige Wohlfahrt ihrer Völker durch gute Verfassungen zu gründen, kann unter einem wilden Zwiespalte der Meinungen, kann unter einem täglich erneuerten, alle Grundsätze erschütternden, alle Wahrheit in Zweifel und Wahn auflösenden Kampfe unmöglich gedeihen .... Daß die Oberaufsicht über die periodischen Schriften nicht in Unterdrückung ausarten werde, dafür bürgt die Gesinnung, welche sämmtliche deutsche Regierungen bei jeder Gelegenheit deutlich genug offenbart haben und die den Vorwurf, daß sie Geistestyrannei beabsichtige, von keinem Freunde der Wahrheit und Ordnung zu befürchten hat. Die Nothwendigkeit einer solchen Oberaufsicht kann nicht länger in Zweifel gezogen werden." Die von der östreichischen Präsidial-Gesandtschaft hierüber gemachten Vorschläge wurden angenommen.

Wenn man aber den Muth rühmte, welcher dazu gehört habe: von einem

Könige von Preußen 1797 Preßfreiheit zu verlangen, so möchten wir zu bedenken geben, ob nicht in jener Zeit eine solche Forderung dem Könige sowohl, als dem Volke mehr als eine Lächerlichkeit, denn als eine Kühnheit erschien. Ihren Kronen- und Majestätsrechten unbeschadet hätten Philipp II. den Spaniern die von Posa verlangte Gedankenfreiheit (sollte heißen: Gewissens- und Glaubensfreiheit), wie Friedrich Wilhelm III. die ihm — wie Goethe an Schiller spöttelnd schreibt — „abgetrutzte Preßfreiheit" gewähren können.*)

Eine selbstständige Laufbahn beginnt Gentzs schriftstellerische Thätigkeit mit der Herausgabe des „Historischen Journals" (1799, 1800). In diesem verfolgt er in streng durchgeführter Haltung den einen Zweck: „Die Sympathien für die französische Revolution auszurotten, die politischen Begriffe auf eine concrete Basis zu stellen, von der Staatstüchtigkeit der Engländer eine lebendige Vorstellung zu erwecken, die Gunst der Meinung von Frankreich nach England hinüber zu leiten, die Vorurtheile gegen Staat und Politik des letzteren Landes zu beseitigen."**) Wie Schiller in den Horen ein, der Literatur und Kunst ausschließlich gewidmetes, Journal begründet hatte, so stellte Gentz sich die Auf-

---

*) Auf welchem Standpunkte politischer Bildung mag sich die Bevölkerung der Mark Brandenburg 1797 befunden haben, da sich der Landrath des Arnswalder Kreises (Regierungsbezirk Frankfurt) in dem Jahre 1848 unter dem 11. April veranlaßt fand, nachstehende Bekanntmachung zu erlassen: „Wie ich mich überzeugt habe, sind unter den Einsassen der ländlichen Ortschaften des Kreises hin und wieder sehr unklare Begriffe über die Rechte verbreitet, welche Se. Majestät der König neuerdings seinem Volke gegeben hat. Besonders wird der Ausdruck „Preßfreiheit" sehr häufig mißverstanden. Die Wohllöblichen Polizeibehörden und Dorfgerichte ersuche ich daher, den Einsassen ihrer Bezirke Nachstehendes durch langsames und deutliches Vorlesen bekannt zu machen:

„Wenn früher Jemand eine Schrift in Zeitungen, Kreisblättern und Büchern drucken lassen wollte, so mußte er dazu vorher eine polizeiliche Erlaubniß einholen. Die Polizei ertheilte diese Erlaubniß nicht, wenn die Schrift gegen den König, die Gesetze des Landes oder die guten Sitten gerichtet war. Jetzt ist diese Einrichtung abgeändert und es kann ein Jeder drucken lassen, was er will, wenn er nur den Buchdrucker bezahlt. Läßt aber Jemand etwas gegen den König oder gegen die Gesetze des Landes drucken, so wird er hinterher durch die Gerichte bestraft.

„Dieses Recht, eine Schrift ohne Erlaubniß der Polizei drucken zu lassen, nennt man Preßfreiheit oder Freiheit der Presse, und zwar deshalb nennt man es so, weil die Presse das Werkzeug ist, mit welchem die Bücher gedruckt werden. Die Ansicht: Preßfreiheit bedeute das Aufhören aller Abgaben, ist eine ganz irrthümliche. Die Abgaben müssen vielmehr wie sonst fortgezahlt werden. Der Landrath."

In England hatte bereits im Jahre 1215 die Magna-Charta die Freiheit der Presse gesichert.

**) Haym, Gentz, in der Encyklopädie von Ersch und Gruber. (Eine den höchsten Anforderungen genügende Biographie; für uns und alle Späteren eine Hauptquelle.)

gabe: eine, ausschließlich der Politik gewidmete, Zeitschrift ins Leben zu rufen. Seine Aufsätze dürfen, was die Behandlung, den Stil betrifft, für musterhaft gelten, ja man hat Recht zu sagen, daß Gentz als der Schöpfer einer neuen Literatur: der politisch-publicistischen in Deutschland gelten muß. Was den Inhalt betrifft, so mußte dieser bald an Beschränktheit der Ansichten leiden, da der Verfasser nun einmal der französischen Revolution, selbst wenn sie sich constituirt und organisirt, ewige Feindschaft geschworen hat. Der Gewaltstreich, welchen der General Bonaparte am 18. Brümaire 1799 gegen die Directorial-Regierung ausübte, wird von Gentz höchlich belobt. „Bonaparte gilt ihm als der uneigennützige Retter Frankreichs; er erklärt den Bonapartischen Staatsstreich für ein, die Revolution abschließendes, Ereigniß. Und doch sah er sich nach Verlauf weniger Jahre genöthigt, denselben Bonaparte als denjenigen, welcher die Grundsätze der Revolution an der Spitze der großen Armee durch ganz Europa trug, für einen Feind der ganzen Menschheit zu erklären." Die schriftstellerische Berühmtheit des philosophischen Politikers führte ihn in die Kreise der höheren Gesellschaft, welche, zumal in Berlin, auf der niedrigsten Stufe der Sittlichkeit stand. „Es war der Verfasser des politischen Journals, dessen Bekanntschaft von nun an die Staatsmänner, die Diplomaten, die Prinzen und Prinzessinnen suchten. Außer in den Garderobezimmern des Theaters, außer in den Thees der reichen jüdischen Häuser ward er von nun an in den Salons der Minister und in den Hotels der auswärtigen Gesandten einheimisch. Nicht blos mit dem Grafen Haugwitz, dem Baron Heinitz, dem Marquis Lucchesini trat er in mehr oder minder intime Beziehungen. Er ward von dem Major Gualtieri der Königin vorgestellt, er pflog vertraulichen Umgang mit den Prinzen Louis Ferdinand und August, und erhielt Einladungen von der Prinzessin Luise, von dem Herzog Friedrich von Braunschweig. Lord Grenville suchte seine Bekanntschaft, der russische, portugiesische, vor allen aber der östreichische Gesandte Graf Stadion und der englische Lord Carysfort fingen an den Schriftsteller wie einen der ihrigen zu behandeln, genug, die Sphäre seiner Bekanntschaften ward mit einem Male auf das Glänzendste erweitert, er begann, um es mit den eigenen Worten des geckenhaft eitlen Mannes zu sagen: „eine Figur auf der Bühne der Welt zu spielen" und die hohe Gesellschaft ward: „einer der Hauptgegenstände meiner Beschäftigungen, Studien und meines Einflusses."*)

*) Tagebuchnotiz bei Schlesier, Bd. 5. S. 23.

Zu den psychologischen Merkwürdigkeiten dürfte es gehören, daß Gentz in einem von ihm geführten Tagebuche, wenn auch nur in flüchtig hingeworfenen, meist in französischer Sprache abgefaßten, Notizen, sein Sündenregister, nicht ohne eine humoristische Schadenfreude am selbst verschuldeten Elend, verzeichnete. „Wir schlagen diese Tagebücher auf und jeder andere Eindruck tritt vor dem des bodenlosesten Leichtsinns, der absolutesten Charakterlosigkeit zurück.“ Seit mehreren Jahren bereits war Gentz mit einer Tochter des Oberbauraths Gilly verheirathet; allein Häuslichkeit und eheliches Verhältniß wurde von ihm gänzlich mißachtet. „Zuweilen ein artiges, doch nur halbes Leben mit der Frau“, wovon er mit demselben Erstaunen berichtet, wie davon, daß er „trotz aller Dissipation durch andere häusliche Verhältnisse, als z. B. durch den Tod eines Hundes, in tiefe Rührung versetzt worden sei.“ Zuweilen wird gearbeitet, aber den eigentlichen Inhalt seines Lebens machen eben jene Dissipationen aus. Fortwährend werden größere oder kleinere Ausflüge unternommen, zum Marquis Lucchesini nach Meseritz, zur Gräfin Dönhoff (der angetrauten Maitresse des Königs Friedrich Wilhelms II.) nach Angermünde, oder zu Wilhelm Humboldt nach Tegel. Eben ist dieser, „mit dem er oft die Nächte durchwandelt“, von einer Reise nach Paris und Spanien zurückgekehrt, und das Tagebuch notirt am 13. September 1801 „ein großes Gespräch mit diesem zwischen Mitternacht und drei Uhr Morgens „touchant de très-près les plus grandes affaires et les relations les plus intimes de ma vie.“ Im August desselben Jahres „eine unbegreifliche Reise“ nach dem Badeort Freienwalde in Gemeinschaft mit Adam Müller, den er als „einen seiner liebsten Freunde“ bezeichnet. Hier kommt er dem Freunde jedoch sogleich aus dem Gesicht. Er sieht ihn eine ganze Woche lang nicht, denn er treibt sich in der dortigen Societät vom Morgen bis in die Nacht „in unerhörten Zerstreuungen, in rasenden Spielpartien herum“. Er kehrt endlich nach Berlin zurück, die Frau empfängt ihn kalt, er ist zum Stadtgespräch geworden und er notirt mit naiver Resignation: „que cette course semblait m'avoir fait plus de mal, que de bien.“ Im November macht er mit seinem Bruder eine Reise nach Weimar, wo er sich in eine edlere Atmosphäre versetzt fühlt. Hier erfaßt ihn eine rasende Leidenschaft für Amalie Imhoff, die Verfasserin der Schwestern von Lesbos. Alle seine besten Empfindungen und Gedanken sammeln sich um diese Liebe. Er wähnt, daß in seinem Innern eine Totalrevolution vorgegangen sei. Mit den besten Vorsätzen kehrt

er nach Berlin zurück; sie halten nicht lange vor. „Am 23. December widerfährt ihm das Unglück, Alles, was er hat, im Hazardspiel zu verlieren, so daß er den ganzen folgenden Tag umherlaufen muß, um nur einige Thaler zu Weihnachtsgeschenken für seine Frau und seine Geschwister aufzutreiben. Es gelingt ihm. Am Neujahrstage nach einem Nachtschmause sitzt er wiederum am Spieltisch. Nach ein Uhr geht er nach Haus; leider hat er den Hausschlüssel vergessen; er sucht anderwärts ein Nachtquartier und in dem Tagebuche findet sich die Bemerkung: „qu'après la révolution de Novembre c'était une assez singulière manière de commencer la nouvelle année!" — Geldnoth und Spielwuth bedrängen ihn. Des Morgens wird ein Manuscript für 70 Friedrichsd'or versetzt, am Abend die ganze Summe verspielt. Jeden Tag berichtet das Tagebuch von ähnlichen Verlusten. Der Schauplatz wechselt zwischen dem Casino, den Gasthöfen und den Hotels der Diplomaten. Je länger dies Leben getrieben wird, desto wüster wird es. Je unleidlicher der häusliche Zustand, je unerträglicher die Geldbedrängniß, desto toller wirft er sich in den Strudel . . . Andere Liebschaften, die Rahel, die Imhoff treten jetzt in den Hintergrund, seit er die Schauspielerin Christel Eigensatz kennen gelernt hat. . . Ein kleiner Roman wird abgespielt. Es gilt einen anderen Liebhaber auszustechen. Also Geschenke, wenn er bei Kasse ist, einsame Spaziergänge, geheime Rendezvous u. s. w. Glücklicher Weise verliebt sich der Nebenbuhler anderweitig und nun werden Raserei und Schwelgerei vollständig. Die beiden Liebhaber schließen intime Freundschaft und Gentz legt Scheu und Schaam gegen sich selbst so sehr ab, daß er in sein Tagebuch schreibt: „Fressen und Saufen in der Stadt Paris, Fahren wie toll im Wisky, Spielen Tarock" u. s. w. Am 5. April 1802 lamentirt er im Tagebuche: „Le plus pressant et le plus sensible de mes malheurs était l'impossibilité de faire un cadeau à Christel, qui avait aujourd'hui son bénéfice." Glücklicher Weise traf noch an demselben Tage eine Anweisung aus England auf Eintausend Pfund Sterling ein.

Gleichzeitig neben diesem wüsten Leben in Völlerei und Schwelgerei aller Art führt Gentz ein Leben reich an schriftstellerischen Erzeugnissen, die von tiefer Einsicht, Muth und Thatkraft zeugen. Als eine erste freie Fortsetzung seines Journals erschien in Berlin zu Anfang des Jahres 1801 seine Schrift: „Ueber den Ursprung und Charakter des Krieges gegen die französische Revolution." Auf schlagende Weise weist er nach, weshalb das Unternehmen der ersten Coa-

lition gegen die republicanischen Heere einen so schmählichen Verlauf nehmen mußte. „Man unterschätzte Charakter und Kräfte des Revolutionskrieges. Durch revolutionairen Enthusiasmus, durch revolutionaire Verstärkung der Armeen, durch revolutionaire Entwickelung der militairischen Talente, durch revolutionaire Geldquellen, durch das System einer revolutionairen Propaganda, durch ein specifisch-revolutionaires Kriegssystem erlangte Frankreich seine Erfolge. Nur durch das Aufgebot eben solcher Kräfte war hiergegen der Sieg zu gewinnen. Die Bekämpfer der Revolution mußten von den Mitteln und Werkzeugen ihres Feindes so viel in ihre eigenen Armeen und auf ihren eigenen Boden verpflanzen, als nur irgend mit der Fortdauer einer regelmäßigen und geordneten Verfassung vereinbar war. Durch Leitung der öffentlichen Meinung mußte man dem Enthusiasmus der Revolution entgegenwirken und eben die Mittel, wodurch dieser Enthusiasmus der Revolution entkräftet werden konnte, zur Entzündung eines anderen in den Herzen der Völker benutzen. . . . So hätte man den Franzosen ihre Bewunderer entzogen und damit allein schon eine Nation zur Hälfte besiegt, die in ihrer Eitelkeit den Sporn zu den unerhörtesten Aufopferungen fand. So hätte man auf anderer Seite einen echten, lebhaften und entschlossenen Patriotismus angefacht, wirksam und begeisternd genug, um jeder revolutionairen Triebfeder das volle Gegengewicht zu halten. Statt dessen thaten die kriegführenden Mächte das Ihrige, die unglückliche Meinung in Frankreich zu befestigen, daß jenseit der revolutionairen Tyrannei nur die Schmach einer fremden und barbarischen Herrschaft sei. Statt dessen verfolgte man in den eigenen Staaten die allerthörichtste, unwirksamste und verderblichste Politik. . . . Man versäumte es der Revolution durch den geläuterten Geist der Revolution zu begegnen. . . . Zu allen Fehlern, die man beging, kam noch die Zersplitterung unseres Vaterlandes hinzu. Dem starken, festen, centralisirten Frankreich hätte ein geeinigtes Deutschland gegenübergestellt, den beiden Hauptmächten des Reiches hätte die ganze gemeinschaftliche Kraft des föderativen Staatskörpers in der Form der Dictatur zur freien, unbedingten Verfügung übergeben werden müssen."

Mit verdienter Anerkennung so freisinnigen Urtheils bemerkt Haym hierzu: „So dachte dieser Mann, als die deutschen Fürsten und Völker noch weit von einer derartigen Politik entfernt waren, als der Freiherr von Stein noch als Oberpräsident die Provinz Westphalen verwaltete."

Eine in Paris erschienene Schrift von Hauterive „de l'Etat de la France

à la fin de l'an VIII de la République", gab Gentz Veranlassung zu seiner Gegenschrift: „Von dem politischen Zustande von Europa vor und nach der Revolution", von der jedoch nur zwei Hefte erschienen, weil die gestrenge Berliner Censur ihm mehr als Einen Strich durch seine politischen Ansichten machte. Gentz war zwar noch immer der Bekämpfer der Revolution, allein er stellte sich vielmehr auf die Seite Englands und Oestreichs, deren Politik keineswegs die Preußens war, welches gerade damals einem beklagenswerthen Verfall entgegenging. „Preußen stand nicht an, die Demüthigungen Oestreichs und den Schaden des Reichs nach dem Lüneviller Frieden sich zu Nutze zu machen. Es warf sich in den Regensburger Verhandlungen über die Entschädigungsfrage an den Einfluß der Cabinette von Petersburg und Wien weg." Von jetzt an richten sich die Hoffnungen unseres preußischen Kriegsrathes auf Oestreich; der Boden in Berlin brennt ihm unter den Füßen, seinen politischen, finanziellen und moralischen Bankerutt erkennt er als unvermeidlich. „So wuchs mit der Verlegenheit die moralische Betäubung, mit der Betäubung die Verlegenheit. Er bezog Tausende, um Zehntausende zu vergeuden. Das Geld hatte nur Werth für ihn, sofern es sich verschenken, verstreuen, verprassen ließ. Es rann ihm flüssig aus den Händen. Weder seine Besoldung, noch die literarischen Honorare, noch die reichen Geschenke Englands vermochten die Lücke zu füllen, die immer bodenloser wurde. Seine Finanzen, wie sein ganzes sittliches Leben befanden sich in bankeruttem Zustande. . . . Seine zerrüttete Häuslichkeit machte ihm seine Verlegenheiten nur um so empfindlicher. Wenn er nach durchschwelgten Nächten nach Haus kam, packte ihn die Angst der Verzweiflung. „En rentrant chez moi, la solitude, que je trouvais dans la maison, tout ce que je savais, tout ce que je sentais m'a jetté dans les transes de désespoir." Nach einer durchschwärmten Nacht findet er auf seinem Schreibtische einen Brief seiner Frau, worin sie ihren festen Entschluß erklärt, auf Scheidung anzutragen. Am folgenden Tage giebt er seine Zustimmung. Am Abend findet ein diplomatischer Ball statt: eben recht, um alle Sorge und Reue zu übertäuben und beim Hazardspiel alle häusliche und alle Finanznoth zu vergessen."*)

Nachdem der Minister v. Voß ihm den Urlaub zu einer Reise nach Teplitz mehrmals verweigert hat, wird er ihm endlich bewilligt und Gentz reist in Ge-

*) Ersch und Gruber, Encyklopädie.

sellschaft von Adam Müller im Juni 1802 nach Dresden, wo er Metternichs Bekanntschaft macht, und von da nach Teplitz. „Hier, wie in Dresden," schreibt er in sein Tagebuch, „nichts als vornehme Bekanntschaften gemacht, Diners, Soupers, Landpartien, Spiel." Im nächsten Monate reist er nach Wien, wird hier dem Kaiser vorgestellt, dem er eine Denkschrift über die politischen Constellationen der Gegenwart und ein Gesuch um Anstellung eingereicht hat. „In Anerkennung," so lautet seine Berufung, „seiner seltenen Einsichten und Geschicklichkeiten, so wie seines rühmlichen Eifers für die Erhaltung der Regierungen, Sitten (!) und Ordnung, wird dem &c. Gentz der Charakter eines k. k. Hofrathes ertheilt und ein Gehalt von 4000 Gulden Conventionsmünze zugesichert."

Zwar wird in dem officiellen Schreiben des Ministers Cobentzl an Gentz die Voraussetzung ausgesprochen, daß er „die Entlassung aus der dermaligen Dienstleistung" überkomme; allein der Staatsreferendar Baron v. Collenbach fügt hinzu: jene Redensart sei nur geschrieben, um den Antrag in Berlin vorzeigen zu können; jedenfalls stehe der Entschluß des Kaisers fest und er könne mit Sicherheit darauf rechnen.

Er erhielt Erlaubniß zur Rückkehr nach Berlin, um seine Verhältnisse zu ordnen und den Abschied aus dem preußischen Staatsdienste nachzusuchen. Aus Besorgniß, in Berlin in allerhand Ungelegenheiten verwickelt zu werden, richtete er aus Dresden sein Gesuch um Abschied an den König, welcher ihm unter d. 4. October 1802 ertheilt wurde. Selbst bei seinen Umgangsgenossen, besonders bei den Frauen, galt er für sittlich und finanziell zu Grunde gerichtet. „In der Zeit seiner drückendsten Geldverlegenheiten in Berlin (1802)," so erzählt uns die ihm befreundete Frau Henriette Hertz, „huldigte Gentz fortwährend den freisinnigsten politischen Ansichten . . . . An einem schönen Morgen jedoch war die Allen, welche ihm näher standen, sehr bekannte Geldnoth, wenn auch nicht gehoben, — dazu hätte er sehr ansehnlicher Summen bedurft, — doch ganz augenscheinlich gemindert und die Freisinnigkeit verschwunden. Der Grund beider Aenderungen war mir mit Gewißheit bekannt, ich wußte den Moment, in welchem er eintrat und konnte die Gleichzeitigkeit von Wirkung und Ursache genau beobachten. Eine östreichische Pension hatte beide Wunder bewirkt. Er war damals noch, und noch längere Zeit nachher, als Kriegsrath bei dem General-Directorium in preußischen Diensten. Durch den östreichischen Gesandten, Grafen Stadion, auf ihn aufmerksam gemacht, der ihn eben so, wie der englische, mit großer Auszeichnung behandelte, erkannte das Wiener Cabinet seine Brauchbarkeit, wie es

seine Geldverlegenheit kannte. Von da an schrieb Gentz, was dieses Cabinet begehrte, selbst wenn es gegen die Absichten und Interessen der preußischen Regierung, oder gar gegen deren Handlungen gerichtet war. Wenn er aber auch Oestreich in Berlin nützlicher sein konnte, als in Wien, so mußte ihm selbst doch eine so zweideutige Stellung auf die Länge unhaltbar erscheinen und er ging, die Quelle seines Heils aufzusuchen. Aber von Freisinnigkeit war keine Spur mehr in ihm, wenigstens in seinen Reden und Schriften nicht. Er verließ Berlin als vollkommener Conservativer oder wie man sich damals ausdrückte, als eingefleischter Aristokrat."*) Mit dem ihm in Wien bewilligten Gehalte war eine Anstellung und Beschäftigung im Staatsdienste noch nicht verbunden: man wollte sich dort nur der gewandten Feder des berühmten Publicisten versichern. — Er benutzte die ihm zu Theil gewordene Freiheit zu einem Ausfluge nach England, und gelangte über Frankfurt, Brüssel und Calais in Gesellschaft des Lords Elliot nach London. Nicht als ein Unbekannter trat er in den Kreis der dortigen großen Staatsmänner und Parteiführer des Parlaments ein. „Mit Fox, dem abtrünnigen Zögling des leider schon verstorbenen Burke, durfte er an der Tafel vom Lord Grenville in vertraulichster Weise zusammentreffen. Fox, wie Makintosh (gegen dessen „Vindiciae Galliae" Gentz geschrieben hatte), waren vollendete Muster jener echten Humanität, unter deren Einfluß in England die Bitterkeit politischer Parteidifferenzen von dem geselligen Verkehre und der persönlichen Begegnung fern bleibt. So durfte Gentz in der Gesellschaft von Männern von den entgegengesetztesten Ansichten verkehren, durfte sich der glänzendsten Gastfreundschaft erfreuen und durch seine Liebenswürdigkeit, seine Einsichten, sein wunderbares Sprechertalent den Beifall und die Schmeicheleien sowohl der Pitt und Grenville, wie der Fox und Sheridan verdienen. Er durfte dann wieder der Zeuge der parlamentarischen Kämpfe und Gegensätze dieser Männer sein; denn schon seit länger als Jahresfrist war Pitt vom Staatsruder abgetreten und das Ministerium Addington hatte den Frieden von Amiens geschlossen. In Folge dessen hatten sich die kriegerisch Gesinnten zu einer Opposition zusammengeschaart, gegen welche die frühere Opposition unter Fox's Leitung dem Ministerium ihre Unterstützung lieh, während Pitt in abwartender Stellung mit seinen intimsten Freunden im Hintergrunde blieb. Am 16. Nov.

*) Fürst, Henriette Hertz. (1850) S. 140.

wurde das Parlament eröffnet und in den stürmischen Sitzungen, mit denen es begann, bot sich für Gentz die lebendige Anschauung eines Treibens dar, für das er schon aus der Ferne ein so intimes Verständniß gewonnen hatte."*) — Mit staatsmännischem Blick erkannte Gentz, daß in England die Politik William Pitts eine Zukunft habe; noch enger als früher schloß er dessen Ansichten und Aussichten sich an. Weder vorher noch nachher ist es jemals vorgekommen, daß ein englisches Ministerium in einem deutschen politischen Schriftsteller eine verbündete Macht anerkannte. „Gentz ward der mit Aufträgen versehene Bevollmächtigte der Politik Pitts bei der öffentlichen Meinung des Festlandes. Seine Kenntniß der continentalen Zustände, seine Uebereinstimmung und Eingeweihtheit in die englischen gaben dem Schriftsteller eine Bedeutung, welche die eines Gesandten in vieler Beziehung übertraf. Er ward bezahlt und ließ sich bezahlen wie ein Gesandter. Man gab ihm erst eine runde Summe für den Anfang, dann auch die Zusicherung eines bestimmten Jahrgeldes."**) Das englische Tory-Ministerium, Pitt und dessen Freunde, erkannten in Gentz einen brauchbaren Mitkämpfer nicht nur gegen die französische Revolution, sondern auch gegen die Opposition, welche Fox und dessen Freunde im Parlamente vertraten. Lord Grenville übersendet (1. Juni 1800) dem preußischen Publicisten, dessen von Schuldnern bedrängte Lage ihm nicht unbekannt war, ein Geschenk von 500 Pfund Sterling (3500 Thaler), dem später ein zweites von 100 Pfund und ein drittes von 1000 Pfund (7000 Thaler) folgten. Außer diesen handgreiflichen Vortheilen war die Ausweitung des politischen Horizontes der noch größere Gewinn, welchen Gentz aus England, welches er im Januar 1803 verließ, nach dem Festlande zurückbrachte. Wie sehr mußte ihm, welcher in Wien als Hofrath im außerordentlichen Dienste in die Staatskanzlei eingeführt wurde, die armselige Politik der östreichischen Staatsmänner und die jämmerliche Verfassung des deutschen Reiches und insbesondere der östreichischen Kronländer anwidern. Die Politik Oestreichs nach dem Lüneviller Frieden war die der Entmuthigung und Erschlaffung. Man hatte sich von England getrennt, man war gedemüthigt, man dachte nicht daran den Widerstand zu erneuern. An die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten war der Graf Ludwig Cobentzl getreten, der Unterhändler des Lüneviller Friedens. Neben ihm waren es der Graf Colloredo und der Baron von Collenbach,

*) Ersch und Gruber, Encyklopädie.

**) Varnhagen, Gallerie von Bildnissen. III. 172.

in deren Händen sich die Leitung des Staates befand. Sowohl auf die Denk- wie auf die Handlungsweise dieser Männer konnte Gentz nur mit Verachtung sehen.

Der physische Ekel, welchen die nähere Bekanntschaft mit Gentzs Lebensweise in Berlin erregte, steigert sich zu einem sittlichen bei der Begegnung mit ihm, nachdem er sich an das östreichische Cabinet verkauft hatte. Der Handel wurde, wie oben erwähnt, bereits mit ihm abgeschlossen, als er sich noch in preußischen Diensten befand; Metternich tilgte seine Schulden und zahlte ihm eine Pension, bis er 1802 nach Wien übersiedelte. Er wußte sich der östreichischen Regierung dadurch zu empfehlen, daß er nicht nur gegen die Grundsätze der von ihm früher so hochgepriesenen französischen Revolution, sondern sogar gegen die, von kleineren deutschen Fürsten nothgedrungen eingeleiteten, Reformen schrieb. Er bezeichnete diese Verbesserungen „als die wichtigsten unter all den verbreiteten Ursachen der Revolution, weil man zu stolz, zu unternehmend, zu vermessen reformirt und dadurch in den Völkern das Werth- und Kraftgefühl, Reichthum, Freiheit, Aufklärung und durch sie Ungenügsamkeit, Uebermuth und den Hang zu ausschweifenden Speculationen genährt habe." Während er in seinen öffentlichen Schriften in solcher Weise dem östreichischen Cabinet zum Munde redete, sprach er ganz anders in vertraulichen Briefen, welche er an den berühmten Geschichtschreiber Johannes Müller schrieb; er verwünschte „die Henkersknechte, die Preußens Verderben verschuldet", sprach einen Fluch „über den verfaulten Leichnam des östreichischen Ministers Cobentzl", über „die Kothseelen und Hunde", welche die östreichische Regierung zusammensetzten und über jene Hauptstadt an der Donau, wo Jagd, Pferde und Prater die höchste Glückseligkeit bedeuten. In Oestreich dürfe, wenn Europa gerettet werden solle, kein Stein in dem ganzen Bau seiner Regierung auf dem andern bleiben. Von dergleichen Herzensergießungen durfte freilich Metternich keine Ahnung haben. Bald aber lenkt Gentz auch in den vertraulichen Mittheilungen nach anderer Richtung hinüber. Er schreibt an J. Müller: „Wenn Wahrheitsscheu, Verfolgung, Stupidität den menschlichen Geist unterdrücken, müssen die Besten ihrer Zeit für die Cultur bis zum Märtyrertod arbeiten; wenn hingegen, wie in unserem Jahrhundert, Zerstörung alles Alten die herrschende Tendenz wird, müssen die ausgezeichneten Menschen bis zur Halsstarrigkeit altgläubig werden." Diese Ueberzeugung führte ihn, der sich gegen Religion und Kirche gleichgültig verhielt, zwar

nicht in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurück, brachte ihn jedoch in nahe Verbindung mit den Neukatholiken Friedrich Schlegel und Adam Müller, denen er darin beipflichtete, „daß die Reformation die Grundursache des Verfalls Deutschlands sei.“ Mit sich selbst im entschiedensten Widerspruche vertheidigt und verdammt er die öffentliche Meinung und die freie Presse, je nachdem das Eine oder das Andere ihm in seinem Kram taugt. Bis zum Einbruche Napoleons in Oestreichs Grenzen blieb Gentz, wie heftig auch seine Schimpfreden gegen „die Libellisten“ der Revolution, gegen das Directorium und gegen Napoleon wurden, ein eifriger Vertheidiger der Preßfreiheit, von deren politischer Bedeutung sein Aufenthalt in England und die Bekanntschaft mit dortigen Zuständen ihn überzeugt hatten. Lächerlicher Weise aber will er die Preßfreiheit nur für diejenigen, welche die Macht nach seinem Sinne handhaben. Obwohl selbst ein Libellenschreiber kann er gegen die französischen Collegen nicht Schimpfworte finden, die ihm stark genug dünken. In der Vorrede zu seiner „Authentischen Darstellung des Verhältnisses zwischen England und Spanien“*) mißt er „dem Könige Ludwig XVI. und seinen schwachen oder verblendeten Rathgebern“ in der leidenschaftlichsten Sprache die Schuld an dem Umsichgreifen der Revolution bei, weil sie nicht zeitig genug gegen den Unfug der Presse eingeschritten seien. „Den einzelnen Ausbrüchen des Uebels,“ bemerkt Gentz, „konnte die Regierung keine Schranken mehr setzen; die Libellenschreiber waren mächtiger als der König, sie hatten ihn selbst und Alles, was heilig um ihn war, mit Füßen getreten und Schonung gegen auswärtige Staaten konnte der, der in seiner eigenen Person die grausamsten Mißhandlungen erfuhr, den Organen der Rebellion nicht gebieten. . . . Die Libellenschreiber wurden die Häupter des Staats; ihre fortdauernden Feindseligkeiten gegen die fremden Regierungen hörten auf Privatsache zu sein; ihre Lästerworte und Ausforderungen waren das Werk der Verwalter einer furchtbaren Macht, zwar nur einer anarchischen und rechtlosen, aber doch immer einer obersten, Niemand verantwortlichen Macht, in einem gewaltigen Staatsgebiete herrschend. In diesem ewig schrecklichen Zeitraume vermischen sich die Rasereien der Schriftsteller mit den Frevelthaten der revolutionairen Tyrannen, die Mordprediger und Rebellions-Apostel mit den regierenden Henkern und ihren Abgesandten, ihren Armeen und ihren Mitverschwornen in allen Ländern so ganz, daß man nicht mehr abzusondern vermochte, was in einer so ungeheuren Ver-

*) In Leipzig gedruckt 1806; jedoch wird auf dem Titel Petersburg als Druckort genannt.

wirrung durch Worte oder Waffen, durch Einzelne, oder durch die Masse geschah.“ Dem, auf die Schreckenszeit folgenden, Directorium läßt Gentz die Gerechtigkeit widerfahren, „daß diese gewaltthätige, grausame, aus der wildesten Anarchie hervorgegangene, mit Missethaten so vertraute Regierung in ihren officiellen politischen Artikeln mehr Anstand und, wenn man Zeiten mit Zeiten vergleicht, bei weitem mehr Mäßigung beobachtete, als von ihrem Nachfolger geschieht.“

Gentz erkennt in Napoleon, nachdem er sich (18. Mai 1804) zum Kaiser gekrönt hat, „den Mann, in welchem sich, dem ewigen Laufe der menschlichen Dinge gemäß, die ganze Macht der Revolution concentrirt habe;“ zugleich rühmt er von dem Kaiser der Franzosen, „daß er das sichtbare Bestreben gezeigt, von alten Sitten und Gebräuchen, alten Maximen, Instituten und Formen so viel wieder herzustellen, als mit der neuen Verfassung verwebt werden konnte; daß er den alten europäischen Regierungen, sogar im äußeren Gewande der Herrschaft, in der Pracht der Umgebungen, in der Ordnung des Hofceremoniels, in Titeln und Würden, Ehrenzeichen und Ordensbändern und in einem unendlichen Abstande vom Volke es gleich zu thun beflissen war.“ Mit Abscheu aber wendet er sich von demjenigen ab, „welcher sich der schrankenlosen Gewalt über eine gleichartige und ohnmächtige Masse bemächtigt habe, die eben deshalb knechtisch gehorchen muß, weil nichts in ihr zum Widerstreben hervorragt.“ Trotz alledem belobt er den Kaiser, daß er „der Gefahr, die Achtung gegen auswärtige Staaten durch einzelne Schriftsteller verletzen zu lassen, ein für allemal ein Ende gemacht habe,“ beklagt es aber, „daß man den Schriftstellern, welche zwölf Jahre lang die Flammen der Verheerung angeblasen, die jetzt unter der Aufsicht einer starken Regierung zu schwach zum Bösen, aber tauglich zum Guten geworden wären, ewiges Stillschweigen aufgelegt habe.“ Wie sonderbar nimmt sich in dem Munde des öſtreichiſchen Hofrathes, der später auf dem Karlsbader Congresse die Preßknebelgebote verfaßte, der Klageruf aus: „Die Preßfreiheit ging unter Napoleon in Frankreich ohne Rettung zu Grunde; und obgleich der Schlag, der sie traf, zugleich die letzte Schutzwehr vernichtete, die in einem allenthalben geebneten Lande die Tyrannei noch mäßigen konnte, so war doch für das Ausland nun wenigstens so viel gewonnen, daß die Fürsten nicht mehr zittern durften, durch Zeitungsschreiber von ihrem Throne gestoßen zu werden.“

Nicht minder befremdlich aber, als der Klageruf über die französischen Zustände nehmen sich die, den englischen ertheilten, Lobsprüche in dem Munde des

Metternichschen Agenten aus. „Wo öffentliche Berathschlagungen," sagt Gentz, „zum Wesen der Staatsverfassung gehören, ist unbedingte Redefreiheit ihr nothwendiges Element. . . . Die britische Regierung ist für das, was in Zeitungen und Druckschriften gesagt wird, auf keine positive Weise verantwortlich; sie ist es aber eben so wenig auf eine negative Weise. Eine Bücher-Censur ist in England nicht einmal dem Namen nach bekannt; kein Tribunal, kein Minister hat Gewalt über eine Schrift, bevor sie ans Licht tritt, und nachher kann der Verfasser nur nach den gewöhnlichen Vorschriften der Gesetze vor seinem Richter zur Verantwortung gezogen werden. . . . Die Preßfreiheit ist in England fest begründet und Niemand kann sich einfallen lassen, sie zerstören zu wollen. Sie steht mit der Landes-Constitution und wird aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach auch mit ihr nur zu Grunde gehen. In den trüben und tiefgedrückten Zeiten, in welche das Schicksal uns warf, wird wohl kein edles Gemüth über die britische Preßfreiheit klagen; beschädigt werden Wenige von ihr, eine Wohlthat ist sie für Viele, ein Trost für Alle. Aber Tyrannen verabscheuen sie, als die letzte Zunge, die der Menschheit noch übrig blieb, um ihnen offen ins Angesicht zu fluchen!"

Diese mit der Unverzagtheit eines Ehrenmannes, mit dem Muthe der Ueberzeugung gegen die Gewaltherrschaft Napoleons geschleuderten Verwünschungen wurden von den Vaterlandsfreunden damals mit derselben Freude und mit dem Vertrauen auf eine bessere Zukunft aufgenommen, wie die Flammenworte, die später Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation, E. M. Arndt in seinen Liedern, L. Jahn in seinem Volksthum den Deutschen zurief. Denken wir, daß wir es jemals erlebt hätten, daß ein Fichte, Arndt, Jahn den, von ihnen bekannten, Ueberzeugungen in solcher schaamlosen Weise wie Gentz ungetreu geworden wären, wie würde, anstatt des Ruhmeskranzes, der ihre Häupter schmückt, Fluch und Verachtung sie getroffen haben! Der frühere Gentz aber hat eigenhändig über den späteren den Stab zum Voraus gebrochen, wenn er in der erwähnten Vorrede vom Jahre 1805 schreibt: „Nicht blos in Frankreich, auch in den übrigen Ländern, ganz vorzüglich aber in Deutschland giebt es eine Klasse von Schriftstellern, die das heillose Talent besitzen, das Abscheulichste als groß, das Rohe als genialisch, das Fabelhafte als prophetisch, die Lügen als Wahrheiten von höherer Ordnung und die Frevelthaten als Tugenden zu construiren (zu beweisen). Nachdem sie zu Robespierre's Zeiten das Aeußerste gethan, um

die Ermordung einer halben Generation mit der Versicherung: „es geschähe für die Freiheit“ als ein heroisches Unternehmen zu schildern, sind sie später so glücklich gewesen zu entdecken, daß eine rein-souveraine Alleinherrschaft, von allen Verfassungen der Erde, für eben diese Freiheit die gedeihlichste ist, und begleiten diese glorreiche Entdeckung mit der noch weit außerordentlicheren Offenbarung, daß der Stifter solcher rein-souverainen Alleinherrschaft, „an seinem Standorte nothwendig mit Liebe, die umfassend aus ihm selbst herausgeht, walten und innigst die Welt lieben muß.“ Gegen v. Woltmann, welcher diese Ansichten in den Europäischen Annalen und anderwärts ausgesprochen, richtet Gentz die Worte: „So lange Schriftsteller dieser Art noch Credit beim Publicum haben, wird es selbst solchen Artikeln, wie sie der Moniteur uns gegenwärtig auftischt, zu keiner Zeit an günstiger Auslegung und überhaupt keiner Gewalt an einem Deckmantel und keinem Tyrannen an einem Lobredner fehlen.“ Gentz aber leistete hierin das Alleräußerste; nicht nur, daß er ein Lobredner der „rein-souverainen Alleinherrschaft“ wurde, er gab sich auch dazu her, der Vollstrecker, ja sogar der Anstifter und Einbläser ihrer Ungesetzlichkeiten zu sein. Dieselbe Zwingherrschaft des freien Gedankens in Wort und Schrift, welche Gentz bei Napoleon als Tyrannei verurtheilt, wurde seit dem Wiener Congreß von ihm als Metternichs Handlanger ausgeübt. Die Parteigänger der durch die Presse geschaffenen und geschützten öffentlichen Meinung aber mußte es mit Siegeszuversicht erfüllen, daß ein so geschworener Feind derselben, wie Napoleon, ihre Macht anerkannte, durch die er nicht geringere Siege, als durch seinen Degen zu erfechten hoffte. So wenig stichhaltig 1805 der Schild Oestreichs gegen den Degen Napoleons, eben so wenig erwiesen sich die Declamationen von Gentz stichfest gegen die Artikel des Moniteur. Was kümmert es den Kaiser Napoleon, wenn ihm Gentz den Vorwurf macht, daß er gemeinschaftliche Sache mit der ihm gefälligen, schlechten Presse mache, daß er sich selbst zum Libellenschreiber herabwürdige. „So viel ist gewiß,“ ruft Gentz 1805 voll Verzweiflung aus, „wenn dieser unnatürliche Zustand schriftstellerischer Frechheit, auf eine furchtbare Waffenmacht gepfropft — ein Souverain, der mit Zeitungsschreibern an seiner Seite ins Gefecht geht, ein Zeitungsschreiber, vor dem Könige zittern — wenn dieses verderbliche System nicht gänzlich vertilgt werden kann, so ist kein Friede in Europa zu hoffen.... Sollte aber durch eine glückliche Constellation oder, daß noch einmal der alte Geist, der Muth und die Kraft so vieler gebeugter und niedergeworfener

Nationen aus dem Schlummer des Todes erwachte, ein Ausweg aus diesem Labyrinthe gefunden, die Würde der Staaten wieder aufgerichtet, das Gleichgewicht wieder hergestellt werden, so mögen die, welche die Vorsehung erkoren haben würde, diese glorreiche Wiedergeburt zu stiften, nicht vergessen, daß ihr Werk unvollendet bleibt, so lange noch ein Machthaber in Europa ungestraft ein Libellenschreiber sein darf." Unter dem 6. Juni 1804 hatte Gentz dem Grafen Cobentzl, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, bereits ein Memoire eingereicht, worin er die Beschützer der Legitimität vor der Anerkennung des Usurpators warnt. Er hält dem Cabinet die, in dem ersten, gegen die Revolution unternommenen, Kriege begangenen Fehler vor und nimmt keinen Anstand zu erklären: „daß vor Gott und dem Gewissen die einzige Sühne dieser früheren Fehler darin bestehen würde, wenn man sich jetzt, in der grausamen Wahl zwischen der Anerkennung Napoleons und einem bedenklichen Kriege, für den Krieg entschiede." In einem anderen, an den Erzherzog Johann gerichteten, Memoire führt er aus, daß nur durch ein treues Zusammenhalten Oestreichs und Preußens ein Damm zum Schutze Deutschlands gewonnen werden könne. Er beklagt es: „als ein Unglück, daß durch die Reformation und weiterhin durch Friedrich II. die Möglichkeit eines einigen deutschen Nationalreichs unter der Herrschaft des Hauses Habsburg vereitelt worden sei. Dies Unglück sei nicht ungeschehen zu machen, aber es sei zu corrigiren. Mit einem Worte: eine treue Verbindung zwischen Oestreich und Preußen ist Deutschlands letzte und gleichsam sterbende Hoffnung." Er fordert Johannes Müller auf, ihm hierzu die Hand zu bieten; dieser soll in Berlin, wie er in Wien, für den großen Zweck des gemeinsamen Vaterlandes thätig sein. In dem Briefwechsel mit Addington und Pitt bildet ebenfalls die Herbeiführung eines östreichisch-preußischen Bündnisses und Beseitigung des unfähigen Ministers Cobentzl das Hauptthema. Noch kurz vor Ausbruch des Krieges schrieb Gentz im Sept. 1805 an Pitt: „Ihr laßt den Krieg auf dem Festlande beginnen, ohne das östreichische Ministerium geändert, ohne vorläufig den König von Preußen gewonnen zu haben. Der Krieg kann kein glücklicher sein; das Gebäude ruht auf schlechtem Grunde, es bricht zusammen und selbst ein allmächtiger Gott vermag es nicht zu halten!"

Was er vorhergesagt, erfolgte; er gerieth in einen Zustand verzagter Verzweiflung: „Bonaparte nicht geschlagen!" schreibt er, „die Kurfürsten nicht

mit neu zu erfindender Schmach gestraft zu haben, nicht zu siegen, in einem Moment, wo aller Werth des Lebens an einem Siege hing, nicht zu siegen, die Triumphberichte der Höllenrotte in ihren verdammten Zeitungen zu lesen, das Frohlocken ihrer Anhänger in Deutschland, das zehrt am Gemüth und läßt für keine andere Schmerzen Raum."

Die Schlacht von Austerlitz, der zu Preßburg geschlossene Friede vernichteten die letzte Hoffnung, welche Gentz auf ein noch in letzter Stunde mögliches Erscheinen eines preußischen Heeres gesetzt hatte. Er ergoß sich in den bittersten Ausfällen gegen Preußen und Oestreich und nahm, um dem Schauplatze der Erniedrigung des deutschen Kaiserstaates fern zu sein, seinen Wohnsitz in Dresden.

Der Sieg, den die englische Flotte bei Trafalgar erfocht, belebte seinen Muth aufs Neue. Er hoffte, „dieses England werde auch allein dem längsten Kriege mit dem Allmächtigen und der endlichen Vernichtung des Tyrannen gewachsen sein."

In diese Zeit fällt das Erscheinen einer schon früher ausgearbeiteten Schrift: „Fragmente aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa." (Leipzig 1806.) Bisher hatte Gentz seine Hoffnungen auf die Fürsten gesetzt, seinen wohlgemeinten Rath in Denkschriften den Ministern eingereicht; dies hatte er als ein fruchtloses Bemühen erkannt, er richtet jetzt seine Worte an die Nation.

Die Perle von Allem, was jemals Gentz geschrieben, ist der Aufruf: „An die Deutschen" vom Jahre 1805. „Ihr, die Ihr im Schiffbruche der Zeit, von Tod und Trümmern umringt, aller Güter kostbarstes und erstes: einen freien, umfassenden Geist, ein treues, lebendiges Herz, den Sinn für die Heiligthümer der Menschheit, den Muth ihnen Alles zu opfern und Glauben an die Zukunft gerettet, Ihr echte, feuerfeste, durch gemeine Trübsal unbesiegbare, in Geist und Wahrheit stets siegreiche Helden des Jahrhunderts, von der Menge verkannt, von aufgeblasenen Weltstürmern, die der Pöbel wie Götter verehrt, vielleicht zum Glück verachtet oder gehaßt, — vor Allen aber Ihr, an die zunächst diese Worte sich richten, des Vaterlandes einsame Zierden, hochherzige, durch kein Unglück bezwungene, Eures Namens würdige Deutsche, — ermüdet, verzweifelt nur nicht! Der, welcher Euch auserkor, die Nachwelt mit der Gegenwart zu versöhnen, legte hartnäckige Kämpfe und furchtbare

Prüfungen Euch auf." Der wortgewaltige Prophet verkündet den, auf der Seite des Feindes stehenden, Rheinbundfürsten ein über sie hereinbrechendes strenges Gericht. „Das Vaterland," so klagt er, „ist gebeugt, zertreten, zerrissen und entweiht; ein Theil seiner Fürsten trägt öffentlich und anerkannt das Joch eines fremden Gebieters; mehr denn Einer, durch nichtige Titel oder Vergrößerungen gelockt, ward Mitarbeiter an dem gemeinschaftlichen Ruin, der ihn selbst schon in der Stunde des Abfalles, im Augenblick des eingebildeten Genusses und ehe noch die Frucht seiner Untreue gepflückt oder in Sicherheit gebracht war, ergriff. Von denen, die scheinbar noch stehen, die der zurückgebliebene Name der Macht, die der Schatten der Unabhängigkeit noch umschwebt, sind die Meisten zum Untergange reif; durch selbstsüchtige oder feige Politik, durch freiwillige schnöde Capitulationen, durch Schritte, die ihnen die Achtung der Welt und das Zutrauen ihrer Völker geraubt, verdienten sie das Schicksal, das ihrer wartet. . . ."

Für alle Zeiten — insbesondere auch für die gegenwärtige — ist der Zuruf geschrieben: „Deutsche, vergeßt nie, daß da, wo Ihr Euch befindet, der wahre Mittelpunkt aller Unternehmungen ist, wodurch früher oder später Europa von der Knechtschaft erlöset, das Gesetzbuch der Willkür zerrissen, der hochmüthige Luftbau vergänglicher Uebermacht gestürzt und ein neuer, unsterblicher Bund zwischen Freiheit, Ordnung und Friede für eine glückliche Nachwelt gegründet werden muß. Das eigentliche Werk der Befreiung muß auf deutschem Boden gedeihen. Von hier muß die Wiederherstellung ausgehen, so wie hier die Zerrüttung entschieden, das Verderben zur Vollendung gebracht ward. Europa ist durch Deutschland gefallen; durch Deutschland muß es wieder emporsteigen! . . . Wenn wir uns vereinigen, wenn wir unsere Familienfehden vergessen, wenn wir in der Stunde der Gefahr, in der Stunde gemeinschaftlicher Noth uns entschließen könnten Deutsche zu sein, dann trotzten wir jeglichem Sturme, würde nie eine Fußbreite deutschen Gebietes dem übermüthigen Fremden zum Raube, so fiel nicht ein einziges Glied, auch nicht das geschiedenste und schwächste von dem wohlgebauten, lebensvollen Körper des europäischen Staatensystems ab. . . . Sollen aber die Staatskräfte Deutschlands je Eins werden, so muß zuvor der Nationalwille Eins sein. Hier, unverzagte und großdenkende Deutsche, zerstreute, doch geistig versammelte, durch Gleichheit des Sinnes und der Bestrebungen verbundene und rechtmäßig

constituirte Repräsentanten der Nation, hier öffnet sich Euch ein ruhmvolles Feld! Euch selbst nicht zu verlassen war das Erste; aber entzieht Euch auch dem Vaterlande nicht. . . . Es bedarf nicht Vieler, um das Größte zu Stande zu bringen. Bedenkt, daß ein einziges Wort, in einer glückseligen Stunde gesprochen, Nationen vom Tode erwecken, das verloschene heilige Feuer in ganzen Geschlechtern wieder anzünden kann. Es ist unmöglich, daß ein Volk, wie das unsere, so sehr es auch gepeinigt, verlassen und verrathen werden mochte, so sehr es auch durch höllische Blendwerke, oder durch Niederlagen und Unglück verwirrt, eine Zeit lang sich selbst vergessen haben konnte, nicht endlich vom schmählichsten Verfall, von der grausamsten Erniedrigung zurückkomme; unmöglich, daß so viel Geistesgewalt, so viel persönliche Ueberlegenheit, so viel vereinzelte, aber gediegene Kraft, solcher Reichthum natürlicher Talente und tiefdringender, vielseitiger Bildung, als wir in unserem Schooße vereinen, sich nicht früh oder spät in irgend einem Brennpunkt sammle, von dort aus das Ganze belebe, und alle eitlen Schranken durchbreche; unmöglich, daß aus diesem ehrwürdigen Stamme so mannigfaltiger Vortrefflichkeit und Hoheit, aus diesem Mutterlande europäischer Herrschaft, aus so vielen, durch ehemaligen Ruhm, durch große bedeutungsvolle Namen zur Fortpflanzung eines heiligen Erbtheils verpflichteten und geweihten, Familien, aus so vielen, von uraltem Glanze, auch jetzt, in dieser Abenddämmerung aller Größe noch umstrahlten, Fürstengeschlechtern nicht endlich ein vollständiger Held, ein Rächer und Retter hervorgehe, der die Thränen von allen Angesichtern abwische, der uns einsetze in unser ewiges Recht und Deutschland und Europa wieder aufbaue. Diesem Schutzgeiste, er erscheine, wann er wolle, entschlossene und brauchbare Werkzeuge, den unbefugten Regierungen widerstrebende Unterthanen, den Tyrannen rechtschaffene Feinde, jeder wiederkehrenden rechtmäßigen Herrschaft ein gehorsames und williges Volk, den Altären gesetzlicher Ordnung und tugendhafter Freiheitsliebe und ächter, aus Gott geschöpfter, Weisheit verständige und würdige Priester und der Nachwelt, damit nicht ähnliches Verderben als das, welches uns überzog, noch einmal über die Menschheit hereinbreche, eine Pflanzschule von kraftvollen Gemüthern und rüstigen Vorfechtern zu erziehen: das ist Euer großer Beruf!" —

Die Rüstungen Preußens 1806 zum Kriege gegen Napoleon führten Gentz einer erneuten Thätigkeit zu. Er lebte in Dresden als der beauftragte Kundschafter des Wiener Cabinets und des englischen Ministeriums. In Berlin

hatte man Gentz nicht aus dem Gedächtniß verloren; der Minister Graf Haugwitz hoffte durch seinen Einfluß das östreichische Cabinet zu gewinnen und berief ihn in das preußische Hauptquartier nach Naumburg, wo er am 3. October eintraf und mit der Abfassung des Kriegsmanifestes und einer Ansprache an das Heer beauftragt wurde.

Die traurigen Erlebnisse der Unglückstage vom 3. bis 17. October hat Gentz in einem Tagebuche aufgezeichnet, welches uns einen tiefen Einblick in die Rath- und Thatlosigkeit des preußischen Cabinets und Heeres thun läßt.*) Er hatte, mit der Witterung der Wasserratte begabt, das lecke preußische Kriegsschiff, Tages zuvor, ehe es in Pulverdampf in die Luft gesprengt wurde, am 13. Oct. verlassen und war über Dresden nach Prag zurückgekehrt. Die tiefempfundenste Entrüstung rief in ihm der Abfall Johannes Müllers von der Sache der Freiheit und dessen Uebertritt in die Dienste Jerome Napoleons, des neugekrönten Königs von Westphalen, hervor. Dagegen begrüßte er den, in Prag angekommenen, Freiherrn von Stein (den 23. Jan. 1809) als „den Patriarchen und das Haupt der ecclesia pressa, welche nach Hülfe und Erlösung ausschaue; ja er wolle morgen die Welt verlassen, wenn es ihm heute gelänge, Stein die Dictatur über Alles, was zur Rettung von Deutschland unternommen werden müßte, zu übertragen."

Er veranlaßte den von Napoleon geächteten Stein eine Denkschrift über die preußischen Zustände bei dem, an die Stelle des unfähigen Grafen Cobentzl getretenen, Grafen Stadion einzureichen; er selbst schrieb ein Memoire: „Ueber die Mittel, welche Oestreich zu Gebote stehen, Deutschland vom französischen Joche zu befreien." Von dem Minister Stadion wiederum nach Wien berufen, wurde Gentzs publicistische Feder aufs Neue in Anspruch genommen; sie war bereits abgestumpft; das von Gentz im April 1809 verfaßte Kriegsmanifest Oestreichs gegen Napoleon war eine glatte, geschickt geschriebene Staatskanzlei-Stilübung, stimmte aber keineswegs zu dem Geiste, welcher in dem Heer und dem Volk sich regte. „Einiges Wenige für das Volk, aber ja niemals etwas durch das Volk;" das war von jetzt ab der Wahlspruch des östreichischen Cabinets und Gentz gab sich bereitwillig dazu her, dies Thema mit allen nur möglichen Variationen zu bearbeiten. Anders war der Ton, welchen die tapferen

*) Auszüge aus diesem Tagebuche theilten wir bereits mit im ersten Theile der Neueren Preußischen Geschichte S. 721.

Erzherzöge anschlugen. Der Erzherzog Karl erklärte in dem berühmten Armeebefehl vom 6. April: „die Freiheit Europas hat sich unter die Fahnen Oestreichs geflüchtet, Oestreichs Siege werden seine Fesseln lösen." Die Landwehr wurde aufgeboten, der Erzherzog Johann rief die Italiener, der Erzherzog Ferdinand die Polen zum Aufstand, ein heiliger Volkskrieg von Mönchen und Bauern nach dem spanischen Vorbilde wurde in Tirol angeschürt, die Flamme der Empörung wider die fremde Zwingherrschaft sollte auch in Norddeutschland angefacht, der König von Preußen durch Schills Auszug mit fortgerissen werden, mit den Waffen der französischen Revolution sollte der Kaiser der Franzosen aus Deutschland vertrieben werden. Dies war wohl im Sinne der unterjochten Völker, aber nicht im Sinne des östreichischen Kaisers; er hatte den Muth gehabt sein Heer gegen den Feind ins Feld rücken zu lassen, nicht aber den Muth seinen Völkern eine freie Verfassung und zur Vertheidigung derselben die Waffen in die Hand zu geben. Das Heer wurde geschlagen, ein schmachvoller Frieden zu Wien geschlossen, die tapfern Tiroler ihrem Schicksal preisgegeben. „Nur der Eine große Punkt" (Tirol), schreibt Gentz an Stein, „ist übrig geblieben, daß wenigstens die Gemüther, die es gut mit einer guten und großen Sache meinen, nie aufhören, sich unter einander zu verstehen. Heute etwas Bestimmteres vorzuschlagen reicht wenigstens über die Grenzen meiner Einsicht und meiner Combinationsfähigkeit hinaus." — Seit dem Abschluß des Wiener Friedens erscheint Gentz als ein ausgebrannter Krater, in welchem nur Schlamm und Schlacken zurückgeblieben sind. Körperliche Leiden, beschränkte Einnahmen tragen wesentlich dazu bei ihn herabzustimmen. „Glauben Sie mir," schreibt er im Herbst 1810 an Rahel, „ich bin höllisch blasirt und habe so viel von der Welt gesehen und genossen, daß man mit Illusionen und Schaugepränge nichts mehr bei mir ausrichtet." Mit gleicher Aufrichtigkeit schildert er seinen Seelenzustand seinem Freunde Adam Müller, dem er unter demselben Datum von „dem seichten und trüben Strom seiner jetzigen Tage" schreibt und ihm gesteht, „daß er sich in einer Abspannung, einer Muthlosigkeit, einer Leere und Indifferenz befinde, wie er sie nie gekannt, noch geahnt habe." Er vergleicht seinen Zustand „einer geistigen Auszehrung und verzweifelt, sich durch eigene Anstrengung aus demselben befreien zu können." Er fügt, um die herabgekommene, alte Betschwester vollständig zu machen, hinzu: „daß er christlich geworden sei und das Christenthum als den eigentlichen Mittelpunkt der Welt betrachte."

Ohne den evangelischen Glauben abzuschwören und sich in die Alleinseligmachende aufnehmen zu lassen, war Gentz, wie sein Biograph, R. Haym, bemerkt, „nur aus Etikette und Politik katholisch; er hatte es in religiösen Dingen und katholischen Sympathien nie über den Dilettantismus hinausgebracht. Seine Romantik selbst, soweit sie seinen Verstand umhüllte, war überwiegend weltlich gefärbt. Daher benahm er sich in Wien jederzeit als Katholik. Er besuchte an den Galatagen die Messe, aber er incommodirte nie einen Beichtvater.“*)

Seitdem der Kaiser Franz, um dem Uebermuthe des Siegers ein vollständiges Genüge zu gewähren, ihm die Tochter als Gemahlin überlieferte, trat das Wiener Cabinet, an dessen Spitze jetzt Metternich gestellt worden war, in eine enge Verbindung mit dem Cabinet der Tuilerien, ein Bedürfniß umschloß die Interessen der beiden Kaiserhäuser. Gentz wurde von Metternich mit hohem Vertrauen beehrt, mit einem mehr als auskömmlichen Gehalte versehen und der gesinnungs- und charakterlose Soldschreiber ließ sich bereitwillig finden, mit seiner gewandten Feder dem Systeme Metternichs zu dienen. Der Kaiser selbst wollte nie mit Gentz persönlich etwas zu thun haben. „Sein sardanapalisches Schlemmen und unehrenhaftes Schuldenmachen, auch sein zierliches und spitzes berlinisches Deutsch waren es, die Franz anwiderten. Der Kaiser, der auf häusliche Zucht und Ordnung hielt, nahm Aergerniß daran, daß Gentz mit der, ihm von Berlin nach Wien nachgezogenen, Schauspielerin Eigensatz (nachmaligen Frau von Pedrillo, zuletzt Gräfin Herberstein) ohne Scheu und Schaam sich breit machte und sogar einmal den Kaiser bei der Heimfahrt von Schönbrunn nöthigte, anzuhalten, da Gentz durch den, mit seiner Maitresse umgeworfenen, Wagen den Weg versperrte, welche in ziemlich ungeordneter Toilette zum Skandal des Straßenpublicums im Schmutz am Boden lag. Die demüthigende Familienverbindung der Habsburger mit einem Bonaparte legte dem Hasse, den Gentz diesem Neuerer geschworen hatte, Schweigen auf. Die Politik ward ihm zum Ekel, sein einziges Bestreben war, wie er unverhohlen der Freundin schreibt, darauf gerichtet, „rasend gut zu leben, hübsche Mädel und Möbel, viel Geld und viele Bediente zu haben.“

Daß Männer von edler Gesinnung und Gesittung, wie Stein und die Brüder Stadion, sich von ihm abwendeten, führte ihn um so rascher der gänz-

*) Ersch und Gruber: Gentz.

lichen Versunkenheit entgegen. Für solch' eine sinnliche, widerstandlose Natur waren die Erlebnisse von 1809 von einer ganz zerstörenden Gewalt; die letzte Schleuse fiel vor der einbrechenden Schaamlosigkeit und die innere Fäulniß brach in entsetzlicher Weise auf. — „Der Wiener Aufenthalt im Jahre 1810," schrieb er an Joh. v. Müller, „habe ihn todtgeschlagen, habe seine Gemüthskrankheit, seine Abspannung, seine Leerheit gesteigert, eine Art geistiger Indifferenz, die er nie geahnt, in ihm erzeugt." Von jetzt ab giebt uns Gentz das Bild einer sittlichen und politischen Verworfenheit, von der man selten ein ähnliches Beispiel gehabt hat; er selbst entrollt es in Selbstschilderungen, ohne deren Zeugniß kein Geschichtschreiber wagen würde, ein so unwahrscheinliches Zerrbild als eine Wirklichkeit hinzustellen. „Es ist sonderbar," schreibt er der Freundin, „daß auch der wahre Mensch, ob er gleich nur einmal lebt, wie der schlechteste, sich am Ende doch immer sagen muß, daß er schlecht gelebt hat, weil er es nicht besser wollte; daß er das Beste, das ihm dargeboten wurde, muthwillig von sich stieß. Und im Grunde, wenn man es recht untersucht, ist es immer nichts, als die niedrigste aller menschlichen Tücken, nämlich: die Eitelkeit, das unsinnige Streben nach Schein, was uns um allen wahren Genuß, um die ganze ächte Realität des Daseins betrügt. In diesem schmachvollen Kloak geht unsere Weisheit, unsere Kraft, mithin auch unsere Glückseligkeit unter."*) Nach dem Gottesgericht, welches auf den Eisfeldern von Rußland über Napoleon ergangen, selbst nach der heldenmüthigen Erhebung des preußischen Volkes hielt Metternich mit bleierner Hand jede freiere Regung in Oestreich darnieder und nahm eine zuwartende Haltung ein. Gentz begleitet ihn im Juni 1813 nach Ratiborzig, einem Schlosse der Herzogin von Sagan, wo mit dem Kaiser Alexander und den preußischen Bevollmächtigten in Unterhandlung getreten wurde. Hierbei interessirt sich Gentz nur für äußeres Schaugepränge und seine Eitelkeit fühlt sich geschmeichelt, daß er mit so hohen Personen in unmittelbaren Verkehr kommt. Am 23. Juni schreibt er aus Ratiborzig an Rahel: „Ich weiß Alles; kein Mensch auf Erden weiß von der Zeitgeschichte, was ich davon weiß; denn in so tiefer Intimität mit so viel Hauptparteien und Hauptpersonen zugleich war Niemand und kann nicht leicht wieder ein Anderer sein. Es ist nur Schade, daß für die Mit- und Nachwelt Alles verloren ist; denn zum Sprechen bin ich

*) Brief an Rahel vom 21. Sept. 1810.

zu diplomatisch, zu faul, zu boshaft, zu blasirt; zum Schreiben fehlt es mir an Zeit, Muth, besonders an Jugend. Ich bin unendlich alt und schlecht geworden." —

Die preußischen Freiwilligen, um Theodor Körner geschaart, sangen: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!" Die Geister, welche Gentz 1805 heraufbeschworen, standen mit Fleisch und Blut angethan, leibhaftig vor ihm; der mattherzig gewordene Hofstaatskanzleischreiber schreckte vor ihnen zurück, als wären es Gespenster. „Ich verstehe keins Ihrer Worte," schreibt er an die, für den Freiheitskrieg begeisterte, Rahel; — „der innere Sinn, die Empfänglichkeit ist abgestumpft. Sie leben, ich bin todt und nicht blos scheintodt, die geschicktesten Experimente bringen mich nicht ins Leben zurück. Die Freiheit hilft mir nichts mehr. So schmählich bin ich in den Ketten der Welt befangen, daß nicht blos Freiheit, sondern auch der Muth nach ihr zu streben mir abgeht."

Die Unterhandlungen zu Prag mit Napoleon zerschlugen sich, Metternich unterzeichnete in der Nacht vom 10. zum 11. August die Kriegserklärung und Gentz verfaßte das Kriegsmanifest, welches am 19. August in der Wiener Hofzeitung erschien.

Fürs Erste läßt Metternich seinen Schildknappen in Prag zurück, wo ihm die Unglückstage bei Dresden, der Rückzug der Verbündeten nach Böhmen die entsetzlichsten „terreurs" verursachen. „Sie können sich denken," schreibt er an Rahel, „daß ich meine Postpferde sicher habe, aber was ist in solchen Momenten nicht Alles möglich!"

Die in Schlesien, in der Mark, an der Elbe und endlich bei Leipzig erfochtenen Siege erleichtern wohl Gentz einiger Maßen das zaghafte Herz, allein nur ungern folgt er der Aufforderung Metternichs nach Frankfurt und Freiburg im Breisgau, wo er zur Rechtfertigung des Einmarsches der Verbündeten in Basel eine „Denkschrift über die Neutralität der Schweiz" schrieb. Für ihn hatte das Feldlager nichts Anlockendes. Je näher den Grenzen Frankreichs, desto mehr verlor für ihn, wie er sich äußert, „die große Sache von ihrem dramatischen Interesse."

Zu Ende Januars kehrte er in leidendem Zustande nach Wien zurück. Hier nimmt die moralische, wie die körperliche Fäulniß von Tag zu Tag zu. Die Siegesbotschaft von der Einnahme von Paris, der Sturz Napoleons lassen ihn gleichgültig. „Ich bin," schreibt er im April 1814 an Rahel, „durch nichts

entzückt, vielmehr sehr kalt, blasirt, höhnisch von der Narrheit fast Aller Anderen und meiner eigenen — nicht Weisheit, aber Hellsichtigkeit, Durch-, Tief- und Scharfsichtigkeit mehr, als erlaubt ist, durchdrungen und innerlich quasi teuflisch erfreut, daß die sogenannten großen Sachen zuletzt ein so lächerliches Ende nehmen." — In einem folgenden Briefe schreibt er: „Ich möchte Ihnen die Gestalt zeigen, welche meine Weltverachtung und mein Egoismus jetzt angenommen haben. Ich beschäftige mich, sobald ich nur die Feder wegwerfen darf, mit nichts als mit der Einrichtung meiner Stuben und studire ohne Unterlaß, wie ich mir nur immer mehr Geld zu Meubles, Parfüms und jedem Raffinement des Luxus verschaffen kann. Mein Appetit zum Essen ist leider dahin; in diesem Zweige treibe ich blos das Frühstück noch mit einigem Interesse. Lesen möchte ich manchmal sehr gern; ich weiß aber auf der Welt kein Buch mehr, das Reiz für mich hätte."

Daß Gentz bei noch späterem Verfall seine erbleichte Phantasie mit den schmutzigsten der H. Heyne'schen Gedichte kitzelte, erinnert an die Gutschmecker, welche den Teller, auf welchem der anrüchige Wildbraten angerichtet wird, zuvor mit assa foetida abreiben lassen. —

Als die Waffen ruhten, des Krieges Stürme schwiegen, aus den Wiener Küchen dem alten Gutschmecker Wohlgerüche, in der Versammlung der Congreß-Bevollmächtigten dem eitlen Protokollführer Weihrauch entgegendufteten, ward dem, für die Speisekarte, wie für die diplomatischen Noten als zungensichere Autorität anerkannten, Gentz wieder getrost zu Muth; er bleibt hinter keinem zurück, wo geschwelgt wird, aber läßt auch keinen sich zuvor kommen, wo es Arbeit gilt. Der Bevollmächtigte für Holland, v. Gagern, ertheilt ihm das Zeugniß, „daß Fr. v. Gentz innigeren Antheil an den Verhandlungen genommen und mehr Gewalt ausgeübt habe, als manche Andere, welche auf dem großen Bilde von Isabey portraitirt sind.*) Verschiedene Parteien zu hören, streitende Ansichten und Interessen zu vermitteln, ist keiner geschickter, als Gentz. Stets ist er bereit Auskunft und Rath zu geben, oder thätige Hülfe zu leisten. Er ist Mitglied so mancher Ausschüsse und Commissionen. Er greift lebhaft in die Debatte ein. Er ist vor Allem der stets fertige Arbeiter, so oft es ein Referat, oder eine Redaction gilt. Bei allen diesen Dingen bewährt er im höchsten

*) Gagern, Mein Antheil an der Politik. II. 39. 42.

Grade jenes Talent, dessen er sich selbst einmal rühmt: „lichtvolle Ordnung in die verwickeltsten Materien zu bringen.“ Gleich die Abfassung einer Declaration der vier Höfe zur Eröffnung des Congresses wird ihm übertragen. Ihm wiederum fällt die Schlußredaction sämmtlicher Congreßbeschlüsse zu. Trotz überhäufter Arbeiten bei den Verhandlungen schreibt er von Zeit zu Zeit Artikel für die Prager Zeitung und für den östreichischen Beobachter und führt eine ausgebreitete diplomatische und Privat-Correspondenz. Da indessen Niemand von bekanntem und genanntem Namen darauf rechnen durfte, die an ihn adressirten Briefe zu erhalten, ohne daß die Postpolizei sie vorher sehr geschickt geöffnet und gelesen, auch sehr geschickt wieder geschlossen hatte, brauchte selbst Gentz die Vorsicht, seinen auswärtigen Correspondenten Adressen an Kaufleute und Handwerker, welche nicht in dem Polizeiregister vermerkt waren, zu geben. Wichtigere Mittheilungen an die hohen Monarchen und ihre bevollmächtigten Minister wurden durch Cabinets-Couriere überbracht und waren in Chiffern geschrieben; allein „vor euren Klauen und Geiersgriffen, vor euren Praktiken und Höllenkniffen“ gewährten weder Courier noch Chiffre Sicherheit. Hierin wurde bereits zu Josephs Zeit das Unglaublichste geleistet. „Die preußischen Ziffern (deutsche und französische) waren längst aufgelöst, und die preußischen Cabinets-Couriere unter der Oberleitung des Polizeidirectors der Hauptstadt auf Lebenslang versorgt, verführt, bestochen. Auf der Grenzstation bei Pirna war ein eigenes, nach allen Rücksichten neuerbautes Häuschen, eine, nur den Postbeamten zugängliche, Filiale des Wiener Ziffercabinets, von mehreren Beamten desselben bewohnt, die sogleich den mit Ungeduld erwarteten Berliner Courier und sein Felleisen in Beschlag, letzteres gleich mit ihm in die Postchaise nahmen, im raschesten Fahren, auch nur bei sehr kurzem Zwischenaufenthalt, die Packete beschnoperten, öffneten, herauslangten, was ihnen schmackhaft dünkte und Copie der Depeschen nahmen. Die Künste alle waren auf den höchsten Grad des Raffinements und spitzbübischer Geschicklichkeit gebracht. So ging es fort bis zu einem anderen geheimnißvollen sogenannten Mauthhäuschen bei Langenzersdorf, der letzten Station vor Wien, wo das wieder geschlossene Felleisen dem Courier als unversehrt zurückgegeben wurde und drei Stunden später empfing die preußische Gesandtschaft bona fide die Depeschen, welche in lesbaren und getreuen Abschriften nicht eine Minute später in der Staatskanzlei abgegeben wurden.“*)

*) Hormayr a. a. O. S. 79.

Dem Namen nach führte bei dem Wiener sowohl, als bei den späteren Congressen Fürst Metternich, der That nach Gentz die Geschäfte. „Der östreichische Hofrath," bemerkt der ihm äußerlich befreundete Varnhagen, „stand sichtbar weit über diesem äußeren Range und genoß eines europäischen Ruhmes und Ansehens. Seine Stellung in den östreichischen Staatsgeschäften gab ihm schon Bedeutung genug, aber als Führer des Protokolls der Congreß-Berathungen, als Mitglied so mancher Commissionen und Ausschüsse, als kundiger Berather und lichtvoller Darsteller wurde er nach allen Seiten, auch den höchsten Personen wichtig und die ersten Staatsmänner gingen mit ihm auf dem Fuße der Gleichheit um. Damals konnte kein Zweifel aufkommen, wer Gentz sei und was es mit ihm auf sich habe; die Betheiligten wußten es nur zu gut und suchten die Früchte seines Geistes und seines Talentes für sich zu ernten. Er vermochte vielerlei Ansichten zu erfassen, mannigfache Interessen gewandt zu vertreten und sein Gespräch wurde durch seinen Reichthum belehrend für Freund und Feind; aber wo es bestimmte Fragen galt, wirkliche Festsetzungen von unmittelbarer Anwendung, da verleugnete sich seine glänzende Beweglichkeit und wer ihn europäisch, oder englisch, oder vorzugsweise deutsch, oder etwa von Alters her noch etwas preußisch wünschte, der fand ihn zunächst und hauptsächlich doch nur östreichisch. Dafür mußte er viel Mißwollen und Gehässigkeit von Seiten derer leiden, deren eigenwilligen Erwartungen er nicht entsprach. Daß er einer der tüchtigsten, thätigsten und geschicktesten Männer auf dem Congreß gewesen, bezeugt ausdrücklich v. Gagern, der mit ihm unmittelbar zu verhandeln hatte wegen der niederländischen Angelegenheiten."*) Von anderer Seite wird hinzugefügt, daß es Gagern vornehmlich seinem, aus Holland mitgebrachten, Koch zu verdanken gehabt, daß der damals schon sehr verschlemmerte Gentz sich gegen ihn so fügsam erwiesen habe. „Gentz ist alt und grau geworden;" — schreibt Ende Jan. 1815 ein früherer Freund von ihm — „Seele und Körper zittern ihm im ewigen Fieberfrost von moralischer und physischer Erkältung. Die Gemüthlichkeit der Jugend erwacht wohl noch zuweilen, doch ist sie stets geregelt und das erzwungene Wesen erlaubt keine Gegenseitigkeit der Hingebung. Zudem ist der alte Diplomat eingeengt in die geistige Beschränkung seines jetzigen Vaterlandes und erschrickt vor den Ideen, die ihn in seiner Jugend bewegten. Des-

*) Varnhagen, Denkwürdigkeiten. Bd. 3. S. 278.

halb ist es ihm nicht wohl in der Umgebung seiner Freunde von ehedem, wenn er sie nicht genau auf seinen Wegen findet. Doch was geschrieben und gedruckt zu lesen ist, gehört der Welt an, und der Gentz von Berlin ist ein anderer als der von Wien; man lese nur, was er früher geschrieben." In einem folgenden Briefe bemerkt unser Freund:

„Gentz ist der viel überhäufte Geschäftsmann und gleicht dem kreisenden Berge, der nur eine lächerliche Maus zur Welt bringt. Dieser Mensch, ehedem mit dem flatternden Sinn und voll üppiger Lebenslust, ist ein ganzer Philister geworden; das Freie, Geniale ist von ihm gewichen und mit seiner trippelnden Weisheit wird er nichts Großes mehr schaffen." — Selbst Metternich scheint bei Gentz das frühere Feuer vermißt zu haben, wenn er ihm zuruft: „Ihr ganzes Wesen ist Leidenschaft. Leidenschaftslos sind Sie weiter nichts, als ein schlafender Gelehrter, der unglaublich viel weiß, aber nichts vermag. In der Gluth der Leidenschaft aber sind Sie im Stande wahre Wunder zu bewirken und Niemand kommt Ihnen dann gleich in Liebenswürdigkeit und Anmuth."*)

Wenig kümmerte sich Gentz sein ganzes Leben hindurch um die aus dem feindlichen Lager gegen ihn gerichteten Angriffe und Verunglimpfungen; nur wenn solche, die früher mit ihm befreundet gewesen, ihm Vorhaltungen wegen der von ihm verfolgten politischen Richtung machten, war es ihm Bedürfniß, seine Rechtfertigung zu versuchen. Wir erwähnten, daß er bei einem Besuche in Weimar (1801) ein intimes Verhältniß mit der schönen, geistvollen und liebenswürdigen Amalie von Imhoff anknüpfte. Eine Zeit lang wurden Freundschaft und Briefwechsel unterhalten, später hatte man sich gegenseitig „aus den Augen, aus dem Sinn" verloren. Da nahm bei dem Aufstand der Griechen, für welchen man in Berlin bei Hofe und in gebildeten Kreisen sich lebhaft interessirte, die Frau Generalin Hellwig (A. v. Imhoff) Veranlassung, im Herbst 1827 sich dem ehemaligen Freunde in Wien ins Gedächtniß zu rufen und ihm wegen seiner im Allgemeinen befolgten Politik, insbesondere aber wegen der, zur Unterdrückung der Erhebung der Griechen von Seiten Oestreichs gethanen, Schritte in das Gewissen zu reden.

Der Gruß der Freundin, von der er sich längst aufgegeben und vergessen glaubte, fällt wie ein erwärmender Sonnenstrahl in sein verödetes Herz; der

---

*) Hormayr, Franz und Metternich. S. 91.

bessere Mensch wird in ihm wach. „Ich bin," antwortet er der Freundin, „nie ein Heuchler gewesen und bin jetzt auf einer Stufe des Lebens, wo die Wahrheit allein Gewalt über mich hat. Was ich Ihnen also sagen werde, geht aus dem Herzen. Durch allen Tumult eines thätigen, bewegten, zuweilen glänzenden, nicht immer glücklichen Lebens hat mir immer Ihr Bild wie das einer Heiligen vorgeschwebt. Des Gefühls, welches Sie in mir erregt hatten, erinnere ich mich als des höchsten und edelsten, das je meine Brust beseelte und wenn ich diese Erinnerung nie gegen Sie aussprach, so war es einzig deshalb, weil ich mir nicht einbilden durfte, daß meine Huldigung noch irgend einen Werth für Sie haben könnte.

. . . „Es hat Ihnen gefallen, Ihr freundliches Andenken an ein ernstes Thema anzuknüpfen und mir, anstatt die frohen Seiten der Vergangenheit anklingen zu lassen, die Fortdauer Ihrer Freundschaft durch eine Art von Herausforderung anzukündigen. Ich muß auch diese mit Dank annehmen; und ob es gleich weit über die Grenzen eines Briefes, meiner Zeit, ja selbst meiner Kräfte hinausgehen würde, mit einer Gegnerin, wie Sie sind, in einen solchen Kampf zu treten, so kann ich mir doch nicht versagen, weniger zu meiner Rechtfertigung, als zur Berichtigung Ihres Urtheils über mich, Ihrer strengen Kritik mit einigen mildernden Reflexionen zu begegnen.

„Sie verweisen mich „„auf meine eigene Ahnung über das endliche Schicksal meiner Meinungen,"" d. h. über den endlichen Sieg der entgegengesetzten. Ich könnte mir diese Ahnung zum Verdienst anrechnen, denn sie zeigt wenigstens, daß mir, bei aller Lebhaftigkeit meines Thuns und Treibens, der unbefangene Blick in die Wirklichkeit, den das praktische Leben fordert, nicht abging. Dadurch hätte ich aber die Frage noch nicht ganz gelöst, wie? und warum? der vorausgesehene schlechte Erfolg meines Bestrebens kein Grund für mich war, diesem Bestreben untreu zu werden.

„Die Weltgeschichte ist ein ewiger Uebergang vom Alten zum Neuen. Im steten Kreislaufe der Dinge zerstört Alles sich selbst; die Frucht, die zur Reife gediehen ist, löset sich von der Pflanze ab, die sie hervorgebracht hat. Soll aber dieser Kreislauf nicht zum schnellen Untergange alles Bestehenden, mithin auch alles Guten und Rechten führen, so muß es nothwendig neben der großen, zuletzt immer überwiegenden Anzahl derer, welche für das Neue arbeiten, auch eine kleinere geben, die mit Maß und Ziel das Alte zu behaupten und den Strom

der Zeit, wenn sie ihn auch nicht aufhalten kann, noch will, in einem geregelten Bette zu erhalten sucht. In Epochen gewaltiger Erschütterungen, wie die unsrige, nimmt der Streit zwischen diesen beiden Parteien einen leidenschaftlichen, überspannten, oft wilden und verderblichen Charakter an; das Princip bleibt jedoch immer das nämliche und die Besseren auf beiden Seiten wissen sich vor den Thorheiten und Mißgriffen ihrer Bundesgenossen wohl zu hüten.

„Ich hatte seit meinem 25. Jahre meine Wahl getroffen. Früher von der neuen deutschen Philosophie, auch wohl von einigen vermeintlich neuen Entdeckungen auf dem Felde der Staatswissenschaft, die mir jedoch damals noch mehr fremd war, ergriffen, hatte ich seit dem Ausbruche der französischen Revolution meine Bestimmung klar und deutlich erkannt, anfänglich gefühlt, weiterhin begriffen und gewußt, daß ich vermöge der Anlagen und Mittel, welche die Natur in mich gelegt hatte, zu einem Vertheidiger des Alten und zu einem Gegner der Neuerungen berufen war. Weder mein Stand, noch meine damaligen Aussichten und Verhältnisse, noch meine Lebensweise, noch irgend ein angebornes oder anerzogenes Vorurtheil, noch irgend ein weltliches Interesse hat bei dieser Wahl den Ausschlag gegeben. Alle meine früheren politischen Schriften sind in einem Zeitpunkte entstanden, wo ich einzig auf Lectüre und Studium beschränkt, mit keiner bedeutenden politischen Person, weder in noch außer dem Lande, wo ich lebte, mich in der geringsten Verbindung befand. Daß ich durch einige dieser Schriften in einer höheren Sphäre einheimisch wurde, war natürlich. Meine Niederlassung in Wien, die eine Folge davon war, hatte allerdings einen entscheidenden Einfluß auf die fernere Entwickelung meines Geistes, wie meiner äußeren Existenz. Aber selbst hier blieb ich noch viel länger, als Sie vielleicht glauben, ein reiner Volontair.*) Durch eine einfache Darstellung meiner Geschichte würde ich Sie überzeugen können, daß, ob ich gleich schon 1805, 1806 und 1809 Kriegsmanifeste gegen Napoleon schrieb, meine eigene politische Thätigkeit und das, was ich in einem sehr bescheidenen Sinne des Wortes meine politische Wirksamkeit nenne, erst mit dem Schlusse des Jahres 1812 begann. Von dieser Zeit an ward ich nun durch bestimmte Pflichten an die Sache geknüpft, für die ich bis dahin nur aus innerem Antriebe gearbeitet hatte. Ich ward in einem Staate, dessen System unverständige Schreier herabzusetzen meinen,

*) Volontair mit 4000 Gulden Gehalt.

indem sie es mit dem ehrwürdigen Namen des Stabilitätssystems bezeichnen, in den wichtigsten Geschäften gebraucht. Ich ward der Vertraute eines Ministers, dem die liberale Partei in allen Ländern tödtlichen Haß geschworen hat, indeß sein heller Kopf und sein heiterer, liebenswürdiger Charakter ihm nicht gestattet, irgend eines Menschen oder irgend einer Sache bitterer Feind zu sein. Durch meine Stellung am kaiserlichen Hofe ward mir gelegentlich eine noch höhere, die ich wohl eine europäische nennen darf, zu Theil. Ich habe die seltene Bestimmung gehabt, auf sechs souverainen und zwei ministeriellen Congressen, in Wien, Paris, Aachen, Karlsbad, Troppau, Laibach und Verona, die Feder zu führen. Da diese sämmtlichen Congresse der Erhaltung oder Befestigung des inneren oder äußeren Friedens gewidmet waren, so mußten sie der großen Masse derer, welchen die Ruhe als solche verhaßt war, welche von nichts als Fortschritten, Bewegungen und Umwälzungen träumten, ein Gräuel sein; und da man mir an ihren Beschlüssen oft mehr Antheil, als ich daran hatte, zuschrieb, so mußte von tausend Zungen das Anathema gegen mich als eines der rüstigsten Werkzeuge des Despotismus ergehen. Die mich näher kennen, werden mich von dieser Anklage freisprechen, sie werden mir auch das Zeugniß geben, daß meine Denkungsart und mein Charakter sich immer gleich geblieben sind, daß ich nie in Einseitigkeit verfallen bin, nie mit unlautern Waffen gekämpft, meine Gegner nie gering geschätzt habe. Ich war mir stets bewußt, daß ungeachtet aller Majestät und Stärke meiner Vollmachtgeber (Franz I., Metternich, die heilige Allianz) und ungeachtet aller der einzelnen Siege, die wir erfochten, der Zeitgeist zuletzt mächtiger bleiben würde, als wir, daß die Presse, so sehr ich sie in ihren Ausschweifungen verachtete, ihr furchtbares Uebergewicht über alle unsere Weisheit nicht verlieren würde und daß die Kunst der Diplomaten so wenig, als die Gewalt dem Weltrade, wie Sie so schön gesungen, in die Speichen zu fallen vermag. Dies war aber kein Grund, die mir einmal zugefallene Aufgabe nicht mit Treue und Beharrlichkeit zu verfolgen; nur ein schlechter Soldat verläßt seine Fahne, wenn das Glück ihr abhold zu werden scheint; und Stolz genug besitze ich, um mir selbst in finsteren Momenten zu sagen: „Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni.“ Wir entnehmen diesem Briefe das wichtige Bekenntniß, daß Gentz bereits im Jahre 1827 die Politik Metternichs für eine verlorne hielt.

Noch bemerkbarer war die Aenderung der politischen Ansichten von Gentz

im März 1831 geworden und er sprach sie seitdem mit steigender Lebhaftigkeit aus. Er sagte laut: „So wie bisher geht es nicht mehr, man muß Schritte vorwärts thun, die Zeit verlangt ihre Rechte, sie muß anders behandelt werden; hat man sich über Katholicismus und Protestantismus zu vereinigen gewußt, daß einer neben dem andern bestehen konnte, warum sollte es nicht mit dem Aristokratismus und Liberalismus zu Stande kommen?“ Man staunte ihn in Wien an, man stutzte, man fragte: Wie er zu solchen Grundsätzen komme? . . . . Die Russen haßte er ganz besonders und hierin war ihm Metternich keineswegs entgegen. Der Aufstand der Polen fand in ihm einen starken Fürsprecher, er baute auf die polnischen Fortschritte große Hoffnungen, meinte, einige Opfer von Seiten Oestreichs wären zu verschmerzen, wenn nur ein neuer Damm gegen Rußlands Uebermacht gewonnen würde. Die Gesinnung des Kaisers Franz war gleicher Weise den Polen günstig, aber dies wollte man lieber nicht wissen und stritt nur um so heftiger gegen Gentz. Dieser aber dachte: „hängt auf die Politik,“ — Fanny sylphidete herein zu ihm und „mich hält Amor anders beschäftigt“ war der Bescheid für die Staatskanzlei. —

Auch das Verhältniß zwischen Metternich und Gentz blieb in letzter Zeit nicht immer friedlich, es wurde oft gespannt, bisweilen stürmisch. Seit der Pariser Juli-Revolution war der Widerstand besonders heftig und brach bei fast allen Gegenständen aus. Bei solcher Gelegenheit sagte Metternich ihm einmal ganz herbe: „Das muß ich besser wissen, das verstehen Sie nicht; Sie sind zwar ein Publicist, aber ein Diplomat sind Sie nicht.“ In anderen Fällen behielt Gentz die Oberhand. Dann war Metternich sehr ärgerlich, faßte sich aber bald, eignete sich das Brauchbare der Einwendungen von Gentz im Stillen an. — . . . Einmal aber kam es zum Aeußersten. General Tettenborn war Zeuge dieses Auftritts und erzählt: Gentz habe den Fürsten wie einen Schulknaben behandelt und sich immerfort solcher Ausdrücke bedient, als ob der Fürst der Unterbeamte sei; zum Beispiel: „Das geht nicht; ich hab' es Ihnen ja schon einmal gesagt und begreife nicht, wie Sie mir damit noch einmal kommen können, nachdem Sie meine Ansicht wissen; ich dächte, das sei genug!“ Der Fürst wollte sich verantworten; Gentz unterbrach ihn: „Was soll das heißen? Muß ich Sie an Alles erinnern? Das ist ja gar nichts, das ist abgedroschen und leer, das ist gar nicht werth, daß ich es widerlege.“ Metternich blieb lange gelassen, bekam aber, wie in solchen Fällen öfters, ein ganz verglastes Gesicht und wurde

endlich auch seinerseits heftig, ja sagte zuletzt mit Ungeduld, Gentz solle ihn verlassen, worauf dieser mit seinen Papieren ging. Die Fürstin war bei diesem Auftritt zugegen; außer ihr nur Tettenborn. Dieser versöhnte die Entzweiten wieder, was um so leichter zu vollbringen, als Beide das Bedürfniß dazu in gleichem Grade empfanden und doch nicht von einander lassen konnten.*)

Bevor wir aber Gentz an der Stelle aufsuchen, wo er die letzte trübe Neige aus dem Becher des Lebens schlürft, kehren wir mit ihm noch einmal zu jenen holden Tagen zurück, wo die übersprudelnden Perlenschäume seine dürstenden Lippen netzen. Ausschweifend wie in sinnlichen Genüssen jeder Art, war Gentz es auch in den geistigen; übersättigt wird ihm die niedere Gemeinheit seines Berliner Schlaraffenlebens zum Ekel; er nimmt einen Ausflug zu geistiger Wiedergeburt durch hingebende Verehrung eines weiblichen Wesens. „Die Leidenschaften," schreibt er aus Wien im October 1803 an Rahel, „haben schlechthin ausgetobt in mir, und ob ich gleich lange noch, und ich hoffe immer, der lebendigsten Gefühle und selbst Aufwallungen fähig bleiben werde, so ist doch die Freiheit meines Gemüths nun ein für allemal gerettet, erobert, gegen alle Gefahren gedeckt. Von dieser Seite betrachtet, ist meine Jugend seit dem 20. Juni 1802, dem Tage meiner Abreise aus Berlin geschlossen; und es freut mich ewig, daß ich sie nicht wie ein Lumpenhund langsam auslaufen ließ, sondern im höchsten Rausche „vom Tisch des Lebens ein gesättigter Gast mich emporhob."

Von der Natur keineswegs durch Anmuth und Liebreiz ausgestattet, übte Rahel als fünfundzwanzigjährige Jungfrau durch Geist, Witz, durchdringenden Verstand und tiefe, philosophische Anschauung, welche sich immer in dem Bereiche weiblicher Naivetät hielt, die größte Anziehungskraft auf alle ausgezeichneten Geister aus, welche mit ihr in Berührung kamen. Da sie in Gentz, obschon seine gemeinere Natur ihr kein Geheimniß war, den ihm innewohnenden göttlichen Funken nie verkannte, gab sie ihm Beweise von Anerkennung, von Zuneigung und Vertrauen, wie er sie noch von keinem weiblichen Wesen empfangen hatte. „Was ich," schreibt sie ihm, „bei Anderen bis zum strengsten Bruch verabscheue, Verletzung des Unverletzlichen in der Gesellschaft, thut mir bei Ihnen nichts." Ihr gelang es, den Versunkenen zu sich emporzuziehen, doch ihn zu retten gelang ihr nicht; denn wie früher die Sinnenwelt, richtet ihn jetzt die Schwelgerei in

---

*) Varnhagen a. a. O. Bd. 8. S. 145.

der Geisterwelt zu Grunde. „Engel des Himmels!" schreibt er aus Wien 1803 an Rahel, „Giebt es denn eine Sprache auf Erden, in welcher man Ihnen schreiben kann? Giebt es denn Antworten auf solche Briefe? Haben Sie sich denn vorgesetzt, mich wahnsinnig zu machen? O meine tiefe, meine durchdrungene Klugheit, meine Gelehrsamkeit, meine gelehrte, feste, unerschütterliche Festigkeit, wenn es auf das Innerste vom Innern des Menschen ankommt. Wie oft habe ich es gesagt, daß Sie das erste Wesen auf dieser Welt sind! Wo ist denn noch eins, das so lieben, so denken, so reden, so schreiben kann? Großer Redner, vor dem ich mich beuge in den Staub und den ich doch zu lieben wage! Organ der Gottheit in mir und der Gottheit außer mir! Welche Tiefe von Genuß und welche Tiefe von Belehrung aus Ihren Briefen mich anblickt! Von Belehrung — von wem lernte ich denn etwas, als von Ihnen! In jedem Ihrer Worte blüht die Welt auf! Und solche Liebe! und besonders solche Wahrheit! — Sie nennen mich ein Kind; es ist das Höchste, das Süßeste, was Sie mir sagen können. Aber Sie allein, Sie machten mich zum Kinde. Wissen Sie denn nicht mehr, wie groß und erwachsen ich war? Und wie ich neben Ihnen, in dem Blüthendufte Ihrer Alles aufthauenden, auflösenden, schmelzenden Atmosphäre wieder zum Kinde herabsank? Wie ich mich täglich, stündlich verjüngte! Es war das Leben, das Sie mir einhauchten; wie Kinder, die mit Greisen schlafen, diesen Greisen, sagt man, neue Kräfte beibringen, so war es mir, als ich meine Seele von der Ihrigen durchdrungen fühlte! Habe ich Recht, daß ich Ihnen nicht schreiben will? Worte sollen das ausdrücken! Ja, wenn ich schreiben könnte wie Sie, oder vielmehr wenn ich das verstände, wodurch Sie das Schreiben ersetzen! Ihre Briefe sind gar nicht geschrieben: es sind Menschen, die mit lieben, weichen Händen, vollem Busen, kleinen Füßen, göttlichen Augen, besonders aber mit göttlichen rothen Lippen einhergehen, vor mir auf- und abspazieren, mich küssen, mich an ihre Brust drücken. . . Wissen Sie, Liebe, warum unser Verhältniß so groß und so vollkommen geworden ist? Indeß will ich es Ihnen sagen: Sie sind ein unendlich producirendes, ich bin ein unendlich empfangendes Wesen; Sie sind ein großer Mann, ich bin das erste aller Weiber, die je gelebt haben. Das weiß ich, wär' ich ein physisches Weib geworden, ich hätte den Erdkreis unter meine Füße gebracht. Nie habe ich etwas erfunden, nie etwas gedichtet, nie etwas gemacht; bemerken Sie diese Sonderbarkeit: aus mir allein ziehe ich nicht den lumpigsten Funken heraus; ich bin unelektrischer, als

Metall, aber eben darum ein Ableiter der Elektricität, wie kein Anderer. Meine Empfänglichkeit ist ganz ohne Grenzen. . . Was wir Beide zusammen wissen, ahnet kein Sterblicher." —

„Es ist eigentlich" — schreibt er in einem nächstfolgenden Briefe an dieselbe — „ein unendlicher Mißgriff — soll ich sagen von uns, oder von der Natur? — gewesen, daß wir nicht zur Liebe gegen einander — ich meine zur ordentlichen, vollständigen, gelangt sind! Es wäre zwischen uns ein Verhältniß ausgebrochen, dergleichen die Welt vielleicht nicht viele gehabt. Anstatt dessen haben wir Beide unser Bestes an „Leute" verschwendet und sind, ein jedes auf seine Weise, verarmt. Es war doch hauptsächlich Ihre Schuld; Sie standen höher, sahen weiter und freier, als ich. Sie mußten in Rücksicht auf meine, in verderbter Hülle unschuldig gebliebene, Seele alle gemeine Scheu bei Seite setzen und mir sogar Gewalt anthun, um mich ungesehen glücklich zu machen." —

Seit seinen Schüler- und Studentenjahren hatte Gentz dem von ihm so heiß ersehnten „ungeheuren Glück der Liebe" nachgejagt; allein weder die ihm von Elisabeth in Königsberg bewiesene Zärtlichkeit, noch die platonische Liebe Mariannens, nicht die Hingebung einer liebevollen Gattin, nicht die erkauften Gunstbezeigungen feiler Dirnen, nicht der, auf den Flügeln der Psyche ihn über irdische Gemeinheit erhebende, Geist einer Rahel und einer Amalie von Imhoff — keine von all' den zartempfundenen und holderwiderten Neigungen, die eine entzückte Seele in paradiesische Auen entführten, eben so wenig die erkauften Genüsse gemeiner Sinnenlust, welche den ganzen Menschen in Kloak und Auswurf umherschleppten, vermochten seiner Sehnsucht nach jenem „unerhörten Glück der Liebe" Befriedigung zu verschaffen. Endlich und endlich — als er nicht nur dem Greisenalter, auch der Greisenhinfälligkeit verfallen war, faßte ihn der Wahnwitz, jenes Glück erreicht zu haben. Das fünfundsechszigste Jahr eines verlebten Lüstlings war zurückgelegt, als er sich selbst einredete und einreden ließ: „daß nicht nur sein Geist seine ganze jugendliche Frische, sein Herz seine ganze ehemalige Empfänglichkeit wiedergewonnen, sondern daß selbst sein Aeußeres sich auffallend verjüngt habe, alle seine körperlichen Kräfte ihm wieder zu Gebot ständen." Mit diesen Worten meldet er diese glückliche Wiedergeburt seiner Freundin Rahel in einem Briefe aus Wien vom 22. September 1830 und fügt hinzu: „Es ist beinahe lächerlich, in meinen Jahren so von sich selbst zu sprechen. Da ich es aber mit Wahrheit sagen kann, weil es mir täglich und von allen Seiten wieder-

holt wird, warum sollte ich Ihnen, meiner theilnehmenden Freundin, die Freude nicht gönnen, es von mir zu hören. . . Meine Ihnen bekannte Furcht vor dem Tode ist daher auch, obwohl keineswegs ganz verschwunden, doch so in den Schatten gestellt, daß sie mich nur selten anwandelt. Jetzt werden Sie das Folgende einigermaßen verstehen. Mit meiner wiederkehrenden Gesundheit habe ich mich von Neuem in die Welt und das gesellschaftliche Leben geworfen, dem ich durch viele Jahre entsagt hatte. Das Vergnügen, womit man mich allenthalben empfing, bewies mir, daß ich meine Stelle in diesem Kreise noch recht gut behaupten konnte. Mein steigender Widerwille gegen die öffentlichen Geschäfte, meine zunehmende Furcht vor einsamen Studien, die mir immer nur traurige Resultate darboten, trugen das Ihrige zu diesem veränderten Regime bei. Ich hielt mich hauptsächlich an die Weiber, die mir zu allen Zeiten wohlgewollt und die heute, weit mehr als vor 25 oder 30 Jahren, hoch über den Männern stehen. Ich machte einigen von ihnen, wie man das nennt, die Cour und verschaffte mir dadurch ein bestimmtes Interesse in der Gesellschaft. Daß ich mich noch verlieben könnte, hielt ich für unmöglich und fühlte doch, daß ich zuletzt noch einmal auf diesen Punkt gelangen müßte, um meiner erneuerten und verjüngten Existenz recht froh zu werden. Dies Vorgefühl wurde auf eine höchst unerwartete Art realisirt. Ihnen darf und muß ich es gestehen, was ich gegen Andere blos nicht förmlich ableugne, daß ich seit dem vorigen Winter eine Leidenschaft von größerer Stärke, als irgend eine meines früheren Lebens, in meiner Brust trage, daß diese Leidenschaft zwar zufällig entstanden, nachher aber von mir vorsätzlich genährt und gepflegt worden ist. Sie werden erstaunen, vielleicht sogar erschrecken, wenn ich Ihnen sage, daß der Gegenstand dieser Leidenschaft ein neunzehnjähriges Mädchen und noch obendrein eine Tänzerin unseres Ballets (die gefeierte Fanny Elsler!) ist. . . Wenn ich Sie versichere, daß der Umgang mit diesem Mädchen eine Fülle von Glückseligkeit, wie ich sie eigentlich nie gekannt habe, über mich ausgegossen hat, daß dieser Umgang das Gegengewicht mannigfaltiger Sorgen, denen ich sonst unfehlbar unterlegen wäre, das Erhaltungsprincip meiner Gemüthsheiterkeit, meiner Gesundheit und meines Lebens geworden ist, so werden Sie nicht nur geneigt sein, mich zu entschuldigen, sondern auch mit Ihrer gewohnten, aufgeklärten Billigkeit zugeben, daß eine Person, die so auf mich wirken konnte, außer dem unendlichen Reiz, womit sie mich fesselt, einige Eigenschaften besitzen muß, die ein Verhältniß, wie das hier geschilderte, erklären. — —

„Mit dem Sinne für Geselligkeit, für weibliche Schönheit, für Liebe! — ich spreche das Wort immer noch, selbst vor Ihnen, zitternd aus, ist auch der Sinn für Poesie in mir von Neuem erwacht.“ — Gentz theilt nun mit, daß er den Dichter H. Heine zu seinem Liebling erkoren. Er beurtheilt die Gedichte streng und treffend: „Mehrere mißfielen mir, weil sie gar zu nachlässig, ich möchte sagen, gar zu liederlich hingeworfen, kaum mehr an die Form der Poesie erinnern und einem Tischgespräch ähnlicher sehen, als Gedichten. Aber eine gewisse Anzahl wirkte auf mich mit einem unbeschreiblichen Zauber und an diesen ergötze ich mich fortdauernd. Morgens und Abends sind sie meiner Gemüthsstimmung dergestalt homogen, daß ich mich ganz darin vertiefen und versenken kann.*) . . . . Ich bewundere in diesem Augenblicke den Muth, der dazu gehörte, um Ihnen eine solche Reihe gewiß höchst unerwarteter Bekenntnisse abzulegen, um Ihnen zu sagen, daß ich mich höchst verjüngt fühle, daß ich liebe, daß ich eine Tänzerin anbete, und daß ich mit Heine sympathisire!“ — — Fanny Elsler war einer Einladung zu Gastspielen nach Berlin gefolgt.

Die gutmüthige, nun aber auch altersschwächlich gewordene Rahel ist entzückt von der in der That bewundernswürdigen Kunst, Schönheit und Liebenswürdigkeit der reizenden Tänzerin, aber nicht minder entzückt von dem Freunde, der so ganz wieder durch diese Liebe „zum Kinde“ geworden ist. Nun erst schließt Gentz sein ganzes Herz gegen die Freundin auf, die ihn nicht, wie er fürchtete, „reif für das Tollhaus“ erklärt. „Ja, meine theure Freundin,“ schreibt er an Rahel aus Preßburg am Jahrestage der Völkerschlacht (18. October) 1830, „ich muß es Ihnen gestehen, alle Leidenschaften, die jemals in meiner Brust gekocht haben, und seit zwanzig Jahren glaubte ich mich für immer frei davon, sind im Vergleich mit der, die dieses Mädchen in mir entzündet hat, nur Kinderspiele gewesen. Es fehlt mir heute leider an Zeit, um Ihnen, wie Sie es wünschen, die Geschichte dieser Leidenschaft zu erzählen, die im vergangenen Winter erzeugt und durch einen sonderbaren Zusammenfluß von Umständen in einem Zeitraume von ungefähr vier Monaten zu ihrer jetzigen kolossalen Gestalt groß gezogen ward. Erwägen Sie nur Folgendes: Jetzt, nachdem Sie einige ihrer

*) Während der Buchhändler und der Privatmann, bei welchem ein Buch von Heine ausgewittert wurde, namhaften Strafen verfielen, schmarotzerten Gentz und der Staatskanzler an dieser üppigen Tafel mit ächt papistischer Fürsichsorge: dem Volke genüge das trockne Brod, den Wein für uns allein!

Reize kennen gelernt haben, werden Sie es sehr natürlich und glaublich finden, daß Fanny nur hätte winken dürfen, um zehn Liebhaber für Einen, und die einnehmendsten und mächtigsten zu ihren Füßen zu sehen. Sie verschmähte sie alle und wählte mich. Ich hatte ihr weder Jugend, noch Schönheit, noch Reichthum, noch irgend etwas, was ein junges Mädchen und noch obendrein eine Theaterperson gewinnen konnte, anzubieten. Die aufgeklärten unter den gewöhnlichen Menschen meinen und sagen: ich hätte sie blos durch meine sogenannte Beredtsamkeit erobert. Dies wäre immer schon merkwürdig genug; aber es ist bei weitem noch nicht das Rechte. Ich habe sie einzig und allein durch die Zauberkraft meiner Liebe gewonnen. Als sie mich kennen lernte, wußte sie nicht, ahnte sie nicht, daß es eine solche Liebe gäbe und hundertmal hat sie mir gestanden, daß ich ihr durch die Art, wie ich vom ersten Augenblicke an mit ihr umging, und weiterhin durch die Offenbarung einer, allerdings nicht häufig vorkommenden, noch gemeinen Liebe, von deren Möglichkeit ihr nie geträumt hatte, eine neue Welt eröffnet hatte." Zwar bescheidet sich der alte, verliebte Gentz, daß er nie auf „Gegenliebe im engeren Sinne des Wortes" thörichten Anspruch gemacht, nie erwartet, daß sich die reizende Fanny in ihn „verlieben" würde. „Es war mir genug," rühmt er sich, „ihr ein zwischen Freundschaft, Dankbarkeit und Liebe schwebendes Gefühl einzuflößen und es gelang mir denn auch wirklich, — so wie dem Menschen Alles gelingt, wonach er mit voller Energie und wahrer Beharrlichkeit strebt, — dies Gefühl dergestalt in ihr zu gründen und zu befestigen, daß es nach und nach ihre ganze Seele ausfüllte und heute, wenn nicht Alles trügt, schwerlich von irgend einem anderen verdrängt oder überwältigt werden könnte." —

„Denken Sie sich," fährt der verknöcherte Völkerbändiger und verholzte Revolutions-Niederwerfer fort, „was das heißt, eine Leidenschaft, wie die meinige, in meinen Jahren, mit den wenigen, mir übrig gebliebenen Ansprüchen so belohnt zu sehen! Denken Sie sich die satisfaction de l'amour-propre, von welcher kein Sterblicher sich losmachen kann und am wenigsten der, welcher die Schmeichelei so gern hat, wie Sie und ich; denken Sie sich die Seligkeit eines täglichen, durch nichts gestörten Umganges mit einer Person, an der Alles mich entzückt, die nicht nöthig hat, „wie Venus aus dem Meere zu steigen," in deren Augen, in deren Hände — sehen Sie sie nur an, — in deren einzelne Reize ich mich stundenlang vertiefen kann, deren Stimme mich bezaubert und mit

der ich, wie mit der gelehrigsten Schülerin — ich erziehe sie mit väterlicher Sorgfalt, — zugleich meiner Geliebten und meinem treuen Kinde, unerschöpfliche Gespräche führe, worüber Sie manchmal erstaunen würden; denken Sie sich diesen Reichthum von Genüssen und dazu noch so vieles, was sich nicht sagen läßt, und es wird einem Gemüth von der Fassungskraft des Ihrigen leicht werden, das, was Andern immerhin eine Thorheit scheinen mag, vollständig zu begreifen." Selbst die nervenstärksten meiner Leserinnen werden daran genug haben und „Nachbarin, Euer Riechfläschchen!" rufen.

Frau v. Varnhagen, die geniale Rahel, — vielleicht aus eigenen Jugenderinnerungen nachsichtig gestimmt, — hatte für die menschlichen Schwächen ihrer Freunde und Freundinnen nicht etwa nur Entschuldigung, nein, sie war davon entzückt und gab dadurch oft großes Aergerniß. Für das Liebesverhältniß des alten Gentz mit Fanny Elsler schwärmte sie nicht nur in den Briefen an den Freund, sondern auch in der Gesellschaft in Berlin, wo Gentz keineswegs im besten Andenken stand. Die mehrere Jahre ältere Freundin der Frau v. Varnhagen, Frau Hertz, ihrer Zeit wegen Schönheit, Geist und Wahrheitsliebe hochgeachtet, hatte von Gentzs früherer Lebensweise in Berlin genaue Kenntniß, hatte ihn auf der ferneren Lebensbahn nicht aus den Augen verloren, sprach sich ohne Rückhalt über seine Sinnesänderung und Charakterlosigkeit aus und nannte zum Entsetzen Rahels „die Verliebtheit des verlebten Greises eine Lächerlichkeit, die sein nahes Ende bedeute." Was wir damals aus ihrem Munde vernahmen, finden wir noch ausführlicher in ihrem schriftlichen Nachlaß aufgezeichnet. „Möge man immerhin" — schreibt sie 1830 — „bei der Beurtheilung des Publicisten und Politikers Gentz von seinem sittlichen Leben absehen, möge man die seinerseits so ohne Scheu affichirten Ausschweifungen seiner alten Tage mild, ja sogar lobend der innerlichen, unvertilgbaren Jugendlichkeit des Mannes zuschreiben, den ich doch schon lange vor jener bekannt gewordenen zärtlichen Liaison mit Fanny E. als einen Graukopf mit zitternden Händen in Wien wiedersah, und dem alten aimable roué deshalb beifällig zulächeln: aber Niemand soll mir sein Umspringen aus einem Erzliberalen in einen Conservativen als eine achtungswerthe Folge geänderter innerer Ueberzeugung darstellen wollen! Wüßte ich nur nicht gar zu gut und genau, wie es um diese Aenderung stand! Ich habe Gentz, als er noch preußischer Kriegsrath in Berlin war, viel gesehen, am meisten aber doch beim Ausbruche und in den ersten Zeiten der französischen Revolution.

Nie werde ich vergessen, wie hingerissen er, gleich Vielen, von ihr war, namentlich zur Zeit der Notabeln, aber auch nicht wie hinreißend. Denn mit seinem geistreichen Wesen und der Klarheit seines Verstandes verband er, damals wenigstens, eine Gewandtheit und Gewalt der Rede, hinter welcher seine treffliche, schlagende Schreibart noch weit zurückblieb. Diesem Vorzuge sind auch wohl die Erfolge, welche ihm bei den Frauen wurden, zuzuschreiben. Denn obgleich hochgewachsen, war er doch nicht eigentlich hübsch, und von Gemüth, einer Eigenschaft, welche große Macht über die Frauen übt, habe ich nie etwas an ihm bemerkt. Freilich war er leidenschaftlich und dadurch geeignet im Sturm zu erobern. Durch diese Leidenschaftlichkeit unterschied sich auch seine Genußliebe von der eines seiner, später noch berühmter als er gewordenen, Jugendfreunde und Gefährten auf den Pfaden der Sinnlichkeit (Wilhelm v. Humboldt), der sich stets sorgfältig gegen jeden Affect wahrte, heitere Ruhe als die Grundbedingung eines jeden Genusses betrachtete. In der Genußsucht begegneten sich doch beide ganz und gar. . . . Gentz war Bonvivant in jeder Beziehung. In Augenblicken der Verlegenheit war ihm jedes Mittel sich derselben zu entreißen völlig gleichgültig. So zog er einmal einer Frau meiner Bekanntschaft, auf deren Nachsicht er glauben mochte ein Recht zu haben, bei einem Besuche einen kostbaren Diamantring vom Finger. Vergebens stellte sie ihm vor, daß das Fehlen dieses Ringes ihr die empfindlichsten häuslichen Ungelegenheiten zuziehen würde; nur nach langem Flehen, vielleicht auch durch pecuniaire Opfer, gelang es ihr, ihn wiederzuerhalten."*)

Wir erinnern absichtlich hier am Schlusse des Lebenslaufes an das Sündenregister der frühesten Zeit, um nachzuweisen, wie der Anfang mit dem Ende sich so schön zum Ganzen rundet, wenn auch nicht zu so schmeichelhaftem Bilde, wie die biographischen Schönfärber Varnhagen und Prokesch es dargestellt haben.**)

Der hinfällige Greis hatte sich mehr geboten und zugetraut, als er vermochte. „Ich befinde mich," schreibt er an Rahel aus Wien den 21. Januar

---

*) Fürst, Henriette Hertz. 1850.

**) Nach Prokesch v. Osten (in seinem Briefe an Schlesier) giebt es in dem Bilde des Politikers Gentz und eben so wenig in dem des Schriftstellers und Menschen kaum einen Schatten. Und Varnhagen erklärt, daß derjenige an dem Andenken des großen Mannes frevle, der ihm das Prädicat eines erhabenen Charakters versage.

1831, „bei Gott Lob! noch fortbestehendem körperlichen Wohlsein im Zustande einer wirklichen Gemüthskrankheit, die empfindliche Fortschritte in mir macht. Die Hauptelemente dieses Zustandes sind: stets erneuerte Unruhe und tiefer Gram über die Begebenheiten, die uns immer mehr und mehr in die Enge treiben, das bittere Bewußtsein, daß ich nichts dabei wirken kann, daß ich der neuen Gestaltung der Dinge täglich fremder werde, daß meine Rolle ausgespielt und die Frucht vierzigjähriger Arbeit wie verloren ist, mannigfaltige Sorgen, unersetzliche Verluste in meinen Einnahmen durch die politischen Katastrophen herbeigeführt, meine Stellung in der Gesellschaft, die ich einige Jahre hindurch zu viel cultivirt habe und von der ich mich jetzt, da sie mir zum Ekel geworden ist und mich überdies in dem einzigen Genusse, an dem ich noch hänge, stört, nicht loszumachen weiß, Unzufriedenheit mit mir selbst und der Welt, das Gefühl zunehmenden Alters und die Ihnen bekannte Furcht vor dem Tode, — das sind wohl Krankheitsstoffe genug.*) — Lectüre und Studium bieten mir keine Ressource mehr dar; theils halten mich die laufenden Geschäfte, so wenig Gefallen ich auch daran finde, davon ab; theils halte ich es nicht mehr der Mühe werth, etwas Positives zu lernen, da es nichts Festes mehr giebt und ich rings um mich her nichts mehr erblicke, als, wie Werther sagt: „ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer." Speculative Meditationen und selbst die beste Poesie ziehen mich blos in melancholische Grillen und würden mich zuletzt um das Bischen Verstand bringen, das mir in meinem großen Bankerutt noch geblieben ist. Der Umgang mit Fanny und ihr unvergleichliches Benehmen gegen mich sind jetzt in der That die einzigen hellen Punkte meines Lebens. Doch vermag selbst das zarte und glückliche Verhältniß mich nicht bleibend zu erheitern. Es giebt Stunden, wo ich selbst bei ihr die traurige Erfahrung mache, die einer der größten und mir von jeher gefährlichsten Dichter der Vorzeit so treffend schildert. Sie kennen gewiß den Lucrez; ich muß Ihnen die Stelle lateinisch mittheilen:

*) Die Fürstin Metternich sprach sich bei einer Mittagstafel in Baden (1834) gegen ihren Tischnachbar Varnhagen günstig über Gentz aus, nannte seinen Tod einen unersetzlichen Verlust für sie, fügte jedoch hinzu: „Eines könne sie ihm nicht verzeihen, seine Liebschaft in so hohem Alter mit Fanny Elsler, wodurch er sich in der großen Welt sehr geschadet habe." „„Aber um so mehr gewonnen an Herzensglück,"" erwiderte Varnhagen, „„und da mochte er den Beifall der großen Welt, die er mehr entbehren konnte, als sie ihn, leicht verschmerzen."" (V—'s Denkwürdigkeiten. Bd. 8. S. 98.)

. . . . medio de fonte leporum
Surgit amari aliquid, quod in ipsis floribus angit.
Aus der Quelle der Scherze
Steigt ein Bitt'res herauf, das selbst unter Blumen uns ängstet." —

Ein ergiebiges Thema bis an sein Lebensende und auch hernach noch war das von den großen Summen, welche Gentz verschwenderisch ausgab, so daß in seiner Kasse Fluth und Ebbe stets wechselten. Vor Allem wollte er alle Menschen, die ihm nahe standen oder mit denen er viel zu verkehren hatte, zufrieden und vergnügt sehen. Nach allen Seiten machte er die reichsten Geschenke. Seinem Kammerdiener gab er monatlich 200 Gulden Münz, eine unerhörte Summe, deren man in solchem Verhältnisse kein zweites Beispiel wußte. Die Hausdienerschaft Metternichs, die von den Gesandten und Botschaftern zu Neujahr mit zehn bis zwanzig Ducaten bedacht wurde, bekam von ihm jedesmal hundert; dafür war dann auch Alles zu seinem Dienste bereit und er sah kein mürrisches Gesicht. Seine Einnahmen waren sehr groß, doch für diese Verschwendung noch lange nicht groß genug. Sein regelmäßiger Jahresgehalt im kaiserlichen Dienst betrug zuerst 4000, dann 9000, in den letzten Zeiten 12,000 Kaisergulden; was in Oestreich für einen Hofrath nicht ein zweites Mal vorkam. Als diplomatischer Agent der Hospodare der Moldau und Walachei bezog er jährlich 6000 Ducaten, ungerechnet die außerordentlichen Geschenke und Vergütigungen, die Zusendungen von Mocca-Caffee in Säcken und von kostbaren Shawls, deren er immer eine große Menge zu Geschenken brauchte. Die Führung des Protokolles bei den jedesmaligen Congressen brachte ihm ungeheure Summen ein, alle Fürsten Deutschlands nahmen Gelegenheit ihm bedeutende Geschenke zu machen. Der Herzog von Nassau hat ihm öfter aus guter Neigung und Freundschaft tausend Ducaten und darüber auszahlen lassen. Summen von hohem Betrage hatte er früher aus England und Frankreich bezogen.

Dabei verschmähte er auch kleinere Beihülfen nicht. So nahm er von dem Buchhändler Cotta unter dem Titel eines Mitarbeiters an der allgemeinen Zeitung jährlich 4000 Gulden. Was er von Rothschild gezogen, ist kaum zu berechnen. Auch andere große Wechselhäuser suchten ihn auf alle Weise zu verbinden und wandten ihm oft große Vortheile zu. „Wenn er gespart hätte," meinte man, „würde er einige Millionen hinterlassen haben."

Wenig Umstände pflegte er mit denen zu machen, die ihm seine „guten Dienste“ mit ansehnlichen Summen bezahlten. Einem der Rothschilde rief er einst über Tisch bei Metternich zu: „Aber, Herr Baron, wie können Sie sich von solchen jüdischen Angewöhnungen nicht endlich losmachen! Sie sagen immer: der Hetzfeld, der Schellenberg; fühlen Sie denn nicht, daß Sie jedes Ohr damit beleidigen? Man sagt: der Fürst Hatzfeld, der Graf Schulenburg, aber nicht: der Hetzfeld, der Schellenberg; das klingt abscheulich!“ — Als er aber einst bei einem glänzenden Diner, welches er gab, seine Gäste, die der Mehrzahl nach Grafen und Barone waren, der Fürstin Metternich vorstellte, Einen aber, der in Reih und Glied stand, übersprang, als ob er sich auf seinen Namen nicht besinnen könne, trat dieser vor und meldete sich sehr vernehmlich an: „Lippke, Jude aus Berlin.“ —

Gegen die Hospodare der Wallachei erlaubte er sich die schamlosesten Erpressungen. Einem derselben, welcher zur Betreibung wichtiger Angelegenheiten nach Wien gekommen war, hatte Gentz binnen kurzer Zeit neunzehntausend Ducaten in Rechnung gestellt. Der Hospodar beklagte sich deshalb bei Metternich. Dieser hielt es für angemessen, Gentz Mäßigung anzuempfehlen; da fuhr der Hofrath heftig gegen den Staatskanzler — der freilich in noch größerem Maßstabe zu erpressen verstand — auf: „Was mischen Sie sich in meine Sachen?“ schrie er voll Grimm. „Was gehen meine Sachen Sie an? Ich verbitte mir all dergleichen. Und der Kerl von Grieche! was untersteht der sich? Denkt er mich einzuschüchtern? Da kommt er mir eben recht! den will ich schon bedeuten!“ „Gentz war in solchem Zorn,“ erzählte Metternich selbst, „daß ich um keinen Preis gewagt hätte, ihn noch mehr zu reizen und ich habe mich wohl gehütet, ihm je wieder von der Sache zu sprechen.“*)

Wie einst die berüchtigte Maitresse des entnervten Königs von Frankreich, Ludwig XV., als dieser bedenkliche Worte über die Zukunft Frankreichs geäußert, ihm mit einem scherzhaften Hohngelächter der Hölle zurief: „nach uns — die Sündfluth!“ so erzählt man von Gentz, er habe, als bei einem schwelgerischen Mahle die gefeierte Königin der Balletsylphiden ihm den schäumenden Champagner mit dem warnenden Zuruf credenzte: „der Krug geht so

*) Varnhagen a. a. O. Bd. 8. S. 144.

lange zu Wasser, bis er bricht," mit lallender Zunge geantwortet: „mich und den Metternich hält's schon noch aus."

Nur im Betreff seiner ging sein leichtfertiges Prophetenwort in Erfüllung; Gentz starb den 9. Juni 1832 nach vollendetem 68sten Jahre. Er wurde von der protestantischen Geistlichkeit zu Grabe geleitet. In Fonds und an der Börse hatte Gentz nie speculirt. Man fand nach seinem Tode in seinem Geldbeutel nur einige Kupferkreuzer, in seiner Brieftasche fünf Gulden Schein. Der Obolus zum Fuhrgeld über den Styx war nicht in Cassa. Der Fürst Metternich gab Anweisung auf einige hundert Gulden, um für standesgemäße Beerdigung zu sorgen.

Dreizehntes Kapitel.

Lebensbilder aus dem Kreise der Bevollmächtigten bei dem Congreß und ihrer Gehülfen. 3. Adam Müller. 4. Fr. v. Schlegel. 5. C. v. Woltmann. 6. Pilat.

3. Adam Müller.



Die zweite norddeutsche literarische Berühmtheit, welche Metternich in den östreichischen Staatsdienst berufen hatte, war Adam Müller, geboren zu Berlin 1779. Seine Schulbildung erhielt er hier auf dem protestantischen Gymnasium zum grauen Kloster unter Gedike's, Spaldings und Heindorfs Leitung. Er bezog in seinem neunzehnten Jahre die Universität Göttingen, wo er sich dem Studium der Rechtswissenschaft widmete. Bereits als Gymnasiast war er in ein befreundetes Verhältniß zu dem vierzehn Jahre älteren Gentz getreten, von dem er in die Richtung, welche er als politischer Schriftsteller betrat, eingeführt wurde. Burke's Betrachtungen über die französische Revolution wurden ihm von Gentz als ein Evangelium der Staatswissenschaft gerühmt und bereits 1800 hielt Müller in Göttingen als alter Bursch vor einem Kreise aristokratischer Füchse Vorlesungen gegen die französische Revolution und für die Sache der alten Ordnung in Europa. Nach seiner Rückkehr nach Berlin knüpfte er die Verbindung mit Gentz noch inniger und folgte ihm 1805 nach Wien, wo er am 31. April dieses Jahres zur römisch-katholischen Kirche übertrat. Er wich den kriegerischen Wirren in Wien,

eben so wie Gentz, damals aus und brachte drei Jahre in naher Gemeinschaft mit ihm in Prag und Dresden zu. In der letzteren Stadt nahm er einen bleibenden Wohnsitz und hielt vor einem gewählten Kreise Vorlesungen über die deutsche Literatur, über dramatische Poesie, über die Idee der Schönheit und über das Ganze der Staatswissenschaften. — Die Kriegsunruhen vertrieben ihn 1809 aus dem schönen Dresden, er kehrte nach seiner Vaterstadt Berlin zurück.

Von dem Staatskanzler Hardenberg mit seinem Gesuche um Anstellung zurückgewiesen, verfaßte er für die kurbrandenburgische Reactions-Ritterschaft jener Zeit (von der Marwitz, Graf Finkenstein, von Massow und Consorten) eine Anklageschrift gegen Hardenberg, worin derselbe dem Könige als ein Jacobiner, welcher die Grundsätze der französischen Revolution in Preußen einzuführen sich unterfange, bezeichnet wurde. Als dies Schreiben kein geneigtes Gehör fand, der König vielmehr die Führer der Ritterschaft als Beleidiger der Majestät nach Spandau abführen ließ, gewann unser Müller die Ueberzeugung, daß er in Berlin kein Wasser auf seine Mühle finden werde; er wandte sich wieder nach Wien, wo er auf Empfehlung von Gentz von Metternich mit politischer Correspondenz beschäftigt wurde und Vorlesungen über die Beredtsamkeit hielt. Beim Ausbruch des Krieges 1813 wurde er als k. k. Landescommissair nach Tirol geschickt und that sich bei seiner Zurückberufung nach Wien in der friedlichen Congreßgesellschaft etwas darauf zu Gute, daß er die Uniform eines tirolischen Schützen-Majors getragen habe. Gentz, dem solch' martialisches Wesen in der Staatskanzlei unbequem wurde, sorgte dafür, daß sein Freund wiederum nach Tirol als Regierungsrath zurückgeschickt wurde, wo er bei der neuen Organisation des Landes verwendet wurde und für gut östreichisch abgefaßte Artikel in dem, unter seine Aufsicht gestellten, „Boten aus Südtirol" sorgte. Mit der Sittenstrenge, deren sich Adam Müller, der keinen Tag die Messe versäumte, gern rühmte, war es nicht zum Besten bestellt. Er verführte und entführte seinem Hauswirthe in Wien, Herrn von Hazza, seine Gattin; ein Näheres ist über diese Schmutzerei nicht mitzutheilen.

„Adam Müller hatte," wie Varnhagen bemerkt, „nicht die Geschäftskunde wie Gentz, als dessen Schüler im Staatswesen er sich bekannte, besaß aber so große Leichtigkeit und Gewandtheit, daß er sich in Alles hineinarbeiten konnte und seine schriftstellerische Beredtsamkeit schien in manchen Fällen die des Meisters sogar zu übertreffen. Er war überzeugt, dieser habe ihn aus Wien so lange

entfernt gehalten und werde ihn auch jetzt nicht dort lassen, sondern ihm lieber eine vortheilhafte Anstellung anderswo verschaffen. Jetzt genoß er eine Zeit lang der persönlichen Nähe und ausgezeichneten Gunst Metternichs, der gewiß erkannte, daß in Müller einigermaßen ein Ersatz für Gentz als möglich zu denken sei. Müller hatte jedoch die Schwäche, daß fremde, ihm entgegenstehende, Meinungen ihn heftig beunruhigten und, in seiner Nähe sie zu dulden wurde ihm zur größten Pein, weshalb er alle Mittel aufbot, die Menschen, mit denen er lebte, zu bereden, zu bekehren."

In diesem Bemühen und um Vertrauen zu gewinnen, theilte er Alles mit, was er irgend wußte und dachte, und nicht nur seine eigenen Geheimnisse, auch die, welche er von Gentz und Schlegel wußte. Sein Freund Wiesel, ebenfalls ein Berliner, dessen weltlichem Verstande er staunend einst gehuldigt hatte, jetzt aber in religiösen Dingen gern die katholische Gläubigkeit aufgeredet hätte, benutzte diese Schwäche und pumpte nach Belieben Alles aus ihm heraus, was die innerste Heimlichkeit, Hoffnung, Kühnheit oder Besorgniß der Partei war, womit er dann seinen Hohn trieb und den Freund zärtlich zu lieben dadurch beweisen wollte, daß er demselben in seinen Verrücktheiten, wie er es nannte, möglichst Abbruch that. Aus seinem späteren Lebensverlauf sei hier noch angeführt, daß ihn der Fürst Metternich beim Ausbruch des Krieges 1815 nach Wien zurückberief und er dem Feldhoflager des Kaisers nach Heidelberg und Paris folgte. Bei den Umtrieben, welche während des Congresses gegen Preußen in Betreff der Erwerbung Sachsens gemacht wurden, war Müller besonders thätig gewesen. Dies wurde Veranlassung, daß ihn Metternich zum östreichischen General-Consul für Leipzig ernannte.

4. Friedrich v. Schlegel.

Als eine literarische, keineswegs als eine staatsmännische, Berühmtheit hatte ein dritter norddeutscher Schriftsteller vor Metternichs Augen hohe Gnade gefunden. Friedrich v. Schlegel (der Bruder August Wilhelms, des Uebersetzers Shakespeare's) hatte dem östreichischen Staatskanzler sein verdienstvolles Werk: „Geschichte der alten und neuen Literatur" gewidmet und war, um noch ein Uebriges zu thun, zur katholischen Kirche übergetreten, ohne daß ihn diese zum Abschwören der, in seinem schlüpfrigen Roman „Lucinde" niedergelegten, Ketzereien aufgefordert hätte. Als eine auffallende Erscheinung muß es jedenfalls

gelten, daß Metternich, der den Kaiserstaat in die engsten spanischen Stiefeln einzuschnüren bemüht war, deutschen Dichtern — und hierzu haben wir Friedrich Schlegel in ausgezeichnetem Sinne zu zählen — in Wien entgegenkommende Aufnahme und ein behagliches Leben mit auskömmlichem Gehalte bot. Hierzu kam noch, daß Friedrich Schlegel in jener frühen Zeit, in welcher Gentz bereits den Ideen der französischen Revolution entsagt hatte, sich eifrigst zu denselben bekannte, so daß er trotz aller Bekehrung und Betheurung in Wien noch immer im Geruch der Ketzerei und der Demokratie blieb; „der fremde Neubekehrte war seinen neuen Staats- und Kirchengenossen vielfach verdächtig, ein blos ehrgeiziger Heuchler zu sein." Die ganze Vergangenheit lastete auf Schlegel als ein Ungemach und es hatte etwas Belustigendes, wie er die jetzt öfters auf ihn fallenden Rückschläge seiner früheren Unarten halb trotzig, halb weinerlich hinnahm. In eigentlichen Staatsgeschäften wurde er nicht gebraucht; indeß konnte es nicht fehlen, daß er durch sein Denken und Sprechen, besonders auch über so viele vaterländische Gegenstände, wo alles Deutsche so ernstlich in Frage kam, auch ohne unmittelbar geschäftliche Theilnahme doch immer einigen Einfluß erlangte. Weniger gelang es ihm, für seine römisch-katholischen Phantastereien Gehör und Anerkennung zu finden. Er empfand es schmerzlich, daß der Abgesandte des heiligen Vaters, Cardinal Consalvi, mit Gutheißung des unfehlbaren Papstes den Fehlgriff that, dem Könige von Preußen die Ernennung Bartholdy's, eines Ketzers, zum General-Consul für Italien zu empfehlen. „Für Schlegel war dieser Vorzug, der einem, von ihm sonst fast übersehenen, Manne gegeben wurde, ein wahrer Schmerz und er klagte mit Bitterkeit, daß die katholische Kirche sich selber nicht in dem Sinne vertreten wolle, der nach seiner Ueberzeugung der einzig rechte sei, eine Klage, die sich ihm auch in Betreff Oestreichs wiederholte; denn gerade diejenigen Ansichten, welche er sich als wesentlich östreichisch einredete, konnte er am wenigsten geltend machen und so fand er auch eher bei den fremdesten Staatsmännern Gehör, als bei den östreichischen, wie denn schon Gentz, der Protestant, die Träume von mittelalterlichen Herstellungen als die unbrauchbarsten Hirngespinste verwarf und der Fürst Metternich für dergleichen Grübeleien in seinem, von drängenden Lebensfragen erfüllten, Tagewerke kaum eine freie Stunde haben konnte."

„Werfe ich," wird uns in einem vertraulichen Briefe vom Februar 1815 mitgetheilt, „zum Abschied noch einen Blick auf die Phantasien und Beutel-

schneider des Congresses, so gehört zu denselben außer denen, die sich ein jeder selbst vor die Augen stellen kann, vor Anderen **Friedrich v. Schlegel.**

„Schon seit zwei Jahren von Berlin nach Wien verzogen, hat Friedrich Schlegel eine Anstellung in der Staatskanzlei gefunden und ist nun ein Abtrünniger von seinem Glauben und seiner ehemaligen Lehre. Er verdient den Schimpf eines Ueberläufers, denn es ist nicht Ueberzeugung, was ihn zum Katholiken gemacht, vielleicht höchstens geistige Schwelgerei, bei der er jedoch in keiner Beziehung der sinnlichen entsagt. Er hat sich den Katholicismus auf eigene Art zurecht gemacht, bis auf die äußeren Formen, indem der heilige Mann ganz freigeisterisch sagt: „„kriechen und knien thut weh;““ wohl mit Berufung auf den katholisch gewordenen großen Kunstforscher Winkelmann, welcher nach seinem ersten Besuche der Messe einem Freunde schrieb: wahrscheinlich habe sein Vater (der Schuhmacher in Stendal war) nicht hinreichend starkes Leder zu seinen Knien genommen, denn er leide an diesen Theilen große Pein während der Messe.

„Neben der Orthodoxie des katholischen Glaubens hat Schlegel auch eine große politische, mit der er sich breit genug macht. Neulich sagte er: „„Der König Friedrich II. von Preußen hätte müssen den Kopf verlieren, denn er war ja in der Reichs-Acht!““ Eine resolute Preußin erwiderte ihm: „„Nehmen Sie sich besser mit Ihren Reden in Acht, sonst giebt darauf kein Mensch mehr Acht und dann kommen Sie in die Acht.““ —

„Eben so gleißnerisch beschränkt sind seine Vorlesungen, welche er über Geschichte der Literatur hält, worin er den sehr unbedeutenden Liederdichter Collin (nicht den Trauerspieldichter) weit über Goethe stellt. — Schlegels Frau, eine Tochter Moses Mendelsohns, des Berliner Juden-Philosophen, ist auch katholisch geworden und mit Andacht und Ergebenheit bigott; sie meint es redlich, läuft in alle Frühmessen und ist in der Heiligkeit ihres lügenhaften Mannes befangen.“ —

Als Anhängsel und Nachtrab sei hier noch zweier unsauberer Geister zur Vervollständigung der Congreßgallerie Erwähnung gethan.

„In diese anrüchige Reihe,“ bemerkt Hormayr (Lebensbilder III. S. 600) „gehört vor Anderen **Carl Ludwig v. Woltmann**,*) welcher durch sein frühere Kriecherei und spätere Insolenz gegen Joh. Müller, durch seine Esels-

*) Nicht zu verwechseln mit dem Berliner Professor Woltmann, dem Verfasser der Griechischen Geschichte in den späteren Auflagen von Beckers Weltgeschichte.

hufschläge gegen den todten preußischen Löwen (1807), gegen die, in der tiefsten Erniedrigung ungebeugten, Patrioten und durch seine Memoiren des Freiherrn von S—a einen erklecklichen Beitrag zur Schweinigel-Literatur gab. Von Stein, der ihn durchschaute und aus Herzensgrund verachtete, schroff zurückgewiesen, kochte er Rache und fand bald ein gutes Einkommen und offnes Thätigkeitsfeld in Oestreich als Ausspäher und Anpetzer der edelsten preußischen Patrioten, zumal derer, die sich nach Böhmen oder überhaupt nach Oestreich zurückgezogen hatten, vor Allem Steins und Justus Gruners, gegen die er besonders erbittert war. Gneisenau, dem er auf seiner geheimen Wiener Reise aufstieß und für den er wichtige Eröffnungen zu haben vorgab, griff nach dem Stock und befahl dem unsaubern Geist sich auf der Stelle von hinnen zu trollen. Dieser Wüstling von unbeschreiblichem Dünkel und seichtester Oberflächlichkeit schrieb in Prag im Solde Metternichs „politische Blicke und Berichte.“

Für die östreichische Politik, keineswegs für die römisch-katholische Kirche Propaganda zu machen, hatte Metternich die bereits genannten ausgezeichneten Schriftsteller aus Norddeutschland in seinen Sold genommen und Gentz theilte einem jeden seine Provinz zu. Den östreichischen Beobachter in Wien redigirte Herr von Pilat.

Joseph Pilat, aus Augsburg gebürtig, kam als ein lebhafter und vorlauter Göttinger Student nach Wien und fand bei Metternich eine Anstellung als Haus-Privatsecretair. Der Fürst verheirathete ihn mit einem Fräulein v. Mengershausen aus seiner nächsten Bekanntschaft. „Um ihm in den damaligen Schmalhanszeiten wenig oder gar nichts bezahlen zu dürfen, hatte Metternich für Pilat und seine anwachsende Familie den östreichischen Beobachter gegründet, den Freund und eifrigen Convertiten Roms, Friedrich Schlegel, alsbald davon ausgetrieben (dieser gab später ein eigenes Journal heraus) und durch die ihm zu Gebot stehenden Mittel ein Zwangsblatt, welches von den Behörden und den Gutgesinnten gehalten werden mußte, gemacht.“ Als Verfechter der Metternichschen, damals allgemein gültigen, Politik gewann der östreichische Beobachter auf die europäischen Verhältnisse großen Einfluß. „Dieser Beobachter wurde der Herold alles Verworfenen und Schlechten, des wildesten Absolutismus und Jesuitismus, all und jeden Rückschrittes, der Verfinsterung und Verdummung eines wahrhaft mahomedanisch-fanatischen Katholicismus, der Liguorianer und ähnlicher Mönchskutten, und Pilat, dem man sonst seinen Klingelbeutel und

seine gottseligen Maskeraden verzeihen und seinen unersättlichen Geldsack und eben so unersättlichen Freßwanst füllen und vollstopfen sehen möchte, bleibt doch ein schwerer Sünder an dem, ihm so wohlwollenden und wohlthuenden, Oestreich für seine Jesuiten- und Liguorianer-Ränke durch Ausartungen des Klosterlebens, durch verursachte Ehe- und Erziehungszwiste, durch Nachziehen ähnlichen Convertiten-Gesindels, wie Hurter, Jarcke und Anderer, mit welchen sich der biderbe und heitere Oestreicher niemals befreunden konnte."*)

Um die öffentliche Meinung in Deutschland irre zu leiten und zu beherrschen, hatten Metternich und Gentz Mitarbeiter und Correspondenten für die Hauptblätter in ihrem Solde. Von dem Inhaber der Augsburger allgemeinen Zeitung, dem sonst ehrenwerthen Buchhändler Cotta, bezog Gentz ein ansehnliches Jahrgeld und versorgte ihn dafür mit eigenen und unter seiner Aufsicht geschriebenen Artikeln. Adam Müller versorgte den „Boten aus Südtirol", v. Woltmann die „Prager Zeitung", Friedrich v. Schlegel den „Hamburgischen unparteiischen Correspondenten"; die „Ober-Postamtszeitung" in Frankfurt stand ebenfalls in östreichischem Solde. In all diesen Blättern wurde die Politik Preußens angefeindet und verdächtigt, so daß sich die Nothwendigkeit bald hervorthat, auch von preußischer Seite die Federhelden ins Feld rücken zu lassen. Wie überlegen aber auch die preußische Sache und die freiwilligen Anwalte, die zu ihrer Vertheidigung sich bereit hielten, der östreichischen Sache und deren Soldschreibern waren, das preußische Cabinet war so zaghaft und so schlecht berathen, daß es nicht den Muth hatte, der vaterländischen Presse, und am allerwenigsten den Berliner Zeitungen, ein freies Wort über die auf dem Wiener Congreß gepflogenen Verhandlungen zu gestatten. Diejenigen, in deren Herzen die im Jahre 1813 wachgerufene vaterländische Gesinnung fortlebte, die mit gleichem Muthe, mit welchem sie während des Krieges mit dem Degen, nun auch mit dem Worte die Ehre des Vaterlandes zu verfechten entschlossen waren, sahen sich gezwungen, in den Blättern des Auslandes, insbesondere in den Hamburger, Bremer, Frankfurter, Nürnberger und Augsburger Zeitungen Aufnahme für die, ganz im preußischen Interesse geschriebenen, Artikel zu suchen, welche die Berliner Censoren unnachsichtlich zu streichen angewiesen waren. Für Preußen nahm damals als freiwilliger Vorkämpfer der seit dem Februar 1814 von Görres gegrün-

*) Hormayr a. a. O. S. 92.

dete und herausgegebene „Rheinische Merkur" das Wort. Noch war damals über das Schicksal der gewesenen Erzbisthümer am Rhein und wem ihre vormaligen Besitzungen zugetheilt werden würden nicht entschieden; um so willkommener mußte es dem preußischen Cabinet sein, einen so einflußreichen Stimmführer für sich dort gewonnen zu haben. Daß er dies war, wurde allseitig anerkannt, selbst von Talleyrand, welcher den rheinischen Merkur „la cinquième puissance" (die fünfte Macht der Coalition neben Rußland, Preußen, England und Oestreich) nannte. So lange es galt, den Haß der Völker gegen die Unterdrücker ihrer Freiheit, gegen Napoleon und seine Prätorianer und Präfecten wach zu erhalten, war Görres Flammenrede der preußischen Politik genehm; allein vergessen war es ihm nicht, daß er einst ein fanatischer Jacobiner war, der in dem, von ihm herausgegebenen „rothen Blatte" als ein Nacheiferer Marats aufgetreten war.*) War er nun wohl, eben so wie Gentz, nachdem er den Revolutionsrausch ausgeschlafen, zu nüchterner Besinnung zurückgekehrt, so war doch beiden eine Erinnerung an den Lichtschimmer der Freiheit, welcher ihr Auge nur geblendet, nicht erleuchtet hatte, zurückgeblieben. Der unversöhnliche Haß, welchen Görres Napoleon geschworen, hatte seinen berechtigten, wenn auch von ihm nicht öffentlich bekannten, Grund nur darin, daß er in ihm den, die Ideen und Grundsätze der Revolution vernichtenden, Tyrannen, den siegreichen Usurpator und Reactionair erkannt hatte.

Da Görres seine Revolutionsgedanken jetzt nirgend mehr durchblicken ließ, wurden ihm diese nicht weiter in Rechnung gestellt. Unbequemer für die preußische Politik wurde er dadurch, daß er ganz in dem Sinne der neukatholischen Romantiker für die Wiederaufrichtung „eines heiligen römischen Reichs germanischer Nation" schwärmte, und die deutschen Kurfürsten zur Kaiserwahl nach Aachen und zur Versammlung am Königstuhl bei Reuse einlud. Daß in solchen Phantasien ihm Stein, welcher nicht frei von reichsfreiherrlichen unmittelbaren

*) Damals (1793) begnügte sich Görres damit, nicht in Wahrheit, nur in Dichtung zu maratisiren; hier ein Pröbchen davon:

Die verkehrte Welt.

Ist nicht die Welt verkehrt? so fragte jüngst Kleon,
Wohin man sieht, erblickt man nichts als Wunder;
Sonst stiegen ohne Kopf die Fürsten auf den Thron,
Jetzt fallen sie ohne Kopf herunter.

(Das rothe Blatt. Viertes Jahr der Frankenrepublik, 20. Ventose, Coblenz.)

Reichsstandsgedanken war, Vorschub leistete, trug wesentlich dazu bei, ihn darin zu bestärken, obschon der Grabgesang, welchen er beim Hinscheiden des heiligen römischen Reichs angestimmt, und der Jubel, mit welchem er die neufränkischen Republicaner nach Coblenz und Mainz eingeladen und als Herren am linken Rheinufer begrüßt hatte, den Vaterlandsfreunden sehr wohl im Gedächtniß geblieben war. Denn mit einer giftigeren Lauge des Spottes und Hasses, als die war, mit welcher Görres während des Befreiungskrieges in dem Rheinischen Merkur Napoleon I. und die französische Nation an ihren wunden Stellen brannte und beizte, übergoß er einst in seinem „rothen Blatt“ das, in den letzten Zügen liegende heilige römisch-deutsche Reich, dessen Kaiser und Fürsten und die gesammte Herrlichkeit germanischer Nation. Durch die Mißregierung der erzbischöflichen Kurfürsten war die Gesinnung der Rheinländer so undeutsch geworden, daß Forster, Görres und Tausende von Gleichgesinnten darüber frohlockten, daß Mainz, das feste Bollwerk des „Grenzenhüters der Germanen“, in die Hände der französischen Republicaner gefallen und auf dem linken Rheinufer eine cisrhenanische Republik errichtet worden sei. Dem heiligen römischen Reiche hielt Görres bereits am 18. Nivose des 5. Jahres der Frankenrepublik (8. Januar 1797) eine Leichenrede, in welcher er sagte:

„Am 30. December 1797, am Tage des Ueberganges von Mainz, Nachmittags um 3 Uhr, starb in Regensburg in dem blühenden Alter von 955 Jahren, 5 Monaten, 28 Tagen sanft und selig an einer gänzlichen Entkräftung das heilige römische Reich schwerfälligen Andenkens.

„Ach! du lieber Gott, warum mußtest du deinen Zorn über dies gutmüthige Geschöpf ausschütten; es graste ja so harmlos und genügsam auf den Weiden seiner Väter, ließ sich so schafmäßig zehnmal im Jahre die Wolle abscheeren, war immer so sanft, so geduldig wie jenes verachtete Lastthier mit langen Ohren, welches von vielen Schlägen dickfällig und prügelfaul geworden. . . .

„Vernehmt, Bürger, seinen letzten Willen: im Namen der heiligen Ursula mit ihren 11,000 Jungfrauen u. s. w. Wir setzen fürs Erste fest und ernennen die Fränkische Republik als einzige rechtmäßige Erbin des ganzen linken Rheinufers und bitten diese verehrliche Republik dies kleine, aber gutwillig gegebene, Geschenk als ein Zeichen unserer Liebe und Hochachtung anzunehmen.

„Wir vermachen zweitens Salzburg, Passau und einen Theil von Baiern Sr. Majestät dem Könige von Ungarn und Böhmen; Hannover und die Hanse-

städte Sr. Majestät dem Könige von Preußen. Das Uebrige unserer Verlassenschaft soll zu einem Miniaturgemälde unseres Leichnams verwandt werden, nachdem vorher die zehn Reichskreise unter dem Hammer losgeschlagen worden sind.

„. . . Die Reichsoperationskasse und die goldene Bulle sollen Sr. päpstlichen Heiligkeit zufallen; die erste, um ihren zerrütteten Finanzen wieder aufzuhelfen; die zweite, die goldene Bulle nämlich, damit selbe ihre eigenen Bullen damit vergolden und denselben durch den äußerlichen Schimmer, der in unseren verderbten Zeiten nothwendig ist, den verlorenen Credit wieder verschaffen möge.

„. . . Die Kaiserlichen Majestätsrechte sollen unter die Reichsbauern vertheilt werden. . . . . Die Reichsarmee soll dem Landgrafen von Hessen-Cassel übergeben werden, damit er sie bei erster bester Gelegenheit dem Meistbietenden zuschlagen und nach England, Amerika oder Ostindien verhandeln und an den Mann bringen möge. . . . Das Reichswappen soll auf meinem Grabe aufgehangen und der darauf befindliche doppelte Adler zu Tode gefüttert werden. . . . Alle Nonnen unseres Gebietes vermachen wir unseren Mönchen und hoffen, daß beide Theile sich wohl dabei befinden werden. Alle sich vorfindenden Perrücken, Mäntel und übrigen Ornat vermachen wir dem Curiositäten-Museum in London, um dort in der großen für alle Nationen angelegten Perrücken-Sammlung aufgehangen zu werden.

„Endlich ist es unser ernstlicher Wille, daß unser Körper nach unserem Ableben einer Zergliederung unterworfen, unser Gehirn, wenn sich welches vorfindet, dem Wiener Ministerium, unser vertrocknetes Herz aber dem englischen Minister Pitt überantwortet werden soll. . .

„Zum Executor gegenwärtigen Testaments ernennen wir Se. Excellenz den Herrn General Bonaparte und bitten ihn höflichst, diese Bemühung gütigst und gefälligst auf- und anzunehmen.

„Gegeben in unserer und des heiligen Reichs freien Stadt Regensburg, 8 Tage nach Abschluß des Definitiv-Friedens den 25. October nach unseres lieben Herrn und Seligmachers Geburt im 1797., unseres Alters im neunhundert und fünfundfünfzigsten Jahre."

Ein Schlußwort fügt der Redner noch hinzu, um Deutschlands Bürgern den erlittenen Verlust als unersetzlich zu schildern. „Weine, Germania," ruft er aus, „weine! Dein Schutzgeist ist von dir gewichen; die Vorsicht hat ihn in höhere Sphären entrückt, er wird nun in den Archiven des Himmels volle Be-

friedigung für seine antiquarischen Gelüste finden. Wer wird dich nun vor dem Einbruche jener Alles zertrümmernden Revolutionswuth sichern, wer den Schild vor dich halten, daß die Megäre Aufklärung dich nicht verschlingt? Ach! keine zehn Jahre werden vergehen und du wirst Galliens Schicksal erleben. Wilde Revolutionaire und Freiheitsschwindler werden in deiner Mitte aufstehen und nicht eher ruhen, bis sie auch dir die blutige Freiheitskappe aufgesetzt haben. Dann, oh des Greuels! wird man allen Adeligen die Sterne und Ordensbänder abreißen, die Wappenschilde zerbrechen, alle Güter der Kirche werden profanen Händen anheimfallen, alle Mönche werden entkuttet, alle Nonnen entschleiert werden; Gemeinderäthe und Directoren werden an die Stelle deiner gesalbten Häupter, deiner mildthätigen, gerechten, menschenfreundlichen Fürsten treten. Der Bauer und der Bürger, die die Natur doch eigentlich zum Lastthier bestimmte, werden stolz das Haupt emporheben und nach ihren Menschenrechten fragen; sie werden sich erheben und sprechen: „„Wir sind freie Männer, verantwortet euch, Despoten! Warum usurpirtet ihr bisher unsere Befugnisse?““ Die Guillotine wird dann schrecklich die Stammbäume niedermähen und die angesehensten Männer würgen. Herzöge und Grafen werden an ihrem Mordeisen bluten, die Freiheit wird deine schönen Gefilde mit ihrem giftigen Hauche verpesten und Jammer und Elend werden bei dir herrschen.“

Deutschlands Jungfrauen werden aufgefordert eine Cypresse und ein Vergißmeinnicht auf das Grab des entschlafenen heiligen römischen Reichs zu pflanzen; ein stolzer Marmor soll folgende Grabschrift tragen:

„Von der Sense des Todes gemäht,
„Athemlos und bleich,
„Liegt hier das heilige, römische Reich.
„Wandrer, schleiche dich leise vorbei, du könntest es wecken,
„Und das Gespenst zaghafte Seelen erschrecken.
„Ach! wären die Franzosen nicht gewesen,
„Es würde nicht unter diesem Steine verwesen.“

Und dies, von dem damals dreiundzwanzigjährigen Republicaner Görres mit Sang und Klang zur ewigen Ruh' geleitete, heilige römische Reich wollte derselbe, als königlich preußischer rheinischer Merkur, während des Wiener Congresses aus dem Todtenreiche zurück ins Leben führen!

Vierzehntes Kapitel.

Lebensbilder aus dem Kreise der Bevollmächtigten bei dem Congreß und ihrer Gehülfen.

7. Talleyrand.



Weder in der Denk- noch in der Lebensweise des Fürsten Talleyrand war auch nur die leiseste Spur aus der Zeit, da ihn die Jacobinermütze schmückte, zurückgeblieben; eben so waren die geistlichen Observanzen des ehemaligen Bischofs und die kurzangebundenen Manieren des Ministers Napoleons an den Nagel gehängt; auf dem Congreß zu Wien war Talleyrand der auf schlaue Verwickelungen sinnende, im Trüben fischende Diplomat und dabei ein weichlicher Wollüstling im Stile des Zeitalters Ludwigs XV.

Talleyrand empfing während des Congresses Mittags 12 Uhr bei seinem mit der ausgesuchten Coquetterie einer abgetakelten Maitresse arrangirten petit-lever, wobei der Sechziger die Bequemlichkeiten eines Mazarin mit den Finessen einer Pompadour zu vereinigen wußte. „Wir traten," erzählt einer der Begünstigten, „um die Mittagstunde in das Schlafzimmer des Fürsten, ihm unsere Glückwünsche zu seinem einundsechzigsten Geburtstage zu Füßen zu legen. Wir fanden bereits eine Anzahl Gratulanten, Damen und Herren, hier versammelt. Ein Kammerdiener schlug den schwerseidenen Bettvorhang zurück und der Muster-Diplomat (le diplomat modèle) trat mit friedlichem Gruße hervor, im Pudermantel von weißem Mousseline, in goldgestickten Pantoffeln, das Haupt mit einem violetten Sammetbarett bedeckt und ließ sich auf einem Armsessel vor dem Spiegel seines Toilettentisches nieder. Er überließ jetzt sein zu beiden Seiten

herabwallendes Gelock zwei Haarkünstlern, welche einer den andern zu überflügeln bestrebt waren und deren Arbeit damit endete, daß sie jenen berühmten, gleichgetheilten Scheitel zu Stande brachten. Jetzt kam der Bartkünstler an die Reihe, welcher mit einem Schaume von parfümirter Seife das gefällige Lächeln des Mundes und das geistreiche Wort, das von den Lippen des bewunderten Helden des diplomatischen Salons floß, für einige Minuten verschleierte. Kaum aber waren die beredten Lippen wieder entschäumt, als der sanfte Blick seiner Augen durch eine Wolke von Puder verhüllt wurde, welche der Coiffeur mit einem Eiderdaunenquast auf Haupt und Stirne lagern ließ. — Nachdem hierauf die Hände gewaschen, die Nägel gebürstet, die Ringe an die rosigen Finger gesteckt worden waren, wurde ganz ungenirt die Toilette der Füße in gleicher Weise wie die der Hände vorgenommen, wobei die anwesenden Damen die Fächer und Riechfläschchen in Bewegung setzten, indem das übelriechende Wasser von Barège, mit welchem der gelähmte Fuß eingerieben wurde, einen allzustarken odeur verbreitete. Waren alle diese Waschungen und Salbungen geschehen, Frack und Weste angezogen, dann erschien der Oberkammerdiener, dessen Amt es war, das Ganze, den Gesammteindruck zu überwachen und als Schlußstein Sr. Excellenz die weiße Cravatte mit einem sehr koketten gordischen Knoten um den Hals zu legen. Nicht unerwähnt dürfen wir lassen, daß alle diese Verpuppungen und Wandlungen mit der Bequemlichkeit eines grand-seigneur und einem abandon voller Anstand vor sich gingen, so daß man nur den großen Mann im Auge hatte, ohne sich über seine Metamorphosirung zu beunruhigen. Die Damen verloren selbst in den bedenklichsten Augenblicken die Fassung nicht, da der Fürst sich während der Toilette in der muntersten Laune mit ihnen unterhielt. Er nahm hierauf unsere Glückwünsche an und auf einem Tisch in dem Nebenzimmer waren die mannigfaltigsten Geschenke in zierlicher Ordnung von seiner Nichte, der Gräfin Edmond de Perigord, gebornen Prinzessin von Kurland, für das Geburtstagskind aufgebaut. Bei der Tafel machte der Fürst die Honneurs; er legte vor, empfahl die verschiedenen, aus Bordeaux, der Bourgogne und Champagne ihm nachgesendeten Weine und nöthigte die Gäste in freundlicher, nie aufdringlicher Weise. Kam einer der Gäste in Versuchung, das Gespräch auf Politik zu bringen, schnitt ihm der Fürst sofort die Rede durch eine geschickte Wendung ab und brachte irgend einen fernabliegenden Gegenstand zur Sprache, so daß man überzeugt sein mußte, ihm sei die Diplomatie im höchsten Grade antipathisch." —

Ein ganz anderer war der Fürst mit dem hinkenden Fuße, wenn er in seinem Salon als der Vertreter der französischen Interessen, als der geriebenste und ausbündigste aller Diplomaten auftrat und man auf seiner Stirn die Worte las:

„Ich bin des trocknen Tons nun satt,
„Will wieder ganz den — Talleyrand spielen!"

Mit wohlberechneter Zurückhaltung schien er den politischen Angelegenheiten des Congresses anfänglich nur eine geringe Theilnahme zuzuwenden; seine Stellung als Vertreter der Vortheile Frankreichs und insbesondere der, durch seinen Verrath an Napoleon und seinen Einfluß bei Alexander auf den Thron zurückgeführten, Bourbons war in Wien eine sehr schwierige. Nicht nur erschien Frankreich durch die Niederlagen Napoleons als besiegt und gedemüthigt, es war, was auf Congressen oft mehr noch, als auf dem Schlachtfelde, ins Gewicht fällt, auf sich allein angewiesen, isolirt. Ihm gegenüber standen — wir sprechen von den ersten Wochen des Congresses — noch immer in festgeschlossenem Bunde England, Rußland, Preußen und Oestreich, welche Frankreich zu den Berathungen nicht eher hinzuzogen, als bis über die wichtigsten, dasselbe betreffenden Punkte, welche bei dem Friedensschluß in Paris unerledigt geblieben waren, Beschluß gefaßt worden war.

Trat man freilich in seinen Salon, wo man ihn nachlässig und bequem auf dem Sopha neben seiner reizenden Nichte, welche die angenehme Wirthin machte, hingestreckt fand, während die angesehensten und einflußreichsten Diplomaten, Minister, Hoheiten und Excellenzen, den Hut unter dem Arm, sich um ihn her gruppirten und auf jedes seiner Worte, wie auf Weisheit- und Orakelsprüche hörten, jeden seiner geistreichen Einfälle und leichtfertigen Witze mit rauschendem Beifall aufnahmen, dann ward man bald inne, daß dieser Mann in der untergeordneten Stellung, welche Stein und Hardenberg ihm angewiesen hatten, ferner nicht verbleiben werde. So lange es freilich ehrlich und redlich herging, die Mächte, welche im Kriege treu zu einander gehalten, ohne Mißgunst einem jeden Theilnehmer an den Kämpfen den verdienten Kampfpreis nach Recht und Billigkeit zusprachen, war er machtlos. „Talleyrand" — so schreibt ein nahestehender Beobachter — „kann sich wenig geltend machen, als sollten wir in unseren Zeiten allen Schimmer von den Franzosen abfallen sehen. Man meint: seine Politik vermag nichts, seitdem sie sich nicht mehr auf 400,000 Bajon-

nette stützt. Bis jetzt (December 1814) hat dieser Minister noch nichts durchgesetzt; er hält aber durch geschickte Intriguen die Theile, die Frankreich nicht vereint zu sehen wünscht, auseinander. „„Ich will““ — sagt er — „„durchaus nichts für mich; Frankreich verlangt nichts; ich bin nur hier, um die politischen Principien aufrecht zu halten, um zu verhindern, daß sie nicht verletzt werden.““ Wir werden bald erfahren, welches die politischen Principien waren, für deren Aufrechthaltung einzustehen er sich für ermächtigt hält und mit welcher Schlauheit er das Princip der Legitimität zur Geltung zu bringen weiß, um „die Verbündeten“ zu entzweien. — Erst als zwischen den verbündeten Mächten der Bruch drohte, war seine Zeit gekommen. Es lag ganz in Metternichs Verfahren, daß er gewagte Schritte nie ohne möglichst viele Stützen thun werde. Er gab daher Frankreich willkommenen Anlaß, aus seiner Absonderung und Hintansetzung herauszutreten. Talleyrand hatte das gute Spiel Eines, der nichts zu verlieren hat, und er nutzte seine Lage mit unleugbarer Geschicklichkeit und Thätigkeit. Er hatte schon in Paris Wellington und Sir Charles Stewart durch die schmeichelnde Vorstellung gewonnen, wie England der Schiedsrichter in Wien sein müsse, wenn es sich mit Frankreich gegen alle unpassenden Anmaßungen und Forderungen setze, woher sie auch kämen. Castlereagh war auf seinem Wege nach Wien über Paris gereist, um sich mit Talleyrand zu verständigen.*)

Es war von böser Vorbedeutung für die, in dem Vorgrund der Congreßverhandlungen stehenden, Angelegenheiten Deutschlands, daß die Bevollmächtigten Englands sich schon, bevor sie in Wien eingetroffen waren, mit Talleyrand, dem abgefeimtesten und geschworensten Widersacher eines einigen und mächtigen Deutschlands, darüber verständigten, daß England und Frankreich auf dem Congresse gemeinschaftliche Sache machen müßten. Und daß es noch dazu Talleyrand war, mit dem Castlereagh in nähere Verbindung trat, das war für England das Entehrende, für die andern Verbündeten das Verderbliche. Hatten wir ihn doch vor wenigen Monaten erst in Paris bei dem Verrath, den er an Napoleon beging und dann bei den Verhandlungen, welche er im Auftrage der Bourbons, denen er sich als den unentbehrlichen, obschon verachteten Rathgeber aufgedrungen hatte, kennen gelernt. Welches Vertrauen konnte wohl der Mann einflößen, dem sich in seiner langen Laufbahn der Abschen vom Aus- und Inland, von jedem

*) Castlereagh, Mémoires. 10. 91.

Volkstheile, in jedem Zeitabschnitte der letzten Bewegungen Frankreichs angehängt hatte! Er war verhaßt den Anhängern der Revolution trotz seiner Dienste in der Nationalversammlung, denn er war von allen ihren Grundsätzen abgefallen und war schon damals, als er sie noch predigte, durch seine Sittenlosigkeit in Aller Achtung gesunken, der Spielsucht geständig, der Agiotage beschuldigt, der Verschwörung, der Bestechlichkeit mehrfach angeklagt. Er war verhaßt den Bevorrechteten der altköniglichen Ordnung; seinem adeligen Geburtsstande, dessen Macht er vernichten, dessen hohlen Schein er später herstellen half; seinem geistlichen Berufsstande, den er in seiner Jugend entehrte, nachher zerstörte, dann verließ. Er war verhaßt den aufrichtigen Anhängern Bonaparte's, als dessen Minister der auswärtigen Angelegenheiten er, wie unter dem Directorium, die französische Politik in den Beziehungen fast zu allen Ländern der Welt bloßstellte, unter denen Portugal, Amerika, die Türkei, England, Deutschland, Italien, Spanien wechselnd seine Treulosigkeit, Geldgier, Falschheit und Feilheit erfahren hatten. . . . Leider stand er damals noch in dem Rufe eines unfehlbaren Orakels; er sollte jede mißrathene Unternehmung Napoleons voraus widerrathen haben. Daß Napoleon selbst den Verabschiedeten, den er in dem Besitze aller seiner Geheimnisse wußte, immer wieder zu Rathe zog, bestärkte den Glauben an die Unentbehrlichkeit seiner Einsicht. Dabei besaß er unleugbar eine sichtende Klarheit des Geistes, eine bestechende Schärfe des Wortes und die gefällige Geschmeidigkeit der Form, die die Großen zu gewinnen allein im Stande ist. . . Er hatte sich so gestellt, daß er, jede Partei ergreifend, in jeder Umwälzung sich oben erhalten konnte und rechtfertigte so jenes von ihm selbst gebrauchte Bild, „daß er mit seinem Klumpfuße es der Schildkröte gleich thue, welche den Hasen überhole;“*) oder wie mit mehr zutreffendem Vergleich von ihm gesagt wurde: „er besitze die Geschicklichkeit der Katze, die immer auf die Füße zu stehen komme, wie hoch sie auch herabfalle, wie weit sie auch geschleudert werde.“

Talleyrand befand sich den andern Bevollmächtigten gegenüber insofern in einer günstigeren und selbstständigeren Lage, als er nicht von seinem Hofe, vielmehr sein Hof von ihm abhängig war. Mit wie mißtrauendem Auge und innerlichster Verachtung die zurückgekehrten Bourbons ihm die Vertretung ihrer Interessen in Wien übergeben hatten, sie sahen sich nothgedrungen, den für sie

*) Denkwürdigkeiten Ludwigs XVIII. (1832) Gervinus, a. a. O.

unentbehrlichen, mit Verhältnissen, die ihnen fremd waren, vertrauten, den anderen Diplomaten allen an Gewandtheit und geschmeidiger Frechheit überlegenen Botschafter mit keiner anderen Instruction zu versehen, als die er sich selbst geschrieben hatte, und sich aller Einmischung in ihre eigenen Angelegenheiten zu enthalten.

„Talleyrand," sagt v. Nostiz, „ist unter den diplomatischen Personen die wichtigste, ob er gleich zurücktritt durch den veränderten Standpunkt seines Landes, durch eigene zunehmende Indolenz und vielleicht auch aus Grundsatz. Er sagt von den Fürsten: „ils n'ont ni le courage de se brouiller, ni le bon sens de s'entendre" (sie haben weder den Muth sich zu veruneinigen, noch den Verstand sich zu verständigen). Wie aus einer anderen Welt, sei es auch die höllische, sieht der alte Kämpfer auf die Bahn und thut nichts, als daß er jeden Einzelnen durch die Noten, die er diesem oder jenem zusendet, auf seinen Vortheil aufmerksam und durch die bloße Ansicht des Vortheils sie bockfteif und stätisch gegen einander macht. So geschieht es denn auch, daß durch die von ihm ausgegangene Verwirrung der Grundsätze und über der Unbeugsamkeit störrischer Gemüther man dem Congresse kein Ende absieht, und er der Schraube ohne Ende gleicht, mit der die Herren sich allesammt schrauben. Die sämmtlichen hier in die Verhandlung eingetretenen oder hineingezogenen Staaten haben — und dies ist vornehmlich Talleyrands Kunststück — eine schiefe Stellung gegen einander bekommen und er weiß sich schlau herauszuziehen, wenn die Anderen mit den Köpfen gegen einander rennen."

Daß er bei dem Kaiser von Rußland, dem Könige von Preußen, bei Metternich und Hardenberg nicht mehr jenes Entgegenkommen, jenes Buhlen um seine Freundschaft fand, wie sie es ihm nach dem Einzuge in Paris, als sie den Sturz Napoleons, durch seine Vorarbeit eingeleitet, durch seine Nachhülfe zu fördern suchten, entgegentrugen und aufdrängten, setzte ihn nicht in die mindeste Verlegenheit. Kaum aber, daß man ihn von Seiten der altbefestigten Herrschersitze und der Hochgebornen es fühlen ließ, daß er sich in Wien nicht auf dem Boden der Revolution befände und ihn, wenn auch nur durch sehr entfernte Anspielungen, an sein Herkommen und seine Vergangenheit erinnerte, entwaffnete er seine hoffährtigen Gegner dadurch, daß er sich zum Vertreter der geheiligten Rechte der Herrscher „von Gottes Gnaden" aufwarf, das Princip der Legitimität der Throne in den Vordergrund stellte, während die verbündeten Monarchen und ihre Bevollmächtigten gerade diesen Rechten in verschiedenen brennenden Fragen

zu nahe zu treten sich gezwungen sahen, wodurch sie sich offenbar zu den Grundsätzen der Revolution bekannten.

Wir erwähnten bereits der von Talleyrand veranstalteten Todtenfeier Ludwigs XVI., welche keinen andern Zweck hatte, als eine Schaustellung der, durch den ehemaligen Jacobiner hier zur Anerkennung gebrachten, Legitimität. Soviel darf man als gewiß annehmen, daß unter Allen, welche dieser Feier beiwohnten, kein Einziger mit seinem Herzen und seiner Gesinnung minderen Antheil daran nahm, als der Veranstalter derselben. Denn daß er ohne alles sittliche Gefühl, gesinnungslos, der Eitelkeit und dem Eigennutz gänzlich verfallen war, wird selbst von denen, die vor ihm als Zunftgenossen den höchsten Respect hatten, nicht in Abrede gestellt. „Talleyrand“ — so schildert ihn Varnhagen — „gehört zu denjenigen Menschen, welche das Leben durch mancherlei Wechsel am Ende doch nur zur unverhohlensten Selbstsucht führt. Das Gefühl der Freiheit, das ihn in früherer Zeit wirklich beseelte, war nicht stark genug, den Ereignissen zu widerstehen; eben so wenig bestand die Vorspiegelung vaterländischen Ruhmes und Nutzens, die seinen Antheil an Napoleons Staatsführung veredeln sollten und die er Anderen und sich selbst einzureden suchte. Der persönliche Vortheil bestimmte die Anschließung an die Bourbons, wie früher an Napoleon. Diese Triebfeder bildete sich bei ihm desto mehr in Geldgier aus, je schlimmer ihn früher Armuth gedrückt hatte, und es scheint bei ihm Hauptmaxime des Handelns geworden zu sein, um jeden Preis die Wiederkehr solchen Druckes zu verhüten. In seinem ganzen Benehmen scheint das römisch-französische Priesterthum noch durch, dem er früher angehörte; die Verschlossenheit, die Ruhe, die gesellige Leichtigkeit, der nachdrückliche Ernst und geistreiche Witz, welche sich in ihm vereinigen, haben viel Priesterart. Er weiß sehr gut, daß seiner inneren Ueberlegenheit sein äußeres Auftreten (mit dem Klumpfuße) nicht entspricht und hält dieses daher mit Fleiß in engeren Schranken. Den schwärmerischen Ideen seiner Jugend, die ihn nicht mehr beherrschen, hat er darum noch nicht alle Neigung entzogen; im Gegentheil, er nimmt mit Vorliebe die Richtungen seiner Jugend wieder auf und ließe sich sein Eigennutz mit den früheren Gestaltungen verbinden, er sähe diese am liebsten wieder die Welt beherrschen. Man darf bezweifeln, daß er es mit den Bourbons ehrlich meine, oder nicht wenigstens zu der alten Bahn der Faction Orleans hinneige. . . . Die große Erfahrung und Ueberſicht, die er zu den Geschäften mitbringt, und die Geistesschärfe, mit der er gleich das

Nächste wirksam faßt und bewegt, würden ihn bei dem Congresse mehr, als er es schon ist, bedeutend machen, wäre ihm nicht die Achtung der Besseren entzogen, und raubte sein verstecktes und ränkesüchtiges Wesen ihm nicht das Vertrauen selbst derer, die ihn beauftragt haben. Er arbeitet wenig und ungern; sein größtes Talent ist, Andere für sich arbeiten zu lassen und selbst die bedeutendsten Menschen in dieser Art sich unterzuordnen. Ueberhaupt versteht er es besser, die auf seiner Seite wirkenden Menschen, als die ihm gegenüberstehenden zu gebrauchen. Wo es aufs Handeln ankommt, läßt er sich durch nichts irren, kennt weder Liebe noch Haß, folgt keinem Nebeneindruck, sondern ganz einfach und bestimmt seinem wohlüberlegten Vorhaben; keine fremde Eigenschaft wirkt auf ihn und es bliebe wenig gegen ihn auszurichten, wenn er doch nicht das Geld zu sehr liebte und die Waffenentscheidung immer fürchtete."*)

Sind auch die schweren Anschuldigungen nicht erwiesen, daß Talleyrand in derselben Zeit von dem Könige Mürat, welcher sich damals noch im Besitze des Thrones von Neapel befand, und von dem darauf wieder lossteuernden König Ferdinand IV. bedeutende Summen gezogen habe, wofür er sich gegen den Einen verpflichtet, ihn auf dem Throne zu halten, gegen den Anderen, ihn auf denselben zurückzuführen, daß er ferner von dem Könige Friedrich August von Sachsen mit drei Millionen Franken bestochen worden sei, um für ihn bei dem Congreß zu wirken, so erweckt es doch immer schon einen schlimmen Verdacht, daß ihm solch' böser Leumund von hochgestellten Zeitgenossen erweckt worden ist.**) Ueber die Vertheilung der Geschäfte unter die, von ihm nach Wien mitgebrachten, Gehülfen äußerte Talleyrand: „Ich bringe den Herzog Dalberg mit, welcher durch seine Bekanntschaften dazu dienen wird, die Geheimnisse, von denen ich wünsche, daß alle Welt sie erfahren möge, unter die Leute zu bringen. Der Herzog Noailles ist ein Mann des Pavillon Marsan (Louis XVIII.); soll ich überwacht werden, so ist es mir angenehmer, daß es von Einem geschieht, den ich selbst gewählt habe, als von einem Unbekannten. La-Tour du Pin reicht aus, um die Pässe zu visiren; für die Arbeiten habe ich Besnardière bestimmt."***)

---

*) Varnhagen, Denkwürdigkeiten. III. 292.

**) Mémoires du duc de Rovigo. T. VIII.
Chateaubriand, mém. d'outre tombe. T. VI.
Perz, Steins Leben. T. IV. 118.

***) Monsieur de Talleyrand, Mémoires. Bruxelles et Leipzig. IV. 227.

Außer den Männern von Verdienst, welche Talleyrand begleiteten, hatte er, weniger um die frivole Welt der Höfe in Erstaunen zu setzen, als wegen der Geistesschärfe bei Ertheilung guter Rathschläge im vertraulichen Umgang eine, ihm ganz ergebene, einflußreiche Dame mitgebracht, ihm nahestehend durch Verwandtschaft und Bewunderung, von fürstlicher Herkunft, aus dem Hause der Herzoge von Kurland, im Uebrigen erzogen, wie die großen Damen jener etwas wilden Länder (contrées un peu sauvages) in allen Eleganzen des besten französischen Geschmacks, hiermit verbindend eine echt deutsche Fähigkeit ernster Aufmerksamkeit und eine weltbürgerliche Begabung des Geistes und der Rede. „Die junge Gräfin Perigord (Herzogin Dino), welche dieser Name zur Nichte Talleyrands machte, zählte kaum 20 Jahre und war, vermöge ihrer Schönheit, der gebieterischen Anmuth ihrer Physiognomie, der Gluth des Südens, gemischt mit der stolzen Grazie des Nordens, des unaussprechlichen Feuers ihrer Augen, der Vollkommenheit ihres griechischen Profils, der Würde ihrer Stirn, von dem schönsten schwarzen Gelock umflossen, eine jener Personen, die von der Natur ganz vorzüglich ausgestattet sind, um die Honneurs in einem fürstlichen Palaste zu machen und jede Festlichkeit zu verschönen. Allein diese Königin der glänzenden Gesellschaft liebte schon damals die Zurückgezogenheit und das Studium; um so größer war ihre Ueberlegenheit in der großen Welt, in welcher sie sich nicht gefiel. Durch Nachdenken und Lectüre frühzeitig gereift, vertraut mit genauer Kenntniß der neueren Geschichte und den vorzüglichsten Dichterwerken in verschiedenen Sprachen, liebte sie vorzugsweise die Unterhaltung über die gewichtigsten Fragen der Politik und über die zartesten der Kunst. Ihrer Schönheit sogar überlegen und eben so, wie diese Schönheit graziös und beherrschend, anmuthig und streng schien ihr Geist die unwiderstehlichste von allen Mächten; und fürwahr, wenn dieser Geist über einen politischen Gedanken die Ueberzeugung vorbereiten, für einen Rathschluß gewinnen, ein Mißtrauen beseitigen, eine Zustimmung erlangen wollte, dann vermochte die schöne Herzogin mehr, als irgend ein anderer Diplomat. Mehr als einmal unterstützte diese Verstärkung, oder diese Diversion glücklicher Weise die Wissenschaft des Herrn v. Talleyrand, ebnete für ihn die Widersprüche, ersparte ihm Hindernisse und führte seiner Ansicht Hülfstruppen zu, bevor er sich noch mit Anderen eingelassen, oder vielleicht nicht einmal mit sich selbst im Reinen war. Oefter war diese so feine und so feste Klugheit, welche unter der Hülle der Grazie weniger furchtbar erschien, dem be-

rühmten Bevollmächtigten in ganz directer Weise hülfreich, bestärkte ihn in seinen Entschlüssen, oder schmückte mit ganz besonderer Kunst die Form aus, welche sie denselben geben wollte. Diese so schön vertretene Ueberlegenheit machte sich in verschiedener Weise geltend. Mehrere Noten des Herrn von Talleyrand, mehrere seiner Briefe an Louis XVIII. und an andere Souveraine, selbst ganz vertrauliche, von ihm selbst copirte Briefe lassen in manchen lebhaften und delicaten Ausdrücken, in manchen geschickt überredenden Wendungen die Hand der Herzogin Dino erkennen, und Niemand wird darüber in Zweifel sein, der einen geübten Blick hat und nur einige Seiten jener Memoiren gelesen hat, die so lange Zeit zurückgehalten wurden und später, von jener selben Hand geschrieben, unter ihrem eigenen Namen erschienen, diesmal mit einer seltenen Mischung edler Einfachheit, erhabenen und scharfen Verstandes und einer politischen Einsicht, frühreif wie der Instinct und sicher wie die Erfahrung in einem überlegenen Geiste."*)

Um eine Vorstellung von der Thätigkeit zu geben, welche Talleyrand und die ihm zugetheilten Mitglieder der Gesandtschaft bei dem Congreß entwickelten, müssen wir hier dem Gange der Verhandlungen vorgreifen und gehen, dem Berichte eines ehrenwerthen Vorgängers**) folgend, dem, bald mit schlauer Zurückhaltung bescheidenen, bald mit drohender Stirn trotzigen, immer aber durch angerichtete Verwirrung im Trüben fischenden Erzdiplomaten auf Schritt und Tritt nach. „Gleich bei dem Beginn des Congresses suchte Talleyrand die geheimen Artikel des Pariser Friedens unwirksam zu machen, die Frankreich von der Theilnahme an den Bestimmungen über die Ländervertheilung ausschlossen. Er benutzte die öffentliche Erwartung, die auch Castlereagh zu theilen sich anstellte, daß der Congreß in einer allgemein berathenden Versammlung bestehen werde, um auf die Bildung einer solchen Gesellschaft anzutragen, die Frankreich großen Einfluß auf die kleinen Staaten und diesen die Entscheidung über die wichtigsten Angelegenheiten Europas in die Hand gegeben hätte. Dieser erste Versuch sich einzudrängen ward von den Ostmächten mit Unmuth abgewiesen, von Castlereagh schon mit Verwahrungen. Hier abgewehrt, brachte es Talleyrand wenigstens dahin, daß in dem allgemeinen europäischen Ausschuß, zu dem Anfangs nur sechs Mächte bestimmt waren, auch Schweden und Portugal zugelassen wurden. Sodann wußte er seinen Weg in den Ausschuß für die Schweizer Angelegenheiten

*) Villemain, Souvenirs contemporains.

**) Gervinus a. a. O. I. 229.

zu finden, von deren Regelung der Pariser Frieden Frankreich gleichfalls ausschloß. Vor Allem aber hielt er sich, wozu die bourbonischen Hausverträge den Vorwand gaben, eng zu den Gesandten von Sicilien und Spanien und arbeitete mit ihnen, trotz mancher Zwistigkeiten der Höfe, einträchtig für die gleichen Hausinteressen, namentlich in Italien, zusammen. Er selbst drängte sich in die Verhandlungen über Neapel ein; in den anderen Fragen, die die Interessen Oestreichs unmittelbar berührten, schob er Spanien vor, dessen Gesandten (Labrador) er ganz lenkte. Spanien, das von vorn herein verstimmt war, weil man es Anfangs von dem leitenden Ausschusse ausschließen wollte und ihm die Abtretung von Olivenza an Portugal anmuthete, verlangte zuerst die Niedersetzung eines besonderen italienischen Ausschusses, aber vergebens. Es begehrte sodann für die bourbonische Nebenlinie von Parma, die Königin Marie Luise und ihren Infanten, die Napoleon nach Hetrurien versetzt und dann bei Seite geschoben hatte, zuerst Toscana zurück, das wieder an seinen alten Herrn, den Erzherzog Ferdinand kam; wie dies Metternich eine Frage des Kriegs, nicht der Unterhandlung nannte, verlangte Labrador auf Metternichs Rath Parma, Piacenza und Guastalla, das aber der Kaiserin Marie Luise, jedoch ohne Vererbung auf ihren Sohn, verblieb; nur Lucca konnte für den Infanten auf dem Congresse erhalten werden. . . Keine Gelegenheit wurde von den bourbonischen Vertretern, welche sich unbedingt unter Talleyrands Führung gestellt hatten, versäumt, wo eine Einsprache erhoben werden konnte; keine kleinste Frage entging ihnen, wo sie sich anhängen konnten. Sie versuchten die Einverleibung Genuas in das Königreich Sardinien zu hindern, die kaiserlichen Lehen, die mit der ligurischen Republik vereinigt worden waren, auszunehmen; sie unterstützten den genuesischen Gesandten Brignolle, der Talleyrand verpflichtet und ein Schwager seines Gesandtschaftsgenossen Dalberg war. Englands Anträgen wegen Verbots des Negerhandels machte der spanische Gesandte Schwierigkeiten. Die Verbindung Veltlins mit Oestreich suchte Talleyrand zu verschieben. Die eidgenössischen Abgeordneten zur Wiederaufnahme der alten Capitulationen mit Frankreich zu bearbeiten, war er sehr bestrebt. So hatte er denn auch zeitig die Gelegenheit wahrgenommen, in den Spalt einzurücken, den die sächsisch-polnische Frage unter den Mächten verursacht hatte."

Nicht zufrieden damit, daß ihm, dem anfänglich Ausgeschlossenen, Mittheilung von den, die europäischen Angelegenheiten betreffenden, Verhandlungen gemacht wurde, er und der ihn begleitende Dalberg verlangten und erhielten mit

den anderen Bevollmächtigten gleiche Berechtigung zur Theilnahme an den Sitzungen und sogar dies wußte der anmaßend schlaue Diplomat zu erreichen, daß Rußland, Preußen, England und Oestreich sich in den officiellen Schriften nicht mehr, wie sie es bei dem Friedensschluß in Paris gethan, „die Verbündeten“ nannten, nachdem Talleyrand ihnen bemerklich gemacht hatte, daß Frankreich nach dem Sturze Napoleons eine ihnen befreundete Macht geworden sei, so daß jene Bezeichnung als Verbündete für Ludwig XVIII. eine Beleidigung sei. Und die vier Großmächte fügten sich dem von Talleyrand ausgesprochenen Wunsche und gaben den Namen „die Verbündeten“ auf, wie sie es auch in der That nicht mehr waren.

„Sobald sich Metternich zu der alten Kaunitzschen Politik (eines mit Frankreich verbündeten Oestreichs) bekannt hatte, fand es Talleyrand angemessen, sich für die entsprechende Politik Choiseuls und der Pompadour zu erklären.“

Nachdem es ihm gelungen, Preußen und Rußland von Oestreich und England zu trennen, verständigten sich diese beiden letzteren mit Talleyrand, der schon damals gegen Alexander eine kriegerische Sprache zu führen wagte. Im December hatte er durch Castlereaghs eifrige Verwendung Zutritt zu den Berathungen erhalten, nachdem er erst mit seinen Anträgen gegen Mürat und dann mit einer pomphaften Note über die Angelegenheit Sachsens hervorgetreten war, die er gewandt mit der neapolitanischen und bourbonischen in Zusammenhang brachte. „Der Kampf der Zeit“ — so sprach der ehemalige Jacobiner — „sei zwischen Monarchie und Republik, dann zwischen revolutionairer und legitimer Monarchie gewesen; jene sei verschwunden, diese wieder hergestellt bis auf je eine Ausnahme: Neapel und Sachsen. Es sei kein Friede, sondern nur ein Waffenstillstand geschlossen, so lange nicht jene beiden Ausnahmen beseitigt wären.“ Talleyrands Geschicklichkeit, mit geistreichen Grundsätzen seine moralische Blöße zu decken, spielte hier im stärksten Glanze. Er versäumte das nationale Interesse Frankreichs, um das dynastische der Bourbons zu fördern und er förderte dieses, weil er damit seinen eigenen Vortheil betrieb. Wir erwähnten bereits, durch welche bedeutende Summen er von dem Könige von Sachsen und von Ferdinand IV. erkauft worden war. So vortheilhafte Preise erwarb sich Talleyrand zu dem Ruhme: dem niedergeworfenen Frankreich die vortheilhafteste Stellung wieder errungen zu haben. Er schloß mit England das Bündniß vom 3. Januar 1815, das später durch den Zutritt Baierns, Hannovers, der Niederlande

und Sardiniens erweitert wurde. Kaiser Alexander wollte an dies Bündniß, von dem Wirthe gegen seine Gäste mit dem gemeinschaftlichen Feinde geschlossen, nicht glauben, oder stellte sich so, als Stein davon Witterung erhielt; Napoleon ließ ihm, nach seiner Rückkehr aus Elba, den Vertrag am 8. April 1815 durch seinen Botschaftsrath Bujakin aus Paris mittheilen. Alexanders Haß gegen Talleyrand ward dadurch vermehrt; gegen Metternich bezwang er seinen Unmuth und verbrannte großmüthig das Actenstück unter der Zeugenschaft Steins vor des östreichischen Staatskanzlers unbeschämten Augen."*)

Die bekannte Aeußerung des berühmten und berüchtigten Diplomaten: „die Sprache sei nur da, um seine Gedanken zu verbergen," darf in seinem Munde nicht für ein nur gelegentliches Witzwort gelten; er fängt sich hier in der eigenen Schlinge und belehrt uns über die Kunst, welche er für die höchste des Diplomaten erklärte: die Kunst durch den Schein und durch Verstellung Freund und Feind zu täuschen und zu betrügen, oder, wie es das feinere Rothwälsch der Diplomaten nennt: die Kunst zu mystificiren. „Hätte Talleyrand" — schreibt Merian an Nostiz zu Ende 1814 — „einen Funken Ehre im Leibe, so würde er sich lieber spießen lassen, als auf eben dem Flecke, unter eben den Menschen, wo er sonst geherrscht hat, jetzt herumzukriechen wie eine lahme Wanze. Das kann nur ein Franzos!" —

*) Gervinus, 19. Jahrh. I. 229. Wolzogen, Memoiren. Pertz, Stein IV.

Fünfzehntes Kapitel.



Lebensbilder aus dem Kreise der Bevollmächtigten bei dem Congreß und ihrer Beisitzer.

8. Wilhelm von Humboldt.*)

it Grauen und Schaudern muß es edlere Gemüther erfüllen, wenn sie aus den Lebensbildern eines Metternich, eines Gentz, eines Talleyrand und anderer dieses Gelichters erfahren, in welchen Händen sich die Schicksale der Staaten, Fürsten und Völker und damals zunächst die Verhandlungen des Congresses zu Wien befanden. Eine Beklommenheit befällt uns in dieser Gesellschaft, wie sie der Dichter der göttlichen Comödie empfindet, wenn er an der Hand Virgils zur Rundschau in die Kreise der Hölle eintritt. Man kommt in Gefahr, den Glauben an Rechtschaffenheit, Treue, Mannhaftigkeit, Redlichkeit, wie an jede menschliche Tugend, ja selbst an eine weltordnende Vorsehung zu verlieren, wenn man die Entscheidung über die Geschicke der Völker, welche aus dem blutigen Kampfe für Ehre,

*) Da bereits in den vorhergehenden Bänden der „Neuen Preußischen Geschichte" die Hauptzüge eines Lebensbildes des Fürsten Hardenberg mitgetheilt wurden, beschränken wir uns darauf, von den preußischen Bevollmächtigten nur den Minister Wilhelm von Humboldt in unsere Gallerie der Congreßgesandten aufzunehmen. Ueber den Charakter und die Wirksamkeit Steins wurde ebenfalls schon früher ausführlich berichtet.

Freiheit, Recht und Bildung siegreich heimkehrten, dem Frevelmuthe einer ränkeschmiedenden, nichtswürdigen, vornehmen Welt preisgegeben sieht.

Nur ein Einziger von Allen, welche an der Tafel des Congresses Sitz und Stimme hatten, nimmt unsere volle Achtung in Anspruch: der zweite preußische Bevollmächtigte, Wilhelm von Humboldt. Allein so überwiegend war bei dem Congresse die Verderbniß, daß selbst die unbeugsame Charakterstärke eines Freiherrn von Stein, welcher nicht zu den Bevollmächtigten gehörte, und die staatsmännische Weisheit eines Freiherrn von Humboldt, und wenn sie beide ihr volles Gewicht in die eine Schale legten, die andere mit dem übrigen leichtfertigen Gesindel nicht in die Luft zu schnellen vermochten.

Wenn aber Einer, so verdient vor Allen Wilhelm von Humboldt Aufnahme in die Reihe der Lebensbilder „preußischer Helden im Krieg und Frieden".

Wilhelm von Humboldt war geboren zu Berlin den 22. Juni 1767; der Vater war Major und Kammerherr, die Mutter, eine geborne v. Colomb, Besitzerin des eine Meile von Berlin gelegenen Rittergutes Tegel. Der nur um zwei Jahre jüngere Bruder Alexander genoß mit dem ältern in dem elterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung. Campe, der spätere berühmte Philanthrop und Kinderschriftsteller, und nach ihm Kunth (später preußischer Staatsrath und mit Stein innig befreundet) waren die ersten Hauslehrer. Die beiden Brüder durften es als eine besondere Gunst des Schicksals rühmen, daß ihr Knaben- und Jünglingsalter in die Zeit fiel, in welcher der Philosoph von Sanssouci durch die letzten, immer noch glühenden und glänzenden Strahlen seines Ruhms und seiner Weisheit vom Throne herab die Welt erleuchtete. Als eine vielleicht noch höhere Gunst des Schicksals aber darf es gelten, daß, da der Vater bereits 1779 gestorben war, die Mutter dafür Sorge trug, die beiden Knaben nicht, wie es damals vorherrschende Sitte der vornehmen Welt am Hofe Friedrichs II. war, französischen Lehrern zu übergeben, sondern ihre Ausbildung einem der ausgezeichnetsten Berliner Gelehrten, beliebten Schriftsteller und Stimmführer der Aufklärung, dem Professor Engel, Verfasser des Philosophen für die Welt, Lorenz Stark, und anderer populair philosophischer Schriften, anvertraute. Engel erweckte in unserm Wilhelm von Humboldt eine Vorliebe für die großen Geister des classischen Alterthums, ohne ihm die Freude an ihren Werken durch gelehrte Pedanterie zu verkümmern. Privatunterricht und häus-

licher Fleiß förderten die wissenschaftliche Ausbildung mehr, als es der Besuch eines Gymnasiums gethan haben würde und eine zweckmäßige Vorbereitung für die Universität war es, daß der berühmte philosophisch-praktische Jurist Klein dem neunzehnjährigen Freiherrn Vorlesungen über das Naturrecht und Dohm, der geistvolle Historiker und Diplomat, Vorträge über Statistik und Politik hielt.

Da der König selbst, seine Generale und Minister eine Ehre darein setzten, sich als Schriftsteller einen Namen zu machen, galt es für erwünscht, zu den Kreisen der Literaten Zutritt zu erhalten; selbst als Schriftsteller aufzutreten, als das Ziel edelster Bestrebung. Durch Engel wurde unser Wilhelm in die geselligen Kreise eingeführt, in welchen er an den Unterhaltungen und Gesprächen der damaligen Führer der Aufklärung, der Bekämpfer des im Finstern schleichenden Obscurantismus und religiösen Aberglaubens Theil nahm. Hier lernte er den Dichter Rammler, den Philosophen Moses Mendelssohn, den Archäologen Moritz, den Bibliothekar und Jesuitenbekämpfer Biester, die Prediger Teller, Zöllner und Spalding, den Philologen Gedike und andere ausgezeichnete Männer kennen.

Wir haben in dem Lebensbilde von Gentz die unsaubere „gute Gesellschaft" Berlins kennen gelernt, in welcher jener, mit geistiger Begabung reich ausgestattete, Genius dem Verderben anheimfiel. Mit Bangen werden wir vernehmen, wie ein zweiter, noch reicher begabter Jüngling an dem Arme von Gentz bei nächtlicher Weile die Straßen Berlins durchstreift, wie Wilhelm v. Humboldt in einen innigen Verkehr des Lebens und der geistigen Interessen mit Gentz tritt; wir zittern vor den Gefahren, die unserem, nach Lebensgenuß verlangenden, von ungestilltem Wissensdurst gequälten jugendlichen Faust an der Seite eines solchen Mephisto-Gentz drohen; ein guter Engel — diesmal nicht in der Gestalt eines Professors — beschützte ihn. „Berlin besaß damals eine Frau, in welcher neben unvergleichlicher Schönheit Geist und Empfindung in reichem Maße war; es war Henriette Herz, die schöne Jüdin, Gattin des praktischen Arztes Dr. Marcus Herz. Durch seinen Lehrer Kunth wurde der Zögling in diesem Hause eingeführt. Der aufgeklärte Berliner Baron machte sich keine Scrupel darüber, mit geistreichen Juden und schönen Jüdinnen zu verkehren; sein Gefühl für die junonische Schönheit — denn als solche haben wir sie selbst noch in ihrem funfzigsten Jahre verehrt — entbrannte zu stürmischer Leidenschaft, welche von ihrer Seite nur als die zarteste Freundschaft erwidert

wurde. Frau Hertz führte ihren Zögling der Liebe in den Kreis ihrer Freundinnen ein und empfahl ihn zur Aufnahme in den, von ihr gestifteten, „Bund der Freunde". Es war eine Art Tugendbund, dessen Zweck gegenseitige sittliche und geistige Bildung, so wie Uebung werkthätiger Liebe war. Der Bund hatte seine Statuten, seine Geheimschrift; das vertrauliche Du verband alle Mitglieder. Man hatte im Bundesrathe beschlossen, auch Wilhelm v. Humboldt in den Bund aufzunehmen. Der gute Junge mochte sich nicht allzustreng in letzter Zeit gehalten haben. Mit reuig zerknirschtem Gemüthe stürzt er zu seiner Vertrauten und erklärt ihr, daß er sich leider der ihm zugedachten Ehre nicht würdig fühle. Aber solche Reuescenen waren eben recht im Geschmack jener tugendbelobten Frauen. Der Neubekehrte ward losgesprochen von vergangenem Fehl und empfing die Weihen des Bundes."

Ein großer Gewinn war es jedenfalls für unseren Humboldt, in der ersten Sturm- und Drangperiode der aufbrausenden Jugend in Kreise eingeführt worden zu sein, wo der Glaube an weibliche Tugend in ihm erweckt und befestigt wurde, wodurch seine ganze Lebensanschauung eine Richtung auf das Ideale erhielt. Als später der Versucher in Gentz an ihn herantrat, finden wir ihn mit diesem in Allem, was Philosophie, Politik und Aesthetik betraf, in innigem Verkehr, aber er verstieg sich nicht mit ihm „zu bösen Häusern". Wir berühren dies schon jetzt, obschon die Bekanntschaft mit Gentz in eine spätere Zeit fällt.

Im Herbste 1787 bezog Humboldt die Universität zu Frankfurt an der Oder und zu Ostern des folgenden Jahres Göttingen. Hier hörte er juristische Vorlesungen bei Bütter, Runde, Martens, geschichtliche bei Schlözer und Gatterer, philosophische bei Feder und Lichtenberg. Vor allen anderen Studien wandte er sich denen des classischen Alterthums zu, in welches ihn der berühmte Heyne einführte. Später hat er uns freilich gestanden, daß mehr noch, als die dunklen Verse des Horaz und Pindar, die lichten Augen der liebenswürdigen Tochter des Professors Veranlassung waren, die persönliche Bekanntschaft des gelehrten Philologen zu machen.

An seine Freundin Henriette Hertz in Berlin schreibt er über Therese Heyne mit einer so leidenschaftlichen Verehrung, daß es den Anschein gewinnt, als ob hierbei „die Briefe des jungen Werther" nicht ohne Einfluß auf Humboldt gewesen. In dieselbe Zeit fällt eine zweite, nicht minder sentimentale Freundschaft, welche er mit Charlotte Diede, einer Predigertochter, in den Laubengängen der

Thäler Pyrmonts machte. „Das Stammbuchblatt, welches er dieser Freundin zurückließ, läßt uns einen Blick in die Stimmungen und Empfindungen dieser Zeit thun. Unser Wilhelm ist voll von jenem Idealismus, dem die Ideen des Wahren, Schönen und Guten noch keine Trivialitäten geworden sind und zugleich voll von jener reichen Jugendlichkeit, der es eine größere Seligkeit ist, jenes Gefühl mit einer mitempfindenden, weiblichen Seele zu theilen."*)

Das frühzeitig gereifte Urtheil Humboldts und die darauf beruhende innere Sicherheit und Selbstständigkeit zeigte sich zumeist im Umgange mit älteren Männern, welche eine, seinen Ansichten entgegengesetzte, Richtung verfolgten und ihn zu sich hinüber zu ziehen bemüht waren. Auf einer im Jahre 1788 unternommenen Rheinreise machte Humboldt, mit guten Empfehlungen versehen, dem Philosophen Jacobi auf seinem schön gelegenen Landsitze Pempelfort einen Besuch, ward von dem gastfreundlichen Wirth herzlich aufgenommen und beide fühlten sich, trotz der Kluft, welche den verständigen Vertheidiger der Berliner Aufklärung von dem gemüthreichen Gefühlsphilosophen trennte, so von einander angezogen, daß Humboldt gern den Bitten Jacobi's nachgab, eine Woche lang bei ihm verweilte und mit ihm ein Wiedersehen in Hannover und Pyrmont für den nächsten Herbst verabredete. Dies wurde ausgeführt und wiederum verlebte der ältere gereifte Mann und der eben erst in die Welt und die Wissenschaft eingetretene Jüngling mehrere Tage im Austausch ihrer Gedanken über die höchsten Angelegenheiten des Geistes und Gemüthes. „Nur natürlich war die Freude, welche Humboldt an Jacobi's Erscheinung hatte; bewundernswürdig aber auch, mit welcher Selbstständigkeit er sich dem hinreißenden Wesen desselben gegenüber zu halten wußte. — Die persönliche Liebenswürdigkeit des Freundes trat ihm auch bei der zweiten Begegnung mit ihm entgegen; er empfand, wie sehr Jacobi's Werth gerade in seiner Persönlichkeit beruhe. Dabei übersah er jedoch keineswegs die Schwächen des Mannes, seine Reizbarkeit und jene sublime Eitelkeit, die durch das Gefühl des Werthes seiner Ideen geadelt ward. Noch weniger ließ er sich, bei der immer gleich bleibenden Hochachtung für Jacobi's Geistesgabe und Charakter, von dessen Schiefheiten und Excentricitäten fassen. . . Er sah in der Jacobischen Philosophie eine bedenkliche Vernachlässigung des For-

*) Wilhelm von Humboldt, Briefe an eine Freundin. Sein ganzes Leben hindurch unterhielt Humboldt mit Charlotte Diede einen vertrauten Briefwechsel. Erst nach seinem Tode erschienen diese Briefe in der Oeffentlichkeit. — Haym, W. v. Humboldt. S. 14.

mellen der Erkenntniß. Hierbei wehrte sich sein nüchterner und unbestechlicher Verstand gegen des Freundes Gefühlsweisheit und ging unangesteckt aus der Berührung mit den Ideen und dem Pathos desselben hervor. So weit hielt er zu Berlin und offen, auf die Gefahr, sein Verhältniß zu Jacobi gestört zu sehen, erklärte er demselben bei gegebenem Anlaß, wie ganz anders er über Biesters moralischen Charakter denke, als jener."*) War doch Jacobi in seinem Frömmigkeitseifer so weit gegangen, daß er die Berliner Aufklärer, weil sie die Narrheiten Lavaters verlachten, die heimliche Jesuiten-Propaganda an die Oeffentlichkeit zogen, „ungläubige Spione" und den ehrlichen Biester „einen Schurken" nannte.

Es war herkömmlich, daß die jungen Fürstensöhne Deutschlands und die reichen Barönchen nach beendigter Studienzeit auf einige Monate nach Paris geschickt wurden, damit Sprach-, Tanz- und Fechtmeister den jungen Nordlands-Recken Zungen- und Gliederbehendigkeit einüben, Friseure und Schneider sie modisch zustutzen und Courtisanen ihnen den rechten Schick und ein ungezwungeneres Wesen im Umgange mit der eleganten Damenwelt beibringen möchten. Auch unser Humboldt erhielt von Haus Erlaubniß und die nöthigen Wechsel zu einer Reise nach Paris. Er trat sie in Gesellschaft seines früheren Lehrers Campe Mitte Juli 1789 an und traf am 3. August in der Hauptstadt ein. Diesmal aber waren es nicht Harlekinaden und Balletsprünge, nicht die Nymphen des Palais royal, nicht Haarkräusler und Kleiderkünstler, welche die Hauptrolle spielten; in Paris wurde zu der Zeit ein Stück Weltgeschichte aufgeführt und Campe nannte es: „Leichenfeier des französischen Despotismus." Der erste Gang des für die erwachte Volksfreiheit begeisterten Lehrers mit seinem ernst und nachdenklich gestimmten jungen preußischen Baron aus der Mark Brandenburg führte beide zu dem Platze der Bastille, der Zwingburg mitten in der Stadt, deren Mauern und Thürme am 14. Juli von dem Volke im Sturm erobert und, nachdem man die Staatsgefangenen aus den Kerkern befreit, der Erde gleich gemacht worden waren.

Lafayette hatte bereits der neuerrichteten Nationalgarde die dreifarbige Kokarde mit den denkwürdigen Worten übergeben: „Diese Kokarde wird die Runde um den Erdkreis machen!" Mirabeau's Donnerstimme wurde in der National-

*) Haym a. a. O. S. 19.

versammlung durch die scharfgezahnte Rede des, damals noch unbekannten, Advocaten Robespierre zum Schweigen gebracht, der für die Anerkennung der Menschenrechte das Wort nahm. Alles Bisherige aber ward überboten durch das, was in der Sitzung der Nationalversammlung am 4. August, am Tage nach Ankunft unserer Reisenden, geschah. Es war dies jene denkwürdige Sitzung, in welcher der Vicomte von Noailles, unterstützt von dem Herzoge von Aquillon, den Antrag machte: alle Steuerbefreiungen aufzuheben, eine gleiche Vertheilung der Abgaben einzuführen, die Ablösbarkeit aller Lehns- und Herrenrechte gegen mäßige Entschädigung, Aufhebung aller persönlichen Dienste der Unterthanen an die Gutsherrschaft ohne Entschädigung gesetzlich festzustellen. Nach ihm trug der Vicomte von Beauharnais auf ein Strafgesetz an, welches Gleichheit der Strafen ohne Standesunterschied ausspreche und auf die Zulassung eines jeden Franzosen zu jedem öffentlichen Amte in der Kirche, in der Verwaltung, im Heer. Alsbald erklärten auch die anwesenden Prälaten sich bereit, der Ablösbarkeit der Feudallasten ihre Zustimmung zu geben, Ablösung der Zehnten, Aufhebung des ausschließlichen Jagdrechtes und der barbarischen Gesetze gegen Jagdfrevler. Ein Bauer aus der Bretagne erhob sich, erinnerte daran, daß in Frankreich noch Menschen wie Thiere vor den Wagen gespannt werden dürften, daß noch ein Recht bestehe (droit de grenouilles), kraft welches der Gutsherr die Bauern zwinge, zur Nachtzeit die Schloßteiche zu peitschen, damit die Frösche nicht durch Quaken den Schlaf ihrer wollüstigen Herren und ihrer Maitressen störten. Auf Abschaffung der, von den Bauern für die Gutsherrschaft zu unterhaltenden, Taubenhäuser und Kaninchengehege, Abschaffung aller Aemterverkäufe, Aufhebung der Privilegien einzelner Provinzen und Städte wurden Anträge gestellt und unterstützt. Man will nicht mehr Provençalen, Languedoker, Burgunder, alle wollen Franzosen sein, es soll in Zukunft nur ein einiges und untheilbares Frankreich geben. Der Feudalstaat ist hiermit zu Grabe getragen; keineswegs aber die Monarchie. Der Herzog von Liancourt trägt darauf an: eine Medaille zum Andenken dieses Tages schlagen zu lassen; der Erzbischof von Paris erbietet sich zu einem feierlichen Tedeum. Der letzte Antrag, den Lally Tollendal stellt: den König Ludwig XVI., als die Quelle aller dieser Wohlthaten, zu ersuchen, den Titel: „Wiederhersteller der französischen Freiheit“ seinen anderen Titeln beizufügen, wird beifällig aufgenommen. Binnen nicht mehr als sechs Stunden, von des Abends 8 Uhr bis 2 Uhr des Morgens, war

von der Nationalversammlung die Schöpfung einer neuen Welt, einer Welt gesetzlicher Freiheit und vernünftigen Rechtes in Angriff genommen worden.

Wenn unser junger deutscher Baron noch nicht sporenstreichs nach der Mark Brandenburg zurückeilte, um allda die Menschenrechte, Aufhebung der Frohnden, des Hundehabers, des Gänserupfens, der Roboten und anderer Feudallasten zu beantragen, oder ein einiges und untheilbares Deutschland zu proclamiren, so nahm er doch jedenfalls einen großen Eindruck mit nach Haus und eine Anregung, die Theorie der Staatsverfassung zu seinem vornehmsten Studium zu erwählen.

Unsere beiden Reisenden verließen Paris, was sie in jenen Tagen nicht allzusehr anheimelte, bereits am 27. August und trafen am 5. September wieder in Mainz ein. Hier verlebte Humboldt vierzehn Tage im Umgange mit seinem Freunde Georg Forster, damals Oberbibliothekar des Kurfürsten von Mainz. Forster war bereits ein schwärmerischer Anhänger der französischen Revolution, welcher er später nicht nur sich, auch das kurfürstliche Mainz zur Verfügung stellte. Bekanntlich befand er sich unter den Abgeordneten von Mainz, welche bei dem Convent um die Aufnahme der Stadt in die Republik Frankreich baten. So jämmerlich stand es damals um des heiligen römischen Reiches germanischer Nation Herrlichkeit, daß deutsche Männer von edlem und hochherzigem Charakter sich zu so schmachvollem Bettlergange, zu solchem Verrathe an dem Vaterlande entschließen konnten! Auch Humboldt huldigte der Humanität und dem Weltbürgerthume, mehr aber in dem Reiche der Gedanken und in der idealen Welt, als in der wirklichen. Vor solchen Ausschreitungen, wie er sie bei Forster und den Mainzer Clubbisten fand, bewahrte ihn vor Allem das preußische Nationalgefühl, das stolze Bewußtsein, dem Staate, welchem Friedrich der Große einen weltgeschichtlichen Ruhm und Beruf verliehen, anzugehören, dann aber auch der ihm eigene, kalte und klare Verstand, dem die Gestaltung der wirklichen Welt nie durch die Gewitterschwüle der Leidenschaft verdunkelt wurde. Wie er es sich angelegen sein ließ, in religiösen Dingen Klarheit zu gewinnen, so that er es auch in den politischen. Sein religiöses Glaubensbekenntniß legte er damals in einem Aufsatze über Religion nieder, in welchem er — in vollkommener Uebereinstimmung mit Lessing und Forster — ausführte: „daß Religion durchaus subjectiv, beruhend auf der Eigenthümlichkeit der Vorstellungsart jedes Menschen sei, daß der Mensch in alle Wege Achtung vor der Empfindungs- und Den-

kungsweise des Menschen haben müsse, daß folglich die absoluteste Toleranz die einzig vernünftige Haltung sei, die der Staat wie der Einzelne dem religiösen Glauben und Bekenntniß gegenüber einnehmen könne."*) Es war dies nur die nähere Ausführung jenes berühmten Wortes des großen Königs: „in meinen Staaten kann ein jeder nach seiner Façon selig werden."

Von wohlthuendem Einfluß auf seine Gemüthsstimmung war eine Wanderung durch die Schweiz, die er von Mainz aus unternahm. Er reiste über Heidelberg, Stuttgart, Tübingen, Schaffhausen, wo der Rheinfall einen erhebenden, nach Zürich, wo der berühmte Mystiker und Physiognomiker Lavater einen niederschlagenden Eindruck auf ihn machte. Für Goethe hatte der Lavatersche Enthusiasmus etwas Verzauberndes, für Humboldts klaren Geist existirte dieser Zauber nicht. . . . Aus lauter Einbildung, ein Genie zu sein und aus lauter Prätension, für geistreich und tiefsinnig zu gelten, war Lavater zum Strohkopf geworden. . . . Er umhing sich mit den Lumpen der Genialität, um seine Blöße zu bedecken; er trieb Charlatanerie mit Geist, und es gelang ihm damit, nicht blos Andere, sondern sich selbst zu täuschen. Unsern Reisenden jedoch täuschte er nicht. Ganze vierzehn Tage blieb Humboldt in Zürich und versäumte keinen davon, dem Propheten und dem prophetischen Genieapparat beizukommen. Als er abreiste, wußte er vollkommen Bescheid. Er fand einen kleinlichen Geist, — so berichtet er seinem Freunde Forster, — dem ewiger Rückblick auf sich, Eitelkeit, Ausdruck geistloser und fader Herzensgefühle und Spielerei in Worten alle Kraft rauben. Wahre Spielereien fand er die Beschäftigungen des berühmten Mannes. Die pappenen Futterale auf den Bücherbrettern, die eingerahmten Spruchtäfelchen an den Wänden und all die anderen Merkwürdigkeiten des Lavaterschen Studierzimmers werden uns enthüllt. Mit Recht fragte sich Humboldt: wann wohl der Mann an die Materie komme, da ihm die Form so viel Zeit koste? — Lavater zählte für ihn nicht mehr unter den großen Geistern. „Immer bestimmter sehen wir Humboldt eine mittlere Haltung zwischen dem Verstandes- und Gefühlsextrem einnehmen, gleich bereit, die Berechtigung beider Seiten anzuerkennen, gleich befähigt, die Schwächen beider zu durchschauen, gleich abhold dem Fanatismus und den Ungerechtigkeiten beider, gleich weit hinaus über die ideenleere und trockne Verständigkeit der Einen

*) Haym a. a. O. S. 24.

und über die fade Empfindelei und den unwahren Genieprunk der Anderen."*) Gleich weit entfernt, fügen wir hinzu, von der, die übersinnliche Welt des Ideals mit der Blendlaterne des nüchternen Verstandes beleuchtenden, Berliner Aufklärung, wie von der, auf Gefühl und innere unmittelbare Anschauung als die Quellen der Wahrheit gerichteten, Frömmigkeits-Philosophie Jacobi's. Wie er aber in religiösen und philosophischen Ansichten einen freien und gesicherten Standpunkt einnahm, so hielt er sich auch in seinen politischen Ansichten auf einem Standpunkte „der richtigen Mitte", gleich fern von den abstracten Theorien der äußersten Demokraten, wie der äußersten Aristokraten. Wir erwähnten bereits, welche Bahn sein Freund Georg Forster einschlug, „dessen Seele nach Thätigkeit lechzte, dessen enthusiastisches Wesen sich sehnte, „ins Große und Ganze zu wirken." Der Bücherstaub der kurfürstlichen Bibliothek in Mainz beklemmte seine Brust, er vermochte dem Rufe der Freiheit nicht zu widerstehen; wer ihr folge und als Angebinde ihr den deutschen Rhein zu Füßen lege, begehe, wie er meinte, an dem, von den heimathlichen Despoten und Aristokraten gemißhandelten, Vaterlande keinen Verrath.

Humboldt, der nach gut bestandenem Examen als wohlbestallter Referendarius bei dem Kammergericht in Berlin arbeitete, verspürte von dem Revolutions- und Freiheitsschwindel des Freundes nicht die leiseste Spur. „Mir heißt," schrieb er an Forster, „ins Große und Ganze wirken: auf den Charakter der Menschheit wirken und darauf wirkt Jeder, sobald er auf sich und blos auf sich wirkt. Man sei nur groß und viel, so werden die Menschen es sehen und nutzen. Wenn unter uns so wenig geschieht, so ist es nicht, weil unsere Lagen und Verhältnisse uns hinderten zu wirken, sondern weil sie uns hindern zu werden und zu sein. Denn der wahrhaft große, d. i. wahrhaft intellectuell und moralisch ausgebildete Mann wirkt schon dadurch allein mehr, als alle anderen, daß ein solcher Mann einmal unter den Menschen ist, oder gewesen ist." Allein selbst bei so bescheidener Ueberzeugung war es ihm nicht möglich, in der untergeordneten Stellung eines Referendars des Kammergerichts, in welcher ihm keine Muße zu freigewählter wissenschaftlicher Ausbildung gegönnt war, auszuhalten. Es drängt ihn ein Streben „nach höchster und vielseitiger Ausbildung". Nach Jahresfrist nimmt er seinen Abschied. „Die Sätze" — schreibt er an

*) Haym a. a. O. S. 31.

Forster — „daß nichts auf Erden so wichtig ist, als die höchste Kraft und die vielseitigste Bildung der Individuen und daß daher der wahren Moral erstes Gesetz ist: bilde dich selbst, und erst ihr zweites: wirke auf Andere durch das, was du bist; diese Maximen sind mir zu sehr zu eigen, als daß ich mich von ihnen trennen könnte. Wie konnte ich mich aber mit ihnen in einer Lage vertragen, in der ich kaum hoffen durfte, mich dem Ideale, das meinen Geist und mein Herz beschäftigte, auch nur mit langsamen Schritten zu nähern; wie konnte mir selbst der Nutzen Ersatz sein, den ich freilich stiftete, und künftig in unendlich höherem Maaße gestiftet haben würde?

„Ich zog also das bescheidenere Loos vor, ein stilles, häusliches Dasein, eine kleinere Wirksamkeit. In diesem kann ich mir selbst leben, den Personen, die mir die Nächsten sind, ein heiteres, zufriedenes Leben schaffen und vielleicht, wenn mir ein guter Genius glückliche Stunden gewährt, auch Einiges zu dem beitragen, wozu im Grunde alles Treiben und Thun in der Welt, selbst wider seinen Willen nur als Mittel dient: zur Bereicherung oder Berichtigung unserer Ideen."

Ein solches Bekenntniß läßt uns einen tiefen, wenn auch keineswegs erfreulichen Blick in den deutschen Charakter thun. Ein geistig reichbegabter Jüngling von 24 Jahren, im Umgange mit aufgeklärten und freisinnigen Männern in der preußischen Hauptstadt und auf deutschen Universitäten gebildet, kehrt von Paris zurück, wo er Zeuge der größten weltgeschichtlichen Begebenheit des Jahrhunderts, der in der Nacht des 4. August 1789 gefaßten Beschlüsse der Nationalversammlung war, er tritt in den Staatsdienst bei dem ersten Gerichtshofe der Hauptstadt seines Vaterlandes ein, es fehlt ihm nicht an Freunden, die, von den Strömungen des Zeitgeistes ergriffen, ihn auffordern, sich dem rühmlichen Kampfe für die Befreiung der Menschheit, für die Eroberung der Menschenrechte nicht zu entziehen. Humboldt verschloß sein Ohr und sein Herz solcher Mahnung, scheidet mit dem Titel eines Legationsrathes aus dem preußischen Staatsdienst, verheirathet sich mit einer geistvollen, liebenswürdigen und begüterten Freiin von Dacheröden, mit welcher er sich auf das Rittergut Burgörner bei Mansfeld in die Stille des Landlebens zurückzieht. Als Jüngling hatte W. v. H. im Umgange mit edlen Frauen eine hohe Achtung vor dem weiblichen Geschlechte gewonnen und frühzeitig aus reinster, gegenseitiger Neigung mit einer geistreichen und liebenswürdigen Gattin verbunden, war er gegen niedrige Gemeinheit, welcher sein früherer Genosse Gentz verfiel, geschützt. Durch seine

Gattin war Humboldt mit Schiller, dessen Gattin und Schwägerin, der Frau v. Wolzogen, bekannt geworden und diesem Kreise war jene Huldigung des Dichters gewidmet:

„Ehret die Frauen, sie flechten und weben
„Himmlische Rosen ins irdische Leben."

Wenn aber der Dichter leicht in den Verdacht kommt, den Eingebungen der Musen, die ja den Frauen nicht zu nahe treten werden, gefolgt zu sein, so wird man des verständig philosophirenden Mannes Wort für unbestochen gelten lassen. „Von sehr vielen äußeren Beschäftigungen frei" — so charakterisirt Humboldt das weibliche Geschlecht — „fast nur mit solchen umgeben, welche das innere Wesen beinah ungestört sich selbst überlassen; stärker durch das, was sie zu sein, als was sie zu thun vermögen; ausdrucksvoller durch die stille, als die geäußerte Empfindung; mit aller Fähigkeit des unmittelbarsten, zeichenlosesten Ausdrucks, bei dem zarten Körperbau, dem beweglicheren Auge, der mehr ergreifenden Stimme reicher versehen; im Verhältniß gegen andere mehr bestimmt zu erwarten und aufzunehmen, als entgegenzukommen; schwächer für sich und doch nicht darum, sondern aus Bewunderung der fremden Größe und Stärke inniger anschließend; in der Verbindung unaufhörlich strebend, mit dem vereinten Wesen zu empfangen, das Empfangene in sich zu bilden und gebildet zurückzugeben; zugleich höher von dem Muthe beseelt, welchen Sorgfalt der Liebe und Gefühl der Stärke einflößt, die nicht dem Widerstande, aber dem Erliegen im Dulden trotzt — sind Frauen eigentlich dem Ideale der Menschheit näher, als der Mann..... Wenn es keine unrichtige Vorstellung ist, daß jede Gattung der Trefflichkeit sich, wenn ich so sagen darf, in einer Art der Wesen darstellt, so bewahrt der weibliche Charakter den ganzen Schatz der Sittlichkeit.

„Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte."*)

Die Ideen aber, welche der in Trägheit versunkenen alternden Welt einen kräftigen Anstoß gegeben hatten, fanden den Weg auch zu dem einsamen Philosophen, der auf seiner Ritterburg im Harzgebirge mit Plato, Kant und Fichte attische Nächte feierte. Von den deutschen Philosophen nahm der Letztere am entschiedensten Partei für die Revolution. In seiner „Bestimmung des Menschen" (S. 153) sagt er:

---

*) Göthe im Tasso. W. v. H. Ideen. S. 27.

„Die jetzigen Staaten sind keine wahren Staaten. Eine Verfassung, deren Grundlage die Einheit aller ist und worin Verabredungen für Gesetze gelten, wird durchaus eingeführt werden. Der Anfang wird dadurch gemacht, daß aus Verzweiflung sich ein Volk dem Drucke entzieht und seiner Sicherheit halber neben sich Alles in freie Staaten umschafft, welches dann von den eben frei gewordenen wiederholt wird, bis Freiheit und Friede den ganzen Erdkreis umschlingen.“ — Noch stärker sprach er sich aus in seinen „Beiträgen zur Berichtigung der Urtheile über die französische Revolution zur Beurtheilung ihrer Rechtmäßigkeit.“ Er scheut sich nicht, die Könige und Fürsten „gekrönte Vormünder“ zu nennen und in den „Untersuchungen aus dem Natur-, Staats- und Völkerrecht (1796)“ sagt er: „Die demokratische Republik ist die Regierungsform, die der Freiheit des Volkes Alles, was zur strengen Haltung des Rechts gehört, überläßt: sie hat daher allein die rechtliche Form, welche die Vernunft von Allem, was Menschen zu ihrer Sicherheit und Erhaltung thun, fordert. Jede andere Regierungsform wird durch Erblichkeit der Aemter entehrt, die ein Product der Unwissenheit, der Menschenverachtung, der Bosheit ist.“

Die philosophischen Streitfragen über die Menschenrechte, welche in der Nationalversammlung in Paris nicht wie von einer politischen, sondern wie von einer akademischen Körperschaft verhandelt wurden, regten Humboldt an, seine Ansichten über den Gang, welchen die Revolution betreten habe, in Briefen an Freunde in Berlin auszusprechen. Einer dieser Briefe erschien unter der Ueberschrift: „Ideen über Staatsverfassung, durch die neue französische Constitution veranlaßt“ im Januarheft der Berliner Monatschrift 1792. — Der Verf. verwahrt sich darin gegen den Verdacht „eines kleingeistigen Schauders vor allem Neuen und Ungewöhnlichen.“ Er spricht die bestimmte Ueberzeugung aus von den segensreichen Folgen der Revolution. Gewiß werde sie die Ideen aufklären, aufs Neue jede thätige Tugend anfachen und so ihren Segen mit der Zeit weit über Frankreichs Grenzen verbreiten. Allein er wollte in ihr ein Extrem sehen, hervorgerufen durch das Extrem des vorausgegangenen Despotismus. Ebenso unreif aber als Politiker, wie als Philosoph zeigt sich der 24jährige preußische Legationsrath, wenn er das Princip der Revolution, wodurch sie weltumgestaltend wurde, den Bruch mit der Vergangenheit, mit dem historischen Rechte, alleinige Geltung dessen, was vor der Vernunft als gerechtfertigt erscheint, verwirft und verurtheilt. Er macht der neuen französischen Verfassung den

Vorwurf, daß sie nach bloßen Grundsätzen der Vernunft vollkommen aprioristisch gegründet werden soll. Wohl möge sie auf diesem Wege gegründet werden, gedeihen aber werde sie nicht. Gedeihen kann nur eine solche, welche aus dem Kampfe des mächtigen Zufalls mit der entgegenstrebenden Vernunft hervorgeht. „Dies liegt," nach der damaligen Ansicht Humboldts, „im Wesen der Vernunft und alles Erkennens. Die Vernunft sei, wo es sich um praktische Erfolge handle, für sich allein unzulänglich und unvermögend aus einem doppelten Grunde: sie sei unzulänglich zum Erkennen der Zustände der Gegenwart, sie sei vollends unzulänglich zur Erzeugung und Bestimmung der Zukunft." „Alles unser Wissen und Erbauen" — so sagt er — „beruht auf allgemeinen, das ist, wenn wir von Gegenständen der Erfahrung reden, unvollständigen und halbwahren Ideen; von dem Individuellen vermögen wir nur wenig aufzufassen, und doch kömmt, wenn ein neuer politischer Zustand auf einen alten aufgepfropft werden soll, auf individuelle Kräfte, auf individuelles Wirken, Leiden und Genießen Alles an. Die Vernunft hat wohl Fähigkeit vorhandenen Stoff zu bilden, aber nicht Kraft neuen zu erzeugen. Diese Kraft ruht allein im Wesen der Dinge; diese sind es, welche wirken. So ergiebt sich von selbst das Gesetz politischen Handelns. Man muß den Zufall wirken lassen; den Zufall, das ist die gesammte individuelle Beschaffenheit der Gegenwart, die vorhandene Summe individueller menschlicher Kräfte. Der Vernunft bleibt nur das zwiefache Geschäft, jene Kräfte zur Thätigkeit zu reizen und sie zu lenken. Sie verzichtet auf Alleinherrschaft. Das wahre Werk des Gesetzgebers ist nicht revolutionairer, sondern reformatorischer Art."

In Erfurt, damals Residenz des geistlichen Musenfreundes v. Dalberg, Coadjutors des Erzbischofs von Mainz, hatte Humboldt die Bekanntschaft des Kammerpräsidenten v. Dacheröden, der später sein Schwiegervater wurde, gemacht und war durch ihn bei dem Coadjutor eingeführt worden. Mit großem Interesse hatte dieser die, in der Deutschen Monatschrift abgedruckten, Briefe Humboldts gelesen, den Inhalt mit ihm besprochen und ihn aufgefordert, den Gegenstand in einer selbstständigen Schrift zu behandeln. Humboldt ging daran, und im Mai 1792 war das Werkchen vollendet, welches den Titel führt: „Ideen zu einem Versuche, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen." Der, von dem Verfasser aus des älteren Mirabeau's Schriften gewählte, Wahlspruch: „das wahre Princip der Staats-Verfassung besteht darin, daß man sich gegen die Wuth zu regieren, die verderblichste Krankheit der modernen Staaten,

zur Wehr setzt," bezeichnet genau den Standpunkt, welchen er einnimmt. Mehr als irgend eine andere Regierung war die des preußischen Staats von dieser Krankheit des Alles- und Alleinregierenwollens befallen; der Staat war nicht ein lebendiger Organismus, welcher mit selbstbewußter Freiheit schaffend und erhaltend auf sich selbst beruht, er war eine mechanisch zusammengesetzte Maschine, deren Räderwerk selbst ein Genie wie Friedrich II. nicht in gleichmäßigem Gange zu erhalten vermochte; noch weniger war dazu sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. befähigt. Humboldt erklärte sich gegen das Princip des Mechanismus, „welcher aus Menschen Maschinen macht und den Geist durch leere Geschäfte abstumpft, während er so viele Kräfte der wirklichen Arbeit entzieht." In dem damaligen preußischen Staate „war jene Vielgeschäftigkeit, jener immer wachsende Formalismus und Pedantismus, jene Endlosigkeit der Controle, jenes Schreiber- und Registraturwesen recht eigentlich zu Hause." „Ein solches System," bemerkte er, „erziehe die Staatsbeamten zum Servilismus, wie es in den Regierten den Sinn für Selbstständigkeit und die praktische Fähigkeit erstické, wie es die Gesichtspunkte des Wichtigen und Unwichtigen, des Ehrenvollen und Verächtlichen verrücke und mit allem dem die ganze Nation moralisch und geistig herunterbringe." Die, des Ministers v. Wöllner Verdummungsherrschaft untergebenen, Berliner Censoren lasen mit Entsetzen in dem ihnen vorgelegten Manuscripte: „das einzige Mittel zur Beförderung wahrer Religiosität sei Begünstigung des freien Untersuchungsgeistes." Der ganze siebente Abschnitt, welcher das Verhältniß des Staats zur Religion behandelt, enthielt in jedem Satze eine Verurtheilung des von Wöllner unlängst erlassenen Religions-Edictes und erregte großes Bedenken. „Der eine Censor," schreibt Humboldt an Schiller den 12. September 1792, „verweigerte sein Imprimatur ganz, der andere hat es zwar ertheilt, allein nicht ohne Besorgniß, daß er deshalb noch künftig in Anspruch genommen werden könne. Da ich nun alle Weitläufigkeiten dieser Art in den Tod hasse, so bin ich entschlossen, die Schrift außerhalb drucken zu lassen." Er legte sie dem Coadjutor v. Dalberg in Erfurt in der Handschrift vor, welcher die Arbeit genau mit dem Verfasser durchging und sich dadurch aufgefordert fand, seine eigenen Ideen über diesen Gegenstand in einer Abhandlung: „Von den wahren Grenzen des Staats" (Leipzig 1794) zu veröffentlichen.

Da Humboldt sich weder für die durch die Revolution veranlaßte Umgestaltung des Staats der Zukunft zu begeistern vermochte, eben so wenig aber

in der Fäulniß des Staats der Vergangenheit eine Stellung für seine Wirksamkeit wünschenswerth fand, zog er sich von jeder Betheiligung an dem Staatsdienste zurück. Dem Drange jedoch, das Wesen des wahren Staats gedankenmäßig zu fassen, vermochte er sich nicht zu entziehen. Zunächst verlangte er die Ausbildung des einzelnen Menschen zum vollendeten Menschen, nicht zum Staatsbürger. „Wann," ruft er aus, „wird der Mann aufstehen, der für die Gesetzgebung ist, was Rousseau der Erziehung war!" Wie der Genfer Philosoph die Kinder aus der verkünstelten Ueberbildung befreien und zur ursprünglichen Erziehung durch die Natur, durch Pflege der angebornen und natürlichen Anlagen zurückkehren will, eben so will Humboldt den Menschen aus der Zwangsanstalt, welche der Staat für den Bürger geworden ist, befreien und in das volle Recht des Menschen einsetzen. „Dies Ziel zu erreichen ist Freiheit die erste, unerläßliche Bedingung. Alle Zwecke, die sich in der Regel die Staatskunst vorsetzt: Macht, Blüthe, Wohlstand, fallen demjenigen Staate von selbst zu, der durch Gewährung der höchsten Freiheit die eigentlich schöpferische Kraft, den Menschen, sich veredeln läßt. Gerade diese Kraft dagegen, das Einzige, was unbedingten Werth hat, der Endzweck, um dessentwillen erst alle jene Lebensgüter wünschenswerth erscheinen, gerade der lebendige Mensch wird verletzt, wo Wohlstand und Aufklärung unmittelbar hervorgebracht und von der allein thätigen Regierung den Bürgern aufgedrungen werden. Der Staat ist der Menschen wegen, nicht der Mensch des Staats wegen. Die Staatseinrichtung ist an sich nicht Zweck, sondern nur Mittel zur Bildung des Menschen. Hinweg daher mit aller positiven Sorge für das Wohl der Nation. Alles, was der Staat für den Menschen und damit mittelbar für sich thun kann, ist, daß er nichts thue. Das Positivste, was er leisten kann, ist Enthaltung von aller Einwirkung auf die selbstständige Thätigkeit seiner Bürger. Er wäre in Wahrheit überflüssig, wenn es nicht Eines sofort gäbe, was ihn unentbehrlich machte. Wie nämlich Freiheit die Bedingung der Menschenbildung, so ist Sicherheit die Bedingung der Freiheit. Sicherheit ist zugleich das, was der Mensch sich allein nicht verschaffen kann. Sicherheit zu gewähren, sowohl gegen auswärtige Feinde, wie gegen innere Zwistigkeiten, ist daher die einzige Aufgabe des Staats; dies ist sein Begriff: er ist eine Sicherheitsanstalt. Auch diese Aufgabe hat er jedoch so zu erfüllen, daß sie dem letzten Zwecke, der Freiheit, nicht hinderlich werde. Nur zum Behufe, nicht auf Kosten der Freiheit hat er diese Sicherheit

gewährende Wirksamkeit zu entfalten. Er benutze im Gegentheil auch für diese, ihm specifisch zustehende Sphäre so viel wie möglich die, auf dem Wege der Freiheit sich entfaltenden, individuellen Kräfte. Seine Kriege z. B. führe er wo möglich nicht blos mit stehenden Armeen; seine Wehrkraft werde nicht blos in dem Geiste soldatischer Subordination, sondern in dem Opfermuthe freier Bürger gesucht." Keineswegs im Sinne der, zu verhängnißvollem Irrthum führenden, Ansicht, daß Preußen ein Militairstaat sei und, nach Friedrichs II. Ausspruch, „auf seinem stehenden Heere so sicher, wie der Himmel auf den Schultern des Atlas ruhe," war es, wenn Humboldt sagt: „Schon der Gesichtspunkt, aus welchem allein ich den Krieg für heilsam und nothwendig halte, zeigt hinlänglich, wie meiner Meinung nach im Staate davon Gebrauch gemacht werden müsse. Dem Geist, den er weckt, muß Freiheit gewährt werden sich durch alle Mitglieder der Nation zu ergießen. Schon dies spricht gegen die stehenden Armeen. Ueberdies sind sie und die neuere Art des Krieges überhaupt, freilich weit von dem Ideal entfernt, das für die Bildung des Menschen das nützlichste wäre. Wenn schon überhaupt der Krieger mit Aufopferung seiner Freiheit gleichsam Maschine werden muß, so muß er es in noch höherem Grade bei unserer Art der Kriegführung, bei welcher es so viel weniger auf die Stärke, Tapferkeit und Geschicklichkeit des Einzelnen ankommt. Wie verderblich muß es nun sein, wenn beträchtliche Theile der Nation nicht blos einzelne Jahre, sondern oft ihr Leben hindurch im Frieden nur zum Behuf des möglichen Krieges in diesem maschinenmäßigen Leben erhalten werden?" Als Ergebniß seiner Untersuchung stellt Humboldt folgenden Grundsatz auf:

„Der Staat muß den Krieg auf keine Weise befördern, allein auch ebensowenig, wenn die Nothwendigkeit ihn fordert, gewaltsam verhindern; dem Einflusse desselben auf Geist und Charakter sich durch die ganze Nation zu ergießen, völlige Freiheit verstatten und vorzüglich sich aller positiven Einrichtungen enthalten, die Nation zum Kriege zu bilden, oder ihnen, wenn sie denn, wie z. B. Waffenübungen der Bürger, nothwendig sind, eine solche Richtung geben, daß sie denselben nicht blos die Tapferkeit, Fertigkeit und Subordination eines Soldaten beibringen, sondern den Geist wahrer Krieger, oder vielmehr edler Bürger einhauchen, welche für ihr Vaterland zu fechten immer bereit sind."*)

Für die Erhaltung der inneren Sicherheit soll sich der Staat keines Mittels

*) Humboldt, Ideen. S. 52.

bedienen, welches unmittelbar auf die Sitten und den Charakter der Nation einzuwirken berechnet ist; er enthalte sich der Anordnungen in Betreff des Unterrichts, der Religion, der Sitten- und Luxusgesetze. Daß in dem Kopfe unsers Humboldts über Religion andere Gedanken umgingen, als in Köpfen anderer Kammergerichtsreferendarien zur Zeit des Wöllnerschen Religions-Edictes, das zeigt das „Religion" überschriebene siebente Capitel seiner „Ideen". Sein Glaubensbekenntniß war in Goethe's Gedicht „Prometheus" enthalten, wenn dieser voll des edelsten Stolzes, dessen irdische Wesen fähig sind, ausruft:

„Hast Du nicht Alles selbst vollendet,
„Heilig glühend Herz?"

Er, der sich den Titanen zum Gefährten gewählt und in Goethe's und Schillers Gedichten die höchsten Offenbarungen des Geistes erkannte, konnte mit dem Potsdamer Hofreligionszwang und dem Berliner „Geschmäckler-Pfaffenwesen" keine Gemeinschaft führen. „Wegräumung der Hindernisse," sagt er, „mit Religionsideen vertraut zu werden, und Begünstigung des freien Untersuchungsgeistes sind die einzigen Mittel, deren der Gesetzgeber sich bedienen darf; geht er weiter, sucht er die Religiosität direct zu befördern oder zu leiten, oder nimmt er gar gewisse bestimmte Ideen in Schutz, fordert er statt wahrer Ueberzeugung Glauben auf Autorität, so hindert er das Aufstreben des Geistes, die Entwicklung der Seelenkräfte, so bringt er vielleicht durch Gewinnung der Einbildungskraft, durch augenblickliche Rührungen, Gesetzmäßigkeit der Handlungen seiner Bürger, aber nie wahre Tugend hervor. Denn wahre Tugend ist unabhängig von aller und unverträglich mit befohlener und auf Autorität geglaubter Religion." . . . . „Man glaube auch nicht," fährt er weiter unten fort, „daß jene Geistesfreiheit und Aufklärung nur für einige Wenige des Volkes sei, daß für den größeren Theil desselben, dessen Geschäftigkeit freilich durch die Sorge für die physischen Bedürfnisse des Lebens erschöpft wird, sie unnütz bliebe, oder gar nachtheilig werde, daß man auf ihr nur durch Verbreitung bestimmter Sätze, durch Einschränkung der Denkfreiheit wirken könne. Es liegt schon an sich etwas die Menschheit Herabwürdigendes in dem Gedanken, irgend einem Menschen das Recht abzusprechen, ein Mensch zu sein. Keiner steht auf so niederer Stufe der Cultur, daß er zur Erreichung einer höheren unfähig wäre" u. s. w.*) So

*) Humboldt a. a. O. S. 74. 80.

gelangt Humboldt zu dem Schlußsatz: „daß Alles, was die Religion betrifft, außerhalb der Grenzen der Wirksamkeit des Staats liegt, und daß die Prediger wie der ganze Gottesdienst überhaupt eine, ohne alle besondere Aufsicht des Staats zu lassende, Einrichtung der Gemeinden sein müssen."*)

Für die Erhaltung der inneren Sicherheit darf, nach Humboldts Ansicht, der Staat sich keines Mittels, welches unmittelbar auf die Sitten und den Charakter der Nation einzuwirken berechnet ist, bedienen. „Keine Sorge für das Erziehungswesen, keine Aufsicht über die Religion, keine Sitten- und Luxusgesetze. Einzig und allein auf solche Handlungen hat der Staat sich auszubreiten, welche unmittelbar und geradezu in fremdes Recht eingreifen; er wird das streitige Recht entscheiden, das verletzte wiederherstellen und die Verletzer bestrafen müssen." Selbst auf dem Gebiete der Civil- und Criminalgesetzgebung verlangt unser vierundzwanzigjähriger Staatsphilosoph, „daß der Mensch nicht dem Bürger geopfert werde," so daß seine Gesetzvorschläge zum Theil für „communistisch" gelten dürfen.

Die Ehe, die unser junger Staatsphilosoph, als nur auf gegenseitiger freier Wahl und Neigung beruhend, in eine ideale Welt versetzt, will er gesetzlicher Anordnung enthoben wissen. „Der Fehler," sagt er, „scheint mir darin zu liegen, daß das Gesetz befiehlt, da doch ein solches Verhältniß nur aus Neigung, nicht aus äußerer Anordnung entstehen kann, und wo Zwang oder Leitung der Neigung widersprechen, diese noch weniger zum rechten Wege zurückkehrt. Daher, dünkt mich, sollte der Staat die Bande nicht nur freier und weiter machen, sondern überhaupt von der Ehe seine ganze Wirksamkeit entfernen und dieselbe vielmehr der freien Willkür der Individuen und der von ihnen errichteten mannigfaltigen Verträge, sowohl überhaupt, als in ihren Modificationen, gänzlich überlassen. Die Besorgniß, dadurch alle Familienverhältnisse zu stören, oder vielleicht gar ihre Entstehung überhaupt zu verhindern, würde mich, insofern ich allein auf die Natur der Menschen und Staaten im Allgemeinen achte, nicht abschrecken. Denn nicht selten zeigt die Erfahrung, daß gerade, was das Gesetz löst, die Sitte bindet; die Idee des äußeren Zwanges ist einem allein auf Neigung und innerer Pflicht beruhenden Verhältniß, wie die Ehe, völlig fremdartig und die Folgen zwingender Einrichtungen entsprechen der Absicht

*) Humboldt a. a. O. S. 83.

durchaus nicht."*) In seinem Staate soll keinerlei Beschränkung der Ehescheidung, kein Erbrecht kraft letztwilliger Verfügung stattfinden; sein Strafgesetzbuch empfiehlt die möglichst gelindesten Strafen und will „Verlust der bürgerlichen Ehre" gänzlich ausgeschlossen wissen. Da der verurtheilte Verbrecher nicht mehr als die gesetzliche Strafe zu erleiden hat, so darf ihm Belehrung und Besserung, geistlicher Beistand nicht aufgedrungen werden.

Ueber die Sphäre des Staats, in welcher nur der Bürger Existenz gewinnt, stellt Humboldt die Sphäre freier Gesellung, in welcher allein der Mensch zum Genuß wahrer Freiheit gelangt.

Die Verbindung der Einzelnen zu gemeinschaftlichen Unternehmungen und Arbeiten, „die Associaton", der wir in unseren Tagen die Ausführung großartiger und gemeinnützlicher Werke verdanken, wird von Humboldt schon in jener Zeit in Anregung gebracht. „Jede Erreichung eines großen Endzwecks," bemerkt er, „erfordert Einheit der Anordnung; das ist gewiß. Ebenso auch jede Verhütung oder Abwehr großer Unglücksfälle; allein diese Einheit läßt sich auch durch Nationalanstalten, nicht blos durch Staatsanstalten hervorbringen. Einzelnen Theilen der Nation und ihr selbst muß nur Freiheit gegeben werden sich durch Verträge zu verbinden. Es bleibt immer ein unleugbar richtiger Unterschied zwischen einer Nationalanstalt und einer Staatseinrichtung. Jene hat nur eine mittelbare, diese eine unmittelbare Gewalt. Bei jener ist daher mehr Freiheit im Eingehen, Trennen, Modificiren der Verbindung. Anfangs sind höchst wahrscheinlich alle Staatsverbindungen nichts anderes als dergleichen Nationalvereine gewesen. Allein hier zeigt eben die Erfahrung die verderblichen Folgen, wenn die Absichten, die Sicherheit zu erhalten und andere Endzwecke zu erreichen, mit einander verbunden werden. Wer dies Geschäft besorgen soll, muß um der Sicherheit willen absolute Gewalt besitzen. Diese abèr dehnt er nun auch auf das Uebrige aus und je mehr sich die Einrichtung von ihrer Entstehung entfernt, desto mehr wächst die Macht und desto mehr entschwindet die Erinnerung des Grundvertrags. Eine Anstalt im Staat hat nur Gewalt, insofern sie diesen Vertrag und sein Ansehen erhält. Schon dieser Grund allein könnte hinreichend scheinen. Allein dann, wenn auch der Grundvertrag genau beachtet würde und die Staatsverbindung im engsten Verstande eine Nationalverbindung wäre, so

*) Humboldt, Ideen. S. 29.

könnte dennoch der Wille der einzelnen Individuen sich nur durch Repräsentation (Volksvertretung) erklären“ u. s. w.*)

Ueber den gegliederten Organismus seines Staats, über die eigentliche Staatsverfassung waren Humboldts Ansichten noch nicht zur Klarheit und Bestimmtheit gediehen; er verweist diesen Gegenstand in die „Politik“, auf welche er sich hier nicht einzulassen beabsichtige. Seine Ansichten schweben mehr in dem Reiche der idealen, als der wirklichen Welt. Allerdings stellt er dem Staate die Aufgabe, die Menschheit zur Freiheit zu führen; allein der Weg, den er verfolgt, dürfte praktisch unausführbar sein. Er schlägt vor: „alle Freiheitsbeschränkungen, die einmal in der Gegenwart gegründet seien, so lange ruhig bestehen zu lassen, bis die Menschen durch untrügliche Kennzeichen zu erkennen geben, daß sie dieselben als einengende Fesseln ansehen, daß sie ihren Druck fühlen und also in diesem Stücke zur Freiheit reif sind; dann erst müsse der Staat dieselben, aber ungesäumt, entfernen und die Reife der Freiheit durch jegliches Mittel befördern. Dies letztere sei unstreitig das Wichtigste und zugleich in diesem System das Einfachste. Denn durch nichts wird diese Reife zur Freiheit in gleichem Grade befördert, als durch die Freiheit selbst.“ „Diese Behauptung,“ sagt der Verfasser, „dürften zwar diejenigen nicht anerkennen, welche sich so oft gerade dieses Mangels der Reife als eines Vorwandes bedient haben, die Unterdrückung fortdauern zu lassen. Allein sie folgt, dünkt mich, unwidersprechlich aus der Natur des Menschen selbst. Mangel an Reife zur Freiheit kann nur aus Mangel intellectueller und moralischer Kräfte entspringen; diesem Mangel wird allein durch Erhöhung derselben entgegengearbeitet; diese Erhöhung aber erfordert Uebung und die Uebung Selbstthätigkeit erweckende Freiheit. Nur freilich heißt es nicht Freiheit geben, wenn man Fesseln löst, welche der, welcher sie trägt, noch nicht als solche fühlt. Von keinem Menschen der Welt aber, wie verwahrlost er auch durch die Natur, wie herabgewürdigt durch seine Lage sei, ist dies mit allen Fesseln der Fall, die ihn drücken. Man löse also nach und nach gerade eben in der Folge, wie das Gefühl der Freiheit erwacht und mit jedem neuen Schritt wird man den Fortschritt beschleunigen.“

Wie unreif und unpraktisch immerhin diese Grundsätze unseres jungen Staatsmannes sein mögen, welcher die politische und bürgerliche Freiheit nach

*) Humboldt, Ideen. S. 41.

den sich kundgebenden Wünschen der Unfreien bemessen und ertheilen will, so zeugt doch diese Arbeit für das redliche und eifrige Bemühen, durch Nachdenken zu ergründen, was das Wesen des Staats sei und worauf Recht, Freiheit und Sittlichkeit beruhen. Entsprach eine solche Arbeit auch nicht den Anforderungen, welche eine Examinations-Commission damaliger Zeit — und es ist heut nicht besser geworden — an den Referendar und Assessor, die sich zur Prüfung gemeldet haben, stellte, so hatte Humboldt jedenfalls für seine eigene staatsmännische Bildung den Vortheil gewonnen, einen freien Standpunkt erstiegen zu haben, von wo aus er, selbstständigen Geistes, sich zu orientiren vermochte.

Der Herausgeber der Berliner Monatschrift, Biester, an welchen Humboldt eine Abschrift seiner „Ideen" gesendet hatte, um einen Verleger dafür zu finden, ließ, wohl nicht ohne des Verfassers Genehmigung, den fünften, sechsten und achten Abschnitt daraus in dem zehnten, eilften und zwölften Stück seiner Monatschrift (1792) abdrucken. Die uns bereits bekannten Bedenken der Berliner Censoren veranlaßten Humboldt, die Absicht, seine Schrift einem dortigen Buchhändler zu überlassen, aufzugeben; er wandte sich an Schiller und überschickte ihm das Manuscript mit der Bitte, einen Verleger zu beschaffen. Göschen in Leipzig, mit dem Schiller in Unterhandlung trat, lehnte den Verlag ab. Mittlerweile ließ Schiller, um das Publicum, vielleicht mehr noch, um die Buchhändler aufmerksam zu machen, den zweiten und zum Theil den dritten Abschnitt in der „Thalia" (1792. Heft 5) abdrucken. Auch mit Forster, dem enthusiastischen Revolutionsmanne, blieb Humboldt in Verbindung und schreibt ihm d. 1. Juni 1793: „Sie stimmten sonst, als wir noch von Göttingen aus über diese Gegenstände correspondirten, mit meinen „Ideen" überein. Ich habe seitdem, so viel ich auch nachzudenken und zu forschen versucht habe, fast keine Veranlassung gefunden, sie eigentlich abzuändern, aber ich darf behaupten, ihnen bei weitem mehr Vollständigkeit, Ordnung und Präcision gegeben zu haben."

Ein Brief an Schiller vom 12. September 1792 drückt noch die Ungeduld des jungen Schriftstellers aus, welcher sein Werk je eher je lieber gedruckt sehen will. Zwar spricht er in einem folgenden Briefe vom 7. December von „Aenderungen, welche ihm als nothwendig erscheinen," indessen wiederholt er den Wunsch der schleunigen Publication, will auch sofort die neue Durchsicht machen, „obwohl ich," schreibt er, „noch selbst nicht bestimmen kann, ob ich viel abändern werde."

Mit dem Beginn des nächsten Jahres finden wir Humboldt anderen Sinnes geworden; er wünscht die Veröffentlichung seiner Schrift zu vertagen. „Vielleicht," schreibt er den 14. Januar 1793 an Schiller, „nähme Göschen das Werkchen in ein oder zwei Jahren, und mir wäre es lieb, wenn man so lange damit wartete. Ich habe schlechterdings keine Eile damit und gewänne vielmehr dadurch Zeit zu einer Umarbeitung einzelner Abschnitte, die ich zum Theil für nothwendig halte, an die ich aber jetzt, da ich mir für die nächsten Monate ganz andere Beschäftigungen gewählt habe, nicht kommen würde. Der Gegenstand selbst ist von allem Bezug auf momentane Zeitumstände frei, und so, dächte ich, gewännen sowohl die Leser, als die Ideen selbst, für die Sie sich zu interessiren scheinen." In der That interessirte Schiller sich angelegentlichst für die Veröffentlichung, und bemühte sich um einen Verleger. Die ihm hierüber gemachte Mittheilung nimmt Humboldt keineswegs mit der, von Schiller gehofften, freudigen Ueberraschung auf, vielmehr setzt sie ihn in Verlegenheit und er beeilt sich an Schiller am 18. Januar 1793 zu antworten: „Als ich neulich die Abhandlung noch einmal durchging, fand ich in der That nicht blos viele Stellen, die einer Aenderung, sondern auch einige, die einer gänzlichen Umarbeitung bedürfen. Sie selbst, lieber Freund, waren zuerst dieser Meinung und werden darum um so mehr mit mir darüber übereinstimmen. Je mehr mich auch die vorgetragenen Ideen interessiren, und je günstiger sogar ich von meiner Arbeit urtheile, um so weniger könnte ich mir die Nachlässigkeit verzeihen, ihr nicht die letzte Sorgfalt gewidmet zu haben. Für jetzt aber und die nächsten Monate habe ich nicht nur ganz andere Beschäftigungen, sondern es fehlt mir auch theils die Stimmung, theils sogar an einigen Büchern, um an diese Revision zu gehen. Ueber Einiges möchte ich sogar durch Gespräch meine Ideen erst klarer machen können. Alles dies hat mich nun zu dem festen Entschluß gebracht, die Herausgabe, wenn es noch möglich ist, aufzuschieben und zwar auf unbestimmte Zeit, da, wie lang oder kurz eine bestimmte sein möchte, alles Gebundensein in dergleichen Dingen so unangenehm ist. . . . Haben Sie mit dem Buchhändler noch nicht abgeschlossen und können Sie noch zurückgehen, so bitte ich Sie, ihm zu schreiben, daß der Entschluß über die Zeit der Herausgabe der Schrift geändert sei, daß also jetzt keine weitere sichere Abrede genommen werden könne, daß ich aber, wenn ich mit den noch vorzunehmenden Aenderungen fertig wäre, mich an ihn abermals wenden und bei ihm anfragen würde. . . . Haben

Sie aber schon mit ihm abgeschlossen und wäre es nicht zu ändern, welches mir freilich sehr unlieb wäre, so müßte ich Sie doch bitten, mit ihm die Abrede zu treffen, daß das Buch erst Ostern 94, oder frühestens Michaelis d. J. erschiene. Dies wäre mein kürzester Termin, und er gewänne ja auch durch die auf seinen Verlagsartikel gewandte Zeit. Indeß wäre mir das Erste bei weitem immer das Liebste."

Schiller hatte nicht so fest abgeschlossen, um den Handel nicht rückgängig machen zu können; Humboldt erhielt sein Manuscript zurück und hielt es Zeit seines Lebens verborgen und verschlossen. Erst nach seinem Tode und nach Verlauf von mehr als einem halben Jahrhundert nach seiner Abfassung erschien es im Druck.*)

Mit gutem Grunde darf man annehmen, daß der Schreckensgang, welchen die Revolution in Frankreich angetreten, bei Humboldt Bedenken erregte, seine Schrift zu veröffentlichen. Sie war, von dem Frühlingshauche der großen Umwälzung begünstigt, entstanden; jetzt bezeichnete Graf Stolberg die Mittheilungen Humboldts als „von dem Gifthauche des Genius der Zeit getroffen."

Nicht aber nur, daß der jugendlich begeisterte Staatsphilosoph sein politisches Manuscript in dem verborgensten Fache des Schreibpultes vergrub, — unter noch festeren Verschluß legte er in seiner Seele jeden Gedanken an Politik, jede Beschäftigung mit Staatsangelegenheiten und Volksinteressen; er zieht sich aus der Weltbewegung in die stille Häuslichkeit, aus der Beschäftigung mit allgemeinen Interessen in die Beschränkung auf die Beschäftigung mit seinem eigenen Selbst zurück. Die Aufgabe, welche er sich stellte, war eine, obschon untadelhafte, dennoch durchaus selbstsüchtige; er wollte, durch die Ausbildung seiner geistigen, wie seiner sinnlichen Anlagen zur Befähigung für höchsten Genuß, sich zum vollendeten Menschen machen und im lebendigen Dasein erreichen, was der griechischen Kunst in der Darstellung ihrer Götter und Heroen im Marmor gelungen war. Aus der Verwirrung des Meinungs- und Waffenlärmes der Gegenwart flüchtet er sich in „die schöne Welt, welche die Götter Griechenlands regierten." Homer, Plato, Pindar, Sophokles erwählt er sich zu Genossen, und als Priester, welcher ihn in das Heiligthum griechischer Weisheit, Dichtung und Sprache einführt, findet Friedrich August Wolf, der berühmteste und gelehrteste Philolog seiner Zeit, sich bei ihm ein.

Die Einwirkung des Meisters auf den Jünger war eine um so durchgrei-

*) W. v. Humboldts Ideen zu einem Versuche, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen. Herausgegeben von Cauer. Breslau 1851.

sendere, als dieser jenem empfänglich und vorbereitet entgegenkam und, was die poetische Anschauung der antiken Welt und die philosophische Erkenntniß ihrer Schöpfungen betraf, ihm sogar voraus war. Humboldt legte seine Gedanken über die Bedeutung der classischen Studien in einer Abhandlung: „Skizze über die Griechen" nieder, welche er handschriftlich Wolf übergab und zu beliebiger Verwendung überließ. Für den hohen Werth, welchen Wolf auf diese Arbeit legte, zeugt es, daß er vierzehn Jahre später in seiner Darstellung der Alterthumswissenschaft bekennt: „wie viel er den mündlichen und schriftlichen Unterredungen mit dem edlen und trefflichen Genossen seiner philologischen Studien verdanke." Wir aber verdanken Wolf die Erhaltung und Veröffentlichung jener Abhandlung Humboldts, welche dieser, bei der ihm eigenen bescheidenen Zurückhaltung, eben so wie seine „Ideen über den Staat" in sein Pult für immer „ad acta" gelegt haben würde. Wodurch sich Humboldts Ansichten über die seines Meisters erhoben, ist, daß während dieser „die Kenntniß der alterthümlichen Menschheit" als das letzte Ziel der Alterthumsstudien bezeichnete, Humboldt ergänzend hinzufügt, daß jene Kenntniß ihren höchsten Nutzen in der Bildung des schönen menschlichen Charakters habe. Er führt weiter aus, daß die Kenntniß des Alterthums ihre höchste Aufgabe darin suchen müsse, „zur philosophischen Kenntniß des Menschen überhaupt zu führen." — Die Gelehrten, welche sich bis dahin mit der Erläuterung der Werke griechischer und römischer Geschichtschreiber, Philosophen und Dichter beschäftigten, hatten sich mehr mit dem Buchstaben, als mit dem Geiste jener Werke vertraut gemacht; die Wiederherstellung des ursprünglichen Textes war die vornehmste Aufgabe, die sie sich stellten. Zu einer höheren und würdigeren Ansicht des Alterthums erhebt sich Humboldt. Die von ihm geforderte philosophische Kenntniß der Menschen fällt nach seiner Ansicht mit dem Studium der griechischen Welt in Eins zusammen. „Denn der Mensch, den uns die griechischen Schriftsteller darstellen, ist aus lauter einfachen, großen und schönen Zügen zusammengesetzt. Und eben der Mensch tritt uns überall in den Griechen entgegen, während die moderne Zeit die Aufmerksamkeit mehr auf Sachen, als auf Menschen, mehr auf die Massen, als auf die Individuen hinrichtet. Der individuelle Mensch, — denn individualisirt erscheint Alles bei ihnen, ihre Sprache, ihre Dichtung und selbst ihre Philosophie — der individuelle und eben deshalb der ganze, zu harmonischer Totalität gestimmte, Mensch tritt uns in der griechischen Welt entgegen.

„Die Griechen waren wesentlich ein ästhetisches Volk. Frühzeitig besaßen sie ein feines Gefühl für jedes Schöne der Natur und der Kunst. Stets blieb bei ihnen die Sorgfalt für die geistige Bildung ungetrennt von der für die körperliche und stets von Ideen der Schönheit geleitet. Gerade diese ästhetische Cultur aber faßt das ganze Wesen des Menschen zusammen und gerade sie ist somit im Stande, zu einem Correctiv für unsere heutige Bildung zu werden, die durch die Menge ihrer Richtungen von allem Geschmack und Schönheitsgefühl sich zu entfernen droht."

Wir erwähnten bereits die Geistesbrüderschaft, in welche Humboldt zu Schiller getreten war, dessen Muse nach der „Sturm- und Drangperiode", in welcher die Räuber, Fiesco, Cabale und Liebe und Don Carlos geschaffen, dem Dichter einige Jahre der Erholung gönnte, welche derselbe zu philosophischen, ästhetischen und historischen Studien verwandte. In dieser Zeit schrieb er seine Abhandlung „über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts", und Abhandlungen ähnlichen Inhalts, welche nicht ohne Einfluß auf die Richtung der Studien Humboldts blieben.

Als eine eigenthümliche Erscheinung muß es jedenfalls bezeichnet werden, daß in der Geschichte des deutschen Volkes die Periode des höchsten Glanzes der Literatur, der Dichtkunst, Philosophie und Alterthumswissenschaft zusammenfällt mit der Periode der tiefsten Erniedrigung des deutschen Reiches und des gänzlichen Verfalls desselben in politischer Bedeutung. Während die Franzosen die Arbeit auf der Rednerbühne, in der Volksversammlung und auf dem Schlachtfelde übernommen hatten, hüteten und pflegten die Deutschen die Heiligthümer der Wissenschaft und Dichtkunst. Was jene in blutigen Kämpfen für die Erkenntniß und Befestigung des Rechtes, der Freiheit des gesetzlichen Bürgerthums eroberten, ist später auch uns zu Gute gekommen. Was wir unterdessen auf den Gebieten der Philosophie und Literatur aus verborgenen Schachten zu Tage förderten, hat eben so Anerkennung und Einfluß bei den Nachbarvölkern gewonnen.

Um die Auflösung des heiligen römischen Reichs ward nirgendwo in Deutschland ein Wort des Mitleids und der Trauer — außer bei denen, die ihre fetten Pfründen verloren — vernommen. An den Gewässern von Babylon saßen die Juden in Betrübniß über den Untergang ihres Königreichs und hingen ihre Harfen auf an den Thränenweiden. An den Ufern der Ilm und Saale dage-

gen jubilirten und philosophirten, während rings umher in nächster Nähe das deutsche Reich in Lumpen und Flicklappen auseinander gerissen wurde und von einer „deutschen Nation germanischer Herrlichkeit" nichts mehr zu hören, noch zu sehen war, die Heroen der deutschen Literatur. Wieland, Goethe, Herder und Schiller sangen die heitersten Lieder und dichteten unsterbliche Kunstwerke, die Philosophen Fichte, Reinhold, Schelling, Hegel erbeuteten und erbauten das tiefsinnige Gedankenreich einer idealen Welt und unsere Gelehrten, Heyne, Voß, Wolf, denen sich Humboldt und viele Andere würdig anschlossen, eröffneten die reichen und erquickenden Quellen der griechischen und römischen Literatur.

Mit Wolf unterhielt Humboldt einen nur auf Alterthumswissenschaft und griechische Literatur sich beziehenden Briefwechsel. Er legt sich ein Notizbuch unter dem Titel „Wolfiana" an, in welches er aus den Briefen des philologischen Freundes das Wichtigste und Interessanteste einträgt, und versieht dasselbe wegen seiner Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit mit einem alphabetisch geordneten Inhaltsverzeichnisse.

„Mit jedem Tage," schreibt er aus Erfurt an Wolf, „fesselt mich das Studium der Griechen mehr und mehr. Ich kann es mit Wahrheit sagen, daß unter manchen Studien, die ich durchwandert bin, mir keines diese Befriedigung gegeben hat, und ich muß hinzusetzen, daß auch der Schatten von Lust, ein thätiges Leben in Staatsgeschäften zu führen, nie so sehr in mir erstorben ist, als seitdem ich mit dem Alterthum vertrauter geworden bin." Wolf, dem er früher sein Manuscript: „Ideen über die Grenzen der Wirksamkeit des Staats" mitgetheilt, hatte in Humboldt den Beruf zum Staatsmanne erkannt, ihn zur Veröffentlichung desselben aufgefordert und ermahnt, die Politik nicht aufzugeben. Humboldt bezeigte weder zu dem Einen, noch zu dem Anderen besondere Neigung: „denn," so schreibt er aus Tegel, „die Gegenwart ist keine Zeit, in welcher der ruhige und namentlich der so blos theoretische Schriftsteller auf Verständniß rechnen darf. Die Frage aber: ob ich je zur Politik zurückkehren werde, mag ich nicht bejahen; die Griechen nehmen mich vollständig in Anspruch." Für Deutschland, oder auch nur für das engere Vaterland Preußen, war nach solchem Bekenntniß nicht das entfernteste Interesse vorhanden.

Noch mehr entfremdete sich Humboldt der Theilnahme an der Politik und den Angelegenheiten des Staats, seitdem er im Februar 1794 mit seiner Familie in Jena heimisch geworden war. „Ich habe mir vorgenommen," schreibt

er bald nach seiner Niederlassung an Wolf, „hier, wo ich mannigfaltigeren Umgang und Bücher aus mehreren Fächern habe, einige ältere Studien wieder aufzunehmen, einige Ideen, die ich schon lange mit mir herumgetragen, auszuarbeiten. So komme ich auf Philosophie und Aesthetik ernsthafter zurück."

Von entscheidendem Einflusse auf eine neue Bahn, welche Humboldt jetzt betrat, die kritisch-philosophische, ward das innigere Verhältniß mit Schiller, von dem er mehr und mehr nach seinem ganzen Werthe erkannt und anerkannt wurde. „Nun erst," bemerkt Humboldts Biograph, „lernte Schiller die geistige Art und das ganze Wesen des Freundes von Tage zu Tage richtiger erkennen, nun erst gab er sich demselben hin und machte es für seine eigene Entwickelung fruchtbar.

„Nur wenige Tage und er war gewonnen von der „seltenen Totalität", die er in Humboldts Wesen entdeckte. Nicht mehr, wie früher, vermißte er an ihm „die Stille der Seele", die ihren Gegenstand mit Liebe pflegt. Er fand, daß sich im Gespräch mit ihm alle seine Ideen glücklicher und schneller entwickelten. Er war bereit, ihm wenigstens den zweiten Platz neben seinem Körner*) einzuräumen, von dessen Lobe auch Humboldt überströmte. Er sprach schon jetzt von der schönen Dreieinigkeit, die es geben würde, wenn Körner von Dresden herüberkäme, und es währte nicht lange, so galten ihm die Beiden als völlig gleich liebe und ebenbürtige Genossen. Aber auch Humboldt fand in Schiller eine glückliche Wandlung. Noch immer war er derselbe feurige und glänzende Geist, derselbe hohe, von dem Adel des Charakters getragene Genius. Das Alles war da und war in erhöhter Weise da, aber eine wunderbare Ruhe und Milde hatte sich darüber ausgebreitet."

Schiller hatte sich, wie schon bemerkt, bei den Musen beurlaubt und war ganz in den Dienst der Philosophie getreten. Die Erkenntniß des Schönen und die einheitliche gleichmäßigere Bildung zum größeren und edleren Menschen, das waren die hohen Lebensaufgaben, welche Schiller sich gestellt, und hierin eiferte Humboldt ihm nach; sie Beide waren nach ihrem eigenen wechselseitigen Geständniß „Idealisten" in vollgehaltigster Bedeutung des Wortes und seines Begriffs. Humboldt enthüllt uns sein eigenes innerstes Wesen, wenn er von Schiller sagt: „Wie der Gedanke das eigentliche Element seines Lebens ge-

*) Bei dem Vater Theodor Körners hatte bekanntlich Schiller gastfreie Aufnahme in Dresden und Loschwitz gefunden, wo er seinen „Don Carlos" dichtete.

wesen, wie er nicht anders, als umgeben von den höchsten Ideen und den glänzendsten Bildern gelebt habe, wie er in geistigem, rastlosem Fortbewegen sein Leben und Streben stets als etwas Unendliches betrachtet, wie er mit tiefer Liebe, mit echter und steter Leidenschaft in seinem Schaffen und dessen Gegenstand versenkt gewesen, wie alles Gemeine unter ihm gelegen und wie selbst das Gewöhnliche durch die Größe der Ansicht und der Behandlung durch ihn geadelt worden." Hiermit stimmt vollkommen überein, was Humboldt von sich selbst bekennt: „daß ihm die Ideen das Höchste in der Welt seien und daß er jeden, auch den umfassendsten äußeren Wirkungskreis immer nur als etwas, jenem Höchsten Untergeordnetes ansehen würde."

Familienangelegenheiten riefen Humboldt nach einem sechzehnmonatlichen Aufenthalt in Jena zu Anfang des Juli 1795 nach Tegel, wo er bis zum November 1796 verweilte. Sehnsucht und Verlangen nach herzstärkendem Gedankenaustausch mit verwandten Geistern zogen ihn nach Jena zurück. Hier fand er Schiller, angeregt durch Goethe's erst annähernden, dann aufmunternd zutraulichen Umgang, den Musen wieder zugewendet, die er nicht mehr „weit in nebelgrauer Ferne" suchte, da sie ihn in heiterster Umgebung der schönen Gegenwart begrüßten. Auch Humboldt trat jetzt in nähere Berührung mit Goethe und wendete sich mit Vorliebe der Kritik einiger seiner Dichtungen zu. Er unternahm es, ein umfassendes Werk über „Hermann und Dorothea" zu schreiben, welches später unter dem Titel: „Aesthetische Versuche" in Braunschweig 1799 gedruckt erschien.

Seitdem in Goethe's Wilhelm Meister das italienische Wunderkind Mignon ihr sehnsuchtsvolles Lied: „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn?" gesungen hatte, erfaßte Alle, die es vernommen, ein unwiderstehliches Verlangen nach jenem Zauberlande. Dies Verlangen aber wurde um so mächtiger bei denen, welche durch die Vertrautheit mit griechischen und römischen Studien der antiken classischen Welt näher standen als dem Vaterlande. Es wiederholte sich, allerdings nur auf die Kreise der höheren Bildung beschränkt, dieselbe Erscheinung, welche zur Zeit der Kreuzzüge die gesammte Christenheit zur Wallfahrt nach dem heiligen Grabe trieb. Die Zustände in der Heimath waren so untröstlich, so zum Verzweifeln, daß es für die, nach edlerem, ungestörtem Genuß des Schönen und des Guten dürstenden Seelen nicht zum Aushalten war. Auch Humboldt, durch die Mittheilungen Goethe's, welcher von seiner ersten Reise

nach Rom, Neapel und Sicilien mit reicher Ausbeute zurückgekehrt war, lebhaft bewegt, trat im Juli 1798 seinen längst beschlossenen Römerzug an. Anfangs August war er mit seiner Familie bereits in Wien, von wo man über Triest nach Venedig zu reisen gedachte. „Allein Italien war nicht mehr jenes Italien, in welchem Goethe in ungestörtestem Kunst- und Naturgenuß hatte schwelgen dürfen. Es war der Schauplatz des Krieges geworden. Von dem Lärm der Waffen ertönte die ganze nördliche Halbinsel, wie in den Tagen Hannibals und Franz I. Von Sieg zu Sieg flogen die französischen Adler. Wie ein Dictator schaltete der siegreiche Buonaparte und dictirte den italienischen Staaten das Gesetz der Republik. Die Kriegsmacht Oestreichs war dem Feldherrn der Republik erlegen; seine Eroberungsluft scheute nicht vor der Würde des heiligen Stuhles, seine Raubgier nicht vor dem ehrwürdigen Alter der Denkmäler der Kunst zurück. Unter solchen Umständen war es weder erfreulich noch sicher den italienischen Boden zu betreten. Die beunruhigendsten Nachrichten von den Greueln des Krieges und von der Unsicherheit der Wege drangen täglich nach Wien."*)

Die Reise nach Italien wurde auf bessere Tage verschoben. Der in Paris am 18. Fructidor ausgeführte Staatsstreich, welcher das Directorium stürzte, verhieß der französischen Republik einen geordneteren Zustand; Humboldt beschloß, den Winter über in Paris zu verleben, wohin ihn sein Bruder Alexander begleitete, welchen die Kriegeszüge des Generals Buonaparte veranlaßten, den Plan einer Reise nach Egypten aufzugeben.

Unser Wilhelm von Humboldt blieb in Paris seiner deutschen Lebensweise und Beschäftigung getreu. Er verbrachte seine Zeit mit gelehrten Nachforschungen unter den Schätzen der ehemals Königlichen, jetzt National-Bibliothek, las „am häuslichen Theetisch" mit seiner gelehrten Frau Homer in der Ursprache, oder besuchte die Theater. Weder den politischen noch den kriegerischen Angelegenheiten schenkte Humboldt besondere Aufmerksamkeit. Obschon ihn die Bewegung und Mannigfaltigkeit des Pariser Lebens sehr anzog, übten vergilbte Pergamente der Bibliothek und alte Ausgaben der Classiker eine größere Anziehungskraft auf ihn aus, als neue Auflagen der Constitution. Mit seinen Freunden in Deutschland, mit Schiller und Goethe in Jena, mit Körner in Dresden, mit Wolf in Halle blieb Humboldt im lebhaftesten Verkehr.

*) Haym, W. Humboldt. S. 144.

Er schrieb für die von Goethe herausgegebenen „Propyläen“ vortreffliche Abhandlungen über das französische Theater, in welchen er die Unterschiede der dramatischen Dichtung und Schauspielkunst der Franzosen von denen der Deutschen in so eingehender Weise charakterisirt, daß über diesen Gegenstand nie etwas Zutreffenderes geschrieben worden sein dürfte.

Wie viele deutsche Fürstensöhne, junge Grafen und Barone waren in dem Strudel des Pariser Lebens zu Grunde gegangen, sie kehrten ausgetauscht und ausgedeutscht nach dem Vaterlande zurück, wo sie in ihren Familien zum Unterschiede von dem gemeinen Volke nur die französische Sprache redeten, nur die Pariser Moden nachäfften. Unser Humboldt bewahrte sich im Auslande deutsche Gesinnung und erkannte es als eine höchste Gunst des Geschickes an, durch Geburt und Bildung Deutschland zum Vaterlande zu haben. „Sie Glücklicher,“ — schrieb er 1799 aus Paris an Wolf, — „mitten in Deutschland und unter Deutschen, können kaum fühlen, wie viel einem eine solche, so kräftige, hohe und begeisterte Sprache, wie Voß sie schreibt, giebt, was solche Bilder dem Sinn, solche Gedanken dem Geiste und Herzen sind. Aber in dieser Oede, fern von dem Schalle germanischer Reden, schlagen deutsche Töne dieser Art ganz anders an ein deutsches Ohr. In der That wird man hier der That- und Kraftlosigkeit sehr müde und ich bleibe noch immer dabei, daß, so manches Interessante ich auch hier für meine Neugierde antreffe, der einzige Genuß meiner besseren Kräfte doch immer ein erhöhteres und durch den Contrast selbst lebendigeres Bewußtsein der volleren und kräftigeren deutschen Natur bleibt.“

Rührend ist ein von Humboldt an sein damals noch ungebornes Kind gerichtetes Gedicht. Obschon mit französischem Wasser getauft, soll es im deutschen Geiste auferzogen werden. Er verspricht dem Kinde, daß die Eltern früh und sorgsam es mit deutschem Sinne nähren würden; er pries es glücklich, daß ihm das Geschick in der Sprache Teutoniens ein Mittel geben werde, jene edle, menschliche Bildung leichter sich anzueignen, eigner und besser in die Tiefen und Höhen der Menschheit zu schauen — in jener Sprache, die

— — „von eignem Stamm entsprossen urkräftig und edel,
Näher des Griechen Flug rauschende Fittige schwingt.“

Glücklich pries er das Kind, daß es, obschon im Auslande, dennoch deutsch

geboren sein werde. Mit Vertrauen verheißt er den Deutschen eine große Zukunft, „dem noch wenig erkannten Volke,

das still und bescheiden,
Aber tieferen Ernst's kühnere Bahnen sich bricht.
Doch sie kommt, die vergeltende Zeit, schon winkt sie nicht fern mehr,
Wo es dem Folgegeschlecht zeichnet den leuchtenden Pfad!
Nicht mit Waffen wird es, nicht kämpfen in blutigen Kriegen,
Sichrer herrscht durch das Wort edler sein schaffender Geist."

Diesen Sieg durch „den schaffenden Geist" herbeizuführen war die Aufgabe, welche Humboldt in jener Zeit, wo der deutsche Waffenruhm unter den Nullpunkt herabgesunken war, sich stellte. Er wie seine anderen Geistesgenossen begnügten sich mit der Behauptung und dem Ausbau eines idealen Reiches deutscher Herrlichkeit germanischer Nation, nachdem das deutsche Reich in der wirklichen Welt in Trümmer zerfallen war.

Fast ausschließlich finden wir Humboldt in Paris und in Madrid, wohin er sich im Spätsommer 1799 begeben hatte, mit Philosophie und Sprachstudien beschäftigt. Zu Ende des Jahres 1799 schreibt er aus Madrid an seinen gelehrten Freund Wolf in Halle: „Es ist mein Plan, die Theorie der Aesthetik praktisch an Beispielen durchzugehen. In dieser Absicht studire ich jetzt die spanische Literatur und Sprache . . . Ich fühle, daß ich mich künftig noch ausschließender dem Sprachstudium widmen werde und daß eine gründlich und philosophisch angestellte Vergleichung mehrerer Sprachen eine Arbeit ist, der meine Schultern nach einigen Jahren ernstlichen Studiums wohl gewachsen sein können." Das Unbekannte und Fremdartige reizte den Wissenschaftsdrang des unermüdlichen Forschers und so wählte er jetzt die Sprache der Basken, oder richtiger Vasken, zu anstrengender Untersuchung. Es war aber niemals seine Arbeit auf eine unfruchtbare Buchstabengelehrsamkeit gerichtet; in der Sprache den Geist des Volkes und dessen geschichtliche Entwickelung zu erkennen galt ihm für den eigentlichen Zweck. So führten ihn auch diesmal seine Studien dahin, die Geschichte der Basken, eines Gebirgsvolkes der Pyrenäen, welche sich eine, von den despotischen Regierungen Frankreichs und Spaniens unabhängige Verfassung — ihre fueros — erkämpft und bewahrt hatten, näher kennen zu lernen.

Nach einem nochmaligen Aufenthalt in Paris, von wo aus er einen zweiten Ausflug nach den Pyrenäen unternahm, kehrte er im Spätsommer 1801 nach Deutschland, zunächst nach dem geliebten Weimar zurück, um im Gedanken-

austausch mit Schiller und Goethe in der, den aufgewühlten Brandungen politischer Bewegung unerreichbaren, Sternenschanze der Dichtkunst und Philosophie heitere Tage zu feiern.

Aus diesen Götterträumen des Ewigschönen wurde Humboldt unsanft geweckt, als er im Herbst nach Berlin zurückkehrte, wo ihn sein früherer Zechbruder und Studiengenosse, der uns wohlbekannte Friedrich Gentz, aufsuchte, und wie er sich rühmt: „große Gespräche zwischen Mitternacht und drei Uhr mit ihm hatte."

„Nichts vielleicht," bemerkt Humboldts Biograph, „war so geeignet, Humboldt in die dermaligen Zustände Preußens und Berlins einzuweihen, als das Leben und die Lage, in der sich Gentz befand. Umgeben von der allgemeinen Frivolität der Hauptstadt, hatte sich dieser in eine unglaubliche Unsittlichkeit und Wüstheit hineingerast. Gegenüber der würdelosen und habgierigen politischen Haltung der preußischen Regierung hatte er sich, seiner Beamtenstellung zum Trotz, in eine literarische Opposition hineingeworfen, die ihm mit englischem Golde und mit östreichischer Gunst bezahlt wurde, war er aus einem Lobredner des Friedens zu einem Kriegsprediger geworden. Die Zustände, welche den Hintergrund dieses Gentzschen Treibens bildeten, konnten auch Humboldt nicht behagen. Wenig erfreut durch die socialen Verhältnisse Berlins, angewidert von der politischen Misère des Vaterlandes, zog er sich, seiner alten Praxis getreu, auf seine vaskischen Studien zurück. Wie Gentz aber, wenn auch aus anderen Gründen, sehnte er sich von ganzem Herzen von Berlin wieder hinweg. Es traf sich, daß Beide ungefähr gleichzeitig den Schauplatz ihrer jugendlichen Abenteuer verließen. Durch eine förmliche Flucht bewerkstelligte der Eine seinen Uebertritt in östreichische Dienste; die ehrenvollste Sendschaft führte den Anderen, nach einer einjährigen Rast im Vaterlande, nach Italien."

Der preußische Gesandtschaftsposten in Rom war so eben durch die Abberufung des Geh. Rathes Uhden erledigt worden. Der Geh. Cabinetsrath Beyme, mit Humboldt befreundet, machte ihn darauf aufmerksam, daß dies eine Stelle sei, geeignet den von ihm so lang gehegten Wunsch, eine Reise nach Italien zu unternehmen und Rom zu einem bleibenden Aufenthalt zu wählen, in befriedigendster Weise zu erfüllen. Humboldt erklärte sich geneigt, der König genehmigte den Vorschlag, Humboldt wurde zum Geheimen Legationsrath und Residenten in Rom ernannt und Friedrich Wilhelm III., welcher, wenn er gut gelaunt war, sich unter näheren Bekannten — und zu diesen zählten die Brüder

Humboldt, — einen harmlosen Scherz erlaubte, überreichte ihm bei der Abschiedsaudienz den goldenen Kammerherrnschlüssel mit einer Anspielung auf den Schlüssel, durch welchen der Papst von dem heiligen Petrus zum Kammerherrn des Paradieses ernannt worden sei.

Seit Jahren hatte Humboldt sich zu dieser Reise wie zu einer großartigen Arbeit vorbereitet; er legte jetzt gleichsam die letzte Feile an. Der gelehrte Freund in Halle, bei dem er mehrere Tage verweilte, versah ihn mit Nachweisen der handschriftlichen Schätze, die er in der Bibliothek des Vaticans finden werde. In Weimar stattete ihn Goethe zu dem Römerzuge aus und gab ihm den Wunsch mit auf die Reise: er möge Rom genießen und auf sich einwirken lassen, wie er es gethan, „jenes Rom, wo das Herrlichste, was die Kunst hervorgebracht, unter freiem Himmel steht und wo man zu solchen Wunderwerken unentgeltlich wie zu den Sternen des Firmaments aufschauen darf." Auch mit Schiller verlebte er noch mehrere Tage in heiterster Geselligkeit, ohne zu ahnen, daß er bei seiner Heimkehr den geliebten Freund nicht mehr unter den Lebenden finden werde.

Am 25. November 1802 fuhr Humboldt in die „ewige Roma" ein, wo er auf dem Monte Pincio in der schöngelegenen Villa di Malta (gegenwärtig Besitzthum des Königs Ludwig von Baiern) für sich und seine Familie Alles zur besten Aufnahme bereit fand.

Der Geh. Rath Uhden war noch in Rom und machte seinen Nachfolger mit den Verhältnissen und Persönlichkeiten genau bekannt. Hatte nun auch unser Humboldt sich um Kunstforschung und Alterthumswissenschaft eifriger als um päpstliche Bullen und das Cardinalcollegium, um die Noten der Grammatiker mehr als um die der Diplomaten bekümmert, so war er doch durch seine Reisen nach Paris und Spanien ein vollkommener Weltmann geworden und hatte in Madrid und auf einem Ausfluge nach dem Montserrat sich mit dem Cultus der katholischen Kirche und ihrem Hokuspokus vertraut genug gemacht, um in den Kreisen der Diplomaten wie in denen der geistlichen Würdenträger, bei aller Zurückhaltung und Bescheidenheit, Anerkennung und bald auch Einfluß zu gewinnen. „Der neue Vertreter des preußischen Hofes besaß in reichem Maße jene gewinnenden Formen, welche da vorzüglich geschätzt werden mußten, wo man gewohnt war, aus dem Schein von Würde und Anstand ein Studium zu machen. Er ließ die ränkevollen Cardinäle des Papstes Pius VII. und

seinen Consalvi ahnen, daß er jener feinen Klugheit mächtig sei, die einst der kluge Florentiner (Macchiavelli) fein entwickelt hatte und für die Italien die älteste Schule war. In religiösen Dingen kostete es ihm keine Mühe eine Milde und Duldung an den Tag zu legen, welche an dem Protestanten selbst eines Pius VII. katholischer Eifer lobens- und dankenswerth finden konnte. Er war außerdem von Rom und römischer Herrlichkeit so eingenommen, daß es dem patriotischen Stolz der Römer schmeicheln mußte. Er trieb, was sie trieben, er liebte, was sie liebten. Er zeigte sich als einen Kenner römischer Alterthümer, als einen Bewunderer römischer Kunstschätze. Er vereinigte mit deutscher Gelehrsamkeit italienische Liberalität. Durch jene imponirte er, durch diese gewann und gefiel er. Von dem eigensinnigsten — weil unfehlbaren! — Hofe der Welt erlangte er, was überhaupt zu erlangen war. Von der Kirche und für Preußens Staatsinteresse wollte er nichts, was der Rede werth gewesen wäre. Von dem Papste und dessen Cardinälen erhielt er für sich und seine Schutzbefohlenen und für die Protestanten in dem Kirchenstaate, was er irgend wünschte. Niemals ist ein fremder Gesandter in Rom mit gleicher Auszeichnung und Zuvorkommenheit behandelt worden. Niemals hatten deutsche Gelehrte und Künstler einen gefälligeren und einflußreicheren Beschützer in Rom, niemals fanden sie einen entgegenkommenderen Empfang, einen geistvolleren Umgang in dem Hause eines preußischen Gesandten, als in jener Zeit, wo die liebenswürdige, feingebildete Frau v. Humboldt die angenehme Wirthin in dem Gesandtschaftshotel der Villa di Malta machte."

Mit der päpstlichen Curie zu verhandeln galt von jeher, wenn man nicht mit gefüllten Säckeln, oder mit Bewilligung anmaßlicher Forderungen für die katholische Kirche ausgestattet war, für die allerschwerste Aufgabe in Rom. Hiervon gewann Humboldt sehr bald die vollständigste Ueberzeugung, weshalb er darauf verzichtete, „von St. Peter zu erwirken, was selbst der Engel Gabriel nicht erwirken würde."*) Noch war damals für Preußen die Zeit der Verwickelungen mit Rom nicht vorhanden; sie trat viel später erst nach der Erwerbung der erzbischöflichen Sitze am Rhein und der Huldigung der dortigen zahlreichen katholischen Bevölkerung ein. Für jetzt fanden nur unbedeutende Scharmützel statt. „Es lag nicht in der Absicht des preußischen Cabinets, der Anmaßung

*) Schlesier, Humboldts Leben. II. 91. Fürst, Henriette Herz. S. 152.

des römischen Stuhles und seinen Gelüsten der Einmischung in auswärtiges Staatsrecht etwas im Großen und ein für allemal abzugewinnen. Es handelte sich für jetzt nicht — so weit verstieg sich die preußische Politik nicht — um den Abschluß eines Concordats mit dem Papste. Aber im Kleinen und Einzelnen wenigstens konnte der persönliche Einfluß des Gesandten bei hundert Anlässen den römischen Prätensionen die Spitze abbrechen. Humboldt fand hinreichend Gelegenheit die Priesterherrschaftgelüste und den ungezähmten Stolz der katholischen Kirche kennen zu lernen. Der Consequenz dieses Princips gegenüber mußte er sich eine principielle Stellung geben. Wie zersplittert, wie politisch unbedeutend seine Stellung war, er bezog sie auf eine einzige leitende Idee: „dem Zwange, den man von Rom aus sogar in den entferntesten Gegenden noch ausüben möchte, so viel es angeht, zu steuern," das war der Sinn, den er in seine praktische Thätigkeit hineinlegte, das war die Aufgabe, welche er beständig vor Augen behielt."*)

Wenn er auch den Freunden schreibt, er sei als Diplomat „ein bloßer Neuigkeitsschreiber, der sehr friedliche und heilige Geschäfte treibe," so nahm er es doch mit seinen Berufsarbeiten gewissenhaft, wofür seine Berichte an das Ministerium in Berlin Zeugniß ablegen. Waren die pflichtmäßigen Arbeiten gethan, so widmete er sich um so freudiger seinen Studien. „Meine Berufsarbeiten" — schreibt er an Wolf — „ärgern und langweilen mich nicht, so lange sie dauern; aber wenn sie abgemacht sind, dann sind meine Gedanken hundert Meilen weit von ihnen entfernt." An Schiller schreibt er: „Alles besorge ich selbst und besorge es pünktlich," zugleich aber bekennt er ehrlich: „er thue dies nur, um fertig zu werden und sich Freiheit nebenher zu verschaffen."**) So wurde für ihn Rom der Ort, wo seine Selbstbildung sich vollendete. „Rom" — er wird nicht müde es seinen Freunden zu versichern — „that ihm wohl. Es war, wie er längst es geahnt hatte, das rechte Klima für seinen Geist. Alles Beste seines Wesens kam erst hier zur Blüthe und Reife in ihm; es entfaltete sich frischer und schöner und in reicheren Trieben, der Pflanze gleich, die in den Boden und unter den Himmel versetzt wird, die ihrer Natur gemäß sind."***)

In innigem Verkehr blieb er mit Schiller, welcher durch seine neuesten

*) Humboldts Briefe an Schiller a. a. O. S. 480. Haym a. a. O. S. 209.
**) Varnhagen, Denkwürdigkeiten. S. 154.
***) Haym a. a. O. S. 210.

Schöpfungen auf dem Gebiete der dramatischen Dichtkunst: Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Braut von Messina, Wilhelm Tell, die deutsche Nation mit den edelsten und vollendetsten Kunstwerken beschenkt hatte, welche jemals aus der ureigenen Gemüthswelt des Volkes hervorgegangen sind. Tief ergriffen ward Humboldt von jeder neuen Schöpfung des Freundes, der in seiner Bescheidenheit meinte, es werde für ihn, der umgeben sei von der schönen Natur Italiens, mitten unter den reichen Kunstschätzen Roms, das stille Thal der Ilm und was die Freunde dort trieben, kein Interesse mehr haben. Humboldt dagegen versichert den Freund, „daß das Kleinste in dessen Beschäftigung mehr Wichtigkeit für ihn habe, als Alles, was er selbst unternehmen könnte;" er gestand ihm, was er ihm vielleicht so frei und offen nie zuvor gestanden hatte und entlockte ihm das gleiche Geständniß, „daß sie beide Eins seien in der Platonischen Ansicht von der Nichtigkeit der Dinge und von dem alleinigen Werthe der Ideen." Den letzten Brief an den Freund schrieb Schiller aus Weimar den 2. April 1805, vier Wochen vor seinem Tode. „Ist es gleich eine unendlich lange Zeit," schrieb er ihm, „daß ich Ihnen nicht eine Zeile gesagt, so kommt es mir doch vor, als ob unsere Geister immer zusammenhingen und es macht mir Freude, zu denken, daß ich mich auch nach dem längsten Stillschweigen mit gleichem Vertrauen, wie da wir noch zusammenlebten, an Ihr Herz legen kann. Für unser Einverständniß sind keine Jahre und keine Räume: Ihr Wirkungskreis kann Sie nicht so sehr zerstreuen, und der meinige mich nicht so sehr vereinseitigen und beschränken, daß wir einander nicht immer in dem Würdigen und Rechten begegnen sollten. Und am Ende sind wir ja beide Idealisten und würden uns schämen uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten, und nicht wir die Dinge."

Nach dem Empfange eines solchen Briefes überkam ihn wohl an den Ufern der Tiber eine Sehnsucht nach den Ufern der Ilm, selbst mitten im Genusse des Himmels und der Kunstschätze Italiens, eine Sehnsucht nach den Geistern, welche die Lippen des Dichters in nächtlichen Gesprächen heraufzuzaubern verstanden hatten. Mächtig vor Allem ergriff ihn diese Sehnsucht bei der Nachricht von dem Tode Schillers. „Denn ach! nun sollte er sie niemals wieder sehen, diese edlen und ernsten Züge, das auf die Brust geneigte Antlitz, die hohe, leidberührte Gestalt; nie wieder sollte er die Stimme hören, deren sanfter Ernst, deren leidenschaftliche Innigkeit ihm so oft in die Seele geklungen war!" ....

Nun schmerzte es ihn, daß er sich gewissermaßen eigenmächtig aus jenem Kreise hinweggerissen habe; er beneidete Goethe, der sich noch die Worte, die letzten Worte des Freundes zurückrufen könne, während er ihm wie ein Schatten entflohen sei. „Wie oft," schreibt er an Goethe, „ist es mir eingefallen, daß der Mensch sich leichtsinnig trennt, zerreißt, was ihn beglückt, und muthwillig nach Neuem hascht. Wenn die wahre Ungewißheit des menschlichen Schicksals dem Menschen so lebendig vor Augen stände, als sie es sollte, würde kein Mensch von Gefühl sich entschließen, die Spanne Landes zu verlassen, auf der er zuerst Freunde umarmte."*)

Auch an andere Befreundete wendet er sich, um Näheres über den Heimgang Schillers zu erfahren. „Sie schreiben mir viel von Goethe," schreibt er an Wolf den 20. Juli 1805, „was mich herzlich freut, aber kein Wort von Schiller, ob Sie ihn noch sahen, oder nach seinem Tode in Weimar waren. Mich hat sein Tod unendlich niedergeschlagen. Ich kann wohl behaupten, daß ich meine ideenreichsten Tage mit ihm zugebracht habe. Ein so rein intellectuelles Genie, so zu allem Höchsten in Dichtkunst und Philosophie ewig aufgelegt, von so ununterbrochen edlem Ernst, von so parteilosgerechter Beurtheilung wird eben so wenig in langer Zeit wieder aufstehen, als eine solche Kunst in Reden und Schreiben. Sie, der Sie ihn so oft und gern sahen, theurer Freund, fühlen dies gewiß gleich stark mit mir."

Dieselbe wohlthuende Gewalt aber, welche die wunderbare Schönheit des Golfs von Neapel auf Goethe ausübte, die ihn zu dem gewagten Worte veranlaßte: „Wer Neapel gesehen, wird sich im Leben nie wieder unglücklich fühlen," übten auf Humboldt Rom und dessen Umgebung aus. „Was in uns menschlich erklingt" — schreibt er noch in späteren Jahren — „durch welche Gattung der Thätigkeit, an welchem Faden des Menschen- und Weltschicksals es in uns wach werden möge, tönt in dieser Umgebung reiner und stärker wieder." Obwohl unausgesetzt mit gelehrten Sprachstudien, mit der Uebersetzung der Tragödien des Aeschylos und der Oden Pindars beschäftigt, gehörte er doch nie zu jenen verkommenen Stubenhockern und Bücherwürmern, welche nur im Modergeruch der Katakomben und in dem Pergamentenstaube der Bibliotheken sich wohl fühlen. Der hochgelahrte Niebuhr machte Goethe Vorwürfe über seine „Kunst-

*) Neue Jenaische Literaturzeitung 1843, Nr. 2. Haym a. a. O. S. 211.

schwelgerei in Rom, die eine ganze Nation und ein ganzes Land blos als eine Ergötzung für sich betrachtet und in der ganzen Welt und Natur nichts gesehen habe, als was zu einer unendlichen Decoration des erbärmlichen Lebens gehört." Durch philisterartige Mäkelei verkümmerte sich Niebuhr den Genuß; „für Schwermuth," schreibt er, „ist Rom ein tödtender Ort, da es darin gar keine lebendige Gegenwart giebt, bei der es der Wehmuth wohl werden kann." Mit wie anderem Zauber läßt Humboldt in den Stunden der Schwermuth, des Schmerzes um den Verlust des Freundes Rom auf sich einwirken! „Römische Gegend," schreibt er, „ist mit keiner andern zu vergleichen. Unvermeidlich weckt ihr Anblick die Thätigkeit der Phantasie; aber auch den äußeren Sinn versetzt die Lieblichkeit der Formen, die Größe und Einfachheit der Gestalten, der Reichthum der Vegetation, die Bestimmtheit der Umrisse in der ungetrübten Luft und die Schönheit der Farben in durchgängige Klarheit. Der Naturgenuß ist hier reiner, ungetrübter Kunstgenuß." Die schöne Natur und das Kunstwerk in ununterbrochener Wechselwirkung machen ihm die „holde Gewohnheit des Daseins" lieb und werth. Die römischen Kunstdenkmäler bilden mit der römischen Gegend für ihn einen Gesammteindruck. „Ich liebe nicht" — schreibt er an Wolf — „die in Häuser eingeschlossenen Götter. Aber die Colosse (Kastor und Pollux), deren Wunderköpfe Sie in dem Barbarenlande gesehen haben,*) die unter freiem Himmel stehen und auf Rom von dem Quirinal hinabsehen, die grüße ich ziemlich alle Tage. Wo für mich der Genuß vollkommen sein soll, muß die Bläue des Himmels auch ihr Recht behaupten; man muß noch einen Theil Latiums mit überschauen und das Albaner Gebirge in Abendbeleuchtung den Horizont schließen sehen." Da Wolf, durch äußere Bedingungen behindert, den lebhaft gehegten Wunsch einer „Wallfahrt zu den Tempeln und Göttern Roms" nicht ausführen konnte, war von seiner Seite ein eingehendes Verständniß in die Ansichten Humboldts von der hohen Bedeutung jener, mit dem Immergrün großer Erinnerungen und Denkmäler geschmückten, Schädelstätte der Weltgeschichte nicht zu erwarten. Eben so wenig fanden Humboldts begeisterte Schilderungen bei den beiden Freunden Schiller und Körner, denen ebenfalls das Glück „des Bettlers an der Peterskirche" versagt war, Anklang. Nur Einen gab es, bei welchem Humboldt des Verständnisses und der Uebereinstimmung mit seinen An-

*) Abgüsse der beiden Rossebändiger vom Monte Cavallo befinden sich in dem neuen Museum in Berlin.

sichten und Empfindungen gewiß sein durfte, dies war Goethe. „Rom ist der Ort," — schreibt er ihm — „in dem sich für unsere Ansicht das ganze Alterthum in Eins zusammenzieht und was wir also bei den alten Dichtern, bei den alten Staatsverfassungen empfinden, glauben wir in Rom mehr noch, als zu empfinden, selbst anzuschauen. Wie Homer sich nicht mit anderen Dichtern, so läßt sich Rom mit keiner anderen Stadt, römische Gegend mit keiner anderen vergleichen. Es gehört allerdings das Meiste von diesem Eindruck uns und nicht dem Gegenstande; aber es ist nicht blos der empfindelnde Gedanke, zu stehen, wo dieser oder jener große Mann stand, es ist ein gewaltsames Hinreißen in eine, von uns nun einmal, sei es auch durch eine nothwendige Täuschung, als edler und erhabner angesehene Vergangenheit; eine Gewalt, der selbst, wer wollte, nicht widerstehen kann, weil die Oede, in der die jetzigen Bewohner das Land lassen, und die unglaubliche Masse von Trümmern selbst das Auge dahin führen. Und da nun diese Vergangenheit dem inneren Sinne in einer Größe erscheint, die allen Neid ausschließt, an der man sich überglücklich fühlt, nur mit der Phantasie Theil zu nehmen, ja, an der keine andere Theilnahme nur denkbar ist und dann den äußeren Sinn zugleich die Lieblichkeit der Formen, die Größe und Einfachheit der Gestalten, der Reichthum der Vegetation, die doch wieder nicht üppig ist, wie in noch südlicheren Gegenden, die Bestimmtheit der Umrisse in der reinsten Luft und die Schönheit der Farben in durchgängige Klarheit versetzt: so ist hier der Naturgenuß reiner, von aller Bedürftigkeit entfernter Naturgenuß. Ueberall sonst reihen sich Ideen des Contrastes daran und er wird elegisch oder satyrisch. Freilich indeß ist es auch für uns so. Horaz empfand Tibur moderner, als wir das heutige Tivoli. Das beweist sein „beatus ille, qui procul negotiis etc." (beglückt, wer fern von Staatsgeschäften 2c.). Aber es ist auch nur eine Täuschung, wenn wir selbst Bewohner Athens und Roms zu sein wünschten. Nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Alterthum uns erscheinen. Es geht damit, wie, wenigstens mir und einem Freunde, mit den Ruinen. Wir haben immer einen Aerger, wenn man ein bereits halbversunkenes Bauwerk vom Schutte befreit und neu aufputzt; es kann dies höchstens ein Gewinn für die Gelehrsamkeit auf Kosten der Phantasie sein. Ich kenne für mich nur noch zwei gleich schreckliche Dinge: wenn man die wundervolle Wüste der Campagna anbauen und Rom zu einer, mit einer guten Polizei versehenen, Stadt machen wollte,

in der kein Mensch mehr Messer trüge. Kommt je ein so ordentlicher Papst, was denn die 72 Cardinäle verhüten mögen, so ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist, als dies ganze Geschlecht."*)

Man hat den Deutschen, zumal den der höheren Bildungskreise, einen „Allerweltmenschen" genannt, wozu er vor anderen Nationen dadurch befähigt sei, daß er fremde Eigenthümlichkeit sich mit Vorliebe aneigne und den Wahlspruch führe: ubi bene, ibi patria! (Wo es mir gut geht, da ist mein Vaterland.) Auch unser Humboldt verleugnete in dieser Hinsicht — wenn auch nicht in so ausgeprägter Weise, wie sein Bruder Alexander — seine Herkunft nicht. Er wird in Rom ein vollständiger Römer, ja man kann mit Recht von ihm sagen, daß er mit Rom vertrauter war, es mehr liebte und ihm höheren Genuß verdankte, als irgend ein Römer, den Papst nicht ausgenommen, sich dessen rühmen konnte. In Rom verehrte Humboldt die treue Bewahrerin dessen, was griechische Bildung in Kunst und Wissenschaft als ein nur vergängliches Vermächtniß hinterließ. „Denn es war wesentlich doch eine geistige Macht, durch welche Rom den Geist des Alterthums in sich sammelte und durch Jahrhunderte hindurchtrug. Diese Macht ergriff das Unsterbliche an dem Alterthum in ähnlicher Weise, wie wir es noch heut ergreifen. Sie rettete und verewigte durch eine wunderbare Verknüpfung weltlicher und geistiger Zwecke gerade dasjenige, was aus dem Alterthum am Innerlichsten und Geistigsten auf uns herüberwinkt: den Geist des hellenischen Alterthums. Nur durch Rom ist uns Griechenland erhalten; nicht nur eine bewundernswürdige Zugabe erhielt die griechische Bildung in der römischen, sondern jene hätte auch schwerlich ohne die römische Macht Dauer und Verbreitung gewonnen."**) Das köstliche Kleinod des griechischen Geistes, die homerischen Gesänge der Iliade und Odyssee, verdanken wir den welterobernden Zügen der Römer.

---

*) Goethe erwies diesem Briefe Humboldts die größte Anerkennung dadurch, daß er demselben unter der Aufschrift „Rom" eine Stelle in seinem „Winckelmann" zutheilt mit der Vorbemerkung: „Wie uns ein Freund die mächtige Wirkung, welche Rom auf ihn ausgeübt, geistvoll entwickelt, theilen wir unseren Lesern statt aller weiteren Betrachtungen mit."

**) Haym a. a. O. S. 219.

„Ewig hätt' Homeros uns geschwiegen,
Hätte Rom nicht unterjocht die Welt!"

sagt Humboldt in dem Gedichte „Rom", welches er 1806 von dort einer Freundin, Caroline von Wolzogen, der Schwägerin Schillers, widmete und ihr schrieb: „Alles, was mich seit meinem Ankommen in Rom tief bewegt, und mit jedem Jahre tiefer durchdrungen hat, enthält dieses Gedicht."

Wie wir aber unseren Humboldt bereits kennen, dürfen wir uns von ihm versichert halten, daß er nicht den Olymp der griechischen Götterwelt, nicht die Bibliothek des Vaticans, noch die herrlichen Umgebungen Roms zu ausschließlichem Umgang und zur Heimath erwählt.

In der ewigen Roma verehrte Humboldt nicht allein die Bewahrerin der geistigen Errungenschaften der untergegangenen griechischen und altrömischen Welt; ihm blieb nicht verborgen, daß die christlich-romantische Bildung ebenfalls Rom zu ihrer Pflanzstätte hat. „Auf mich," schreibt Humboldt an Wolf, „übt Rom seine große Gewalt immer mehr als durch alles Andere dadurch aus, daß es der Mittelpunkt der alten und neuen Welt ist." — Was die neuere Zeit dem „christlichen Rom" verdankt, wird von Humboldt nicht verkannt, obschon er, als ein freisinniger Protestant, sein ganzes Leben hindurch gegen Jesuitismus und Päpstelei protestirt hat. Durch seine philosophischen und geschichtlichen Studien hatte Humboldt einen Standpunkt gewonnen, auf welchem er vorurtheilsfrei das Wahre und Schöne, wo es ihm entgegentrat, anerkannte. Dem weltgeschichtlichen Berufe des römischen Cäsarenthums, wie dem des römischen Papstthums gestand er gebührende Geltung zu, und mit eindringlichen Worten erinnerte er daran, was die gegenwärtige Bildung der europäischen Welt Italien verdanke. „An dem Geiste des Alterthums mußte sich die neuere Bildung emporschlingen. Für diese große Epoche der Umbildung und des Hinüberschreitens in einen neuen geistigen Zustand spielt Italien die erste und bedeutendste Rolle. Die italienische Sprache insbesondere steht als ein wunderbares Denkmal dieses Ueberganges da. Denn in keiner der römischen Töchtersprachen hat der Geist der neuen Zeit in vollständigerer Unabhängigkeit und in eigenthümlicherem Charakter zugleich treuere Anhänglichkeit an das Antike bewahrt. Der Ruhm Italiens kommt aber immer wieder der ersten Stadt Italiens zu Gute. Diese Stadt endlich spricht uns in Allem mit der Mahnung an jenen Gegensatz und Wendepunkt der Culturentwickelung an: in ungeheuren Ueberresten, in seelenvollen Kunst-

werken, in zahllosen, nicht abzuwehrenden Erinnerungen. Rom, mit einem Worte, ist für uns Eins geworden mit den zwei größten Zuständen, auf welche sich unser geistiges Dasein gründet: dem classischen Alterthum und dem Emporwachsen moderner Größe an der antiken."*)

An seine beiden großen Vorgänger und Landsleute Winckelmann und Goethe schließt sich unser Humboldt in würdigster Weise an, nicht nur in dem, wo es Ergründung der Kunstschätze des Alterthums, sondern nicht minder, wo es den reinsten Genuß des Lebens gilt. „Seine Absicht und mehr noch als dies, sein unfreiwilliges Thun bestand darin, sich frei dem reinen Genusse der sich so lieblich allen Sinnen erschließenden und doch eine so unergründliche Tiefe darbietenden Erscheinung zu überlassen." Wie sehr bedauert er, daß sein so genußfähiger gelehrter Freund nicht mit ihm schwelgen kann in den Herrlichkeiten Roms. „Kommen Sie mit," schreibt er an Wolf, „und genießen; ich lade Sie zu einem Mondscheinspaziergange in das Colosseum ein. Seien Sie nur erst wenige Wochen hier und der Lotos wird bald gegessen sein.**) Auch die mühevollen Ideen von Arbeit werden bald verschwinden. Sie werden nur genießen wollen und sich im Genuß mehr als in der Arbeit gefallen." In einem späteren Briefe schreibt er dem gelehrten Freunde: „Auf Spaziergängen in den himmlischen Gegenden um den Albaner See und am Fuße des Mons Albanus lese ich den Homer mit unglaublich mehr Vergnügen, als Sie ihn in beengter Studierzelle bei den Halloren lesen. Meine Arbeiten laß ich hinter mir, geh' ins Freie, lese, denke und träume. Ich glaube wirklich, man genießt das Leben nur hier. Der Genuß wird hier ein fruchtbares Geschäft und weckt eine Art Verachtung gegen die Thätigkeit. Das werden Sie nicht sehr lobenswerth finden, mein theurer Freund, aber es ist wahr, und was giebt es auch eigentlich Höheres, als sich und die Natur, die Vergangenheit und die Gegenwart genießen? Nur wenn man das thut, lebt man für sich und für etwas Wahres." Wie aufrichtig auch solches Bekenntniß gemeint war, so machte Italien Humboldt eben so wenig wie Goethe zum bloßen Genußmenschen im gewöhnlichen Sinne; Rom wurde für ihn nicht zum Capua, welches ihn verweichlicht und entnervt hätte; davor bewahrte ihn seine Herkunft. „Der deutsche Geist," schreibt Schiller an ihn, „sitzt Ihnen zu tief, als daß Sie irgendwo aufhören könnten,

*) Haym a. a. O. S. 220.

**) Eine Anspielung auf Homers Lotosesser in der Odyssee IX. 92.

deutsch zu empfinden und zu denken." Es war keineswegs das „dolce far niente", „das süße Nichtsthun" der Italiener, in welchem Humboldt Befriedigung gefunden hätte; sein Genuß ward immer zu fruchtbringender Thätigkeit. „In keiner anderen Umgebung," so lautet sein Bekenntniß, „geht aus der reinen und wahren Empfänglichkeit so unmittelbar auch die geeignete Thätigkeit hervor, es möge sich nun Neues durch neues Studium entwickeln, oder man möge forttreiben, was man zu treiben gewohnt war, den Gedanken, Gefühlen, Bildern nachhängen, welche die Seele zu Haus am lebendigsten bewegten." In einem späteren Briefe bemerkt er: „Rom kann nur gefaßt werden, indem man das Beste in seinem Inneren in Bewegung setzt; es weckt aber auch die Stimmung, die es fordert, und die besten und edelsten Kräfte gehen dort in reger und freudiger Thätigkeit auf."

Obwohl ein „Gelehrter von Fach", wie irgend ein Leipziger oder Göttinger Professor, wurde Humboldt doch nie, und am wenigsten in Rom, ein gelehrter Bücherwurm, und während der griesgrämliche Niebuhr für sein römisches Geschichtswerk die Quellen in der schwer zugänglichen Bibliothek des Vaticans aufsuchte, nannte Humboldt es sein eigentliches Leben, „die Totalität des Römerlebens und der Römergeschichte im Kopfe, in Rom umherzugehen, oder seinen erquickenden Sommeraufenthalt im Gebirg von Albano zu machen." Seine Neigung zu den Griechen, insbesondere zu Pindar und Aeschylos, erwachte aufs Neue, als er nach Verlauf eines Jahres aus der Zerstreuung des von allen Seiten auf ihn eindringenden Genußlebens mehr und mehr wieder zu sich selbst gekommen war. Als die schönste Frucht seiner Thätigkeit während des römischen Aufenthaltes darf die Uebersetzung des Trauerspiels Agamemnon des Aeschylos gelten. Minder glücklich, als in der Uebertragung fremder Dichterwerke in die Muttersprache, war Humboldt in eigenen Dichtungen. Seine Elegie „Rom" und eben so das an seinen Bruder Alexander nach dessen Heimkehr aus Amerika gerichtete Gedicht haben zwar vollen Anspruch auf poetischen Gehalt, aber nicht auf poetische Form, welche mehr den Charakter eines prosaischen Sprachstudiums trägt.

Die schönen Tage der ersten Hälfte des Octobers 1808 verlebte Humboldt in dem reizenden Albano. Der traurigen Ereignisse in der Heimath während der Kriegsjahre 1806 und 1807 finden wir im Briefwechsel nur vorübergehend Erwähnung gethan. Da indessen seine in Thüringen nahe bei Erfurt gelege-

nen Güter und das nahe bei Berlin gelegene Tegel von dem hereingebrochenen Kriegsunwetter hart betroffen worden waren, erbat und erhielt er Urlaub zur Reise nach Deutschland. Seinen Rückweg nahm er über München, Weimar, wo er von Goethe und anderen Befreundeten über die letzten Lebensmomente Schillers sich umständlicher, als es in Briefen geschehen konnte, erzählen ließ. In Erfurt empfing er einen, von dem Cabinetsministerium d. d. Königsberg, den 15. December 1808, an ihn gerichteten Antrag: die Stelle eines Directors der Section für den Cultus und öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern zu übernehmen, indem er zugleich zum Geheimen Staatsrath ernannt wurde. Humboldt, an welchen diese Zuschrift auf damaligem Wege des ordinairen Postenlaufes nach ein und zwanzig Tagen — jetzt würde dies in weniger als 21 Minuten geschehen können — gelangte, erklärte sich, unter Vorbehalt des Rücktrittes in die diplomatische Laufbahn, zur Annahme jener Stelle bereit. Die förmliche Ernennung erfolgte d. d. Königsberg, den 20. Februar 1809.

Den Winter brachte Humboldt mit Vorbereitungen für seine neue Wirksamkeit in Berlin zu; im April reiste er nach Königsberg ab. Wie schwer es ihm auch wurde, „das Land, wo die Citronen blühen" mit dem hyperboräischen Bernsteinlande zu vertauschen, er hat nie eine Klage darüber laut werden lassen, da gegen die Ansprüche, welche damals der Staat, das Vaterland und der König an jeden Ehrenmann machten, persönliche Rücksicht und Privatwünsche zurücktreten mußten. Außerdem aber war die Stelle eines preußischen Gesandten in Rom bei dem heiligen Stuhle dadurch beseitigt worden, daß Napoleon durch ein Decret d. d. Schönbrunn, den 17. Mai 1809 die Einverleibung des Kirchenstaates in das französische Kaiserreich verfügt hatte und der Papst Pius VII. am 6. Juli als Gefangener nach Frankreich abgeführt worden war.

Bei seiner Ankunft in Königsberg fand Humboldt einen Kreis edler Vaterlandsfreunde in dem Rathe des Königs versammelt. Hervorragende Charaktere fehlten; Stein war ausgewiesen und Hardenberg noch nicht wieder berufen worden. Die Thätigkeit, mit welcher Humboldt in das große Unternehmen eingriff, den niedergeschmetterten Staat Friedrichs des Großen aus tiefster Schmach und Erniedrigung zu ursprünglicher Gesundheit wiederherzustellen und einer größeren Zukunft entgegenzuführen, war von entscheidend nachhaltigem Erfolge. Auf den Schlachtfeldern waren unsere Heere geschlagen, bei den Verhandlungen unsere Diplomaten überlistet und übervortheilt worden, unser Handel, Gewerbfleiß,

Ackerbau waren zu Grunde gerichtet, nur Eines war im innersten Mark gesund und unberührt geblieben: das sittliche Bewußtsein von der Macht des Geistes, vertreten durch deutsche Wissenschaft und Bildung. Und hier ist es am Ort, daran zu erinnern, daß die so hart geschmähte und verklagte Philosophie es war, welche dem flügellahmen Adler Preußens ihre Schwingen lieh und ihn mit Waffen bewehrte, an denen das demantene Schwert des Frankenkaisers im letzten Entscheidungskampfe zersplitterte.*)

Aus dem, was wir über den Bildungsgang Humboldts mittheilten, ist uns erinnerlich, daß er in Gemeinschaft mit Schiller sich eifrig dem Studium der Philosophie Kants ergab. Daß der Lehrstuhl Kants in Königsberg stand und daß in derselben Stadt der in Trümmer zerfallene Königsthron in erneutem Glanze wieder aufgebaut wurde, darf nicht für ein Spiel des Zufalls gelten. Die Sittlichkeit allein verleiht dem Menschen Werth und Würde; nur die Selbstbestimmung des Geistes führt zur vernunftgemäßen Freiheit. Dies sind die Grundprincipien der Kantischen Philosophie, sie sind die Grundpfeiler, auf denen der preußische Staat nach dem Tilsiter Frieden neu aufgerichtet wurde. Daß der Königsberger Philosoph der überfliegenden Vernunft die Flügel mit seiner kritischen Scheere beschnitt, damit die wächsernen Fittiche nicht an dem Sonnenlichte schmelzen möchten, ward von allen denen beklagt, welche es ihm nicht Dank wußten, daß er die Philosophie wieder auf eigene Füße gestellt, über welche das Dogma und die Ueberlieferung auf guten Glauben fortan keine Gewalt mehr hatte. „In Wahrheit,“ sagt ein gewiegter und gewissenhafter Beurtheiler Kants, „war es von dem bedächtigen Kritiker der reinen Vernunft als der Beruf des deutschen Geistes begriffen worden, den Kampf der Aufklärung gegen den überlieferten romantischen Glaubensinhalt bis auf seine letzten und tiefsten Gründe

*) „Das freieste, umfassendste, allgemeinste Wissen,“ sagt einer der würdigsten Vertreter der Wissenschaft, „ist das philosophische. Wenn die Staaten in der Regel, von den ältesten Zeiten her, der Philosophie abgeneigt waren, weil, um nicht mehr zu sagen, jene das Bestehende und Ueberlieferte festhalten wollen, diese aber das, was sein soll, erstrebt, so war damals in Preußen dieser Gegensatz minder mächtig, weil der Staat selber im Begriffe war, seine Verhältnisse nach Möglichkeit zu gestalten, wie sie sein sollen, und weil die Freiheit des Gedankens in Uebereinstimmung war mit dem Ringen des Staates, seine eigene politische Freiheit wieder zu gewinnen .... Der Universität Berlin ist die Philosophie von Anbeginn eingepflanzt worden als das allbelebende Element und hatte bei ihrer Eröffnung in Fichte, Schleiermacher, Solger ausgezeichnete Vertreter.“ Boeckh, Rede am 15. October 1856. In dessen gesammelten kleinen Schriften Bd. II. S. 140.

auszufechten. Es galt ihm nicht blos den übersinnlichen Inhalt der alten romantischen Welt zu verneinen, sondern das menschliche Wissen und Handeln zugleich auf seinen wahren und wirklichen, der diesseitigen Erfahrungswelt angehörigen Gehalt zurückzuführen. Es galt ihm, der träumenden Welt den Staar zu stechen und die innere Halt- und Bestandlosigkeit der überlieferten Ideenwelt des Uebersinnlichen aufzuzeigen und darzuthun, daß der heilige, übersinnliche Verstand dem natürlichen, irdischen widerstreite. Es galt ihm, den Menschengeist der todten aufgehäuften Schätze einer vergangenen Traumwelt zu entledigen, ihn von den Fesseln der Ueberlieferung und einer unheimlichen Schattenwelt durch die Macht der Prüfung und des Selbstdenkens zu befreien, um ihm, unter Verzichtleistung auf das Begreifen des Uebersinnlichen, den offnen, freien Blick in die wirkliche Welt der Natur, Sitte und Kunstschöpfung zu öffnen."*)

In dem Tilsiter Frieden (9. Juli 1807) hatte der König die jenseit der Elbe (linkes Ufer) gelegenen Provinzen an den Kaiser der Franzosen abgetreten, welcher dieselben zu dem neuerrichteten Königreich Westphalen schlug, womit er seinem Bruder Jerome ein Geschenk machte. Die Universitätsstadt Halle wurde einem westphälisch-französischen Präfecten zu besonderer Beaufsichtigung übergeben, denn deutsche Studenten und Professoren standen bei Napoleon und seiner hohen Polizei in üblem Geruch. Die Universität Halle wurde aufgehoben; der König Jerome begünstigte das aristokratisch-philisterhafte Göttingen, wo er auch bald von einem füg- und schmiegsamen Rector und Senat und von Studenten mit Glacéhandschuhen begrüßt wurde, während die braven Bursche von Halle mit Stürmer, Schläger und Kanonen (steifen Stiefeln) nach Jena und Frankfurt a. d. O. auswanderten. Schon früher hatte Fichte, Professor der Philosophie in Jena, die Errichtung einer Universität in Berlin empfohlen. Im August 1807 begaben sich zwei Professoren der aufgehobenen Halleschen Universität, Schmalz und Froriep, nach Memel und baten den König, im Auftrage ihrer Collegen, um die Errichtung einer Universität in Berlin, wohin sie sämmtlich der Berufung ihres Herrn und Königs zu folgen bereit seien. Großen Einfluß auf die Entschlüsse des Königs übte damals sein Cabinetsrath (bald darauf als Groß-Kanzler an die Spitze der Justiz gestellt) Beyme, ein Mann von biederem Charakter, dem so leicht Niemand, den König nicht ausgenommen,

*) Noack, Schelling und die Philosophie der Romantik. Th. I. S. 57. (Berlin 1859.)

zu widersprechen wagte. An ihn schrieb der uns als Freund Humboldts bekannte Fr. A. Wolf und empfahl ihm ebenfalls die Errichtung einer Universität in Berlin bei dem Könige zu befürworten. „Die Stimme Deutschlands," schrieb er ihm, „fordert dazu auf. Indem ich aber blos an das dachte, was jetzt von dem Staat in literarischer Hinsicht leicht und möglich sei, fand ich, daß sich aus der Noth ein ganzes Chor von Tugenden machen lasse." Er bat um baldige vorläufige Versicherung, um die etwa wankenden Gemüther gegen die größten Prüfungen der Liebe zu dem Staate zu schützen, in welchem sie bisher den heiligen Heerd ächter Geistesfreiheit sahen und auch noch weiterhin aufrecht zu halten möglich finden. — Hierauf erließ der König d. d. Memel, den 4. September 1807 an den Geh. Cabinetsrath Beyme nachstehende Cabinetsordre: „Durch die Abtretung der Lande jenseit der Elbe geht für den Staat die Universität Halle und damit die wichtigste und vollkommenste allgemeine Lehranstalt verloren, weshalb diese Lücke auf eine vollkommen zweckmäßige Weise auszufüllen bei der Reorganisation des Staats eine der ersten Sorgen sein muß. Die Universitäten Königsberg und Frankfurt sind hierzu nicht geeignet, erstere wegen ihrer vom Sitze der Regierung zu entfernten Lage, letztere wegen Beschränktheit der Hülfsmittel, welche der Ort darbietet. Berlin hingegen vereinigt Alles in sich, was die Errichtung einer vollkommenen allgemeinen Lehranstalt mit dem mindesten Kostenaufwande befördern und die nützlichste Wirksamkeit derselben zu verbreiten vermag. Se. Majestät haben daher beschlossen, eine solche allgemeine Lehranstalt in Berlin in angemessener Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften zu errichten. Alle Fonds, die bisher nach Halle flossen und aus den Generalkassen und Fonds der der Monarchie verbliebenen Provinzen herkamen, sollen hierzu verwendet werden. Dem Geh. Cabinetsrath Beyme wird es anheimgegeben, sich derjenigen Professoren aus Halle und aus anderen Orten, von denen der größte Nutzen für das Institut zu erwarten ist, ehe sie anderem Rufe folgen, zu versichern."

Noch war Berlin von den Feinden besetzt, eine Anzahl Festungen blieben als Pfand für den auferlegten Kriegstribut in ihren Händen; allein schon jetzt wurden die Minen angelegt und mit geistigem Zündstoff gefüllt, welche nach Verlauf weniger Jahre die Napoleonische Weltherrschaft in die Luft sprengten. Beyme versäumte es nicht, sich der ausgezeichnetsten Männer der Wissenschaft zu versichern. Bereitwillig nahmen den Ruf zu der in Berlin zu errichtenden Universität Fichte, Schleiermacher, Wolf, Reil, Schmalz, Lohder, Froriep, Hu-

feland, Niemeyer und andere namhafte Gelehrte und bewährte Vaterlandsfreunde an, so daß Humboldt als neu ernannter Chef der Unterrichts-Abtheilung den Boden für die neue Schöpfung, welche er ins Leben rufen sollte, gut vorbereitet fand. In einem amtlichen Antrage an den König vom 10. Juli 1809, die Errichtung einer Universität in Berlin betreffend, hebt Humboldt mit besonderem Nachdruck hervor, daß es eben jetzt die Aufgabe Preußens sei, „moralische Eroberungen" in Deutschland zu machen, den Ruhm, den es auf den Schlachtfeldern eingebüßt, auf dem Gebiete der Wissenschaft wieder zu gewinnen. Die Ueberzeugung, daß Preußen nur durch Aufgeben des starren Preußenthums und Aneignung eines allgemeineren deutschen Volksthums wieder erstarken könne, war bisher von keinem preußischen Minister dem Könige gegenüber mit solchem Nachdruck ausgesprochen, als es Humboldt that. „Weit entfernt," heißt es in dem erwähnten Antrage, „daß das Vertrauen, welches ganz Deutschland ehemals zu dem Einflusse Preußens auf wahre Aufklärung und geistige Bildung hegte, durch die letzten unglücklichen Ereignisse gesunken ist, so ist es vielmehr gestiegen; man hat gesehen, welcher Geist seit dem Jahre 1807 in allen neueren Staatseinrichtungen Sr. Majestät herrscht und mit welcher Bereitwilligkeit auch in großen Bedrängnissen wissenschaftliche Institute unterstützt und verbessert worden sind. Ew. Königliche Majestät können und werden daher fortfahren, von dieser Seite den ersten Rang in Deutschland zu behaupten und auf dessen intellectuelle und moralische Richtung den entschiedensten Einfluß auszuüben. Zu diesem Vertrauen hat der Gedanke der Errichtung einer allgemeinen Lehranstalt in Berlin sehr viel beigetragen, weil nur solche höheren Institute ihren Einfluß über die Grenzen des Staats hinaus erstrecken können. Ew. Majestät werden sich hierdurch aufs Neue Alles, was in Deutschland an Aufklärung und Bildung Theil nimmt, auf das Festeste verbinden." Das Verbot, fremde Schulen und Universitäten zu besuchen, wurde nach Humboldts Antrag aufgehoben; Deutschland sollte nicht mehr, wie bisher von Preußen, als Ausland angesehen werden. Die Ernennung Humboldts erfreute sich eines um so größeren Vertrauens und Entgegenkommens von allen Seiten, als er sich bereits als freisinniger Mann einen geachteten Namen gemacht, während sein Vorgänger, der Justizminister von Massow, welcher nebenbei dem Unterrichtswesen vorstand, „für einen stolzen, allen Neuerungen abgeneigten Mann" galt.*) „Man erwartet" — schreibt Zelter an Goethe aus

*) Steffens, Was ich erlebte. V. 117.

Berlin, den 26. December 1808 — „den römischen Humboldt, welcher Staatsrath des Cultus, der Akademien und Theater geworden ist. Wenn er so geblieben ist als er war, ehe er nach Italien ging, so freue ich mich sehr auf ihn. Auf dieser Stelle kann er etwas Gutes bewirken, die Sachen mögen sich wenden, wohin sie wollen; denn in diesem Punkte haben wir lange ein sündliches Leben geführt."

Mit welchem Vertrauen Humboldt aus umdüsterter Gegenwart seinen Blick in die Zukunft richtete, ersehen wir aus seinen Briefen an Wolf in Halle. Er schreibt dem Freunde aus Königsberg, den 14. Juli 1809: „Von der Zerfallenheit der Dinge, wie Sie es nennen, zeigt sich nicht eben mehr, vielleicht, ja man kann sagen, gewiß weniger, als sich vor einiger Zeit besorgen ließ. Niemand kann die Zukunft enträthseln; aber ich weiß nicht, ich habe einen vielleicht Manchem wunderbar scheinenden Muth. Lassen Sie uns nur mit Raschheit fortarbeiten; ich glaube nicht, daß uns das Gebäude zusammenstürzt, so toll es manchmal aussehen mag. Am wenigsten hilft es, daran zu denken. Man kann vielmehr mit Sicherheit behaupten, daß das nur schadet." Und in einem nächstfolgenden Briefe: „Man muß am Rande des Abgrundes das Gute nicht aufgeben. Ich arbeite mit ununterbrochenem Eifer fort und wie schlimm auch die Sachen kommen könnten, sehe ich doch den Zeitpunkt nicht, wo uns nicht von irgend einer Seite ein lebendiges und nützliches Wirken übrig bliebe." Jetzt sah er sich in den Stand gesetzt, seine „Ideen" über selbstständiges Bürgerthum, Theilnahme der Staatsbürger an der Verwaltung, Befreiung von der mechanischen Klappermühle der Bureaukratie- und Cabinetsordre-Regierung in den wirklichen Staatsorganismus einzuführen. Als Minister der Unterrichtsangelegenheiten war er weit von der Anmaßung entfernt, als ob alle Einsicht ihm allein beiwohne; er gesellte der Section für den öffentlichen Unterricht eine wissenschaftliche Deputation bei. Die Aufgabe, welche er derselben zutheilte, legte er in einer Denkschrift: „Ideen zu einer Instruction für die wissenschaftliche Deputation bei der Section des öffentlichen Unterrichts" nieder.*) Diese Behörde war bestimmt, „die allgemeinen wissenschaftlichen Grundsätze unverrückt gegenwärtig zu halten," damit die Section „ihr Verfahren immer nach seiner allgemeinen Richtung übersehen und würdigen könne. Sie sollte eine Körper-

*) Humboldts gesammelte Werke. Bd. V. S. 333.

schaft bilden, welche die leitenden Ideen, von denen alle Geschäftsthätigkeit ausgehen müsse, gleichsam selbstständig repräsentirte, und es sollte ihr daher auch vor allen Dingen frei stehen, mit allgemeinen Vorschlägen und Bedenken, der Geschäftsbehörde gegenüber, die Initiative zu ergreifen." In seinem Antrage an den König hatte Humboldt für die neue Universität einen Fonds von 60,000 Thalern und für die beiden Akademien der Wissenschaften und Künste einen Zuschuß von 40,000 Thalern mit Belässung ihrer bisherigen Fonds erbeten. Der König bewilligte dies und noch darüber, genehmigte auch, daß die Universität zu Berlin zu ehrendem Andenken ihres großmüthigen Stifters den Namen „Friedrich-Wilhelms-Universität" annehmen durfte. „Ich finde," so lautet die Cabinetsordre vom 16. August 1809, „den Plan für höhere Geistesbildung im Staate und auch über die Grenzen desselben hinaus, für die Erhaltung und Gewinnung der ersten Männer jeden Faches und für die Verbindung der in Berlin vorhandenen Akademien, wissenschaftlichen Institute und Sammlungen zu einem organischen Ganzen so wichtig, daß Ich die Errichtung einer solchen allgemeinen Lehranstalt mit dem alten hergebrachten Namen einer Universität und mit dem Rechte zur Ertheilung akademischer Würden nicht verschieben und ihren Sitz ihr in Berlin anweisen will. Für sämmtliche Akademien und wissenschaftliche Anstalten soll eine Dotation von 150,000 Thalern jährlich bestimmt sein und das Palais des Prinzen Heinrich der Universität unter dem Namen des Universitätsgebäudes als Eigenthum verliehen werden."

Obwohl nun Humboldt mit Vorliebe die Wiederbelebung der Universitäten, insbesondere der in Berlin ins Leben gerufenen, sich angelegen sein ließ, erkannte sein staatsmännischer Blick, daß die Volksschule die eigentliche Grundlage bilde, auf welcher das Volksthum, nationale Gesinnung und die eigentliche Kernkraft des Staates beruht, zumal in einer Zeit, wo es galt die Masse des Volkes zum Aufstande und Kampfe gegen einen übermächtigen und übermüthigen Feind vorzubereiten.

Bereits im Jahre 1803 hatte der König den Ober-Consistorial- und Schulrath Gedike, Director des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin, beauftragt, die Lehranstalt Pestalozzi's in Yfferton in der Schweiz zu besuchen und sich über die dortige Lehrmethode zu unterrichten. „Pestalozzi's System umfaßte sämmtliche Elemente der Volksbildung, die Methode war fein berechnet, den Verstand der Jugend zu wecken und zugleich

den Charakter zu bilden, den Körper zu kräftigen und den Geist zu wecken."*)

Der Staatsrath Nicolovius, dem bis zur Ankunft Humboldts die oberste Leitung des Unterrichtswesens anvertraut war, hatte sich mit Pestalozzi in schriftliche Verbindung gesetzt und von dem Könige die Genehmigung erhalten, einige Seminaristen und Candidaten der Theologie nach Ifferton zu senden und in Königsberg eine Normalschule nach der Methode Pestalozzi's zu gründen. Voll Dankgefühl dafür, daß seinen Bemühungen für das Wohl der niederen Volksklassen eine solche Anerkennung zu Theil wurde, rühmt dieser in seiner Wochenschrift für Menschenbildung (1809) „Preußens Regierung, die mit gehaltvollem Ernste zuerst das Erziehungswesen nach den umfassendsten Gesichtspunkten als National-Angelegenheit ins Auge fasse." Und an Nicolovius schrieb er den 20. April 1809: „O Freund und Ihr edlen Alle, die Ihr neben ihm am wichtigsten Ruder des Staats, an der Bildung der Bürger, in einem edlen und hohen Sinn arbeitet, Gott hat Euch zum Salz der Erde und zum Sauerteig gemacht, der, so klein er an sich ist, die ganze Masse des ungesalzenen und geschmacklosen Zeit- und Regierungseinflusses auf die Menschenbildung göttlich durchsäuert. Die Erde bedarf der göttlichen Hülfe eines neuen Salzes und, Freunde, Ihr strebt, ich bin dessen überzeugt, ihr göttlich zu helfen; Ihr erkennet, Ihr könnt nur dadurch menschlich helfen, wenn Ihr göttlich zu helfen im Stande seid."**)

Humboldt erklärte sich mit Allem, was Nicolovius in dieser Angelegenheit bereits gethan hatte, vollkommen einverstanden. Ein Schüler Pestalozzi's, von ihm empfohlen, C. A. Zeller, aus dem Württembergischen, wurde nach Königsberg berufen, um dem zur Ausbildung von Volksschullehrern zu begründenden Normal-Institut vorzustehen. „Zeller löste seine Aufgabe mit Kraft und bewundernswürdigem Talente und erhielt bald eine bleibende Stellung in Preußen. Man erkannte mehr und mehr, wie sehr diese Neuerung im Schulfach mit der Umgestaltung des Wehrstandes Hand in Hand ging. Hohe Militairpersonen nahmen Interesse an der Sache, selbst dem Königsberger Officiercorps mußte Zeller Vorträge halten."***)

---

*) Berlin. Monatschrift 1804. Schlesier, Humboldt. II. 164.

**) A. Nicolovius, Denkschrift 1841. S. 175.

***) Schlesier, Humboldt. II. 166.

Wie alle Neuerungen, welche dem alten Schlendrian ein Ende zu machen sich anschicken, Widersacher finden, so wurden auch von den alten Schulvorständen in Königsberg dem dahin berufenen Director Zeller so vielerlei Schwierigkeiten gemacht, daß dieser erklärte, von seiner Stelle zurückzutreten. Jetzt verwandte sich Humboldt für ihn unmittelbar bei dem Könige. „Der Director Zeller," sagt er in seinem Vortrage, „ist berufen worden, weil man ihn braucht, weil auch auf diesem Gebiete eine Neugründung Noth ist. Nun will der Mann wieder fort, wel man ihm nicht die nöthigen Hülfsmittel, den nöthigen Raum gewährt. Was ist da zu thun? Will man den Zweck, so muß man auch die Mittel wollen. Niemand von uns versteht die neue Methode ins Leben zu führen. Man muß also auch durchaus das wollen, was der Mann zu deren Einführung fordert und ganz wie er es fordert." Der König bewilligte nicht nur die von Humboldt gemachten Anträge, sondern überzeugte sich durch einen Besuch der Anstalt, wohin ihn die Königin begleitete und wo er von 8 Uhr des Morgens bis 1 Uhr Nachmittags dem Unterricht in den verschiedenen Abtheilungen beiwohnte, von der Vortrefflichkeit der neuen Lehrmethode, welche er unter seinen ganz besonderen Schutz nahm.

Auch den Gymnasien und Bürgerschulen, als Vermittlungsanstalten zwischen Volksschule und Universität, und eben so den Kunstakademien widmete Humboldt eine unausgesetzte Theilnahme. Wie in der gesammten Neugestaltung des Staats, in der Befreiung der gutsunterthänigen Bauern, in Gewerbefreiheit, Städteordnung, allgemeiner Dienstpflicht im Heere sich das demokratische Princip geltend machte, so auch in dem Unterrichtswesen. „Humboldt war," bemerkt sein Biograph, „wie Stein, der Ansicht, daß man die französische Revolution bekämpfen müsse, indem man alle ihre berechtigten Forderungen auf dem Wege der Reform verwirkliche; er war, wie Stein, wie der damalige Stein, von so demokratischer Gesinnung, daß er die Gleichstellung der Stände für eine Pflicht der Humanität und für ein Mittel zur Erweckung des Patriotismus hielt. Um den Adel zu reformiren, wäre schon Stein gegen alle ausschließlich adeligen Bildungsanstalten gewesen. Er hatte in der That die Idee gehabt, die Liegnitzer Ritterakademie zu etwas Vernünftigerem („ad saniora") zu verwenden. Gerade dies Institut faßte in demselben Sinne der nunmehrige Leiter des öffentlichen Unterrichts ins Auge. Es war seine Absicht, daraus eine höhere, zur Universität vorbereitende Lehranstalt zu machen, zugleich, wenn möglich, eine landwirth-

schaftliche Specialschule damit zu verbinden. Die von ihm aufgezeichneten Entwürfe hierzu zeigen deutlich seinen conservativen Demokratismus. Auf das Bestimmteste erklärte er sich gegen das specifisch Ritterliche dieser Ritterakademie und gegen den Junkerzopf, dem zufolge der Stallmeister die Hauptperson der Anstalt war. Immerhin soll der ursprünglichen Stiftung gemäß der Adel der Provinz für Benutzung der Akademie den Vortritt haben, aber nicht nur soll den Bürgerlichen der Zutritt nicht verschlossen sein, sondern verworfen wird, was die Hauptsache ist, vor Allem das aristokratische Princip der Anstalt. Auf das Bestimmteste und unumwunden erklärt der preußische Unterrichtsminister: „daß die Spuren des ehemaligen Vorurtheils, daß eine adelige Erziehung von einer anderen verschieden sein müsse, vertilgt werden müßten."*)

Mit gründlicher Einsicht, unverdrossenem Muthe und leidenschaftsloser Beharrlichkeit verfolgt Humboldt sein großes Ziel: Wiedergeburt des Staates durch Volkserziehung nach den Bedürfnissen der verschiedenen Lebensverhältnisse. Um so schmerzlicher war es ihm, sich in seinen edlen Bestrebungen nicht so unterstützt und gefördert zu sehen, wie er es zu erwarten berechtigt war. Er hatte seinen gelehrten Freund Wolf zu der ehrenvollen Stelle des Vorsitzenden der wissenschaftlichen Deputation in Berlin berufen. Wolf nahm diese Stelle an, erklärte aber sogleich nach der ersten Sitzung, daß er davon zurücktrete. „Der Mann, körperlich kränklich, war geistig um vieles kränker. Er hatte sich in eine unleidliche Anmaßung hineingewöhnt und war aus Anmaßung in hypochondrische Reizbarkeit und Verstimmtheit verfallen. Allen Vorstellungen des Freundes gegenüber verschloß er sich in die Einbildungen seines von Ruhmesgenuß und Geniesucht kranken Geistes und in die Launen eines verhärteten Egoismus."**) Mit mildester Schonung schrieb Humboldt dem störrischen Freunde: „Billig sollte jede andere Rücksicht der Rücksicht auf die Sache weichen, die wenigstens ich, wenn ich auch weit entfernt bin von Anderen Aufopferungen zu fordern, auch nie einen Augenblick aus den Augen verliere." Auf den bitteren, oft unbegründeten Tadel, mit welchem Wolf über die von Humboldt getroffenen Anordnungen ein abschreckendes Urtheil fällt, antwortet ihm dieser: „Ich bin mir bewußt, überall mit ernster Ueberlegung und Eifer für die Sache gehandelt zu haben. Ein einzelnes Fehlschlagen darf nicht abschrecken; läßt man dies zu, dann macht

*) Haym a. a. O. S. 264. Humboldts gesammelte Werke. V. 344.
**) Körte, Biographie Wolfs. S. 34. Haym a. a. S. 281.

man eigentlich nichts. Das Ende der Tage ist noch nicht gekommen. In Geschäften ist es mein Grundsatz, daß man nur dann gut wirkt, wenn man ruhig, geduldig und beharrlich ist. Auch die reifste Ueberlegung kann durch Zufälligkeiten ihres Zwecks verfehlen, aber wenn man nur diesen im Auge behält und immerfort nachhilft, so kömmt man doch ans Ziel."

Noch größeren Verdruß bereiteten Humboldt die Hemmnisse, welche ihm von Seiten der Regierung entgegentraten. Die von ihm ins Leben gerufenen Anstalten nahmen größere Geldmittel in Anspruch, als der Staat darauf zu verwenden im Stande war. Eine sehr unzeitige Winterreise des Hofes nach Petersburg hatte große Summen gekostet. Noch größere verlangte die Abtragung der von dem Feinde dem Lande auferlegten Kriegscontribution. Der ganz zerrüttete Landbau mußte unterstützt, das Heer neu organisirt werden und so erschien es als von dem allgemeinen Nothstande geboten, daß Altenstein als Finanzminister und mit ihm die übrigen Minister erklärten: „es sei unter den dermaligen Umständen, bei der völligen Erschöpfung der Finanzen, unmöglich, große Reformen in der Organisation des Innern zu tragen." Die Abtheilung des Cultus und Unterrichts bildete damals kein selbstständiges Ministerium; Humboldt war unter den Minister des Innern, Grafen Dohna, gestellt, welchem es an Einsicht und Kraft gebrach, um Humboldts Anträgen bei dem Könige Geltung und Unterstützung zu verschaffen. Dies veranlaßte Humboldt bei dem Könige unter dem 29. April 1810 ein Gesuch um Enthebung von seiner Stellein der Verwaltung einzureichen, mit der hinzugefügten Bitte, ihm, wie es ihm gesagt worden war, den Rücktritt in die gesandtschaftliche Laufbahn zu gewähren.

Der entlassene Hardenberg, welchen der König nach der von Napoleon hierzu eingeholten Genehmigung berief, als Staatskanzler die oberste Leitung der Regierungsgeschäfte zu übernehmen, ging bereitwilligst auf Humboldts Wunsch ein und er wurde durch Cabinetsordre vom 14. Juni 1810 zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am kaiserlichen Hofe in Wien mit dem Charakter eines „Geheimen Staatsministers Excellenz" ernannt.

Durch die Ernennung zu dem Gesandtschaftsposten in Wien wurde Humboldt von dem Staatskanzler ein großes Vertrauen bewiesen und daß er seinen Mann gut gewählt, lehrte der Erfolg. Das Verhältniß des preußischen Cabinets zu denen in London, Paris und Petersburg war damals ein klar ausge-

sprochenes; nicht so das zu dem Wiener Cabinet. In Wien glaubte man gerechte Ursache zu haben, gegen Preußen verstimmt zu sein, da es an dem Krieg gegen Napoleon 1809 eben so wenig wie an dem von 1805 Antheil genommen hatte. Hierzu kam, daß beide Cabinette im Verhältniß zu Frankreich und eben so in der inneren Verwaltung eine sehr verschiedene Politik verfolgten. Metternich und Schwarzenberg vermeinten, das einzige Heil für Oestreich sei unterwürfigster Anschluß an Napoleon, dem das stolze Haus Habsburg die Erzherzogin Marie Luise, die einzige Tochter des Kaisers Franz I., als Gemahlin preisgegeben hatte. Für den Wiederaufbau des auch in seinen Trümmern noch immer großmächtigen Kaiserreichs durch Reformen in der Verwaltung und Verfassung wurde nicht gesorgt, vielmehr ohne Scheu und Scham ein ganz gemeiner Staatsbankerutt gemacht. Im entschiedensten Gegensatze zu so heilloser Wirthschaft standen die Maßregeln, welche Preußen damals zur Erhebung nach dem zerschmetternden Schlage, der es betroffen, ergriff. Wir dürfen nur die Namen Stein, Hardenberg, Scharnhorst, Schön, Stägemann, Arndt, Fichte, Schleiermacher nennen und wir wissen, wo wir die gesammelte Kraft, Einsicht und Muth zur Neugestaltung des preußischen Staates als einer Ueberlieferung Friedrichs des Großen zu suchen haben, und wo die Hoffnung auf eine Befreiung Deutschlands vom französischen Joch gehegt wurde, bis sie zur That heranreifte.

Wir haben das Verdienst Humboldts um die Reformen in Preußen als Chef der Abtheilung des öffentlichen Unterrichts bereits kennen gelernt, und wenn sich auch ein allgemeines Bedauern bei dem Zurücktritt eines so würdigen Vorstandes in den betreffenden Kreisen kund gab, so erwies sich doch die neue Bestimmung, welche ihm der Staatskanzler nach seinem Wunsche anwies, als ein Wirkungskreis, für welchen schwerlich ein Anderer gefunden worden wäre, der ihm mit größerem Geschick und besserem Erfolge vorgestanden hätte.

Auf der Reise nach Wien suchte Humboldt Stein auf, welcher, durch Napoleon aus Preußen verbannt, in Prag anscheinend in stiller Zurückgezogenheit lebte. Stein hatte von Humboldts Thätigkeit als Vorstand der Abtheilung des Unterrichts mit großer Theilnahme Kenntniß genommen und eine so günstige Ueberzeugung von dessen Charakter und Befähigung gewonnen, daß er in einer Denkschrift, welche er Hardenberg nach dessen Ernennung zum Staatskanzler übersandte, den angelegentlichsten Rath ertheilt, den Baron v. Humboldt neben der Abtheilung des Unterrichts zugleich an Stelle des unfähigen

Grafen Goltz mit dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten zu betrauen.*)

Die Freundschaft mit Schiller und Körner hatte in Humboldt die Liebe zur Philosophie und Dichtkunst geweckt, die mit Wolf nährte und bildete seinen Sinn für Alterthumswissenschaft und classische Studien; die persönliche Bekanntschaft mit Stein war es, die ihn seinen Beruf zum Staatsmann erkennen lehrte und ihn auf die Ruhmesbahn eines politischen Charakters führte. Einen nachhaltigen Eindruck mußte es auf Humboldt machen, daß Stein gegen ihn sein Bedauern aussprach, nicht früher die Bekanntschaft eines Mannes gemacht zu haben, der ihm der nützlichste und würdigste Genosse bei der Wiedergeburt des preußischen Staates gewesen wäre. Es lag nicht in Humboldts leidenschaftsloser Gemüthsart, sich durch irgend eine Erscheinung, sei es die einer berühmten Persönlichkeit, oder einer künstlerischen Schöpfung, zur Begeisterung fortreißen zu lassen; um so tiefer und sicherer bewahrte er, was ihm Geist und Gemüth im Innersten durchdrungen hatte. So die Begegnung mit Stein. „Persönlich, in einer individuellen Erscheinung standen jetzt die Interessen vor ihm, mit denen er seit seiner Rückkehr nach Deutschland halb wider Willen und mehr als halb gegen seine Neigung vertraut geworden war. Nicht reiner war ihm ehedem in Schiller der Ernst des künstlerischen Schaffens im Elemente der Idee entgegengetreten, als in Stein der Ernst patriotischer und staatsmännischer Praxis. Der gute Geist der ächten, von tief sittlicher Gesinnung getragenen Politik stand leibhaftig vor ihm. Er mußte inne werden, daß diese vollkommene Hingebung an das Schicksal des Vaterlandes, diese einzige Leidenschaft für die sittliche Ordnung des Gemeinwesens, dieser Feuereifer für gemeinnütziges Wirken, daß dies Alles doch auch etwas sei. Als die Hoffnungen Deutschlands, die Lage Preußens, die Pläne Hardenbergs (welcher so eben in einer geheimen Zusammenkunft mit Stein im schlesischen Gebirge die zur Rettung des Vaterlandes vorzubereitenden Maßregeln besprochen hatte), als ferner das Verhältniß Oestreichs zu Preußen, als Menschen und Zustände, Grundsätze und Entwürfe zwei Tage lang zwischen Stein und Humboldt besprochen worden waren, da war dieser durchdrungen von dem unschätzbaren Werth, da hatte er ganz den großen Kopf und den größeren Charakter Steins erkannt."**) „Wie sehr bedaure ich," schreibt er bald

*) Pertz, Stein. II. 498.

**) Haym a. a. O. S. 287.

darauf aus Wien an den neu gewonnenen Freund in Prag, „nicht zu der Zeit in Deutschland gewesen zu sein, wo Sie bei uns thätig waren; mit und unter Ihnen zu arbeiten würde mir jetzt doppelte Freude und Beruhigung sein.“

Von den gesandtschaftlichen Berichten Humboldts aus Wien an das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten (Hardenberg) ist bis jetzt noch nichts in die Oeffentlichkeit gelangt. Nur dies darf mit Bestimmtheit versichert werden, daß Humboldt von Allem, was in der Hofburg und im Hotel auf dem Rennwege (Metternich) in politischen Angelegenheiten betrieben wurde, genau unterrichtet war. Frau v. Humboldt machte eben so, wie in Rom, ein Haus, in welchem sich, was an gesellschaftlichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Berühmtheiten in Wien einheimisch, oder auf Besuch anwesend war, zusammenfand und daß die Frau Gesandtin so manches auszufragen und auszuforschen wußte, wovon der, die Gravität des hochgestellten Diplomaten nie verleugnende, Gemahl schwerlich auf anderem Wege Kunde erhalten haben würde, dürfen wir nicht in Zweifel stellen.

Zwar suchte Gentz in früherer Vertraulichkeit sich Humboldt wieder zu nähern, allein dieser war gegen den, mit Metternichs Gunst sich breit machenden, dabei dennoch geistig und sittlich heruntergekommenen k. k. Hofrath gegenwärtig zurückhaltender, als in früherer Zeit, so daß der Umgang sich nur auf äußerliches Begegnen in der Gesellschaft und bei leckeren Mittagsessen beschränkte. Gentz rühmt sich in einem Briefe an Rahel aus jener Zeit, „daß er sich gegenwärtig weit über Humboldt fühle, daß derselbe nichts weiter, als ein ungemein angenehmer Gesellschafter sei, daß alles Imponiren und alle Furcht verschwunden sei.“ Hielt nun auch Humboldt noch ein umgängliches Verhältniß aufrecht, so fühlte doch Frau v. Humboldt einen unüberwindlichen Widerwillen gegen den, durch und durch der Gemeinheit verfallenen, Gentz und verhehlte ihm dies so wenig, daß er zu den seltenen Gästen in ihrem Salon gehörte. Fleißiger wurde dieser von Friedrich v. Schlegel und Adam Müller besucht, mit denen Humboldt in wissenschaftlichen Angelegenheiten gern verkehrte. Denn mit erneutem Eifer wandte er sich auch in Wien gelehrten Arbeiten, insbesondere der Sprachforschung zu.*)

*) In einer Ankündigung in Fr. Schlegels deutschem Museum wurde das demnächstige Erscheinen einer Abhandlung über die Baskische Sprache versprochen. Sie erschien erst 1817 im 4. Theile des Mithridates, S. 275.

Das den materiellen Genüssen allzusehr ergebene Wiener Leben sagte Humboldt nicht zu; denn obschon er, wie wir bereits aus seinen eigenen Bekenntnissen es wissen, dem Genuß des Lebens nicht abhold war, so verlangte er doch, daß, was ihm die Sinnenwelt biete, durch den Geist geweiht und verklärt werde. Davon hatte das lebenslustige Völkchen der Phäaken an der Donau keine Ahnung. Es darf uns daher nicht überraschen, daß in Humboldt eine lebhafte Sehnsucht nach dem geliebten Rom erwachte. „Ich und meine Frau," schreibt er Mitte Januar 1812 an Wolf, „leben in Wien eigentlich immer in den Gedanken an Italien; italienisch bleibt meist noch die Haussprache der Familie. Dorthin kehren wir gewiß zurück, wenn sich auch die Zeit noch nicht bestimmen läßt. Genug, wenn man nur die Ueberzeugung festhält, daß jede Aenderung vernünftiger Weise nirgend anders hinführen könne." Wie fest aber auch Humboldt an das Sprichwort, daß alle Wege nach Rom führen, glaubte, diesmal führte sein Weg ihn zu anderem Ziele.

Die preußischen Officiere, welche 1809 in östreichische Dienste getreten waren, um ihre Degen der Befreiung des deutschen Vaterlandes zu weihen, zogen jetzt nach Rußland, wo eine deutsche Legion gebildet wurde. Der preußische General von dem Knesebeck überbrachte dem Kaiser Alexander den wohlüberdachten Plan des Rückzuges der russischen Armee, wodurch es gelang, Napoleon seinem Verderben entgegenzuführen. Unterdessen hatte sich auch Stein bereits im Sommer 1812 nach Petersburg begeben, wo er bei dem Kaiser die entgegenkommendste Aufnahme fand.

Ein Heer von sechsmalhunderttausend Mann fast aller europäischen Nationen hatte unter dem glorreichsten Feldherrn des Jahrhunderts den Niemen überschritten, war siegreich in Rußland vorgedrungen und hatte feierlichen Einzug in die heilige Stadt der Zaren gehalten. Hier aber ward dem Eroberer ein Ziel gesteckt, nicht durch Kriegermuth und Menschenwitz, die Elemente bereiteten ihm den Untergang. Die Feuerbrände Moskau's, die Fluthen der Berezina, die Eisfelder Wilna's brachten die grauenvollste Vernichtung über die mit so stolzen Hoffnungen ausgerüstete „große Armee". Feldflüchtig hatte der Kaiser sein Heer im jammervollsten Unglück verlassen und war seiner Hauptstadt zugeeilt.

„Es folgte der hochherzige und glorreiche Verrath Yorks; es folgte die Erhebung der Provinz Preußen. Die Völker des Ostens waren in Bewegung

gegen den Westen. Noch ein kurzes Zaudern und Schwanken in Berlin; endlich hatten der Geist und Rath Scharnhorsts den Sieg davon getragen. Preußen war der Verbündete von Napoleons Feinden. Von Breslau aus hatte der König dem Sieger von Jena den Krieg erklärt und auf den Ruf: „An mein Volk!“ stürzte zu den Waffen, was Waffen tragen konnte.“*)

Das Hotel des preußischen Gesandten in Wien war in dieser Zeit der Sammelplatz für Alle, denen das Herz warm für das Vaterland schlug. Nicht nur die noch in östreichischem Dienst stehenden preußischen Officiere, auch aus anderen deutschen Gauen fanden begeisterte Freunde sich hier zusammen. Durch Lebhaftigkeit und manch rückhaltloses Wort für den bevorstehenden Freiheitskampf zog vor allen Anderen ein braungelockter, blauäugiger Jüngling von einundzwanzig Jahren, kräftig und wohlgebaut, die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich, und an dem begütigenden Tone, mit welchem Frau v. Humboldt dem übermüthigen Brausekopf seine unbedachtsamen Reden verwies, merkte man, daß der junge Mann der verzogene Liebling des Hauses war. Theodor Körner war es, welcher damals als Theaterdichter an dem Hofburgtheater durch seine Trauerspiele Zriny, Toni, durch seine Lustspiele und seine Lieder, von denen eines den Sieg des Erzherzogs Karl bei Aspern feierte, sich einer wohlverdienten Anerkennung in Wien erfreute. Der Vater, Appellationsrath in Dresden, mit Humboldt innig befreundet, hatte diesem den Sohn, welcher von der Universität Leipzig wegen einiger „genialischen Streiche“ relegirt worden war, bestens empfohlen und der Einfluß der Frau v. Humboldt und anderer edlen Frauen war auf die Ausbildung dieses „Sohnes der Wildniß“ von dem besten Erfolge. Die zögernde Politik Metternichs eröffnete hier keine so baldige Aussicht zum Kampfe, und mit Humboldts Zustimmung folgte Körner dem Rufe der Freunde, die ihn nach Breslau einluden, wo Lützow die Freischaar der schwarzen Jäger errichtete, in welche Theodor eintrat.

Der Fürst Metternich spielte, wie uns bekannt, mit Genehmhaltung seines Kaisers jenes zweideutige Spiel, wodurch er Napoleon im guten Glauben an Oestreichs Freundschaft zu erhalten suchte und nach der anderen Seite hin es gegen England und Rußland nicht an Versicherungen fehlen ließ, daß der Kaiser Franz sich „der guten Sache“ anschließen werde. „Egoistisch lavirend und zweizüngig war daher jetzt, wie immer, die östreichische Politik. Sie glich auch

*) Haym a. a. O. S. 295.

darin dem Staate, dem sie angehört, daß sie slavische List und italienische Verstellungskunst unter der Maske deutscher Biederkeit und Gutmüthigkeit zu verbergen wußte. Und es traf sich, daß ein Mann an der Spitze der östreichischen Regierung stand, dessen einzige Tugend die war, durch und durch östreichisch zu sein. Der Charakter Metternichs bestand darin, daß er so ganz ohne Sinn und Gefühl für individuelle Sittlichkeit war, daß jene specifisch östreichische Politik vollkommen die Stelle der Moral bei ihm einnahm. Er war kein wahrhaft großer und war kein ganz schlechter Mann. Die verwickelte Lage und die Gebrechlichkeit des östreichischen Staats war das Maß seiner Weisheit und Kühnheit: das Deficit seiner Sittlichkeit und Redlichkeit wurde gedeckt durch seinen Patriotismus. Er war vollkommen stumpf gegen jede ideale Forderung, doch besaß er die feinste Fühlung für die Bedürfnisse seines Landes. Er war jetzt, seit Napoleons Unglück in Rußland, fest entschlossen, sich um Treue und Glauben so wenig, wie um die Interessen der deutschen Nation zu kümmern, sondern lediglich zu thun und zu lassen, was seinem Oestreich, dem so hart mitgenommenen, so eben nur in der Erholung begriffenen, gut thun möchte."

Metternich trieb die Behutsamkeit bereits so weit, daß er Humboldt vertraulich ersuchte, sich möglichst fern von ihm zu halten, da ein, in bisheriger Weise fortgesetzter, gesellschaftlicher Verkehr mit einem intimen Freunde Steins ihn dem Kaiser Napoleon gegenüber compromittiren würde. Fügte er nun auch leise flüsternd die Versicherung hinzu, daß es jetzt mehr als je auf Verstellungskunst ankomme, um den französischen Gesandten zu nasführen — „düpiren" ist der diplomatische Kunstausdruck — so hatte doch Humboldt alle Ursache, auf seiner Hut zu sein. Er überließ es seiner Frau und den um ihren Theetisch versammelten Freunden, die Berichte aus Berlin, Königsberg, Breslau von der Wirkung des Aufrufs: „An mein Volk!", von dem Zudrange der Freiwilligen zu den Fahnen, von der Begeisterung, die alle Stände ergriffen hatte, vorzutragen, welche darüber in lauten Jubel ausbrachen. Selbst nachdem der König von Preußen den Krieg erklärt hatte und in Sachsen vorgedrungen war, wußte Humboldt noch immer nicht, wessen man sich von Oestreich zu versehen habe; nur so viel wußte er, „daß Kaiser Franz einen Schauder vor dieser neuesten Form des Jakobinismus, wie er in Preußen auftrat, hatte, und daß es der Gipfel der Thorheit gewesen wäre, am Hofe zu Wien die Sprache des Lagers von Kalisch und des Hauptquartiers von Breslau zu reden."

Theilnahmlos und ungerührt sahen Metternich und sein Kaiser zu, wie die edelsten Herzen, welche jemals für Deutschlands Befreiung in Begeisterung erglühten, auf den Feldern von Groß-Görschen (2. Mai 1813) und Bautzen (20. und 21. Mai) verbluteten. Der in der Schlacht am 2. Mai verwundete General Scharnhorst übernahm, so leidend er war, den Auftrag, nach Wien zu gehen, um dem Kaiser Franz die Sache des gemeinschaftlichen Vaterlandes ans Herz zu legen. Bei der Anmeldung dieses Besuchs befiel Metternich so große Bangigkeit, daß er Humboldt die dringendsten Vorstellungen machte, er möge verhüten, daß ein Mann von so verdächtigem Rufe, wie Scharnhorst, nach Wien komme, denn dies würde seinem Hofe Napoleon gegenüber die größten Verlegenheiten bereiten. Zwei Posten vor Wien erhielt Scharnhorst die Benachrichtigung, daß weder Metternich, noch der Kaiser ihn empfangen würden, und es daher das Gerathenste sei, sofort wieder umzukehren. Scharnhorst kehrte nach Prag zurück, wo er dem, durch die anstrengende Reise und die heftigen Gemüthsbewegungen verstärkten, Wundfieber erlag.

Der einzige Mann von Charakter und wahrhaft deutscher Gesinnung am Wiener Hofe war Graf Philipp Stadion. Er war befreundet mit Humboldt und hatte es erreicht, daß er von Metternich mit der Versicherung des unzweifelhaften Beitritts Oestreichs zur Coalition in das russisch-preußische Hauptquartier abgesendet wurde, wo er am 12. Mai eintraf. An demselben Tage schickte der Kaiser Franz den General Bubna in das Hauptquartier Napoleons, dem er beglückwünschend schrieb: „Ich glaubte zu dieser Sendung den lang vorhergesehenen Augenblick erwarten zu müssen, wo eine erste Schlacht viele Leidenschaften abgekühlt und viele Chimären (z. B. die Befreiung Deutschlands!) zerstört haben würde. Dieser Augenblick ist da, und Ew. Majestät hat die schöne Aussicht vor sich, als Folge eines glänzenden Sieges der Welt den Frieden zu geben.“

Die Stellung des preußischen Ministers am Hoflager zu Wien wurde noch schwieriger, als Napoleon seinen unfähigen Botschafter Otto von dort abrief und den Grafen Narbonne an seine Stelle sandte, welcher Metternich so scharf überwachte, daß dieser es nicht wagte, Humboldt wieder bei sich zu empfangen. Gentz fand sich ab und zu am Theetisch der Frau v. Humboldt ein, um zu spioniren, oder durch höhnische Bemerkungen über preußische Landwehr, Landsturm und Freiwillige den Unwillen der edlen Frau zu reizen. So sehr sich

Rahel in ihrer schwärmerischen Verehrung für Gentz es angelegen sein läßt, die Freundin günstig für ihn zu stimmen, es gelingt ihr nicht. „Gentz" — schreibt Frau v. Humboldt an Rahel — „ist gar zu sehr Gentz in der Abschrift des Briefes, den Du mir schickst; es ist Alles, was er schreibt, wie ein Memoire, wie eine Kriegs- oder Neutralitäts-Erklärung. Ich kann mir nicht helfen; Du hältst ihm ein glänzendes Himmelsbild vor, für das er gar keine Augen hat. Vom Verstehen will ich gar nicht einmal, vom in sich Aufnehmen, und dann Verstehen, reden, aber selbst die äußere Erscheinung geht ihm verloren. Thu' es nicht, schreib ihm nicht mehr. Er kommt jetzt zu uns, ich freue mich nicht zu ihm; ob ich ihn aber genug achte, es ihm zu sagen, weiß ich noch nicht. Er liebt die Unsern nicht, unsere Preußen, verstehst Du. Der eigentliche Geist, der die Nation begeistert hat, der sich klar in That und Wort bei Tausenden ausgesprochen hat, den hat er nicht erkannt. Das kommt eben auch daher, weil er die Liebe nicht erkannt hat. Nun weiß ich, daß er unsere Preußen verkleinert, verunglimpft, daß er schon jetzt nicht leiden kann, daß die Welt voll ihres Ruhmes ist, und das hat mich nun ganz von ihm abgewendet. Ich werde still und schweigsam mit ihm sein, wenn er mich auf's äußerste treibt, sag' ich's ihm grade heraus" . . .

In übermüthiger Verblendung hatte Napoleon nach den bei Lützen und Bautzen erfochtenen Vortheilen einen gebieterischen Ton gegen das Wiener Cabinet angenommen, in der Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, mit dem Kaiser Alexander in Unterhandlung zu treten, ohne Oestreich und Preußen dabei zu Rath zu ziehen. Das ward dem guten Schwiegerpapa denn doch zu viel; er verließ Wien am 1. Juli und nahm sein Hoflager am 12. in Gitschin, einst Wallensteins, des kriegsgewaltigen Herzogs von Friedland, Residenzschloß, wo er dem russisch-preußischen Hauptquartiere in Reichenbach in Schlesien näher war, als dem Napoleons in Dresden, wohin sich Metternich begab, um einen letzten Versuch zu machen, günstigere Bedingungen von dem französischen Kaiser für den Anschluß an ihn, als die Verbündeten sie in Aussicht gestellt, zu erhalten.

Von Napoleon bei dem Empfange in seinem Schreibzimmer in Dresden wie ein Lump angeblasen, mit der Frage empfangen: „Wie viel Guineen haben Sie von England für Ihren Verrath erhalten?" und mit anderen dergleichen, eben nicht schmeichelhaften, Redensarten abgefertigt, kehrte Metternich zu seinem

Kaiser zurück. Zwar ertheilte Napoleon seine Einwilligung zur Beschickung eines Friedens-Congresses in Prag am 12. Juli; allein er that es mehr in der Absicht, der französischen Nation gegenüber friedliche Gesinnung zu zeigen, als daß es ihm Ernst damit gewesen wäre, die Waffen niederzulegen. Ueber die, auf dem Friedens-Congresse zu Prag gepflogenen, Verhandlungen haben wir im ersten Bande der Geschichte des Befreiungskrieges ausführlich berichtet, und dort bereits der Energie und der Gewandtheit rühmend gedacht, mit welcher Humboldt als preußischer Bevollmächtigter die französischen Diplomaten abfertigte, für Rußland und England das Wort führte und, was die schwerste Aufgabe war, sich Metternichs Beitritt zum Bündniß gegen Napoleon so versicherte, daß er ihm nicht entschlüpfen konnte.

Seit dem Beginn des Krieges, zumal seit dem vertrauteren Umgange mit Stein, waren in Humboldt Hoffnung und Muth erwacht; er hatte sich entschieden auf die Seite der Kriegspartei gestellt, welche nur darin Heil für Deutschland sah, wenn der Kampf gegen Napoleon vollständig ausgefochten, mindestens der Rhein wieder ein freier, deutscher Strom geworden. Humboldt hatte seinen ältesten Sohn Theodor, welcher in Heidelberg studirte, in das preußische Heer als Freiwilligen eintreten lassen. „Es ziemt sich für meinen Sohn," schreibt er einer deshalb besorgten Freundin, „an dem Kriege als Mitkämpfer Antheil zu nehmen, der einmal sein und der Seinigen Dasein sichern und uns ein befreites Vaterland wiedergewinnen soll."

Voll Besorgniß, daß Metternich sich in Prag mit einem faulen Frieden begnügen, Napoleon als unbesiegter Gebieter denselben vorzuschreiben sich anmaßen könne, stimmt er seine Friedenserwartungen herab. „Wir andrerseits," schreibt er aus Prag den 21. Juli an die Fürstin Radziwill, „hätten gewiß nichts dagegen, daß ein Frieden zu Stande käme, allein ein Arrangement, das uns nicht sichere Garantien seiner Dauer gäbe, würde doppelt von Uebel sein und würde alle unsere Leiden verschlimmern; daß wir aber zu einem wirklich guten gelangen könnten, das halte ich, seit ich hier bin, noch für weniger wahrscheinlich, als früher." Gerade deshalb aber gesteht er guten Muthes zu sein, wie wenig angenehm auch seine augenblickliche Lage sei. „Denn ich schmeichle mir," fährt er fort, „daß wir hier nichts verderben werden, sondern daß im Gegentheil, wenn die Feindseligkeiten, wie es mir wahrscheinlich ist, wieder aufgenommen werden müssen, die Verbündeten durch die Hülfe werden verstärkt

sein, die man im Publicum so lange schon erwartet. Ew. Hoheit hat vielleicht schon gefunden, daß ich immer zu sehr an einen glücklichen Ausgang der Krisis glaube, in der wir uns befinden. Allein, wenn ich die gerechteste Sache sehe, eine Nation, die bereit ist zu den schon gebrachten Opfern neue hinzuzufügen, eine Armee, die sich die allgemeine Bewunderung erworben hat und welche vor Eifer brennt, den Kampf zu erneuern, endlich materielle Streitkräfte, wie sie vielleicht noch nie vereint waren, so kann ich unmöglich verzweifeln. In einer solchen Lage der Dinge würde, scheint mir, das einzige wahre und nicht wieder gut zu machende Unglück das sein, wenn man einen Zustand der Dinge unterzeichnete, welcher unglücklich an sich, beinahe selbst die Möglichkeit, jemals zu einem befriedigenderen zu gelangen, zerstörte."

Vielfach in Anspruch genommen von den, die Entscheidung großer Weltereignisse vorbereitenden, Unterhandlungen und von amtlicher Berichterstattung, war unser Bevollmächtigter auch zu kleinen Gefälligkeiten, zumal gegen die Freundinnen, gern bereit. „Madame," schreibt er der Fürstin Radziwill aus Prag, Ende Juli, „ich weiß nicht, ob ich mich irre, allein mir ist, als hätte Ew. Hoheit mir den Auftrag ertheilt, Ihnen ein Lotterieloos zur Ausspielung von Neu-Bistritz zu schicken. Ich lege ein solches meinem Briefe bei, glaube jedoch, das Beste, was ich Ihnen wünschen kann, ist, daß sie alles andere eher gewinnen mögen, als diese Besitzung, denn man versichert mich, daß, wer es gewinnt, zugleich viel Schulden mit übernehmen muß, und daß man mit mehr Glück gespielt haben würde, wenn man einfach eine Niete gezogen hätte." Zugleich benachrichtigt er die Fürstin von der Anwesenheit der drei Monarchen in Prag und fügt hinzu: „Der König hat mich sehr gnädig empfangen. Er hat mir das eiserne Kreuz verliehen, welches von allen derartigen Decorationen der einzige Gegenstand meiner Wünsche war." Als Humboldt mit diesem Orden in der Gesellschaft in Wien, wohin er sich auf acht Tage begab, erschien, drängten sich die Damen der vornehmen Welt um ihn und mehrere gingen in ihrer Verehrung so weit, es inbrünstig zu küssen, als wäre es ein geweihtes Heiligthum. In Wien nannte man damals das eiserne Kreuz „den Erlösungsorden".

Die Nachrichten von dem vollständig mißlungenen Angriff des großen böhmischen Heeres unter des Fürsten Schwarzenbergs Führung auf Dresden veranlaßten Humboldt, eiligst nach Prag zurückzukehren, wo er am 1. September

eintraf und hier die glückliche Wendung des böhmischen Feldzuges durch die Niederlage Vandamme's bei Kulm erfuhr.

Noch immer hatten die Verbündeten keinen fest abgeschlossenen, vom Kaiser Franz und Metternich unterzeichneten Vertrag in Händen; erst nach dem Eintreffen der Siegesbotschaften von der Katzbach, Großbeeren und Dennewitz gelang es den nachdrücklichen Erinnerungen Steins, Hardenbergs und Humboldts am 9. September in Teplitz die Unterzeichnung des Bündnisses, durch welches Oestreich für die Dauer des Krieges auf die Seite der Verbündeten trat, zu erreichen. „Der Teplitzer Vertrag freilich war nicht mehr in dem Geiste des Vertrages von Kalisch gefaßt. Die östreichische Hülfe war durch einen Waffenstillstand und einen Friedens-Congreß noch nicht theuer genug bezahlt; sie mußte jetzt und fortwährend durch Concessionen an die furchtsame, matte und eigensüchtige Politik Metternichs bezahlt werden. Der Rheinbund sollte zwar aufgelöst werden, allein die verrätherischen Fürsten sollten auch nach ihrer Befreiung von dem Joch, das sie so willig getragen, nicht aufhören, „souveraine deutsche Fürsten" zu sein. Vergebens stemmte sich Stein gegen diese Politik der Nachgiebigkeit und der schwachmüthigen Rücksichten, durch die er mit Recht die zukünftige einheitliche Gestaltung Deutschlands gefährdet sah, und machte sich durch Ausfälle gegen die flache Schlauheit und den kalten Egoismus des östreichischen Ministers Luft. Daß ein Theil der Schuld an den schwächeren Bestimmungen des Teplitzer Vertrages auf Humboldt fiele, ist wenig wahrscheinlich. Viel wahrscheinlicher ist es, daß Hardenberg, dessen Ansichten hierbei maßgebend waren, sich nur allzu nachgiebig fügte."*) Blieb Humboldt mit Metternich und Gentz in Prag und Teplitz im besten Vernehmen, so beschränkte sich dies doch nur auf den außerpolitischen, geselligen Verkehr. Während im preußischen Hauptquartiere nur allzuoft Herr Schmalhans Koch war, lebte man bei Metternich und Gentz herrlich und in Freuden, bei Ueberfluß in Küch' und Keller, und daß unser Humboldt, was „das Genießen" betraf, sich gern der Wiener Schule anschloß, hat er selbst nie Hehl gehabt. Anderer Art freilich waren die Beziehungen, in welche er zu Stein trat. „Die Gefühle von Achtung und Zuneigung, die er gegen ihn schon längst empfunden, konnten sich nur steigern, seit ihm vergönnt war, sich täglich von dem großen Blick, den reinen Absichten und dem hohen

---

*) Haym a. a. O. S. 309.

Willen des Mannes zu überzeugen. Der Moment, den er sich früher herbeigewünscht hatte, mit Stein gemeinschaftlich wirken zu können, war nun gekommen. Nicht in Allem zwar konnte er ihm beipflichten. Wenn Stein von der Wiederaufrichtung von Kaiser und Reich sprach, so stimmte Humboldt schon jetzt, wie später mit Hardenberg, aus preußischem Interesse dagegen. Vollkommen einverstanden aber war er damit, daß ein festes Band in Zukunft die deutschen Staaten zusammenhalten müsse, daß die Willkür, die bisher in denselben regiert, nicht besser als durch die Einführung einer Repräsentativ-Verfassung gehemmt werden könne, daß gerade jetzt der geeignete Zeitpunkt sei, derartige Bestimmungen durch einen einträchtigen Beschluß der vier Großmächte im Voraus zu sanctioniren. Entwürfe zu einer festen Bundesverfassung der deutschen Staaten wurden gemeinschaftlich von Humboldt und Stein ausgearbeitet. Es fehlte leider dem östreichischen Cabinet an dem guten, allen übrigen an dem raschen Willen, sie anzunehmen."

Entwürfe zu einer Neugestaltung Deutschlands, einer Wiederherstellung desselben als einer europäischen Großmacht beschäftigten Stein schon seit Jahren und darin bewährte sich vornehmlich sein staatsmännischer Beruf, daß er nicht wie die anderen Vaterlandsfreunde nur für die Befreiung vom fremden Joche, sondern zugleich auch für die Aufrichtung einer Reichsverfassung arbeitete. Bereits den 18. September 1812 überreichte Stein in Petersburg dem Kaiser Alexander eine „Denkschrift über Deutschlands künftige Verfassung". „Die Ruhe Europas," heißt es in derselben, „erheischt, daß Deutschland so eingerichtet sei, daß es Frankreich widerstehen, seine Unabhängigkeit erhalten, England in seinen Häfen zulassen, und der Möglichkeit französischer Einfälle in Rußland zuvorkommen kann. Diesen Zweck kann man erreichen: 1. entweder durch Vereinigung Deutschlands zu einer Monarchie; 2. oder wenn man es nach dem Laufe des Main zwischen Oestreich und Preußen theilt; oder 3. indem man in diesen beiden großen Theilen einige Länder, wie z. B. Hannover u. a. unter einem Bündniß mit Oestreich und Preußen bestehen läßt. Die Herstellung der alten deutschen Reichsverfassung halte ich für unmöglich und wenig wünschenswerth."

Nach einem flüchtigen Abriß der Geschichte des Verfalls des deutschen Reichs verweilt er bei der Umgestaltung, welche die Verfassung desselben durch den Westphälischen Frieden (1648) und durch Frankreich (1802) erhielt. „Statt

die deutsche Verfassung des Westphälischen Friedens wieder herzustellen," bemerkt er, „würde es dem allgemeinen Besten Europas und dem besonderen Deutschlands unendlich angemessener sein, die alte Monarchie wieder aufzurichten, ein Reich zu bilden, welches alle sittlichen und physischen Bestandtheile der Kraft, Freiheit und Aufklärung enthielte und dem unruhigen Ehrgeize Frankreichs widerstehen könnte. Ein solcher Zustand der Dinge würde dem Volke das Gefühl seiner Würde und seiner Unabhängigkeit wiedergeben, seine Kräfte würden nicht in Beschäftigung mit kleinen Territorial-Angelegenheiten versplittert, sondern sich denen der Nation im Ganzen zuwenden; außerdem ist das den Wünschen fast der Gesammtheit entsprechend, seitdem sie unwürdig von denen verrathen ist, welche verstehen mußten, für sie zu sterben, seitdem sie in den Fürsten nur noch Feige sieht, welche das Blut ihres Volkes verkaufen, um ihr schmachvolles Dasein zu verlängern; eben so müßten es die Fürsten wünschen, weil eine solche Ordnung der Dinge ihr eigenes Dasein sichern, ihnen die edle Aufgabe anweisen würde, die Rathgeber eines großen Volkes zu sein, statt der erblichen Präfecturen, welche sie gegenwärtig einnehmen, ungewiß in der Dauer, wenig ehrenvoll wegen der Kleinheit ihres Wirkungskreises." Nicht verhehlt sich Stein die Bedenklichkeiten, welche sich der Wiederherstellung des Kaiserthums entgegenstellen, welches er schließlich für „unmöglich" erklärt, und fügt hinzu: „aber selbst dann würde die Theilung Deutschlands zwischen Oestreich und Preußen der Herstellung der alten Verfassung vorzuziehen sein, wenn man, um die Eigenliebe zu schonen, die Länder der vertriebenen Fürsten bestehen lassen müßte, indem man sie mit dem Theile Deutschlands, worin sie eingeschlossen sind, in ein Bundesverhältniß brächte."

Das größte Vertrauen zu der großmüthigen Freisinnigkeit des Kaisers aller Reußen spricht Stein am Schlusse der Denkschrift aus. „Ich glaube nicht," schreibt er, „die Ausdrücke rechtfertigen zu müssen, welche in dieser Denkschrift zu stark erscheinen könnten, ich glaube, sie sind gerechtfertigt durch die Größe des Gegenstandes und die Gefühle, welche das Andenken an ein unglückliches, verrathenes, unterjochtes Vaterland einflößen muß; ich habe geglaubt, zu einem Fürsten, welcher ein unermeßliches Reich beherrscht, die Sprache der Wahrheit und Freiheit sprechen zu müssen, da es Seine Weisheit, Sein edler Charakter und Seine Macht sind, von denen mein Vaterland seine Freiheit und die Herstellung einer Verfassung erwartet, welche sein Glück verbirgt. Stein."

Stein theilte diese Denkschrift Hardenberg und Humboldt mit und da des

letzteren politische Ansichten sich nicht wie die des Staatskanzlers auf ein specifisches Preußenthum beschränkten, vielmehr ein „ganzes Deutschland" umfaßten, schloß er sich in dieser Angelegenheit enger an Stein als an Hardenberg an.

Während Blücher und Gneisenau, York und Bülow durch glänzende Waffenthaten lärmenden Kriegsruhm gewannen, ist das Verdienst nicht geringer anzuschlagen, welches, umgeben von dem Getümmel des Krieges und der Schlachten, sich Stein und Humboldt um das Vaterland dadurch erwarben, daß sie den Entwurf zu einer Verfassung durchdachten, durchsprachen und durcharbeiteten, welche ein vereintes Deutschland zu dem Rang und der Geltung einer europäischen Großmacht erheben sollte. „Hierbei wurden von beiden Staatsmännern diejenigen Grundsätze ins Auge gefaßt, die in dem Manifest von Kalisch und in dem Aufrufe von Breslau einen Ausdruck gefunden hatten. Sie betrachteten diesen Krieg als einen Nationalkrieg. Sie waren der Ansicht, daß jetzt und in Zukunft in Deutschland nicht anders als unter lebendiger Mitbetheiligung des Volkes regiert werden dürfe. Sie kamen daher überein, daß die von dem Chef der Centralverwaltung (Stein) zu ernennenden Gouverneure allenthalben, wo Landstände vorhanden wären, vermittelst dieser wirken und daß sie überall das Volk zu thätiger Hülfeleistung für die große Sache der Befreiung in Bewegung setzen müßten. Humboldt faßte das Resultat aller dieser Besprechungen in einem Entwurf zusammen. Stein wurde unmittelbar nach der Schlacht von Leipzig mit der Leitung dieser Centralgewalt beauftragt. Wiederum aber war es der Einfluß der östreichischen Politik, welcher den Plan wie die Ausführung dieser großen Maßregel durchkreuzte. Die demokratischen Bestimmungen des Humboldtschen Entwurfes über die Mitwirkung des Volks und der Stände wurden gestrichen. Allein damit nicht genug. Hatte Oestreich schon vor der Schlacht von Leipzig dem rheinbündischen Baier eine schmähliche Amnestie bewilligt, so entzog es nach jener Schlacht auch den König von Würtemberg der verdienten Bestrafung, so wie sein Land dem Einflusse der Centralgewalt. Das Einzige, was sich noch erreichen ließ, war die Annahme einer gemeinsamen Form für die Beitrittsverträge mit den übrigen Fürsten des Rheinbundes."*)

In Frankfurt a. M., wo nach den Schlachten von Leipzig und Hanau

*) Haym a. a. O. S. 311 mit der Bemerkung, daß er das Thatsächliche seiner Darstellung fast ausschließlich nach Pertz, Stein, Bd. III. berichte, den auch wir als Hauptquelle benutzten.

das Hauptquartier und Hoflager der verbündeten Monarchen für einige Zeit Rasttag hielt, hatte sich auch das diplomatische Hauptquartier eingefunden. Unter Metternichs Vermittelung wurden Friedensunterhandlungen mit Napoleon angeknüpft, welche indeß zu keinem Abschluß führten. Auch Stein war hier eingerückt und hatte die Geschäftsführung der Centralverwaltung nach Frankfurt verlegt. Wer irgend von den regierenden Häusern und Häuschen Deutschlands etwas zu verlieren fürchtete, etwas zu gewinnen hoffte, fand sich in Frankfurt ein. „Der Lohn, welchen die Könige von Baiern und Würtemberg für ihre Treulosigkeit und Mißregierung aus der Hand Oestreichs empfangen hatten, machte auch die übrigen Schützlinge Napoleons lüstern. Sie selbst und ihre Minister erschienen zu Hauf in Frankfurt. Wetteifernd sagten sie sich los von ihrem ehemaligen Protector, wetteifernd suchten sie um den niedrigsten Preis die günstigsten Bedingungen zu erlangen. Humboldt war es vorzugsweise, welcher die ganze Last der hieraus sich ergebenden Unterhandlungen zu tragen hatte. Ein Glück noch, daß er bei aller ernsten Theilnahme an den Dingen auch den Humor derselben zu schmecken verstand. Er sei, hatte früher wohl Körner geäußert: „zu Glimpf und Schimpf" zu gebrauchen. Niemals war Glimpf und Schimpf so dicht bei einander, wie in diesem Bettelaufzug der Rheinbundfürsten. Dalbergs, des Primas des Reichs, mitleidswürdige Gestalt kam glücklicher Weise seinem philosophischen Freunde nicht vor Augen, er hatte es für gerathener gehalten, sich aus dem Staube zu machen. Die Komödie war darum nicht weniger vollständig."*)

„Ich hatte," schreibt Humboldt der Fürstin Radziwill aus Freiburg den 22. December 1813, „in Frankfurt nicht einen einzigen freien Augenblick. Die Cabinette der drei Höfe hatten jede Besprechung und jede Unterhandlung mit den deutschen Fürsten abgelehnt und sie den Freiherren Anstett und Binder und mir aufgeladen. Da ich nun in Deutschland mehr gekannt bin, als meine beiden Collegen, hat man sich mit unzähligen Anfragen, Klagen und Beschwerden an mich gewendet, was nur zu eben nicht erfreulichen und gewöhnlich nutzlosen Unterhaltungen führte. Indessen haben wir doch auch köstliche Figuren von Bevollmächtigten gesehen und sehr belustigende Scenen erlebt. Wären noch jene glücklichen Zeiten gewesen, wo ich das Glück hatte, meine Abende bei Ew. Hoheit

*) Haym a. a. O. S. 313.

zuzubringen, würde ich Sie durch meine Erzählungen oft zum Lachen gebracht haben, allein ich enthalte mich dessen, es schriftlich zu thun, um so mehr, als der Fürst Anton Radziwill mir schon den Vorwurf macht, daß ich von Allem, was hier passirt, nur die amüsante Partie für mich nehme. Ew. Hoheit wissen sehr genau, daß die Sachen mir nichts desto weniger am Herzen liegen, allein es ist unmöglich, nicht bisweilen einige Bemerkungen heiterer Art zu machen." Dann wendet sich der Brief zu ernsteren Betrachtungen. Der Einmarsch in die Schweiz, der Aufstand in Holland werde, so hofft Humboldt, Napoleon veranlassen, den Frieden zu suchen; unterlasse er dies, dann stehe sein Thron in Gefahr, durch Unruhen im Innern erschüttert zu werden. „Nie," fährt er fort, „gab es eine denkwürdigere Zeit und über das Benehmen der Preußen ist nur eine Stimme; alle Welt bekennt aus eigener Veranlassung, daß man alle glücklichen Erfolge zum größten Theile, mindestens zu zwei Dritteln, uns zu danken hat. Es ist dies ein erhebendes Gefühl, und ich war öfter Zeuge, daß der König tief ergriffen es anerkannte, was das Heer und das Volk in diesem furchtbaren Kampfe geleistet haben, wodurch Preußen seine frühere Unabhängigkeit und seinen alten Ruhm wiederherstellen wird." Vielleicht war Humboldt der einzige unter den durch Freiburg ziehenden Ministern, Generalen und Fürsten, welcher dem dortigen Dome die gebührende Aufmerksamkeit schenkte: „Die hiesige Kathedrale," schreibt er der Fürstin, „ist das Schönste, was man von gothischer Baukunst sehen kann, nicht so großartig, wie das Münster zu Straßburg, allein regelmäßiger, einfacher und in allen Einzelnheiten vollendeter."

Die Grenzen Frankreichs wurden überschritten, das diplomatische Hauptquartier folgte dem der Monarchen über Basel nach Langres. Aufs Neue knüpfte Napoleon durch Metternich Friedensunterhandlungen an. Humboldt, vollständig bekannt mit den Spiegelfechtereien der französischen Bevollmächtigten, denen es, sobald es bis zum Abschluß gediehen war, jedesmal an den nöthigen Vollmachten fehlte, war es vornehmlich zu danken, daß mit Caulaincourt abgebrochen wurde, so daß die Durchstechereien mit Metternich hinter dem Rücken der Verbündeten vereitelt wurden. Die Siege bei Laon und Arcis-sur-Aube gaben dem Feldzuge eine glückliche Wendung, die Schlacht bei Paris und die Erstürmung des Montmartre am 30. März öffneten den Siegern die Thore der Hauptstadt. Napoleon unterzeichnete in Fontainebleau die Entsagungsacte auf den Kaiserthron, nicht auf den Kaisertitel, und erhielt die Insel Elba als

freies und unabhängiges Besitzthum. Die vertriebene Königsfamilie der Bourbons kehrte „im Gefolge der fremden Bajonnette“ nach Frankreich zurück; König Ludwig XVIII. war sehr gern bereit, das Instrument, welches man ihm als den Friedensschluß von Paris unterbreitete, zu unterzeichnen. Für Preußen, für Deutschland war damals die Zeit höchsten Ruhmes. Die auf ihr Vaterland so stolze Madame de Staël schrieb (den 5. Mai 1814) an die Fürstin Radziwill: „Ich bewundere Euch Preußen! aber Frankreich! ach! Frankreich — wär' ich doch anderwärts geboren! Meiner Sinnesweise (sentiments) nach gehöre ich Deutschland an, obschon ich nicht die Ehre habe, eine Deutsche zu sein.“

Die Feldherren und Heerführer, welche mit ihren tapferen Schaaren in zahllosen Gefechten und Schlachten auf den Feldern von der Moskwa und dem Niemen bis zur Seine die schwere Blutarbeit der Befreiung des Vaterlandes von fremder Tyrannei vollbracht hatten, erwogen mit Ernst, was jetzt geschehen müsse, und forderten, daß der Friedensschluß Gewähr leiste für die Sicherheit der deutschen Grenze gegen Kriegs- und Eroberungsgelüste der fränkischen Nachbarn. Dagegen waren die Diplomaten, das schreibende Hauptquartier, an dessen Spitze sich in Paris der Kaiser Alexander gestellt hatte, von einem bodenlosen Leichtsinn befallen; nur Stein machte eine rühmliche Ausnahme und schloß sich mehr den Herren vom Degen, als denen von der Feder an. Ueber Humboldts Thätigkeit, über seine Ansichten, wie über das Maß seines Einflusses sind wir so gut wie völlig im Dunkeln.

„Der Friede von Paris,“ schreibt er von da den 25. Mai 1814 an die Fürstin Radziwill, „wird so, wie wir es gewollt haben, wahrscheinlich in wenigen Tagen unterzeichnet werden. Der Staatskanzler und ich werden ihn für Preußen unterzeichnen. Er ist schön und ruhmvoll und Ew. Hoheit werden mit den Hauptbestimmungen zufrieden sein.“ Andere Aeußerungen, weder schriftliche noch mündliche, sind von ihm über diese Angelegenheit nicht bekannt geworden.

„Seine Rastlosigkeit und Arbeitsamkeit konnte nicht gut machen, was Hardenbergs Charakterschwäche verdarb, was dessen Sorglosigkeit schon vorher verdorben hatte. Weder zu Reichenbach, noch zu Teplitz, noch in Chaumont, weder mit England, noch mit Rußland, noch mit Oestreich hatte sich der Staatskanzler wegen der, Preußen zu gewährenden, Entschädigungen vorgesehen. Es war verlorene Mühe, wenn sich Vincke jetzt mit dringenden Vorstellungen wegen der

Erhaltung Ostfrieslands an Humboldt wandte.*) Ostfriesland war (von England gekapert, damit Preußen keinen Hafen an der Nordsee gewinne) seit den Verträgen von Reichenbach ein an Hannover vergebenes Land. Sachsen war noch unvergeben, aber in Betreff Sachsens beging Hardenberg denselben Fehler, den er noch bei jeder früheren Verabredung begangen hatte: er gewährte, ohne zu fordern. Während England und Oestreich schon in Paris alle ihre Wünsche erfüllt sahen, duldeten die preußischen Staatsmänner, daß die Entschädigung ihres Staates bis zu den Verhandlungen in Wien vertagt wurden. „Humboldt," so wird aus handschriftlicher Quelle berichtet, „fuhr dem Könige von Preußen entgegen, als dieser zum Congreß nach Wien kam, und sagte demselben zu dessen Erstaunen vorher, daß die Acquisition von Sachsen sehr zweifelhaft sei. Es sei ein Staatsfehler gewesen, diese Sache in Paris nicht abgemacht zu haben. Dort sei Alles leicht zu machen gewesen und er hätte oft genug den Staatskanzler darauf aufmerksam gemacht."**)

Die drei verbündeten Monarchen, ihre ersten Heerführer und Minister folgten nach abgeschlossenem Frieden einer Einladung des Prinz-Regenten nach England, wohin sie sich am 6. Juni in Boulogne nach Dover einschifften. Humboldt befand sich unter den „namentlich Eingeladenen" und erfreute sich von Seiten des Prinz-Regenten und der englischen Staatsmänner, von denen mehrere mit ihm persönlich bekannt und befreundet waren, der zuvorkommendsten Aufnahme. Nach dreiwöchentlichem Aufenthalte verließ der König England wieder, traf den 27. Juni in Paris ein, von wo er eine Huldigungsreise nach dem, durch den Pariser Frieden ihm zurückgegebenen, Fürstenthume Neufchatel machte, wohin ihn Humboldt begleitete.

Bereits in Paris hatte der König Humboldt als zweiten preußischen Bevollmächtigten neben Hardenberg bei dem Congresse in Wien bestimmt. Schon vor der Eröffnung war Humboldt dort eingetroffen, um als guter diplomatischer Feldherr das Terrain und die Stellung, welche er einzunehmen und zu behaupten hatte, zu recognosciren. In dem reizend gelegenen Baden bei Wien wurden in heiterster Gesellschaft mit Metternich, Gentz und anderen Bevollmächtigten, mit denen man noch auf freundschaftlichem Fuße stand, im August vergnügte Tage verlebt. Sofort nach der Ankunft Steins in Wien (im September) wurden

*) Bodelschwingh, Leben Vincke's. I. S. 542.

**) Schlesier, Humboldt. II. S. 245.

die Vorarbeiten in Angriff genommen und da das preußische Cabinet viel des Versäumten nachzuholen hatte, der König für sein Volk den wohlverdienten Kampfpreis, für Deutschland eine erneute Reichsverfassung in Anspruch zu nehmen berechtigt war, gab es vollauf zu thun. „Es begann eine Zeit der angestrengtesten Thätigkeit für Humboldt. Einen reicheren Stoff und eine mannigfaltigere Gelegenheit zu staatsmännischer Arbeit hatte es niemals gegeben. Eine weitere Bahn zu diplomatischem Wettkampf war niemals geöffnet gewesen. Preußen hatte keineswegs die leichteste, der Nebenmann Hardenbergs unfehlbar die mühsamste und voraussichtlich die undankbarste Arbeit. Durch Schwäche des Gehörs war dem Staatskanzler jede eingreifende Thätigkeit an allen mündlichen Verhandlungen wesentlich erschwert. Wie dies körperliche Gebrechen, so hatte seine Lässigkeit und Bequemlichkeit mit den Jahren zugenommen. Sein Leichtsinn und seine Charakterschwäche hatte darum nicht abgenommen. Wer ihn loben wollte, lobte sein weltmännisches Wesen, seine unzweifelhafte Liberalität und seine patriotische Wohlgesinntheit. Es waren Tugenden der allerbedenklichsten Art, und von den größten Fehlern, die ein Staatsmann besitzen kann, nur kaum zu unterscheiden. Durch einen starken Zusatz von Frivolität und Eitelkeit verloren sie allen Werth. Es wäre nöthig gewesen, den wohldenkenden, aber schwachen Staatskünstler beständig unter der Autorität eines kräftigeren und festeren Willens zu halten, welcher ihm imponirt und ihn gestählt hätte. Statt dessen machte ihn seine Stellung zum Ersten und mit Eifersucht behauptete er die Prärogative dieser Stellung. Humboldt, der ihm beigeordnet war, war ihm in Wahrheit untergeordnet. Derselbe besaß die glänzendsten und achtungswerthesten Gaben; diejenigen aber, durch welche man schwächeren Gemüthern unwiderstehlich Ehrfurcht abnöthigt und sie zu Entschlüssen fortreißt, besaß er nicht. Er besaß nichts Gebieterisches und nichts Antreibendes in seinem Wesen. Die Natur hatte ihn nicht gemacht, irgendwo ein Führer oder ein Erster zu sein. Sein Charakter war fest in sich gegründet, aber ohne jenen Ueberschuß von Kraft, der sich zum Wirken nach Außen und auf Andere drängt. Er war unendlich zäh und ausdauernd, aber nichts weniger als an- und durchgreifend. Seine Art und Weise glich mehr der Gediegenheit des edlen Goldes, als der nützlicheren Härte des Eisens, geeigneter zu einem Schaustück und Kunstwerk verarbeitet zu werden, als um Waffen daraus zu schmieden. Solche Eigenschaften, verbunden mit der außerordentlichsten Urtheilskraft und der seltensten Verstandesgewandtheit,

reichten oft aus, um Hardenbergs wohlmeinenden Absichten Nachdruck und Sicherheit zu geben, aber sie erwiesen sich als unzulänglich, ihm in den entscheidenden Augenblicken die Tapferkeit und Herzensfestigkeit einzuflößen, die in der Regel den Sieg und immer die Ehre des Kampfes gewinnt. So standen bereits auf dem Wiener Congresse die preußischen Interessen, so daß sie nur durch einen Willen zu retten waren, der Alles einzusetzen bereit wäre. Nicht einmal seinen Posten einzusetzen war Hardenberg bereit. An jenem Willen gerade, der sich überall einen Punkt und ein Ziel setzt, das er will, schlechterdings und unter allen Umständen und ohne weiteres Unterhandeln will, fehlte es dem Staatskanzler in der sächsischen Frage, wie in der deutschen Verfassungsfrage. Er ward von Humboldt in jeder Weise geschoben, gehalten, beim Rückzuge gedeckt und immer wieder von Neuem gedeckt. Aber ein Moment trat ein, wo der Vordermann rücksichtslos und plötzlich Kehrt machte. In solchen Momenten war der Einfluß Humboldts vollkommen machtlos. Er sah sich mit zurückgedrängt und es war viel, wenn es ihm gelang, nur den diplomatischen Anstand zu retten, welchen Hardenberg zugleich mit der Sache preiszugeben bereit war.

„Unter diesen Umständen gewährt die erstaunenswürdige Thätigkeit und die noch bewundernswürdigere diplomatische Kunst, die von Humboldt an den Tag gelegt wurde, einen wenig befriedigenden Anblick. Es war zum großen Theil weggeworfene Arbeit und verschwendete Kunst. Kein Anderer von gleichen geistigen Fähigkeiten würde es ertragen haben, so viel gebraucht und so oft im Stich gelassen zu werden. Allein der Grund so bescheidener Geduld, der Grund zugleich so geringen Einflusses auf die letzten großen Entscheidungen lag in der Denkweise Humboldts. Er war nicht der Meinung, daß der Gang der Staatsangelegenheiten das Wichtigste auf der Welt sei. Für das Höchste, wofür man arbeiten könne, erklärte er die Ruhe und Freiheit des Gewissens. Nicht die Rücksicht auf den Stoff, nicht die auf das äußere Ziel, sondern die Uebung der inneren Kraft an sich selbst beschäftigte und befriedigte ihn."

Der Glanz-, Tanz-, Schranz- und Festspectakel des Congresses hatte für Humboldt nichts Verlockendes. Da seine Gattin in Berlin zurückgeblieben war, hatte er nicht nöthig, ein Haus zu machen, noch war er veranlaßt, weiblicher Neugier zu Gefallen an allen Festlichkeiten Theil zu nehmen; selbst auf dem Spaziergange der Congreßgesellschaft zur Mittagsstunde auf der Bastei war Humboldt nie zu finden. Weder in den Sitzungen der fünf Großmächte, in

welchen die europäischen Angelegenheiten, noch in denen der fünf deutschen Mächte, welche über Deutschlands Verfassung verhandelten, fehlte er jemals. Und nicht etwa nur als stummer Beisitzer oder schreibender Protokollführer, sondern als Werk- und Wortführer, welcher die von ihm verfaßten Anträge des preußischen Cabinets zu vertheidigen, den Anmaßungen eines Gegners wie Talleyrand entgegenzutreten, die englischen Bevollmächtigten sich geneigt zu erhalten, die heimlichen Umtriebe Metternichs zu vereiteln die Aufgabe hatte.

„Nur Wenige giebt es auf dem Congresse, die sich in Arbeitseifer und Unermüdlichkeit mit Humboldt messen können. An allen großen Verhandlungen der Mächte nimmt er Theil. Er fehlt in keiner einzigen von den siebenundvierzig Sitzungen der fünf europäischen Mächte. Neben und ohne Hardenberg ist er regelmäßig in den Conferenzen der Acht. Er ist der Thätigste und Eifrigste in dem Comité der deutschen Staaten. Unentbehrlich ist die Gewandtheit und das Arbeitsgeschick eines solchen Mannes in den zahlreichen, für besondere Gegenstände gebildeten Ausschüssen. In seiner ganzen Stärke zeigen ihn die Protokolle des Comités für die Freiheit der Flußschifffahrt. Er formulirt hier in großen und einfachen Zügen die Aufgabe, die es zu lösen galt. Er hält beständig den Berathenden das Ziel und Wesen ihrer Arbeit gegenwärtig. Er weiß ausgleichend und versöhnend die streitenden Ansichten und Interessen zu einem befriedigenden Resultat zusammen zu führen. Er ist es, der überall die letzte Fassung für die einzelnen Bestimmungen ausfindig macht.*) Er lenkt die Debatten, er redigirt die Beschlüsse, er weiß sich mit den Dingen, wie mit den Menschen, mit dem Inhalt, wie mit der Form auf das Geistvollste und Geschickteste abzufinden. Deshalb werden ihm vor Allem eine Reihe von Verhandlungen, von Referaten, von Redactionen übertragen. Noch bei der endlichen Schlußredaction der Congreßacte ist er neben Clancarty und Gentz thätig. Er theilt mit dem Letzteren das Talent der Formung. Allein auch dieser hat seinen Meister an ihm gefunden. Wie die unglaubliche Thätigkeit, so erwarben sich die Arbeiten Humboldts die ungetheilteste Bewunderung der Congreßmitglieder. Am wenig-

*) Die freie Rheinschifffahrt ward auf holländischem Gebiet „jusqu'à la mer" (bis zum Meere) festgestellt. Später legte die holländische Regierung dies so aus: „bis an das Meer", nicht bis in das Meer, da es in diesem Falle „jusque dans la mer" heißen müßte. Wir waren schwach genug, uns von den Holländern, deren Land wir von dem Feinde befreit hatten, das Meer vor der Nase verschließen zu lassen.

sten gewogen waren ihm die Franzosen. Nichts desto weniger mußten auch sie beistimmen, daß an Gediegenheit, wie an Formvollendung seine Arbeiten unübertroffen seien.

„Unvergleichlicher doch und eigenthümlicher noch war der Stil seiner diplomatischen Kunst. Derselbe befremdete und verwirrte selbst diejenigen, die am wenigsten gewohnt waren, sich aus der Fassung bringen zu lassen. Die spitzeste Zunge und den raschesten Verstand, zugleich das weiteste Gewissen und die eisernste Stirn hatte Talleyrand. Sein Leben bestand aus einer Kette von Ueberläufereien. Das Glück und die Geschicklichkeit, womit er dieselben bewerkstelligt hatte, die Erfolge, die er im Interesse Frankreichs auch auf dem Wiener Congresse noch davon trug, bestärkten ihn in der Einbildung, die zugleich die Meinung der Welt war, daß Napoleon nicht gewisser der erste Feldherr, als er der erste Diplomat des Jahrhunderts sei. Zum ersten Male in seinem Leben begann Talleyrand an seiner Kunst zu zweifeln; zum ersten Mal kam ihm der Gedanke, daß es vielleicht eine Gattung von Diplomatie gebe, die für ihn unerreichbar bliebe und die zu erlernen er verzweifeln müsse. Mit dem Metternich und Hardenberg nahm er es aller Wege auf; mit Humboldt fertig zu werden fand er unmöglich. Widerwillig ließ er sich zu dem Lobe herbei: dies sei ein Staatsmann, wie deren Europa zur Zeit nicht drei oder vier zähle. Aber im Geheimen quälte ihn das Gefühl, daß er diesem Manne nicht gewachsen sei und das demüthigendere Gefühl, daß er sich von der dämonischen Gewalt, die demselben innewohne, nicht im Stande sei vollständige Rechenschaft zu geben. Er half sich am Ende, wie immer, mit einer hingeworfenen Pointe: „le Sophisme incarné," die fleischgewordene Sophistik, das war der Ehrentitel, den er für seinen Gegner münzte und der aus diesem Munde wie pures Lob klang. Und es war Wahrheit in dieser Bezeichnung, wenn sie auch bezeichnender für Talleyrand, als für Humboldt war. Wer so wie Humboldt an den feinsten Verschlingungen des Gedankens ein selbstständiges Interesse hatte, konnte sich leicht im Laufe der Discussion so weit von dem Wesentlichen des Streites entfernen, daß nur er selbst den Rückzug zu demselben wieder aufzufinden im Stande war. Wer so gering von dem Stoff der Debatte, so groß von der Macht und dem Recht des Geistes dachte, konnte sich leicht seine Herrschaft über die geistigen Mittel zu Nutze machen, um in dem Netz der bloßen Dialektik den Widersacher zu fangen und ihn zur Capitulation zu nöthigen. Er bediente sich auf einem Felde, wo die List für eine Tugend gilt, der listigsten und erlaubtesten, der feinsten

und doch offensten List des Gedankens und der Reflexion. Auf Lug und Trug, auf Hinterlist und praktische Heimlichkeiten verstand er sich nicht. Er überließ es dem Talleyrand und Metternich, mit Lächeln und Händedrücken Versicherungen zu beglaubigen, die bestimmt waren, nach 24 Stunden gebrochen oder abgeleugnet zu werden. Es war ihm nicht gegeben, was den Oestreichern natürlich war, unter gutmüthigem Aussehen und mit treuherziger Rede Bosheit und Schadenfreude zu verstecken. Er verachtete herzlich die unruhige Geschäftigkeit der Franzosen, Verschwörungen anzuzetteln, Verwickelungen herbeizuführen, die ganze Politik wie ein unterhaltendes Intriguenstück zu behandeln. So unglaublich es klingt: Alles, was einer Intrigue auch nur von ferne ähnlich sah, verabscheute er aufs Aeußerste und dennoch war er, dieser undiplomatischen Eigenschaft zum Trotze, ein diplomatischer Künstler vom ersten Range. Seine Intrigue war die Discussion. Seine einzige Rüstung, die ihm zum Angriffe, wie zur Vertheidigung ausreichte, war sein unermüdlicher und unbesiegbarer Scharfsinn. Stahlblank und stahlhart war diese Rüstung. Seine durch langjähriges Studium in einem vielbewegten Leben daheim und im Auslande erworbene Kenntniß der Menschen und ihrer Verhältnisse machte es ihm leicht, praktische Fragen jetzt mit derselben Leichtigkeit zu behandeln, mit der er ehedem die höchsten Aufgaben der Metaphysik, anthropologische, ästhetische oder grammatische Probleme gelöst hatte. Leicht entdeckte sein mit hundert Augen versehener Verstand die geheimen Absichten und Hintergedanken des Gegners. Ohne Mühe fand er, sobald es zur Debatte kam, die Schwächen desselben heraus, umschlich er die Stärke desselben, gewann er ihm die Vortheile ab. Im längsten und stärksten Rennen behielt er noch ruhigen und starken Athem, während der Andere längst keuchte und nach Luft schnappte. Er war unerschöpflich in Einwendungen und er fand kein Ende in Distinctionen. Durch jene ermüdete er, durch diese verwirrte er die Gegner. Die Talleyrandsche Kunst des Schweigens vermochte wenig gegen diese Meisterschaft des Sprechens. Die spitz gedrehten Pointen des Franzosen waren zu stumpf für die Schärfe sowohl, als die Härte dieses Geistes. Hier prallten List und Feinheit ab, hier fanden noch weniger Zutraulichkeit und Schmeichelei einen Eingang. Vergebens suchten diejenigen, die diesem Gegner auf dem diplomatischen Felde begegneten, hinter den Dornen seines Verstandes, an denen sie sich wund rissen, die vielgerühmte deutsche Herzlichkeit und Gemüthlichkeit. Auf dem Markte der Politik wahrte sich Humboldt vor der Profana-

tion seiner Gefühle. Seines inneren Schatzes gewiß, mit dem ganzen Stolze geistiger Ueberlegenheit, sah er auf das Treiben derer herab, die sich mit aller Leidenschaft an vergänglichem Stoffe abmühten, die Alles, was sie in sich hatten, Schlechtes wie Gutes, an den Tag kehrten, die sich auf der Bahn des Ehrgeizes und auf dem Markte der Eitelkeit völlig verausgabten. Der Mann, dessen Gemüth vom allerweichsten Stoffe, dessen Empfindung zart wie Frauenempfindung war, erschien, als ob er von Eis oder Stein sei. Die kalte und undurchdringliche Ruhe seines Wesens schüchterte jede vertrauliche Annäherung zurück. Sein ungemeiner Blick für das Lächerliche und sein Talent zum Sarkasmus machten ihn zum Gegenstand der Scheu und des Schreckens. Er war, wie der Rheinische Merkur ihn schildert, „klar und kalt, wie die Decembersonne.“ Daß solches Wesen nicht immer nützlich war, ist gewiß. Es konnte nicht ausbleiben, daß die eisigen Antworten Humboldts oft zur Unzeit die Gegner verletzten. In der Regel jedoch war die Freude, welche Humboldt sichtlich an der Macht des Verstandes empfand, von dem feinsten weltmännischen Tacte im Zügel gehalten. Seine Kälte war nichts weniger als Schroffheit. Vor Allem auch Glätte und Biegsamkeit wußte seine Klugheit dem spröden Stoff abzugewinnen, aus welchem er seine Worte und sein Benehmen formirte. . . Er wußte Gedanken und Ausdrücke so zart zu nüanciren, daß die bitterste Wahrheit ihr Bitteres und der herbste Widerspruch seinen Stachel verlor. Er sprach und schrieb — insbesondere auch das Französische — wie nur die Höchstgebildeten schreiben und sprechen können — mit vornehmer Höflichkeit, auch wenn er es mit Gleichgesinnten, mit fließender Artigkeit, auch wenn er es mit Andersgesinnten zu thun hatte.“*)

Ein anderer war er allerdings im Gespräch und bei mündlicher Verhandlung, als in dem schriftlichen Verkehr; im Wortwechsel der Rede konnte er der Lust, dem Gegner seine Ueberlegenheit fühlen zu lassen, nicht leicht widerstehen und sein ironischer Witz verletzte um so mehr, als er nie mit leidenschaftlicher Erregtheit, sondern mit kalter, trockener Schärfe sprach, ohne jedoch auch nur im Entferntesten eine Spur von mephistophelischer Malice an sich zu haben. Seine gelassene Ruhe verwundete empfindlicher, als das aufbrausende Wesen Steins, und während man diesem manchen ungefügen Ausfall hingehen ließ, wurde der, eine gemessene Haltung streng innehaltende, Humboldt öfter in Miß-

*) Haym a. a. O. S. 323.

helligkeiten und Händel verwickelt, selbst mit solchen, die ihm nah befreundet waren und die er hochachtete. So geschah es, daß der, seinem innersten Wesen nach durchaus friedfertig gesinnte, Humboldt in einer Sitzung des Wiener Congresses den durch Gutmüthigkeit und Wohlwollen ausgezeichneten preußischen Kriegsminister General v. Boyen so in Harnisch brachte, daß dieser ihm sofort nach der Sitzung eine Ausforderung auf Pistolen zuschickte, welche Humboldt annahm. Das Duell fand in einer abgelegenen Gegend des Prater statt. Der Fürst Hardenberg und Oberst v. T . . . waren als Secundanten, Doctor Koreff als Arzt, die einzigen Zeugen dieses merkwürdigen Zweikampfes, welcher eher Stoff zu einer Doppel-Donquichottiade, als zur Episode eines Heldengedichtes darbot. Zwei geschworene Feinde der Gottesurtheile, des Faustrechts und mittelalterlicher Romantik, zwei königlich preußische Minister, die beide das Schwabenalter längst hinter sich hatten, beide in einem, für das Schicksal des Vaterlandes entscheidendsten, Momente (5. Mai 1814), von ihrem Könige mit den wichtigsten Staatsgeschäften betraut, traten auf abgemessener Mensur von fünfzehn Schritten Entfernung, mit dem Pistol in der Hand, einander gegenüber. Der Kriegsminister als der Beleidigte hat den ersten Schuß. „Macht Euch fertig!“ commandirt Oberst T . . .; hierauf zählt er langsam: „Eins! Zwei! Drei!“ binnen welcher Zeit der erste Schuß gefallen sein mußte. Mit abwärts gewandtem Gesicht drückte Boyen ab, der Schuß fiel, Humboldt blieb auf dem Platze — stehen. Zum zweiten Male rief T . . .: „Macht Euch fertig! Eins! Zwei! Drei!“ Mit zitternder Hand drückte Humboldt ab; auch sein Schuß ging fehl und versöhnt reichten die beiden gemüthlichen Gegner einander die Hände.

Da wir bei unserem Bericht über die, an der Congreßtafel geführten, Verhandlungen der Arbeiten Humboldts im Besonderen zu gedenken haben werden, sei hier nur im Allgemeinen bemerkt, daß ihn vor allen anderen Gegenständen die Gründung einer deutschen Bundesverfassung in Anspruch nahm. „Für keinen von allen Gegenständen der Wiener Berathungen hatte er ein wärmeres Interesse, keinem widmete er mehr Anstrengung und Sorgfalt, bei keinem bewies er mehr Scharfsinn und Gewandtheit. Die Gesinnung, mit der er diese Sache betrieb, war über alles Lob erhaben, der Geist, in dem er sie auffaßte, war der edelste und reinste. Das Ergebniß war leider! die deutsche Bundesacte. Die Geschichte der deutschen Angelegenheiten auf dem Wiener Congresse

ist, wie wir dies demnächst erfahren werden, nur eine Reihe von Rückzügen und Niederlagen, Compromissen und Nachgiebigkeiten. Mit all seinem Fleiße war Humboldt nur behülflich, aus seinen ursprünglich besseren Entwürfen schlechtere zu machen. Seine Feinheit diente nur dazu, den Faden immer dünner und dünner zu spinnen. Von seiner Gesinnung rettete er nur den Trost, das Gute gewollt, in das Unvermeidliche sich gefügt zu haben."*)

Alles Unheil von Deutschlands Verfassung fern zu halten, stand nicht in seiner Macht; Eines aber hat insbesondere Preußen und das gesammte protestantische Deutschland ihm zu danken: die Abwehr der Wiederherstellung der deutschen Kaiserkrone auf Habsburgs Haupt. Wäre Franz I., wie Stein und der rheinische Merkur es forderten, damals zum deutschen Kaiser ausgerufen worden, dann würde heut ganz Deutschland in den Fesseln eines mit dem Papst abgeschlossenen Concordats liegen, welche abzuschütteln mehr Schweiß und Blut kosten würde, als die Befreiung aus den Gespinnsten der Metternichschen Politik.

„Vortrefflich! Er kommt wie gerufen! Das giebt Bewegung!" rief Humboldt, als ihm und anderen Landsleuten Hardenberg mit sehr bedenklicher Miene die am 7. März in Wien eingetroffene Nachricht mittheilte, daß Napoleon von Elba einen bewaffneten Ausflug gemacht habe. Immer bedenklicher und länger wurden die Gesichter der Monarchen und Minister, als die gelungene Ueberfahrt nach Frankreich, die glückliche Landung, der begeisterte Zuruf, mit dem den Kaiser die Officiere und Soldaten empfangen und seinem Triumphzuge nach Paris sich angeschlossen hatten, gemeldet wurde.

Die Noth trieb die, zu gegenseitigem Kampfe mit halbgezogenen Schwertern kriegbereit stehenden, Mächte, das Bündniß, dessen Auflösung nah war, gegen den gemeinschaftlichen Feind zu erneuern, welcher durch die Proclamation vom 13. März in die Acht erklärt wurde. Durch den Vertrag vom 25. März erneuten Oestreich, England, Rußland und Preußen den Vertrag von Chaumont; sämmtliche Mächte Europas wurden zum Beitritt eingeladen. Unserem Humboldt wurde der unerquickliche Auftrag, mit den mittleren und kleinen deutschen Staaten wegen ihres Beitritts zu verhandeln. Es galt, so schnell wie möglich eine deutsche Bundesverfassung zu Stande zu bringen; aus ganzem Holze konnte sie nicht geschnitzt werden, man mußte leimen und flicken, um den nachmaligen

*) Haym a. a. O. S. 328.

Frankfurter Bundes-Popanz aufstellen zu können: auf eigenen Beinen stand er freilich nicht. Humboldt mußte zuerst mit den Staaten königlichen Ranges und den zunächst stehenden, dann mit den kleinen Fürsten, Fürstchen und freien Städten in Unterhandlung treten. Er nahm noch einmal Steins früheren Plan auf, durch die Mainlinie ein Nord- und Süddeutschland zu bilden. Für den bevorstehenden Krieg sollten die norddeutschen Staaten sich der Führung Preußens unterordnen. Durch das Auftreten eines großen englischen Heeres in den Niederlanden wurde dieser Plan vereitelt, indem dem Herzoge Wellington die Hannoveraner, Braunschweiger, Oldenburger, Nassauer und Hanseaten zugetheilt wurden.

Am 10. Juni wurde endlich in Wien die Bundesacte von sämmtlichen deutschen Bevollmächtigten unterzeichnet. Während die Diplomaten mit ihren Federkielen noch auf den Papierblättern an dem grünen Tische des Congresses kritzelten, rasselte Blücher mit blank geschliffener Stahlfeder durch die grünen Saatfelder in den Niederlanden.

Auf dem Wege von Wien nach Berlin traf Humboldt die Nachricht von den Schlachten bei Ligny und Belle-Alliance. In Berlin erhielt er die Bestimmung, als preußischer Bevollmächtigter den in Aussicht stehenden Friedensconferenzen in Paris beizuwohnen; denn zu Blücher hatte man das feste Vertrauen, daß er nach den in den Niederlanden erfochtenen Siegen nicht eher als nach der Uebergabe von Paris Halt machen werde. In Siebenmeilenstiefeln stürmte der greise Feldmarschall, Reiterei, Fußvolk und schweres Geschütz ohne Zahl an seine Sporen geheftet, der in Verwirrung gebrachten Hauptstadt zu, welche ihm diesmal die Thore öffnete, ohne sein Anklopfen abzuwarten. Weit hinter seinen Gewaltmärschen blieben, wie sehr sie sich auch beeilen mochten, die leichtbefiederten Diplomaten zurück. „Wir waren," erzählt Varnhagen, welcher sich in dem Gefolge Hardenbergs befand, „auf dem Wege von Frankfurt nach Kaiserslautern noch nicht weit gekommen, als der Staatskanzler eine Stafette mit der Nachricht erhielt, daß die preußischen Truppen am 6. Juli zufolge einer Capitulation in Paris eingerückt waren; unsere Fahrt erschien hierdurch völlig gesichert und wurde möglichst beschleunigt. . .

„In Saarbrücken eröffnete sich uns ein wunderbares Schauspiel. Die wackern Einwohner dieser freundlichen Stadt und des dazu gehörigen Ländchens waren bei dem letzten Pariser Frieden, der die durch den Revolutionskrieg ver-

lorenen deutschen Rheinlande von Frankreich wieder ablöste, als einzige Ausnahme gegen ihren laut ausgerufenen Wunsch, unverantwortlicher Weise dem fremden Staat überlassen worden. Jetzt sahen diese, nach so empörender Behandlung dem Vaterlande dennochzu gewandten, Landsleute in den neuesten Ereignissen abermals einen Hoffnungsschimmer, die aufgedrungene Gemeinschaft abzuwehren und die vaterländische einzutauschen. Wir wurden daher mit lautem Jubel empfangen und Abgeordnete der Stadt, unter ihnen der nachherige Oberbergrath Böcking, sprachen ihre Gesinnung dem Staatskanzler mit Nachdruck aus, so wie das bestimmte Verlangen, preußisch zu werden. Der Fürst verkannte als überschauender Staatsmann nicht, wie schwierig hierbei seine Stellung sei und wie wenig Befugniß und Macht zum Handeln er hier habe, doch setzte sein hochherziges Gemüth (und sein uns bekannter politischer Leichtsinn — wollen wir hinzufügen) sich über alle Bedenklichkeiten hinweg und er versprach den braven Leuten, daß ihr Wunsch erfüllt, daß sie Deutsche und Preußen werden sollten. Der Jubel kannte keine Grenzen, die Häuser wurden mit Kränzen und Laubgewinden geschmückt, das Volk wogte durch die Straßen, sang vaterländische Lieder, Spott und Hohn den Franzosen, Ehre und Liebe den Deutschen. Gegen Abend wurde die Stadt erleuchtet; am hohen Stadtthurme las man den Namen „Hardenberg“ in buntfarbigem Licht, die Jugend trug Lichter und Kränze auf Stangen umher, die ganze Nacht hindurch währte der Jubel.“*)

Ein Courier vom Könige, welcher nach Paris vorausgeeilt war, um auf Blüchers Donnerkeile einen Dämpfer zu setzen, brachte dem Staatskanzler in Saarbrücken die unerwünschte Nachricht von der Wiedereinsetzung der Bourbons, wodurch die Franzosen den großen Vortheil gewannen, nicht als Feinde, sondern als Verbündete von uns behandelt zu werden, da wir erklärt hatten, nur gegen Napoleon, nicht gegen Frankreich Krieg zu führen. In Saarbrücken hatte Hum-

*) Daß die Saarbrücker ihren Wunsch, „Preußen“ zu werden, in Erfüllung gehen gesehen, werden wir bei dem zweiten Pariser Friedensschluß zu erwähnen haben. Mit aufopfernder Ausdauer betrieb diese Angelegenheit der obengenannte Bergrath Böcking, welcher, um den Staatskanzler bei dem gegebenen Versprechen festzuhalten, nach Paris kam, wo besonders Gneisenau und Stägemann — der Verfasser dieses kann dies bezeugen — sich dieser Angelegenheit angelegentlichst annahmen. — Wenn gegenwärtig (Decbr. 1864) Zeitungs-Enten davon schnattern, Louis Napoleon werde alsbald sein Lager auf den Steinkohlenlagern von Saarbrücken aufschlagen, so sind wir überzeugt, die braven Saarbrücker würden dafür sorgen, Kohlen auf seinem Haupte zu sammeln, aber feurige (aus Krupps 24 Pfündern Ihm entgegengetragen).

boldt das fliegende Hauptquartier des Staatskanzlers eingeholt. „Bei der Weiterreise," erzählt unser Berichterstatter, „die wir wegen der, nur schwach von unseren Truppen berennten, Festungen mit einem Umweg über Pont-a-Mousson auf Châlons nahmen und auf der es viele Haltepunkte gab, empfanden wir Alle durch Humboldts Gegenwart einen reichen Zuwachs von Heiterkeit und Zuversicht." Die Weiterreise war nicht ohne Gefahr, da sich das Landvolk in Waffen erhoben hatte, und auch in den kleineren Städten bekamen die friedliebenden Congreßmänner eben nicht sehr schmeichelhafte Worte zu hören. Auf die Versicherung, daß die Preußen in keiner anderen Absicht in Paris eingerückt seien, als Louis le desiré auf seinen Thron zurückzuführen, rief ein Weib aus dem Volke: „Wenn Ihr die Bourbons immer zurückführen wollt, dann müßt Ihr jedes Jahr wieder kommen." Und ein junger Bursch rief: „Ihr wollt Napoleon nicht? schon gut; wir wollen die Bourbons nicht, werfen wir beide zur Thür hinaus. Wir sind in Frankreich nicht gemacht, um von Priestern regiert zu werden, wir sind überhaupt keine Katholiken."

„In Epernay gönnten wir uns einige Nachtruhe, nachdem wir vorher bei schlechtem Champagner und guter Laune mehrere Stunden gemeinsam beim Abendessen zugebracht hatten. Ueber den schlechten Champagner wurde gescherzt, indem die Anekdote erzählt wurde, daß Ludwig XIV. den ihm angebotenen Ehrenwein einer kleinen Stadt gelobt und gekostet und der Bürgermeister ihm darauf dumm lächelnd erwidert habe: „O, wir haben schon noch besseren," worauf der König mit Gelassenheit gesagt: „Ohne Zweifel verwahrt ihr diesen für eine bessere Gelegenheit." „„Ja, ja,"" sagte der Staatskanzler, „„sie haben schon besseren Champagner, aber sie versparen ihn auf bessere Gelegenheit, für die Kosaken, die nicht, wie wir, nach dem Preise fragen."" Mit Humboldt konnte man nicht zusammen sein, ohne auf gelehrte Sachen, Sprachbemerkungen, classische Anführungen zu kommen. An Dr. Carl Müller, einem festen Lateiner und Versemeister, fand er seinen Mann; auch die Anderen, Altenstein an der Spitze, suchten ihre classischen Erinnerungen hervor. . . Als von den aufrührerischen Bauern erzählt wurde, sie schlügen unsere Soldaten, deren sie habhaft würden, ans Kreuz und auch uns könne dies noch bevorstehen, bemerkte Humboldt mit ruhigem Ernst, dieses sei zwar keine gewöhnliche Art, allein er sei der Meinung, der schon Mäcenas gewesen, daß man auch so leben könne und daß Andere von der Sache viel zu viel Aufhebens gemacht. Solcher anmuthigen

und verwegenen Scherze gab es eine Fülle. Der Ernst der Zeit lag uns dabei schwer genug auf und drängte vorwärts." Am 15. Juli Abends trafen Hardenberg, Humboldt und das andere diplomatische Gefolge in Paris.

Da saßen sie nun wieder, die bevollmächtigten Excellenzen, an der grünen Tafel zur Verhandlung des Friedens in Paris beisammen; aber auch diesmal ging der Wunsch Blüchers: „Mögen die Diplomaten mit ihren Federn nicht verderben, was die Kriegsmänner mit ihren Degen gut gemacht haben!" nicht in Erfüllung. Hinter dem Anlaufe freilich, den der Marschall Vorwärts genommen, welcher in seinem gerechten Zorne geschworen hatte, Napoleon Bonaparte, wenn er ihm vor die Klinge käme, niederzusäbeln, wenn er gefangen vor ihn gebracht würde, vor ein Kriegsgericht zu stellen und als geächteten Landfriedenbrecher erschießen zu lassen; welcher nach dem Einzuge in Paris schon den Befehl gegeben hatte, auf die Pavillons der Tuilerien Kanonen zur Beschießung der Stadt, wenn sie nur muckte, zu pflanzen und die Brücke von Jena unterminiren ließ, um sie in die Luft zu sprengen, hinter so barscher Eisenfressersprache des Haudegens blieb freilich das diplomatische Gesäusel der sanft lispelnden Friedemacher weit zurück. Eines gesellig heitern Zusammentreffens des Feldmarschalls mit Humboldt sei hier erwähnt. Die frischesten Austern und dazu den besten Chablis und Champagner fanden wir damals bei dem Restaurant des „Rocher de Cancale" (so genannt nach einer der vorzüglichsten Austernbänke), wo man, das Couvert zu 20 bis 40 Franken, recht anständig speiste. Der Feldmarschall hatte aus der, den Parisern aufgelegten, Geldcontribution einem jeden Officier ein ansehnliches Geschenk zahlen lassen, wir erhielten Tagegelder, den rückständigen Sold ausgezahlt und waren mit „Naturalverpflegung" einquartirt, konnten also schon etwas darauf gehen lassen. Der Rocher de Cancale, in einem engen Straßenwinkel der rue Montorgueil*) gelegen, keineswegs so elegant eingerichtet, wie die Restaurationen im Palais royal und auf dem Boulevard italien, übte durch Küche und Keller eine größere Anziehungskraft aus, und nicht etwa nur auf uns Freiwillige, welche schon vom vorigen Jahre hier Bescheid wußten, auch auf unsere Generalitäten und Gesandtschaften. Eines Tages gab der Fürst Hardenberg hier ein glänzendes Gastmahl. „Als wir Anderen," erzählt Varnhagen, „das berühmte Gasthaus — Kneipe wär' der rich-

*) Bei einem Besuche 1858 fand ich die einst so berühmte Austernbank nicht mehr en vogue; man frühstückte gegenüber bei Philippe.

tigere Ausdruck — betraten, fanden wir unter den Geladenen auch Humboldt, Altenstein, Stägemann, Flemming, Holk und sonstige Bekannte. Der Fürst aber verließ uns bald wieder; er hatte den ganzen Vormittag in Berathung mit dem Könige zugebracht und wurde jetzt von dem russischen Kaiser erwartet. Wir saßen noch zusammen, da ging die Thür auf und in voller Uniform traten der Fürst Blücher und Gneisenau ein; sie wollten den Staatskanzler begrüßen, nahmen aber nun, da sie ihn nicht mehr fanden, Platz an unserer Tafel, an welcher in Hardenbergs Auftrage Humboldt den Wirth machte. Blücher saß mir gegenüber, und ich empfing aus erster Hand die wunderlichen Aussprudelungen des beinah fabelhaften Helden. Er schimpfte heftig auf die Bourbons, hatte Ludwig XVIII. den h. Ludwigsorden zurückgeschickt und eine von ihm erhaltene Einladung abgelehnt. Gegen den nicht anwesenden Grafen Münster und dessen Spießgesellen, wie er ihn nannte, den Grafen Hardenberg, die Bevollmächtigten für Hannover in Wien, zog er, als gegen erklärte Preußenfeinde, heftig los, verschonte selbst seinen Waffenbruder Wellington nicht und hielt über Könige und Fürsten, wie der Zufall sie ihm vorführte, ein lästerliches Gericht. Manches klang auch für einige Anwesende nicht eben verbindlich. Zu Humboldt sagte er, er und alle andern Diplomaten hätten lieber ganz wegbleiben sollen, denn sie würden doch nur wieder Alles verderben. Ungleichartigere Streitkräfte konnte man nicht sehen, als Blücher und Humboldt gegen einander gestellt; ob die Keule oder der Stoßdegen die bessere Waffe sei, blieb unbestimmt, aber so viel war klar, Humboldt war nicht im Nachtheil, und als man sich etwas näher verständigt hatte, stieß man zusammen auf guten Erfolg und auf beste Eintracht an."*)

In derselben parfümirten Schönthuerei, wie im verwichenen Jahre, buhlte Alexander um den eitlen Ruhm, von den Damen der Halle und der Salons der Großmüthige, der Liebenswürdige, der Freigebige, der, alle Herzen gewinnende, Kaiser genannt zu werden; der Herzog Wellington spielte den stolzen Engländer, der von den Franzosen zur Erhaltung seines Heeres nicht einen Sous verlangte. Preußen sah sich bei den Friedensverhandlungen auf sich allein angewiesen, obschon es Metternich an Versicherungen bundesfreundlichen Zusammengehens nicht fehlen ließ. „Die Unterstützung Oestreichs," bemerkt Humboldts Biograph, „war die unzuverlässigste von der Welt; denn es war die eines ver-

*) Varnhagen Denkwürdigkeiten. VII. S. 169.

eitelungssüchtigen Intriguanten und eines übelwollenden Nebenbuhlers.*) Genöthigt mit solchen Verbündeten zu handeln, hätte Preußen nach allen vorausgegangenen Erfahrungen seine Forderungen bei Zeiten formuliren, es hätte seine Bedingungen vor dem Kampfe stellen sollen. Statt dessen hatte man eine Erklärung und einen Alliancevertrag unterzeichnet, die jetzt als Waffen gegen Preußen gebraucht werden konnten. Andere Fehler wurden in Paris begangen. Zur Ehre Humboldts jedoch muß es gesagt werden, daß er nur in geringem Maße auch für diese verantwortlich ist. Von Neuem gab er Beweise seiner erstaunlichen Arbeitskraft. Hardenberg war anfangs durch ernstliches Unwohlsein von den Geschäften fern gehalten; deshalb mußte ihn der zweite Bevollmächtigte vertreten, so daß derselbe später selbst erkrankte. Selten, außer in den Mußestunden der Tischzeit, wurde Humboldt sichtbar. Bei Tag und Nacht schrieb er stundenlang in einem Zuge fort und dann wieder in kleinsten Abschnitten zahlreicher Unterbrechungen: „Immer in gleicher Klarheit, Schärfe und Sicherheit."**) Es war dies das geringste seiner Verdienste. Er hat auf das größere Anspruch, daß er überall beflissen war, die Fehler Anderer zu verbessern oder unschädlich zu machen. Kein anderer war preußischer und in einem besseren Sinne preußisch. Kein Anderer vertrat das einzige Vernünftige mit größerem Eifer und zugleich mit größerer Würde und Mäßigung. Niemals, mit einem Worte, entfalteten sich die diplomatischen Talente und der staatsmännische Charakter des Mannes in glänzenderer und tadelloserer Weise."***)

Wir würden dem Gange der Verhandlungen, über welche wir später beim Abschluß des zweiten Pariser Friedens im Zusammenhange berichten werden, vorgreifen, wenn wir hier schon über Humboldts Theilnahme daran ausführliche Mittheilungen machen wollten. Nur dies sei vorläufig erwähnt, daß die ganze Last der diplomatischen Verhandlung, der mündlichen sowohl als der schriftlichen, auf Humboldts Schultern ruhte. Preußen war berechtigt, nach dem so rasch beendeten Feldzuge, in welchem es, bevor Oestreich, Rußland und die deutschen Bundestruppen sich schlachtbereit im Felde gezeigt hatten, den Feind niederge-

---

*) Und dies warnende Urtheil wurde bereits drei Jahre (1856) vor dem Frieden von Villafranca geschrieben! Sehen wir uns (1865) nicht blos um, auch vor in Schleswig-Holstein meer- und mehr umschlungen!

**) Varnhagen a. a. O. S. 200.

***) Haym a. a. O. S. 351.

worfen, die Hauptstadt erobert, Napoleon vom Festlande auf das unwirthbare Meer hinausgetrieben hatte, bei dem Concert in Paris — wie man solche Verhandlungen zu nennen pflegt — eine erste Violine zu spielen; statt dessen sollte es sich mit dem Brummeisen und der Maultrommel begnügen. Daß Blücher und sein Generalstab in den heftigsten Ausfällen dagegen loszogen, ist bereits erwähnt worden; die Vorwürfe aber, welche der degentrutzige Feldmarschall den federzahmen Diplomaten machte, treffen Humboldt nicht, welcher mit den, im Namen Preußens gestellten, Forderungen keineswegs hinter denen Blüchers zurückblieb. Seine Anträge gingen dahin, Frankreich in diejenigen Grenzen zurückzuweisen, welche es zuerst unter Ludwig dem Vierzehnten überschritten hatte. Elsaß und Lothringen sollte es an Deutschland, den niederländischen Festungsgurt an Holland zurückgeben. Es ist nicht eine der geringsten Versündigungen, welche Oestreich an Deutschland begangen hat, daß es die gerechten Forderungen Preußens zur Sicherung der deutschen Grenzen nicht nur nicht unterstützte, vielmehr dem, auf Deutschlands Erstarkung zu einer europäischen Macht eifersüchtigen, Rußland und England sich anschloß, um Frankreichs drohende Uebermacht Deutschland gegenüber aufrecht zu erhalten.

Was half es, daß Humboldt bei den Verhandlungen klar und bündig die Gründe für Preußens Forderungen im Interesse Europas mit glänzender Beredtsamkeit gegen die, von den anderen Bevollmächtigten gemachten, Einwürfe vertheidigte, daß er in Denkschriften, unter welchen die, gegen eine Note des Bevollmächtigten Capo d'Istria gerichtete, als ein diplomatisches Muster- und Meisterwerk berühmt geworden ist, alle Scheingründe der Gegner vernichtete; Preußen, siegreich auf dem Schlachtfelde, mußte, wo Mehrheit der Stimmen den Ausschlag gab, wie in Wien, so auch jetzt wieder in Paris sich fügen. Einen letzten verzweifelten Versuch, für Deutschlands Recht, Ehre und Sicherheit einen Beistand zu gewinnen, machte Humboldt, indem er sich auf eigene Hand an den Prinz-Regenten von England wandte, welcher ihm bei dem Besuche im vergangenen Jahre ein besonderes Wohlwollen gezeigt. Dieser Brief ist Ende August geschrieben. Leider ist derselbe bisher nur unvollständig in die Oeffentlichkeit gelangt.*) Nachdem Humboldt die Politik Metternichs geschildert,

---

*) Montvérant, Histoire critique de la situation de l'Angleterre au 1. Janvier 1816. Paris. T. 8. p. 323. Der Verf. sagt: „er habe die unnützen Paragraphen gestrichen;" für uns waren sie vielleicht nicht unbedeutend.

wendet er sich gegen Rußland also: „Die Großmuth Rußlands," bemerkt er, „hat einen anderen Beweggrund; sie erklärt sich durch dessen politische Pläne: es schmeichelt Frankreich, um es von Oestreich zu entfernen, und anstatt die Theilnahme, welche dasselbe (Rußland) für Deutschlands Wohl zu haben affectirt, durch die That zu beweisen, scheint es im Gegentheil, daß es gar nicht darüber betrübt sein würde, Deutschland für immer in einem Zustande der Schwäche zu sehen, welcher es verhindert, in der politischen Wagschale Europas von irgend einem Gewicht zu sein. Einer der russischen Unterhändler, welcher in diesen Tagen lebhaft wegen der Nothwendigkeit, Deutschland gegen die französischen Einbrüche dadurch zu schützen, daß man Frankreich der Mittel zum Angriff beraubt, aufgefordert wurde, sich bei dem Kaiser, seinem Herrn, dafür zu verwenden, um ihn geneigt zu stimmen, die Höfe zu unterstützen, welche von Frankreich die Abtretung derjenigen festen Plätze, durch welche ihre Grenzen bedroht werden, verlangen, oder ihnen stärkere Widerstandsmittel zu verschaffen, erwiderte sehr schlau: „„es liege gar nicht in der Politik Rußlands, Deutschland gesicherte Grenzen gegen Frankreich zu geben."" Wenn man zu einer solchen Aeußerung die Wahrscheinlichkeit hinzufügt, daß ein zweiter russischer Unterhändler, der Graf Pozzo di Borgo, ein geborner Franzos, im Fall einer Veränderung des französischen Ministeriums, in dasselbe mit Genehmhaltung des Kaisers Alexander eintreten dürfte, wovon man schon sehr zuverlässig spricht, so erscheint das lebhafte Interesse, welches Rußland gegenwärtig und bei jeder Gelegenheit für Frankreich zeigt, durchaus nicht als unwahrscheinlich."

Daß sich Humboldt in einer politischen Angelegenheit an den Prinz-Regenten von England wendet, dessen Bedeutungslosigkeit seinen Ministern und dem Parlamente gegenüber ihm hinreichend bekannt war, beweist uns nur, daß er die Sache Preußens für eine gänzlich verpfuschte und verlorene hielt. „Um diese Zeit war es, daß Gagern Humboldt in einer Aufregung sah, die an dem kühlen und maßvollen Mann doppelt auffallen mußte. Er war krank von dem Uebermaß der Arbeit, kränker vor Unwillen über den Triumph, welchen Egoismus und Unverstand über die gerechteste Sache davon tragen sollten. Niemals aber waren seine Gesinnung und sein Urtheil gesunder. Castlereagh, der hohlste und unselbstständigste aller Diplomaten, war schon in Wien ein Gegenstand des Spottes für Humboldt gewesen; Clancarty beklagte sich jetzt über die kühlen Mienen und Worte des preußischen Ministers. Und doch war Humboldt auf

diese zwei noch besser zu sprechen, als auf Wellington. Ohne Rückhalt kritisirte er gegen Gagern die Methode des Herzogs Wellington, seinen leichten, soldatischen Ton, wenn es sich darum handle, auf Gründe und diplomatische Noten zu antworten. Zu noch größerem Erstaunen Gagerns schonte er selbst Metternichs nicht; er sprach von dem falschen, zweideutigen und gewundenen Charakter des Mannes, den doch alle Welt für seinen Freund und Vertrauten hielt. Er ging noch weiter. Im Vorgefühl des Ausganges, welchen die Dinge zu nehmen drohten, ergoß er seinen Unmuth über das ganze Alliancesystem und über jene Solidarität der vier Großmächte, bei welcher Preußen sich und die deutschen Interessen zum Opfer brachte."*)

Während Hardenberg dadurch, daß er sich nothgedrungen fügte, mit den Bevollmächtigten der Verbündeten in leidlichem Vernehmen blieb, stand Humboldt mit keinem einzigen von ihnen in freundschaftlicher Beziehung und selbst der Kaiser Alexander mißtraute ihm so sehr, daß er dem Könige von Preußen das Versprechen abnahm, Humboldt von dem Plane der heiligen Alliance nicht eher in Kenntniß zu setzen, als bis der Vertrag abgeschlossen und unterzeichnet sein würde.

Auf ein sehr bescheidenes Maß waren durch Eitelkeit, Eifersucht und Mißgunst der treulosen Verbündeten die Forderungen Preußens herabgesetzt worden; demungeachtet bezeigten die französischen Bevollmächtigten Erstaunen und Entrüstung über die, ihnen in der Conferenz am 20. September vorgelegten, Präliminarien. Talleyrand nahm seinen Abschied; der Herzog von Richelieu, der sich der besonderen Gunst des Kaisers Alexander erfreute, trat an seine Stelle. Die Präliminarien wurden hierauf am 2. October unterzeichnet; allein es gab noch so viel streitige Punkte darin zu erledigen, daß der Abschluß des Friedens sich noch volle drei Monate verzögerte. Die Redaction des Hauptvertrages wurde Gentz und Labesnardière übertragen; Humboldt, Wessenberg und Capo d'Istria waren zu Wächtern dieses Geschäftes ernannt. Am 20. November 1815 wurde der Friedensvertrag vollzogen; die französisch-russische Urkunde unterzeichneten für Preußen Hardenberg und Humboldt, für Frankreich Richelieu.

Fast noch größere Schwierigkeiten als dem Hauptfriedens-Instrumente stellten die Franzosen dem Abschluß der Nebenverträge über die zu zahlende Contri-

---

*) Gagern, Der zweite Pariser Frieden. I. 218.

bution, über die militairische Besetzung eines Theils Frankreichs durch verbündete Truppen unter Wellingtons Befehl und über Befriedigung der, aus allen Orten und Enden Europas, wo französische Truppen gehaust, geschmaust und — gemaust hatten, eingegangenen Reclamationen. „Dieser letzte Vertrag machte die größte Mühe und erforderte recht einen Mann von Humboldts Thätigkeit und Ausdauer. Die vielfachen Forderungen, welche Private, Körperschaften, öffentliche Anstalten an Frankreich zu machen hatten, waren bei dem Friedensschluß 1814 nicht nach Gebühr beachtet worden. Nun aber setzte man bestimmte Normen fest, wer Ansprüche machen könne und wie sie befriedigt werden müßten, endlich wie in zweifelhaften Fällen schiedsrichterlich gesprochen werden sollte. Den ganzen October und die Hälfte Novembers nahmen diese Arbeiten in Anspruch. Zur Prüfung und Sonderung wurde ein eigenes Comité bestellt, Oestreich darin durch Wessenberg, Preußen durch Altenstein vertreten. Die Unterhandlungen über diese Gegenstände mit Frankreich betrieb dann Humboldt in Separatconferenzen. Er war von diesem Geschäft so in Anspruch genommen, daß seine Arbeiten sich oft tief in die Nacht hinein zogen."*)

Kein anderes der, ihm in Paris anvertrauten, Geschäfte jedoch betrieb Humboldt so con amore, wie die Zurückforderung der von den Franzosen zusammengeraubten und geklaubten Kunst- und Literaturschätze. Blücher und die kunstliebenden Freiwilligen seines Hauptquartiers hatten ihm hier gut vorgearbeitet. Die Minister Altenstein und Humboldt brachten Methode in dies anfängliche Zugreifen und Kunstrabuschern. Sie ließen sich genaue Verzeichnisse über alle Gegenstände, welche von den Franzosen aus deutschen Galerien, Kunstkammern, Bibliotheken, Kirchen und Archiven entfernt worden waren, einsenden. Den nachdrücklichen Verwendungen Humboldts verdankt die Heidelberger Universitäts-Bibliothek die Wiedererlangung einer unschätzbaren Sammlung von Handschriften, welche Maximilian von Baiern 1622 als Kriegsbeute entführt und dem Papste — der bekanntlich viel ungerechtes Gut vertragen kann — ein Geschenk damit gemacht hatte. Einen Theil davon hatten die gelehrten Raubvögel, welche dem französischen Adler sich zugesellt hatten, von Rom nach Paris geschleppt. Als Humboldt die Auslieferung dieser, in Paris befindlichen, Handschriften erreicht hatte, richtete er, im Vertrauen auf das gute Vernehmen, in welchem er

*) Schoell, Histoire abrégée J. XI. p. 499.
Schaumann, Der zweite Pariser Frieden. S. 154.

mit dem Papst und dem Cardinal Consalvi als preußischer Gesandter in Rom gestanden, an Seine Heiligkeit die Bitte, der Heidelberger Bibliothek ihr, während des dreißigjährigen Krieges geraubtes, Eigenthum zurückzugeben. Die Bitte wurde gewährt und nahe an viertausend werthvolle Handschriften wanderten aus dem Vatican nach Heidelberg zurück. „Daß unsere Hoffnung," sagt der zur Abholung jener Handschriften nach Paris und Rom gesandte Heidelberger Professor Wilken, „nicht unerfüllt blieb, danken wir besonders der eifrigen und patriotischen Fürsprache und Verwendung Sr. Excellenz des königlich preußischen Ministers, Freiherrn von Humboldt."*)

Durch einen, ebenfalls am 20. November 1815, in Paris abgeschlossenen Vertrag erneuerten England, Rußland, Oestreich und Preußen das, in den Verträgen von Chaumont und Wien abgeschlossene, Waffenbündniß gegen Frankreich. Zu dem Bestande des unterzeichneten Friedens hatten die preußischen Bevollmächtigten ein so geringes Vertrauen, daß sie einen dritten Feldzug für unvermeidlich hielten. Damit nun in einem darauf folgenden dritten Friedensschlusse den Uebergriffen Frankreichs ein stärkerer Schlagbaum als jetzt vorgelegt werden möge, wurde nach Humboldts Fassung ein Artikel in den Vertrag vom 20. November aufgenommen, in welchem die vier Mächte versprachen, im Fall der Noth ihre gesammten Streitkräfte aufzubieten, und sich vorbehielten, in Betreff des Friedens, welchen sie dann gemeinschaftlich abschließen würden, „die geeigneten Anordnungen zu treffen, um Europa hinreichende Gewähr gegen die Wiederkehr eines ähnlichen Unheils (calamité) zu bieten."

Der König übertrug Humboldt auf Hardenbergs Vorschlag den Gesandtschaftsposten am Hofe der Tuilerien, ertheilte ihm das eiserne Kreuz erster Klasse und die Anweisung auf einen Grundbesitz nach eigener Auswahl mit einem Einkommen von jährlich 5000 Thalern. Die Güter standen damals so niedrig im Preise, daß Humboldt, welcher sich die Herrschaft Ottmachau in Schlesien wählte, ein nicht minder vortheilhaftes Geschäft wie York, Blücher, Gneisenau und die anderen, mit Gütern ausgestatteten, Feldherren machte. Ottmachau, damals auf 100,000 Thaler geschätzt, würde jetzt nicht für 500,000 Thaler losgeschlagen werden.

Bevor Humboldt den Gesandtschaftsposten in Paris antrat, erhielt er den

---

*) Wilken, Geschichte der alten Heidelberger Büchersammlungen 1817.

Auftrag, sich nach Frankfurt a. M. zu begeben, um als Mitglied der „Territorial-Commission“ die noch unerledigten Geschäfte, die Gebietsabgrenzungen betreffend, zum Abschluß zu bringen, wozu England, Rußland und Oestreich ebenfalls Bevollmächtigte abgeordnet hatten. Auch trafen in Frankfurt langsamen Zuges die, zur Eröffnung des Bundestages bestimmten, Bevollmächtigten der deutschen Höfe ein. Die Eröffnung war in Wien auf den 1. September 1815 angesetzt worden; sie verzögerte sich noch bis zum 5. November 1816. Während Humboldts Anwesenheit in Frankfurt war Graf Goltz, bisheriger preußischer Gesandter in München, als sein Stellvertreter nach Paris geschickt worden und wußte sich, durch seine Schmieg- und Fügsamkeit dem Herzoge Richelieu so angenehm zu machen, daß dieser, unter dem Vorgeben, Humboldt habe sich während der Friedensverhandlungen in Paris so mißliebig bei dem Hofe Ludwigs XVIII. gemacht, daß man ihn daselbst ungern als Gesandten sehen werde, es erreichte, Goltz mit diesem Posten bleibend betraut zu sehen. Für Humboldt bestimmte Hardenberg den Gesandtschaftsposten in London, wodurch er sich für hinreichend entschädigt halten durfte. In einem Briefe Rahels an Varnhagen aus Frankfurt den 26. September 1816 besitzen wir ein beredtes Zeugniß für das Behagen, mit welchem Humboldt sich damals über die große und kleine Misère, welche ihn in Frankfurt umgab, zu erheben wußte. „Gestern (den 25. September) speiste ich bei Humboldts, wo unser Freund sich eine ganz neue Haut von wahrhafter Liebenswürdigkeit angezogen hatte. Gestern erreichte dies nun seine Höhe, denn eine ganze Weile finde ich ihn so geschult. Er beherrschte ganz allein und so mild das Gespräch, ließ nichts Steifes, nichts Dummes aufkommen, ist in gleichem Ton mit Hausleuten, Gästen und Kindern, sagte unaufhörlich komisch Frappantes, aber nicht wie im Sommer und Winter aus tiefer Langweil und in deren dennoch harten und ärgerlichen Tinten; diese alte Ueberzeugung der Dinge hat bei ihm eine wieder neue Wendung genommen; er ist von der tiefsten, sorgenlosesten Aufrichtigkeit über alle Gegenstände und dies giebt seinem Benehmen und Sagen eine wahrhaft mild-heitre Grazie. Mich dünkt, er hat mehr Verstand, als je. — Oder hab' ich mehr, als ehedem. Wir beide sind auch ganz weich, ganz leise, ganz milde und ganz wahr und ganz weit, weit vorwärts in unseren Aeußerungen mit einander.“

In Frankfurt brachte Humboldt seine Uebersetzung des Trauerspiels „Agamemnon“ von Aeschylos nach zehnjähriger Beschäftigung damit zum Abschluß;

dieselbe erschien zur Ostermesse 1816 bei Fleischer in Leipzig. „Agamemnon, übersetzt von Humboldt," — bemerkt Goethe in seinem Tagebuche — „war mir so eben (Mai 1816) in die Hände gekommen und verlieh mir den bequemen Genuß eines Stückes, das ich von jeher abgöttisch verehrt hatte."

Dergleichen Arbeiten gewährten dem, mit hellenischer Bildung in Kunstwerken, Philosophie und Staatsleben vertrauten, Manne höheren Genuß, als wenn er, wozu ihm besonderer Auftrag von Berlin ertheilt worden war, das leere Stroh in dem Thurn- und Taxisschen Palais in Frankfurt zu der Strohpuppe, deutscher Bund genannt, dreschen helfen mußte, wobei der östreichische Flegel den Vorschlag hatte. Vom 1. October bis 4. November war Humboldt als Stellvertreter des früheren Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Goltz,*) bei dieser unerquicklichen Arbeit thätig und vertrat diesen auch bei der feierlichen Eröffnung am 5. November 1816. Der präsidirende östreichische Gesandte Graf Buol-Schauenstein eröffnete die Versammlung mit einer Vorlesung über Deutschlands Vergangenheit und Zukunft. Dasselbe Thema behandelte Humboldt. Er sprach zunächst die Wünsche seines Königs aus, indem er dabei auf die Vortheile hinwies, die aus einem allgemeinen und beständigen Gesammtvertrage der Deutschen hervorgehen müßten, aus einem Vertrage, dessen Wesen nach Außen und Innen hin sichernd, bewahrend und erhaltend sei und der das Zusammenwirken selbstständiger, unabhängiger und in ihren Rechten gleicher Staaten zum gemeinschaftlichen Wohl durch gemeinschaftlich festgestellte gesetzliche Formen und Einrichtungen möglich mache. Indem der deutsche Bund auf diese Weise in wohlthätigen, allgemeinen Beziehungen mit dem europäischen Staatensysteme stehe, bilde er aufs Neue Länder zu einem politischen Ganzen, deren Bewohner durch gemeinsame Abstammung, Sprache, Andenken und eine ehemalige ehrwürdige Verfassung unauflösbar verbunden seien. Der Redner drückte dann die Hoffnung aus, daß dadurch die Sicherheit aller Einzelnen, wie des gemeinsamen Vaterlandes verbürgt und alle Vorzüge erhalten und erweitert würden, durch die Deutschland auf die Achtung der anderen europäischen Nationen Anspruch mache u. s. w. Ueber einen so nüchternen Gegenstand, wie dieser deutsche Bund, vermochte selbst ein Humboldt nur eine nüchterne Rede zu halten.

Bis in den Januar 1817 wurde Humboldt durch die Geschäfte der Terri-

---

*) Nicht zu verwechseln mit dem Gesandten in Paris.

torial-Commission in Frankfurt festgehalten, ohne daß sie zu Ende gebracht werden konnten. Eine der Hauptangelegenheiten Preußens, das Mitbesatzungsrecht der, dem Königreiche der Niederlande zugetheilten, Bundesfestung Luxemburg wurde durch Uebereinkunft vom 8. November festgestellt.

Von Frankfurt machte sich Humboldt (den 11. Januar) auf die Reise nach Berlin, um hier der Eröffnung des Staatsrathes, in welchen er von dem Könige als Mitglied berufen war, beizuwohnen und dann seinen Gesandschaftsposten in London anzutreten. Er nahm seinen Weg über Weimar, wo er Goethe in heiterer Rüstigkeit fand, der für die Befreiungskämpfe Deutschlands jetzt mehr Theilnahme zeigte, als bei dem Beginn derselben, so daß er sich herbeigelassen, zur Siegesfeier für die Berliner Hofbühne ein Gelegenheitsstück: „Des Epimenides Erwachen" zu schreiben. Ueber Humboldts Besuch finden wir in seinem Tagebuche aufgezeichnet: „Persönliche Erneuerung früherer Gunst und Gewogenheit sollten mich auch dieses Jahr öfter beglücken. Herr Staatsminister v. Humboldt sprach auch diesmal, wie immer, belebend und anregend bei mir ein."

Die mit großsprecherischen Worten verkündete Wiedereröffnung des Staatsrathes, der eine neue Organisation erhalten hatte und zu dem Alles, was Preußen an tüchtigen Staats-, Kriegs- und Geschäftsmännern besaß, berufen worden war, erweckte bei den Unkundigen und Leichtgläubigen große Erwartungen. Einsichtigere Männer, wie Stein, wollten nichts davon hören; dieser nannte dies Institut ein überflüssiges Schaugericht, von dem, von der Reaction untergekrempelten, Staatskanzler aufgetischt, um dem Volke den Appetit nach der verheißenen Verfassung in der Weise zu stillen, wie man dem aufwartenden Pudel Butter auf die Nase streicht. „Alle Befürchtungen, welche Humboldt mitgebracht hatte, sollten sich ihm an Ort und Stelle mehr als bestätigen. Er fand, daß die Macht und das Ansehen des Fürsten Hardenberg auf das Aeußerste erschüttert sei. Die Männer, welchen von jeher die Stein-Hardenbergische Politik ein Aergerniß gewesen war und welche sich seit dem Frühjahr zu einer Oppositionspartei gegen den Kanzler verbündet hatten, begannen seit der Beendigung des Krieges mit immer zunehmendem Erfolge den König nach ihrem Willen zu lenken und den Minister zu durchkreuzen. Alle diejenigen, welche über ehemalige Zurücksetzung grollten, die durch die Hardenbergische Gesetzgebung in ihren Interessen verletzten Junker — von denen er

früher Einige sogar nach Spandau befördert hatte —, bornirte Militairs und fanatische Anhänger des Alten, — sie Alle, denen zum Trotz Preußen sich erhoben, gesiegt und sich befreit hatte, bildeten, unterstützt von russischem und östreichischem Einflusse, eine geschlossene Rotte gegen das neue Preußen und gegen das politische System, wie es einst durch das Steinsche Testament und wie es noch jüngst durch die Verordnung vom Mai 1815 war bezeichnet worden. Eine Coterie regierte in und neben dem Ministerium; die regelmäßige Leitung der Geschäfte wurde durch eine organisirte Cabale den Händen des Staatskanzlers von Tage zu Tage mehr entwunden. Diese Hände selbst waren schwach und zitternd geworden. Hardenberg — es muß gesagt werden — war nichts mehr als ein eitler und gebrechlicher alter Mann. Von den Eigenschaften, die ihn einst in der Zeit der nothgedrungenen Alliance zu dem geeignetsten Lenker preußischer Politik gemacht hatten, war ihm nichts, als die glatte Freundlichkeit des Diplomaten und die gewandte Liebenswürdigkeit des Weltmannes geblieben. Von dem wagenden Willen, den er einst gegen das rebellische Junkerthum eingesetzt hatte, war jede Spur bis auf den Entschluß verschwunden, die Ehre und die Einkünfte seiner Stelle um keinen Preis fahren zu lassen. An dieser Schwäche, welche mit Fehlern einer schlimmeren und verächtlicheren Art zusammenhing, hielten ihn die Wittgenstein, Schuckmann, Bülow und Lottum in der Gewalt. Ein Sklave seiner Eitelkeit und seiner, durch das Alter weder zu Verstand, noch zum Schamgefühl gekommenen Sinnlichkeit, war er der Sklave sowohl derer, die ihm schmeichelten, wie derer, die ihm drohten. Zwischen grundsatzlosem Liberalismus und grundsatzlosen Concessionen an die Reaction schwankend, träge und gedankenlos, stand er am Ruder eines Staates, welcher der kräftigsten Leitung niemals mehr als jetzt bedurft hätte. Seine Umgebungen waren die schlechtesten, die Minister, die ihm zur Seite standen, waren allgemein verachtet. Alle Verwaltungsgeschäfte lagen in der heillosesten Verwirrung. Unordnung und Verwirrung herrschten besonders in dem Finanzdepartement des Ministers v. Bülow. Und zu dem Allen das Schlimmste! Schon fingen die Bestgesinnten an, an der Möglichkeit einer Heilung der Zustände zu verzweifeln. Die Erschlaffung, welche in den oberen Regionen herrschte, fing an, sich auch der öffentlichen Stimmung zu bemächtigen. Selbst den Muthigsten versagte der Muth und die Lust, gegen das Unwesen zu reden und zu wirken, und selbst

ein so kräftiger Mann, wie Schön, wußte keinen anderen Rath zu geben, als den, „dem Zufall und den Schicksalen das Weitere zu überlassen.“*)

Die Reaction oder, wie wir jene „kleine, aber mächtige Partei“ damaliger Zeit genauer kennzeichnen, die aristokratische Hofpartei in Berlin, hatte die Abwesenheit des Königs, des Staatskanzlers und der demokratischen Kriegsmänner 1815 benutzt, um durch eine, mit Lüge, Verleumdung, erheucheltem Royalismus und Hofeinschüchterungspillen gefüllte, Höllenmaschine den, durch die Stein-Hardenbergischen Reformen erweckten, durch die Freiheitskriege sich seiner Kraft bewußt gewordenen, Volksgeist in die Luft zu sprengen. Zum Oberfeuerwerker bei dieser Höllenmaschine hatte sich der gutmüthig tölpelhafte, als Professor des Staatsrechts an der Universität Berlin angestellte, Geh. Justizrath Schmalz hergegeben. Unter dem Vorwande, eine Stelle in Venturini's Chronik vom Jahre 1808 zu berichtigen, ließ er, während Blücher seine siegreichen Schaaren zum zweiten Male nach Paris geführt hatte, in Berlin eine Schmähschrift erscheinen, zu welcher hochgestellte Personen seine Eitelkeit angereizt und ihn mit Material versehen hatten. „Schmalz trat als Angeber geheimer Verbindungen hervor und seine Schrift, elend und schwach als literarisches Erzeugniß, war als Parteigeschrei von größter Bedeutung, indem sie Allem, was bisher zur Rettung und Wiederherstellung des Staates gewirkt, den Männern, die noch vorzugsweise galten, den gehässigsten Krieg ankündigte. Daß der Schwager Scharnhorsts sich nicht entblödete, diesen Helden unsterblichen Verdienstes durch Schmähung der Grundsätze und Männer, mit denen er bis in den Tod verbündet geblieben, noch im Grabe zu erzürnen, erregte Widerwillen; daß der Schreiber einen starken Rückhalt in höheren Kreisen hatte, mochte man ihm gönnen, und das ganze Beginnen würde ohne sonderliche Beachtung vorübergegangen sein, hätte nicht ein hinzutretender Umstand unerwartet die Sache zu einer höheren Bedeutung erhoben. In dem amtlichen Theile der Berliner Zeitungen erschien die Anzeige, daß der König dem Geheimen Justizrath und Professor Schmalz für die ihm zugesandte Schrift den rothen Adlerorden ertheilt hatte. Der Staatskanzler fühlte sich auf das Aeußerste verletzt, daß der König, obschon er ihm seine Ansichten über diese Schmähschrift nicht vorent-

---

*) Nicht vollständig stimmen wir dieser, von Haym ausgesprochenen Verurtheilung Hardenbergs bei und kommen später darauf zurück.

halten, Schmalz hinter seinem Rücken den Orden ertheilt hatte." Als dies in Blüchers Hauptquartiere bekannt wurde, erregte es eine allgemeine Entrüstung. „Der Feldmarschall warf mit Hundsföttern um sich und spie gegen das Schlangennest aus, das uns im Rücken zische und geifre, Greisenau und Grolmann waren in ihrem Unwillen nicht minder heftig, Gruner sann auf Vernichtungsstreiche; am lautesten tobte Jahn, der sogleich für die Anhänger des Widersachers den Namen „Schmalzgesellen" erfand und sie unter den Streichen deutschthümlichen Witzes jämmerlich Spießruthen laufen ließ. Am stärksten brach die Entrüstung über den, ihnen durch Schmalz angethanen, Schimpf in den Reihen der in Paris noch anwesenden Freiwilligen los. „Nicht aus Begeisterung," so höhnte der Wortführer der Hofpartei, „stellte sich die Jugend zu den Waffen, sie kamen aus Pflichtgefühl, wie die Spritzenleute zum Löschen, wenn es brennt."*)

„Alles blickte in Paris auf Hardenberg, der unmöglich bei der Sache schweigen konnte. Humboldt und Gneisenau reizten den schon unwilligen noch stärker auf; Stein schrieb in gleichem Sinn und Eifer an ihn. Allerdings hat er bei dem Könige geklagt; indeß fühlte er selbst, daß er keine Genugthuung ansprechen konnte, ohne daß das königliche Ansehen eben so bloß gestellt würde, wie das seinige bloßgestellt war; auch bedachte er die Zukunft alles dessen, was noch in seine Hände gelegt war, und glaubte nicht, um einer vorübergehenden Armseligkeit willen dies Alles auf das Spiel setzen zu dürfen. Gruner sah die Sache mit anderen Augen an. „„Geben Sie Acht,"" sagte er zu mir, „„er hat eine Schlappe hingenommen, nun wird man ihm eine nach der anderen bieten und er wird eine nach der anderen hinnehmen. Um jeden Preis hätte er diesen Streich auf die Gegner zurückschleudern müssen; er wird es bitter bereuen, dies versäumt zu haben.""**)

Unter dem unausgesetzten Grob- und Kleingewehrfeuer der Presse wurde Schmalz so zu Grunde gerichtet, daß seine Partei keine andere Deckung für

*) Der Verf., damals in Paris anwesend, um sich von seinen Wunden herstellen zu lassen, ergriff für die angefochtene Ehre der Freiwilligen das Wort und seine Flugschrift: „Die Begeisterung des preußischen Volks 1813" eröffnete den Reigen einer ganzen Reihe von Schriften ähnlichen Inhaltes, von denen die von Koppe, Niebuhr, Schleiermacher, Wieland die bedeutendsten waren.

**) Varnhagen, Denkwürdigkeiten. VII. S. 245 und nach den eigenen Erlebnissen des Verfassers.

ihren Schützling fand, als eine Cabinetsordre des Königs vom 6. Januar 1816, welche für, wie gegen und über den Tugendbund zu schreiben „bei namhafter Geld- und Leibesstrafe" verbot. Ein rasch verbreitetes Gedicht: „Demagogisch" brachte einigen Humor in das Aergerniß. Da Goethe als der Verfasser darunter genannt wurde, stellte die hohe Polizei das Fahnden darauf ein.*)

---

*) Hier das Gedicht:

Demagogisch.

Es wollt' einmal im Königreich
Der Frühling nicht erscheinen,
Der König in der größten Noth
Berieth sich mit den Seinen.
Da wurde nach des Kanzlers Rath
Einem alten Frosch befohlen,
Mit seiner muntern grünen Schaar
Den Frühling einzuholen.

So bald der Frosch im Garten schreit,
Der König fühlt Behagen,
Er sprach: „Ich wittere Frühlingsluft,
Laßt mich ins Freie tragen."
So saß er nun auf sammtnem Stuhl,
Und wehrte sich die Schnaken,
Da hört' er in dem grünen Laub
Den Frosch manierlich quaken.

Ein zweiter zu dem ersten kam,
Mit ihm zu concertiren,
Der dritte stellte sich auch ein,
Drauf sangen sie zu Vieren.
Ein jeder nahm das Maul recht voll,
Wie schmetterten die Kehlen,
Um sich für seine Majestät
Gehorsamst abzuquälen.

Und immer toller ward der Lärm,
Der König konnt's nicht tragen,
Da rief er seinem Kanzler zu,
Das Volk auf's Maul zu schlagen.
Der sprach: „Nun ist der Frühling da,
Wir bleiben euch gewogen:
So schweiget nun, bei unserm Zorn!
Euch soll — ihr Demagogen!"

Gegen den Dichter wohl, aber nicht gegen einen Minister und Excellenz wagte die Polizei einzuschreiten, und als später durch den Briefwechsel Goethe's mit Zelter der Ver-

Beiläufig wurde auch (Januar 1816) der Rheinische Merkur, dieser brave Vorkämpfer für deutsches Volksthum und Preußens Eroberung des linken Rheinufers, zu ewigem Stillschweigen verurtheilt. Man rief Görres zu: „Der Mohr hat gedient, der Mohr kann gehenkt werden!" —

Bei solchen Anzeigen einer, ihren Einfluß auf den König und Hardenberg immer mehr zur Geltung bringenden, Partei des Rückschrittes war wenig Aussicht vorhanden, daß das vielverheißende Wort des Königs vom 22. Mai 1815: „Es soll eine Repräsentation des Volkes gebildet werden!" in Erfüllung gehen werde. Einige Hoffnung knüpften die Vaterlandsfreunde daran, daß am Tage der Eröffnung des Staatsrathes (den 30. März 1817) durch Cabinetsordre aus Mitgliedern desselben eine Commission zur Ausarbeitung einer Verfassungsurkunde festgesetzt wurde. Bei näherer Bekanntschaft, wie es damit gemeint sei, ergab sich dieser Verfassungs-Ausschuß als ein leeres Blendwerk. Das Königliche Edict vom 22. Mai 1815 bestimmte, daß die constituirende Commission aus Staatsbeamten und Eingesessenen der Provinzen bestehen, mithin eine landständische Vertretung sein sollte. Die Cabinetsordre vom 30. Mai 1817 lautet: „Ich habe in der Verordnung vom 22. Mai 1815 über die zu bildende Repräsentation des Volkes bestimmt, daß eine Commission in Berlin niedergesetzt werden sollte, die aus einsichtsvollen Staatsbeamten und Eingesessenen der Provinzen bestände, um sich mit der Organisation der Provinzialstände, der Landesrepräsentanten und der Ausarbeitung einer Verfassungs-Urkunde nach den in jener Verordnung aufgestellten Grundsätzen unter Ihrem, des Staatskanzlers, Vorsitze zu beschäftigen. Der Krieg, die gänzliche Feststellung des Besitzstandes und die Organisation der Verwaltung haben die Ausführung jener Verordnung bisher verhindert. Da jetzt der Staatsrath errichtet ist, so will Ich die zu der gedachten Commission zu bestimmenden Staatsbeamten aus seiner Mitte nehmen und dem Staatsrath die Erfüllung Meiner Absicht übertragen." Es folgt nun die Ernennung der namhaft gemachten Mitglieder dieser Commission, zu welcher keineswegs nur Männer der reactionairen Hofpartei, sondern in überwiegender Anzahl Männer des Fortschrittes, Humboldt, Stägemann, Boyen, Gneisenau, Grolmann, Savigny, Eichhorn u. a.,

---

fasser — ich war es selbst — genannt und bekannt wurde, ließ man die Sache fallen, und das Lied wurde in der jüngeren Liedertafel nach Zelters Composition in froher Gemeinschaft oft und gern gesungen.

berufen worden waren. Die Namen dieser Ehrenmänner wurden aber nur als ein Aushängeschild gemißbraucht. Am Schluß der Cabinetsordre heißt es: „Diese Commission soll sich zuerst mit der Zuziehung der Eingesessenen aus den Provinzen beschäftigen, ihre Arbeiten sollen dem Staatsrathe vorgetragen und von diesem Mir die Vorschläge eingereicht werden, worauf Ich das Weitere verfügen will.“ Dies Weitere aber wurde immer weiter und weiter und zuletzt bis in die aschgraue Ewigkeit hinausgeschoben.

Daß der Staatskanzler in der Verfassungsangelegenheit nichts übereilen wollte, ergab sich aus dem Vortrage, welchen er in der dafür eingesetzten Commission hielt. Da nach seiner Ansicht zunächst eine genaue Kenntniß des Vorhandenen und dessen, was vorhanden gewessen, nöthig sei, beantragte er, Commissarien in die verschiedenen Provinzen zu senden, mit der Bestimmung, an Ort und Stelle Nachrichten über die alten Verfassungen zu sammeln, mit Eingesessenen der Provinzen sich zu besprechen und ihre Meinungen zu hören. Der Ausschuß stimmte bei, und es wurden als Commissarien Mitte September 1817 der Minister v. Klewitz nach den Marken und Pommern, Beyme nach Schlesien, v. Altenstein nach der Rheinprovinz entsendet, beauftragt, dort Verfassungsstudien zu machen und im nächsten Jahre im versammelten Staatsrathe Bericht zu erstatten.

Mehr als die Verfassungs- gehörte die Finanzangelegenheit zu den, auf die Nägel brennenden, Fragen. Der Staatskanzler hatte seinem Neffen, Herrn v. Bülow, welcher in Diensten des Königs von Westphalen gestanden und für einen großen Financier galt, das Ministerium der Finanzen übertragen. Bülow hatte einen Gesetzentwurf zu einer neuen Steuerverfassung dem Könige überreicht, welcher den Staatsrath beauftragte, für diesen wichtigen Gegenstand eine Commission zu wählen, in welcher der Minister v. Humboldt den Vorsitz führen sollte. Mehrere ausgezeichnete Verwaltungsbeamte waren Mitglieder dieser Commission, Friese, Rother, Maaßen, Hoffmann, Ladenberg (der Vater), Rhediger und die Oberpräsidenten der Provinzen. Der Gesetzentwurf Bülows, besonders in Betreff der indirecten (Consumtions-) Steuern, fand lebhaften Widerspruch, den lebhaftesten von Seiten Humboldts. „Unvergeßlich,“ äußert darüber ein Mann, der einst Mitglied dieser Commission war, „ist mir die große Klarheit, mit welcher Humboldt in dieser Commission den Vorsitz führte.“ Nachdem die Commission sich über das Gutachten und über die Grundzüge

eines zeitgemäßen Besteuerungsgesetzes geeinigt hatte, wurde dem versammelten Staatsrathe in der Sitzung vom 2. Juni 1818 Bericht erstattet. Hier nun trat Humboldt als Hauptsprecher auf und deckte in einem freien und eben so kühnen, als sachgemäßen Vortrage die Blößen sowohl des lügenhaft glänzenden Berichtes, welchen der Minister Bülow über den Zustand der preußischen Finanzen gemacht hatte, wie auch des von ihm vorgelegten Gesetzentwurfs und zwar, wie bemerkt wird, mit einigem Ungestüm auf. Es erhob sich in der Versammlung ein großer Sturm. Mehrere einzelne Mitglieder ergriffen zur Vertheidigung Bülows das Wort; Humboldt nahm die Einwürfe ruhig auf und antwortete jedem Einzelnen in einer trefflich gesprochenen Rede, die noch etwas länger dauerte, als der erste Vortrag, welcher beinahe eine Stunde in Anspruch genommen hatte. Der Gesetzentwurf Bülows fiel; der Staatskanzler begnügte sich, wie überall, so auch in dem Finanzwesen mit weiterem Flickwerk. „Ueber das Auftreten Humbolds in dieser Versammlung," so berichtet ein Zeitgenosse, „erscholl nun eine einstimmige Bewunderung; seine Gabe der Rede, sein scharfes und kühnes Eindringen in die Sachen wurde von Freund und Feind staunend anerkannt."*)

In Folge dieser Niederlage fand der Staatskanzler sich veranlaßt, seinen Neffen von dem Finanzministerium zurücktreten zu lassen; es wurde für ihn ein „Ministerium des Handels" abgezweigt. Zwischen dem Staatskanzler und Humboldt trat seit dieser Zeit eine sehr bemerkbare Erkältung ein; fürs Erste wurde dafür gesorgt, ihn in eine ehrenvolle Verbannung zu schicken. Am 8. October 1818 meldeten die Londoner Zeitungen die Ankunft des neuen preußischen Gesandten Baron v. Humboldt in London. Seine Gattin konnte ihn nicht begleiten; aus Gesundheitsrücksichten hatte sie eine Reise nach dem Süden angetreten und machte einen längeren Aufenthalt in Neapel und Rom, da sie ein Grauen vor den verrufenen Nebeltagen Londons hatte. Nicht so ihr Gemahl. „Herrn v. Humboldt," schreibt Bollmann den 28. November 1818 an Varnhagen, „habe ich vor ein paar Tagen gesehen, er ist recht freundlich, findet die englischen Nebel viel anders wie die deutschen, sie sind pittoresk und interessant. Uebrigens scheint er sich dem Allgemeinen hinzugeben und würde, auch in der

*) Varnhagen, Denkwürdigkeiten. IV. 200.

größten Spannung, noch das Alberne und Groteske des zwecklosen Gedränges bemerken."*)

Der Hauptgewinn für Humboldt während seines Aufenthalts in England war die genauere Bekanntschaft mit dem, durch die Gesetze geordneten, freien Volksleben, mit parlamentarischer Verfassung und Verhandlung und mit dem Nationalreichthum, die nicht Cabinetsordres und Ministerialrescripte, sondern einzig und allein die, auf ihre eigene Thätigkeit und auf Selbstregierung (self-government) angewiesene, Nation hervorgerufen hatte.

Die Trennung von seiner Gattin, welche sich wiederholt gegen einen längeren Aufenthalt in England erklärt hatte, veranlaßte Humboldt im Frühjahr 1810 den König um Abberufung von seinem Gesandtschaftsposten zu bitten. Hardenberg wußte dies noch bis zum Spätherbst hinzuhalten und benutzte diese Zeit, um einen, Humboldt schwer kränkenden, die Verhältnisse des Staats im hohen Grade gefährdenden, Streich auszuführen. Graf Christian v. Bernstorff, bisher dänischer Gesandte am Hofe zu Berlin, wurde zum preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Die öffentliche Meinung und die aller wohlgesinnten und einsichtigen Vaterlandsfreunde hatte sich schon längst für die Berufung Humboldts zu diesem Posten ausgesprochen; man hatte einen so tüchtigen und bewährten preußischen Staatsmann zur Hand und holte statt seiner einen Ausländer und noch dazu einen Dänen! Gegen seine Persönlichkeit war nichts einzuwenden. „Bernstorff," schreibt Stein den 16. September 1819 an Gagern, „ist ein vortrefflicher, edler Mann. Welche Stellung er gegen den König, gegen den Staatskanzler hat, weiß ich nicht; ob er Kraft hat, den Stall des Augias auszumisten, ist eine Frage, die seine Geschäftsführung erst beantworten wird. An Geist und Wissen übertrifft ihn Humboldt unendlich, und ich bewundere die Geschicklichkeit des Staatskanzlers, alle tüchtigen, talentvollen Männer lahm zu legen. Der Geist des Herrn ist von ihm gewichen, der Segen des Himmels fehlt dem alten Sünder, nichts gedeiht unter ihm, nichts gelingt ihm."**)

Humboldt reichte seine Entlassung ein. Der Staatskanzler ertheilte ihm Urlaub und ersuchte ihn nach Aachen, wohin er sich mit dem Könige zu einem

*) Varnhagen, Denkwürdigkeiten. I. 128.
**) v. Gagern, Mein Antheil. IV. S. 64.

Congreß begebe, zu kommen, wo seine Angelegenheiten ganz nach seinem Wunsche erledigt werden sollten.

Die vornehmsten Geschäfte, betreffend die Aufhebung der, in Folge des Pariser Friedens angeordneten, Besetzung französischen Gebietes durch die Truppen der Verbündeten, waren bereits von dem Staatskanzler, Grafen Bernstorff und Fürsten Metternich mit dem französischen Bevollmächtigten abgemacht, als Humboldt den 5. November in Aachen eintraf. Eine, insbesondere Deutschland berührende, Angelegenheit, die Feststellung der Erbfolge der Grafen Hochberg in Baden, auf welches schön gelegene Ländchen der bairische Löwe einen grausamen Appetit verspürte, wurde Humboldt übertragen. Dies und einige noch rückständige Geschäfte der Territorial-Commission zu erledigen, ging Humboldt zu Anfang Decembers nach Frankfurt a. M. Es war von schlimmer Vorbedeutung für die deutschen Angelegenheiten, daß den Gesandten Rußlands und Englands die gleiche Berechtigung mit den östreichischen und preußischen Bevollmächtigten eingeräumt wurde, um in einer rein deutschen Angelegenheit, wie die Ansprüche Baierns auf Baden es waren, mit zu verhandeln und zu entscheiden. Der Territorialreceß wurde zu Frankfurt den 10. Juli abgeschlossen und unterzeichnet. Von Frankfurt trat Humboldt den 22. Juli die Reise nach Berlin an.

Ein wohlgesinnter und einflußreicher Mann, von dem Könige mit unbedingtem Vertrauen beehrt, der General-Adjutant und vortragende Rath in Militairsachen, Job v. Witzleben, hatte bei dem Staatskanzler darauf gedrungen, Humboldt dem Staatsdienste zu erhalten; dies gelang. Es wurde für ihn ein „Ministerium des Innern, Departement des Staatsministers v. Humboldt," gebildet und ihm 1. die ständischen Angelegenheiten und Verhandlungen mit den Landständen, 2. die städtischen und anderen Communalsachen, 3. das Provinzial- und Communal-Schulwesen, 4. die sogenannten landschaftlichen Creditsysteme, 5. die Militairsachen, insofern sie nicht als rein militairisch vom Kriegsminister ausschließlich besorgt würden, zugetheilt. „Dieses nebst dem Departement des Fürstenthums Neufchatel, welches der Staatskanzler abgiebt, wird dem Staatsminister Freiherrn v. Humboldt, welcher Sitz und Stimme im Ministerium erhält, anvertraut." So lautete die Cabinetsordre vom 11. Januar 1819. Ein zweites Departement des Ministeriums des Innern wurde dem Herrn v. Schuckmann übergeben, wodurch das bisher bestandene Polizeiministerium dem

Namen nach aufhörte. Der Fürst Wittgenstein, das Haupt der Camarilla oder Hofpartei, dessen Schildknappen v. Kamptz und Tzschoppe waren, ließ sich zum Minister des Königlichen Hauses ernennen.

Seit der Berufung eines Dänen an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin wurde Hamlets Wort: „Im Staate Dänemark ist etwas faul“ mit der Abänderung auf den Staat Preußen angewendet, daß hier Alles faul sei. Nur eine einzige gesunde Seele wußte man in den höheren Kreisen; auf Humboldt, zumal seit ihm die Verfassungs-Angelegenheit anvertraut worden war, richteten sich die letzten Hoffnungen der Vaterlandsfreunde. „Von Humboldts Einwirkung auf die Geschäfte,“ schrieb Stein den 5. August 1819 an Gagern, „erwarte ich mir sehr Vieles; er hat hinlängliche Beharrlichkeit und Gewandtheit, um Hindernisse zu beseitigen.“

In gleicher Gesinnung fühlte Humboldt sich Stein verbunden. „Zu Geschäften,“ schrieb er an Caroline v. Wolzogen, „ist Stein nicht mehr, nicht einmal in bestimmten Fällen, Rath zu ertheilen. Allein er ist trefflich, um den, der wirken soll, immer in der höheren Region des Denkens und Fühlens zu erhalten; er wirkt auf einen, wie einer der alten Geschichtschreiber oder Redner, und, weil er aus einer näheren Welt spricht, stärker und praktischer. Ich würde immer Alles dafür geben, ihn bei wichtigen Gelegenheiten in der Nähe zu besitzen.“ Mit Genugthuung vernahmen Wohlgesinnte, daß Humboldt die Verfassungs-Angelegenheit mit Stein mündlich und gründlich durchgearbeitet und dieser ihm die, über denselben Gegenstand von Vincke und anderen Staatsmännern und publicistischen Schriftstellern verfaßten, Entwürfe mitgetheilt hatte. Von den constitutionellen Verfassungen Baierns, Würtembergs, Badens, Nassaus und Weimars, welche bereits in Ausführung gebracht worden waren, hatte Humboldt ebenfalls genaue Kenntniß genommen. Allgemein war die Ansicht verbreitet, Humboldts, dem Könige vorgelegter, Verfassungs-Entwurf müsse in sehr liberalem Sinne abgefaßt sein, da man von dem Unwillen hörte, mit welchem der König ihn durchblättert, der Kanzler ihn ad acta gelegt habe, worauf schließlich Humboldt seinen Abschied gefordert und erhalten habe.

Humboldt war so rücksichtsvoll und bedachtsam, seine Arbeit nicht an die Oeffentlichkeit treten zu lassen; einer Rechtfertigung denen gegenüber, die ihn kannten und achteten, bedurfte er nicht, und um die Meinung seiner Widersacher kümmerte er sich nicht. Wie fest aber auch die Ueberzeugung der Mehrzahl

der liberalen Partei war, der Entwurf Humboldts könne keine anderen Grundsätze enthalten, als solche, die sich an die revolutionäre Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung anschlössen, so verhehlten doch Einige, welche mit den Freiherren vom Stein, v. Vincke und v. Humboldt in persönlichem Verkehr standen, ihr Bedenken nicht, daß man von so eingefleischten Aristokraten, wie die drei genannten, schwerlich einen, auf den heilsamen Grundsätzen der französischen Revolution beruhenden, Verfassungs-Entwurf erwarten dürfe. Das Jahr 1848, welches so Manches, was lang verborgen lag, an den Tag brachte, hat auch den Verfassungs-Entwurf Humboldts zur öffentlichen Kenntniß gebracht.*) Die unzweideutig ausgesprochene Tendenz dieses Entwurfs ist keine andere, als Beschränkung der Bureaukratie in bescheidene Grenzen, Wiederbelebung der Provinzialstände mit einem abgeschlossenen Adelstande, Berufung von Reichsständen in zwei Kammern.

Die vornehmste Rücksicht, welche Humboldt zu nehmen hatte, war: dem Könige die Versicherung zu geben, daß dem Königthum und der Regierungsgewalt durch Ertheilung einer ständischen Verfassung kein Abbruch geschehe.

„Wenn man sich," so lautet §. 4, „die landständische Verfassung als einen Widerpart und die Landstände als eine Opposition denkt, was wenigstens eine sehr natürliche Vorstellungsart ist, so kann sie bei uns als keine gegen Eingriffe der Krone gelten, die, wie lange Erfahrung zeigt, so wenig zu befürchten sind, daß deshalb keine solche Verfassung nothwendig wäre, allein gar sehr

a) gegen unstäte und unzweckmäßige Organisation und dem ähnliches Verfahren der obersten Verwaltungsbehörden und

b) gegen das Ansichreißen und Umsichgreifen der Staatsbehörden überhaupt, was unter Anderm auch den Nachtheil hat, daß, besonders bei dem gesunkenen Ansehen des Adels, nur der Beamte etwas zu gelten scheint, und daher sich jeder dieser Klasse zudrängt."

Daß der französischen Revolution sogleich in der Einleitung ein Seitenhieb ertheilt werden mußte, verstand sich von selbst; doch ist er noch gelind genug. „Als durch die französische Revolution und die sich aus ihr entwickeln-

*) Pertz, Denkschriften des Ministers Freiherrn vom Stein über deutsche Verfassungen, Berlin 1848. Hierin wird S. 96 bis 191 der Verfassungs-Entwurf Humboldts und die mit Stein darüber gepflogene Correspondenz mitgetheilt.

den Begebenheiten die Gemüther plötzlich aus mehr oder minder lauteren Beweggründen zur politischen Thätigkeit aufgeschüttelt wurden, so flogen sie, mit Ueberspringung aller Mittelglieder, der unmittelbaren Theilnahme an den höchsten und allgemeinsten Regierungsmaßregeln zu und daraus entstand und entsteht noch, was man nicht laut genug mißbilligen, von sich abwenden und, wo man kann, niederdrücken muß."

Daß durch eine Wiederherstellung der ständischen Verfassung der Cabinetsordre-Regierung einiger Abbruch geschehen werde, konnte in dem Verfassungsentwurfe nicht gänzlich verhehlt werden; indeß wird so viel des Beruhigenden hinzugefügt, daß man den König dadurch zufrieden zu stellen hoffen durfte.

„Daß mit jeder Einführung einer ständischen Verfassung," wird §. 15 bemerkt, „eine Entäußerung eines Theils der Königlichen Rechte verbunden ist, läßt sich nicht ableugnen; es läßt sich auch nicht behaupten, daß dies nur durch Unterdrückung der ehemaligen Stände unrechtmäßig erworbene Rechte seien; denn einige Provinzen befinden sich offenbar gegenwärtig in gar keinem Rechtsbesitz von Ständen und es ist einleuchtend, daß alle jetzt, dem Wort und der That nach, einen consequenteren und vollständigeren Einfluß auf die Angelegenheiten der Nation bekommen werden, als sie ehemals besaßen.*) Eine solche Entäußerung kann man nun nicht ansehen, als der Regierung durch das Volk abgedrungen, was eine factisch unrichtige und in sich ungeziemende Idee sein würde, noch als durch den Zeitgeist unabweisbar gefordert, was eine verderbliche und im Grunde sinnlose Phrase ist, da man doch nur dem vernünftigen Zeitgeiste folgen könnte und man alsdann lieber die ihn selbst leitenden Vernunftsgründe an die Stelle dieses unbestimmten Wortes setzt, noch als ein der Nation zum Lohn ihrer vaterländischen Anstrengungen gemachtes Geschenk, da eine dergestalt motivirte Verwilligung dieser Art den Pflichten des Königs entgegenliefe und die Nation Recht haben könnte, ein so gefährliches Geschenk abzulehnen, noch als eine Erklärung, daß die Nation nun zur Vertretung ihrer eigenen Rechte mündig geworden sei, da die Mündigkeit zu ständischen Verfassungen leicht ehemals größer als jetzt gewesen sein möchte, weil wenigstens gewiß in vielen Orten ein kräftigerer und thätigerer Gemeinsinn herrschte, noch endlich ein ge-

---

*) Das Steuerbewilligungsrecht stand ehemals in allen Provinzen den Ständen zu; denen des Herzogthums Preußen stand sogar das Recht zu, den Herzog abzusetzen und sich einen andern Herrn zu wählen.

machtes Versprechen, wenn sich dies nicht auf noch jetzt fortdauernde und also für sich selbst redende Gründe stützte. Durch nichts von Allem diesen kann weder von dem Könige, noch seinen Ministern, noch selbst vom Volke die Einführung einer ständischen Verfassung motivirt werden, sondern blos durch die innere Ueberzeugung, daß eine solche dahin führen wird, dem Staate in der erhöhten sittlichen Kraft der Nation und ihrem belebten und zweckmäßig geleiteten Antheil an ihren Angelegenheiten eine größere Stütze und dadurch sicherere Bürgschaft seiner Erhaltung nach außen und seiner inneren fortschreitenden Entwickelung zu verschaffen. Dieses Motiv wird entscheidend, wenn sich zeigen läßt, daß ständische Einrichtungen zu diesem Zweck unumgänglich nothwendig sind, wie denn dies in der That hervorgeht aus der Nothwendigkeit, unter den verschiedenen Provinzen, ohne Vernichtung ihrer Eigenthümlichkeiten, Einheit und festen Zusammenhang zu schaffen, aus der Gefahr, den Staat bei Unglücksfällen, die immer wiederkehren können, gewissermaßen blos der Vertheidigung durch physische Mittel zu überlassen, ohne auf die moralische, auf schon regelmäßiges Zusammenwirken mit der Regierung gewöhnte Kraft des Volkes, die von dem bloßen guten Willen noch sehr verschieden ist, rechnen zu können, endlich aus der immer anschaulicher werdenden Gewißheit, daß das bloße Regieren durch den Staat, da es Geschäfte aus Geschäften erzeugt, sich mit der Zeit in sich selbst zerstören, in den Mitteln immer unbestreitbarer, in seiner Beziehung auf die Wirklichkeit, die eigentlichen Bedürfnisse und Gesinnungen des Volkes minder entsprechend wirken muß."

Von einer „Theilung der Gewalten" will Humboldt nichts wissen. „Die gesetzgebende, beaufsichtigende und gewissermaßen auch die verwaltende Thätigkeit der Regierung muß dergestalt zwischen Behörden des Staats und Behörden des Volks getheilt sein, daß beide immer unter der Oberaufsicht der Regierung, aber mit fest gesonderten Rechten sich in allen Abstufungen ihres Ansehens zusammenwirkend begegnen, daß von jeder Seite zum höchsten Punkt der Berathung über die allgemeinen Angelegenheiten des Staats nur also gesichtete, aus dem Leben der Nation gewonnene, mithin wahrhaft praktische Vorschläge gebracht werden. Es kommt nicht blos auf die Einrichtung von Wahlversammlungen und berathenden Kammern, es kommt auf die ganze politische Organisation des Volks selbst an."

Während Humboldt aber auf „das Praktische" dringt, bleibt er selbst ein

theoretisirender, conservativer Doctrinair. „Dem natürlichen Gange der Dinge nach," sagt er §. 17, „wird bei Ständen das Princip der Erhaltung, bei der Regierung das Bestreben der Verbesserung vorwaltend sein . . . Wenn sich in neueren Zeiten oft das Gegentheil gezeigt hat und die gewaltsamsten Neuerungen gerade von der Volksbehörde ausgegangen sind, so hat dies nur daran gelegen, daß entweder sehr große Mißbräuche, die laut um Abhülfe schrieen, vorhanden waren, oder daß die Volksbehörden nicht so gewählt und gestellt waren, daß das eigentliche bürgerliche Interesse der verschiedenen Gemeinheiten der Staatsbewohner in ihnen ihr wahrhaftes Organ fand . . . Erhaltung muß immer der erste und hauptsächlichste Zweck aller politischen Maßregeln bleiben." Mit Entschiedenheit wird nochmals gegen die Errungenschaften der französischen Revolution protestirt. Ueber den Unterschied der älteren, mit größerer oder geringerer Beimischung von Lehnsinstituten bestandenen, ständischen Verfassungen von den, aus der französischen Revolution hervorgegangenen, den englischen und amerikanischen nachgebildeten, bemerkt Humboldt: „Dieser letztere Typus darf, wenn man den Bürgersinn wahrhaft beleben will, nicht angewendet werden, und er ist in Deutschland nicht erforderlich, da noch viel Altes erhalten ist, was nicht umgestoßen werden kann. Was davon beibehalten werden soll, muß in jedem einzelnen Falle bestimmt werden; allein so viel läßt sich überhaupt mit Sicherheit angeben, daß der Sinn jener Verfassungen (der Feudalzeit) im Allgemeinen nicht blos erhalten, sondern recht eigentlich wiederhergestellt werden muß, nämlich daß das Ganze der politischen Organisation aus gleichmäßig organisirten Theilen zusammengesetzt werde . . ."

Bei der Bildung der Provinzialstände legt Humboldt drei Fragen zur Beantwortung vor: 1. „Soll die Bildung dieser Versammlungen blos nach der Zahl der Einwohner oder nach den Ständen derselben geschehen? 2. Soll im letztern Falle der Adel einen eigenen Stand ausmachen und wie? 3. Soll in demselben Falle die Versammlung in eine, oder soll sie in zwei oder mehrere Kammern getheilt sein?" Der Verfasser entscheidet sich für Bildung nach Ständen. „Die Gründung volksvertretender Versammlungen nach blos numerischen Verhältnissen," sagt der §. 73, „setzt offenbar eine völlige Vernichtung alles Unterschiedes der einzelnen Genossenschaften voraus und würde, wo ein solcher noch vorhanden wäre, ihn nach und nach zerstören." Ohne Rückhalt wird §. 82 ausgesprochen: „Daß der Adel fortbestehen und als Grundeigenthümer an den

Landständen Theil nehmen muß, bedarf nicht erst bemerkt zu werden. Es kommt nur darauf an, ob und wie er politisch einen eigenen, abgesonderten Stand ausmachen soll? — Den Adel (§. 84) blos in Rücksicht auf den Betrag der Einkünfte seiner liegenden Gründe mit allen übrigen Landeigenthümern in den Wahlen zu den ständischen Versammlungen zu vermischen, hieße in der That, ihn seines ganzen politischen Charakters entblößen, es wäre eben so viel, als ihn aufzuheben oder zu einem Gaukelspiel der Eitelkeit herabzuwürdigen. Er muß also allerdings eine Corporation bilden, allein diese darf auch keine andere Beziehung auf politische Rechte, als in Hinsicht der Landstandschaft haben . . . Auf diese Weise (§. 87) ist die adlige Landstandschaft zugleich persönlich und dinglich (Landbesitz). Kein Unadliger, wenn er auch ein adliges Gut kaufte, könnte sie mit und vermöge der Corporation des Adels erlangen und der nicht begüterte Adel sie eben so wenig ausüben."

Zwar soll (§. 88) dem Anlaufe adliger Güter durch Bürgerliche kein Hinderniß in den Weg gelegt werden, allein in die adlige Corporation gewinnen sie hierdurch keine Aufnahme. „Hat der Gesetzgeber richtig gefühlt, daß es dem Zustande und der Stimmung der Nation angemessen sei, den Adel als eine politische Corporation beizubehalten, so wird der Adel selbst sich nicht schwächen wollen und seine Güter zusammenzuhalten streben. Der Einzelne wird sich schämen, der Ehre, den angestammten Sitz zu bewahren, einen Geldvortheil vorzuziehen, und, wo ein Nothfall eintritt, wird der übrige Adel des Kreises (vielleicht eher noch die Judenfräuleins!) hinzuzutreten geneigt sein und die Erhaltung des Gutes oder den Uebergang an eine andere adlige Familie befördern. Geschieht dies nicht, oder vielmehr, geschieht das Gegentheil häufig, so ist es ein sicheres Zeichen, daß der Adel den Sinn seiner Institutionen verloren hat, und dann würde man sich vergebens schmeicheln, ihn durch Zwangsmittel, die außerdem schädlich sind, festbannen zu wollen. Der Staat thut genug, ihm durch die hergestellte politische Bedeutung einen neuen Antrieb zu verleihen." Allerdings nimmt Humboldt für den politischen Adel keine „nutzbaren Vorzüge" in Anspruch, als ob die geschlossene Corporation mit Patrimonialgerichtsbarkeit, Jagdrecht, Steuerfreiheit in gewisser Beschränkung, und was darum und daran hängt, sich nicht sofort zur priviligirten Kaste machen würde! Dagegen soll den Adel schützen „der ihn belebende, eigenthümliche Geist, welcher auf festem Halten am Lande durch mehr dauernden Grundbesitz und auf dem edlen Ehrgeiz,

sich durch Consequenz und Gediegenheit seiner Meinung auszuzeichnen, beruhen kann.“ Daß die Durchführung von dergleichen Ansichten nur zur gänzlichen Verholzung der uckermärkischen Granden und märkischen Junker geführt haben würde, wird Keiner, welcher die Entwickelung und den Fortschritt der preußischen Gesetzgebung seit jener Zeit aufmerksam verfolgt hat, in Abrede stellen.

Bei dem Freiherrn von Stein fanden Humboldts Ansichten vom Adel die vollkommenste Zustimmung. „Der Adel“ — bemerkt Stein zu §. 82 — „bildet in der preußischen Monarchie noch eine zahlreiche Klasse von Staatsbürgern, im Besitz von großem Grundeigenthum, von vielen bedeutenden Stellen im Staate, in der Mehrzahl der Provinzen noch in Genossenschaft verbunden. Er ist nicht zerstört, verbannt, erschlagen, ausgeplündert zum großen Leidwesen eines Theils der demokratischen Schule; wollte man ihn gegenwärtig nivelliren und mit der Sense der Freiheit und Gleichheit abmähen, so würde eine zahlreiche Klasse gekränkt, mißhandelt und zu einem tiefen Unwillen gereizt, der Glanz des Geldreichthums und der Beamtenwelt würde erhöht und der Einfluß der Landeigenthümer geschwächt. Mit Recht will der geistvolle Verfasser dem Adel sein politisches Leben erhalten, ihn als Genossenschaft an der Standschaft Theil nehmen lassen.“ —

Darüber, daß die Steuerfreiheit des Adels aufhören müsse, sind beide Freiherren einverstanden; allein sie sind sehr weit davon entfernt, „einen Schnitt in das faule Fleisch der Aristokratie“ zu thun, wie es 1848 der Minister Hansemann in Antrag brachte. „Ein sehr schwieriger und schlimmer Punkt,“ bemerkt Humboldt (§. 98), „ist die in einigen unserer Provinzen noch bestehende Steuerfreiheit des Adels. Ihre Fortdauer scheint unmöglich. Dagegen ist die Auflegung einer Grundsteuer eine Verringerung des Werthes des Gutes, und gewiß ist es höchst nachtheilig, im Augenblicke der Einführung der Verfassung eine Klasse der Einwohner zu erbittern oder niederzuschlagen.“ Als Auskunftsmittel schlägt H. vor, den Adel sogleich zu besteuern, ihm aber von Seiten des Staats ein, dem Steuerbetrag gleichkommendes, Capital zu versichern, welches aber erst in so viel Jahren und zinslos bezahlt würde, als nöthig wäre, aus der jährlichen Steuer das Capital zu bilden. „Im Grunde,“ fügt H. hinzu, „bliebe der Adel dadurch auf so lange steuerfrei und der Staat sammelte die von ihm bezahlte Steuer für ihn zu einem Capital, das ihn wegen des Grundverlustes entschädigte. Er aber gewöhnte sich an die Zahlung einer Steuer

und erschiene, was sehr wichtig ist, auf einem gleichen Fuße mit allen übrigen Staatsbürgern."

„Wer es mit dem Adel gut meint (§. 101), kann nicht rathen, ihm irgend ein nutzbares, Geld bringendes Vorrecht zu lassen. Dagegen hat der Staat allerdings die dringendsten Gründe, der Verringerung des Werthes der Güter des Adels, aus welchem sein Ruin entstehen kann, vorzubeugen. Ein anderes Mittel, diese Verringerung wenigstens sanfter zu machen, wäre, die Steuerquote, die er zur allgemeinen Gleichstellung tragen müßte, ihm stufenweise, von etwa 5 zu 5 Jahren, so daß die Gleichheit erst nach 20 Jahren erreicht würde, aufzulegen."

Diesen Vorschlägen stimmt Stein zu. „Die Steuerfreiheit des Adels," bemerkt er, „halte ich für ein unhaltbares und ihm selbst schädliches Vorrecht. Die §. 101 vorgeschlagenen Erleichterungsmittel scheinen mir sehr angemessen, auch die §. 100 erwähnten verschiedenen Steuersätze für adlige und bäuerliche Güter sind in der verschiedenen Benutzungsart durch beide Stände, in der Verschiedenheit des Ertrages für jeden derselben und der ihnen aufliegenden Ausgaben (der Bauer trinkt Wasser, der Edelmann Wein!) begründet."

Diese Adelsmarotte versteinerte sich bei Stein von Jahr zu Jahr mehr und mehr. Aufgefordert, über den unter dem Vorsitze des Kronprinzen von der Verfassungs-Commission 1822 entworfenen „Plan einer provinzialständischen Verfassung" sein Gutachten abzugeben, äußert sich Stein in Betreff der Ritterschaft, welche neben Bürgerstand und Bauernstand den ersten Stand bilden soll, also: „Die Ritterschaft soll nach denen Grundsätzen des mir mitgetheilten Planes aus allen Besitzern ohne Unterschied des Standes bestehen, eines Grundeigenthums, mit dem die Ehrenrechte verbunden sind. Auf diese Art verläßt man aber bei der Bildung dieses ständischen Elementes das historische Princip, zu dem man sich doch ausdrücklich bekennt, man verläßt es nach meiner Ansicht ohne Noth und mit nachtheiligen Folgen. Denn seit dem zehnten Jahrhundert entwickelte sich und bereits im zwölften Jahrhundert stand vollendet als geschlossene Genossenschaft die Ritterschaft, oder eine ordensähnliche Innung sämmtlicher freien Männer, welche eine blos kriegerische Lebensart führten und die höchste kriegerische Ehre erreicht haben, und an ihre Mitwirkung in der Ausübung der Landeshoheit waren, gleichzeitig mit ihrem Entstehen, die Landesherren gebunden." Dessen freilich, daß diese saubere Ritter-

schaft wegen Landfriedenbruch, Straßenraub, Wegelagerung, Faustrecht und aller möglichen Art der Vergewaltigung durch Kaiser und Reich endlich so niedergeworfen wurde, daß sie das Aufstehen vergaß, thut der Freiher keine Erwähnung. Vielmehr fährt er fort: „Diese Genossenschaft hat sich seit vier Jahrhunderten entwickelt, abgeschlossen und ist nun einmal vorhanden; jedem zu ihr gehörigen Geschlechte gebührt, wenn es mit der Geburt einen Grundbesitz verbindet, das Recht der Landstandschaft. Nach denen Grundsätzen der Verfassungs-Commission verliert der Adel seine Corporationsrechte, seine erbliche Familien-Standschaft, er wird mit der Masse der größeren Grundbesitzer zusammengeworfen und es wird ihm nur Wahlfähigkeit zugetheilt. Auf diese Art wird der Grundbegriff des Adels zerstört, der großen Grundbesitz, Geschlechtsalter und sittliche Würde in sich schließt, und Familienehre wird vernichtet. An ihre Stelle treten materieller Reichthum, Ackerflächen und Kornsäcke, die höchsten Güter des gemeinen irdischen Menschen."

Standen sich zu der Zeit, als Humboldt seinen Verfassungs-Entwurf Stein mittheilte, beide Staatsmänner in ihren Ansichten über die Erhaltung einer ständischen Adels-Corporation ziemlich nah, so ging doch Humboldt mit dem Freunde und Standesgenossen nicht desselben Weges weiter, als dieser sich allzu stolz auf „das historische Recht" steifte. Er spricht sich in einem Briefe an Stein vom Januar 1823 entschieden gegen eine „individuelle historische Ansicht" aus. Bei Humboldt handelt es sich jetzt nicht mehr darum, „dasjenige, was und wie es gewesen ist, wieder herzustellen," sondern vielmehr nur darum, dasjenige, was da ist, in eine an Recht und Billigkeit gebundene Form, jedoch in eine solche zu gießen, die ferneren Vervollkommnungen sich nicht starr entgegensetzt . . . „Der Adel," bemerkt Humboldt, „hat schon vor der Einwirkung der Revolutionen durch eigene Lauigkeit und Schlaffheit, frivole Verschuldung, Veräußerung seiner Güter, wo ihm nur das Gesetz nicht geradezu in den Weg trat, Abweichen von der Einfachheit und Reinheit vaterländischer Sitte sich selbst die Grube gegraben. Vor Allem endlich: ein Mittelstand hat sich erhoben, der zu keinem der alten Stände gehört und doch in den Besitz und die Beschäftigung aller sich eingedrängt hat. So ist der derzeitige Stoff für ständische Einrichtungen, so beschaffen sind die Zustände der Gegenwart. Und diese Zustände sind menschlich und historisch berechtigt. Sie sind nicht blos die Folge fehlerhafter Gesetzgebungen, revolutionairer Gesinnungen, sondern sie sind das natür-

liche Erzeugniß des Aufschwunges, in welchem die Fortschritte des menschlichen Geistes zu respectiren sind. Und wie jener Aufschwung von Handel und Wandel nicht ohne intellectuelle Thätigkeit möglich war, so wirkt er auch auf dieselbe zurück; auch die Ansicht wird freier und läßt sich weniger in gewisse Formen binden. Forderte nun „die individuelle historische Ansicht", daß man dies ganze regere Leben, das allerdings, aus einem anderen Gesichtspunkte betrachtet, viel weniger werth sein mag, als das einfachere und schlichtere, aber gediegenere von ehemals, wieder in ein engeres Geleis zurückdrängte, das Eigenthum fest abgrenzte (vinculirte), das freigegebene Gewerbe schlösse und in gleichem Sinne überall verführe, so gestehe ich, halte ich dies für unmöglich. Die Schranken würden meines Erachtens auf eine oder die andere Weise durchbrochen werden, oder wenn man dies verhindern könnte, würde ein Starren eintreten: man würde wohl Tod dessen hervorgebracht haben, was jetzt da wer, aber nicht Leben erweckt, was man aus der Vergangenheit hervorrufen wollte."*)

Eben so wenig erklärt sich Humboldt mit den Vorschlägen des Freiherrn v. Vincke einverstanden. „Nach Herrn v. Vincke," bemerkt Humboldt in seinem Verfassungs-Entwurf §. 114, „sollen alle adligen Grundbesitzer für geborne Mitglieder der Landstände erklärt werden; dennoch fordert er zugleich auch ein zu bestimmendes Grundeinkommen, obschon ein geringes. Dies giebt dem Adel, scheint es, was er eigentlich nicht besitzen soll, und nimmt ihm wieder, was ihm zukommt. Blos darum, weil man adlig und nicht ganz arm ist, geborner Landstand und über alle Wahl hinweggesetzt zu sein, ist ein wahres und zu großes Vorrecht. Dagegen, wenn man auch adlig, auch angesessen, allein nicht dem eigentlich adligen Steuersatz gemäß begütert ist, auch gar kein adliges Corporationsrecht, weder als Wählender, noch als Gewählter auszuüben, sondern mit den Nichtadligen zu wählen, und wenn es sonst angeht, gewählt zu werden, nimmt dem Adel zu viel und räumt dem bloßen Reichthum unter dem Adel zu viel ein."

Wichen nun auch Humboldts Ansichten über den Adel von denen der beiden andern freiherrlichen Verfassungsmänner in wesentlichen Punkten ab, so müssen sie, da er den Adel als geschlossene Corporation aufrecht halten will, für beschränkt gelten. Zu einer freieren Ansicht hatte sich Hardenberg erhoben.

---

*) Perz, Steins Leben. V. 780.

Als er am 12. Januar 1818 in Coblenz eine Adresse der Rheinländer entgegennahm, welche ihm eine Deputation von siebenzehn Abgeordneten aus allen Städten, an deren Spitze Görres als Redner erschien, überreichte, nahm er Veranlassung, in einer zweistündigen Unterhaltung nicht nur Görres, sondern auch einzelnen Abgeordneten, welche in Betreff der Verfassungsangelegenheit das Wort an ihn richteten, Bescheid zu geben. Als einer der adligen Abgeordneten über die Beeinträchtigungen sprach, welche der rheinländische Adel durch die Revolution und die darauf gefolgte französische Herrschaft erlitten habe, und die Hoffnung aussprach, der König werde dem Adel, soweit es möglich sei, die Vorrechte, auf welchen er als Stand beruhe, wieder zurückgeben, entgegnete der Fürst Staatskanzler: „Er habe bei mehreren Gelegenheiten die Stimmung des Adels in den Rheinlanden vernommen, der, mit weiser Ergebung dem Unabwendbaren sich fügend, mit den übrigen Ständen in Eintracht verblieben; nach fünfundzwanzigjährigen Stürmen, nach einer Umwälzung, die alle Verhältnisse verkehrt, hätten sich neue Beziehungen gebildet, die allerdings in ihrem Entstehen ältere Rechte gekränkt, aber gegenwärtig verjährt, sich so befestiget hätten, daß Se. Majestät der König sie nicht antasten könne, ohne den Rechtsbestand zu verletzen und größere Nachtheile herbeizuführen; der Adel werde daher nicht wollen, daß solche Vorrechte hergestellt würden, die, einmal aufgegeben, keine menschliche Macht herzustellen vermöge, wohl aber werde er auf jede Auszeichnung, die mit dem Wohle des Ganzen verträglich sei, Anspruch machen können und alle die Rechte und das persönliche Ansehen würden ihm zu Theil werden, die ohne Beeinträchtigung anderer zu gestatten wären."

Diese Ansichten waren allerdings nicht in Uebereinstimmung mit jenen der drei Freiherren und es darf uns nicht befremden, von dieser Zeit ab heftigen Ausfällen Steins auf Hardenberg in vertraulichen Mittheilungen und auch bei öffentlicher Veranlassung zu begegnen.*)

Das Auseinandergehen Humboldts und Hardenbergs in der Verfassungsfrage wußte die Hofpartei, welche keiner anderen Verfassung als der unbe-

*) „Würde ich," so äußerte der Staatskanzler (1818) an einer vertraulichen Mittagstafel, „dem allgemein ausgesprochenen Wunsche nachkommen und die Verfassung nach dem Entwurfe der Commission in Kraft treten lassen, und der König würde dazu wohl geneigt sein, dann würdet Ihr Herren Liberalen Euch über diese Bescheerung schwerlich freuen können. Wir würden eine privilegirte Adels-Corporation wieder erhalten, die wir — Gott sei Dank! — wie ich hoffe, in Preußen für immer beseitigt haben."

schränkt monarchischen Geltung zugestand, zu ihrem Vortheile bestens auszubeuten. Dieser, den König immer in nächster Nähe umgebenden, Partei hielt es nicht schwer, den, auf seine unumschränkte Gewalt eifersüchtigen, in herkömmlichen Ansichten und Gewohnheiten befangenen, Herrn kopfscheu und allen Neuerungen abhold zu machen. „Als Humboldt sein Ministerium antrat, sah es schon düster am politischen Horizonte im Vaterlande aus. Die Reaction nahm gewaltig zu; einzelne zum Theil sehr beklagenswerthe Ereignisse hatten den willkommensten Vorwand geboten. Ich nenne nur das Wartburgfest 1817, bei welchem die Studenten die Schmähschriften von Kamptz, Schmalz und anderer Freiheitsfeinde verbrannten. Schon die Coblenzer Adresse hatte den König mißtrauisch gemacht; er erklärte (den 21. März 1818), nicht eine jede Zeit sei die rechte, eine Veränderung in der Verfassung des Staats einzuführen, und er, der die Verheißung gegeben, behalte sich auch das Recht vor, zu bestimmen, wann die Zusage einer landesständischen Verfassung in Erfüllung gehen solle. — In die schon schwüle Atmosphäre trat nun auch noch die Ermordung Kotzebue's (23. März 1819), der sich an Rußland als Ankläger und Verleumder der deutschen Freiheitsfreunde, insonderheit der Universitäten verkauft hatte. Oestreich schien nur auf eine solche Thatsache gewartet zu haben. Jetzt faßte man die Universitäten ernstlicher ins Auge, auf die schon zur Zeit des Aachener Congresses eine Denkschrift des russischen Wallachen Stourdza hingewiesen hatte. Die Verdächtigungen fingen nach allen Seiten hin an, und es begann die Demagogenriecherei des Herrn v. Kamptz. Männer, wie Arndt, Jahn, Welker, Reimer und noch viele Andere, wurden wie Verschwörer behandelt. Es war gewiß ein ahnungsreiches Wort, das F. A. v. Stägemann damals in einem Briefe niederlegte, indem er, Humboldts Ankunft in Berlin berührend, von Preußens neuestem Verhängniß sprach.“*)

Wenn auch Wittgenstein, Kamptz und ihre Gehülfen in höheren und niederen Sphären kein Schreckensystem à la Robespierre durchzuführen sich anschickten, Spandau und Cöpenick kein Cayenne und Lambessa waren, so gelang es ihnen dennoch, durch Abschreckung und Einschüchterung viele der freisinnigsten Männer zur Zurückhaltung und zum „Verschieben der Verfassungsangelegenheit auf günstigere Zeiten“ zu veranlassen. Wer an der Wirthstafel eines Gast-

---

*) Oelsners Briefe an Stägemann. 1843 (Schlesier, Humboldt. 2. S. 371).

hauses in Berlin, in geschlossener Gesellschaft, oder selbst nur im engeren Kreise Befreundeter das Wort „Constitution“ aussprach, über Verfassungsfragen sich ausließ, mußte sich auf gerichtliche und außergerichtliche Verfolgung, Anklage und Verurtheilung gefaßt machen. Dennoch fehlte es auch jetzt nicht an freiwilligen Vorkämpfern für die gute Sache. Mußte in Berlin das freie Wort fürchten in Fesseln geschlagen zu werden, so fand es in Weimar, wo der Großherzog eine Constitution und Preßfreiheit gegeben hatte, gesicherte Aufnahme und aller Grenz- und Polizei-Sperren zum Trotz kehrte es dann nach Berlin zurück. — In einem Aufsatze „über Verfassung im preußischen Staate“, welcher damals in Ludens Nemesis (Band IX. 3tes Stück 1818) erschien, und von welchem man wußte, daß er mit Gneisenau's Zustimmung geschrieben war, las man zu nicht geringem Entsetzen der Verfassungsfeinde nachstehenden Schluß:

„Andere, die von der Gefahr reden, die bei der Verfassung dem königlichen Ansehen drohe, darf ich nur nennen, dann habe ich nicht nöthig, Gründe gegen sie anzuführen; es sind die, welche die sogenannte Hofpartei bilden, und die Beamteten mit bösem Gewissen. Daß die letzteren, so viel sie vermögen, sich der Verfassung widersetzen werden, hat seinen Grund darin, daß bei der Verfassung des Rechtsstaates die Diener (Ministri) verantwortlich sind, eine lästige Bedingung für die, welche nicht reines Herzens sind. Jene falsche Hofpartei aber wird sich deshalb sträuben, weil sie durch die Verfassung den König von ihrem Einflusse frei, dem Volke wiedergegeben sieht; weil diese Herren, nicht mehr vom Schweiße der Unterthanen reichlich genährt, gemächlich leben können nach ihrer Lust, weil sie nun nicht mehr heimliche Boten durch das Land senden können, um dem Könige vom Verrath zuzuzischeln, wo die Unterthanen treuherzig und freimüthig ihre Klagen laut werden lassen, weil sie dann nicht mehr verblendete Thoren finden werden, die für ein Ordensband, das sie schleichhündlerisch ihnen zuzuwenden wissen, die Tugend des Volks Frechheit, die Ehre Schmach und die Thaten der Begeisterung Frohndienste nennen. Sie wollen keine Verfassung, weil sie den König fürchten müssen, der alle Kraft und Freiheit des Volks in sich aufnimmt, weil sie die öffentliche Stimme fürchten, die dem Herrscher die Ränke der schmeichlerischen Knechte offenbaren wird; sie wollen keine Verfassung, weil sie weder dem Könige wohl-

wollen, noch dem Volke, sondern in thörichter Selbstsucht nur dem eignen Vortheile nachgehen."*)

Waren nun auch in dem Hauptpunkte der Verfassung, Berufung allgemeiner Reichsstände, Humboldt und Hardenberg einerlei Meinung, so gingen doch ihre Ansichten in Betreff der Wahl und Berechtigung zur Standschaft in wesentlichen Punkten, namentlich in Betreff der besonderen Adels-Corporation,

---

*) Der Verfasser hatte sich mit seinem Namen „Friedrich Förster" unterzeichnet. Der Aufsatz hatte vorher im Manuscripte den Professoren Schleiermacher und v. Savigny und dem General Grafen Gneisenau vorgelegen, welche nichts gegen denselben zu erinnern fanden. Nun war aber von demselben Verfasser in der verrufenen Nemesis eine satyrische Kritik einer von Herrn v. Kamptz herausgegebenen „Rechtlichen Erörterung über öffentliche Verbrennung von Druckschriften" erschienen, welche mit dem Worte schloß: „Wie auch immer Herr v. Kamptz über mich und diese Zeilen urtheilen mag; nur dies kann ich ihn versichern, daß ich nicht zu denen gehöre, welchen er (S. XII.) den Vorwurf macht, daß sie bei seinen Schriften: „Licht weg!" rufen, noch daß er gegen mich eine Injurienklage anstellen kann (S. 11), als habe ich ihm eine Ehrensäule setzen wollen."

Da der Verfasser Officier von der Armee, Lehrer an der vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule, war, reichte Herr v. Kamptz eine Denunciation und Anklage gegen ihn bei dem Kriegsminister v. Boyen ein, worin derselbe der Majestäts-Beleidigung und des Landesverraths angeklagt wurde. Der Kriegsminister überwies die Sache dem Gouverneur Grafen Gneisenau; allein das Gouvernementsgericht erklärte: „es glaube sich verantwortlich zu machen, wenn es den Verfasser wegen der angezogenen Stellen jener Abhandlung vor Gericht lade." Jetzt verschaffte sich Kamptz eine Cabinetsordre, welche die Sache einem Kriegsgericht in Aachen übergab. Dies sprach den Verfasser frei. Der Spruch eines Kriegsgerichts gilt, selbst bei peinlicher Anklage, nur als ein Gutachten; die Sache wurde an ein zweites Kriegsgericht nach Königsberg i. Pr. verwiesen; auch hier erfolgte Freisprechung. Nun beliebte es der, von dem Verfasser in einem Verhöre vor einer Special-Commission, deren Präses der General Rühle v. Lilienstern war, genau bezeichneten „Hofpartei", ein abgekürztes Verfahren durchzusetzen; der Verfasser wurde verabschiedet, ohne daß die Verwendung v. Boyens und Gneisenau's, welche ja beide selbst zu den Verdächtigen gehörten, etwas vermocht hätte. Hierauf fügte es sich aber, daß zur selben Zeit ein hoher Gönner des Verfassers, der General-Intendant der Königlichen Theater, Graf Brühl, denselben mit Abfassung und Anordnung der Festvorstellungen beauftragte, welche bei feierlicher Veranlassung in dem engeren Familienkreise des Hofes zu Berlin veranstaltet wurden. Der König Friedrich Wilhelm III. bekümmerte sich sehr angelegentlich um dergleichen Vorstellungen; er ließ sich das Manuscript vorlegen, besuchte die Proben und erwies dem Verfasser dabei viel Freundliches. Da in Folge dessen auch eine, und zwar nicht gering anzuschlagende, Hofpartei, die des Corps de ballet und der Oper, auf Seite des Dichters stand, zog die andere sich bescheiden zurück, und der als Majestätsverbrecher und Landesverräther Angeklagte, den der König zum Hofdemagogen avancirt hatte, erfreute sich fortwährend vielfacher Beweise des Allerhöchsten persönlichen Vertrauens und Wohlwollens. — Der Fürst Hardenberg beschäftigte ihn mit Arbeiten in den, von Sachsen übernommenen, Archiven und der Minister Altenstein beauftragte ihn, gemeinschaftlich mit dem Director Schadow eine Beschreibung der Kunstdenkmäler Wittenbergs zu verfassen. Später erfolgte seine Anstellung bei dem Museum und der Königl. Bibliothek.

auf welcher Humboldt bestand, so weit aus einander, daß eine dritte Partei, an deren Spitze der Kronprinz stand, den König für die alleinige Berufung von Provinzialständen gewann. Der Kriegsminister, General v. Witzleben, machte dem, von ihm hochverehrten, Humboldt vertrauliche Mittheilung, worauf ihm dieser in einem ebenfalls vertraulichen Schreiben vom 29. November 1821 seine Ansichten sehr ausführlich darlegte. „In Rücksicht der Stände," heißt es darin, „äußern Ew. Hochwohlgeboren Ihre Meinung, daß allgemeine Stände nicht, wohl aber zunächst nur Provinzialstände zu gewärtigen sind. Meine Ueberzeugung ist, daß es sehr bedenklich sein würde, Provinzialstände, ohne allgemeine, zu errichten und daß, wenn man beide, aber in einem Zwischenraume will, der Zwischenraum gleich bei der Einführung der ersteren unwiderruflich bestimmt und nur sehr kurz, auch bei dieser Einführung der Plan für die allgemeinen schon vollkommen festgesetzt sein muß. Provinzialstände können nur für Provinzialzwecke dienen und Allgemeines kann der Staat durch sie nicht erreichen wollen. Hierin ist die erste Lücke. Denn wenn der Staat einmal Stände für nothwendig hält, so ist es consequenter Weise unmöglich, daß in der Nothwendigkeit nicht auch Dinge liegen sollten, die nur durch allgemeine Stände erreichbar sind und für die man sich nur mit Provinzialständen einstweilen behilft. Doch dies ist nur ein Mangel." Der weitere Mangel, den Humboldt nachweist, betrifft die Unmöglichkeit, zu verhindern, daß die Provinzialstände nicht über allgemeine Maßregeln, insofern sie davon berührt werden, sich aussprechen. „Hierdurch," bemerkt Humboldt, „erwächst der Regierung ein ungeheures Hemmniß. Wie soll sie sich mit vier, fünf, vielleicht noch mehr Versammlungen, deren jede noch dazu, ihrer Stellung nach, die Sache aus einem einseitigen Gesichtspunkte ansieht, über eine Maßregel verständigen? Dennoch werden die Bewohner der Provinz auf Seite ihrer Stände sein. So findet die Regierung die Gemüther und die Stimmung überall gegen sich, und man muß sich gefaßt darauf machen, auch wenn sie die Maßregeln mit Kraft durchsetzt, diesen dumpfen inneren Widerstand wenigstens nur partiell zu besiegen. Dies ist eine große, wahre, nicht eingebildete Gefahr, mit jeder Einrichtung von Provinzialständen verbunden und unausbleiblich, wie beschränkt ihre Rechte auch sein mögen, sobald sie nur das Recht haben, zu sprechen, und ihre Stimme als die Stimme ihrer Auftraggeber gilt.

„Die Provinzialstände werden nothwendig in ihren Ansichten getheilt sein;

es wird daraus mehr oder weniger die Gefahr einer Zerrissenheit des Staats, wenigstens in der Gemüthsart und Stimmung entstehen . . . Kein noch so scharfsinniger Kopf kann sich herausnehmen, die Grenzen zwischen dem zu ziehen, was blos Provinzial- und was allgemeine Angelegenheit ist. Der Staat wird sich vorbehalten müssen, selbst dies im Einzelnen zu bestimmen. Dies wird aber wieder eine Quelle von Unzufriedenheiten und Mißtrauen werden. Dann werden die Provinzialstände dies sogar in dem ihnen zustehenden Rechte der Beschwerdeführung ausüben, und welcher Minister wird nicht lieber eine von ihm vorgeschlagene Maßregel vor einer, aus Männern von verschiedenen Provinzen zusammengesetzten, Versammlung, als gegen viele Versammlungen vertheidigen wollen? Mit isolirten Provinzialständen wird man keine der Vortheile allgemeiner besitzen, allein fast alle Nachtheile und ganz neue, aus der Schiefheit der Lage entstehende . . . Dies sind die Nachtheile, die ich nebst anderen geringeren von allein dastehenden Provinzialständen erwarten würde. Augenblicklich werden die beiden, nur zu laut gewordenen Parteien sich darüber freuen. Die eine wird froh sein, daß wenigstens keine allgemeinen Stände entstehen, die andere wird sich Glück wünschen, daß es wenigstens nun Provinzialstände giebt und denken, daß die allgemeinen von selbst nachfolgen müssen. Die letztere wird Recht haben!" — Dies, von Humboldt mit der Zuversicht staatsmännischer Einsicht ausgesprochene, Wort ging — allerdings erst nach fünfundzwanzigjährigen Vertrödelungsverhandlungen mit Provinzialständen — in Erfüllung. Friedrich Wilhelm IV., welcher als Kronprinz mit unbeugsamem Sinne die alleinige Verhandlung mit Provinzialständen aufrecht erhalten hatte, erkannte als König die Nothwendigkeit (1847), allgemeine Stände zu berufen. Wenn sie, wie Humboldt und Hardenberg es gerathen, im Jahre 1820 berufen wurden, dann würde es schwerlich 1848 zur Revolution und zur Berufung einer Nationalversammlung gekommen sein.

Nicht aber am Hofe zu Berlin haben wir die thätigsten und einflußreichsten Gegner der Einführung einer landständischen Verfassung zu suchen, der mächtigste Gegner derselben hatte in Wien seinen Sitz und hieß Metternich. „In Oestreich hatte man von Haus aus den Gedanken ergriffen, daß es vor Allem Noth thue, die durch den Kampf der Freiheit hervorgerufene Erregtheit der Gemüther und die ungewöhnliche Wallung des Nationalgeistes wieder zu beschwichtigen. Man strebte also daheim in das alte Geleise des Bevormundungs-

und Polizeisystems zurück, man suchte auch in dem übrigen Deutschland constitutionellen Einrichtungen entgegenzuwirken. Schon mit der Verzögerung des Verfassungswerks in Preußen war ein Großes gewonnen. Man durfte auf die Aengstlichkeit des Königs rechnen und hoffte mit seiner Gewissenhaftigkeit fertig zu werden. Man hatte in der Schwäche, der Trägheit und Eitelkeit Hardenbergs, wenn man sie geschickt benutzte, ein hinreichendes Gegengewicht gegen die Oberflächlichkeit seines Liberalismus und Constitutionalismus. Man war endlich jener Partei in Preußen, die in Wittgenstein ihr Haupt hatte, für diese reactionairen Pläne gewiß. Die politische Unreife des Volks, die natürliche Abspannung nach der Ueberanstrengung des Kampfes, die Voreiligkeiten der Jugend kamen überdies zu Hülfe. Bald hatten in Preußen die Bewunderer der Metternichschen Weisheit gewonnenes Spiel. Auf das Vorspiel des Wartburgfestes folgte die That Sands und das Löningsche Attentat auf einen nassauischen Minister. „Nun sei eine Verfassung unmöglich!" hatte Hardenberg ausgerufen. — Die antidemagogische Betriebsamkeit des Herrn v. Kamptz, ein schamloses und lächerliches System der Verdächtigung und der Spionage, eine Kriegführung des Staats gegen Studenten, weil sie Lieder gesungen, und gegen Männer, weil sie in Briefen von öffentlichen Angelegenheiten gesprochen, wurde immer frecher. Nun auf einmal hatte man ein Regierungssystem, das System der Furcht und des bösen Gewissens. Nun auf einmal einigte man sich in ganz Deutschland — d. h. an den deutschen Höfen — zu einem gemeinschaftlichen Zweck, dem Zweck der Unterdrückung und der polizeilichen Tyrannei. Von Wien aus erging an die deutschen Cabinette eine Einladung zu den Karlsbader Conferenzen. Die Beschlüsse dieser Conferenzen, welche mit einem Schlage die Presse, die Universitäten, die Repräsentativ-Verfassungen trafen und zu Gunsten einer neuen Bundespolizei die Selbstständigkeiten der Einzelstaaten schwer verletzten, wurden alsbald in Frankfurt mit Einstimmigkeit zum Bundesbeschluß erhoben." Die Wiener Hof- und Staatskanzlei war weit davon entfernt, den, auf dem 13. Artikel der deutschen Bundes-Acte beruhenden, Verheißungen Folge geben zu lassen, sie war sogar entschlossen, von den Königen von Württemberg und Baiern, den Großherzögen von Baden, Hessen-Darmstadt und Weimar — Widerruf der, ihren Volksstämmen ertheilten, Verfassungen zu fordern und die Kammern schließen zu lassen. Dies hatte sich Metternich als eine Hauptaufgabe für den Karlsbader Congreß gestellt und der reactionsbeflissene Gentz gab in Artikel 1 der

Vorlage den Wünschen und Ansichten seines Herrn und Meisters folgende Fassung: „Nie haben die Stifter des deutschen Bundes voraussetzen können, daß dem 13. Artikel Deutungen, die mit den klaren Worten desselben in Widerspruch ständen, gegeben oder Folgerungen daraus gezogen werden sollten, die nicht nur den 13. Artikel, sondern den ganzen Text der Bundes-Acte in allen seinen Hauptbestimmungen aufheben und die Fortdauer des Bundesvereins höchst problematisch machen würden. Nie haben sie voraussetzen können, daß man das nicht zweideutige Princip, auf dessen Befestigung sie einen hohen Werth legten, mit rein demokratischen Grundsätzen und Formen verwechseln und auf dieses Mißverständniß Ansprüche gründen würde, deren Unvereinbarkeit mit der Existenz monarchischer Staaten, die (mit unerheblichen Ausnahmen der in diesen Verein aufgenommenen freien Städte) die einzigen Bestandtheile des Bundes sein sollen, entweder sofort einleuchten, oder doch in ganz kurzer Zeit offenbar werden mußte . . . Die täglich überhand nehmende Neigung zu unfruchtbaren Theorien, der Einfluß von irregeführten oder jedem Volkswesen schmeichelnden Schriftstellern, das eitle Verlangen, die Verfassungen fremder Länder, deren heutige politische Gestalt der von Deutschland eben so unähnlich ist, als ihre ganze frühere Geschichte der unsrigen, auf deutschen Boden zu verpflanzen, diese und viele andere noch mitwirkende Ursachen haben jene allgemeine politische Sprachverwirrung erzeugt, in welcher diese große, edle, sonst durch Gründlichkeit und tiefen Sinn so rühmlich ausgezeichnete Nation sich zu verzehren bedroht ist; sie haben sogar in den Augen vieler Mitglieder ständischer Versammlungen den Standpunkt, auf welchen sie verfassungsmäßig gestellt waren, dergestalt verdunkelt und die Grenze ihrer rechtmäßigen Wirksamkeit dergestalt verrückt, daß dadurch die Regierungen selbst in der Erfüllung ihrer wesentlichen Pflichten gehindert werden mußten . . .

„Eines der ersten und dringendsten Geschäfte des Bundestages muß daher sein, zu einer gründlichen, auf alle Bundesstaaten, in welcher Lage sie sich auch gegenwärtig befinden mögen, anwendbaren, nicht von allgemeinen Theorien oder fremden Mustern, sondern von deutschen Begriffen, deutschem Rechte und deutscher Geschichte abgeleiteten, vor Allem aber der Aufrechterhaltung des monarchischen Princips, dem Deutschland nie untreu werden darf, und der Aufrechterhaltung des Bundesvereins, als der einzigen Stütze seiner Unabhängigkeit und seines Friedens, vollkommen angemessenen Auslegung und Erläuterung des

13. Artikels der Bundes-Acte zu schreiten." Als eine unabweisbare Maßregel wird der Antrag gestellt, „daß bei den, jetzt in mehreren Bundesstaaten eingeleiteten, auf die ständischen Verfassungen Bezug habenden Arbeiten keine Beschlüsse gefaßt werden mögen, die mit den hier ausgesprochenen Ansichten in Widerspruch ständen." *)

Mit solchen Erbärmlichkeiten konnte ein Mann, wie Humboldt, sich nicht einverstanden erklären. „Ich kann," so schreibt er an Stein, „die Art, wie man die hochverrätherischen Umtriebe behandelt, nicht billigen. Rein inquisitorisch zu verfahren, die Idee der Gefahr auf das Aeußerste zu steigern und, was nun eigentlich das Gefährlichste ist, Alles in tiefes, zum größten Theil auch für uns im Staatsministerium undurchdringliches Geheimniß zu hüllen, sich, nachdem man fast über nichts sich hat einigen können, darüber am Bundestag zu verbinden und dieser, so wie Sie sie kennen, beschaffenen Versammlung eine solche Gewalt beizulegen, die Souverainetätsrechte der Einzelnen, namentlich Preußens, in einigen Dingen für immer so zu beschränken, und in anderen wenigstens ein Beispiel zu geben, wie sie beschränkt werden können, heißt, meines Erachtens, ganz über dasjenige hinausgehen, was hier nothwendig und was heilsam war. Alles blos polizeiliche Treiben verfehlt allemal seinen Zweck, es macht das Uebel in seiner Wurzel immer schlimmer und kommt nie dahin, alle Ausbrüche zu hemmen, ja nur zu entdecken. Meines Erachtens mußte man polizeilich blos aufmerken, aber gerichtlich und gesetzlich strafen, disciplinarisch

*) Die Vollziehung des 13. Artikels der Bundes-Acte, selbst in so verschnittener Fassung, hielt Metternich von Oestreich fern; auch die Verheißungen von 1848 sind unerfüllt geblieben, wie die von 1859 es bleiben werden. Auf die, von der Wiener Presse neuerdings (August 1859) versuchte, Entschuldigung: „Oestreich habe gesäumt und geträumt, werde aber um so rascher das Versäumte nachholen," antwortete die Berliner Volkszeitung vom 31. August 1859: „Oestreich hat nicht geträumt und nicht gesäumt; es war im Gegentheil wissentlich und geflissentlich sehr wach und energisch. Es hat deutsche Schurken fürstlich besoldet, die, wie Gentz, ihr Talent darboten, um deutsches Volksthum zu verrathen. Es hat so lange intriguirt und gehetzt, bis jeder freisinnige deutsche Staatsmann in den deutschen Cabinetten entweder vom Amte gebracht oder mindestens in eine Stelle geschoben wurde, in welcher seine Gesinnung unwirksam blieb. Es hat Verschwörungen und Enthüllungen intriguirt, um einsichtslose deutsche Fürsten mit dem Volke zu entzweien. Es hat den Bundestag zur deutschen Polizeimacht gestaltet, um Deutschland wehrlos zu machen. Es hat nicht etwa nur bei sich die Freiheit ungepflegt und die Wissenschaft in Verdumpfung gelassen, nein, es hat Literatur und Universitäten niedergehalten in ganz Deutschland und den Geist der deutschen Nation einem Ultramontanismus zur Pflege übergeben, der ihn zügeln und striegeln sollte zum gehorsamen Werkzeuge der geistesfeindlichen Mächte."

mit Strenge und ernster Thätigkeit verfahren, Vertrauen der Regierungen auf ihre Autorität und auf die Stimmung und Gesinnung der großen Masse zeigen, Verfassungen nicht, wie man immer sagt, liberal, aber ehrlich und vernünftig gründen und die möglichste Ordnung, Sparsamkeit und Gerechtigkeitsliebe in die Verwaltung bringen." *)

Die Verhandlungen, welche Hardenberg und Bernstorff, ohne das Staatsministerium davon in Kenntniß zu setzen, mit Metternich pflogen, verleideten Humboldt die ihm noch immer übergebene Verfassungsarbeit mehr und mehr; er mußte sein Bemühen, den Staat auf eine, desselben würdige, Bahn zu führen, für ein vergebliches achten, da er wußte, wie bereits in Karlsbad über das Verfassungswesen in den deutschen Bundesstaaten der Stab gebrochen war. „Ich arbeite," schrieb er an Stein, „mit Resignation, mit Eifer und ich kann sagen, selbst mit Heiterkeit. Allein ich kann, wenn es nicht besser geht und ich keine Aenderung bewirke, es nur höchstens bis zum Frühjahr fortsetzen. Denn dann sinkt auch das Vertrauen, das man jetzt noch zu mir hegt, und ohne Vertrauen macht man in der Verwaltung nichts." **)

Am 18. October 1819, dem Gedenktage der Völkerbefreiungsschlacht bei Leipzig, wurden in Preußen die, von dem deutschen Bunde am 20. September proclamirten, Beschlüsse des Karlsbader Congresses amtlich bekannt gemacht. Durch die schnödeste Verdeutelung wurde die, in dem 13. Artikel der Bundes-Acte verheißene, Einführung ständischer Verfassung lahm gelegt, die Presse geknebelt, Schulen und Universitäten unter Polizeispionage gestellt, und eine Central-Untersuchungs-Commission in Mainz als Inquisitionstribunal politischer Umtriebe niedergesetzt. Auf dem Turnplatze in der Hasenhaide bei Berlin war am 18. October zur Gedächtnißfeier der Befreiungsschlacht von Jahn ein Volksfest veranstaltet worden. Kaum waren bei einbrechender Dunkelheit die Freudenfeuer ringsum auf den Hügeln angezündet und das Blücherlied von Arndt angestimmt, als Kamptz seine Gensd'armen anrücken ließ, die im Guten und mit Gewalt die fröhliche Menge auseinandertrieben. „So hatte sich denn Preußen von der östreichischen Politik ins Schlepptau nehmen lassen, um geträumte oder zu groß geachtete innere Gefahren zu beseitigen ... Es war ein Unglück,

---

*) Pertz, Steins Leben. V. 437.
**) Pertz a. a. O. S. 440.

daß Hardenberg nicht zurücktreten wollte, nicht für ihn nur, sondern für den Gang der Dinge, dem er seinen angesehenen Namen lieh. Er wollte sich nicht sagen, daß er längst das Heft nicht mehr in Händen habe; er glaubte vielleicht weiteren Rückschritten noch vorbeugen zu können.“*) Er besorgte, fügen wir hinzu, nicht ohne Grund, daß die ihm feindselig gesinnte Partei des Kronprinzen ihn zu beseitigen wünsche, um den Weg der Reaction unbehindert betreten zu können.

„Humboldt war schon länger gereizt, gereizt durch die Wendung, die man unerfüllten Verheißungen einer Verfassung und allgemeiner Reichsstände geben wollte, gereizt durch die ganze Politik des Staatskanzlers, der, anstatt wie früher sich auf Talent und öffentliche Meinung zu stützen, nur Hülfe von außen, von Oestreich und Rußland, erwartete. Die Karlsbader Beschlüsse empörten Humboldt; er erklärte sie für „schändlich, unnational, ein denkendes Volk aufregend,“ und scheute sich nicht, eine Opposition ins Staatsministerium selbst zu tragen. Hatte er bisher angetrieben, wo er konnte, so stand es ihm wohl an, sich von der Richtung Hardenbergs unverhohlen loszusagen in dem Augenblicke, wo sie die Bahn des Fortschrittes entschieden zu verlassen schien. Er verband sich mit dem Großkanzler Beyme und eröffnete unter Hinzutritt des Kriegsministers v. Boyen eine Opposition im Staatsministerium, die er mit Hartnäckigkeit streng systematisch verfolgte und in der er, wegen jener Karlsbader Beschlüsse, den Fürsten Staatskanzler und den Minister Grafen Bernstorff aufs heftigste angriff. In Betreff der Demagogenfrage erklärte er: „Ein Staatsminister, ein Minister des Auswärtigen überschreitet seine Befugnisse, wenn er verspricht, preußische Unterthanen fremden Gerichten zu unterwerfen, und ich trage darauf an, den Minister Bernstorff in Anklagestand zu versetzen und die ganze Maßregel zu cassiren, zugleich aber festzusetzen, daß hinfüro solche Projecte allemal zuvor an das Staatsministerium gebracht werden müssen.“ Eine gemeinschaftliche Eingabe der Minister hatte keinen anderen Erfolg, als daß ihnen ein allerhöchst ungnädiger Bescheid ertheilt wurde. Die Mehrzahl der Minister beruhigte sich hierbei;**) Humboldt, Beyme und Boyen nahmen die Sache nochmals auf.

*) Schlesier a. a. O. II. 390.

**) Kircheisen (Justiz), v. Bülow (Handel), v. Schuckmann (Inneres), Fürst Wittgenstein (Königl. Haus), v. Klewitz (Finanzen), v. Altenstein (Cultus), Graf Lottum (Schatz), Graf Bernstorff (Auswärtiges). Außer dem Staatskanzler hatte auch der Kronprinz Sitz und Stimme in dem Staatsministerium.

In drei wesentlich übereinstimmenden Schriftstücken, deren Vorlegung bei des Königs Majestät sie bei dem Staatskanzler beantragten und erlangten (Ende October 1819), erneuerten sie den früheren Angriff.*) Diesmal behandelten sie den Gegenstand mehr von dem politischen Standpunkte, indem sie die Karlsbader Beschlüsse als der Natur des deutschen Staatenbundes nicht entsprechend, als dem Bundestage eine, Preußens Selbstständigkeit vernichtende, Macht beilegend und zu einer, Preußen beschränkenden, unzeitigen Consolidirung des Bundes führend darstellten und aus diesen Gründen auf ein Zurücktreten Preußens von den Karlsbader Beschlüssen antrugen. — Die verbündeten drei Minister erklärten ferner, daß, wenn der König die Minister verantwortlich mache in Rücksicht der Staatsverwaltung, so müsse ihr Verhältniß ein freieres werden, so dürfe der Staatskanzler nicht unbedingt über ihnen stehen. —

Mit großer Genugthuung vernahm man in Wien das Zerwürfniß in dem preußischen Staatsministerium. „Wir wissen," schreibt Gentz (Ende October 1819) an Adam Müller, „daß die preußische Regierung in sich gespalten und zerfallen ist, aber die, welche an ihrer Spitze stehen (Wittgenstein, Bernstorff, Hardenberg), haben in der letzten Zeit und bis auf den heutigen Tag auf dem, mit Oestreich gemeinschaftlich betretenen, Wege eine Treue und Festigkeit bewiesen, die wir dankbar anerkennen müssen."

Bei dem Könige standen Beyme, Boyen und Humboldt in großer Achtung; sein General-Adjutant v. Witzleben suchte zu vermitteln, man scheute sich, es zu einem öffentlichen Bruche kommen zu lassen. Unterdessen wurde Hardenberg durch Wittgenstein, Metternich und den Petersburger Hof bearbeitet, gedrängt und endlich gewonnen. Der Kriegsminister v. Boyen forderte wegen eines, die ursprüngliche Einrichtung der Landwehr als Volkswehr beeinträchtigenden, neuen Organisationsplans im December 1819 seinen Abschied; der König ertheilte ihm denselben nach einiger Zögerung.

Bald darauf gelang es dem Staatskanzler, bei dem Könige die Verabschiedung Beyme's und v. Humboldts durchzusetzen. Die Staatszeitung vom

*) In der Cabinetsordre vom 3. Juni 1814, welche das Staatsministerium errichtete, war vorgeschrieben, „daß die Minister alle Berichte an den König dem Staatskanzler zusenden sollten." Dieser hatte, mit Ausnahme der Militairsachen, den alleinigen Vortrag bei dem Könige. Ein versammeltes Staatsministerium unter dem Vorsitze des Königs hat unter Friedrich Wilhelm III. niemals statt gefunden.

4. Januar 1820 meldete die dem Kriegsminister v. Boyen und dem General-Major und Director der ersten Abtheilung v. Grolmann bewilligte Entlassung. „Auch haben," wird hinzugefügt, „des Königs Majestät die Staatsminister v. Beyme und Freiherrn v. Humboldt von den Geschäften des Staatsrathes und des Staatsministeriums sowohl, als der ihnen anvertrauten Departements vorerst, und bis ihre Thätigkeit wieder in Anspruch genommen werden kann, zu dispensiren geruht." Die Geschäfte des Humboldtschen Ministeriums wurden dem Minister Schuckmann übertragen; das Departement Neufchatel ging an den Staatskanzler zurück. In der Staatszeitung vom 8. Januar wurde angezeigt: „Die Geschäfte der von Sr. Maj. dem Könige zur Bearbeitung der künftigen ständischen Verfassung ernannten Commission werden, ungeachtet der Staatsminister Freiherr v. Humboldt aus derselben ausgeschieden ist, ihren Fortgang haben." Eine Pension von 6000 Thalern, welche für Humboldt bei seiner Entlassung ausgeworfen war, lehnte er dankbar ab. Er bedurfte bei einem eigenen Vermögen von nahe an eine halbe Million eines solchen Gnadenpfenniges nicht. Verletzender, als die Enthebung von dem Ministerium, war die Entfernung aus dem Staatsrathe; es war dies eine ehrenkränkende Ausstoßung. Die Gegenpartei feierte einen in den Augen der Nation nur sie selbst beschimpfenden Triumph. Vier der edelsten und hochherzigsten Männer, Boyen, Grolmann, Beyme und Humboldt, die wesentlich zur Erhebung des Staats aus schmachvoller Erniedrigung mitgewirkt, an dem Befreiungskampfe thätigen Antheil im Felde und im Cabinet des Königs genommen, nach errungenem Frieden für das der Nation von dem Könige verpfändete Wort: „Es soll eine Repräsentation des Volks gebildet werden," einzustehen den ehrlichen Muth hatten, wurden durch einen Federstrich aus ihren Aemtern entfernt. Und auch hierbei hatte es noch nicht sein Bewenden. „Humboldt galt für einen politisch Geächteten; nicht sein Charakter und seine Verdienste schützten ihn vor den Verdächtigungen der Schmalzianer und vor den Unverschämtheiten der geheimen Polizei, die ihr allmächtiges Regiment zu entfalten begonnen hatte. Seine Briefe wurden erbrochen; seine Opposition gegen die antidemagogischen Maßregeln genügte, auf ihn als auf einen Mitschuldigen der revolutionairen Umtriebe hinzudeuten."*) Wie kurzsichtig und schwachsinnig erwiesen sich auch

*) Haym a. a. O. S. 309.

hierin die Kamptzschen Spürnasen! Es gab sicher in dem ganzen preußischen Staate nicht einen einzigen Staatsmann, — selbst Kamptz, welcher für Einführung mecklenburgischer Verfassungs-Erbweisheit schwärmte, nicht ausgenommen — der von revolutionairer Gesinnung so frei gewesen wäre, wie Wilhelm v. Humboldt.

Als der Staatskanzler, um der öffentlichen Meinung ein beschwichtigendes Zugeständniß zu machen, den König das Edict vom 17. Januar 1820 unterzeichnen ließ, durch welches festgestellt wurde, „daß ohne Hinzuziehung der Reichsstände keine neue Staatsschuld contrahirt werden sollte," schrieb Humboldt an Stein (im März 1820): „Ich zittre jetzt eigentlich vor jeder neuen Einrichtung, und es ist mir ordentlich beruhigend, daß man die Constitutionssache ganz ruhen läßt, wie es scheint."

Der verabschiedete Staatsminister zog sich auf sein Landhaus in Tegel zurück, wo er die ungestörte Ruhe seinen Lieblingsneigungen, der Alterthumswissenschaft, den Sprachstudien und den Musen, widmete. Mit gewissenhaftem Eifer hatte er die Pflichten erfüllt, welche ihm der Staatsdienst auflegte; da er sich demselben ohne Leidenschaft, man darf sagen, ohne lebhaftes Interesse, widmete, ihm selbst das Gelingen kein Genüge gewährte, so finden wir ihn, nachdem ihm die besten Bestrebungen mißlungen waren, durchaus nicht voll Verdruß, oder auf Genugthuung sinnend, vielmehr machte er den Eindruck eines Mannes, der heilfroh war, mit dem unerquicklichen Kram der ihn anekelnden Regierungswirthschaft nichts weiter zu schaffen zu haben. In der That, die Partei, die ihn gestürzt hatte, war nicht froher, ihn los geworden zu sein, als er es war, der Dienstgeschäfte ledig zu sein. Er hatte es gegen seine Vertrauten nie verhehlt, daß er seine politische Laufbahn nur als etwas Zufälliges in dem Gange seines Lebens betrachte. „Es war ihm," nach seinem eigenen Ausdruck, „immer eigen gewesen, die Geschäfte gegen das innere und eigentliche Sein nur wie eine Art Nebensache zu behandeln." Unendlich höher stand ihm die Beschäftigung mit Ideen und Kenntnissen, ohne sie „verdürben die Acten einen Menschen von Grund aus . . ." Selbst auf Steins Zustimmung glaubte er rechnen zu dürfen, „wenn er sich zu der Gesinnung bekannte, daß man nicht vom Actentische in das Grab taumeln müsse, und immer sei es ihm eine widrige Vorstellung gewesen, bis zum Ende des Lebens an Verhält-

nissen Theil zu nehmen, die mit dem Momente desselben gleichsam zu nichts würden und von denen man nichts jenseits mit hinüber nehme."

Der am 26. November 1822 in Genua erfolgte Tod des Fürsten Hardenberg erweckte in den, noch immer an der Hoffnung auf die Berufung von Reichsständen festhaltenden, Vaterlandsfreunden den guten Glauben, daß der König sowohl als der Kronprinz geneigt sein würden, zu der erledigten Stelle eines Staatskanzlers Humboldt zu berufen, zumal da von allen andern Ministern kein anderer auch nur in Vorschlag gebracht werden konnte. Der von dem Kronprinzen wegen seiner aristokratischen Gesinnung begünstigte Minister v. Voß, welcher die nächste Anwartschaft haben konnte, starb zwei Monate nach dem Staatskanzler. Der Feldmarschall Kleist, welchem der König, so wenig er sich dazu geeignet hätte, die Staatskanzlerstelle zu übertragen geneigt war, starb kaum drei Wochen nach Voß (den 17. Februar 1823).

Der König hatte dem Generaladjutanten v. Witzleben, dem er ein größeres Vertrauen, als irgend einem seiner Geheimen Räthe und Minister schenkte, einige, von dem Staatskanzler zurückgelassene, mit der Aufschrift: „Zu Sr. Majestät allerhöchsteigenen Händen" versehene, Schriftstücke zur Durchsicht und schriftlichen Berichterstattung übergeben. Dieser erfüllte mit redlicher Gewissenhaftigkeit den ihm ertheilten Auftrag, und da in jenen Schriftstücken der Kanzler dem Könige Vorschläge wegen eines Nachfolgers machte und dazu den Staatsminister a. D. Freiherrn v. Humboldt empfohlen hatte, nahm Witzleben Veranlassung, sich über die Befähigung desselben gegen den König schriftlich auszusprechen.

Im Eingange seines Berichtes führt Witzleben die Nothwendigkeit aus, einen ganz tüchtigen Mann an die Spitze des Ministeriums sowohl, als an die des Staatsrathes zu stellen. Er verlangt, daß dies ein Mann sein müsse, „der nächst einer vollständigen Geschäftskenntniß Eigenschaften besitze, die ihm Vertrauen beim Könige und Autorität beim Ministerio erwerben könnten . . . Es ist traurig, sagen zu müssen," fährt er fort, „daß vorzüglich in Hinsicht des letzten Punktes keiner der jetzigen Minister diesen Anforderungen entspricht. Da des Königs Majestät in seiner hohen Stellung so selten Meinungen unumwunden ausgesprochen hört, so halte ich mich in meinem Gewissen verpflichtet, die meinige so vorzulegen, als wenn ich sie jeden Augenblick vor dem ewigen Richter zu vertreten bereit sein müßte. Ich habe bei Gott dem Allmächtigen

keinen andern Beweggrund, als des Königs Wohl, für das ich jeden Augenblick Blut und Leben zu lassen bereit bin. Und so spreche ich ohne Rückhalt aus, daß im ganzen Staate kein bekannter Mann existirt, der allen Anforderungen zu der wichtigen Stelle eines Präsidenten im Staatsministerium und im Staatsrathe in dem Maße genügte, wie der Minister v. Humboldt. Ich werde ihn, so wie ich ihn kenne, zu schildern suchen, keine Fehler verschweigen, aber auch die guten Eigenschaften gehörig würdigen.

„Der Minister v. Humboldt ist ein Mann von umfassendem Wissen, einem seltenen Scharfblick, gewiegter Geschäftskenntniß; er befindet sich in den besten Jahren,*) genießt einer, zwar nicht starken, aber zähen Gesundheit und ist an anhaltendes Arbeiten gewöhnt. Ihm fehlt nicht eine Art Gemüthlichkeit, die wohlthuend anzieht und eine nähere Verbindung erleichtert. Er hat große Ansichten von der Staatsverwaltung, beurtheilt die preußische ungemein richtig und ist überhaupt eingeweiht in die höhere Politik und Regierungskunst. Er kennt die Zeit mit allen Schroffheiten und Klippen und ist dem monarchischen Princip aufrichtig treu ergeben. Man spricht nicht vortheilhaft von seiner Sittlichkeit, doch wage ich darüber nicht zu urtheilen, da mir darüber all und jeder Beweis ermangelt.**) Sein reiferes Alter dürfte wohl das Gerücht, wenigstens jetzt, Lügen strafen. Man sagt ferner, daß er im Auslande kein Vertrauen genösse. Dieses wird des Königs Majestät am besten beurtheilen können, indeß bemerke ich, daß bei aller Rücksicht auf die äußeren Verhältnisse doch die inneren die Hauptsache sind, zumal er mit den fremden Höfen in keine unmittelbare Berührung tritt und der König nicht Mißgriffe zulassen wird, die das gute Vernehmen stören könnten. Daß aber die inneren Verhältnisse durchaus eine kräftige Führung erheischen, hat der König selbst erkannt und ausgesprochen, und daß dies jetzt um so nöthiger ist, liegt an den sich gestaltenden äußeren Conjuncturen, aus welchen Verwickelungen und Krisen jene kräftige Führung uns allein herausziehen kann .... Wenn der König neulich bemerkte, daß ein Mann, der auf einen so bewegten Posten gestellt werden soll, die allgemeine Opinion für sich haben müsse, so ist dies vollständig bei dem Minister v. Humboldt der Fall. Es mag Minister und Beamte geben, die gegen ihn

*) Humboldt war 45 Jahr alt.

**) Diese üble Nachrede bezog sich auf die frühere Zeit des Umganges mit Gentz.

sind, weil sie die Schärfe seines Verstandes fürchten, die in Alles eindringt und keine Täuschung duldet. Im Publicum ist nur eine Stimme für ihn. Wie der Kronprinz über ihn denkt, weiß der König zum Theil selbst, zum Theil geht es aus einer Unterredung hervor, die ich vor dem Tode des Feldmarschalls Grafen Kleist mit ihm hatte. Bei dem Bedenken, welches ich äußerte, daß der Feldmarschall mir weder die Eigenschaften zu besitzen scheine, welche für die Stelle eines Präsidenten nothwendig seien, noch insbesondere der Erwartung, dem Ministerium zu imponiren, entsprechen würde, kam der Prinz nach einer kurzen Schilderung der Minister und insbesondere des Grafen Lottum in seiner eigenthümlichen Weise von selbst auf den Minister v. Humboldt und sagte: „„daß, wenn er unter eigener Verantwortlichkeit zu handeln hätte, er ohne Scheu den Minister v. Humboldt wählen würde, ihn dem Könige vorschlagen könne er aber nicht.““

„Ich äußerte, daß hierin ein Widerspruch läge, da er auf der einen Seite seine vollkommene Brauchbarkeit anerkenne, auf der andern wieder ein Bedenken dagegen zu haben scheine. Hierauf erwiderte er mir wörtlich: „„Wenn der König ihn nimmt, soll es mich herzlich freuen, denn ich erinnere mich noch mit Vergnügen des Lebens und der Thätigkeit, die in dem Ministerio war, als er darin saß.““

Nachdem Witzleben in seinem Berichte sich noch über die Nichtbefähigung Lottums ausgesprochen, die Entfernung Altensteins anempfohlen, schließt er: „Wenn Ew. Majestät das Ministerium auf die oben angegebene Weise reorganisiren und den Minister v. Humboldt an die Spitze setzen, so werden Sie einen Zustand herbeiführen, der Höchstihnen in dem Maße Genugthuung und Ruhe gewähren wird, als der jetzige sorgenvoll und bedenklich ist. Und so möge nun die Gnade des Himmels über Ew. Majestät wachen und Ihren Geist erleuchten, damit Sie das Rechte wählen zum Heil Ihrer und Ihres, von der Vorsehung Ihnen anvertrauten, Volkes.“

Die, von dem frommen Agenden-General herbeigebetete, Erleuchtung durch die Gnade des Himmels vermochte indeß nicht die Nebel zu durchbrechen, mit welchen die Hofcabale den sonst so gesunden Verstand des Königs umdüsterte. Der König entschied sich für Lottum, behielt Altenstein, welcher eine sehr motivirte Denkschrift gegen Humboldt eingereicht hatte und dieser lebte fernerhin in Zurückgezogenheit von den Staatsangelegenheiten — nicht einmal Zeitungen las

er — auf seinem Landhause in Tegel, welches nach Schinkels Entwürfen zu einem Schlosse erweitert worden war, Parkanlagen erhalten hatte und dessen innere Räume von ihm mit antiken, mittelalterlichen und modernen Kunstwerken geschmückt wurden. „Hier in Tegel," schreibt Humboldt an Gentz (21. Mai 1827), „habe ich mir eine Wohnung mit Marmorstatuen und Gypsabgüssen einrichten lassen, die Ihnen auch Freude machen würde. Sie haben noch das alte Haus gekannt. Jetzt wandelt man unter lauter schönen Gestalten umher, von denen besonders die in meinem Zimmer nicht an einem Ueberfluß von Toilette leiden."

Sein durchgebildeter Sinn für die Kunst fand ein erwünschtes Feld der Thätigkeit in dem, im Jahre 1825 in Berlin gestifteten, „Vereine der Kunstfreunde im preußischen Staate", welcher ihm den Vorsitz im Directorium übertrug. Die von ihm in den Versammlungen des Vereins in den Jahren 1826 bis 1835 abgestatteten Berichte sind später in seine gesammelten Werke aufgenommen worden.*)

Von Seiten des Hofes wurde, auf den Vorschlag des Kronprinzen, Humboldt im Mai 1829 von dem Könige berufen, den Vorsitz in einer Commission zu übernehmen, welche mit der inneren Einrichtung des nach Schinkels Plan erbauten Museums, Aufstellung der griechischen und römischen Bildwerke, Anordnung der Gemäldegallerie, des Antiquariums, der Vasensammlung u. s. w. beauftragt war. Das Museum wurde am 3. August 1830 eröffnet und Humboldt erstattete unter dem 27. August dem Könige über die Einrichtung ausführlichen Bericht ab. Das Verdienst Humboldts um die Errichtung und Einrichtung dieses Heiligthums ist durch die Aufstellung seiner Büste in Marmor in der oberen Vorhalle geehrt worden.

Der von Humboldt dem Könige eingereichte Bericht gab Veranlassung, ihm wegen der, ihm früher zugefügten, ehrenkränkenden Zurücksetzung eine von der „allgemeinen Opinion" sehr beifällig aufgenommene Genugthuung zu gewähren. Der König erließ an ihn aus Breslau den 15. September 1830 nachstehende Cabinetsordre:

„Ich habe den Bericht vom 27. v. M., den Sie Mir über die Ausführung des Ihnen ertheilten Auftrags zur Errichtung des Museums erstattet

*) v. Humboldt, Ges. Werke. III. 307—335.

haben, mit besonderem Interesse gelesen und gebe Ihnen Meine vollkommene Zufriedenheit über die, unter Ihrer Leitung getroffenen, Einrichtungen zu erkennen. Ihre Vorschläge habe Ich überall sehr zweckmäßig gefunden und den Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheit veranlaßt, auf die Realisation derselben seine Aufmerksamkeit zu richten und über die Modalitäten der Ausführung bald an Mich zu berichten. Zum Beweise Meines fortdauernden Wohlwollens und in Anerkenntniß Ihrer früheren, um den Staat erworbenen Verdienste, habe Ich Ihnen Meinen schwarzen Adlerorden verliehen, dessen Insignien Sie hierbei erhalten. Ich wünsche zugleich, daß Ihre Gesundheit es Ihnen gestatten möge, wiederum eine Wirksamkeit bei dem Staatsrathe zu übernehmen. In dieser Voraussetzung habe Ich den Staatsrath von Ihrer erneuten Theilnahme an den Sitzungen und Arbeiten desselben in Kenntniß gesetzt.

„Friedrich Wilhelm."

Nach der in Paris erfolgten Juli-Revolution 1830, durch welche Karl X. von Haus und Hof vertrieben wurde, machte sich auf allen Thronen Europas eine ungewöhnliche Leutseligkeit bemerkbar. Von einer Thätigkeit Humboldts in den Sitzungen des Staatsrathes ist übrigens nichts bekannt geworden. Er war der Abtheilung für die auswärtigen Angelegenheiten zugetheilt worden, welcher der Nachfolger Bernstorffs, der von einem Frühprediger zu einem Spätminister beförderte Prinzenerzieher Ancillon, niemals eine Vorlage gemacht hat.

Um der, durch die Bundes-Acte festgestellten, durch königliche, in die Gesetzsammlung aufgenommene Edicte verheißenen Einführung einer landständischen Vertretung des Volks einiger Maßen nachzukommen, waren 1823 im Königreiche Provinzialstände, denen nur berathende und begutachtende Befugnisse beigelegt waren, errichtet worden. Daß Humboldt auch nach seinem Wiedereintritt in den Staatsrath bei solcher Altflickerei sich zu betheiligen nicht die geringste Lust verspürte, bedarf keiner besonderen Erwähnung.

Durch den Besuch der wunderwirkenden Heilquellen im Gastein in Tirol gestärkt, unternahm Humboldt mit seiner Gattin 1828 eine Reise über Paris nach London, wo er eine an den dortigen preußischen Gesandten v. Bülow verheirathete Tochter hatte. Nach einem zweimonatlichen Aufenthalt in der britischen Weltstadt kehrte er, froh, den Tumult so bewegten Lebens hinter sich zu lassen, nach seinem umfriedeten Landsitze zurück.

Dem beschaulichen Leben, in welches er sich eingesponnen hatte, sagten jetzt vorzugsweise altindische Dichtungen zu. Seit 1824 vertiefte er sich in das Studium des Sanscrit und gewann unter Bopps Anleitung auch auf diesem Gebiete bald beherrschende Meisterschaft. Er hatte aus dem großen indischen Heldengedichte Maha-Bharata einen, die Urweisheit der Brahmanen enthaltenden, Abschnitt „Bhagavad-Gita" zum Uebersetzen gewählt. „Dies Gedicht," schreibt er an Gentz, „ist wohl das Tiefste und Erhabenste, was die Welt aufzuweisen hat. Mein beständiges Gefühl bei der Lesung ist Dank gegen das Geschick dafür, daß es mich hat leben lassen, dies Werk noch kennen zu lernen, ein Werk, das ich um Alles in der Welt nicht ungekannt hätte zurücklassen mögen."*)

Mit einer so überschwänglichen Schwärmerei konnte sich Hegel, welchem Humboldt seine beiden, in der Akademie der Wissenschaften in Berlin über jenes indische Gedicht gelesenen, Abhandlungen (1826) zuschickte, nicht einverstanden erklären. In seiner Recension der Humboldtschen Abhandlungen, welche in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik (1827) erschien, anerkannte er die Gelehrsamkeit und den Geschmack „des höchstverehrten Verfassers", konnte jedoch nicht dem beistimmen, daß eine solche Mischung von Poesie und Philosophie, wie sie in dieser Dichtung herrscht, ein „vollständiges philosophisches System" genannt wird. Vor der „Weisheit der Vertieften" der Yoga-Lehre, zu welcher Humboldt sich auf seine alten Tage bekannte, empfand Hegel „ein wahres Grauen", da sie den Menschen von allem Antheil an Welt und Leben ablöse.

---

*) Humboldt unterhielt mit Gentz ununterbrochen einen freundschaftlichen Verkehr, obschon es bei der Gesinnungslosigkeit des Letzteren als eine Entweihung des Heiligsten erscheint, solch ein Verhältniß Freundschaft zu nennen. Gentz schrieb an Rahel aus Teplitz d. 21. September 1810: „Vor einigen Tagen sah ich Humboldt wieder; seit 10 Jahren zum ersten Male. Ich fand ihn durchaus unverändert, aber eben so klug, eben so amüsant, eben so dämonisch als sonst. Sie haben mir meine Intimität mit ihm nie verzeihen können, sie mir als eine Art „crime contre la nature" vorgerechnet. Im Grunde hatten Sie vermuthlich Recht; aber der Reiz, mich ewig an einem Sophisten von solcher Ueberlegenheit, daß, wenn ich ihn einmal besiegt, ich keinen anderen mehr fürchten durfte, zu reiben, und der Triumph, selbst dieser eiskalten Seele ein wirkliches Attachement für mich eingeflößt zu haben, diese Lockungen waren für meine Eitelkeit viel zu stark. Am Ende kann ich indeß mein Verhältniß zu Humboldt nie bereuen; ich habe dabei nichts Wesentliches verloren und an Genuß und Bildung Manches gewonnen." — In späterer Zeit, als die politischen Ansichten der beiden Staatsmänner weit auseinander gingen, ließen sie doch nicht los von einander; Gentz dünkte sich aber jetzt der Ueberlegene.

Ueber diese Kritik bemerkt Humboldt in einem Briefe an Gentz: „Die lange Recension Hegels über mich kann ich am wenigsten billigen. Sie mischt Philosophie und Fabel, Aechtes und Unächtes, Uraltes und Modernes; was kann das für eine Art philosophischer Geschichte geben? Die ganze Recension ist aber auch gegen mich, wenngleich versteckt, gerichtet und geht deutlich aus der Ueberzeugung hervor, daß ich eher Alles, als ein Philosoph sei.“ Für einen Philosophen ließ Hegel wohl Humboldt gelten, allein für einen solchen, der auf dem Standpunkte Kants zurückgeblieben.*)

Ein nie zu überwindendes Leid widerfuhr Humboldt durch den Verlust der geliebtesten Lebensgefährtin. Karoline v. Humboldt starb in Berlin den 26. März 1829. Sie hatte sich früher schon im Park zu Tegel die Stätte ausgewählt, wo ihre irdische Hülle ruhen sollte. Eine Granitsäule, mit der Statue der Hoffnung von Thorwaldsen, hatte sie als einzigen, einfachen aber würdigen Schmuck ihres Grabes unter dem freien Himmelsgewölbe bestimmt.

Nach dem Tode seiner Gattin wählte Humboldt Tegel zu seinem bleibenden Aufenthalt. Hier konnte er ungestört dem Andenken der Geschiedenen jeden Athemzug seines mehr und mehr dem Ende sich zuneigenden Lebens, jeden Gedanken seines Geistes, jedes Traumbild seiner Phantasie widmen. In mehr als Eintausend Sonnetten hat er die Erinnerung an schön verlebte Stunden und sinnige Betrachtungen über Gott, Gemüth und Natur niedergelegt. „Vielleicht geschieht es,“ sagt der Verfasser in einem der Gedichte, „daß eine freundliche Hand eine kleine Zahl dieser kunstlosen Gedichte, die mir als leichte Bilder vorschwebten und des Lebens Sorge milderten, vom Untergange rettet, so daß, wenn ich dahingegangen, ich denen, die nach meinem Laut verlangen, dann in des Liedes Klange wiederkehre.“ Sein Bruder Alexander erfüllte diesen, so be-

*) Daß man auf solchem Standpunkte geistreich und gewandt, ein Meister in der Bewältigung eines reichen Materials, in der Beherrschung der Form und des Inhaltes sein kann, zeigt die, von uns oft als Quelle benutzte, Biographie Humboldts von Haym. Wenn aber der hochverehrte Verfasser Hegel den Vorwurf macht: „dem Gedanken und dem Gedanken allein vertraute dieser den ganzen Schatz der Ideenwelt an,“ und dann hinzufügt: „auf die dünne Fläche des Begriffs trug er jene Totalanschauung der Welt als einen Kosmos hinüber, die ursprünglich nur durch einen ästhetischen Act hatte ins Bewußtsein treten können,“ so sei uns gestattet, Hrn. Haym ebenfalls „eher für alles Andere, als für einen Philosophen zu halten.“

scheiden ausgesprochenen, Wunsch und hat ein paar Hundert dieser Sonnette in den gesammelten Werken abdrucken lassen.

In noch weitere Kreise aber, als diese Gedichte, ist der Briefwechsel gedrungen, welchen Humboldt mit Charlotte Diede geführt, deren Bekanntschaft er als Göttingischer Student, wie wir oben erwähnten, bei einer flüchtigen Begegnung in Pyrmont gemacht hatte. *)

Die Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller gab Veranlassung zu ununterbrochenen Mittheilungen an dessen Schwägerin Karoline v. Wolzogen. Auf das Empfinden schöner Weiblichkeit verstand sich Humboldt wie kein anderer; „hier liegt," schrieb er seiner Freundin, „das Erkennen alles Schönen in Menschheit und Natur, ja das entschleierte Wesen alles seelenvollen Lebens, so weit es auf Erden wahrnehmbar ist."

Andauernde Beharrlichkeit widmete Humboldt seiner Lieblingswissenschaft, dem Sprachstudium, und speciell dem der ostindischen Völkerstämme. Seit 1827 beschäftigte ihn der Plan zu einer ausführlichen Arbeit über alle von Madagascar bis zur Osterinsel verbreiteten malayischen Sprachen, wobei er besonders den indischen Einfluß auf die Bevölkerung der Südsee-Inseln nachzuweisen suchte. Als Culminationspunkt dieses Einflusses ergab sich ihm die Blüthezeit der Kawi-Sprache auf Java. An einen seiner gelehrten Freunde, Herrn Jacquet in Paris, schrieb er 1832: „Mein Werk über die Kawi-Sprache beschäftigt mich unausgesetzt; ich werde suchen, darin eine allgemeine Uebersicht des grammatikalischen Baues aller uns bekannten Sprachen der malayischen Race zu geben; allein dies Werk kann nicht vor Anfang des nächsten Jahres erscheinen." Indeß verzögerte sich der Abschluß des Ganzen noch einige Jahre, so daß das Werk erst nach seinem Tode erschien; **) ebenso die „Gesammelten Werke W. v. Humboldts. Bd. 1—7." 1841 bis 52. Mit dem heiteren Muthe eines Mannes, der sich sagen durfte, daß ein günstiges Geschick ihm die kühnsten Wünsche erfüllt, Arbeit und Mühsal mit Erfolg gekrönt hatte, der auf ein

*) Diese „Briefe an eine Freundin" erschienen zuerst nach Humboldts Tode 1847 im Druck und haben bereits sechs Auflagen erlebt.

**) W. v. Humboldt, über die Kawi-Sprache auf der Insel Java, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren geistigen Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts. 3 Bände in 4. Berlin. 1836. 38. 39.

wohlvollbrachtes, thatenreiches Leben zurückblicken konnte, ging Humboldt dem Ende seiner Tage entgegen. Wie gefaßt er dies that, spricht er in einem seiner letzten Sonnette aus:

„Des Lebens Ausgang."

„Nach nichts mehr von der Welt geht mein Verlangen,
Nur nach dem Ausgang meine Augen sehen;
Mir süßer ist's, wenn Weste linde wehen,
Doch macht auch Sturmes Toben mich nicht bangen.

„Wie sonst wohl sehe die Natur ich prangen,
Um meiner Freuden höchste ist's geschehen,
Doch mir im Geist Gestalten auferstehen,
Die lieblich sich um meine Jugend schlangen.

„Noch in dem letzten Augenblicke sollen
Sie mich in heitrer Anmuth süß umgeben. —
Daß beide Leben sanft zusammenschweben,
Muß man der Erde treue Liebe zollen
Und muthvoll Geist und Blick nach oben heben,
Der Ewigkeit Erwartung aufzurollen."

Als er von den nahverwandten Lieben, welche sein Sterbelager umstanden, Abschied nahm, sagte er zu ihnen: „Weinet nicht, gedenket meiner immer in Heiterkeit. Ich habe viel Glückliches und Freudiges erlebt. Lebt wohl!" —

Am 8. April 1835 gegen 6 Uhr Abends legte die untergehende Sonne eine verklärende Strahlenkrone um des Entschlafenen Haupt. Seine Ruhestätte hatte er sich längst schon zur Seite seiner Gattin ausgewählt. Neben ihm ruht nun auch der ihm 1859 nachgefolgte Bruder Alexander.

Wollen wir nun zum Schluß unseren Lesern in einem Totaleindruck das Lebensbild Humboldts, von welchem wir nur in zerstreuten Zügen das Interessanteste und Bedeutendste aufzeichneten, vor die Seele führen, so wüßten wir es nicht in würdigerer Weise zu thun, als der beredte Mund und die, aus treuem Herzen kommende, Hochachtung seines gelehrten Freundes Böckh es gethan, welcher dem Abgeschiedenen in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 9. Juli 1835 einige Worte des Andenkens widmete. „Der Freiherr Wilhelm v. Humboldt, welcher unserer Akademie, unserem Staate, der gesammten gebildeten Welt vor kaum drei Monaten entrissen worden, hatte unter jenen Helden auf dem Felde der Wissenschaft und des ganzen

geistigen Lebens keine geringere Stelle, als im Staate errungen; bei seinem Grabe öffnete sich von neuem jene beklagenswerthe Kluft: wer unter uns Lebenden berechtigte schon jetzt oder ließ hoffen, als sein Nachfolger oder Ersatzmann zu gelten für das laufende oder das folgende Menschenalter? Gesetzt auch, die mannigfachen Richtungen, welche er in seiner Person vereinigte, könnten einzeln mit demselben oder ähnlichem Glück verfolgt und so, was er zu seinem Ziel gestellt, fortgesetzt, vielleicht auch in Kleinigkeiten vollständiger erreicht werden, so wird doch die große Persönlichkeit nicht wieder hergestellt, welche den vielseitigen Bewegungen die Einheit gab, die Einheit, in welcher zugleich die fruchtbarste Wechselwirkung verschiedener und gewissermaßen entgegengesetzter Thätigkeiten auf einander möglich wurde. Wenn der eine die Logik, der andere die Poetik oder Rhetorik, der dritte die Politik und Erziehungslehre, der vierte die Mathematik und Astronomie vortrefflich behandelt, so schreiten zwar die Wissenschaften für sich fort, aber alle diese einzelnen wissenschaftlichen Männer geben uns nicht den Geist eines Aristoteles wieder, in welchem das Gesammte des menschlichen Wissens, begriffsmäßig gestaltet, seinen Mittelpunkt gefunden hatte, während die bedeutendsten Vertreter einzelner Lehren doch immer nur als Punkte in der Peripherie stehen: hier fehlt die gegenseitige Beleuchtung, welche der eine Theil des Erkennens dem anderen zuwirft, und das Großartige, welches eben darin liegt, daß in diesem einen Geiste unendlich viele Strahlen des Wissens als in einem Brennpunkte zu dem stärksten Lichte versammelt und in die Monas einer einzigen Seele gleichsam zu unendlicher Dichtigkeit zusammengedrängt sind. Dasselbe wendet sich ohne weitere Ausführung von selber an auf die Verbindung von Thätigkeiten des Staatsmannes und Gelehrten, eine Verbindung, deren Wichtigkeit um so mehr einleuchtet, je mehr die gewöhnliche Geschäftsthätigkeit für idealere Betrachtung und wissenschaftliches Leben für den Betrieb öffentlicher Geschäfte abstumpft. Weil nun freilich letztere Vereinigung heut zu Tage nicht mehr in demselben Grade wie ehemals unstatthaft erscheint, weil das wissenschaftliche Erkennen aus früherer Abgeschiedenheit herausgetreten ist und sich dem Kampfplatze des Lebens genähert hat, die Staaten aber empfänglicher für die Herrschaft des Gedankens geworden sind, so hat in neueren Zeiten doch schwerlich irgend einer die öffentlichen Verhältnisse zugleich und die Wissenschaft mit solcher Größe des Geistes und

solchem Geschick gehandhabt, als Wilhelm von Humboldt. Er war, wie wir alle wissen, nicht etwa blos das, was man einen tüchtigen Geschäftsmann nennt, der nur einer sehr untergeordneten Einsicht als Staatsmann gilt, obgleich er, wie in der Wissenschaft, so in seiner öffentlichen Wirksamkeit auch dem Kleinen und Besonderen Genauigkeit und Sorgfalt widmete: er war ein wirklicher, von Ideen durchdrungener und geleiteter Staatsmann und wir wagen es zu sagen und es wird in den verschiedenen Beziehungen, die in dem Worte liegen, verstanden werden, er war ein Staatsmann von Perikleischer Hoheit des Sinnes.*) In der Wissenschaft zeigte er, wie viele Seiten und Theile derselben er auch in sich verknüpfte, nirgends sich etwa nur als vornehmer Liebhaber, noch fand man etwa den gewöhnlichen Fachgelehrten, sondern das Freie, Leichte und Zwanglose des ersteren, der zu eigener Ergötzung sich mit der Wissenschaft beschäftiget und die Gründlichkeit und Ausdauer des letzteren, und überall unverwandt den Blick auf das Edlere und wahrhaft Menschliche gerichtet und dadurch sein ganzes Erkennen geläutert und zum Ideellen erhoben. Philosophie und Poesie, Redekunst, geschichtliche, philologische, sprachliche Gelehrsamkeit war in ihm zu einer durch keinen Mißklang gestörten Harmonie und zu jenem wunderbaren Ebenmaß verschmolzen, welches das Gepräge der besonnensten Meisterschaft ist. Klarheit und Tiefe, hoher Verstand, eindringender Scharfsinn und lebendige Einbildungskraft, Würde und Anmuth, Bewältigung eines ungeheuern, mit unermüdlichem Fleiße zusammengebrachten Stoffes, der mit strenger Technik für den Gedanken verarbeitet ist, und wieder der feinste Geschmack und ein zarter Sinn für vollendete Kunstform mit Gewandtheit und antiker Plastik der Darstellung geben seinen Werken eben so sehr dauernden Werth, als eigenthümlichen Reiz. Genährt durch das klassische Alterthum blieb er diesem stets mit gleicher Liebe und Bewunderung zugewandt; seine reifere Jugend griff ein in die damals Alles belebenden dichterischen, ästhetischen und speculativen Richtungen der großen Bildner unserer Literatur und Philosophie: aber wie Platons frühere dichterische Studien auch über seine späteren philosophischen Werke einen wundervollen Glanz verbreiten, so verklärt Humboldts nachmalige

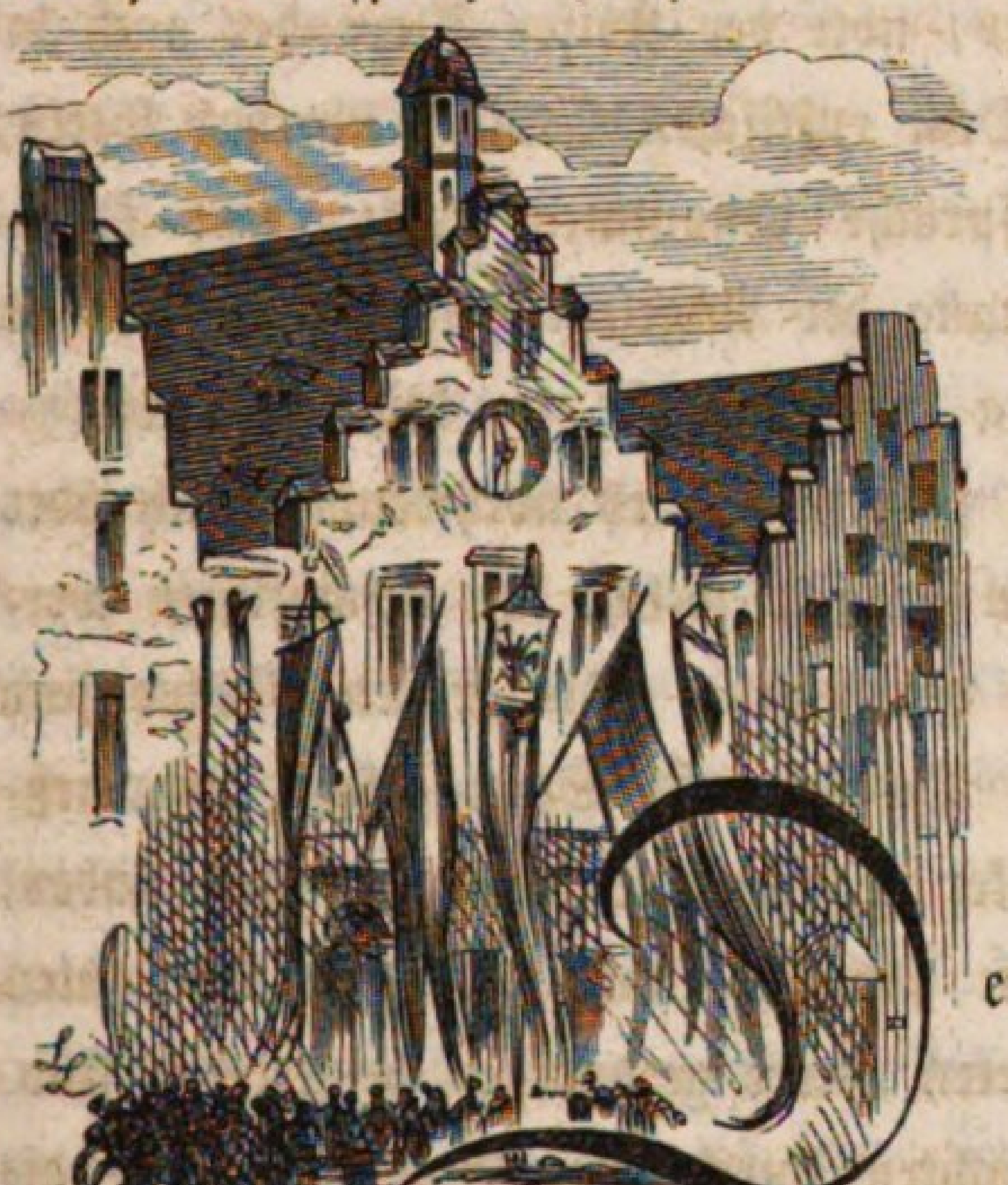
*) Perikles, Beherrscher des atheniensischen Freistaates, starb 429 vor der christlichen Zeitrechnung.

Forschungen über die Sprachen der gesammten Menschheit, in welchen er, den ganzen Erdkreis in dieser Beziehung umspannend, früher kaum Geahntes in einem Maße leistete, welches die Kraft des Einzelnen zu übersteigen scheint, die Glorie einer von dem Urbilde der Schönheit ursprünglich erfüllten Seele."

Mit Humboldt schließen wir die Reihe der Lebensbilder des Wiener Congresses. Wir verhehlen uns nicht, daß dies Bild die, ihm anfänglich zugemessene, Einrahmung gesprengt und ein größeres Feld in Anspruch genommen hat, als wir vermeinten, ihm zu geben. Ein Charakter, wie Humboldt, verfügt nicht nur in der Geschichte, auch in dem Geschichtsbuche über den Raum, den er einnimmt und ausfüllt.

Sechszehntes Kapitel.

Die Congreßherren an dem grünen Tische. — Vorgängige Besprechungen in Baden. — Die Theilnahme Steins und die Machtstellung Alexanders zu den Angelegenheiten Deutschlands. — Der Aufruf von Kalisch wird in Erinnerung gebracht. — Vorschlag zur Errichtung eines norddeutschen Reiches unter Preußen und eines süddeutschen unter Oestreich. — Metternichs Widerspruch. — Frühere Verabredungen und Entwürfe Steins und Hardenbergs zur Errichtung eines deutschen Bundesstaates. — Baiern möchte gern großmächteln. — Die Macht der freien Presse von Stein anerkannt. — Briefwechsel mit Görres, dem Herausgeber des Rheinischen Merkur. — Des Ministers v. Marschall Entwurf einer ständischen Landesverfassung für Nassau. — Stein wider den Sultanismus der kleinen Fürsten. — Metternich verstümmelt den Stein-Hardenbergschen Verfassungs-Entwurf. — Wie Hannover ein Königreich wurde.



Der Aufgabe, für die in Wien versammelten Fürsten nebst Gefolge Festprogramme und Küchenzettel zu entwerfen und auszuführen, zeigte der kaiserliche Hof sich vollkommen gewachsen; nicht in gleicher Weise gelang es ihm, die, von Vielen für die leichtere Arbeit geltende, Aufgabe zu lösen: eine Geschäftsordnung für den Congreß und das Programm der Verhandlungen aufzustellen. Der zu Paris abgeschlossene Friede hatte viele der gewichtigsten Angelegenheiten und Streitfragen unerledigt gelassen; sie sollten bei dem Congreß zum Austrag gebracht werden. Da bei dem Beginn desselben die Bevollmächtigten der vier verbündeten Großmächte: Preußen, Oestreich, England und Rußland, äußerlich wenigstens, noch gemeinschaftliche Sache machten, durften sie, ohne Einspruch zu besorgen oder, wenn solcher erhoben würde, zu beachten, die Geschäftsordnung vorläufig feststellen.

Am thätigsten und einsichtigsten zeigte sich auch hier wieder der Freiherr vom Stein. Er hatte sich, da er weder in russischen, noch in preußischen Diensten stand, seine unabhängige Stellung zu erhalten gewußt und, noch immer an der Spitze der Verwaltung der zurückeroberten herrenlosen deutschen Länder, waren es zunächst und fast ausschließlich die Angelegenheiten Deutschlands, welche er in erster Reihe zur Verhandlung zu fördern bemüht war, wobei ihn die preußischen Bevollmächtigten eifrig unterstützten. Am 13. September theilte Hardenberg in einer vorläufigen Besprechung in Baden bei Wien dem Fürsten Metternich einen, von Stein entworfenen, Plan einer Verfassung für Deutschland mit. Hierauf besprachen Metternich, Castlereagh, Nesselrode und Humboldt in einer Vorberathung die Geschäftsordnung.

Wie auf die Verhandlungen in Paris, übte der Kaiser Alexander auch in Wien einen vorwiegenden Einfluß aus. Dem russischen Cabinet übergab Stein, nachdem er vorher mit dem Kaiser Rücksprache genommen hatte, eine Denkschrift, in welcher er empfiehlt, die Ordnung der Angelegenheiten Deutschlands den deutschen Fürsten zu überlassen. „Da der Congreß“ — heißt es darin — „auf dem Punkte ist, sich zu versammeln, so erscheint es nothwendig, sich über die Verhältnisse der großen Mächte zu den Fragen, welche ihn beschäftigen werden, und über deren Behandlungsweise zu vereinigen. Die großen Mächte sind es, welche ihr sittliches und ihr physisches Dasein aufs Spiel gesetzt, unermeßliche Anstrengungen gemacht, deren Völker Ströme Blutes vergossen haben, indessen das Betragen der anderen Fürsten feindlich war, oder sie der guten Sache nur durch den Erfolg der verbündeten Heere gezwungen beigetreten sind. Es ist daher den großen verbündeten Mächten durch ihre Ergebenheit an die gute Sache und durch den Sieg das Schiedsrichteramt überwiesen und das Recht des Ausspruches über die großen Interessen, welche noch zu entscheiden sind; von ihnen erwarten die Völker die Herstellung einer Ordnung der Dinge, welche ihre Leiden endige und ihnen Glück gewähre.

„Die Mannigfaltigkeit der Gegenstände der Verhandlung erfordert eine vorläufige Theilung der Arbeit; sie muß besonderen Ausschüssen anvertraut werden, welche sich in sich über die Grundsätze vereinigen, die betheiligten Parteien vernehmen und ihre Arbeit dem Minister-Vereine vorlegen, um die Zustimmung der Monarchen zu erhalten.

„Die *deutschen Geschäfte* erfordern die reiflichste und genaueste Prüfung

wegen der Verwickelung der Beziehung im Innern und gegen das Ausland. Der Plan einer Bundesverfassung für das Ganze und der Einrichtung der Theile muß mit genauer Kenntniß der Rechte der Fürsten und Unterthanen vorgenommen werden, da er das politische Dasein der einen wie der anderen gewähren soll. Hat man die Grundlagen der Verfassung festgesetzt, so kann man die betheiligten Einzelnen hören, ihre Einwürfe besprechen und sie werden verbunden sein, sich sodann der Entscheidung der großen Höfe zu fügen.

„Frankreichs Dazwischenkunft in die inneren Angelegenheiten Deutschlands muß auf die wirksamste Weise verhindert werden. Die Geschichte beweist es seit fünf Jahrhunderten; seine Politik hat nur dahin gestrebt zu theilen und eine Gährung zu unterhalten, wozu es unglücklicher Weise einen nur zu wirksamen Kern in der Selbstsucht und der Treulosigkeit der fürstlichen Cabinette Deutschlands fand. Die Knechtung, worin sie sich gestürzt, die Leiden, welche sie über ihr Vaterland herbeigeführt, hat sie noch nicht zum Gefühl ihrer Pflicht zurückgebracht; es liegt ihnen viel mehr daran, ihre widerrechtlich angenommene Souverainetät zu behaupten, eine Gebietsvergrößerung zu erlangen, als sich mit den großen Interessen der Nation zu beschäftigen, deren Häupter sie zu sein glauben; sie fahren fort sich nach allen Richtungen hin zu rühren, um diesen erbärmlichen Zweck zu erreichen.

„Rußland hat bereits in seinem Aufrufe von Kalisch (25. März 1813) den Gang vorgezeichnet, welchen es in den inneren Angelegenheiten Deutschlands zu beobachten beabsichtiget; es will deren Entscheidung den deutschen Mächten anheimstellen und allein gewährleisten und gegen Unterdrückung schützen. Indem es diesen Grundsatz als seine Richtschnur offen hinstellt, wird es dem unmittelbaren Eingreifen Frankreichs in die inneren Angelegenheiten Deutschlands zuvorkommen und nicht weniger denjenigen Einfluß behalten, welchen Dankbarkeit und Bewunderung dem großen und erhabenen Fürsten sichern, der es regiert.

„Wird diese Behandlungsweise angenommen, so überläßt man die Entscheidung über die Verfassungs- und Gebietsfragen Hannover, Preußen und Oestreich; der Erfolg würde in letzter Stufe zur Erkenntniß der Höfe gebracht werden, damit sie diesen Erfolg nach den Grundsätzen des europäischen Gleichgewichts beurtheilen, und bei Annahme dieses Verfahrens würde der geraden Einwirkung Frankreichs vorgebeugt sein."

Mit staatsmännischem Blick erkannte Stein, daß der Neugestaltung Deutschlands zu einem einigen Reiche die größten Hindernisse von dem besiegten Frankreichs bereitet werden würden, wenn man den Listen und Anmaßungen Talleyrands nicht von Haus aus entschieden entgegentrete.

Daß Stein für Hannover bei der Berathung mit Ausschluß der anderen Kleinkönigreiche gleiche Berechtigung mit Preußen und Oestreich verlangt, hatte seinen Grund darin, daß Hannover damals noch den König von England zum Herrscher hatte.

In der Sitzung vom 22. September wurde der Beschluß gefaßt: die deutschen Angelegenheiten, getrennt von den europäischen, einem Ausschuß der fünf größeren deutschen Höfe: Oestreich, Preußen, Baiern, Hannover und Würtemberg; die europäischen den Ministern von England, Rußland, Oestreich, Preußen, Frankreich und Spanien zur Vorbereitung zu übergeben, jedoch die Gebietsfragen bis zur Feststellung eines Planes über jedes der drei Länder Polen, Deutschland und Italien in Gemäßheit des Pariser ersten geheimen Artikels zu behandeln; erst nach erfolgter Verständigung der vier verbündeten Großmächte sollten die Beschlüsse hierüber den Gesandten Frankreichs und Spaniens vorgelegt, besprochen und später allen übrigen Bevollmächtigten mitgetheilt werden.

Als noch kein Einziger der deutschen regierenden Fürsten auch nur ein Wort, noch weniger eine Waffe zur Befreiung Deutschlands erhoben, ja, nicht einmal von dem Wiederaufbau des zerstückelten Vaterlandes geträumt hatte, noch immer die Mehrzahl von ihnen ihre Völker dem Unterdrücker zur Verfügung stellten, da wog Stein unablässig schon in seinem Geiste die Gestaltung, in welcher Deutschland sich aus den Flammen, die es verzehrten, verjüngt wie der Phönix erheben sollte. In dem, von ihm ausgegangenen, von dem russischen General Kutusof unterzeichneten, Aufrufe: „An die Deutschen" aus Kalisch vom 25. März 1813 ward ausgesprochen: „Deutschland solle sich seine Verfassung selbst geben aus dem ureigenen Geiste seines Volkes. Je schärfer in seinen Umrissen und Grundzügen dieses Werk heraustreten werde, desto verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener werde Deutschland wieder unter Europas Völkern erscheinen." Diejenigen deutschen Fürsten, welche der Sache des Vaterlandes abtrünnig blieben, wurden als „reif für die verdiente Vernichtung" bezeichnet.

Während der Zeit der obersten Verwaltung der wiedereroberten Länder behielt Stein bei allen Maßregeln und Anordnungen, welche er traf, das künftige Schicksal Deutschlands im Auge. Inmitten des Kriegstumultes und eben so, wo und wann Waffenstillstand eintrat, oder das diplomatische Hauptquartier in Unterhandlung unter sich oder mit dem Feind trat, immer war es Stein, welcher für das vielfach zertretene, aber nirgend vertretene Vaterland als Anwalt und Wortführer seine Stimme erhob. So bei dem Vertrag, durch welchen die Verbündeten in Chaumont (den 1. März 1814) das Bündniß durch neu hinzugefügte Artikel befestigten.

Bei Eröffnung des Feldzuges auf deutschem Boden hatte Stein wiederholentlich darauf gedrungen, vorläufig, mindestens während der Dauer des Krieges, die Fürsten des Rheinbundes der Mühwaltung des Regierens zu entheben, damit Einheit in der Verwaltung und Kriegführung erzielt werde. „Ihm graute vor der Wiederherstellung eines Deutschlands, wie es seit dem westphälischen Frieden war, wo fremdes Gebot und einheimischer Factionsgeist seine Verfassung gemacht hatte; in diesem Sinne predigte er dem Grafen Münster „die Einheit Deutschlands“ als sein Evangelium, um Deutschland zwischen Frankreich und Rußland stark und machtvoll zu sehen. Er lachte der Rechte, die dadurch verletzt würden; es war ihm einerlei, ob Preußen, ob Oestreich zum Herrn von Deutschland gemacht würde; „jedes von beiden sei gut,“ schrieb er an Münster, „wenn es nur ausführbar sei.“

Nachdem durch die Erhebung des preußischen Volkes und durch die, auf den Schlachtfeldern in Schlesien, Brandenburg und Sachsen vornehmlich durch die preußischen Feldherrn und Heere erfochtenen, Siege in dem Wettlaufe zum Siege Oestreich von Preußen weit überholt worden war, gewann Stein die Ueberzeugung, daß der König von Preußen wohl schwerlich sich herbeilassen werde, einem Kaiser aus dem Hause Habsburg als Erzkämmerer des Reiches das Waschbecken zu reichen. Wenn sich Stein in Stunden kühlen Bedenkens die Unmöglichkeit der Wiederaufrichtung des Hohenstaufischen Reichs eingestand, so dachte er sogleich nach „an ein Auskunftmittel und einen Uebergang.“ Diesen Uebergang suchte er in einem Plane, dem die Neigungen Preußens sehr entgegenkamen, in dem Plane einer Theilung Deutschlands zwischen Oestreich und Preußen. Dieser Gedanke konnte begreiflich erst hervortreten, seit die preußischen Waffen 1813 einen so ehrenvollen Antheil am Kriegsglück hatten. Aber auch

das zweigetheilte Deutschland durfte Stein nicht einen Augenblick als zwei einheitliche Staaten denken. Hannover konnte nicht wohl eingezogen werden und Baiern war so mächtig geworden, daß es noch Ende 1814 in Verbindung mit Eugen und Mürat für einen, selbst Oestreich gewachsenen, Gegner gelten durfte. Stein mußte sich daher wohl mit dem Fortbestande dieser und anderer Mittelstaaten versöhnen, gern aber hätte er sie wieder auf ihren Umfang vor 1802 zurückversetzt und sie in ein Verhältniß bündnischer Unterordnung unter Preußen und Oestreich gebracht. Diese Ansicht ward um die Zeit der Teplitzer Verhandlungen (September 1813) von Oestreich mit demselben arglistigen Geschick benutzt, von dem Metternich so viele Beispiele geliefert hat. Oestreich erreichte damals, eingehend auf jenen Gedanken des Einflusses zwischen beiden Mächten, daß an Preußen der Abschluß der Verträge mit den norddeutschen, ihm die Verhandlung mit den süddeutschen Staaten überlassen wurde. Dies war von Preußens Seite ein thörichtes Zugeständniß, da es voraussichtlich den größeren Theil von Norddeutschland selbst besitzen mußte und auf Hannover doch keinen Einfluß hoffen konnte. Als Baiern 1813 in Gemäßheit seiner früheren Verhältnisse über seinen Beitritt zuerst mit Preußen verhandeln wollte, wurde es von diesem redlich in Folge jener Verständigung an Oestreich gewiesen. Preußen gab damit einen früheren Schutzbefohlenen, seine natürlichste Verbindung innerhalb Deutschlands, in gewohnter Kurzsichtigkeit Preis. Oestreich that nun in dem Vertrage zu Ried (8. October 1813) und in allen folgenden Schritten Alles, um jene frühere Verbindung zu sprengen und Baiern an sich zu ketten. Sobald dies aber erreicht war, wollte Metternich nicht weiter von Einflußtheilung, von preußischem Directorium und Königthum im Bunde hören; er sprach (October 1814) in Wien gegen Hardenberg sehr bestimmt aus, daß sein Kaiser Deutschland nie in Nord- und Süd-Deutschland getheilt, sondern den Bund in vollkommener Einheit gebildet zu sehen wünschte; er war nun sicher, ihn thatsächlich allein leiten zu können.*)

Daß unter Metternichs Leitung für die Neugestaltung eines einheitlichen Deutschlands nichts Ersprießliches zu erwarten sei, davon hatte Stein bei den Verhandlungen des Pariser Friedens eine so sichere Ueberzeugung gewonnen, daß er für's Erste hierüber nur mit dem preußischen Staatskanzler in Unterhandlung trat.

*) Gervinus a. a. O. S. 272.

Nach der Heimkehr aus England trafen Stein und Hardenberg in Frankfurt am Main zusammen und beide suchten sich über die Verfassungsangelegenheit Deutschlands vorläufig zu verständigen. In dem Entwurfe, welchen (den 14. Juli 1814) der Fürst Hardenberg Stein mittheilte, war vor Allem darauf Rücksicht genommen, „einen festen, gegen das Ausland geschlossenen, nach Innen das Recht sichernden Bund der deutschen Regierungen zu Stande zu bringen.“ Von den Ueberlieferungen der zu Grabe getragenen Reichsverfassung hatte man in den Entwurf die Eintheilung in Kreise, jedoch nur in beschränkter Weise, ein Bundesgericht, welches aber nicht an das, in Verruf gekommene, Reichskammergericht erinnern sollte, und ein Reichsheer, welches niemals wieder eine Reißausarmee werden sollte, aufgenommen. Weder von einem erblichen, noch von einem Wahlkaiser war die Rede. Mit noch größerem Recht aber, als der römische Dichter ausruft:

„Solch' ein Mühsal fürwahr, das Volk der Römer zu gründen!“

darf der deutsche Geschichtschreiber dies auf das Zustandebringen des deutschen Bundesstaates oder richtiger — leider! — Staatenbundes anwenden. Von so beschränkten Ansichten gingen selbst die Begründer der neuen Ordnung in Deutschland aus, daß Steins Meinung anfänglich war, Oestreich und Preußen mit einem großen Theile ihrer deutschen Provinzen außerhalb des Bundes zu lassen. „Will man,“ bemerkt Stein, „in dem deutschen Bunde die eigentlich östreichische Monarchie begreifen und alle deutschen Provinzen von Preußen, so entsteht hierdurch der Nachtheil, daß man ganz heterogene Dinge einerlei Normen und Verfassungen zu unterwerfen sucht. Die deutschen Provinzen der östreichischen Monarchie und die deutschen Provinzen der preußischen auf dem rechten Elbufer machen unter sich seit einem halben Jahrhundert ein engverbundenes, geschlossenes Ganze aus, das nicht ohne große Nachtheile in andere Formen eingefaßt werden kann. Oestreich ohnehin wird dieser, so sehr in das Innere greifenden, Veränderung große Schwierigkeiten entgegensetzen, oder man wird die Verfassung für das übrige Deutschland so lose bilden müssen, daß sie gegen den Sultanismus der kleinen Souveräne nur geringen Schutz gewährt. Der Theil von Deutschland, so zwischen dem Inn, der Elbe, der preußischen Grenze und der Grenze des Auslandes liegt, ist in einer ganz verschiedenen Lage, seine Verfassung ist durch die Auflösung des Reichsverbandes, durch die westphälischen Einrichtungen (unter Jerôme) ganz zerrüttet worden, die Bildung

einer neuen ist also nothwendig und stört die inneren Verhältnisse von Preußen und Oestreich nicht. Die Kreiseintheilung und die Bundesverfassung müßten aus diesen Gründen nur die Länder zwischen dem Inn, der Elbe, der preußischen Grenze, der Eyder, den Grenzen des Auslandes in sich begreifen, so daß der deutsche Bundesstaat nur sieben Kreise haben würde: Vorder-Ostreich, Baiern und Franken, Schwaben, Ober-Rhein, Nieder-Rhein und Westphalen, Niedersachen, Obersachsen. — . . . Der Bund muß aus einem Directorium bestehen, welches leitet und ausführt und aus einer Bundesversammlung, welche berathschlagt und beschließt. — Ein Rath der Kreis-Obersten, wo das Präsidium alternirt, ist zu unbeholfen und zu schwach, um mit Nachdruck wirken zu können, und ich rathe daher, bei einem Directorium von vier, höchstens fünf Mitgliedern stehen zu bleiben, nämlich Oestreich, Preußen, Baiern, Hannover und, wenn es nicht zu vermeiden ist, Würtemberg. Oestreich erhält das Präsidium im Directorium oder dem Bundesausschuß. Oestreich hat zwei Stimmen, Preußen zwei, Baiern eine, Hannover eine. — Bei dem Bundestage führt Oestreich das Präsidium, die Stimmen der Mitglieder zählen nach dem Multiplo von 500,000 Seelen. Oestreich wird so viele Stimmen erhalten müssen, als Preußen, ohngeachtet es weniger Menschen in seinem Bundesstaate zählt, als Preußen." Dem Bunde sollte das Recht zustehen, Krieg oder Frieden zu schließen, über die Erhaltung der Provinzial-Verfassungen zu wachen, die Militair-Einrichtungen zu treffen; für die Rechtspflege sollte ein Bundesgericht bestellt werden.

Der ehemalige Reichsfreiherr hatte es nicht versäumt, sich und seine Standesgenossen möglichst gut zu bedenken. Jedenfalls rührt §. 24 des Entwurfes von Stein her, welcher lautet: „Die Familienhäupter der mediatisirten Stände, oder Adel, insofern sie wenigstens eine Brutto-Einnahme von 6000 Gulden jährlich haben, sind erbliche Stände in den Territorien, wo sie angesessen sind und bilden als solche und zur Aufrechthaltung ihrer Rechte eine Corporation. Es werden ihnen gewisse Vorzugs- und Ehrenrechte beigelegt." —

Zu den, den Bürgern des deutschen Bundes zustehenden, Grundrechten sollten das Auswanderungsrecht, eine Habeas corpus-Acte und Preßfreiheit gehören. In jedem Bundesstaate sollte eine landständische Verfassung hergestellt werden. —

In einer, zu Frankfurt a. M. am 17. Juli von Stein, Hardenberg und dem Grafen Solms-Laubach abgehaltenen, Conferenz wurden die einzelnen Punkte

nochmals genau durchgesprochen. Hardenberg übernahm es, einen „verbesserten Entwurf der Grundlagen der deutschen Bundesverfassung“ mit Beachtung der von Stein hinzugefügten Bemerkungen zu redigiren und denselben an den Fürsten Metternich nach Wien zu senden. Von Leipzig, den 23. Juli, wird Stein von Hardenberg benachrichtigt, daß er dem Grafen Solms den nöthigen Paß zuschicke, welcher den Entwurf dem Fürsten Metternich überbringen und diesen dafür geneigt zu stimmen suchen werde. Wir theilen aus diesem „Entwurf der Grundlagen der deutschen Bundesverfassung“ hier nur das Wesentliche mit.

1. „Alle Staaten Deutschlands vereinigen sich durch einen feierlichen Vertrag, den jeder Theilhaber auf ewige Zeiten schließt und beschwört, in einen politischen Föderativ-Körper, der den Namen „Deutscher Bund“ führt und aus dem Niemand heraustreten darf. Verletzungen des Bundes-Vertrages werden mit der Acht bestraft. —

2. „Dieser Bund soll in sich begreifen folgende dem Hause Oestreich gehörende Länder: Salzburg, Tyrol, Berchtolsgaden, Vorarlberg und dasjenige, was dieses Erzhaus am Oberrhein erhalten wird; Alles, was Preußen links der Elbe besitzt und erhalten wird, ferner alle deutschen Staaten, sowie sie von der Ostsee, der Eyder, der Nordsee, dem Niederländischen, Schweizerischen und Französischen Gebiete begrenzt werden. Die hier nicht benannten östreichischen und preußischen Staaten (also von letzterem Brandenburg, Schlesien, Pommern, Ost- und Westpreußen) bleiben besser außerhalb des Bundes, damit es desto weniger Schwierigkeit habe, diejenigen Theile jener beiden Monarchien, die mit in den Bund aufgenommen werden, allen Bundesgesetzen mit zu unterwerfen und das Band desto fester zu knüpfen. Oestreich und Preußen schließen als Mächte mit der Föderation ein unauflösliches Bündniß und garantiren besonders die Verfassung als Integrität desselben.“ —

Einer besonderen Berücksichtigung sollen die mediatisirten Reichsstände sich zu verhoffen haben. „Billig,“ fügt Stein hinzu, „sollten die mediatisirten ehemaligen Reichsstände mit den übrigen gleichgesetzt werden. Da dieses aber ohne große Zerrüttung nicht geschehen kann, so ist wenigstens alles Mögliche für sie zu thun, und sie sind insbesondere gegen alle Bedrückungen völlig sicher zu stellen.“ Die bereits in dem ersten Entwurfe den Bundes-Unterthanen zugesicherten „Deutschen Bürgerrechte“ finden sich auch in diesen zweiten Entwurf mit aufgenommen. In Betreff der landständischen Ver-

fassung wird verlangt: „In jedem zum Bunde gehörenden Staat soll eine ständische Verfassung eingeführt oder aufrecht erhalten werden. Allgemeine Grundsätze sind dieserhalb als Minimum der Rechte der Landstände festzusetzen. Sie sollen bestehen aus den Familienhäuptern der mediatisirten vormaligen Reichsstände, des sonst unmittelbaren und übrigen Adels, als erblichen und aus gewählten Ständen. Ihre Befugnisse sollen vorzüglich sein: ein näher zu bestimmender Antheil an der Gesetzgebung, Verwilligung der Landesabgaben, Vertretung der Verfassung bei dem Landesherrn und bei dem Bunde.“ Hierzu hatte Stein hinzugefügt: „Wichtige, das Eigenthum, die persönliche Freiheit und die Verfassung betreffende, neue Landesgesetze können ohne den Rath und die Zustimmung der Landstände nicht eingeführt werden.“

Es wurde als dringlich empfohlen, ein allgemeines Gesetzbuch, gleiche Münze, Maaß und Gewicht, gemeinsame Posten und Zölle im deutschen Bunde einzuführen.

Die Bundesstaaten sollten in acht Kreise eingetheilt werden; zu den sieben im ersten Entwurfe beliebten kam als achter der Obersächsisch-Thüringische hinzu, welchen das Königreich Sachsen, die herzoglich Sächsischen, Mecklenburgischen, Anhaltischen, Schwarzburgischen, Reußischen Länder, die Staaten der Häuser Hessen-Kassel und Darmstadt und die freie Bundesstadt Frankfurt a. M. bilden sollten. — Ein jeder Kreis sollte einen, oder zwei Kreis-Obersten oder Directoren haben, deren Befugnisse und Obliegenheiten zunächst sein sollten, die Aufrechthaltung des Bundesvertrags, der Bundesbeschlüsse und der bundesrichterlichen Sprüche, die Militairverfassung und allgemeine Sicherheit und Ordnung im Kreise. Frankfurt a. M. sollte zur freien Bundesstadt und zum Versammlungsort für die Bundesversammlung erklärt werden.

Die Bundesversammlung sollte bestehen: 1) aus dem Directorium; 2) aus dem Rathe der Kreis-Obersten; 3) aus dem Rathe der Fürsten und Stände.

Ueber die Führung des Directoriums und des Vorsitzes fand zwischen Hardenberg und Stein Meinungsverschiedenheit statt und es scheint, daß weder der Eine noch der Andere über dies Verhältniß im Klaren war. Hardenbergs Vorschlag lautete: „Das Directorium führen der Kaiser von Oestreich, welcher den Vorsitz bei allen Bundesversammlungen hat, und der König von Preußen gemeinschaftlich.“ Stein bemerkte hierzu: „Dem Kaiser von Oestreich

müßte das Präsidium, dem Könige von Preußen das Directorium gegeben werden. Zu der Erhöhung des Ansehens und des Glanzes der Bundesversammlung würde es beitragen, wenn Oestreich sich durch einen der Erzherzöge vertreten ließe." Im Rathe der Kreisobersten sollten Oestreich und Preußen je drei Stimmen, Baiern, Hannover, Würtemberg, Baden, Hessen-Kassel je eine Stimme haben. Man hatte Bedacht genommen, dem Rathe der Kreisobersten die nöthige Befugniß zur Vertretung des Bundes nach außen zu sichern. „Der Rath der Kreisobersten soll sich, mit Ausschluß der übrigen Bundesstände, mit Allem beschäftigen, was die auswärtigen Verhältnisse des Bundes betrifft und durch Mehrheit der Stimmen darüber entscheiden, auch allein das Recht der Verträge mit Auswärtigen, der Annahme und Absendung von Gesandten und Geschäftsträgern von und bei auswärtigen Staaten, des Kriegs und Friedens und nach den unten folgenden Bestimmungen die militairische Gewalt ausüben. Ueberdem hat der Rath der Kreisobersten die Leitung und die ganze executive Gewalt des Bundes." —

„Der Rath der Fürsten und Stände soll aus den übrigen Bundesmitgliedern bestehen. Oestreich soll auch in dem Rathe der Fürsten und Stände den Vorsitz und gemeinschaftlich mit Preußen das Directorium führen." Stein fügt hinzu: „Es ist sehr wichtig, daß die, die Verfassung schützenden Elemente in dem Bundestage vermehrt werden, und dies würde am besten geschehen durch Zulassung von Deputirten der Landstände. Besteht der Bundestag allein aus Fürsten, so ist die Bürgschaft für die Dauer der inneren Territorial-Verfassung gerade denjenigen anvertraut, die ein Interesse haben sie zu untergraben und ihre eigene Gewalt auszudehnen. Läßt sich die Beiordnung von landständischen Deputirten nicht erreichen, so ist wenigstens die der Mediatisirten unerläßlich, denen die Reichsritterschaft gleich zu setzen ist, da sie mehr als die übrigen Mediatisirten verloren hat, wenn man den Umfang ihrer Besitzungen und ihre Ansprüche auf geistliche Fürstenthümer und Würden berücksichtiget."

Was die inneren Angelegenheiten des Bundes betraf, so wurde beantragt: „Der Rath der Fürsten und Stände constituirt mit dem Rathe der Kreisobersten und mit dem Directorio die gesetzgebende Gewalt des Bundes. Diese beschäftigt sich mit Allem, was die Wohlfahrt desselben im Innern und ein allgemeines Interesse betrifft. — Ein Landesgesetz darf nie und in keinem Falle gegen ein Bundesgesetz sein."

„Es wird ein eigenes Bundesgericht in Frankfurt a. M. errichtet werden. Recurse der Unterthanen an das Bundesgericht finden nur in solchen Fällen statt, wo sie über Bedrückungen zu klagen haben, die dem Bundes-Vertrag und den, ihnen in diesem versicherten, Rechten zuwider sind, oder in Fällen verweigerter Justiz. Appellationen an das Bundesgericht in Rechtssachen der Unterthanen gegen den Landesherrn sind nicht zulässig. Solche Gegenstände gehören vor die höchsten Gerichte der Kreisobersten, denen aber durch den Bundes-Vertrag die schon in der Natur der Sache liegende Unabhängigkeit in ihren Urtheilssprüchen zuzusichern ist. — Die höchsten Gerichte der Kreisobersten entscheiden in letzter Instanz in Sachen aller zum Kreise gehörenden Unterthanen und auch in Processen derselben gegen ihren Landesherrn. Man könnte aber anordnen, daß nach gewissen Bestimmungen von dem höchsten Gerichte eines Kreisobersten an das eines benachbarten zu appelliren verstattet sei. Criminal-Urtheile der Gerichte der Kreisstände über eine gewisse Strafe hinaus sind der Revision jener höchsten Gerichte unterworfen."

Der Wiederherstellung der altgermanischen Geschwornen-Gerichte und des öffentlichen Verfahrens geschieht in diesem Entwurfe nirgend Erwähnung, was um so befremdlicher ist, da Stein überall auf Altgermanisches zurück-, Hardenberg sogar auf Neufränkisches vorgreift.

Nach den Erfahrungen, welche in dem so eben beendeten Feldzuge gemacht worden waren, hätte man erwarten sollen, daß dem Bunde eine tüchtige Kriegsverfassung verliehen werden würde; allein die, den Kriegsstaat betreffenden, Bestimmungen gehören zu den schwächlichsten des Entwurfs. Zwar wird im starken Anlaufe erklärt: „Die Militair-Verfassung des Bundes muß stark und kräftig sein und schnelle Hülfe gewähren. Jeder Kreisoberste und wo im Kreis zwei sind, der erste ist Oberbefehlshaber des ganzen Kreis-Militairs."

Zur Vermeidung der Lächerlichkeiten des früheren Aufgebotes der Reichsarmee, dem zu Folge es Reichsstände gab, welche bis herab zu drei Mann, ja sogar bis zu einem halben Trommelschläger zu stellen hatten, wurde bestimmt: „Nur solche Stände, welche ein ganzes Regiment mit allem Zubehör, oder mehr stellen können, sollen die Befugniß haben, eigene Truppen zu halten. Die übrigen stellen eine zu bestimmende Anzahl Recruten zu dem Heere der Kreisobersten und leisten einen verhältnißmäßig zu regulirenden Beitrag zu der Kriegskasse desselben. Doch ist ihnen verstattet, Ehrenwachen — sogar mit

großen Bärenmützen, wenn auch nur drei Mann und einen Gefreiten — zu halten." — Zur Aufbringung der nöthigen Fonds, Errichtung von Landwehr und Landsturm, und Bestimmung einiger festen Plätze zu Bundes-Festungen werden ganz allgemein gehaltene Vorschläge gemacht. —

Die zukünftige Stellung Preußens und Oestreichs zu dem Bunde sollte durch nachstehende Bestimmung geordnet werden:

„Wird ein Bundesstaat angegriffen, so sind alle Glieder des Bundes zu seiner Vertheidigung verpflichtet. Solche, die zugleich Länder besitzen, die nicht zum deutschen Bunde gehören, haben für diese keinen unbedingten Anspruch auf die Hülfe des Bundes, insofern das zu errichtende beständige Bündniß mit Oestreich und Preußen in Absicht auf diese hierüber nichts bestimmt. Ebenso wenig, wenn sie in Kriege verwickelt werden, wo sie der angreifende Theil sind. Der Rath der Kreisobersten entscheidet, ob dies der Fall und ob es räthlich sei, ein besonderes Bündniß mit dem bedrohten, oder in Kriege verwickelten Bundesgenossen abzuschließen oder nicht."*)

Dafür, daß den kleinen Krakehlern das Handwerk gelegt werde, sorgte folgende Bestimmung: „Bundesstaaten, die nicht zugleich auswärtige Länder besitzen, dürfen allein und ohne den ganzen Bund weder Krieg führen noch daran Theil nehmen, ebenso wenig für sich mit fremden Mächten unterhandeln."

Schon damals drängte Baiern sich ganz absonderlich hervor; es verlangte Mainz und einen ansehnlichen Länderbesitz auf dem linken Rheinufer, ohne auf die preußischen Fürstenthümer in Franken, die es als Blutsold von Napoleon erhalten hatte, verzichten zu wollen.

Dergleichen Gernegroßgelüsten keinen Vorschub zu leisten warnte Stein und fügte dem Entwurfe Hardenbergs die Bemerkung bei: „Ich halte es für sehr bedenklich, Baiern eine bedeutende Besitzung auf dem linken Rheinufer anzuvertrauen, besonders Festungen. Die bairische Politik neigt sich seit zwei Jahrhunderten nach Frankreich, der König (Maximilian I.), sein undeutscher Minister (Montgelas), mehrerer seiner Beamten, sein Schwiegersohn (Vicekönig Eugen), Alle haben eine französische Richtung. Baiern will eine

*) Diese Bestimmung wurde später in die Bundes-Acte (§. 47) aufgenommen. Bei dem Kriege, welchen Oestreich 1859 gegen Sardinien begann, kam dieser §. zur Sprache. Einige der deutschen Bundesstaatsmänner zeigten so große Unkenntniß der deutschen Verhältnisse, daß ein russischer Minister (Gortschakof) sie erst eines Besseren belehren mußte.

europäische Macht, keine untergeordnete deutsche Macht sein; es kann sich nur vergrößern auf Kosten von seinen Nachbarn, von Oestreich und Preußen; mit jenem ist es seit Jahrhunderten in feindseligen Verhältnissen, diesem hat es seine Stammländer (die fränkischen Herzogthümer) entrissen und es entstehen nun, da es sein Grenznachbar ist, bereits jetzt mit ihm Reibungen; es wird also immer geneigt sein zu versuchen, selbst mit Aufopferung entfernter, unpassend gelegener Besitzungen, sich gegen Westen oder Norden zu vergrößern und in dieser Absicht sich an Frankreich anzuschließen. Baiern wird durch Berührung mit Frankreich im Kriege gefährlich, es verliert auch in den Verhältnissen des Friedens die Abhängigkeit vom deutschen Bunde, in die es gesetzt ist, wenn es von ihm umschlossen ist, oder wenn nur ein einzelner schwacher Theil dessen vorgeschoben ist. Hält man Baiern in dieser umschlossenen Lage, so muß es seine Ansprüche auf Selbstständigkeit oder überwiegenden Einfluß in Deutschland aufgeben; so umschlossen, wie es ist, kann es sie nicht aufstellen, am wenigsten ausführen." —

Fast mehr noch, als bei dem Beginn und während des glücklichen Fortganges des Krieges, kam es jetzt, wo die Entscheidung der großen Angelegenheiten nicht mehr den Waffen, sondern den Verhandlungen am Congreßtisch anvertraut werden sollte, darauf an, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen. Stein beauftragte E. M. Arndt eine kleine Schrift „Ueber künftige ständische Verfassungen" drucken zu lassen und dem, bereits zur Stimmführung in den deutschen Angelegenheiten gelangten, Herausgeber des Rheinischen Merkurs, Görres, ließ er vertrauliche Mittheilungen zur Veröffentlichung zugehen. Görres erklärte sich hierzu bereit, nahm aber Veranlassung, sich brieflich gegen Stein wegen der, von diesem ihm bei einem persönlichen Empfange gemachten, Vorwürfe des Jacobinismus zu rechtfertigen. Da wir oben einige Proben von der Art und Weise mitgetheilt, wie Görres das deutsche Reich zu Grabe getragen und die Neufranken am linken Rheinufer willkommen geheißen, wollen wir ihm das Wort zu seiner Vertheidigung nicht abschneiden. „Ew. Excellenz," schreibt er an Stein, „haben mir, als ich Hochdieselben zuletzt gesehen, Vorwürfe gemacht, die mich nicht getroffen haben, mich aber betrübten, weil ich einen Mann, den ich achte und ehre und im Bewußtsein der Motive um so mehr ehrte, je härter er mich angefahren, im Unrecht erblicken mußte. Hier bei uns haben (1793) die republicanischen Bewegungen nicht eher angefangen, als bis durch die Frie

denspräliminarien das linke Rheinufer für Deutschland noch nicht dem Worte nach, aber, wie keinem aufmerksamen Beobachter entgehen konnte, in der That wirklich aufgegeben war. Nun stieg, wie ich keineswegs zu leugnen gesonnen bin, zuerst in mir die Idee auf, die Vereinigung mit Frankreich dadurch zu verhindern, daß die Länder am linken Rheinufer sich unabhängig erklärten. Meine Gedanken waren, in Gemeinschaft mit Belgien wo möglich das Elsaß mit in den Bund zu ziehen, dadurch die Schweiz mit Holland zu verknüpfen und so einen Zwischenstaat an der Grenze Frankreichs und Deutschlands zu bilden, der sich, wenn es im letzten Lande zu etwas gekommen wäre, leicht wieder anschließen konnte. Daß es in den Formen der Zeit (cisrhenanische Republik) geschah, wäre sehr erklärlich, aber mir fällt nicht ein, als Klugheit zu geben, was ein leicht verzeihlicher, sehr wohlgemeinter Irrthum der Jugend war." Er erzählt weiter, daß der französische General Hoche, der mit dem Directorium in Paris zerfallen war, sich bereit erklärt habe, sich an die Spitze dieses Unternehmens zu stellen; durch seinen Tod sei dies vereitelt worden. Später habe General Augereau, dem man die von ihm verlangten zwei Millionen verweigert, die früheren Verabredungen für null und nichtig erklärt, und den Anschluß der Länder des linken Rheinufers an Frankreich angeordnet. „Nun begann" — schreibt Görres — „der innere Krieg gegen die Franzosen, von mir insbesondere in Schriften auf jede Art so heftig geführt, daß ich während mehr als einem Jahre nicht anders als bewaffnet ausgehen durfte, häufig mit Säbel und Bajonnetten angegriffen wurde und mehr als einmal im Gefängniß saß. Das ist die Geschichte meines Jacobinismus, ich habe mich in meinem Leben über nichts zu schämen. Nie habe ich meine Gewalt zum allergeringsten Attentat gegen meine Mitbürger gemißbraucht. Nie habe ich etwas angegriffen, was wirklich ehrwürdig war. Ich habe in jener Zeit größtentheils die Stellen im Lande besetzen helfen und keine für mich genommen, auch nichts als Schulden aus der ganzen Bewegung für mich gewonnen."

Durch dies offene Eingeständniß wurde Stein zufrieden gestellt und bewies Görres großes Vertrauen dadurch, daß er ihm schon jetzt von Frankfurt und später von Wien Mittheilungen zur Veröffentlichung durch den Rheinischen Merkur machte.

Das Herzogthum Nassau war das Heimathland Steins und er war wohl die nächste Veranlassung, daß allda bereits vor Eröffnung des Wiener Congresses

am 1. und 2. September ein Patent erlassen wurde zur Einführung einer ständischen Verfassung. Die Herzöge von Nassau haben auf den Ruhm Anspruch, die ersten deutschen Fürsten gewesen zu sein, welche auf die, ihnen von Napoleon verliehene, unbeschränkte Gewalt Verzicht leisteten. Die Verfassung hatte der Minister v. Marschall entworfen und nach ihrem Hauptinhalt gewährte sie den Landständen die nothwendigsten Rechte der Theilnahme an der Gesetzgebung und Besteuerung: Verantwortlichkeit der Minister. Auf Steins Antrag war auf die „Reichsunmittelbaren" besondere Rücksicht genommen, indem für sie eine Herrenbank, eine Art Nassauisches Haus der Lords, gebildet werden sollte, zu welcher die Häupter der Fürsten von Anhalt-Bernburg, Schaumburg, Solms-Braunfels, Wied-Neuwied, Wied-Runkel, Solms-Lich, die Grafen Waldbott-Bassenheim und Waldersdorf, die Fürsten von der Leyen und Hatzfeld und der Freiherr vom Stein gehören würden. Die Bank der Landes-Deputirten — das Unterhaus — sollte durch Wahl aus der Geistlichkeit, den höheren Lehranstalten, den Gewerbetreibenden und Landbesitzern ernannt werden.

Der Minister Marschall empfahl sich durch seinen Verfassungs-Entwurf bei Hardenberg und selbst bei Metternich, welcher damals mitunter an liberalen Anwandlungen litt, so, daß sein Entwurf einer Landesverfassung sich in Wien einer günstigen Aufnahme erfreute. Noch vor Eröffnung des Congresses theilte Stein den Entwurf Marschalls an mehrere der anwesenden Bevollmächtigten mit und fügte nachstehendes Empfehlungsschreiben hinzu: „Wien, den 24. September 1814. Die zukünftige deutsche Staatsverfassung bildet sich aus zwei Bestandtheilen: aus der Bundesverfassung und der Landesverfassung. Es ist wünschenswerth, daß die letztere auf gleichförmigen Grundsätzen beruhe und daß die Befugnisse des Regenten, der Stände, der einzelnen Staatsbürger in den einzelnen Ländern im Wesentlichen übereinstimmend festgesetzt werden. Der Minister Herr v. Marschall hat den anliegenden Entwurf in der Absicht verfertigt und mir mitgetheilt; — er enthält die wesentliche Grundlage einer gemäßigten Staatsverfassung, ihre Bildung ist in den kleineren und mittleren deutschen Staaten noch weit dringender, als in großen Monarchien, deren Ausdehnung allein und die freier ausgesprochene und bedeutendere öffentliche Meinung schon die Willkühr und die Laune der Fürsten weniger verderblich für den Einzelnen macht.

„Alle Maßregeln, die man zur Beschränkung des Sultanismus — ein Lieblingsausdruck Steins, wenn er von den Regierungen Würtembergs, Ba-

dens, Hessens und der anderen kleinen Raubstaaten sprach — zu ergreifen beschließen wird, werden unterstützt und ausführbar durch das Uebergewicht der Verbündeten an Macht und durch den in Deutschland herrschenden und laut gewordenen Unwillen über den gegenwärtigen, auf das Volk von den Fürsten ausgeübten Druck. Es sind selbst die Meisten ihrer hiesigen Geschäftsfreunde überzeugt von der Nothwendigkeit der Beschränkung der Souverainetät und abgeneigt, sich als Werkzeuge brauchen zu lassen, um das Reich der Willkühr und Gesetzlosigkeit zu befestigen.

„Daß diese Macht und diese Gesinnungen von den Ministern der verbündeten Mächte kräftig und weise gebraucht werden, darf das tiefgebeugte Vaterland erwarten. (unterz.) Stein."

Zeigte sich nun auch Metternich nachsichtig, wenn Stein gegen den „Sultanismus" der kleinen Fürsten los zog, so war er doch keineswegs geneigt, dem Sultanismus der Großmacht Oestreich das Geringste zu vergeben.

Als ihm daher Hardenberg den, in Gemeinschaft mit Stein und Münster berathenen, Bundes-Entwurf vorlegte und ihn dafür zu gewinnen suchte, erklärte er sich sehr entschieden gegen eine Gleichstellung Preußens bei dem Bunde mit Oestreich. Von den 41 Artikeln, welche Hardenbergs Entwurf enthielt, fanden nur 12, und auch diese noch beschränkt und beschnitten, vor Metternichs Augen Gnade. Diese 12 Punkte betrafen: 1) die Stiftung des Bundes; 2) dessen Zweck; 3) die dadurch herbeigeführte Einschränkung der bisherigen Regierungsrechte; 4) die Mittel zur Erreichung des Bundeszweckes, die Kreis- und Bundesverfassung; 5) den Rath der Kreisobersten, Oestreich und Preußen mit je zwei, Baiern, Hannover und Würtemberg mit je einer Stimme, denen die ausübende Gewalt, das Kriegs- und Friedensrecht gebühre; 6) den Rath der Fürsten und Städte, welchen nebst den Kreisobersten die innere Gesetzgebung zustehe; 7) das östreichische Directorium; 8) die Rechte der Kreisobersten als Bundesbeamten wegen Vertretung des Bundes und Aufrechthaltung seiner Beschlüsse, Leitung der Kreisverhandlungen, Aufsicht über das Kriegswesen des Kreises und Erhebung ihrer Gerichte zu Kreisgerichten für die kleineren Kreisstände; 9) Verbot des Krieges und der Bündnisse und Subsidien für die, nicht auch außerhalb Deutschlands begüterten, Fürsten; 10) Schlichtung der Streitigkeiten der Bundesglieder durch Austrägalgericht und Bundesgericht, welches auch über Verletzung des Bundesvertrags zu sprechen hat; 11) Nothwendigkeit stän-

discher Einrichtungen in jedem Lande und der Feststellung eines Minimums an Rechten der Stände; 12) Rechte aller Deutschen, insbesondere freier Auswanderung und Annahme der bürgerlichen Dienste in ganz Deutschland.

Gestrichen waren von Metternich in dem Stein-Hardenbergischen Entwurfe die Bestimmungen, welche Preußen am Bunde eine gleiche Stellung neben Oestreich anwiesen, sowie sämmtliche Paragraphen, welche sich auf die Festsetzung landständischer Verfassung, auf das Recht der Unterthanen zu Beschwerden gegen ihre Fürsten, auf Preßfreiheit und den freien Besuch deutscher Universitäten bezogen. Oestreich nahm das Directorium für sich allein in Anspruch. Die Bestimmungen über die Kreis-Eintheilung, über das Kriegswesen, über die Bedrohung abtrünniger Bundesglieder mit der Acht waren ebenfalls gestrichen.

Die Angelegenheiten Deutschlands waren, wie bereits erwähnt, den Bevollmächtigten Oestreichs, Preußens, Hannovers, Baierns und Würtembergs zugetheilt. Der Bevollmächtigte Hannovers, Graf Münster, hatte am 12. October, ohne deshalb von dem Prinzen-Regenten Englands hierzu ermächtigt worden zu sein, das Kurfürstenthum Hannover zur Würde eines Königreichs erhoben, und sich mit der einfachen Anzeige, daß dies geschehen sei, begnügt, ohne daß er von irgend einer Seite Widerspruch erfahren hätte; seitdem schreibt sich der Beherrscher Hannovers „Wir ꝛc. König von Gottes Gnaden!"

Siebenzehntes Kapitel.

Zaunkönige gewinnen Stimme. — Baiern und Würtemberg erheben Einspruch. — Metternich ist gegen die Sondergelüste der Kleinen. — König Friedrich I. von Würtemberg. — König Max I. von Baiern und der Minister Montgelas. — Fürst Wrede. — Der Rheinische Merkur zieht gegen Baiern los. — Stein und der Kronprinz von Baiern. — Der Graf Münster ein Verbündeter Steins in den deutschen Verfassungsangelegenheiten. — Das Votum der hannoverschen Bevollmächtigten vom 21. October 1814. — Metternich tritt als Gegner despotischer Rechte auf. — Stein verwendet sich bei dem Kaiser von Rußland für die deutsche Verfassungsangelegenheit. — Alexander erläßt eine Note an Metternich und Hardenberg zu Gunsten einer freisinnigen Bundesverfassung. — Metternichs und Humboldts Zustimmung. — Der Versuch, die Kleinen zu gewinnen, gelingt nur im Kleinen. — Baden, Baiern, Würtemberg protestiren gegen die Bundesverfassung. — 24 Kleine thun desgleichen. — Würtemberg scheidet aus. — Die Verfassungsberathungen werden eingestellt.



Goethe's bitter-scherzender Vers:
„Verschon' uns Herr mit Deinem Grimme,
„Zaunkönige gewinnen Stimme!"

kennzeichnete treffend die Art und Weise, wie die Könige von Napoleons Gnaden an der Congreßtafel ihre Stimme erhoben. In der dritten Versammlung des Ausschusses für die deutschen Angelegenheiten erklärten Baiern und Würtemberg sich keineswegs einverstanden mit dem Entwurfe der zwölf Artikel. Baiern stellte die Behauptung auf: der König besitze unbedingte Regierungsrechte über seine Unterthanen, könne ihnen daher nicht das Recht der Berufung an den Bundestag einräumen; es erklärte, sich der Ausübung keines einzigen Regierungsrechtes begeben zu wollen, verzichte eben so wenig auf das Gesandtschaftsrecht

und halte es für unzweckmäßig, ein Minimum von ständischen Rechten anerkannt zu sehen, da Baiern eine Verfassung erhalten solle. Würtemberg tadelte die beabsichtigte Sicherung der verfassungsmäßigen Rechte jeder Klasse der Nation, da es noch die Frage sei, was unter verfassungsmäßigen Rechten verstanden werde und ob selbige mit dem Zweck des Bundes in Verbindung kämen; auch könne es nicht die Absicht sein, aus so verschiedenen Völkerschaften, z. B. Preußen und Baiern, so zu sagen eine Nation schaffen zu wollen. Außerdem erklärte es sich gegen Beschränkung der Souverainetätsrechte, insbesondere durch Untersagung des Kriegführens (auf eigene Faust), Niedersetzung eines Bundesgerichts und Aussprechen eines Minimums ständischer Rechte, sowie auch die Erwähnung von Unterthanenrechten, welche in einem Staatsvertrage durchaus wegfallen müßte. Würtemberg sowohl als Baiern erklärten sich gegen Oestreichs und Preußens Doppelstimme und gegen deren Aufnahme in den Bund, welchen sie vielmehr zu einem Mittel eigener Herrschaft benutzen zu wollen schienen. Gegen solche Anmaßung und Sondergelüste legte Metternich, damit er zu Haus desto unbeschränkter schalten und walten könne, die liberale Lanze ein und erklärte: „Die Festsetzung der Rechte der Unterthanen deutscher Nation sei schlechterdings nothwendig; in der früheren Verfassung seien den Unterthanen gewisse Rechte zugesichert gewesen, in den letzten Zeiten aber in einzelnen Staaten solche Bedrückungen eingetreten, wider welche die Unterthanen in der Zukunft nothwendig geschützt werden müßten.“ Dem Einwurfe wegen Beschränkung der Souverainetät entgegnete er: „daß die Versammlung einen Bund zu schließen habe, welcher nicht bestehen könne, wenn die einzelnen Mitglieder nicht in Gefährdung desselben beschränkt würden, folglich, wer den Zweck wolle, auch die Mittel wollen müsse.“ —

Die Drachenzähne der Herrschbegier und des Unfriedens, welche Napoleon in Deutschland gesäet, waren in Baiern und Würtemberg in überwuchernder Ueppigkeit aufgeschossen.

„Dem Könige Friedrich I. von Würtemberg,“ so schildert ihn ein, mit den Persönlichkeiten und Verhältnissen Süddeutschlands vertrauter, Geschichtschreiber,*) „war der ganze aufgeloderte deutsche vaterländische Geist der Jahre 1813 und 1814 ein Greuel. Er betrachtete ihn als überspannte Ideen und einen unter-

*) Gervinus a. a. O. S. 277.

drückungswürdigen Geist. Mit seinem Sohne, dem edlen Kronprinzen, der, im schroffen Gegensatze zu dem Vater, die Hoffnung der Frei- und Deutschgesinnten war und für eine deutsche Bundes- und würtembergische Landesverfassung mit Stein zusammenstimmend arbeitete, war er zerfallen. Als der König bei dieser Stellung seines Sohnes und nach dem ganzen Stande der Dinge im Anfange des Congresses fürchtete, daß er in beiden Beziehungen werde nachgeben müssen, klagte er seufzend: man werde sich bald schämen müssen, ein Würtemberger zu sein. Er war das Musterbild jener Napoleonischen Willkührherrschaft, die Stein mit dem Namen des Sultanismus belegte; die kundigen Zeitgenossen schildern ihn als einen Vitellius an Wohlbeleibtheit und als einen Ludwig XV. an Gemüth und Gesinnung. Die Flugblätter der Befreiungskriege nannten ihn „in ungezähmter Herrschsucht und Stolz allen grausamen Launen orientalischer Despoten, in Wollust ihren unnatürlichen Lastern verfallen.“ Die Verfassung seines Landes hob er 1805 eigenmächtig auf; kein Recht des Einzelnen, kein Spruch der Gerichte war ihm heilig; er quälte seine Unterthanen wie Soldknechte zur Unterwürfigkeit unter jede Plackerei seiner Hof- und Regierungsgrillen; besonders dem Adel seine souveraine Macht fühlen zu lassen, war ihm eine boshafte Freude. Er nahm ihm, wie die meisten Rheinbundfürsten, seinen privilegirten Gerichtsstand und seine Patrimonialgerichte und freute sich, ihn denselben Dorfschulzen zu untergeben, die sonst der Adel selbst angestellt und besoldet hatte; er sog ihn mit Steuern so aus, daß seine Güter auf ein Drittheil ihres früheren Werthes herabsanken; er bestimmte über Person und Aufenthalt, indem er die Einzelnen, wie Leibeigene, einen Theil des Jahres an seinem Hofe zu leben zwang und ihnen und allen anderen Unterthanen die Auswanderung verbot. In Würtemberg gährte es daher in stiller und offener Empörung. Der König aber hatte sie niederzuhalten gewußt, denn er war gescheidt und kräftig. Hatte er doch Napoleon selbst und seinen Werkzeugen gegenüber seine Herrscherwürde zu wahren gewagt, und den verbündeten Mächten und ihrer Centralversammlung einen unbeugsamen Trotz entgegengesetzt. Er war über die Begünstigung Baierns (durch Oestreich im Vertrage von Ried) vor Würtemberg in dem Maaße empört, daß er noch im December 1813 an Napoleon schrieb, er sei zu dem Bunde gegen ihn gezwungen worden und er sehe der Zeit entgegen, wo er sich wieder zu seinen Fahnen werde sammeln können.“

Keineswegs schmeichelhafter lautet der Bericht desselben Verfassers über die damaligen Zustände in Baiern. „Sehr anderer Natur, als Friedrich I. von Würtemberg, war König Maximilian I. von Baiern, der die bourbonenartige Hofzucht und Unzucht, die Karl Theodor nach München gebracht hatte, das Unwesen mit Tänzerinnen, Sängerinnen und Maitressen fortsetzte und jene Sittenlosigkeit einpflanzte, die München neben Stockholm in der Reihe der verderbtesten Mittelstädte obenan stellte. Max Josephs autokratische Neigungen waren mehr die eines gutmüthigen Polterers, dem nichts von der grausamen Schärfe des dicken Königs von Würtemberg eigen war. Was aber ihm an dem Geiste des rheinbündischen Sultanismus gefehlt haben möchte, ersetzte sein Minister Montgelas, der in Baiern den Richelieu spielte. Von französischem (savoyischem) Abstamme und Wesen, in Nancy und Straßburg durch eine gute Schule gegangen, war er in seiner Jugend aus Baiern als Illuminat ausgetrieben, in die Dienste Max Josephs getreten, als dieser noch Prinz von Zweibrücken und in Mangel und Unglück war; dies ebnete den Weg zu seinem allmächtigen Einfluß bei dem nachherigen Kurfürsten und Könige. In dieser Gewalt erhielt ihn der kluge Gebrauch, den er in persönlichen und politischen Beziehungen davon machte. Er bestach seinen Fürsten durch gleiche Neigungen der Prunksucht, der Verschwendung und lockeren Sitten; er gewann ihn zu Allem durch schlaue Behandlung, die dem Ueberlisteten den Glauben an seine eigene List ließ. Er erwarb sich allerdings das große Verdienst, an dieser unwirthlichen Stätte die Wissenschaften gefördert, das hierarchische Dunkel in Baiern auf eine Weile gelichtet und den dort urheimischen Pfaffengeist, Jesuitismus, Capuzinerbettel und Wallfahrtenskandal abgestellt zu haben, was freilich nach seiner Entlassung (bald nach dem Wiener Congreß) wie eine Fluth wieder hereinbrach. Vor Allem aber wußte er für Baierns politische Lage die Zeit gut zu nützen; er stellte des Landes Existenz sicher gegen die Nachstellungen Oestreichs, denen es im 17. und 18. Jahrhundert mehrfach unterlegen wäre ohne französische oder preußische Hülfe. Zu diesem Zwecke war ihm jedes Mittel gut. Die knechtischste Hingebung an Napoleon, die seinem Könige das Lob eines Normal-Vasallen aus dem Munde des Kaisers eintrug, ward so weit getrieben, daß sich die bairische Regierung jetzt, wie einst im Osnabrücker Frieden, zum Spionendienste für Frankreich hergab, und daß sie 1812, den stärksten Truppensatz stellend, in

Rußland die Blüthe des Landes hinopferte. Mit gleicher Rücksichtlosigkeit, wie gegen außen, war Montgelas mit der Feststellung der königlichen Unumschränktheit nach innen verfahren. Die Vergrößerung des Staats mit neuen Gebieten, mit den fränkischen Fürstenthümern und Tyrol, mit geistlichen Staaten und freien Städten, mit den Besitzungen von Klöstern, Ritterorden und Mediatisirten gab Vorwand und Mittel, die alten Stände zu beseitigen, nach dem gleichmachenden System der Franzosen die Adelsvorrechte, die Steuerbefreiungen und was auf den gutsherrlichen Unterthan drückte, abzustellen und nach der, von Napoleon beliebten, Centralregierungsweise die bunten Verschiedenheiten der alten Ordnungen mit einem Striche zu tilgen. Diese Ordnungen mußten sich weit überlebt haben, weil sie damals zum großen Theil für immer ausgerottet werden konnten, und zwar durch ein aussaugendes, drückendes Regierungssystem, auf dem der Fluch des Vaterlandes lag."

Mit reinem Gewissen, mit Händen, die sich nicht in den glücklichen, noch weniger in den unglücklichen Zeiten durch Beraubung der Unterthanen befleckten, durften der König von Preußen und seine Minister einer besseren Zukunft vertrauensvoll entgegensehen; die Ehrenhaftigkeit dem Volke gegenüber hatten der Hof und die Verwaltung gewahrt; die Schule des Unglücks führte hier zum Heil. Nicht so in Baiern. „Was zunächst an die Stelle des Alten trat, war nur ein anderer eingetauschter Unsegen für einen anderen: ein ganz unverhältnißmäßiger Hofprunk und Militairbestand, ein Minister, der verschuldet ins Land gekommen, bald unermeßlich reich war, ein Finanzspiel, in dem Minister und Hofbanquiers zum Ruin des Landes zusammen arbeiteten, ein Heer von betrügerischen Beamten, denen die Schwäche der Regierung alle Zügel ließ, deren Rohheit und Unbrauchbarkeit alle paar Jahre hier und dort einen sogenannten Geschäftsbankerutt veranlaßte, der dann eine sogenannte „neue Organisation" nach sich zog, d. h. den Tausch eines unfähigen Beamtenpersonals mit einem anderen. Durch diese Art von Verwaltung kam es, daß bei der Einziehung der geistlichen Güter das Bewegliche und Unbewegliche auf eine vandalische Weise verzettelt und ungemessene Vortheile verloren wurden. Es kam durch sie, daß die Staatspapiere und die Güter entwerthet wurden, daß über die Einzelnen und das Land unter Steuerdruck, Einquartierungs- und Kriegslasten, unter der Zerstörung der alten Creditanstalten, unter der

Entziehung der Arbeitskräfte durch den Militairdienst die fühlbarste Verarmung hereinbrach.“*)

Der Bevollmächtigte Baierns bei dem Congresse war der gefürstete Feldmarschall Wrede, ein altbairisch-grober Gesell, welcher den friedlichen Diplomaten gegenüber den militairischen Haudegen spielte, obschon, wie wir von Hanau her uns erinnern, von ihm als Feldherrn nicht viel zu rühmen war. Dabei war er ein so entschiedener Franzosenfreund, daß er gegen den würtembergischen Bevollmächtigten Herrn v. Linden, bei einer Besprechung mit ihm über die deutsche Bundesverfassung, äußerte: „Baiern und Würtemberg müßten gemeinschaftlich handeln; der beiderseitige natürliche Verbündete sei Frankreich, dieses werde sich schon wieder heben.“ In solchen vaterlandmörderischen Hoffnungen sich wiegend, nahm Wrede, „welchen Stein wegen seiner Franzosendienerei mit großer Verachtung ansah,“ für Baiern das Recht in Anspruch, mit inneren und auswärtigen Mächten Bündnisse zu schließen in Hinsicht auf Kriege, an welchen der Bund keinen Theil nehme; solche Kriege, an denen Baiern ein Interesse hätte sich zu betheiligen, könnten im Orient und Occident von Europa ausbrechen; der Nationalstolz trage an diesem Rechte einen Gefallen. Baiern wolle, so erklärte Fürst Wrede, dem Bunde beitreten, weil es allgemein gewünscht werde, nicht aber aus persönlichem Interesse; denn es könne die Vortheile, die ihm der Bund gewähre, nach seiner Lage eben gut durch Allianzen erlangen.

Wir erwähnten bereits, daß Stein, um seinen Entwürfen für die Neugestaltung Deutschlands in der öffentlichen Meinung einen Verbündeten zu gewinnen, mit Görres sich in Verbindung gesetzt hatte und ihm Mittheilungen für den Rheinischen Merkur machte. Eine Reihe von Artikeln (vom 27. September bis 2. November 1814), welche die Ueberschrift führen: „Oestreich, Preußen und Baiern“, behandeln die deutsche Frage nach den Eingebungen Steins. Das Vordrängen Baierns wird in bescheidene Schranken eingedämmt. „Da“ — heißt es in No. 130 vom 9. October — „Baiern in seinem jetzigen Besitzstande ganz als ein Product des, durch Frankreich herrschend gewordenen, Systems erscheint, so hat es auch dankbar seine Lehren aufgenommen und sie, ins Deutsche übertragen, bei sich eingeführt. Noch ist nichts verrückt worden

*) Gervinus a. a. O. S. 281.

an dieser Ordnung und das Volk, das selbst den Despotismus in Frankreich stürzen helfen, lebt zu Haus unter demselben fort. . . . Eine ständische Verfassung wird auch diesem Lande wahrscheinlich gewonnen sein; haben doch die Bourbons sich eine solche in Frankreich gefallen lassen. Aber das steht zu befürchten, wenn die Dinge in dem bisherigen Geleise bleiben, daß der Ministerialdespotismus der Freiheit die Fessel mit so geschickter Hand umlegen wird, daß sie nirgendwo drückt und preßt. . . . Daß dies Volk ein starkes, kräftiges Glied des Reichs sei und bleibe, daran ist Deuschland gelegen, zur Freiheit, wie zur Vertheidigung. Da es die rechten Augenblicke zum Beitritt wahrgenommen und dann wacker geholfen mit Rath und That zur Vollbringung des großen Werkes, darum ist es billig und gerecht, daß es wenigstens nicht schwächer aus dem Streite gehe, als da es Theil daran genommen. Aber es bleibe eine Binnenmacht und lasse vom Bande, das Alle umfängt, sich gleichfalls umschließen. Es wolle seinen eigenen Willen nicht in die Mitte setzen und nicht in eine gefährliche Haltung gegen mächtige Nachbarn sich drängen. Es bleibe ein Helfer des Reichs in allen seinen Nöthen, aber es wolle nicht begehrlich immer blos ein Mehrer sein der eigenen Macht. Es dränge sich in seiner Kraft zusammen und wende die Thätigkeit, die in weiter Ausbreitung sich zerstreut, gegen die eigene Tiefe hin, wo die wahre Macht ruht, die so Wenige noch dort gesucht. Jener krankhafte Zustand muß endlich im Reiche enden, wo jedes Glied Mitte sein will und Alles muß sich in die rechte Unterordnung fügen . . . Darum sei im Süden des Reichs Oestreich die Mitte, im Norden herrsche Preußen und Nord und Süd vereinige sich in der höheren Idee der Kaiserwürde."

Wrede und Montgelas fanden an der, der Krone Baierns zugewiesenen, binnenmächtlichen Stellung und an den Enthüllungen, welche der Rheinische Merkur über die Mißregierung in Süddeutschland machte, so wenig Gefallen, daß sie, ebenso wie Würtemberg und Baden, dem Götterboten der deutschen Freiheit den Eintritt in die bairischen Lande untersagten. Die Götter aber „schreiten von Wolken zu Wolken", und noch ist der Schlagbaum nicht erfunden, welcher den Gedanken den Eintritt über die streng bewachte Grenze zu wehren vermöchte. Stein versorgte Görres fortwährend mit Wurfgeschossen, welche dieser gegen die gekrönten Häupter des ehemaligen Rheinbundes und ihre Bevollmächtigten abschnellte. In einem Artikel (vom 31. October 1814)

überschrieben: „Gang der deutschen Angelegenheiten auf dem Wiener Congresse", welcher, seinem wesentlichen Inhalte nach, Stein zum Verfasser hatte, war rühmlichst anerkannt, welche Verdienste die Bevollmächtigten Oestreichs, Preußens und Englands (für Hannover) sich um die Förderung der deutschen Bundesverfassung bereits erworben hätten. „Gegen diese wohlthätigen, rechtlichen und verständigen Ansichten," heißt es dann weiter, „hat sich ein lauter Widerspruch erhoben; es soll nicht also sein, wie Oestreichs und Preußens Monarchen in der Gesinnung ihrer Völker es wollen, sondern wie es die Eigenschaften einiger Wenigen gern haben möchten. Deutschland muß die kennen, auf die es sein Vertrauen setzen kann und jene, die ihm und seinem Heile widersagen; es muß wissen, wer sie sind, die alle seine Triumphe ihm vernichten und zum Hohngelächter aller Völker machen wollen, die mit gespannter Aufmerksamkeit jetzt auf sein Thun und Lassen harren. Es ist Würtemberg und Baiern, die sich also lossagen von Deutschland, sie wollen reinen Despotismus, sie wollen sich trennen von der Gesammtheit des Vaterlandes und sprechen, wie ehemals unter Napoleon, allein von bairischer und würtembergischer Nation. Die Organe dieser Sprache sind für Baiern der Feldmarschall Wrede, für Würtemberg der Minister Winzingerode." Die Berufung des bairischen Hofes auf die „große Entscheidung, welche durch den Sieg der Baiern bei Hanau errungen worden sei," wird zurückgewiesen, da, weit entfernt dem bei Leipzig vernichteten Feind den Rückzug über den Rhein abzuschneiden, vielmehr demselben der Schlagbaum geöffnet wurde. Erinnert wird an die Treulosigkeit, welche Baiern 1805 an Oestreich übte. „Als Maximilian von Baiern an jenem unseligen Tage, wo er das bekannte Handbillet dem Kaiser Franz geschrieben und ihm darin seine Hülfe zugesichert, mit dem bairischen Heere gen Würzburg zog, um sich mit den Franzosen zu vereinigen, da war über Deutschland das Loos geworfen. Die nächste Folge davon war der Fall von Ulm... All diese Schande und all dies Elend hat an jenem einzigen Entschlusse gehangen, den die Arglist seiner Räthe einem deutschen Fürsten abgedrungen, und es läßt sich, sofern es möglich ist in solchen Dingen, mathematisch gewiß erweisen, daß, hätte Baiern, wie es seine Pflicht erfordert, in der Linie gestanden und den Uebergang über den Strom gedeckt, von all jenem Unheil nichts geschehen und der Krieg (1805) für Oestreich zu einem ehrenvollen Ende gekommen wäre." Allen Ernstes werden die

Könige von Baiern und Würtemberg verwarnt, von ihren Sondergelüsten abzulassen. „Sollten sie aber," heißt es am Schlusse, „auf solchem unredlichen Vorhaben beharren, dann werden die Monarchen (Oestreich und Preußen) durchschreiten durch solch leeren Widerstand, der von Gott und dem eigenen Volke verlassen, nur am eigenen Hochmuthe hängt und indem sie Deutschland eine gesetzliche Verfassung geben, werden sie durch die ganze Macht der öffentlichen Meinung gehoben sein und sich das Herz des gesammten Volkes gewinnen." Eine solche Sprache war in deutschen Zeitungen etwas Unerhörtes und setzte den Congreß in Alarm. Wrede und Winzingerode geriethen darüber in heftige Aufregung und verlangten im Ausschuß Genugthuung; sie ward jedoch als nicht dahin gehörig abgelehnt. Der Vorfall ward in der Gesellschaft vielfach verhandelt. Bei einer großen fürstlichen Tafel gerieth der Kronprinz von Baiern darüber in ein lebhaftes Gespräch und stieß gegen einen der Anwesenden die lauten Worte aus: „Ja, es wird viel tolles Zeug geschrieben, viel von dem Görres und Anderen, die Stein beschützt." Stein hört dies am anderen Ende des Zimmers, eilt auf den Kronprinzen zu und ruft — dieser war schwerhörig — mit erhobener Stimme: „Ich bitte, daß Ihre Königliche Hoheit Ihre Stellung nicht vergessen, wer Sie sind und wer ich bin. Es ist nicht schicklich, in so großer Gesellschaft auf diese Weise Namen laut zu nennen." Der Prinz mußte diese Zurechtweisung gelassen hinnehmen.*)

Durch die feindliche Stellung, welche die Bevollmächtigten Baierns und Würtembergs gegen das Zustandekommen einer deutschen Bundesverfassung zu behaupten suchten, ließ Stein sich in der rastlosen Verfolgung seines Zieles nicht aufhalten. Zunächst gelang es ihm, an dem Bevollmächtigten Hannovers, Grafen Münster, einen treuen Verbündeten zu gewinnen. Anfänglich zwar zeigte Münster zu den deutschen Verfassungsplänen kein besonderes Vertrauen. Stein hatte ihm den Entwurf des nassauischen Ministers v. Marschall mitgetheilt. Münster antwortet ihm darauf (Wien, den 19. October): „Der Marschallsche Entwurf scheint mir, sowie seine Constitution, unpassend zu sein. Selbst wenn wir die Welt neu zu schaffen hätten, wenn uns nicht tausend Schwierigkeiten die Hände bänden, würde ich es nicht für rathsam halten, einem Ländchen wie

*) Dieser Vorgang wurde schon oben erwähnt, steht jedoch erst hier an der richtigen Stelle.

Nassau eine Constitution anpassen zu wollen, an die sich eine große Nation (England) langsam gewöhnt hat, die das Resultat ihrer Kämpfe gegen Tyrannei und Pfaffenherrschsucht ist. Eine solche Verfassung will Herr v. Marschall auf die Grundlagen aller Verfügungen bauen, die ein kleiner Despot seit der Umwälzung Deutschlands durch Napoleon erlassen hat." Jedoch nur gegen ein Haus der Lords und der Gemeinen in Nassau erklärt sich Münster; für eine Repräsentativ-Verfassung nimmt er das Wort. „Sollen wir," schreibt er an Stein, „das Kind mit dem Bade ausschütten, und weil Preußen, Oestreich, Baiern nicht so weit gehen wollen, als Ew. Excellenz es wünschen, lieber nichts thun? Dieser Meinung kann ich nicht beipflichten. Selbst der Anfang eines Repräsentativsystems, gesetzlich niedergelegt, wird mir erwünscht sein. Die deutsche Geschichte wird mit dem Wiener Congreß nicht endigen. Ueberlassen Sie es der Zeitfolge, das Angefangene weiter auszubilden. Unsere Nation ist noch zu wenig an parlamentarische Discussion gewöhnt, versteht Regierungs- und politische Gegenstände zu wenig. Der Hang sich auszuzeichnen wird Demagogen hervorbringen und statt Freiheit, werden wir Streit und Schwierigkeiten hervorrufen, wenn wir zu weit gehen."

Stein nimmt den Entwurf seines Freundes Marschall gegen die, von Münster erhobenen Bedenken, in Schutz. Er macht ihm in seiner Antwort vom 20. October bemerklich, daß die englische Verfassung auf altgermanischem Recht beruhe und daß England sie auf vielen seiner auswärtigen Besitzungen in verjüngtem Maßstabe eingeführt habe. Die Zeit der Landstände alten Schlendrians sei vorüber. „Sollen die Stände nur das Recht haben, Beschwerden einzureichen? — dann ist das ganze Institut ein geistloses Machwerk, an dem kein verständiger Mensch Theil nehmen mag und was, statt auf den Geist der Nation zu wirken, ihn nur noch mehr herabwürdigt. Ew. Excellenz machen mich auf die Schwierigkeiten aufmerksam, eine solche Einrichtung in Baiern, Würtemberg, Preußen, Oestreich auszuführen. In Oestreich halte ich die Sache für unmöglich bei der Gesinnung der Regierung und selbst eines großen Theils der Regierten, die, wie mir durch einen $2\frac{1}{2}$jährigen Aufenthalt in den Erbstaaten sehr wohl bekannt ist, auch in diesem Punkte aus mannigfaltigen Gründen eine Neuerung scheuen.

„In Preußen ist die Einführung einer auf richtigen Grundsätzen beruhenden Staatsverfassung wünschenswerth und thunlich, aus Gründen, die hier

nicht der Ort ist zu entwickeln; es findet sich in diesem Theile von Deutschland eine große Masse von praktischem Geschäftsgeist, verbunden mit Besonnenheit und Vaterlandsliebe, Eigenschaften, die sich bei allen Gelegenheiten, wo man städtische, ständische oder sonstige außerordentliche Versammlungen in irgend einer Absicht gehalten, auf das Ueberzeugendste geäußert und bethätigt haben."

Würtemberg und Baiern hofft Stein, wie sehr sie sich auch auf die, von Oestreich ihnen gewährleistete, Napoleonische Souverainetät steifen, gefügig zu machen; von den anwesenden Ministern der kleinen deutschen Höfe versichert er die Zusage erhalten zu haben, daß durch Wiederherstellung der ständischen Verfassung „der Despotismus" beschränkt werden sollte. Im Uebrigen hat Stein wenig Vertrauen zu dem Zustandekommen einer tüchtigen Bundesverfassung. „Ich gestehe," fügt er hinzu, „ich habe kein Vertrauen auf die Fünfer-Herrschaft (Quinquevirat), nicht auf den seichten, frivolen Metternich, nicht auf den Staatskanzler (Hardenberg), der lieber flickt als heilt und ohne sich's zu gestehen ein despotischer Bureaukrat ist und auf die beiden anderen (Wrede und Winzingerode) aus bekannten Gründen gar nicht. Ew. Excellenz kennen Deutschland nicht wegen Ihrer langen Abwesenheit, daher kam es, daß Sie 1812 und 13 wenig auf die Energie der Deutschen vertrauten und daher kommt es, daß Sie jetzt an Demagogen und Demokraten glauben."

Es gelang Stein in einer mündlichen Verhandlung den Grafen Münster ganz für seine Ansichten zu gewinnen und er veranlaßte ihn, in der Sitzung vom 22. October, jenes berühmte „schriftliche Votum der hannoverschen Bevollmächtigten" abzugeben, ein Gutachten, welches verdiente, in eherne Tafeln eingegraben und in dem Ständesaal in Hannover über den Minister-Sitzen von 1859 aufgehangen zu werden, um bei schicklicher Veranlassung auf deren hartgesottene Schädel niederzuschlagen; dagegen würde keine Reaction vorhalten.

„Unterzeichnete Bevollmächtigte Sr. Großbritannischen Majestät," so lautet dies Votum, „halten sich verpflichtet, auf die, von Seiten der Königl. Bairischen und Königl. Würtembergischen Höfe geäußerten Widersprüche gegen die, in dem 2. und 11. Paragraphen der zur Berathung gestellten 12 Punkte, welche besonders die ständischen und individuellen, oder persönlichen Rechte der deutschen Unterthanen überhaupt betreffen, diejenigen Grundsätze an den Tag zu legen,

welche ihr allergnädigster Herr zu behaupten für eine heilige Pflicht gegen das deutsche Vaterland ansieht. Seine Königl. Hoheit der Prinz-Regent von Großbritannien und Hannover können den Satz nicht anerkennen, daß selbst jetzt, nach den Veränderungen, die in Deutschland vorgegangen sind, den Fürsten ganz unbedingte, oder rein despotische Rechte über ihre Unterthanen zustehen. Der Grundsatz, daß der Vorfall der deutschen Reichsverfassung auch den Umsturz der Territorial-Verfassung der deutschen Staaten im rechtlichen Sinne nach sich ziehe, läßt sich keineswegs zugeben. Ein repräsentatives System ist in Deutschland von den ältesten Zeiten her Rechtens gewesen; in vielen Staaten ruhten dessen nähere Bestimmungen auf förmlichen Verträgen zwischen den Landesherren und ihren Unterthanen und selbst in den Ländern, wo keine ständische Verfassung erhalten war, hatten die Unterthanen gewisse und kräftige Rechte, welche die Reichsgesetze nicht allein bestimmt darlegten, sondern auch schützten.

„Kann man nun nicht zugeben, daß der Verfall der Reichsverfassung die Territorial-Verhältnisse der Fürsten zu ihren Unterthanen aufhob, so läßt sich auch nicht behaupten, daß die, zwischen den deutschen Fürsten und Bonaparte geschlossenen, Verträge den Rechten ihrer Unterthanen de jure etwas vergeben konnten. Sie durften kein Gegenstand der Transaction sein. Kein Fürst würde wünschen, sich in dem Lichte darzustellen, als hätte er mit einem fremden Fürsten einen Vertrag gegen seine Unterthanen eingehen wollen, und selbst die Rheinbundacte, weit entfernt den Fürsten despotische Rechte einzuräumen, beschränkte dieselben in wesentlichen Stücken.

„Ebenso wenig läßt sich behaupten, daß die späterhin mit den alliirten Mächten geschlossenen Verträge, indem diese die Souverainetätsrechte der dem Bunde beitretenden Fürsten sichern, diesen vorhin nicht legaliter besessene Rechte über ihre Unterthanen hätten beilegen wollen oder können. Jene Rechte machen einmal keinen Gegenstand der Transaction aus, anderen Theils liegt in dem Begriff der Souverainetätsrechte keine Idee der Despotie.

„Der König von Großbritannien ist unleugbar ebenso souverain, als es jeder andere Fürst in Europa ist, und die Freiheiten seines Volkes befestigen seinen Thron, anstatt ihn zu untergraben.

„Unter Voranschickung dieser Grundsätze müssen die Unterzeichneten darauf bestehen, daß künftig in Deutschland

1. die Rechte bestimmt werden mögen, die den deutschen Unterthanen von Alters her mit Recht zugestanden haben;
2. daß es ausgesprochen werden möge, daß die auf Gesetzen oder Verträgen beruhenden Territorial-Verfassungen, unter Vorbehalt der nöthig werdenden Modificationen, fortbestehen sollen;
3. daß da, wo keine ständische Verfassungen gewesen sind, auch für den Fall, daß Oestreich, Preußen, Baiern und Würtemberg, entweder wegen ihrer besonderen Verhältnisse, oder auf die angeführten Tractate gestützt, sich davon ausschließen sollten, für die Stände, die sich zur Unterwerfung unter alle für Deutschlands Wohl nöthigen Maßregeln verstanden haben, für die Folge als Gesetz erklärt werde, daß die Einwilligung der Stände
   a) zu den aufzulegenden Steuern erforderlich sei;
   b) daß sie ein Stimmrecht bei den neu zu verfassenden Gesetzen;
   c) die Mitaufsicht über die Verwendung der zu bewilligenden Steuern haben sollen;
   d) daß sie berechtigt sind, in Fällen der Malversation (Verletzung der Verfassung) die Bestrafung schuldiger Staatsdiener zu begehren."

Schließlich ist es zwar nicht der Wunsch Hannovers, daß Civilsachen künftig durch Appellation an das Bundesgericht in gewöhnlichen Fällen gebracht werden sollten, oder zu verhindern, daß die Landesherren nicht vor ihren eigenen Gerichten Recht geben und nehmen sollten; nur muß man hannoverscher Seits für nöthig halten, daß in solchen Fällen die Richter von ihren Pflichten gegen den Herrn entbunden und lediglich nach den Gesetzen (mit Hintansetzung aller etwanigen Cabinets-Rescripte) Recht zu sprechen angewiesen seien.

„In solchen Fällen aber, wo Stände gegen den Mißbrauch der Souverainetätsrechte der Fürsten klagen wollen, muß nothwendig der Recurs an den Bund ihnen offen stehen.

„Nur durch solche liberale Grundsätze können wir bei dem jetzigen Zeitgeiste und bei den billigen Forderungen der deutschen Nation Ruhm und Zufriedenheit herzustellen hoffen.

Wien, den 21. October 1814. „Münster. Hardenberg."*)

*) Der hannoversche zweite Bevollmächtigte, ein Verwandter des preußischen Staatskanzlers.

Eine, in so entschiedener Sprache abgegebene, Erklärung ging nicht spurlos vorüber; selbst der Fürst Metternich wurde durch Münster, Stein, Hardenberg und Humboldt in die liberale Strömung so weit mit hineingezogen, daß er gegen den Antrag des würtembergischen Gesandten auf Annahme des unschuldigen Wörtchens „Souverainetät" bemerkte, daß „Regierungsrechte" Alles umfassen, was zu bezeichnen sei; in neueren Zeiten wären mit dem Worte „Souverainetätsrechte", welches jedoch nur Regierungsrechte enthielt, despotische Rechte verwechselt worden, dergleichen man nicht begehren könne." In Betreff der Gleichberechtigung mit den Großmächten, welche Würtemberg beanspruchte, entgegnete Metternich: „es sei keineswegs die Absicht, ganz Deutschland unter die fünf größeren Staaten zu vertheilen, sondern nur die ausübende Gewalt durch Uebertragung an einen Rath derselben zu verstärken." Auch Baiern wollte von seinem Großmachtspielen nicht ablassen und erklärte: „es könne auf das Recht Verträge mit Auswärtigen zu schließen nicht verzichten, weil der bairische Nationalstolz an diesem Rechte Gefallen trage und der König als Landesherr eine heilige Pflicht dazu habe."

Die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche Baiern und Würtemberg dem Zustandekommen einer Bundesverfassung machten, suchte Stein, welcher diese Angelegenheit mit unablässigem Eifer betrieb, die Bevollmächtigten der kleineren deutschen Höfe und Hansestädte für seinen Plan zu gewinnen, was ihm um so eher gelang, als diese sich nicht verhehlen durften, daß sie nur durch Anerkennung der, von Münster in Antrag gebrachten, landständischen Rechte ihr Bestehen für die Zukunft zu sichern vermöchten. Um aber zugleich auch Oestreich und Preußen auf der, von ihnen betretenen, Bahn festzuhalten, wandte sich Stein an den Kaiser Alexander; denn leider war es mit dem Ehr- und Nationalgefühl der deutschen Fürsten jener Zeit so traurig bestellt, daß ein deutscher Ehrenmann wie der Freiherr von Stein die Sorge für die Rechte und Freiheiten der deutschen Nation mit größerem Vertrauen einem russischen Zaren, als irgend einem deutschen Fürsten anheimgeben durfte. „Die unglücklichen Ereignisse," so lautet die Denkschrift Steins an den Kaiser Alexander, Wien, den 4. November 1814, „welche im Jahre 1806 den Sturz des deutschen Reichs verursachten, sind bekannt; sie brachten Deutschland in Napoleons Gewalt und begründeten einen Despotismus der That, welcher noch jetzt in seiner ganzen Heftigkeit besteht, obgleich er sogar den Bestimmungen des Rheinbundes zuwider

ist. Diese gewährte den Fürsten eine Oberherrlichkeit, welche durch die Rechte des Protectors und die, den Mediatisirten zugestandenen, beschränkt war und keine der Landeseinrichtungen, wie Stände u. s. w. abschaffte, welche Freiheit und Eigenthum der Einwohner sicherten. Aber die deutschen Fürsten beeiferten sich, es dem Protector gleich zu thun und eilten die Schranken umzuwerfen, welche dieser ihrem Ansehen gelassen oder gesetzt hatte, und seitdem bildete sich jene ungeheure Mischung von Rechten, Mißbräuchen und Anmaßungen, welche ihre Cabinette Souverainetät nennen.

„Ihre Majestäten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen erklärten zu Kalisch den 13. (25.) März 1813 die Auflösung des Rheinbundes und luden die deutschen Fürsten ein, sich mit ihnen zu vereinigen, um ihre Fesseln zu brechen und um eine Verfassung auf Grundlagen der Gerechtigkeit und Ordnung aufzuführen. „„Sie kommen nur,““ sagt dieser Aufruf, „„um den Fürsten und Völkern Deutschlands ihre Freiheit und Unabhängigkeit, diese unveräußerlichen Stammgüter der Völker wieder erringen zu helfen und der Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reichs mächtigen Schutz und dauernde Gewähr zu leisten. Nur dieser Zweck ist es, der das Vordringen ihrer Heere gebietet und leitet.““

„Die Fortschritte der verbündeten Mächte hatten zur Folge die Befreiung Deutschlands vom fremden Joche; die Beitrittsverträge versicherten die Rechte der Fürsten gegenüber den fremden Mächten, hielten ihre Absetzung auf; aber nichts ward über ihre inneren Verhältnisse festgesetzt. Das Bündniß von Chaumont und der Pariser Friede verkündeten den Willen des versammelten Europa, „„daß Deutschland ein Bundesstaat sein sollte, dessen Einrichtung auf dem Wiener Congresse bestimmt werden solle.““*)

„Oestreich, Preußen, Hannover vereinigten sich zu diesem Zwecke mit Baiern und Würtemberg; die drei ersten schlugen einen Bundesplan vor, welcher

1. das Recht des Krieges und Friedens dem Bunde übertrug,
2. ihm die Entscheidung der Streitigkeiten unter den Fürsten überließ,
3. eine Bundesversammlung bildete, bestehend aus einem leitenden Rathe der Fünf und einem Vereine der Fürsten und Städte,
4. Landstände unter Gewähr des Bundes einrichtete und

*) Wohlgemerkt: ein Bundesstaat! Und nun haben wir es 1865 noch immer nicht weiter als bis zu einem miserabeln Staatenbunde gebracht.

5. gewisse gemeinsame Rechte für alle Einwohner.

„Die Verhandlungen über diesen Bundesvertrag hatten bisher keinen anderen Erfolg als den, von Seiten Baierns und Würtembergs ein System des Ehrgeizes entgegen den Fürsten und freien Städten, der Vereinzelung gegen den Bund und des Despotismus gegen ihr eigenes Land ans Licht zu bringen, ein System, welches den Rechten, die sie ansprechen können, den Grundsätzen der geselligen und Bundeseinrichtung, dem Glück der Regierten, der inneren Ruhe, dem Wohl Europas widerspricht.

„Europa ist daran gelegen, daß ein Zustand der Gereiztheit der Völker, eigenmächtiger Plackereien der Fürsten aufhöre; er beeinträchtigt die allgemeine und innere Ruhe; Europa ist daran gelegen, daß nicht ein Schwarm kleiner Höfe existire, deren aufregende, stänkernde und nothwendig treulose Politik eine Verwickelung von Ränken und Schlichen unterhält, die mehr oder weniger auf die Verhältnisse der großen Höfe einwirken. Es ist den Grundsätzen von Gerechtigkeit und Freisinnigkeit der verbündeten Mächte angemessen, daß Deutschland einer staatlichen und bürgerlichen Freiheit genieße, daß der Souverainetät der Fürsten Grenzen gezogen werden, daß die schreienden Mißbräuche der Gewalt aufhören, daß ein alter und durch seine Waffenthaten, seinen Einfluß in den Berathungen, seinen Vorrang in der Kirche hervorleuchtender Adel nicht überliefert werde den Launen der Despoten, welche durch eine jacobinische und neidische Dienerschaft geleitet werden, endlich, daß die Rechte Aller festgesetzt und geschützt werden und daß Deutschland aufhöre ein weiter Sammelplatz von Unterdrückern und Unterdrückten zu sein." Schließlich wird beantragt: Oestreich, Preußen und Hannover einzuladen, auf den, von ihnen aufgestellten, Verfassungsgrundsätzen zu bestehen, ihnen Rußlands Unterstützung hierbei zuzusichern und in diesem Sinne eine vertrauliche Note an sie zu erlassen. Den Entwurf zu einer solchen Note hatte Stein seiner Denkschrift beigefügt, welche, nachdem auf den Rath Alexanders einige, die ehemaligen Rheinbundfürsten zu sehr verletzende, Stellen gemildert worden waren, am 11. November im Auftrage des Kaisers von Nesselrode unterzeichnet und an Hardenberg und Metternich übergeben wurde. „Der unterzeichnete Staatssecretair" — schreibt Nesselrode — „hat Sr. Majestät dem Kaiser, seinem erhabenen Herrn, von den Erfolgen der auf die künftige deutsche Verfassung bezüglichen Conferenzen Rechenschaft abgelegt. Se. Kaiserl. Majestät haben daraus mit lebhafter Befriedigung ersehen, daß die

Cabinette von Berlin, Wien und Hannover am 14. October einen Bundesplan vorgelegt haben, welcher den Grundsätzen der Gerechtigkeit und geselliger Einrichtung, dem Glück der Einzelnen und dem Vortheil Europas entspricht, indem sie verlangen, daß das Recht zu Krieg und Frieden, das Recht, die Streitigkeiten der Fürsten zu schlichten und über die allgemeineren Interessen zu wahren, dem Bunde übertragen, und daß zum Schutze der Freiheit und des Eigenthums Landstände gebildet und durch den Bund gewährleistet werden sollen. Ihre Majestäten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen erklärten zu Kalisch am 13. (25.) März 1813 die Auflösung des Rheinbundes und ihren festen und unveränderlichen Entschluß, den deutschen Fürsten und Völkern zur Wiedererlangung ihrer Freiheit und ihrer Unabhängigkeit zu helfen. Die Siege der verbündeten Mächte hatten die Befreiung Deutschlands vom fremden Joche zur Folge; Beitrittsbündnisse sicherten den Fürsten ihre Erhaltung, aber nichts ward damals über ihre inneren Verhältnisse bestimmt." Die Note erinnert daran, daß in dem Vertrage von Chaumont und in dem Pariser Frieden ausdrücklich bestimmt worden sei: Deutschland solle einen „Bundesstaat" bilden. „Nur in einem solchen System," heißt es dann weiter, „kann Europa die Gewähr der inneren Ruhe Deutschlands und daher die Hoffnung finden, daß dessen Kräfte zunächst einer vereinfachten Leitung unterworfen, allein für das allgemeine Beste verwendet werden, daß der Zustand von Aufregung überall aufhöre, daß die Mißbräuche der Gewalt verhütet, die Verhältnisse des Adels festgesetzt und daß die Rechte Aller bestimmt und durch starke, weise und freisinnige Einrichtungen beschützt werden. Diese Grundsätze finden sich in ihrer ganzen Kraft und Reinheit in dem, durch die Cabinette von Wien, Berlin und Hannover vorgeschlagenen Bundesplane. S. M. der Kaiser von Rußland vermag daher nur ihnen seine völlige Beistimmung zu ertheilen. Entschieden diesen Plan durch seine Vermittelung zu unterstützen, wenn die Umstände es erheischen sollten, so hat Se. Majestät den Unterzeichneten beauftragt, hiervon Sr. Durchlaucht dem Fürsten von Metternich die Versicherung zu ertheilen und sich mit ihm vertraulich über die Mittel zu besprechen, um ihm allgemeine Annahme zu sichern. Die Theilnahme, welche der Kaiser dieser edlen und schönen Sache widmet, stützt sich auf Betrachtungen, welche noch viel entscheidender für ihre erhabenen Verbündeten sind, und aus einem solchen Zusammentreffen der Umstände können

nur heilsame, der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessene Entscheidungen entspringen. Graf Nesselrode."

Diesen wohlmeinend drohend aufgehobenen russischen Kantschu legte Metternich in der Sitzung vom 12. November der Conferenz vor. Er erklärte, wie der ernste Wunsch des Kaisers von Oestreich, seines Herrn, auf die Wiederherstellung des deutschen Bundes gerichtet sei, welche die Erhaltung einer jahrelangen Ruhe zum Zweck habe, die nur in sofern möglich sei, als im Centrum von Europa eine große Defensiv-Vereinigung statt finde. Der preußische Bevollmächtigte (Humboldt) erklärte: der König, sein Herr, sehe es als eine Regentenpflicht gegen seine Unterthanen an, diese wieder in eine Verbindung zu bringen, wodurch sie mit Deutschland eine Nation bildeten und die Vortheile genössen, welche daraus für die Mitglieder derselben erwachsen müßten. Graf Münster erklärte ebenfalls, daß es die bestimmteste Absicht des Prinzen-Regenten sei, daß der deutsche Bund nach den bereits angegebenen allgemeinen Grundsätzen hergestellt werde.

Vergeblich hatten bisher einige zwanzig Excellenzen als Bevollmächtigte der kleineren deutschen Höfe es versucht, sich nicht blos durch einen lächerlich-pomphaften Aufzug bei den Festlichkeiten und einen ausgezeichneten Appetit bei der kaiserlichen Tafel, sondern auch durch politische Kundgebungen und Anfragen bei Metternich und Hardenberg bemerklich zu machen. Da zog Stein es mit seinem Freunde, dem nassauischen Minister Marschall, in Erwägung, ob man nicht vermittelst einer so respectabeln Anzahl Bevollmächtigter der Kleinen versuchen solle, die Verhandlungen der deutschen Angelegenheiten zu fördern. Stein verfaßte den Entwurf zu einer Note, deren genauere Formulirung und Unterzeichnung bei den Bevollmächtigten der kleineren Höfe Marschall übernahm. Dieser schreibt an Stein, Wien, den 5. November 1814. „Ew. Excellenz sende ich die mir mitgetheilten Protokolle sammt Anlagen zurück. Ich habe gestern davon den verabredeten Gebrauch gemacht. Die beiden Hessen, die sächsischen Herzogthümer, Mecklenburg, Nassau sind bereit, die Declaration abzugeben. Was insbesondere die Rechte und Freiheiten deutscher Unterthanen betrifft, so wird man sich verbindlich machen und so erklären, wie in dem bekannten Münsterschen Voto dieselben bezeichnet sind. Deshalb ist dieses Votum von Allen extrahirt worden. Dieser wichtige Punkt werde also bei Hessen-Darmstadt auch durchgesetzt. Ich wünsche nur, daß dies Bei-

spiel wirken möge. An Badens Nachahmung zweifle ich nach der Ankunft meines Bruders nicht. Es wird nun darauf ankommen, ob es nicht zweckmäßig wäre, auch Braunschweig zu veranlassen, die Erklärung mit zu unterzeichnen; der Herzog hat bekanntlich keine liberalen Gesinnungen, man wird ihm aber die Hände auf diese Art leicht binden. Auf die Fortsetzung der Protokolle bin ich sehr begierig.

„N. S. Ew. Excellenz übersende ich in der Anlage eine Abschrift der Note, die heut von sämmtlichen fürstlichen Abgeordneten, mit Ausnahme des oldenburgischen, übergeben worden ist. Dieselbe weicht sehr von dem ursprünglichen Entwurfe ab; das Wesentlichste, die Erklärung für allgemeine Errichtung von Landständen in allen deutschen Staaten mit den ihnen nothwendigen Rechten, ist geblieben. — Baden hat sich endlich auch entschlossen eine Note zu übergeben, die aber dem Hauptzwecke nicht entsprich, indem sie von Allem, was auf Einführung einer liberalen innern Verfassung Bezug hat, schweigt. v. Marschall."

Baiern, Würtemberg und Baden war der Napoleonische Hochmuthsteufel so in die Kronen gefahren, daß auf eine Verständigung mit ihnen in der deutschen Bundesangelegenheit verzichtet werden mußte. Unverhohlen sprachen sie es aus, daß sie sich der, ihnen von Napoleon ertheilten, von Oestreich gewährleisteten Souverainetät nach keiner Seite hin entäußern würden: weder nach Außen hin, um sich Preußen und Oestreich unterzuordnen, noch nach Innen, um ihre bisher unabhängige Regierung durch landständische Verfassung beschränken zu lassen.

Da Baiern und Würtemberg sich nicht einmal damit begnügten, daß ihnen neben Oestreich, Preußen und Hannover als vierte und fünfte Macht Sitz und Stimme bei den Berathungen über die Bundesverfassung verliehen worden war, erhoben die anderen kleineren deutschen Gemächte noch gewaltigeren Lärm darüber, daß sie nicht einmal von den Verhandlungen in Kenntniß gesetzt wurden. Von drei verschiedenen Seiten gingen an einem Tage, dem 16. November, bei dem Fürsten Metternich Proteste gegen den Gang der bisherigen Verhandlungen ein. Der badensche Minister erklärte im Auftrage seines Großherzogs: er müsse fünf einzelnen deutschen Fürsten das Recht bestreiten, Gesetzgeber der übrigen zu werden und verwahrte sich gegen die Erwartung, fremde Ketten abgestreift zu haben, um vielleicht heimische

zu tragen und fügte hochtrotzig hinzu: „der Großherzog von Baden sei nicht gewillt, seiner Stelle unter den ersten Fürsten Deutschlands und der Ausübung einzelner Bundesrechte zu Gunsten einzelner Mitglieder, denen er gleichberechtigt sei, jemals zu entsagen."

Einen zweiten Protest hatten 24 deutsche Fürsten: beide Hessen, drei von Anhalt, Braunschweig, die beiden Mecklenburg, Lippe, Nassau, die sächsischen Herzöge, die Fürsten von Reuß, Schleiz, Greitz, Köstritz, Lobenstein, Waldeck Schwarzburg, beide Hohenzollern u. s. w. u. s. w., nebst den vier freien Städten Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt unterzeichnet. Sie sprachen einer Minderzahl von fünf Gleichberechtigten das Recht ab, ausschließlich und entscheidend über die, zu Einrichtung des deutschen Bundes erforderlichen, Maßregeln zu berathen. Sie erklärten, sich ihre Rechte vorzubehalten und ersuchten Preußen und Oestreich, ihnen auf der Grundlage gleicher Rechte und vollständiger Vertretung aller Bundesglieder beruhende Vorschläge über Deutschlands Verfassung und die, zu Sicherung der Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands und der Deutschen nothwendig scheinenden, Maßregeln zur freien Berathung und Beschlußnahme mitzutheilen. Abweichend von dem hochfahrenden Gebahren Baierns und Würtembergs erklärten die Kleinen ihre Bereitwilligkeit, zum Besten des Ganzen den für Alle zu beschließenden Beschränkungen ihrer Souverainetät sowohl im Innern ihrer Staaten als gegen Auswärtige beizupflichten. Sie erklärten sich namentlich damit einverstanden, daß aller und jeder Willkür, wie im Ganzen durch die Bundesverfassung, so im Einzelnen durch die Einführung landständischer Verfassungen in allen deutschen Staaten vorgebeugt, den Ständen das Recht zur Verwilligung und Regulirung sämmtlicher zur Staatsverwaltung nothwendigen Abgaben, das Recht der Einwilligung bei allgemeinen Landesgesetzen, das Recht der Mitaufsicht über die Verwendung der Steuern und das Recht der Beschwerdeführung bei Malversation der Staatsdiener und Mißbräuchen jeder Art gegeben werde; sie wünschten den Rechtsgang von jeder Willkür unabhängig gestellt und als Schlußstein der deutschen Verfassung die Wiederherstellung der Kaiserwürde.

Der dritte Protest ging an demselben Tage von Seiten der würtembergischen Bevollmächtigten ein, welche im Auftrage ihres Königs eine Note übergaben, worin sie den Verfassungsausschuß beschuldigten, von dem vorgelegten Plane abgegangen zu sein, wodurch sich der König veranlaßt finde zu erklären,

daß er es mit seinen Pflichten als unvereinbar ansehe, sich fernerhin über einzelne Gegenstände auszusprechen, mithin die Vorlage des Ganzen erwarte, außerdem aber den König zur Verzichtleistung auf unbestrittene Rechte nur die dafür zu erhaltenden Vortheile, von denen bislang ihm noch nichts bekannt geworden sei, vermögen könnten.

Anstatt froh zu sein, einen so ungefügen Beisitzer, welcher moralisch und materiell sich nur allzubreit machte, los zu sein, nahmen Preußen und Oestreich davon Veranlassung, die Verfassungsberathungen ganz einzustellen. Beide Mächte erklärten in einer Erwiderung vom 22. November: der Abschluß der Verhandlungen sei hauptsächlich durch die, von würtembergischer Seite gegen die mehresten Vorschläge erregten, Widersprüche oder unerledigt gebliebenen Vorbehalte aufgehalten worden, wodurch bei den deutschen Fürsten, welche nicht Mitglieder des Ausschusses seien, Unzufriedenheit erregt und in vielen Gegenden Deutschlands ein nicht länger zu duldender Zustand von Willkür der Regierungen und von Aufregung der Unterthanen erhalten werde; es hänge keineswegs von der Willkür der Fürsten ab, dem Bunde beizutreten oder nicht; die aus dem Bunde für das Ganze der deutschen Nation entspringenden Vortheile seien hinreichende Entschädigung für Entsagungen und Opfer, welche das Wohl des Ganzen erfordere. Der Zweck des großen Bundes, welcher Europa von einem schimpflichen Joche befreit habe, sei hinsichtlich Deutschlands feierlich und öffentlich ausgesprochen worden: Aufhebung des Rheinbundes und Wiederherstellung der deutschen Freiheit und Verfassung unter gewissen Bedingungen; für diese Zwecke hätten die Völker die Waffen ergriffen und die Staaten, welche dem Bunde beigetreten, sich schon allein durch ihren Beitritt für denselben Zweck erklärt; der Pariser Friede endlich habe Deutschlands Bundesverfassung festgesetzt und Europas Interesse, Deutschland durch ein solches Band beruhigt und befestiget zu sehen, dulde es ebenso wenig, einem deutschen Staate zu gestatten, sich durch Ausschließung vom Bunde, mit dem Wohle des Ganzen geradezu in Widerspruch zu setzen, als dies unmitttelbarer Weise zu gestatten, indem man die Verwerfung der Mittel erlaube, die allein zum Ziele führen könnten.

Die würtembergischen Minister suchten in einer Note vom 24. November die ihnen gemachten Vorwürfe abzulehnen und beharrten bei ihren Forderungen. Dies Ausscheiden Würtembergs wurde indeß von Oestreich und Preußen

nur als ein willkommener Vorwand ergriffen, den Ausschuß für die deutschen Verfassungsangelegenheiten nicht wieder zusammentreten zu lassen. Denn daß „die Wiederherstellung der deutschen Freiheit und der nicht länger zu duldende Zustand der Willkür der Regierungen“ den beiden Großmächten nicht allzu sehr am Herzen gelegen, hat ihr späteres Verhalten in ihren eigenen Ländern zur Genüge bewiesen.

Der vornehmste Grund, weshalb die deutsche Verfassungsfrage zurückgestellt wurde, war das inzwischen eingetretene Zerwürfniß Oestreichs mit Preußen, welches durch die Verhandlungen über die Besitznahme Sachsens durch Preußen, Polens durch Rußland und über die Wiederherstellung der deutschen Kaiserwürde herbeigeführt wurde.

Achtzehntes Kapitel.

Die Festlichkeiten ohne Ende, der Congreß ohne Anfang. — Englische Note und Zuschrift Castlereagh's an den Kaiser Alexander vom 12. October. — Alexander schwärmt für die Wiederherstellung Polens. — Steins Denkschrift, Polen betreffend, am 6. October dem Kaiser Alexander überreicht. — Stein widerräth die Wiederherstellung eines constitutionellen Königreichs Polen. — Der Kaiser vertheidigt seinen Plan gegen Stein. — Capo d'Istria stimmt Stein bei. — Desgleichen Pozzo di Borgo in einer Denkschrift vom 20. October, und ebenso Nesselrode. — Alexander verbietet der Herzogin von Sagan den ferneren Umgang mit Metternich. — Beantwortung der englischen Note und des Briefes Castlereagh's am 30. October. — Der einzige gesunde Gedanke des Congresses geht von dem Kaiser Alexander aus. — Hardenberg läßt sich von Metternich beschwatzen. — Der König von Preußen erklärt, mit Alexander gemeinschaftliche Sache zu machen. — Castlereagh's Antwort an Alexander den 6. November. — Metternich hilft sich mit dreisten Lügen.



Die Festlichkeiten und schwelgerischen Gelage bei Tag und Nacht nahmen kein Ende, der Congreß keinen Anfang; dort galt es den Lüsten und Gelüsten der vornehmen Welt ein Genüge zu thun, hier das Wohl und Weh der Völker in Erwägung zu bringen; da blieb es nicht zweifelhaft, welches von beiden den Vortritt haben sollte.

Endlich am 30. October ward in einer Versammlung, zu welcher Metternich die Abgeordneten der acht Mächte eingeladen hatte, beschlossen, für's Erste den Congreß noch nicht durch eine allgemeine Vereinigung sämmtlicher Abgeordneten zu eröffnen, sondern zuvörderst durch einen Ausschuß der acht Mächte sämmtliche Vollmachten prüfen zu lassen. Der Ausschuß versammelte sich am

folgenden Tage bei Metternich; ein Antrag Talleyrands: vorläufig auch solche Abgeordnete zuzulassen, deren Vollmacht bestritten würde, wodurch er den Bevollmächtigten des noch in Gefangenschaft gehaltenen Königs von Sachsen einzuschmuggeln gedachte, wurde abgelehnt.

Mißtrauen, Mißgunst und gehässige Eifersucht hatten bereits das Bündniß, welches der Nothstand des Krieges zusammengeführt und nothdürftig zusammengehalten hatte, mit giftigem Hauche beschädiget, so daß es mit jedem Conferenztage der Auflösung mehr und mehr entgegenging. Der Kaiser Alexander, von Natur gutmüthig und leutselig, durch französisch-deutsche Erziehung zu politisch-freisinnigen Ideen sich hinneigend und den Beruf in sich fühlend, als Gegenheld Napoleons des Unterdrückers, als Befreier der Welt aufzutreten, war durch die Begeisterung, mit welcher ihn Deutschland aller Orten empfing, durch die Schmeicheleien, mit welchen ihm Frankreich und insbesondeee Paris huldigten, so verwöhnt, daß seine Eitelkeit sich sehr verletzt fühlte, als nach der Niederwerfung Napoleons und nach dem Friedensschlusse mit Frankreich die Begeisterung für ihn sich abzukühlen begann und sein Wort und Wille nicht mehr als allein gültig anerkannt wurde.

England war es, welches in einer, dem Kaiser am 12. October in Wien übergebenen Note in Betreff Polens und mehr noch in dem, von Castlereagh hinzugefügten Begleitschreiben einen Ton anschlug, an dessen Klang das Ohr des Selbstherrschers nicht gewöhnt war. In der Note wurde der Kaiser daran erinnert, daß er durch die Verträge von Kalisch, Reichenbach und Teplitz zur Auflösung des Herzogthums Warschau und Vertheilung desselben unter Preußen, Oestreich und Rußland verpflichtet sei. Wolle jetzt der Kaiser Preußen nur Danzig und eine Verbindung zwischen Ostpreußen und Schlesien zugestehen, das übrige Herzogthum Warschau mit vier Millionen Einwohnern und den Festungen behalten, so würden dadurch zunächst seine Nachbarn Preußen und Oestreich höchst gefährdet, ihre Hauptstädte blosgestellt und eine allgemeine Bestürzung bei allen Cabinetten verbreitet; ein solcher Plan mit Verletzung der Verträge, enthalte einen T r e u b r u c h. Der Kaiser wurde, wenn es ihm Ernst sei, die Lage der Polen zu verbessern, darauf hingewiesen, daß er mit den, ihm durch frühere Theilungen zugefallenen, Provinzen den Anfang machen möge. „Wolle der Kaiser,“ so schließt diese Zuschrift „dabei beharren, das Herzogthum Warschau militairisch besetzt zu halten, so würde man allen, in Wien versammelten

Gesandten erklären müssen, daß man durch Rußlands Verfahren aller Hoffnung auf Beantragung eines geordneten Zustandes, wie man ihn zu Paris verheißen habe, beraubt sei. Der Kaiser möge diese Folge in ernstliche Ueberlegung nehmen." War schon der Ton dieser Note für den, nur an Schmeichelrede gewöhnten, Kaiser verletzend, so war es in noch empfindlicherem Grade der des Begleitschreibens des Lords Castlereagh. Zwar hatte der edle Lord im Eingange seines Briefes es nicht an Huldigungen fehlen lassen. Er rühmte den Kaiser, welcher das große Werk vor allen anderen bis zur Grenze der Erfüllung geleitet habe und nun durch Einfluß und Beispiel die europäischen Cabinette mit dem Geiste der Duldung, Mäßigung und Großmuth erfüllen werde. „Die Stellung," heißt es dann in dem Schreiben, „welche Ew. Kais. Majestät gegenwärtig in Europa einnimmt, setzt Sie in den Stand, Jedes und Alles für das allgemeine Glück zu thun, wenn Sie Ihre Einmischung auf gerechte Grundsätze stützen, denen Europa sich beugen wird. Sollten Sie unglücklicher Weise die öffentliche Meinung hinter sich lassen, so würde ich verzweifeln, irgend eine gerechte und feste Ordnung der Dinge in Europa zu erblicken und zu meinem Schmerze Ew. Kais. Majestät zum ersten Male, selbst von solchen, die Sie befreit haben, als Gegenstand der Besorgniß statt des Vertrauens betrachtet sehen. Dieses darf nicht geschehen; Ew. Kais. Majestät werden sich über alle geringen Betrachtungen erheben und Europa den Frieden geben, den es von Ihren Händen erwartet." — Der Kaiser Alexander hatte eine Vorliebe für die Polen, und zwar nicht nur, wie man wissen wollte, für die schönen Polinnen, sondern für einige der hervorragenden Persönlichkeiten, die nach den Niederlagen Napoleons vertrauensvoll ihm entgegenkamen in der Hoffnung, die Wiederherstellung Polens, welche dieser ihnen als trügerischen Köder vorhielt, durch den großmüthigen Zaren zu erreichen. In Warschau von der Bevölkerung mit Jubel empfangen, von den Magnaten und den schönen Töchtern des Landes als Befreier begrüßt, ging dem Kaiser der große Gedanke durch das Herz, ein constitutionelles Königreich Polen herzustellen, mit welchem das russische Polen vereinigt werden sollte. Der Fürst Adam Czartoryski, Graf Oginski und andere einflußreiche Männer wußten Alexander für diesen Plan so zu erwärmen, daß er ihn während des ganzen Feldzuges mit sich herumtrug, in Paris die Anführer der polnischen Regimenter dadurch für sich zu gewinnen suchte und in Wien diese Angelegenheit mit leidenschaftlichem Eifer vor allen anderen betrieb

Hier äußerte er bald nach seiner Ankunft gegen den, von ihm mit besonderem Vertrauen beehrten, General von dem Knesebeck: „Rußlands Macht ist für Europa beunruhigend; dennoch erfordert die Ehre des Volks eine Vergrößerung als Belohnung seiner Opfer, seiner Anstrengung, seiner Siege. Sie kann aber nicht anders unschädlich gemacht werden, als indem man mit Warschau das russische Polen vereiniget, ihm eine Staatsverfassung, ein eigenes Heer giebt, das russische zurückzieht und das Land hierdurch in eine gemäßigte Abhängigkeit von Rußland setzt."

Gegen die, gewiß redlichen und hochherzigen, Absichten des Kaisers wurden von den verschiedensten Seiten her Bedenken, Abmahnungen, selbst Drohungen erhoben. Am unbegreiflichsten dünkte es Alexander, daß Stein, den er wegen allzufreisinnigen Vorgehens in den deutschen Angelegenheiten öfter zurückhalten mußte, in den polnischen seinem Vorhaben entgegentrat. Der Kaiser forderte ihn auf, seine Gegenansichten in einer Denkschrift nieder zu schreiben und diese ihm vorzulegen. Am 6. October überreichte Stein dem Kaiser Nachstehendes:

„Des Kaisers Majestät verlangt:

eine Grenze in Polen gegen O streich und Preußen, welche diese beiden Mächte bedroht; ferner die E willigung seiner Verbündeten zu einer Verfassung Polens.

Die Grenze von Thorn über Kalisch auf Krakau greift Oestreich und Preußen an; sie stellt außerdem gegen dieses letztere eine Linie mit einspringenden Winkeln in West- und Ostpreußen auf, welche so wunderlich und unregelmäßig ist, daß sie selbst in Friedenszeit jede Verwaltungsmaßregel hemmt.

„Eine Verwaltung, welche das ganze russische Polen unter dem Namen eines Königreichs zu einem politischen Ganzen verbindet, es von Rußland trennt und in einen, mit diesem Reiche vereinigten, Staat verändert, zerstört die innere Einheit der Regierung, hindert deren Gang, unterhält bei den russischen Polen eine Neigung ihre Unabhängigkeit herzustellen und in denen, welche den anderen Mächten verbleiben, einen Keim der Gährung und der Neigung sich abzulösen.

„Dieser Zustand der Dinge enthält Elemente der Uneinigkeit zwischen dem despotisch-regierten Rußland und dem verfassungsfreien Polen; das erstere wird in diesem Unterschiede einen Grund zur Eifersucht finden, es

wird stets bereit sein, die Einheit in Einverleibung zu verwandeln; das letztere wird unruhig sein über die Erhaltung seiner Rechte und seine Unruhe den gesetzlosen und umwälzerischen Charakter des Volks annehmen und der Vereinigung wird entweder die Trennung oder die Unterjochung folgen, Veränderungen, welche jedoch nur durch Erschütterungen bewirkt werden. Eine solche Lage der Dinge ist also zuwider dem allgemeinen Besten Europas, welches Frieden bedarf, den großherzigen und wohlthätigen Absichten des Kaisers, dem wahren Sinne der Verpflichtungen, welche er mit seinen treuen Verbündeten eingegangen ist."

Stein erkennt an, daß an den Polen eine politische Ungerechtigkeit durch die Theilung begangen wurde, welche wieder gut zu machen die Aufgabe des Kaisers sei, allein er will den Polen keine Reichsverfassung, sondern nur Provinzialstände zugestanden wissen. Er erinnert „an die strafbare Schuld, die sie selbst an ihrem eigenen Unglück tragen durch drei Jahrhunderte von Gesetzlosigkeit und durch die Verderbtheit ihrer Großen." Schon Stephan Batori, einer ihrer größten Könige, sagte zu ihnen im 16. Jahrhundert: „Polen! Ihr verdankt Eure Rettung nicht den Gesetzen — Ihr kennt sie nicht; nicht der Regierung — Ihr achtet sie nicht; Ihr verdankt sie allein nur dem Zufall." — Diesen Zufall oder besser gesagt, diese Vorsehung haben sie ermüdet und sie sind unterjocht worden. —

Auch an Hardenberg theilte Stein die Reformpläne, welche er dem Kaiser für Polen empfohlen hatte, mit; es waren im Grunde genommen dieselben, welche beide Staatsmänner früher mit Geschick und Erfolg in Preußen durchgeführt hatten. Bevor mit einer Reichsverfassung vorgegangen werde, hält er es für rathsam, „zuvörderst den einzelnen Theilen Polens eine Communal-, Municipal- und Provinzial-Verfassung zu geben, die die Nation entwickelt, vorbereitet und ihr Alles das verschafft, was zu ihrem Wohlstande und wahrem Glück nothwendig ist."

Hardenberg stimmte den Ansichten Steins vollkommen bei, und da der König von Preußen zu wiederholten Malen gegen beide Minister auf das bestimmteste erklärt hatte: „er wolle Gott danken, wenn er bei dieser Gelegenheit alle seine polnischen Unterthanen los werde, und daß er sich nicht eine einzige polnische Seele werde aufbinden lassen," standen von dieser Seite den Erwerbungen, welche der Kaiser von Rußland zu machen beabsichtigte, keine Schwierigkeit entgegen.

Alexander hatte zwei Wochen vorübergehen lassen, ohne mit Stein über die ihm übergebene Denkschrift zu sprechen. Endlich am 19. October ließ er ihn rufen, sprach zuerst mit ihm über die Bestimmung, welche er dem bisherigen Gouverneur von Sachsen, Fürsten Repnin, zugedacht habe, dann nach einer Pause hub er an: „Sie haben mir über Polen geschrieben; weshalb haben Sie, der so freisinnige Ideen bei allen Gelegenheiten zeigt, bei dieser so entgegengesetzte vorgeschlagen?“

„„Es schien mir,““ entgegnete Stein, „„daß man die Grundsätze in der Anwendung nach der Natur des Gegenstandes, worauf man sie anwendet, bestimmen muß und ich fürchte, dieses Polen wird für Sie nichts, als eine Quelle von Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten sein; ihm fehlt ein dritter Stand, der in allen gesitteten Ländern der Aufbewahrer der Einsichten, der Sitten, der Reichthümer des Volkes ist; der dritte Stand in Polen besteht allein aus einem unwissenden und ungestümen kleinen Adel und Juden; und es ist gerade derselbe Mangel eines dritten Standes, der Sie in Ihren Einrichtungsplänen in Rußland aufhält.““

„Das ist wahr, aber in dem ehemaligen Herzogthume Warschau gingen die Sachen ganz gut.“ „„Sehr unvollkommen; Napoleon drückte sie zusammen und zwang sie auf einem Striche zu bleiben.““ „Ich werde sie in Zucht zu halten wissen; und außerdem habe ich mich noch nicht über die Art ausgesprochen, wie ich den Plan ausführen will diesem Volke Einrichtungen zu geben, welches so viel gethan hat seine Nationalität zu bewahren.“ *) — Der Kaiser entließ Stein in gewohnter Freundlichkeit, obschon er seinen Unwillen nicht verbarg, den er darüber empfand, daß ihm von allen Seiten und sogar von seinen nächsten Umgebungen in Beziehung auf die Pläne, die er mit Polen vorhabe, entgegengearbeitet werde. Als er Capo d'Istria über seine Meinung in dieser Sache befragte, äußerte dieser übereinstimmend mit Stein:

*) Pertz, Steins Leben. IV. 175. Was das „Zusammendrücken durch Napoleon“ betrifft, so wollen wir daran erinnern, daß er dem Herzogthum Warschau durch ein, zu Dresden den 21. Juli 1807 erlassenes, Decret eine Verfassung verlieh, deren erster Artikel lautete: „Die Leibeigenschaft ist aufgehoben; alle Bürger sind vor dem Gesetze gleich.“ Gemeindeversammlungen, Landtage, allgemeine Reichstage, Verantwortlichkeit der Minister und was sonst noch zu einer „constitutionellen Regierung“ gehört, ward dem Herzogthum Warschau verliehen.

„er halte Polen, dem der Mittelstand fehle, für unfähig zu einer freien Verfassung und der Kaiser werde, indem er diese in Polen ausrufe, bei allen seinen Nachbarn Besorgnisse wegen innerer Unruhen erregen.“

Alexander, welcher mit Zuversicht darauf rechnete, daß von seinen Rathgebern die Ausländer, namentlich die Deutschen (Stein, Nesselrode) und die Italiener (Capo d'Istria und Pozzo di Borgo) seinem Plane einer Wiederherstellung Polens unbedingt zustimmen würden, wurde sehr empfindlich, als er gerade von diesen den entschiedensten Widerspruch erfuhr. Pozzo di Borgo erklärte sich in einer, dem Kaiser am 20. October übergebenen, Denkschrift in gleicher Weise wie Stein gegen eine Trennung Polens von Rußland und hob nachdrücklich hervor, „wie durch Errichtung eines constitutionellen Königreichs Polen unter dem russischen Zaren die, unter östreichischer und preußischer Herrschaft verbleibenden, Polen zu beständiger Auflehnung gegen ihre Regierungen und zur Vereinigung mit ihren Landsleuten angereizt würden. Dies zu verhüten würden Oestreich und Preußen sich gegen Rußland verbünden; es sei aber ein großer Irrthum in der Politik, allgemeine und dauernde Interessen gegen sich selbst zu schaffen, denn diese haben gewöhnlich unwiderstehliche Kraft, sie unterbrechen die Eifersucht der eifersüchtigsten Höfe, vereinigen die am meisten getrennten und ebenen unübersteiglich geglaubte Hindernisse . . . Noch gefährlicher aber als für das Ausland sei die Sache für Rußland, das durch den Kaiser zur herrschenden Macht in Europa erhoben, jetzt von seiner Weisheit Schranken erhalten sollte. Rußlands neuere Geschichte habe fast ausschließlich die Zerstörung Polens zum Gegenstande; diese sei in der Absicht unternommen, Rußland in unmittelbaren Verkehr mit den übrigen Völkern Europas zu setzen und ihm einen weiteren Schauplatz für die Anwendung seiner Macht und seiner Talente, der Befriedigung seines Stolzes, seiner Leidenschaft und Interessen zu eröffnen. Die Folgen dieses gelungenen Planes durch eine einfache Bekanntmachung zerstören, heiße die Einheit der Regierung antasten. „Kaiser von Rußland“ und „König von Polen“ seien unverträgliche Titel; kein Herrscher könne sie in sich vereinigen, ohne eins von beiden, oder beide Völker unzufrieden zu machen. Allgemein anerkannte Eroberungen, zumal wenn sie ihrem Wesen und ihrer Wichtigkeit nach zur Grundpolitik des erobernden Staats gehören, müsse man durchaus behaupten; sie augenblicklich aufgeben heiße in Zusammensetzung und

Haushalt des Reichs unglückliche Aenderungen anbringen und bei den Völkern sehr schädliche und sehr gefährliche Meinungs-Verschiedenheiten und moralischen Widerstand hervorrufen. Wie könne man so viele Landschaften von der Reichsverwaltung trennen, um daraus einen, der That nach, unabhängigen Staat zu bilden, der sich nach einem, mit ihm ausbedungenen, System der Freiheit regiere, seine Auflagen bewillige, über deren Verwendung entscheide, und der ein Heer bilden solle, indessen sich seine Eroberer zurückziehen sollen, um dieser Revolution als bloße Zuschauer beizuwohnen, ohne daß bei den nun Freigelassenen, Mißbräuche, bei den alten Unterthanen Widerwillen entständen. Wenn die Russen mit dem Gefühl der Wirklichkeit der Macht für eine duldende Lage bestimmt bleiben und die Polen in ihrem Zustande verhältnißmäßiger Schwäche und Unterordnung sich frei regieren, wenn sich zu diesen größeren Rechten noch der Muthwille der triumphirenden Eitelkeit geselle, so müsse man die schlimmsten Folgen gewärtigen. Eine Gleichstellung des eroberten Polens mit dem erobernden Rußland sei von Grund aus verschieden von der Annahme der Titel der ererbten Königreiche Böhmen und Ungarn durch das kleinere, erwerbende Erzherzogthum Oestreich. Durch die Annahme des polnischen Königstitels werde der Kaiser auf die eroberten Landschaften verzichten, eine, die Entwickelung Rußlands hemmende, Schranke wieder aufrichten. Diese neuen Einrichtungen seien selbst für die Polen gefahrvoll u. s. w." Und nun ergeht sich Pozzo in den heftigsten Ausfällen gegen die polnische Nation, welche zwei Jahrhunderte hindurch mit ihrem Vaterlande einen schamlosen Handel getrieben habe. „Wären die Polen," so fährt er fort, „so gut für eine freie Verfassung vorbereitet, warum hätten sie denn bei Bonaparte keine Schritte gethan sich als Nation zu stellen, sondern nur als ein französisches Militairdepartement? Weshalb nicht einigen Widerwillen gezeigt, zu marschiren, um die Spanier zu morden, statt Feste und Gelage anzurichten, jedesmal, wenn ein Regiment nach den Pyrenäen zog? Die Polen fordern nicht ihre Befreiung, sondern ihre Selbstherrschaft, nachdem sie Madrid verwüstet und Moskau verbrannt haben. Sie declamiren Dramen über ihr Unglück und doch ist ihr Loos kein anderes, als was alle Völker, die sich so betragen, getroffen hat." Er rieth dem Kaiser die polnische Frage in Beziehung auf die auswärtigen Mächte auf eine bloße Grenzfrage herabzusetzen, in den Verträgen die neue Erwerbung als Rußlands Eigenthum zu bezeichnen, die neuen Einrichtungen nur auf die neuen Erwerbungen

zu beschränken, einen Vicekönig in Warschau zu ernennen und die beabsichtigte Wohlthat in der herkömmlichen Form einer Ukase als bloße kaiserliche Willensmeinung zu verkünden; eine Vertragsform schwäche das Ansehen. Er schloß mit der Bemerkung: „die Polen täuschten sich, wenn sie glaubten, ihr Heil bestehe in einer Trennungslinie zwischen den beiden Nationen; bestehen sie hartnäckig auf Absonderung, so wird das Ende für sie Knechtschaft und Unglück sein."

Bei Nesselrode fanden die Absichten Alexanders auf die Wiederherstellung eines Königreichs Polen eben so wenig Anklang wie bei den andern Ministern, wodurch die Stimmung des Kaisers immer gereizter wurde. Da er nicht ohne Grund vermuthete, daß vornehmlich Metternich seinen Plänen entgegenarbeitete, gab er diesen seinen Unwillen bei der ersten Begegnung in ganz unverhohlener Weise zu erkennen. Er warf ihm vor, „daß er ganz allein ihm in allen seinen Plänen zuwider sei, worüber er vom Wiener Publicum getadelt werde." Metternich erwiderte: „er wisse nicht, was er Seiner Majestät dem Kaiser antworten solle, da Allerhöchst derselbe die beiden Eigenschaften des Alleinherrschers und des Ministers in sich vereinige." *) In der Gesellschaft äußerte der Kaiser ohne alle Rücksicht seine Abneigung gegen Metternich und sprach von der Wiederherstellung Polens als einer Sache, in welche sich Niemand einzumischen habe. Der Fürstin Metternich sagte er mit Anspielung auf die Diplomaten: „ich verachte jeden Mann, der nicht Militairuniform trägt," und von der Fürstin von Sagan, der schönen Tochter der Herzogin von Kurland, verlangte er, ihre Verbindung mit Metternich gänzlich abzubrechen mit den Worten: „Es schickt sich nicht, daß Sie mit einem Schreiber solche Vertraulichkeiten unterhalten."

Der Graf Czartoryski und Freiherr von Anstett waren von dem Kaiser beauftragt worden, die Antwort auf die englische Note und den Brief Castlereagh's, welchen der Kaiser mit eigenhändigen Randnoten versehen hatte, abzufassen und ihm zur Unterzeichnung vorzulegen. Der Kaiser begab sich des Vortheils seiner hohen Stellung und ließ sich herab den Diplomaten zu spielen, wobei er, bei seiner Geringschätzung „der Schreiber", nothwendig den Kürzeren ziehen mußte. „Ich habe Mühe gehabt," schreibt er an Castlereagh den 30. Oc-

*) Pertz, Stein IV. S. 184.

tober, „Ihre Beweggründe und deren Darlegung zu begreifen und Ihre Schritt mit den Gesinnungen, die Sie mir ausdrücken, und Ihr erstes Auftreten bei dem Congreß mit dem bisherigen Verhalten Großbritanniens in Einklang zu bringen. Ich wähle dieselbe Form, welche Sie gebraucht haben; die beigefügte Antwort auf das englische Memorandum enthält die förmliche Widerlegung einer Schrift, welche ich nach den Beschlüssen, womit sie droht, nur als eine ungefähr-amtliche betrachten kann; aber es schien mir nöthig mich in diesem besonderen Schreiben gegen Sie über den Gegenstand des Ihrigen auszusprechen." Der Kaiser verwahrt sich gegen den, ihm von Castlereagh gemachten, Vorwurf des Strebens nach Gewalt. „Ich versage mir," heißt es in seiner Antwort, „diese Redensart gegen irgend einen meiner Verbündeten zu kehren, so außerordentlich es mir auch hat erscheinen müssen, sie in Ihrem Briefe zu finden. Die Welt, welche meine Grundsätze seit dem Uebergange über die Weichsel bis zur Seine gesehen hat, mag urtheilen, ob der Wunsch, eine Million Unterthanen mehr zu erwerben, oder mir irgend ein Uebergewicht zu sichern, mich zu beseelen, oder irgend eine meiner Anstrengungen zu leiten vermocht hätte. Die Reinheit meiner Absichten, Mylord, macht mich stark; die Pfeile des Mißtrauens werden mich nicht erreichen und wenn ich festhalte an der Ordnung der Dinge, welche ich in Polen herstellen möchte, so geschieht es, weil ich im Gewissen die innige Ueberzeugung habe, daß ich damit noch mehr zum Vortheil des allgemeinen Besten, als für meinen persönlichen Vortheil handeln würde. Diese sittliche Politik, welchen Schatten Sie auch, Mylord, darauf werfen möchten, würde vielleicht bei den Völkern Würdigung finden, welche Alles gut aufnehmen, was uneigennützig und wohlwollend ist. — Was die Sorge betrifft, die ich meinen eigenen Unterthanen schuldig bin, und meine Pflichten gegen dieselben, so ist es meine Sache sie zu kennen; nur die Gradheit ihrer Beweggründe hat mich über die ersten Eindrücke hinweggehoben, welche die Stellung Ihres Briefes bei mir hervorgehoben."

Die, dem Briefe des Kaisers beigeschlossene, Note ist zwar etwas höflicher abgefaßt, sie weist jedoch ebenfalls die dem Kaiser gemachten Eroberungsgelüste sehr entschieden zurück. „Die Behauptung," heißt es darin, „daß der Kaiser Alexander sich von seinen früher ausgesprochenen Grundsätzen der Mäßigung entfernt habe, ist ungegründet, denn die Reichenbacher Bestimmungen über die Theilung des Herzogthums Warschau bilden nur Theile eines, für einen gewissen

Fall abgeschlossenen, eines eventuellen Vertrags, so sehr, daß weder Oestreich noch Preußen ihre jetzige erstaunliche Vergrößerung erlangt haben würden, wenn nicht der Verfolg des Krieges andere, sehr viel beträchtlichere Eroberungen herbeigeführt hätte." Es werden nun die Erwerbungen, auf welche Rußland in Polen Anspruch mache, als sehr bescheiden im Vergleich mit denen, welche Preußen in Deutschland, Oestreich in Italien erhalte, dargestellt. „Von der Herstellung des Namens," fährt die Note fort, „und der Vereinigung eines Theils des Herzogthums Warschau mit Rußland ist keine Gefahr für Preußen und Oestreich zu befürchten, da der Kaiser beiden die förmlichste Gewähr ihrer polnischen Besitzungen anbietet und bei dem geringsten Anlaß Oestreich, Preußen, Frankreich, Großbritannien, mit der Türkei vereint, zusammen gegen das vereinzelte Rußland stehen würden. Das Gleichgewicht beruht nicht auf etwas mehr oder weniger Oberfläche, auf einigen Festungen, sondern auf der Gleichheit der Vortheile, die sich im Augenblicke der Gefahr auf denselben Zweck richten. Die Nationalität, welche den Polen zurückgegeben werden soll, ist das einzige Mittel ihre Unruhe zu beschwichtigen. Sollte über die polnische Sache der Congreß aufgelöst werden, während noch so viel andere, wichtigere zu ordnen bleiben, so habe der Kaiser sich daraus keinen Vorwurf zu machen. Die Völker, die ihn für ihre Freiheit schlagen gesehen, von seiner Mäßigung Zeuge gewesen sind, werden urtheilen, welche Ursache sich der allgemeinen Herstellung der Ordnung, des Glückes, der Ruhe, für die so viel Blut geflossen, entgegengestellt habe. Gegen die Herrscher aber, seine Freunde, seine Verbündete, seine Waffenbrüder, könne nichts seine Freundschaft schwächen; sie gründe sich auf die vollkommenste Achtung und Vertrauen und alle Entwürfe seiner Politik werden stets nach diesen Grundsätzen geordnet werden."

Der einzig gesunde Gedanke, welcher am Congreß ausgesprochen worden ist, war: Anerkennung der Nationalität der Polen und Wiederherstellung ihres constitutionellen Königreichs. Dadurch, daß der Kaiser Alexander es war, der dieses große Wort gesprochen, überragt er an Einsicht und Ruhm alle anderen Fürsten und Minister des Congresses. Kleinlich und schwankend, stellenweis sogar achselträgerisch nach zwei Seiten hin war die Politik, welche Hardenberg (Preußen) verfolgte. Gerade in diesem entscheidenden Augenblicke ließ er sich von Metternich beschwatzen, mit ihm gemeinschaftliche Sache gegen Alexander zu machen, was diesem nicht verborgen blieb. Als Stein am 5. November des

Kaisers Vermittelung in den deutschen Angelegenheiten beantragte, begann der Kaiser aus eigener Bewegung über Polen zu sprechen. „Auch Sie haben sich," sagte er zu Stein, „auf die Seite meiner Feinde gestellt, was ich nicht erwartete." Stein erwiderte: Des Kaisers Nachbarn hätten Ursache beunruhigt zu sein über den polnischen Königstitel, über die Verfassung und die Grenzen, welche er dem wiederhergestellten Polenreiche zu geben gedenke. Alexander antwortete hierauf mit der Erzählung dessen, was er für Europa gethan, einen gefährlichen Krieg geführt, sein Leben ausgesetzt, die Vergrößerung Oestreichs in Italien zugelassen, Sachsen an Preußen überlassen; auf ein solches uneigennütziges, vertrauensvolles Verfahren habe er die Festigkeit des Bundes gebaut; nunmehr sehe er sich aber als einen Gegenstand des Mißtrauens, der Eifersucht und man bestreite ihm die billigsten Forderungen. Er bedürfe Krakaus und Thorns, um seine polnischen Besitzungen auf dem linken Weichselufer zu decken. Alles vereinige sich gegen ihn. England trete dagegen auf, welchem die Sache gar nichts angehe. Stein möge seinen Einfluß anwenden, um Hardenberg zu bewegen, den Gegenstand allein mit Rußland zu behandeln und nicht mit Metternich gemeinschaftliche Sache gegen ihn zu machen. Ohnehin habe ihm Metternich angeboten, in allen polnischen Angelegenheiten nachzugeben, wenn er einwillige, daß Preußen Sachsen verliere. Ueberhaupt wolle man eine Coalition gegen ihn bilden; er habe dies schon in Paris bemerkt und werde seine Maßregeln darnach nehmen.

Alexander setzte unbedingtes Vertrauen in die Redlichkeit Friedrich Wilhelms und es hielt nicht schwer, in einer Zusammenkunft mit ihm, welcher Hardenberg beiwohnte, sich des königlichen Freundes auf's Neue zu versichern. Er deckte das Doppelspiel Metternichs auf, der ihm in's Geheim habe anbieten lassen, in der polnischen Sache nachzugeben, wenn der Kaiser die Wiedereinsetzung des Königs von Sachsen zulassen wolle. Hardenberg versuchte es vergeblich, Gegenvorstellungen zu machen; der König schnitt ihm das Wort ab und verbot ihm, in dieser Sache fernerhin gemeinschaftlich mit Oestreich und England zu unterhandeln. Hardenberg machte Metternich und Castlereagh hiervon Mittheilung, was letzteren bewog, seine Antwort auf des Kaisers Zuschrift und die Note Czartoryski's noch an demselben Tage (den 6. November) abgehen zu lassen. Diesmal nimmt der Lord einen gemäßigteren Ton gegen den Kaiser an; desto weniger Umstände macht er in seiner Widerlegung der, von dem russi-

schen Bevollmächtigten aufgestellten, Behauptungen. Der Einwand, daß der Reichenbacher Vertrag durch die späteren Ereignisse seine Gültigkeit verloren habe, wird zurückgewiesen. „Es ist," schreibt Mylord, „eine neue Behauptung im Staatsrecht, daß die Verpflichtungen eines Vertrages ebenmäßig durch Erfolg und Mißlingen aufgelöst und vernichtet werden. Siegte Bonaparte, so hätte der östreichische Kaiser seine polnische Grenze und wahrscheinlich seine Krone verloren. Die Verbündeten siegten und er soll gleicherweise seine polnische Grenze verlieren. Welche sichere Grundlage giebt es für Verträge, wenn sie durch solche Auslegungen vernichtet werden können?" Die Entgegnung spricht es ohne Rückhalt aus, daß das Gleichgewicht Europas gefährdet werde, wenn Rußland Polen als selbständiges Königreich unter seiner Oberherrschaft herstelle. „Wenn die Russen behaupten," heißt es weiter, „das Herzogthum Warschau gewähre keine Angriffsstellung, des Kaisers bekannte Mäßigung und Freundschaft für seine Verbündeten mache die Frage darnach unnöthig, so wird man Europa schwerlich überreden, daß die Kriegsstellungen, welche Napoleon von Preußen und Oestreich abtrennte, um selbst aus der Entfernung beide Mächte dadurch in Schach zu halten, für diesen Zweck wirkungslos seien, wenn sie Rußland einverleibt werden. Sollen Oestreich und Preußen wirklich unabhängige Mächte, und nicht ähnlich dem Rheinbunde oder Italien abhängig sein, so läßt sich die unwiderstehliche Nothwendigkeit, ihnen eine militairische Grenze zu geben, weder durch ihre anderweitigen Eroberungen noch durch irgend eine dringende Nothwendigkeit für Rußland, sich das Herzogthum Warschau aus Vertheidigungsgründen anzueignen, bestreiten. Des Kaisers persönlicher Charakter kann hier nicht ins Gewicht fallen. Die Freiheiten und die Sicherheit der Staaten können nicht auf persönliches Vertrauen, oder auf das Leben eines Menschen gebaut werden, sie erfordern andere und festere Grundlagen. Auch ist weder persönliches Vertrauen, noch selbst die angebotene Gewähr hinreichend, um die Nachbarstaaten über ein Königreich Polen unter einem russischen Fürstenhause zu beruhigen, da nach der aufgestellten Lehre über den Vertrag von 1797 die feierlichste Gewähr durch den nächsten Krieg gebrochen wird und ein glücklicher Krieg neue Entschädigungsforderungen, also eine neue Theilung der an Preußen und Oestreich zu versichernden Provinzen rechtfertiget." Der edle Lord erklärt sich am Schluß seiner Note gegen das Recht, Entschädigung für aufgewandte Kriegskosten durch Besitznahme eines eroberten Gebietes zu verlangen;

„falls es sich nicht mit dem allgemeinen System Europas vereinige, sondern die Sicherheit der Nachbarn gefährde, könne solcher Anspruch nicht stark genug verdammt werden. Mit solcher Lehre könne der Friede der Welt nicht bestehen. Gebietszuwachs möge den National-Ehrgeiz befriedigen, bringe aber gewöhnlich Lasten und Unzufriedenheit, von gleichem Werth, wie die neuen Hülfsquellen. Wenn die Verbündeten mit solchen Grundsätzen, freisinnig gegen einander und nachsichtig gegen andere Staaten handeln, so mögen sie hoffen, einen ruhmvollen Krieg durch einen festen, dauernden Frieden zu krönen und die Nachwelt wird ihre Namen verehren, nicht nur für die Befreiung der Welt von einem Tyrannen und Eroberer, sondern weil sie durch ihr Beispiel und ihren Einfluß das Reich der Mäßigung und Gerechtigkeit wiederhergestellt haben."

Es muß befremden, daß von den Polen selbst, weder aus dem Herzogthum Warschau, noch aus Posen, Litthauen und Galizien, Adressen und Anträge zur Wiederherstellung des Königreichs Polen bei dem Congresse eingingen. Es bildeten sich keine Conföderationen zur Wahrung der Selbständigkeit des Reiches und Wiedervereinigung der, durch wiederholte gewaltsame Theilungen und Eroberungen auseinander gerissenen, Provinzen und während sonst bei jeder Veranlassung zu öffentlichen Kundgebungen die Polen vor allen andern Völkerschaften mit Stolz und Zähigkeit an der Bewahrung ihrer Nationalität festhalten, vernehmen wir diesmal von ihnen weder einen trotzigen Schmerzensschrei, noch eine demüthige Bitte, und doch waren bereits die Fänge der Adler Rußlands, Oestreichs und Preußens eingeschlagen zu einer neuen Zerfleischung und Zerreißung des, aus offnen Wunden verblutenden, Landes. England allein erhob seine Stimme zu Gunsten Polens, wie wir aus den mitgetheilten Noten Lords Castlereagh's ersehen haben. Nicht ohne Einfluß auf den Erlaß dieser Noten war eine, wahrscheinlich von einem in London lebenden Polen verfaßte, in englischer und französischer Sprache veröffentlichte Denkschrift, aus der wir, da sie jetzt zu den Seltenheiten gehört, einige der bemerkenswerthesten Stellen mittheilen.*) Nachdem der Verfasser in der Einleitung die Ueberzeugung ausgesprochen hat,

*) Mir ist es gelungen, unter einem Convolut von Brochüren, welches sich auf der Königl. Bibliothek in Berlin befindet (in einem Verzeichniß der Geschichte des 19. Jahrh. R. c. 1406), diese Denkschrift in französischer Sprache aufzufinden. Sie führt den Titel: „Appel aux alliés et au peuple anglais en faveur de la Pologne. Traduit de l'anglais. Paris, Dentu. 1814." Das englische Original — wenn ein solches überhaupt existirt — ist mir nicht zu Gesicht gekommen. F. F.

daß die Freunde der europäischen Unabhängigkeit, welche nach den glorreichen Siegen über den Unterdrücker der Freiheit zur Feststellung des Friedens versammelt seien, ihre Aufmerksamkeit zuverlässig auf das Schicksal Polens richten würden, bemerkt er: „Polen nur zu nennen vor den Alliirten, heißt vielleicht in den Augen einiger Personen sich einer beleidigenden Indiscretion schuldig machen gegen alle gesellschaftlichen Rücksichten. Wäre es für uns nicht unerläßlich, die entsetzliche Wirklichkeit vor die Augen zu führen, welche dieser Name hervorruft, dann würden wir uns enthalten haben, ihn zu nennen, zumal, wenn die Thatsachen, welche er ins Gedächtniß ruft, nur der Vergangenheit und der Geschichte angehörten. Allein bei den jetzigen Friedensverhandlungen wird man über die Antheile, welche Preußen und Oestreich von dem Herzogthume Warschau gehören, verfügen und es dürfte von Wichtigkeit sein zu wissen, wie man für die gute Sache gewinnen könnte siebenzehn Millionen Polen, welchen weder eine gute, noch eine schlechte Behandlung jemals, auch nur für einen Moment, ihre romantische Anhänglichkeit an ihr Vaterland entreißen konnte, und die unter keinerlei Umständen sich mit den Fremden, welche ihre Herren wurden, vermischt haben." — Der Verf. vertheidigt die Polen gegen den, gegen sie erhobenen, Vorwurf, sich an Frankreich angeschlossen zu haben, da dies ein Vorwurf sei, dessen sich unter ähnlichen Umständen Oestreich, Preußen und Rußland ebenso schuldig gemacht hätten; nur England habe seine Unabhängigkeit bewahrt, weshalb es auch vornehmlich dessen Aufgabe sei, für die Sache Polens einzutreten. — Die stärksten und, wir können es nicht in Abrede stellen, die berechtigtsten Anklagen erhebt der Verf. gegen Rußland. „Nach dem russischen Wörterbuch," sagt er, „bedeutet die sogenannte Befreiung Europas von der Gewaltherrschaft Napoleons die Vernichtung der Freiheit in Polen." Es wird ein entsetzliches Bild entworfen von der Behandlung der Bevölkerung durch die russischen Befehlshaber nach der ersten Theilung 1772 und nach der zweiten 1793 und 1794. „Die redlichsten Patrioten mußten in das Ausland flüchten, das nationale Heer wurde aufgelöst, gänzlich zerstreut. Das überfallene, confiscirte, zerrissene Land wurde ein Handelsartikel. Es wurde mit russischen Kriegsvölkern überzogen, mit Kerkern, Galgen und Kirchhöfen bedeckt, der letzten Ruhestätte der Kämpfer für die Freiheit. Seine Existenz wurde zerstört, sein Name von der Landkarte gelöscht mit dem Verbot, ihn jemals wieder zu nennen, als ob es sich dadurch aller Verbrechen schuldig gemacht habe, von denen das

Land der Schauplatz war." Der Verf. rügt es, daß auf dem Congreß das Wort „Restauration" mit großem Nachdruck als das Ziel der Verhandlungen betont werde: alle von Frankreich seit der Revolution gemachten Eroberungen sollen herausgegeben, der Rechtszustand und das europäische Gleichgewicht wieder hergestellt werden, nur das unglückliche Polen sei in dieser Hinsicht außer dem Gesetz erklärt. Er ermahnt die Fürsten, welche die Völker aufgerufen, für Erhaltung und Wiederherstellung ihrer Nationalität, ihrer Rechte und Freiheit die Waffen zu ergreifen, wohl zu bedenken, daß die Völker sie nach siegreich beendetem Kriege beim Wort nehmen würden. „Die Cabinette und Fürsten" — heißt es dann weiter — „haben die Macht der öffentlichen Meinung anerkannt, sie hat für sie Wunder bewirkt und die unbestreitbarste Thatsache der, auf Geschichte gegründeten, Philosophie ist, daß das einmal verloren gegangene Vertrauen niemals wieder gewonnen werden kann .... Steht es wohl zu bezweifeln, daß der, für den Krieg gegen Napoleon hervorgerufene, Enthusiasmus nicht alsbald erlöschen werde, um der Meinung Platz zu machen, daß sämmtliche Höfe für gleich ungerecht gelten müssen, wenn der Abschluß der Verträge zeigt, daß die verbündeten Monarchen große Opfer von Andern fordern, selbst aber keine bringen wollen, daß ihre vorgespiegelten liberalen Ideen ihre Unterthanen ihr Blut vergießen, ihr Geld und Gut hergeben ließen, damit sie selbst mit reicher Beute beladen, nach Haus zurückkehren konnten?" Der Verf. erklärt jedoch, sich nicht auf so allgemein gehaltene Aussprüche beschränken zu wollen, er kehrt zu dem Gegenstande, welchen er sich zur speciellen Aufgabe gemacht hat, zurück und versucht es nachzuweisen, daß einzig und allein die Wiederherstellung Polens als constitutionelles Königreich dem Lande selbst und dem gesammten Europa zum Vortheil gereichen könne. Er macht auf die ergiebigen Quellen des Landbaues und der Wälder Polens aufmerksam, wodurch den russischen und preußischen Ostseehäfen eine gewinnreiche Ausfuhr gesichert, auch Verbindungen mit der Levante eröffnet werden würden. Zum Nachweis, wie gering die Theilnahme der Theilnehmer bei den Theilungen Polens für das Wohl der Nation und wie nachtheilig ihrem eigenen Vortheil die, von jenen Mächten ergriffenen, Maßregeln gewesen seien, bemerkt der Verfasser: „Das System der drei Höfe war: ihre polnischen Unterthanen nur als eroberte Unterthanen und jederzeit als Fremde zu behandeln; das Land als unter ihrer Herrschaft stehend, die Einwohner als Leute, deren Wohl sie nichts

angehe, obschon sie sie Russen, Preußen, Oestreicher nannten. Diese Politik war eine natürliche Folge der Theilung, das Resultat der wohlbegründeten Ueberzeugung, daß die Polen das, ihnen aufgelegte, Joch verabscheuen und mit Leib und Seele sich nur der Befreiung ihres Landes geweiht haben. — Die ganz eigenthümliche Zähigkeit dieses Volkes, ihre Nationalität zu behalten, der Enthusiasmus für Polen, welcher beide Geschlechter und zwar von frühester Kindheit an, beseelt, ihr unverholener Abscheu vor ihren Beherrschern haben dazu geführt, daß ein jeder Pole den Cabinetten für verdächtig gilt und daß ein jeder Pole in dem Russen und in dem Deutschen einen Feind sieht." Und mit welchen schaamlosen Gewaltstreichen wurde, zumal in dem russischen Polen, gegen jeden verfahren, der für einen Verdächtigen galt! Sollte ein Günstling des Hofes ausgestattet werden, so wurde ihm eine Anzahl polnischer Gutsbesitzer als „verdächtig" bezeichnet und es hielt dann nicht schwer, ihn in den Besitz der eingezogenen Güter zu setzen.

„Von allen Schrecknissen aber" — fährt der Verfasser fort — „das Schrecklichste, welches die russische Herrschaft über die Polen aller Klassen verhängte, war die Verbannung aus dem Vaterlande ohne alle gerichtliche Procedur. Der würdige Bischof von Krakau wurde in die Steppen Asiens geschleppt. Ueber einhundert durch Rang, Reichthum, Verdienste um das öffentliche Wohl ausgezeichnete Personen wurden in Warschau als „Verdächtige" des Nachts überfallen und in die Verbannung geführt. Nicht nur wurden Tausende der Bauern gewaltsam in den russischen Regimentern untergesteckt, sondern auch von Privatpersonen unter dem Vorgeben, zur Recrutenaushebung bevollmächtiget zu sein, in die entlegensten und wenig bevölkerten Provinzen Rußlands geführt, wo der Handel mit Bauern (der Seelenverkauf) durch das Gesetz autorisirt war. Der berühmte Reisende Professor Pallas traf in Sibirien auf eine kleine Colonie polnischer Bauern, der Rest von mehreren Tausenden, welche dorthin verkauft worden waren . . . Es mag sonderbar scheinen, allein gewiß ist es, daß die Polen so sehr an ihrem Vaterlande hängen, so unempfindlich sind gegen Alles, was man persönliches Interesse oder Vortheil zu nennen pflegt, sobald es in die Wagschaale gelegt wird gegenüber der, mit patriotischem Enthusiasmus ersehnten, Wiedererlangung einer selbständigen politischen Existenz." Nachdem der Verf. die Opfer aufgezählt hat, welche die Nation den trügerischen Vorspiegelungen Napoleons gebracht, selbst noch 1813, fügt er hinzu: „Dergleichen An-

strengungen und Opfer haben ihre Grenzen, allein die Nation bleibt beharrlich, das Eisen ist ihr Gold. Geben die Verbündeten den Vorzug der Nachbarschaft eines befreundeten, unbesiegbaren Volkes vor der Unterwerfung feindlich gesinnter, schwer zu regierender Unterthanen, dann haben sie nur ein einziges Wort auszusprechen. Laßt den Klang vernehmen, welcher die Unabhängigkeit Polens verkündet, proclamirt die Constitution vom 3. Mai 1791, dann werden sich die Felder und Wälder mit Reitern und Lanzen bedecken. Niemals wird Rußland einen festeren Wall gegen die Angriffe des übrigen Europas zu errichten vermögen .... Es ist falsch zu behaupten, die Franzosen hätten Freunde und Verbündete in Polen. Sobald die Alliirten sich ein für allemal entschließen würden, der Gerechtigkeit und den Principien gesunder Politik ein Opfer zu bringen, dann würde Polen auf immer für Frankreich verschlossen sein, und die Anhängigkeit dieses braven und dankbaren Volkes würde auf ewige Zeiten denjenigen gewidmet werden, welche seine Selbständigkeit wiederhergestellt hätten .... Wir zweifeln nicht," heißt es am Schlusse, „daß die Neigung der Alliirten sie nicht zu so ruhmwürdigen Resultaten führen sollte; allein der englischen Nation und deren Regierung kommt es zu, ihre Meinung in dieser Angelegenheit auszusprechen, damit man nicht sage: England hat hierbei keine Stimme, das wird nur befragt, wenn die Coalition Geld nöthig hat, es ist nur der Banquier von Europa. Rufen wir die Grundsätze an, welche die Alliirten bei dem Beginn ihres glorreichen Unternehmens verkündeten: Freiheit, Gerechtigkeit, Völkerglück. Diese Grundsätze werden die Wiederherstellung Polens herbeiführen. Der Tag, an welchem ein solcher Vertrag unterzeichnet wird, wird ein schöner Tag für die Menschheit sein. Endlich einmal werden wir in der Geschichte die Macht durch Mäßigung bewährt und gekrönte Eroberer zurückkehren sehen, deren Besitzungen vielleicht an Umfang Einbuße erlitten, die aber Siege ohne Beispiel erfochten, welche keine anderen Thränen vergießen machten, als die, welche die Polen aus Dankbarkeit vergossen."

Bevor jedoch die „polnische Sache" zum Abschluß und Austrag gedieh, nahm in einem weit höheren Grade aufgeregter Leidenschaften „die sächsische Sache" die gesammte Sippschaft des Congresses in Anspruch.

Neunzehntes Kapitel.

Die sächsische Sache. — Rückblick auf die Zeit der Gefangennehmung des Königs. — Der richtige Moment der Besitzergreifung wird verfehlt. — Hardenbergs Leichtfertigkeit bei dem Friedensschluß in Paris. — Bei dem Wiener Congreß nimmt der erkaufte Fürst Talleyrand Partei für den König von Sachsen. — Alexander erklärt: Sachsen soll als ein eigenes Königreich mit Preußen verbunden werden. — Ansicht des Kaisers Franz. — Lord Castlereagh's Note vom 15. October 1814 zu Gunsten der Ansprüche Preußens. — Auch Metternich stimmt dem bei mit Vorbehalt am 22. October. — Der Kaiser Alexander läßt Sachsen von den russischen Truppen räumen. — Der Fürst Repnin übergiebt den 8. November 1814 das Gouvernement an die preußischen Generale v. Gaudy und v. Dobschütz. — Stein unzufrieden mit Hardenberg. — Die Stimme der Bevölkerung in Sachsen.



Wir erinnern uns, daß der Staatskanzler Hardenberg den König Friedrich Wilhelm III., als er ihm in einigen flüchtigen, aus Borna den 19. October 1813 geschriebenen, Zeilen Glück zu dem bei Leipzig erfochtenen Siege wünschte, „als König von Sachsen und Großherzog von Warschau begrüßte." Anstatt aber nach der Gefangennehmung des Königs von Sachsen ihn, wie es in dem Aufruf von Kalisch allen vaterlandsverrätherischen Fürsten angedroht worden war, seines Thrones zu entsetzen und das Königreich Sachsen in Besitz zu nehmen, überließ es Preußen dem Kaiser von Rußland, die nächsten Verfügungen über die Verwaltung des Landes zu treffen und wir hatten uns noch Glück zu wünschen, daß die Anordnungen über die eroberten deutschen Länder in die Hände des hochherzig gesinnten Vaterlandsfreundes Stein gelegt worden waren.

Vorläufig begnügte sich der König von Preußen damit, den König von Sachsen als Kriegsgefangenen in sichere Verwahrung genommen zu haben und

meinte: „das Andere werde sich schon finden." Schon im Laufe des Krieges aber, und ebenso, als nach dem siegreichen Einzuge 1814 in Paris die erheblichsten Punkte des Friedensschlusses zur Sprache kamen, wurden von verschiedenen Seiten Stimmen zu Gunsten des Königs von Sachsen laut. Hatten doch Baiern, Würtemberg, Baden und viele andere der Rheinbundfürsten die gleiche Schuld auf sich geladen und diesen wurden nicht nur ihre, von Napoleon ihnen zugetheilten, Kronen und Besitzthümer gelassen, es wurden ihnen sogar Vergrößerungen zugestanden. Preußen mußte es geschehen lassen, daß Oestreich, in dem mit Baiern den 9. October 1813 zu Ried abgeschlossenen Vertrage, demselben den ungeschmälerten Besitz der, der Krone Preußen von Napoleon entrissenen, fränkischen Fürstenthümer zugesichert hatte.

Mit allzuleichtsinniger Sicherheit hatte Hardenberg die Frage über das künftige Schicksal des Königreichs Sachsen bei dem Abschlusse des Pariser Friedens gar nicht zur Sprache gebracht; es schien ihm, nach den Versicherungen, welche der Kaiser Alexander, Metternich und Castlereagh ihm gemacht hatten, außer allem Zweifel, daß das eroberte Königreich Sachsen dem Könige von Preußen zugetheilt werde; nicht einmal auf Uebergabe des Gouvernements, welches sich in russischen Händen befand, wurde von Seiten Preußens Anspruch erhoben, dessen allzubescheidener König es verschmähte, die Rechte des Eroberers geltend zu machen.

Bei dem Zusammentritt der Bevollmächtigten zu dem Congreß in Wien fand Hardenberg die Stellung Preußens, seinen früheren Verbündeten gegenüber, wesentlich zum Nachtheile verändert. Zwar hielt Alexander unverbrüchlich an dem geschlossenen Bündnisse fest, allein England, durch Lord Castlereagh, Oestreich, durch den Fürsten Metternich vertreten, knüpften bereits ein annäherndes Einvernehmen mit dem, sie Alle überlistenden, Fürsten Talleyrand an. Der von demselben gestellte Antrag: bei dem Congreß allen denjenigen Mächten Zutritt durch ihre Bevollmächtigten zu verstatten, welche vor dem Kriege sich in dem Besitze der vollen Souverainetät befunden hatten, war von ihm vornehmlich in der Absicht gestellt, den König von Sachsen bei der Congreßtafel einzuschmuggeln. Die Bevollmächtigten der Verbündeten hielten hierüber, ohne Talleyrand hinzuzuziehen, am 8. October eine vorläufige Berathung, in welcher Ablehnung dieses Antrages beschlossen wurde.

Unterdessen war in Sachsen die Theilnahme für den, noch immer in

Kriegsgefangenschaft gehaltenen, greisen König, die Besorgniß, diesen „gütigen und gerechten Vater des Vaterlands“ zu verlieren, der sich zufrieden gab, wenn er täglich die Messe hören, einige Rosenkränze abbeten und in dem Walde von Hubertusburg Hirschjagd und Schweinehatz halten konnte, im Uebrigen seinen Ministern das Regiment überließ, und vor Allem die Furcht, „preußisch“ zu werden, immer lauter. Hardenberg sah ein, daß es die höchste Zeit sei, die Verhältnisse Sachsens in die Hand zu nehmen, Stein stimmte ihm nicht allein bei, sondern bewirkte auch, daß der Kaiser Alexander, kraft des Vertrags von Kalisch, in welchem er der Krone Preußen die Wiederherstellung auf den Fuß von 1805 zugesichert hatte, seine Genehmigung ertheilte, dem König Friedrich Wilhelm III. das Königreich Sachsen als Entschädigung zu übergeben. In einer, von den russischen Bevollmächtigten Stein und Nesselrode und den preußischen Hardenberg und Humboldt gehaltenen, Conferenz wurde die Einverleibung näher dahin bestimmt, „daß Sachsen nicht als Provinz, sondern als eigenes Königreich mit Preußen verbunden, in seinem jetzigen Umfange erhalten, in den Genuß aller Privilegien, Rechte und Vortheile gesetzt werden solle, welche die künftige deutsche Verfassung den preußischen Landen zusichern werde; bis dahin sollte es seine jetzige Verfassung behalten.“ Das östreichische Cabinet wurde hiervon in Kenntniß gesetzt, und Metternich, von Hardenberg mehrmals deshalb angegangen, erklärte seine Bereitwilligkeit, welche jedoch durch die Abneigung des Kaisers Franz gegen einen solchen Gewaltstreich gehemmt wurde, indem er geäußert: „es sei halt ein hartes Stück, einem Könige das Land zu nehmen.“ Weniger durch den Einspruch seines Kaisers, als durch Zuspruch von anderer Seite, wurde Metternich zu Gunsten des gefangenen Königs bestimmt. Hr. v. Alopäus, russischer Gesandter, meldete seinem Kaiser: der König von Sachsen habe eine bedeutende Geldsumme an Talleyrand auszahlen lassen. Talleyrands Käuflichkeit war bekannt und die Sache leidet keinen Zweifel. Der, von uns öfter als Gewährsmann angeführte, Graf de la Garde erzählt von einigen Millionen, die Friedrich August an zwei einflußreiche Personen vertheilt habe; sie waren keine anderen als Talleyrand und — die andere bleibt zu errathen.

Dem Kaiser Alexander blieben diese Durch- und Bestechereien nicht unbekannt und er war zu strengem Verfahren entschlossen. „Wenn der König von Sachsen,“ äußerte er gegen Stein, „seinen Rechten nicht freiwillig entsagt, so

bleibt nichts übrig, als ihn ferner nach dem Eroberungsrechte zu behandeln und ihn nach Riga zu schicken. Friedrich August wäre nicht der erste König, welcher in Rußland sein Leben beschlossen hätte."

Der Zustimmung und Unterstützung Rußlands durfte sich Hardenberg in der sächsischen Frage versichert halten; von England und Oestreich gingen ebenfalls befriedigende Erklärungen ein. In sehr entschiedener Weise sprach sich der königlich großbritannische erste Bevollmächtigte, Lord Castlereagh, in einer Note vom 15. October 1814 zu Gunsten des, von Preußen erhobenen, Anspruches auf das Königreich Sachsen, als eines eroberten Landes aus. Er stellte zuvörderst fest, daß, da Rußland sich durch die preußisch-polnischen Besitzungen Entschädigung verschafft habe, Preußen dafür anderweitig entschädigt werden müsse. „Und welcher andern Macht," fragt Castlereagh, „kann diese Entschädigung mit Recht zur Last fallen, als derjenigen, welche das erste und vornehmste Werkzeug bei der Zerstückelung Preußens und später durch seine Winkelzüge, seinen Kleinmuth und seine Anmaßung eine der vornehmsten Ursachen der Opfer war, welche es erlitt, um einen Theil seiner Besitzungen wieder zu gewinnen? Wie viele Fürsten haben wir nicht ihrer Rechte beraubt gesehen, welche bei weitem größeres Verdienst sich um Europa erworben hatten, als Sachsen! Weshalb wird deren Sache vernachlässigt und vergessen, während die Sachsens, jedenfalls die strafbarere und weniger zu entschuldigende, Vertheidigung findet?

„Von allen Theilen wird zugegeben, daß Rußland entschädigt werden muß und daß dies nur auf Kosten Preußens geschehen kann, dessen Opfer und Anstrengungen für die Sache Europas, im Vergleich zu seinen Mitteln, größer als die irgend einer anderen Macht waren; dennoch soll Preußen nicht entschädigt werden auf Kosten Sachsens, des ärgsten Feindes, welchen die gemeinschaftliche Sache in Deutschland hatte. . . . Wenn Rußland auf Kosten eines Verbündeten entschädigt werden darf, warum nicht Preußen auf Kosten eines Feindes? Wenn Rußland vergrößert werden darf auf Kosten derjenigen Macht, welche der Sache Europas am besten gedient hat, warum darf es Preußen nicht auf Kosten derjenigen, welche dieser Sache den größten Schaden zufügte? . . . . Der König von Sachsen hat nach den Grundsätzen des öffentlichen Rechtes seine Rechte verloren; wo aber nicht von einem Rechtsanspruch die Rede sein kann, dürfen die Vorschriften der Schicklichkeit, der allgemeinen

Zuträglichkeit, modificirt durch die Milde, sich vernehmen lassen. Ich sage „modificirt“, nicht sacrificirt. Der König von Sachsen hat nicht das mindeste Recht, weder auf Wiedereinsetzung, noch auf Entschädigung; er kann sich an die Nachsicht der Sieger wenden und wenn sie ihm in einem anderen Theile Europas eine Entschädigung anweisen und diese ihm nicht genügend erscheint, kann er sich wegen der Unzulänglichkeit, nicht wegen ihm zugefügten Unrechts beklagen. Hierzu kommt noch, daß die, von dem Könige von Sachsen zur Vertheidigung seiner Sache geführte, Sprache von der Art ist, daß, wenn der Commandant einer Festung sie führte, er sich dem aussetzen würde, vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen zu werden. Seine Entschuldigung dafür, daß er sich der Sache Bonaparte's wieder angeschlossen, nachdem er sich anfänglich davon zurückgezogen, ist: er sei durch dessen Drohung, sein Land zu verwüsten und seine Hauptstadt zu verbrennen, zur Rückkehr bewogen worden. Und doch waren die Verbündeten zu der Zeit, als jene Drohung gemacht wurde, noch im Besitz seiner Hauptstadt und eines großen Theiles seines Landes. Er zieht es vor, sein Königreich durch die Waffen Bonaparte's wieder zu gewinnen, anstatt es zu vertheidigen, indem er die seinigen mit denen der Verbündeten vereinigt. Er zieht es vor, den zu unterstützen, welcher einen Vernichtungskrieg gegen Alles führt, anstatt den Verbündeten zu Hülfe zu eilen, welche Europa befreien wollen. Er beruft sich auf die Nothwendigkeit, während er freie Wahl hatte. Als die Entscheidung noch zu seinen Gunsten war, wenn er sich den Verbündeten anschloß, spricht er von der Gewißheit seines Unterganges, wenn er sich nicht gegen sie erklärt hätte, und führt das Wohl seines Landes als einzigen Beweggrund an; er spricht Wünsche für die Sache Europas aus, dafür etwas zu wagen fehlt ihm der Muth, er ist in gleicher Weise bereit sie zu verrathen und zu retten, wenn er dabei nur der Hoffnung, seinen persönlichen Vortheil gesichert zu sehen, leben darf.“ „Castlereagh.“

Zurückhaltender sprach sich das östreichische Cabinet aus; Metternich und Gentz verclausulirten die Zustimmung zur Einverleibung des ganzen Sachsens, wenn es sich nicht anders thun lasse, mit allerlei Bedenklichkeiten und Vorbehalten. Ein vertrauliches Schreiben Hardenbergs vom 9. October beantwortete Metternich unter dem 22. desselben Monats. „Das Interesse,“ schreibt der östreichische Fürst Staatskanzler, „welches der Kaiser dem Gedeihen Preußens gewidmet hat, bedarf keiner Versicherung von seiner Seite. Seit dem Tage, an

welchem Se. Kais. Maj. es auf sich nahm, dem Könige anzurathen: den edlen Aufschwung, welcher denselben gegen Ende des Jahres 1812 antrieb, Mittel vorzubereiten, um die Anstrengungen zu unterstützen, welche der Kaiser von Rußland der Sache der Unabhängigkeit Europas widmen zu wollen angekündigt hatte, — seit demselben Tage konnte der Entschluß Sr. Kais. M., seine Interessen von denen Preußens nicht zu trennen, nicht zweifelhaft sein. Entschlossen Europa zu retten, indem der Kaiser sich der Absicht und der That nach den zu diesem Zweck verbundenen Mächten anschloß, um alle Wechselfälle des Glücks und Unglücks mit Preußen zu theilen, ist er nicht einen Augenblick von der Linie, welche er sich vorgezeichnet, abgewichen." (Vergessen hat Metternich schon jetzt, daß Oestreich Preußen seinem Schicksal in den Schlachten von Lützen und Bautzen als theilnahmloser Zuschauer überließ.)

Im Verlauf des Schreibens versichert Metternich, daß der Kaiser als eine der vornehmsten Grundlagen des Friedenssystems ansehe: die Wiederherstellung Preußens nach dem Maßstabe der größten Ausdehnung, welche es früher hatte; er nähme keinen Anstand zu erklären, daß er eine Verstärkung dieser Monarchie, selbst über die früheren Grenzen hinaus, ohne alle Eifersucht sehen werde. Zu der innigsten Verbindung Oestreichs und Preußens, verstärkt durch einen deutschen Bund, welcher unter den gleichen Einfluß beider Staaten gestellt werde, ohne daß Deutschland aufhöre, einen einzigen politischen Körper zu bilden, habe das östreichische Cabinet den Anstoß gegeben. Nachdem hierauf Metternich wegen der bedrohlichen Uebergriffe Rußlands in Polen ein festes Zusammenhalten Preußens mit Oestreich als nothwendig und heilsam für beide angerathen, wird die sächsische Frage in Erwägung gezogen. „Die Absichten Preußens," heißt es in dem Schreiben, „auf eine Einverleibung Sachsens sind für den Kaiser ein wahrhafter Gegenstand des Bedauerns. Ohne diese Angelegenheit unter dem Gesichtspunkte des Rechts zu behandeln, sieht es Se. Kais. Maj. mit Schmerz, daß eine der ältesten Dynastien Europas bedroht werden kann, das Erbtheil ihrer Väter zu verlieren. Das directe Interesse Oestreichs ist in vieler Beziehung mit der Erhaltung Sachsens verbunden, sehr nahe Familienbande bestehen zwischen dem Kaiserhause und der königlichen Familie; der Kaiser stößt anderer Seits auf den lebhaftesten Widerspruch vieler anderen Mächte. Er betrachtet die Ausführung einer gänzlichen Einverleibung als einen unvermeidlichen Keim des directen Mißtrauens gegen Preußen und

der Anklage Oestreichs von Seiten der deutschen Mächte. Er ist überzeugt, daß das gesammte Deutschland die Vereinigung beider Höfe über eine Frage in einer, dem allgemeinen Gefühl so sehr widersprechenden, Weise mißbilligen werde.

„Der Kaiser weiß anderer Seits seine Ansichten, von welchem Gewicht sie auch sein mögen, einer höheren Rücksicht unterzuordnen, welche so innig mit dem allgemeinen Wohl Europas verbunden ist, ich meine die Vergrößerung Preußens nach dem, durch die Verträge vorgesehenen, Maßstabe.

„Die Zustimmung, welche die britische Regierung den Absichten Preußens auf Sachsen so eben ertheilt hat, das Interesse, welches Rußland für diese Vereinigung nimmt, können das Bedauern Sr. M. des Kaisers nicht vermindern und er wünscht lebhaft, daß der König in seiner Weisheit die Summe der Unzuträglichkeiten, welche durch die vollständige Vereinigung mit dem Königreiche Sachsen für seine Monarchie entstehen, würdigen möge, und daß er sie mit der Anzahl derer vergleiche, welche Preußen und Oestreich vermeiden, wenn ein, an Böhmen angrenzender, Theil dieses Königreichs erhalten wird.

„Wenn als letztes Ergebniß die Macht der Umstände die Vereinigung Sachsens unvermeidlich machte, würde Se. Kais. M. sich jedenfalls verbunden achten, seine Zustimmung an diese ausdrücklichen Bedingungen zu knüpfen:

1. daß diese Frage in Verbindung mit anderen Gebietsanordnungen in Deutschland gebracht werde, unter den Gesichtspunkten, welche Se. K. M. auseinandersetzen werde, und nicht minder

2. unter ausdrücklichem Vorbehalt zwischen beiden Mächten, über die Grenzpunkte, über die Befestigung einiger Plätze, über Bestimmungen wegen des Handels und der freien Elbschifffahrt Vereinbarungen zu treffen.

„Die Grundlagen, welche der Kaiser als conditio sine qua non für ein jedes Arrangement Deutschlands aufstellt, sind einfach und gehen aus der Natur der Sache hervor... Ich erkläre mich näher. Je mehr Se. Kais. M. Deutschland niemals in Süden und Norden getheilt, und als ersten Grundsatz des künftigen Bundesvertrags den einer vollständigen Einheit zu erhalten wünscht, je mehr Kais. Maj. Ihr Augenmerk darauf richtet, das vollständigste Gleichgewicht zwischen dem Einfluß herzustellen, welchen Oestreich und Preußen auf Deutschland auszuüben sich berufen finden, um so weniger kann Sie das Vertheidigungssystem Oestreichs und Preußens vermischen. Diesen Fehler begehen, gestatte, daß eines dieser Systeme unmittelbar auf das andere drücke, dies hieße

beide vernichten, oder eines dem anderen so unterordnen, daß die Gleichheit des Schutzes und des Einflusses der beiden deutschen Großmächte sofort aufhören würde vorhanden zu sein." —

Es wird nun in Vorschlag gebracht, daß die Mainlinie, Mainz mit eingeschlossen, Süddeutschland verbleibe und Preußen, damit die süddeutschen Fürsten Vergrößerungen erhalten, seine Besitzungen nicht auf das rechte Moselufer ausdehne. Schließlich wird der Inhalt des Schreibens in nachstehenden Punkten zusammengefaßt:

1. Der Kaiser hat nur einen einzigen politischen Wunsch: den der vollständigsten Vereinigung mit den Ansichten und Interessen Preußens.

2. Er rechnet auf gegenseitige Unterstützung und auf ein absolutes Zusammengehen beider Mächte in der polnischen Frage.

3. Er macht seine Zustimmung zur Einverleibung Sachsens von den oben erwähnten Vorbehalten abhängig, indem er Se. preußische Majestät in der dringlichsten Weise ersucht, in Erwägung zu ziehen, ob Sie den Zweck, Ihre Grenzen zu vervollständigen, nicht erreichen würden, wenn Sie einen Kern (noyau) dieses Königreichs conservirten, wodurch Sie überhoben würden, dem Könige von Sachsen als Schadloshaltung ein Stück Land anzuweisen.

4. Der Kaiser besteht auf der Mainlinie zur Vertheidigung des Südens und auf dem Lauf der Mosel, um die beiden Gebietstheile zu trennen, wodurch Land gewonnen wird zur Entschädigung und Ausstattung der Fürsten von Süd- und Norddeutschland. (Die im Eingange dem Kaiser in den Mund gelegte Versicherung, daß er Deutschland nicht in Norden und Süden getheilt wissen wolle, hat Metternich bereits wieder vergessen.)

5. Se. Kais. M. faßt alle diese Fragen in ein einziges Wort zusammen: Der Kaiser wird Alles erfüllen, was er verspricht, und bindet zu gleicher Zeit sein Versprechen an eine Verpflichtung (engagement), welche auf vollkommner Gegenseitigkeit beruht.

„Ich hatte die Ehre, mich über die vorläufige Besetzung Sachsens durch preußische Truppen mündlich auszusprechen.*) Ich kann mich hierüber auf das beziehen, was ich gesagt habe und der Kaiser schmeichelt sich, daß der König in diesem Verhalten neue Beweise seines Vertrauens und seines Wunsches

*) Diese war noch nicht erfolgt, doch hatten Metternich und der Kaiser mündlich ihre Zustimmung ertheilt.

erkennen werde, mit Freuden den Interessen zu dienen, welche er sich gewöhnt hat, nicht von seinen eigenen zu trennen. Empfangen Sie u. s. w.

„Der Fürst von Metternich."

Nach diesen Zusicherungen durfte Hardenberg sich überzeugt halten, daß Oestreich keinen Widerspruch gegen die Einverleibung Sachsens erheben werde; denn die Vorbehalte, welche der Kaiser machte, waren so geringfügiger Art, daß die Bewilligung derselben von Seiten Preußens keinen Anstand fand und die, zu Gunsten des Königs von Sachsen angedeuteten, Wünsche waren nur in bescheidenster Form freundschaftlichen Rathes ausgesprochen worden.

Hardenberg theilte Stein die, von Castlereagh und von Metternich ihm zugegangenen, Erklärungen mit und ersuchte ihn, die nöthigen Befehle des Kaisers Alexander zur Räumung Sachsens von den russischen Truppen und Uebergabe der Verwaltung des Königreichs an Preußen zu veranlassen. Die Genehmigung erfolgte und Stein erließ auf Befehl des Kaisers Alexander an den zeitherigen russischen Gouverneur des Königreichs Sachsen, Fürsten Repnin in Dresden, unter dem 21. October 1814 nachstehendes Schreiben: „Die Bewegungen, welche sich in Sachsen, sowohl in dem Armeecorps des Generals Thielmann, als unter den verschiedenen Klassen der Einwohner gezeigt, haben des Kaisers Majestät bewogen, einen entscheidenden Schritt zu thun, wodurch die Gedanken der Einwohner über ihr zukünftiges Schicksal bestimmt werden können und die Bewegungen und die Beweger, die Intriguanten und die Intriguen gehemmt werden. Der Kaiser hat sich daher mit des Königs von Preußen Majestät dahin vereinigt, die Verwaltung von Sachsen in dessen Hände zu legen unter den, im Protokoll der Conferenz am 28. September ausgemachten, Bedingungen, deren Abschrift ich beizuschließen die Ehre habe. Ihr Inhalt giebt den Sachsen die Gewähr für ihren jetzigen und künftigen Zustand und der sittliche Charakter ihres neuen Herrschers, ausnehmend gerecht und wohlwollend, sichert ihnen außerdem nicht nur die Art von Glück, deren sie sich bisher erfreuten, sondern auch alle die Vortheile, welche aus der Verbindung mit einem ausgedehnten Nachbarstaate und einem sichern und unabhängigen politischen Dasein hervorgehen. Ew. Excellenz werden den Willen Ihres erhabenen Oberherrn erfüllen, wenn Sie aus diesem Gesichtspunkte die Veränderung betrachten lassen, welche jetzt mit Englands und Oestreichs Einwilligung mit Sachsen vorgeht und in Kurzem auf eine noch förmlichere Weise geheiliget werden wird.

„Die Talente, welche Ew. Excellenz in der Verwaltung von Sachsen entwickelt, die Weisheit und Festigkeit, welche Sie in den entscheidenden Augenblicken gezeigt, haben Ihnen die vollkommenste Zufriedenheit Ihres erhabenen Herrschers erworben. Er behält sich selbst vor, sie Ihnen zu bezeugen und ladet Sie ein, sich zu seiner Person zu begeben, sobald die Geschäfte es Ihnen erlauben."

Der Fürst Repnin übergab am 8. November die Verwaltung an die, von dem Könige von Preußen ernannten, Mitglieder des preußischen General-Gouvernements, an den General v. Gaudy als Civil- und General v. Dobschütz als Militair-Gouverneur. In einer Denkschrift legte Repnin einen Rechenschaftsbericht über seine Verwaltung nieder, worin er, was ihm nicht zu verargen war, alle die großen, dem Lande durch ihn im Auftrage seines erhabenen Kaisers erwiesenen, Wohlthaten aufzählte. Die vollständige Besitzergreifung durch die Krone Preußen und Vereinigung Sachsens mit derselben hielt er nach den, ihm von Stein gemachten, Mittheilungen für so unzweifelhaft, daß er davon den Behörden durch ein Rundschreiben Anzeige machte, in welchem er ihnen eröffnete, „daß das Königreich Sachsen, unter Wahrung seiner Integrität und Rechte, mit dem Königreiche Preußen verbunden werden würde."

Stein bezeigte dem Fürsten Staatskanzler über die, von demselben in Sachsen getroffenen, Maßregeln und Ernennungen der Mitglieder des preußischen Gouvernements seine entschiedene Mißbilligung. „Als die verbündeten Heere," schreibt er Wien, den 22. November 1814 an ihn, „im Frühjahr 1813 in Sachsen einrückten, bewiesen die Herren v. Miltitz, v. Carlowitz, v. Oppeln einen hohen Grad der Anhänglichkeit an die deutsche Sache; die beiden ersteren bemühten sich, den General Thielmann zu einem folgenreichen, entscheidenden Schritte zu bewegen und begleiteten nach der Schlacht von Großgörschen das verbündete Heer nach Schlesien und Böhmen. Nach der Schlacht von Leipzig nahmen sie auf meine Veranlassung die Stellen von Gouvernementsräthen an, sie unterstützten kräftig mit ihrem Ansehen in ihrem Vaterlande, mit dem Vertrauen, welches sie bei ihren Landsleuten besaßen, die neue Regierung und deren Stellvertreter, den Fürsten Repnin, und trugen hauptsächlich dazu bei, die Resultate der Bewaffnung, der Armeeunterhaltung, der Unterstützung des öffentlichen Credits, der Erhaltung der inneren Ordnung herbeizuführen, welche die Abschiedsrede des Fürsten Repnin darstellt.

„Diese Männer hätten für solche Dienste bei der gegenwärtigen Regierungs-

veränderung das höchste Vertrauen verdient und die gerechtesten Ansprüche auf entscheidende Beweise standen ihnen zu. Statt dessen entzog man ihnen Einfluß und Vertrauen, man ordnete den genannten Herren, welche bisher als Sections-Chefs gearbeitet hatten, preußische Officianten bei, man ernannte den Hofrath Ferber (ehemaligen Bürgermeister in Zwickau), der vielen seiner Landsleute verhaßt ist, zum Mitgliede des preußisch-sächsischen Gouvernements, man erregte auf diese Art Mißvergnügen und Widerspruch und ist auf dem Punkte, die treuesten Anhänger der deutschen Sache zu verlieren, und den Gegnern einen Grund, über ihren Fall sich zu freuen und die neue Regierung gehässig zu machen, zu geben.

„Ich halte daher die Beiordnung preußischer Geschäftsleute in dieser Section durchaus für nachtheilig, sie verwirrt den Geschäftsgang durch die Anstellung zweier coordinirter Chefs und sie hat auf die öffentliche Meinung den nachtheiligsten Einfluß, indem sie den Rücktritt dreier einsichtsvoller Männer aus dem Dienst zur Folge hat.“ Zur Wiederherstellung von Einheit in der Verwaltung, Einigkeit und Vertrauen empfiehlt Stein: die bisherigen sächsischen Sections-Chefs beizubehalten und zur Wahrung des Einflusses preußischer Geschäftsmänner zum Director der Justiz und Polizei Herrn v. Bülow, für die Finanzen den Staatsrath Friese zu ernennen, die von dem Geh. Rath Krüger entworfene Instruction abzuändern und ihn selbst wieder nach den alten Provinzen zurückgehen zu lassen.

Immer lebhafter und erbitterter wurde nach einem so entscheidenden Schritte zur vorläufigen Besitzergreifung der Kampf in Staatsschriften, Pamphleten, Monatsschriften und Zeitungen für und wider die von Preußen erhobenen Ansprüche auf Sachsen. „In dem Lande selbst war man getheilter Gesinnung. Die Beamten und die Residenz waren für die Rückkehr des Königs in den ungeschmälerten Besitz seines Landes. Die Kaufleute, die Gewerbe, Leipzig — zumal unmittelbar nach der Schlacht — waren für die Verbindung mit Preußen; das Heer, die Officiere waren gespalten. Adel und Volk auf dem Lande verhielten sich ruhig.*) Außerhalb Sachsen drangen die preußischen und deutschen

*) Als einen charakteristischen Zug kleinstädtisch sächsischer Spießbürger damaliger Zeit kann der Verfasser aus eigener Erfahrung Folgendes anführen. Auf einer Fußreise von Dresden nach Berlin trafen wir auf dem Rathskeller zu Luckau (Lausitz) eine Anzahl wohlhäbiger Philister bei einem Glase Naumburger oder Meißner. Auf unsere Frage: ob sie wohl gern preußisch werden würden? erwiderte Einer von ihnen: „Uns kann das ganz egal sein, ob

Patrioten (darunter Niebuhr und Eichhorn in sehr anständig gehaltenen Schriften) auf die Vereinigung als eine vaterländische Ehrensache und Wohlthat, die Neider Preußens, die Rheinbündler, die Baiern, die das Beispiel des bestraften Verraths zu befürchten hatten, wütheten in Schmähschriften voll giftiger Ausfälle gegen Preußen. Die Volksfreundlichen, für Deutschlands Einheit Strebenden eiferten dafür: die kleinstaatlichen Sonderlinge (Particularisten), die Fürsten und Höfe dagegen, voran die kleinen sächsischen Häuser, die ihres Erbrechts schuldlos beraubt werden sollten. Der feindselige Grimm, mit dem die Glieder eines Volkes, kaum in einer Sache ruhmvoll vereiniget, bei dem ersten Anlasse wieder feindselig über einander herfielen, war ein Schauspiel der Schmach, nicht kleiner, als es früher die wetteifernde Kriecherei vor dem fremden Gewalthaber gewesen war.*)

Mit Bekümmerniß sieht der Vaterlandsfreund dasselbe Schauspiel sich gegenwärtig (1865) wiederholen bei dem Austrage der Schleswig-Holsteinschen Sache! Wir haben nichts gelernt, aber sehr Vieles vergessen.

---

mir (ob wir) preußisch, oder russisch, oder meineswegen terkisch werden, wir müssen unsere Steuern und Abgaben so wie so geben und da kommt es in diesen Stücken allerdings auf dasselbe hinaus."

*) Gervinus, Geschichte des 19. Jahrhunderts. I. 244. Der sich anderwärts auf dem unbeirrten Standpunkte freisinniger und einsichtiger Geschichtsforschung haltende Gervinus bemerkt bei Abwägung der Gründe für und wider die Einziehung Sachsens: „Wahr ist es, daß das Für und Wider in dieser Frage gerade für den Unbefangenen ungewöhnlich gleich in den Wagschalen wog;" dann weiter unten fügt er hinzu: „Dazu kam, daß, wenn im preußischen Interesse Vieles für die Verbindung gesagt werden konnte, im östreichischen und deutschen Interesse dagegen es nur wohlthätig war, wenn ein Mittelstaat, wie Sachsen, die beiden mächtigen Nebenbuhler schied und wenn Preußen am Rheine stark wurde, um gegen Frankreich Schutz zu gewähren." Daß ein Mitglied des Frankfurter Parlaments, ein Vorkämpfer für ein einiges Deutschland noch im Jahre 1855 von Sachsen als von einem Mittelstaate spricht, welcher Preußen und Oestreich aus einander halten soll, wenn beide gegen einander zu Felde ziehen, ist mehr als Verirrung, es ist Verwirrung. —

Zwanzigstes Kapitel.

Die sächsische Sache, Fortsetzung. — Die Weltgeschichte fragt nicht nach Pufendorf und Grotius. — Preußen kündigt moralische Eroberungen an. — Oestreich spannt die Pferde hinter den Wagen. — Der Kaiser Alexander sagt zu Preußen: „Zuerst mir Polen und dann dir Sachsen." — Czartoryski's Erklärung vom 27. Nov. 1814. — Krakau und Thorn sollen für freie Städte erklärt werden. — Für Preußen verlangt Alexander ganz Sachsen. — Mainz soll deutsche Bundesfestung werden. — Hardenbergs Note vom 2. December. — Preußen besteht auf der Erwerbung von ganz Sachsen. — Metternichs Abfall. — Hardenberg erniedrigt sich in dem Schreiben vom 3. December. — Steins Denkschrift, Sachsen betreffend, an Alexander. — Die englischen Oppositionsblätter von Sachsen erkauft. — Steins Charakteristik des Lords Castlereagh. — Metternich sucht Rußland und Preußen zu entzweien. — Kaiser Franz für den König von Sachsen. — Die Herzöge von Weimar und Coburg schließen sich ihm an. — Graf Münster hannovert sehr stark. — Metternich nimmt frühere Zugeständnisse zurück in einer Erklärung Oestreichs vom 10. December. — Hardenbergs Antwort vom 11. December. — Alexander verklagt Metternich bei Franz den 12. December. — Ein neuer Verrath des östreichischen Staatskanzlers. — Hardenbergs Denkschrift vom 16. December.



Wäre Friedrich Wilhelm III. an Macht, Energie und Rücksichtslosigkeit ein Napoleon gewesen, dann würde er, als er nach der Schlacht von Leipzig den König Friedrich August als Kriegsgefangenen abführen ließ, in seinem Schlachtberichte erklärt haben: „Das Königliche Haus Sachsen hat aufgehört zu regieren." Für Preußen war die Erwerbung Sachsens zur Lebensfrage geworden; es konnte nach den in dem siebenjährigen Kriege, in den Feldzügen 1807 und 1813 gemachten Erfahrungen sich nicht durch eine, mit den Festungen Wittenberg, Torgau und Dresden versehene, Elblinie fernerhin der Gefahr aussetzen,

daß seine Grenze beliebig überschritten, seine unbefestigte Hauptstadt nach wenigen Tagemärschen von einem sächsisch-östreichischen Heere überrumpelt werde. Die allein gültige Rechtfertigung für die, als Gewaltthat verschrieene, Erwerbung Sachsens hat man nicht nach Pufendorf, Hugo Grotius, Heffter und was sonst die völkerrechtlichen Handbücher beibringen, zu bemessen, vielmehr tritt bei solcher Veranlassung die Weltgeschichte als das Weltgericht auf.

Anstatt des, in dem Aufruf den deutschen Fürsten angedrohten, „kühnen Griffes“ ließen Rußland und Preußen sich auf dem Congresse zu schwächlichen Fehlgriffen herabdrücken. Es half nicht, sich auf das Recht der Eroberung zu berufen; denn dem zu Folge erhält die Besitzergreifung des eroberten Landes erst dadurch völkerrechtliche Gültigkeit, daß die Entthronung des besiegten Fürsten ausgesprochen und die Besitzergreifung in dem Friedensschlusse förmlich anerkannt worden ist. „Wenn demungeachtet es dem Sieger gelingt, sich in dem Besitz des eroberten Landes zu behaupten, erhalten seine Verfügungen eine gewisse gesetzliche Kraft und die durch ihn ausgeführten Veräußerungen würden bis zu einem gewissen Punkte gültig sein.“ *)

In dem europäischen Staatensysteme spielt das vielgespaltene Deutschland eine traurige Rolle der Uneinigkeit im Innern, der Machtlosigkeit nach Außen. Die Krone Preußen hat den weltgeschichtlichen Beruf überkommen und übernommen, dem deutschen Volke die ihm gebührende Stellung in dem europäischen Staatenbunde zu erringen. Der Weg, welchen die Markgrafen der Mark Brandenburg und die Könige von Preußen seit länger als vierhundert Jahren einschlugen, war der Weg der Eroberung: Pommern, Schlesien, Posen, Sachsen, Westphalen und die Rheinlande sind durch die siegreichen Waffen Preußens mit diesem Königreiche zum Heile Deutschlands vereinigt worden. Nicht minder gefürchtet, weil nicht minder erfolgreich, würden die, von Preußens Regentschaft (1859) angekündigten, moralischen Eroberungen in Deutschland geworden sein, wären sie zur Ausführung gelangt. — Die von Oestreich auf dem Wiener Congresse und bis auf den heutigen Tag verfolgte Politik war gegen Preußen gerichtet, um ein einheitliches und mächtiges Deutschland nicht

*) Heffter, Le droit internationale de l'Europe p. 257. Demnach steht das Eroberungsrecht auf sehr schwachen Füßen, sobald es sich nicht auch nach dem Friedensschlusse auf das Schwert stützt.

zu Stande kommen zu lassen. So oft Preußen sich an die Spitze stellte, Deutschland einer großen Zukunft entgegenzuführen, spannte Oestreich seine Pferde hinter den Wagen: Italien, Illyrien, Ungarn, Slavonien, Mähren und Böhmen hielten Oestreich fest und zogen Deutschlands rückwärts. Auf dem Wiener Congresse war das östreichische Cabinet so weit davon entfernt, die Wiederherstellung eines deutschen Reiches als eine europäische Großmacht als seine Aufgabe zu betrachten, daß der Kaiser Franz, wie wir weiter unten berichten werden, die, ihm aufs Neue in Aussicht gestellte, deutsche Kaiserkrone, die ihm einst wie eine Nachtmütze während des Schlafes vom Haupte gefallen war, sehr entschieden ablehnte. Die Stellung, welche das östreichische Cabinet auf dem Wiener Congresse einnahm, war dieselbe, die es noch heutigen Tages nach dem Frieden von Villafranca und nach dem Frieden mit Dänemark (1864) zu behaupten sucht. „Danach ist Deutschland nichts weiter als der Schleppträger Oestreichs; das Kaiserreich an der Donau kennt deutsche Interessen nur in so weit, als sie mit seinen Interessen zusammenfallen; es hat selbst in seinen Bevölkerungen kein einheitliches Nationalbewußtsein und will daher auch in Deutschland nichts davon wissen; es weiß nur von dynastischen Grundsätzen und pflegt die Sonderrechte der einzelnen Fürsten, nur um eine reindeutsche Großmacht nicht aufkommen zu lassen. So wenig es aber gelang, Preußen in diesem Sinne auszunutzen, noch viel weniger dürfte dies für die Zukunft gelingen. Selbst wenn in Preußen eine östreichisch gesinnte Regierung — wie zur Zeit Wittgensteins und Kamptz', Manteuffels und Westphalens — vorhanden wäre, sie würde es nicht vermögen, weil das gesammte preußische Volk nichts davon wissen will; denn dieses Volk hat das, was in Oestreich, wie im übrigen Deutschland fehlt, ein lebendiges Nationalbewußtsein."*)

Da man an der Wiener Congreßtafel bei der Entscheidung über das Schicksal der Länder und Völker nicht das Recht der Nationalitäten und noch weniger das Recht der Weltgeschichte in Betracht zog, vielmehr die Länder nach Geviertmeilen, die Völker nach der Seelenzahl vertheilte und verschacherte, stand

---

*) Dergleichen Ansichten, welche man zur Zeit des Wiener Congresses nur bei Männern wie Humboldt, Stägemann, Gneisenau, Boyen und ihren Gesinnungsgenossen vernahm, sind jetzt so in das allgemeine Volksbewußtsein übergegangen, daß man sie auf Markt und Straße, in der Weinhalle und Bierstube vernehmen kann; die mitgetheilten Worte sind der Vossischen (Berliner) Zeitung vom 30. September 1859 entnommen.

nicht zu erwarten, daß im Ganzen und Großen etwas für die Aufrichtung eines deutschen Reiches geschehen werde. Mit Scheelsucht war Oestreich darüber erfüllt, daß Preußen ihm während des Befreiungskrieges den Rang abgelaufen; auf den Schlachtfeldern waren der Kaiser Franz und Metternich immer im Hintertreffen bei den Bagagewagen geblieben und hatten dem Könige von Preußen und Blücher den Vortritt überlassen; sobald aber der ehrliche Degen in die Scheide gesteckt worden war, der Gänsekiel die Arbeit für Lug und Trug begann, drängte Metternich sich in den Vordergrund, sorgte ausschließlich für Oestreichs Vortheil, mit Hintansetzung alles dessen, was zur Begründung einer Machtstellung Deutschlands führen konnte. Nicht nur einer Vergrößerung Preußens innerhalb der deutschen Grenzen trat er entgegen, er war auch bemüht, die moralischen Errungenschaften, welche Preußen durch den Opfermuth seines Volkes und die Tapferkeit seiner Heere im Kriege gemacht hatte, ihm dadurch zu entreißen, daß er dem edelmüthigen Könige Friedrich Wilhelm III. und seinen freisinnigen Rathgebern bei der Besitzergreifung Sachsens die gemeinsten und niedrigsten Beweggründe zur Last legte, die Leidenschaften der deutschen Fürsten und ihrer Bevölkerungen gegen Preußen aufregte, an seinem treuen Waffengefährten bundesbrüchig wurde und mit dem verruchten Talleyrand und dem ränkesüchtigen Castlereagh ein heimliches Bündniß, eine Verschwörung könnte man es nennen (den 3. Januar 1815), gegen Preußen abschloß; hiervon weiter unten.

Dadurch, daß der Kaiser Alexander die Entscheidung über das Schicksal Sachsens abhängig von der über Polens Zukunft gemacht hatte, wurde für Preußen die Verwicklung der Verhältnisse immer schwieriger. Rußland bestand darauf, die Grenzen des wiederherzustellenden Königreichs Polen bis an die Weichsel vorzurücken, es verlangte Danzig, Thorn und Krakau. Dafür hatte es Preußen als Entschädigung das Königreich Sachsen zugesagt. In bei weitem günstigerer Lage, als der König von Preußen in Beziehung auf Sachsen, befand sich der Kaiser von Rußland in Beziehung auf Polen. Letzterer war sicher, daß man ihn hier unangefochten lassen werde, während Friedrich Wilhelm zu befürchten hatte, daß von allen Seiten feindliche Heere anrücken würden, ihm das eroberte Königreich Sachsen wieder zu entreißen.

So lange Steins Einfluß auf Alexander noch volle Geltung hatte, waren die Erklärungen, welche der russische Bevollmächtigte, Fürst Czartoryski, übergab,

in einer für Preußen und Deutschland rücksichtsvollen Weise abgefaßt. In der dem Congreß am 27. November übergebenen Erklärung wird an den reinen und festen Willen erinnert, welchen der Kaiser bewiesen habe, die Unabhängigkeit der europäischen Mächte wieder herzustellen. Er selbst habe es für seine Pflicht gehalten, seinem Reiche eine Grenze zu geben, welche dasselbe gegen Einbruch schütze. Mit Bedauern habe er bemerkt, daß seine gemäßigten und billigen Ansichten seine Verbündeten beunruhigt und die Versammlung des Congresses über die allgemeine Erwartung hinaus sich verlängert hätten. Seine Kaiserliche Majestät sei entschlossen, neue Opfer zu bringen, um Europa die Vortheile des Friedens zu verschaffen, dessen es noch beraubt sei; aber der Kaiser verbinde mit deren Darlegung die Bedingung, daß alle streitigen Fragen, mögen sie sich auf Polen, Sachsen oder die Besetzung von Mainz beziehen, in einer und derselben Unterhandlung zusammengefaßt und durch einen gemeinschaftlichen Vertrag entschieden werden.

Da die Besetzung von Krakau und Thorn in den Augen Oestreichs und Preußens dem russischen Reiche einen angreifenden Charakter gegeben zu haben scheine, so willige der Kaiser ein, daß diese beiden Städte neutral erklärt und gleich den Hansestädten mit Zugabe eines gewissen Umkreises für frei und unabhängig erklärt werden. Diese Städte werden eine Gemeindeverfassung haben, ihre politische Freiheit und Neutralität werden unter die Gewähr und den Schutz der verbündeten Mächte gesetzt und während der Kriege geachtet und unverletzlich sein. Sie dürfen nicht befestigt werden.

„Der Kaiser glaubt durch den Verzicht auf die beiden, für die Sicherheit und den Handel seiner polnischen Provinzen wichtigen, Punkte den überzeugendsten Beweis seines Verlangens gegeben zu haben, Europa Ruhe zu verschaffen; aber um zu verhindern, daß diese nicht durch die übrigen unentschiedenen Erörterungen ungewiß gemacht werde, verbinden Se. Majestät mit dieser so eben gegebenen Erklärung die ausdrückliche und unerläßliche Bedingung, daß zugleich die noch streitigen Fragen über Sachsen und die Besetzung von Mainz entschieden, und zwar ganz Sachsen an Preußen überlassen und Mainz für eine deutsche Bundesfestung erklärt wird.

„Se. Majestät hält sich verpflichtet, Preußen wenigstens die Wiederherstellung des Zustandes vor 1805 zu sichern, da Se. Majestät diese Verpflichtung im Kalischer Vertrag übernommen und in ihm einen Verbündeten gefunden hat,

der Sie in diesem denkwürdigen Kriege kraftvoll, edel und ausdauernd unterstützte. Der Kaiser betrachtet eine Zerstückelung Sachsens als entgegengesetzt dem wahren Vortheil dieses Landes, den Wünschen seiner Einwohner, den Zusicherungen, welche Er ihnen geben zu müssen geglaubt hat, um sie zum Ertragen der durch die Bewaffnung und den Krieg auferlegten Opfer zu ermuthigen.

„Die Festung Mainz (welche Baiern für sich verlangte) kann nur eine deutsche Bundesfestung sein, sie gewährt die Sicherheit des ganzen Deutschlands, sie muß durch selbiges, vorzüglich durch Oestreich und Preußen bewacht und unterhalten und nicht abhängig gemacht werden von den beschränkten Mitteln und der Politik eines oder des anderen derjenigen Staaten, welche den deutschen Bund ausmachen.“

Diese Erklärung hatte Stein, bevor sie dem Congreß übergeben wurde, Hardenberg vertraulich mitgetheilt, welcher sie noch durch einzelne Veränderungen im Ausdrucke verstärkt hatte.

Auf diese Erklärung gestützt, übergab Hardenberg den 2. December eine Note, worin er nachwies, wie Preußen im Vergleich mit den anderen Staaten keineswegs eine genügende Entschädigung erhalte, wenn ihm nicht ganz Sachsen zugetheilt werde. „Durch seine Anstrengungen, die allgemeine Freiheit wieder zu erobern,“ heißt es in dieser Note, „den übrigen Staaten so große Vortheile zu verschaffen und die Bourbons auf den Thron zu setzen, habe Preußen die Dankbarkeit von ganz Europa verdient. Ein Theil Sachsens, welcher als ein Zwischenstaat aufgerichtet würde, wäre für Preußen gefährlich, Sachsen selbst nachtheilig, dem Könige aber eine schöne Besitzung in Westphalen, etwa Münster und Paderborn mit 350,000 Seelen Katholiken, welche der König von Preußen ihm anbiete, vortheilhafter; auch die sächsischen Häuser sollten wegen ihrer Erbrechte entschädigt werden. Würde der König von Sachsen nicht einwilligen, so könnte sein Entschädigungsplan für Rechnung seines Nachfolgers verwendet werden. Das Recht zur Verfügung über Sachsen könne nicht zweifelhaft sein; der jetzt kriegsgefangene Fürst würde kein Bedenken getragen haben, von Napoleon einen guten Theil Preußens als Siegespreis anzunehmen — er hatte ja früher Warschau und Kottbus angenommen; — in Folge eines Sieges sei auch der Vorfahr des Königs Kurfürst geworden, auch das Haus Lothringen habe sein Erbe gegen Toskana vertauscht. Preußen müsse seiner selbst wegen auf

ganz Sachsen bestehen, es beharre bei der bereits ertheilten Einwilligung Englands und Oestreichs, von denen es seine Sache nicht trennen werde und die seine Schwächung nicht wünschen könnten; um Oestreichs Sorge zu entfernen, wolle er jedoch Dresden nicht befestigen, außerdem zu Oestreichs Gunsten einen Gebietsaustausch in Oberschlesien eingehen, wobei Oestreich 110,000 Seelen gewinne; es wolle die Länder von alterprobter Treue: Anspach und Baireuth, welche mit lauter Stimme die preußische Regierung zurückverlangen, abtreten. Mainz möge Darmstadt zufallen, aber die Festung, gleich Luxemburg, des deutschen Bundes sein. Preußen wünsche wo möglich keine Grenze mit Frankreich zu haben, aber den Niederlanden die Hand zu reichen; vor allen Dingen müsse es eine concentrirte Ländermasse haben, welche den entfernten Ländertheilen schnellen Beistand leisten könne. Nach dem beigefügten Plane würde Preußen 9,800,000 unmittelbare und 627,000 mittelbare Unterthanen haben."

In einer auf diese Note Bezug habenden Unterredung, welche Hardenberg am Abend desselben Tages mit Metternich hatte, versteckte dieser seinen bösen Willen hinter den Vorwurf, daß Preußen nicht mit England und Oestreich zusammengehalten habe, wodurch es geschehen, daß von Rußland die unbilligsten Ansprüche erhoben würden. Dem Staatskanzler blieb nicht verborgen, daß auf eine Unterstützung der preußischen Ansprüche von Seiten des östreichischen Cabinets nicht zu rechnen sei. Er machte einen letzten verzweifelten Versuch, Metternichs verhärtetes Gewissen zu rühren. In einer schriftlichen Mittheilung an ihn, vom 3. December, setzte er auseinander, daß man von Rußland solche Zugeständnisse, welche es in Reichenbach, Prag und Teplitz gewährt haben würde, jetzt nicht erwarten dürfe. Drohungen hätten die nothwendige Einigkeit vernichtet und eine feste Ordnung der Dinge unmöglich gemacht. „Retten Sie," fügt mit einer erniedrigenden Selbstverleugnung der preußische Staatskanzler hinzu, „retten Sie Preußen aus seinem gegenwärtigen Zustande. Es kann nicht aus diesem schrecklichen Kampfe, worin es so große und edle Anstrengungen gemacht hat, und zwar ganz allein, in einem Zustand von Schwäche hervorgehen und zusehen, wie sich Alle, Alle vergrößern, abrunden, Sicherheit gewinnen, und zwar großentheils durch seine Anstrengungen. Man kann ihm doch mit irgend einem Schatten von Recht nicht zumuthen, daß es ganz allein so schmerzliche Opfer bringt, blos zur Satisfaction der andern! Eher müßte es von neuem Alles aufs Spiel setzen! —

„Ihr erhabener Monarch, theurer Fürst, ist die Gradheit, die Aufrichtigkeit selbst. An ihn appellire ich. Legen Sie ihm diese Betrachtungen und das, was ich Ihnen gestern gab, vor und antworten Sie mir bald!

„Fleuch, Zwietracht! Fleuch von unsern Gauen, weiche,
Du Ungeheuer mit dem Schlangenhaar!
Es horste auf derselben Rieseneiche
Der Doppeladler und der schwarze Aar!
Es sei fortan im ganzen teutschen Reiche
Ein Wort, ein Sinn, geführt von jenem Paar!
Und wo der Teutschen Sprache Laute tönen,
Erblühe nur ein Reich des Kräftigen und Schönen!"

„Ich habe mich" — so schließt Hardenberg seinen Brief — „nicht enthalten können, dieses, was ich von ungefähr gefunden, hierher zu setzen. Möchte es das Motto unserer deutschen Verfassung und für das Wohl von ganz Europa, von Oestreich und Preußen sein.*)

Ganz der Ihrige

Hardenberg."

Dem geschmeidig zähen Metternich war weder in Prosa, noch in Versen beizukommen; er ließ diese de- und wehmüthigen Herzensergießungen fürs Erste unbeantwortet. Da jetzt auch der englische Bevollmächtigte, Lord Castlereagh und der Bevollmächtigte für Hannover, Graf Münster, sich gegen eine Entschädigung Preußens durch Sachsen vernehmen ließen, hielt Stein es für angemessen, daß das russische Cabinet in unmittelbare Unterhandlung mit dem Prinz-Regenten und dem Ministerium in England trete. Stein legte dem Kaiser Alexander am 3. December eine Denkschrift „Ueber die völlige, oder theilweise Vereinigung Sachsens mit Preußen" vor. „Die Verhandlungen," so beginnt diese Schrift, „über das Loos Sachsens können entweder

1. nach den Grundsätzen des Völkerrechts;

2. hinsichtlich des politischen Interesses Deutschlands;

3. mit Rücksicht auf Sachsens Vortheile beurtheilt werden." — Es werden nun Stellen aus Hugo Grotius und Vatel beigebracht, um festzustellen, was das Völkerrecht im Betreff des Eroberungsrechts bestimme. Das Benehmen des Königs von Sachsen seit dem Einmarsch der Verbündeten bis zu seiner

*) Aus einem im Rheinischen Merkur Nr. 130. 1814 abgedruckten Gedichte von Max Schenkendorf.

Gefangennehmung wird der Wahrheit gemäß geschildert und dann hinzugefügt: „Das von dem Völkerrecht zugelassene Recht der Eroberung darf auf den vorliegenden Fall angewendet werden; der Krieg war gerecht durch seinen Zweck und seine Gestalt; der König von Sachsen hat sich freiwillig dem Vertreter der Tyrannei und des Bösen verbündet, er hat dem Siege der guten Sache große Hindernisse entgegengestellt; es bedurfte neun blutiger Schlachten, um ihn zur Unterwerfung zu zwingen; giebt es einen Fall in der Geschichte, wo sich mehr Gründe vereinigen, um die Strenge der Grundsätze des Eroberungsrechts auf den Besiegten anzuwenden?

„Die zwischen Preußen, Rußland, Oestreich und England abgeschlossenen Bündnisse versicherten Ersterem seine Wiederherstellung nach dem Maßstabe von wenigstens der Größe von 1805. Es kann nur einen kleinen Theil seiner polnischen Landschaften wieder nehmen, deren Grenzen in diesem Augenblicke noch unentschieden sind; der Vertrag von Ried zwischen Oestreich und Baiern sicherte Letzterem das preußische Franken oder die Markgrafenthümer zu.

„England bestand zu Reichenbach darauf, daß Preußen von seinen Besitzungen in Niedersachsen und Westphalen 300,000 Seelen abtrete.“ (Das schöne Ostfriesland!)

Der Verlust, den Preußen hierdurch erleide, wird auf 2,500,000 Einwohner, der Ersatz, welchen es dafür in Sachsen erhalte, auf 1,600,000 Einwohner geschätzt. „Die Anwendung des Eroberungsrechts auf Sachsen zu Gunsten Preußens ist also der Erfolg der Landabtretungen in Polen und Deutschland, welche erfolgen, um den Verträgen mit Rußland, Baiern und Hannover und den vorläufig mit mehreren deutschen Fürsten eingegangenen Verpflichtungen zu genügen.“

Den zweiten Punkt betreffend wird bemerkt: „Die Vereinigung Sachsens mit Preußen ist ferner übereinstimmend mit Europas und Deutschlands Besten. Man hat in den verschiedenen, zwischen den Verbündeten geschlossenen Verträgen als Grundsatz anerkannt, daß Preußen wieder hergestellt und verstärkt werden müsse, um eine Macht zu gründen, welche Norddeutschland beschütze und Belgien stütze. Da Preußen sich vom Niemen bis zu den Ufern der Maas erstreckt, so muß es einen Landzuwachs erhalten, welcher den Mittelpunkt des Staats verstärke, damit die von dort ausgehende Handlung mehr Nachdruck erhalte und dieser Zweck kann nur durch die Erwerbung Sachsens erfüllt werden. Stellt man Sachsen in seiner Ganzheit unter Friedrich August wieder her, so begeht

man denselben Fehler, worin Oestreich verfiel, als es Baiern aufrecht erhielt: man bildet im Norden Deutschlands eine Macht, welche Preußen feindlich sein, welche es schwächen und welche Frankreich die Mittel zum Einfluß geben wird. Diese Macht würde außerdem einem Herrscherhause anvertraut werden, welches immer Absichten auf die polnische Krone haben und sich mit den Mißvergnügten verbinden wird.

„Die Verbündeten scheinen alle über die Nothwendigkeit einig, einen großen Theil Sachsens zur Befriedigung der gerechten Ansprüche Preußens zu verwenden; aber einige unter ihnen verlangen einen Theil dieses Landes an der öftreichischen Grenze dem sächsischen Hause zu erhalten.

„Die Theilung Sachsens gewährt Oestreich keinen politischen oder militairischen Vortheil und enthält für Preußen und für Sachsen selbst sehr große Unbequemlichkeiten. Ein kleines Fürstenthum an der böhmischen Grenze wird um nichts weniger unter Preußens Einfluß stehen, wie es mit dem Kurfürstenthum der Fall war und wird die böhmische Grenze nicht schützen, welche so, wie sie ist, bereits die Höhen von Nollendorf und Sebastiansberg und die Gebirgskämme einschließt. Andererseits wird dieser kleine Staat, durch das alte Herrscherhaus regiert, ein Heerd von Ränken und ein Vereinigungspunkt aller Mißvergnügten sein; seine Hauptstadt Dresden wird in Trümmer fallen, da die Regierung zu schwach ist, um sie zu erhalten, und der mit Preußen vereinigte Theil wird sich beengt finden und leidend durch die Trennung von einem seiner wesentlichen Theile. Die Zusicherung, daß Sachsen in seiner Ganzheit (Integrität) erhalten werden solle, welche Se. Maj. der Kaiser den Sachsen als Trost und Ermunterungsgrund hat geben lassen, und welche ganz kürzlich in der Rede des Fürsten Repnin wiederholt ward, würde eine Täuschung sein und es steht der Würde und Größe des Kaisers wohl an, das Glück und die Ruhe eines Volkes zu befestigen, welches ihm überzeugende Beweise seiner Liebe und Bewunderung gegeben hat.

„Diese hier auseinandergesetzten Bemerkungen über die sächsischen Angelegenheiten scheinen mir zu der Folgerung zu führen: daß das Eroberungsrecht Sachsen zur Verfügung der Verbündeten stellt; daß die allgemeine Lage der Dinge und die neuen Landabtretungen nothwendiger Weise die Vereinigung Sachsens mit Preußen herbeiführen, daß diese Vereinigung der Wohlfahrt Europas und Deutschlands gemäß, daß eine Theilung Sachsens

sowohl für Sachsen, als Preußen schädlich ist und Oestreich keinen Vortheil bringt."

Der Kaiser erklärte sich mit dem Inhalte dieser Denkschrift einverstanden und befahl die Mittheilung derselben an den russischen Gesandten in London, Grafen Lieven, mit der Weisung, sich darüber mit den englischen Ministern, mit einigen hervorragenden Mitgliedern der Opposition und mit den stimmführenden Zeitungsredactionen in Verbindung zu setzen. Dies letztere schien um so gerathener, als das sächsische Cabinet bereits ansehnliche Summen darauf verwendet hatte, einigen Lärm für „Sachsens gutes Recht" in dortigen Oppositionsblättern zu erheben.

Der grundehrliche, und daher von Talleyrand und Metternich schon öfter übervortheilte, Stein war mit den Vorschriften, welche dem russischen Gesandten in London ertheilt wurden, nicht einverstanden. „Die Verhaltungsbefehle für den Grafen Lieven," schreibt er Wien, den 7. December 1814, an Capo d'Istria, „entwickeln die Einrichtungen, welche der Kaiser dem Herzogthum Warschau geben will, aber entfalten zugleich ein System von Verdacht und Mißtrauen in erster Linie gegen Lord Castlereagh, in letzter gegen die englische Regierung, und bezeichnen die Anwendung von Mitteln (Gewinnung des dortigen Ministeriums und der Oppositionsmitglieder), deren erstes unter zwei Mächten nicht zugelassen, noch das zweite durch eine von ihnen angewendet werden sollte." Stein charakterisirt hierauf die Politik Englands als die eines handeltreibenden, mit Abgaben überbürdeten Volkes. Daß das englische Ministerium darauf ausgehe, die Uneinigkeit zwischen den Höfen, Zwietracht zwischen den Regierungen und Regierten zu unterhalten, will er nicht zugeben, obschon er dem Lord Castlereagh schließlich kein empfehlenswerthes Zeugniß ausstellt. „Der Minister Großbritanniens bei dem Wiener Congreß" — bemerkt er in dieser Zuschrift — „kündigt weder die Tiefe und Weite des Blickes eines großen Staatsmannes an, noch die Verkehrtheit des Charakters, die ihn bestimmen könnte, entsetzliche Mittel zu wählen, um zu einem abscheulichen Zweck zu gelangen. Wir finden bei ihm einen kalten Charakter, einen sehr gewöhnlichen Verstand, eine große Unkenntniß der Interessen des Festlandes; wir sehen ihn geleitet durch Herrn v. Metternich, durch Münster, durch die Furcht vor Oppositionsgeschrei und durch diese Beweggründe schon früher einmal dahingerissen, mit Napoleon zu unterhandeln, sich auf eine unzeitige und ungeschickte Weise in die polnischen Angelegenheiten zu

mischen, auf die deutschen Angelegenheiten schwach, in einer falschen, selbst abgeschmackten Richtung hinzuwirken. In all diesem bemerke ich eine große Mittelmäßigkeit, aber nichts weiter. Die Mittel, welche man anwenden will, um das Ministerium zu bekämpfen, sind Aufklärung der Regierung selbst, dann der Opposition, des Volks. Man wird einiges Gute wirken können, wenn man ihm die genaue Wahrheit darstellt, wenn man Lord Castlereagh schildert als einen Mann, der von untergeordneten und irrigen Ansichten fortgerissen wird zu Maßregeln, welche dem Besten seines Landes schaden, weil sie dasselbe mit seinen wichtigsten Verbündeten in Streit verwickeln, weil er in den großen Angelegenheiten des Festlandes falsche Maßregeln nimmt, aber man muß keineswegs einen Satz behaupten, der sich nicht behaupten läßt."

In England ließen die beschränkten Ansichten, in Wien die Bestechlichkeit Metternichs, die eingeschüchterte Gutmüthigkeit des Kaisers Franz, die Unverschämtheit Talleyrands und die zaghafte Bescheidenheit Friedrich Wilhelms III. die deutschen Angelegenheiten und voraus die sächsische Frage nicht zu einem, dem Wohle des Vaterlandes gedeihlichen, Abschluß kommen.

Mit blindschleicherischer Heimtücke beschlich jetzt Metternich den Kaiser Alexander und dessen Umgebung, in der böswilligen Absicht, Rußland und Preußen zu entzweien. Zunächst warf er nur allgemeine Aeußerungen gegen Czartoryski hin: „wie man im Ganzen mit der russischen Erklärung über Polen zufrieden sei; im Betreff Sachsens hingegen müsse man darauf bestehen, daß der König mit einem Theile seines Landes abgefunden werde. Dies werde Frankreichs Einspruch beseitigen, die öffentliche Meinung befriedigen, die sich laut gegen die Entsetzung des Königs von Sachsen ausgesprochen habe, und über Preußens Nähe an der böhmischen Grenze habe Oestreich Ursache beunruhigt zu sein. Seien ihm doch schon Aeußerungen zu Ohren gekommen, wie die: „„der östreichische Minister, der Sachsens Abtretung unterzeichne, verdiene am nächsten Tage den Kopf zu verlieren.""

Den Kaiser Franz zu Gunsten des Königs von Sachsen zu stimmen, hatte nicht schwer gehalten; die Beichtväter gaben zu bedenken, daß Friedrich August, ein getreuer und eifriger Katholik, dem Kaiserhause nah verwandt und ergeben sei. Als nun die Schwester Alexanders, die Großfürstin Katharina, in einem vertraulichen Gespräche am 6. December den Kaiser Franz für ein gutes Einvernehmen mit ihrem Bruder zu gewinnen versuchte und die sächsische An-

gelegenheit zur Sprache brachte, versicherte er seine Geneigtheit, den Frieden zu erhalten, „aber,“ fügte er hinzu, „mein Gewissen fordert, daß der König von Sachsen einen Theil seines Landes behält. Ganz Europa hat die Augen darauf gerichtet. Mit dem Könige von Preußen wünschte ich in gutem Vernehmen zu stehen, er wird mir aber ein gefährlicher Nachbar an der böhmischen Grenze. Es ist doch halt sehr hart, einen Fürsten von Land und Leute zu jagen.“ Die Vermittelungsversuche der Großfürstin scheiterten; nur die Abtretung eines dürftigen Landstriches Sachsens an Preußen erklärte der Kaiser Franz zu befürworten sich willfährig. Die sächsischen Herzöge aber, und an ihrer Spitze der Herzog von Weimar, erhoben gegen die geringste Abtrennung Einspruch. Als dieser dem Kaiser Franz bemerklich zu machen suchte, daß er eine Theilung Sachsens nicht nur in Beziehung auf die Verwaltung, sondern auch deshalb für verderblich erachte, weil dadurch eine Gährung und Unzufriedenheit unter den Einwohnern genährt und erhalten werde, beruhigte ihn der Kaiser mit der Versicherung: „Das ist schon recht so; da kommen halt die beiden Theile um so ehender wieder zammen.“ Der Herzog von Sachsen-Coburg-Saalfeld, General in russischen Diensten und in Wien anwesend, wendete sich in einem Schreiben vom 14. October 1814 an den Lord Castlereagh, welcher damals noch für die Zutheilung Sachsens an Preußen stimmte. „Das politische Todesurtheil,“ schrieb er ihm, „mit welchem Sachsen bedroht ist, muß durch das Recht gerechtfertigt und durch das allgemeine Interesse Europas befürwortet werden. Um die, in Beziehung auf Sachsen vorgeschlagene, Maßregel unter dem Gesichtspunkte des Rechts zu behaupten, bedarf es von zwei Dingen eines: entweder, daß die Souverainetät verloren geht, oder erworben wird durch das Eroberungsrecht; oder, daß der König von Sachsen gerichtet werden könne. Als England Hannover wieder in Besitz nahm, hat es das Eroberungsrecht nicht anerkannt. Napoleon selbst protestirte, als England Guadeloupe an Schweden abtrat; demnach haben weder Sie, noch Ihr Gegner die Gewalt allein als einen gesetzlichen Titel anerkannt, um endgültig über ein Land zu verfügen. Um den König von Sachsen zu richten, bedarf es vor Allem eines Gerichtshofes, dem das Recht zusteht, den Spruch zu fällen, und er müßte vor diesem Gerichtshofe gehört werden. Wir erkennen in dem gegenwärtigen Falle durchaus das Recht derer nicht an, welche den Gerichtshof bilden wollen, und diese angeblichen Richter weigern sich sogar, den, welchen sie anklagen, zu hören.

Der König von Sachsen hat keine anderen Richter, als die des Königs von England, Gott und die Nation; und so lang die europäische Familie nicht einem höchsten und gemeinschaftlichen Gerichtshofe untergeben sein wird, wird es keine anderen Richter der Könige geben. Der eine dieser beiden Richter nun, dessen Ansicht zu kennen und auszulegen uns verstattet ist, hat sich entschieden zu Gunsten dieses Fürsten ausgesprochen: die gesammte sächsische Nation verlangt ihn zurück. Versammeln wir, unter welcher Form es immer sei, eine Anzahl Personen aller Länder, aller Klassen, unterstellen wir ihnen die Frage, um die es sich handelt, ich werde mich ihrer Entscheidung unterwerfen." Weniger stichhaltig als die Berufung auf die Volkssouverainetät in Sachen eines Fürsten ist, was der Herzog von Coburg zu Gunsten der Wiederherstellung Sachsens von dem Gesichtspunkte des allgemeinen Interesses beibringt. Er meint: „die Zutheilung Sachsens werde Preußen schwächen, denn es erhalte eine Bevölkerung, in welcher die Gefühle für sein Königshaus nach einem Jahrhundert noch nicht erloschen sein würden, so daß Preußen in seinem Innern einen immerwährenden Keim der Unzufriedenheit und der Unruhen nähren werde." Dies war ein dicker Irrthum; bevor zehn Jahre vergangen waren, gab es in dem ganzen Königreiche Preußen keine zuverlässigeren, mit ihrem Loose zufriedeneren Unterthanen, als die Bewohner von Wittenberg, Naumburg, Merseburg, Zeitz, sowohl in den Städten, wie auf dem Lande. — Daß der Herzog nicht ohne Grund Besorgniß wegen des, den kleineren deutschen Fürsten bevorstehenden, Schicksals hegt, dürfte in seiner Zuschrift noch am zutreffendsten sein. „Wollen Sie," heißt es am Schlusse, „Mylord, wissen, was das Interesse Deutschlands ist? Befragen Sie seine Wünsche, denn gewiß sind Sie überzeugt, daß die kleinen Staaten so gut, wie die großen es wissen, was ihnen zum Heil, was zum Verderben gereicht; nun Alle — einen einzigen ausgenommen — betrachten Deutschland (soll heißen: die kleinen deutschen Sultane) für verloren, wenn es Sachsen ist. . . . Ein Bürgerkrieg in Deutschland wird die erste Folge sein, durch ganz Europa wird es eine allgemeine Erschütterung veranlassen und es ist nicht wahrscheinlich, daß England nicht die Folgen davon empfinden werde."

Daß Baiern bei seinen großmachtlichen Bestrebungen Alles aufbot, um Preußen nicht in den Besitz Sachsens kommen zu lassen, darf uns nicht befremden; daß der, mit Stein so nah befreundete, Graf Münster als ein sehr

entschiedener Widersacher Preußens auftrat, gehörte zu den Ungeheuerlichkeiten, die man nicht zu begreifen vermochte. Derselbe Graf Münster hatte noch während des Feldzuges 1812 Stein für einen Plan zu gewinnen gesucht, nach welchem Ost- und Westpreußen an Rußland, das Land zwischen Weichsel und Elbe an Preußen, das ganze Norddeutschland von der Elbe bis zur Schelde an Hannover kommen sollten und zwar in Kraft des Eroberungsrechtes, welches Rußland auszuüben befugt sei. „Dieses Luftschloß war durch die Erhebung Preußens zerronnen." Während des Krieges fühlte Münster die Unentbehrlichkeit Preußens, äußerte gegen dessen König gute Gesinnungen und erwarb auch das Vertrauen Hardenbergs; in der sächsischen Angelegenheit zeigte er die feindseligste Thätigkeit. Uneingedenk seines eigenen Ausspruches: „nicht achten muß man den König von Sachsen, man muß ihn ächten," bestärkte er die Oestreicher und Engländer in dem Begehren einer Theilung Sachsens. Gegen den, aus sächsischen in preußische Dienste getretenen, Oberst v. Miltitz, der ihm draue trigen Folgen einer solchen Maßregel vorstellte, äußerte er: „Dieses sei gleichgültig, man werde, wenn Preußen nicht nachgebe, sich gegen die Besitznahme verwahren, die Gelegenheit abwarten und einen Krieg anfangen, der mit dem Untergange Preußens endigen müsse." *)

Nachdem sich Metternich der Zustimmung Castlereagh's, Talleyrands, Münsters, Wrede's und der Mehrzahl der Bevollmächtigten der deutschen Fürsten versichert halten durfte, übergab er am 10. December dem Congresse die Erklärung Oestreichs. „Die erste und wichtigste der in Wien zu lösenden Fragen," so beginnt sie, „sei ohne Zweifel die über das Herzogthum Warschau gewesen; seitdem man darauf verzichten müsse, sie im allgemeinen Interesse Europas durch Wiederherstellung von Polen, oder Theilung Warschaus zu lösen, und es sich nur noch um einzelne Grenzpunkte handle, habe Oestreich seine Forderungen dem Wunsche nach Frieden untergeordnet; es müsse jedoch verlangen, daß Thorn und Krakau nicht als freie Städte zum Heerde von Ränken dienen, sondern Preußen und Oestreich überlassen werden; Oestreich müsse ferner auf die Linien der Wartha und Nida halten, jedoch seine, in Warschau zu erlangenden, Vortheile denen Preußens unterordnen; Fürst Hardenberg möge diese Verhandlung übernehmen; auch Krakau müsse unbefestigt bleiben. Die Bestimmungen

---

*) Pertz, Steins Leben. IV. 241.

wegen einer polnischen Verfassung und Vereinigung des russischen Polen mit Warschau müßten gemeinschaftlich erfolgen. Ueber andere, nicht minder wichtige Punkte, wie die freie Schifffahrt der Weichsel, werde Oestreich unmittelbar mit Rußland unterhandeln.

„Der zweite Punkt sei: Sachsen. Die diesfallsigen Wünsche Preußens stehen in Widerspruch mit den Wünschen der Mächte ersten und zweiten Ranges. Zwar habe Preußens Wiederherstellung Oestreich so nothwendig geschienen, daß dieses dieselbe zu einer der ersten Grundlagen des dreifachen Bündnisses gemacht. Oestreich hege keine Eifersucht gegen Preußen; beide Mächte bilden eine unübersteigliche Schranke gegen Eroberungslust von Osten oder Westen, beide müssen auf Deutschland als Grundlage seines Friedens einen wechselseitigen Einfluß üben. Diese Vereinigung aber finde ein unüberwindliches Hinderniß in der Einverleibung von ganz Sachsen, weil die Grundsätze des Kaisers, die Familienbande und die Grenz- und Nachbarverhältnisse sich entgegenstellen. Die vornehmsten deutschen Staaten sind dagegen und würden sich mit Mißtrauen einem Bunde anschließen, der auf eine solche Thatsache begründet sei; Frankreich widerspreche und würde sich also leicht an die Spitze der kleineren deutschen Staaten stellen, dem man zuvorkommen müsse. Oestreich schlage also eine andere Art der Entschädigung Preußens vor und schließe zu diesem Zwecke eine ungefähre Uebersicht an; in Hinsicht auf Mainz sei es zu einer Uebereinkunft bereit." Schließlich waren der Erklärung ein Schwall von Freundschaftsversicherungen und Anerkennungsbetheuerungen der Verdienste Preußens um die gute Sache beigefügt. Die Vorschläge zur Entschädigung Preußens bestanden darin, demselben einige Fetzen des auf's Neue zerrissenen Polens, einige geistliche Bruchstücke auf dem linken Rheinufer und von Sachsen einen lumpigen lausitzer Gebirgskamm nebst Sandsteppen zuzutheilen.

Hardenberg beeilte sich auf der Stelle Metternich zu antworten; er schrieb ihm: „Wien, den 11. December 1814. Mein Fürst! Das Schreiben, womit Ew. Fürstliche Gnaden mich gestern beehrt haben, enthält in Beziehung auf Sachsen Vorschläge, die so unerwartet sind und mit allen bisher stattgefundenen, sowohl mündlichen als schriftlichen Erklärungen, hauptsächlich mit dem officiellen Schreiben, welches Sie, mein Fürst, unter dem 22. October mit der Bemerkung, daß es auf Autorisation Sr. Kaiserl. Majestät geschehe, an mich erließen, und mit dem Schreiben, welches Lord Castlereagh an demselben Tage

von Ihnen empfing, in geradem Widerspruche stehen; Vorschläge, welche den Ideen, die Sie gegen mich bis auf den letzten Augenblick geltend machten und welche nur dahin abzweckten, einen Theil von Sachsen für seinen bisherigen Souverain zu erhalten, als ein Mittel, das Ganze zur allgemeinen Zufriedenheit in Ordnung zu bringen, so ganz entgegen sind; Vorschläge endlich, welche mit den Freundschaftsversicherungen, die Ihr allergnädigster Herr dem meinigen zu geben beliebte, so unvereinbar sind, daß ich mich in der Nothwendigkeit sehe, von Sr. Majestät bestimmte Befehle einzuholen, eh' ich mich mit Ew. Fürstlichen Gnaden in irgend eine weitere Erklärung einlassen kann."

Hardenberg macht schließlich aufmerksam darauf, daß in der, Metternichs Schreiben beigefügten, statistischen Uebersicht sich fehlerhafte Angaben befinden, deren Berichtigung er sich vorbehält.

In äußerster Entrüstung über die Wortbrüchigkeit Metternichs theilte Hardenberg Stein und Czartoryski den, mit dem östreichischen Staatskanzler seit dem 4. October geführten, Schriftwechsel mit. Der Kaiser Alexander, dem derselbe vorgelegt wurde, war nicht minder empört über solche Treulosigkeit; er trug Czartoryski auf, Hardenberg zu schreiben: er möge sich in einer an ihn zu richtenden Denkschrift über das Interesse Preußens aussprechen; er werde ihn mit allen seinen Kräften und allen seinen Truppen, wenn es nöthig werden sollte, unterstützen.

Mit den, ihm von Hardenberg mitgetheilten, Noten und Briefen Metternichs fuhr er am 12. December zum Kaiser Franz und überzeugte diesen von der böswilligen Absicht Metternichs, hinter dem Rücken des Kaisers Preußen mit Rußland zu entzweien. Kaiser Franz war, oder stellte sich erstaunt und unwillig über das Intriguenspiel seines Staatskanzlers und versicherte, „daß er ihm den Kopf tüchtig waschen werde." Am Abend desselben Tages theilte Alexander Stein das, mit dem Kaiser Franz gehabte, Gespräch mit und trug ihm auf, Hardenberg zu veranlassen, sofort ein Ultimatum zu stellen, welches er mit allen Kräften unterstützen werde. „Man müsse," sagte mit nachdrücklicher Betonung der Kaiser, „diese Sache unter den drei Mächten endigen, ohne Einmischung Englands und Frankreichs, sodann die deutsche, dann die englische Angelegenheit." Stein antwortete ihm mit Betrachtungen über das Verderbliche und Verwerfliche der östreichischen Vorschläge, über die Nothwendigkeit, den Entschluß und die Bereitschaft zu zeigen, ernsthafte Maßregeln zu ergreifen und

hierzu Vorbereitungen zu machen durch Anstalten zur Abreise, Truppenbewegungen und dergleichen. Er machte ferner dem Kaiser bemerklich, daß es nothwendig sei, diese ganze Angelegenheit aus den Händen Nesselrode's zu bringen, welcher Metternich blindlings ergeben, und sie Czartoryski oder Rasumowski anzuvertrauen und ihnen Capo d'Istria beizuordnen. Stein gab dem Kaiser, als er ihn entließ, die Versicherung, daß er sich unverzüglich zu Hardenberg begeben werde, um mit ihm wegen des Ultimatums Rücksprache zu nehmen.

Metternich suchte, von seinem Kaiser zurechtgewiesen, jetzt einzulenken. Er schickte noch am 12. December Abends Herrn v. Wessenberg zum Staatskanzler, um sich über die statistischen, in seiner Note vom 10. December enthaltenen, Irrthümer Nachweis zu erbitten, welcher ihm auch sofort durch den, zu dem Seelenzählergeschäft in Wien als General-Controleur herbeigerufenen, preußischen Staatsrath und Director des statistischen Büreaus Hoffmann dahin ertheilt wurde, daß sich Metternich in der That zum Nachtheil Preußens um 1,200,000 Seelen verrechnet hatte. Am nächsten Vormittag (den 13.) machte Metternich dem Fürsten Hardenberg einen Besuch und suchte ihn durch die Versicherung zufrieden zu stellen, daß sein Schreiben vom 10. keineswegs ein amtliches, nur ein vertrauliches gewesen, daß damit das letzte Wort noch nicht gesprochen sei und man über die sächsischen und polnischen Angelegenheiten noch weiter verhandeln werde.

Am folgenden Tage (den 14.) erbat Metternich sich Audienz bei dem Kaiser Alexander. Hier beging er den neuen Verrath, dem Kaiser eine, ihm von Hardenberg unter dem verpfändeten Ehrenwort für Geheimhaltung anvertraute, Denkschrift vom Anfang Novembers mitzutheilen, worin dieser ihm als nothwendig nachwies, für jetzt keine feindseligen Maßregeln gegen Rußland zu nehmen, ihm die Ursachen entwickelte, weshalb es rathsamer sei, nachzugeben und sich lieber für die Zukunft vorzubereiten und in Stand zu setzen, den Unternehmungen Rußlands gegen Europa zu widerstehen. Außerdem fügte mit der schlauen Miene anmaßlicher Vertraulichkeit Metternich hinzu: „daß er sich noch in dem Besitze eines und des andern Schreibens des preußischen Staatskanzlers befinde, von denen Gebrauch zu machen ihm seine Gewissenhaftigkeit verbiete, da sie die Geheimnisse eines Dritten seien." —

Diesmal hatte Metternich sich stark verrechnet; Alexander würdigte ihn kaum einer Antwort. Er legte diese Uriasbriefe dem Kaiser Franz vor und

erklärte auf das entschiedenste, daß er mit Metternich fernerhin nicht verhandeln werde. Der Kaiser Franz suchte Alexander durch die Versicherung zu beruhigen, daß ihm das Schreiben seines Staatskanzlers an Castlereagh gar nicht vorgelegen habe. Vergebens versuchte er hierauf sich bei der Großfürstin Katharina zu rechtfertigen; auch diese wiederholte ihm, daß ihr Bruder schwerlich zu bewegen sein würde, die Unterhandlung mit Metternich wieder aufzunehmen, da er erklärt habe, künftighin nur mit dem Kaiser unmittelbar zu unterhandeln. Mit diesem Entschlusse machte Alexander seine Minister, ebenso Stein und Hardenberg bekannt und genehmigte eine, von Letzterem an ihn unter dem 16. December gerichtete, Denkschrift, deren Mittheilung an den Kaiser Franz er übernahm, während Lord Castlereagh seine guten Dienste Preußen dadurch erwies, daß er sie dem Fürsten Metternich überbrachte. In dieser Denkschrift beruft sich der preußische Bevollmächtigte zuvörderst auf die, von Metternich und Castlereagh ihm unter dem 22. October schriftlich gegebenen, Zusicherungen und fügt dann hinzu: „Der Unterzeichnete mußte um so mehr über die Aenderung der Sprache des östreichischen Ministers betroffen sein, als dieser bis zum letzten Augenblicke und in allen Besprechungen sich darauf beschränkte, anzurathen, nur einen kleinen Theil von Sachsen seinem alten Souverain zu lassen, als ein sicheres Mittel, die Sache auf eine, alle Parteien zufriedenstellende, Weise zu ordnen, während er gegenwärtig ihm vier Fünftheile erhalten und nur einige abgerissene Stücke, welche kaum ein Fünftheil bilden, Preußen anweisen will. Der Unterzeichnete habe sich darauf beschränkt, dem Fürsten Metternich unter dem 11. zu antworten, daß er die Befehle seines Königs hierüber einholen, bis dahin aber sich in weitere Verhandlungen nicht einlassen werde.

„Hierauf habe der Fürst Metternich geäußert: „„es sei das, was er von Sachsen angeboten, keinesfalls sein letztes Wort, er habe im Gegentheil in seinem Schreiben vom 10. ausdrücklich der Krone Preußen als ein Mittel der Verstärkung seines Umfanges Erwerbungen von Sachsen nachgewiesen, welche sich damit vertrügen, daß dieses Land seine politische Existenz behielte,““ eine Redensart, welche dem Unterzeichneten nicht anwendbar auf die Parzellen zu sein scheinen, welche in der statistischen Beilage aufgeführt worden.“ — Daß außerdem Metternich sich hierbei um 1,200,000 Seelen zum Schaden Preußens verrechnet habe, wird nachgewiesen. In Betreff der Vorschläge Oestreichs wegen des Herzogthums Warschau werde der Kaiser Alexander endgültig Bestimmungen

treffen. „Es handelt sich," heißt es weiter in der Note, „vornehmlich darum, das, was Sachsen betrifft, festzustellen. Die stärksten Gründe widersetzen sich einer Theilung des Landes; das Wohl und der Nationalwunsch, welcher sich täglich lauter vernehmen läßt, das von Sr. Majestät dem Kaiser aller Reußen gegebene Wort, das Interesse Preußens und Europas selbst. Preußen muß stark sein zur Aufrechthaltung des Gleichgewichts und der Ruhe; es darf nicht in eine Stellung gebracht werden, in welcher es sich nicht vertheidigen kann, nicht in eine solche, worin es genöthigt wird, nach Vergrößerungen zu streben, um einen starken Damm zu gewinnen, welcher zu seiner Vertheidigung nothwendig ist.

„Außerdem sichern die Verträge Preußen die Einwohnerzahl von 1805 nicht ohne Berücksichtigung der Stärke, welche man seinen Besitzungen geben würde, zu, sondern einen, in jeder Beziehung geographisch abgerundeten, Staat. Die Gerechtigkeit fordert laut für dasselbe eine Verstärkung, derjenigen angemessen, welche alle Verbündeten und so viele andere Staaten erhalten. Wo aber ist dieses Ziel zu erreichen, als vermittelst ganz Sachsens?" Es werden die großen Uebelstände aufgezählt, welche durch eine Theilung Sachsens für dessen König, für die Unterthanen, für Preußen und selbst für die Harmonie mit Oestreich veranlaßt werden würden. Als Entschädigung hatte Preußem dem Könige von Sachsen Münster, Paderborn und Corvey mit 350,000 Einwohnern angeboten; es bietet jetzt eine bei weitem beträchtlichere, selbst das Doppelte auf dem linken Rheinufer an, mit einer als Residenz wohlgelegenen Stadt am Rhein, so gelegen, daß die Grenzen Frankreichs und Preußens sich nicht berühren. — Es werden nun die Bedingungen in Erinnerung gebracht, unter welchen der Kaiser von Oestreich zufolge der Note Metternichs vom 22. October seine Zustimmung zur Einverleibung Sachsens ertheilt hatte, und hinzugefügt: „Der Unterzeichnete kennt, mit Ausnahme Baierns, keine deutsche Macht, welche sich gegen die Vereinigung von ganz Sachsen mit Preußen ausgesprochen hätte. . . . . Se. Majestät der König von Preußen rechnet darauf, daß Se. Kaiserl. Majestät bei der, zur vollständigen Einverleibung Sachsens mit Preußen ertheilten, Zustimmung verharren werde, und daß Sie dem Könige von Sachsen und dessen Familiengliedern alle Vortheile vorstellig machen werden, welche für sie aus einem Etablissement des Königs von Sachsen am linken Rheinufer erfolgen.

„In der Lage, in welcher Se. Majestät (Preußen) sich befindet, einerseits von dem lebhaften Wunsche beseelt, in versöhnlichster Weise die Vereinigung der großen Mächte aufrecht zu erhalten, die so wesentlich nöthig ist, um den großen Zweck, für welchen kein Opfer gespart wurde, zu erreichen, andererseits in der Unmöglichkeit Anordnungen zu unterschreiben, welche Preußen allein fortwährend neue Opfer auferlegen würden, um allen anderen Mächten und so vielen andern Staaten zu genügen, welche nicht den geringsten Anspruch haben im Vergleich mit denen, welche Preußen durch so große Anstrengungen erworben, stark in dem Bewußtsein, daß sein Volk es war, welches so Großes dazu beigetragen, den andern allen die Freiheit der Existenz wieder zu erobern und ihnen die größten Vortheile zu sichern, nimmt Se. Majestät der König dasjenige in Anspruch, was die Verträge und seine Anstrengungen zu fordern ihm das Recht verleihen. Er wird seine Ansprüche bei seinen Verbündeten geltend machen und vertraut vor Allem der Freundschaft Sr. Majestät des Kaisers aller Reußen, deren günstige Erfolge er bereits so oft schon erfahren hat.

„Der Fürst von Hardenberg."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Diplomatische Maskeraden. — Mittheilungen eines Eingeweihten. — Rußland und Preußen halten fest zusammen. — Die Aller-Seelen-Messe zu Wien. — Castlereagh tritt auf Metternichs Seite. — Talleyrands Schreiben an Metternich vom 19. December. — Der ehemalige Jacobiner predigt Legitimität; — erinnert an die Theilung Polens, um gegen die Besitznahme Sachsens durch Preußen zu protestiren; — verlangt, daß man über die Völker nicht wie über Viehheerden verfüge. — Steins Denkschrift vom 27. December zur Entgegnung auf Talleyrands Schreiben vom 19. — Metternich dringt auf die Zulassung des französischen Botschafters zu den Verhandlungen; — verlangt die Zustimmung des Königs von Sachsen zu dem über ihn verhängten Spruch. — Preußen und Rußland erklären sich bereit, Talleyrand zuzulassen, sobald die sächsische Frage erledigt sein würde. — Privatmittheilungen über die Zerwürfnisse an der Tafel des Congresses.



Nicht minder bunt, verwirrt und intriguant als bei Mummenschanz und Maskenaufzug der Hoffestlichkeiten war das Durcheinander bei den Conferenzen und wo sonst die Diplomaten, ihre Gehülfen und Gehülfinnen eine Maske vornahmen, oder dem andern eine Nase aufzubinden bemüht waren. „Dringt man," schreibt uns ein feiner, in die Geheimnisse hinter dem Vorhang eingeweihter, Beobachter aus Wien, Anfang Decembers 1814, „von der geglätteten trügerischen Oberfläche in den Sinn ein, den das erhabene Schauspiel der großen Fürstenversammlung bieten soll, so trifft man auf heillose Ränke, wo man Offenheit, auf Neid, wo man Vertrauen, auf Kleinlichkeit, wo man Liberalität erwarten sollte. Scheint man doch kaum noch zu wissen, weshalb die Monarchen hier versammelt sind. Die Wiederherstellung des royalistischen Princips und die Wiedereinsetzung der verdrängten Herren in ihre Länder ist für Einige die Hauptsache. Dieses Princip soll den König von Sachsen wieder auf seinen Thron führen. Dagegen sagt Rußland: — man bedenke, was das sagen will! — „Que s'il-y-avait un

malheur il valait mieux celui de la dynastie que du pays."*) Die Preußen behaupten: es handle sich nicht blos um den Regenten, sondern auch um das Land und Sachsens Lage erheische eine Vereinigung mit Preußen, sobald der Verlust von Südpreußen (Warschau) dem Königreiche seinen topographischen Kern nehme, worauf die Festigkeit gegen Osten und gegen Westen gleich stark begründet sei. Diesen politisch militairischen Grund spricht Humboldt ganz unverholen aus; Hardenberg und der König haben gleichfalls keine andere Idee und das preußische Volk setzt in den Besitz Sachsens mit einer solchen Festigkeit seinen Stolz und seine Sicherheit, daß kürzlich eine Adresse aus dem Lande dem Könige alle Kräfte zur Behauptung Sachsens angeboten hat. Der russische Kaiser verharrt fest bei Preußen, das auch nicht ein Dorf will fahren lassen, sich auf eigene 260,000 Mann und auf eine russische Armee in Polen unter Barclay stützt, die auf 360,000 Mann angegeben wird, ohne die Garde in Petersburg, ohne die 60,000 bis 80,000 Mann starke Südarmee unter Bennigsen und ohne die Kosaken. Der Kaiser Franz sagt in seiner Naivetät: „„s'ist halt ein hart' Ding, einen Regenten vom Throne zu stoßen."" Wegen Polen wird eben so lebhaft und bis jetzt mit noch unentschiedenem Erfolge gestritten. Man möchte Preußen in diesem Lande seine fehlenden Millionen Seelen anweisen, um es von Deutschland abzudrängen.**) Ohne daß Metternich seinen eigentlichen geheimen diplomatischen Zweck erreicht (Veruneinigung Preußens und Rußlands), haben sich vielmehr Rußland und Preußen zu kräftigem Widerstande vereinigt und bestehen auf der Forderung, welche Sachsen den Preußen und Polen den Russen zusichert. . . .

„Ueber Deutschland und seine künftige Föderativ-Verfassung ist noch nichts, auch gar nichts zu Stande gekommen. Es sind mehrere Projecte eingereicht worden, unter anderen auch von Metternich eines zu einem Bunde, welches ziemlich bunt aussieht. Seine Grundlagen sind allgemeine Repräsentation unter der Bedingung einzelner Entsagungen von Rechten zur Gewinnung allgemeiner Kraft und ständischer Verfassung. Darauf haben Würtemberg und Baiern, die nur egoistisch festhalten und gewinnen wollen, gegen die Beeinträchtigung ihrer Souverainetät geschrieen. . . . Baiern will von allen den Bundesprojecten

---

*) Findet ein Unglück statt, dann ist es besser, es trifft das Herrscherhaus, als das Land.

**) Friedrich Wilhelm III. wollte von einer Erwerbung in Polen nichts hören. „Haben ein Haar darin gefunden, Weichselzöpfe und Juden, haben an einer Lausitz genug" u. s. w.

nichts wissen, die seine politische Existenz in einer deutschen Allgemeinheit beschränken könnten. Es strebt vielmehr durch Forderung neuer Erwerbungen nach dem Rang einer europäischen Macht und ist bereit, das Schwert zu ziehen, von wo ihm Widerspruch droht. In dieser Politik ist die brutalste Kampflust; sie neigt sich jetzt ganz zu Oestreich. Würtemberg hingegen fühlt sich auf's Tiefste durch Oestreich gekränkt und der Kronprinz durch seinen Mentor, den Minister Stein, von Ideen belebt, die ihn Preußen und Rußland zu eigen machen, wenn auch der starre, dicke Papa weniger zugänglich ist. Die Heirath des Kronprinzen mit der Großfürstin Katharina bringt eine kluge, einsichtige, kräftige Frau an diesen Hof.

„Es haben die kleinen Mächte auch den Zutritt verlangt zu den deutschen Conferenzen, bisher ohne Erfolg. — Was sich nach dem herrschenden Zeitgeist allgemein aufdringt, wird in Deutschland nicht ausbleiben, und ordnet es sich nicht gütlich, so gestaltet es sich in Erschütterungen, denen politische Mißhelligkeiten den nächsten Funken geben.

„Frankreich rennt à tête perdue gegen die deutschen Angelegenheiten, vorzüglich die sächsischen, wovon der geheime Zweck scheint, sich durch andere zugestandene Gunstbezeigungen gewinnen zu lassen. Man macht wohl nicht mit Unrecht dieser Politik den Vorwurf von Seiten Rußlands und Preußens: sie vergesse, daß die Verbündeten Bonaparte vom Throne gestoßen, daß also der Rheinbund aufgehört und ein Bourbon diese Fürsten nicht mehr zu vertreten habe.

„England spielt in diesen Verwickelungen eine bedeutende Rolle des Hemmens und Aufhaltens. Es entwickelt durch sein neues Königreich Hannover ein Continentalsystem, welches der Graf Münster durch Herrn von Gagern, durch Herrn von Lübecker und den Grafen Keller an Holland, Braunschweig und Hessen reiht, wodurch in Norddeutschland ein hannöverisch-deutscher Bund entsteht. Die persönliche Abneigung, welche in England zwischen dem Kaiser Alexander und dem Prinz-Regenten entstanden, sowie des Letzteren Widerwille gegen die ministerielle Partei, haben dem englischen Cabinette eine feindliche Stellung gegen Rußland gegeben, welche die Vergrößerungslust des Letzteren nach Polen nun noch politisch bedingt, gegen Preußen aber alle die deutschen Staaten in Opposition stellt, welche der unmittelbaren Continental-Einwirkung Englands durch Hannover unterworfen sind. Oestreich dagegen hat durch die

Finessen des Fürsten Metternich eine sehr günstige Stellung in England gewonnen, wo sich der Kaiser Alexander Feinde und der König Friedrich Wilhelm keine Freunde gemacht. Dadurch entsteht im deutschen Norden ein Verein, der Preußen, als engem Verbündeten Rußlands, Gefahr droht.

„Frankreich neigt sich gegen England, um vermittelst des Friedens die Meere wieder beschiffen zu können; und so kreuzen sich hier so viele Interessen, die bei dem langersehnten Friedensbund die Völker wollen zur Sprache bringen, daß sich dieselben zu den wunderbarsten Gestaltungen zusammenfügen, sowie ein neuer Anstoß von Mißhelligkeit sie gegen einander wirft. In dieser Krise seltsamer politischer Verhältnisse hat Metternich neuerdings ein großes Uebergewicht in den Verhandlungen sich verschafft, indem vor Kurzem Lord Castlereagh unerwartet seiner Partei beigetreten ist. Eine fulminante Depesche des Prinz-Regenten hat den Minister bedeutet, nicht im sansculottisch-monarchischen Sinne zu verfahren, sondern das Princip von Erhaltung der Dynastien aufrecht zu erhalten und keinen Ideen Eingang geben, die wie die zeitherigen, revolutionairer Tendenz wären. Eine gänzliche Umstimmung des noblen Lord ist die Folge davon gewesen, welche Metternich überrascht, doch sehr vergnügt hat. Der Kaiser Alexander, der immer selbst durch persönliche Gespräche mit Metternich den Fortgang der Unterhandlungen geleitet, hatte diesen kürzlich zu sich geladen. Auf die Umkehr der Engländer gestützt, hat Metternich so heftig discutirt, daß man Zank und Streit im Vorzimmer gehört. Der Kaiser hat hernach den Minister Stein, den allezeit kampffertigen, in die Unterhandlung ziehen wollen, doch Metternich sich geweigert, mit demselben in neueren Beziehungen zu tractiren. Noch lauer sind nun die letzten mündlichen Erörterungen durch den General Radetzki gegangen, bis sie ganz im Notenwechsel erstickt worden sind. Jetzt wollen Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm persönlich klagend gegen Metternich ihren Bruder Franz angehen. Schon mehrere Stürme hat der gewandte Fürst gegen sich auszuhalten gehabt. Wer aber sollte ihn ersetzen?

„Wo man nur hinsieht, Widerspruch und Verwirrung, ohne Aussicht, daß es anders werden könne. Täglich häufen sich die Forderungen, wie immer mehr und mehr böse Geister aufsteigen, sobald ein Zauberer die Hölle beschwört und das Losungswort vergessen hat. Wer verlangt und nichts erhält, ist unzufrieden

und hetzt. Sogar die von Napoleon Dotirten haben ihre Abgesandten und die Marschälle fordern frech ihre Güter in Deutschland zurück."

Es lag in der Natur der Verhältnisse, daß Rußland und Preußen sich auf's Neue enger an einander schlossen. Friedrich Wilhelm war sehr gern bereit, einen, in früherer Zeit Preußen zugefallenen, Raubantheil in Polen dem Kaiser Alexander zu überlassen, wofür dieser die Verbindlichkeit übernahm, ihm einen gleichen Nummel sächsischer Seelen zuzählen zu lassen. Denn auf so niederer Stufe stand zur Zeit der Aller-Seelen-Messe in Wien das Völkerrecht und das Volksbewußtsein, daß die Seelen der verschiedensten Völker als gleichbedeutende Münze in Zahlung genommen wurden, so daß eine polnische Seele gleiche Währung mit einer sächsischen, eine belgische mit einer mailändischen, eine pommersche mit einer norwegischen hatte. Man fand es ganz in der Ordnung, daß dem Könige von Preußen die Seelen, die er in Polen verlor, in gleicher Stückzahl in sächsischen, dem Könige von Sachsen der Verlust an sächsischen in rheinischen Seelen überwiesen werden sollten.

Selbst die Bevollmächtigten des, auf seine Volksfreiheit so stolzen, Englands, der edle Lord Castlereagh und nach ihm Lord Wellington, stimmten solchen Abscheulichkeiten bei. Lord Castlereagh war durch Weisungen, welche der Prinz-Regent von England ihm ertheilte, sowie durch Metternich, Münster und Talleyrand so gründlich bearbeitet worden, daß er seinen früheren Ansichten gänzlich untreu wurde und die Unterstützung, welche er den preußischen Bevollmächtigten in Betreff der Erwerbung von ganz Sachsen zugesagt, jetzt zurücknahm. In einer Conferenz am 20. December legte ihm Hardenberg in Gegenwart von Stein, Czartoryski und Humboldt die, dem Kaiser Alexander am 16. December übergebene, Denkschrift vor. Castlereagh las sie flüchtig durch und suchte dann in längerer Rede zu beweisen, daß es bei dieser Angelegenheit weniger auf das Princip ankomme, als auf die Nothwendigkeit: der allgemeinen Stimmung der Cabinette und Europas nachzugeben, welche gegen die Vereinigung Sachsens mit Preußen sei. Im philisterhaften Schulmeistertone nahm er sich heraus, Humboldts entschiedene Aeußerung, daß Preußen die von ihm beschrittene Bahn mit Nachdruck verfolgen werde, mit dem Gemeinplatze zurückzuweisen: „es sei besser mit dem Strom, als gegen den Strom zu schwimmen." Nach solchen Auseinandersetzungen blieb es den preußischen Bevollmächtigten nicht mehr zweifelhaft, daß auf eine Unterstützung von Seiten Englands hier

nicht zu zählen sei. Einen geringeren Aufwand von Ueberredungskunst und Arglist hatte es Metternich gekostet, auch Talleyrand für Oestreichs Pläne zu gewinnen; es galt: Preußen einen empfindlichen Schlag zu versetzen und hierzu ließ sich Frankreich zu jeder Zeit willig finden. Metternich hatte den französischen Bevollmächtigten die an Hardenberg gerichtete Note vom 10. December mitgetheilt. Sie war Wasser auf Talleyrands Teufelsmühle und er versäumte nicht, das beginnende Zerwürfniß der Verbündeten zu seinem Vortheil auszubeuten. Er antwortete dem Fürsten Metternich in einem Schreiben vom 19. December. Wie in allen Verhältnissen seines wechselvollen Lebens sind es vornehmlich auch bei dem Congreß die Schlauheit und Scheinheiligkeit des Priesters und die geselligen Formen des französischen Weltmannes, durch welche er seine versteckten Absichten zu erreichen weiß. „Um für die Genugthuung einzustehen," schreibt er, „welche dem Könige (Ludwig XVIII.) die in jener Note angekündigten Entschlüsse gewähren werden, reicht es hin, sie mit den Befehlen, welche Se. Maj. Ihren Bevollmächtigten am Congreß ertheilt hat, zu vergleichen. Frankreich hatte hierher nicht die mindeste ehrgeizige Absicht, oder persönliche Vortheile mitzubringen. Zurückgeführt in seine alten Grenzen, denkt es nicht weiter daran, sie auszudehnen, dem Meere gleich, welches seine Ufer nur überschreitet, wenn es von Stürmen aufgeregt wird. Seinen Heeren, mit Ruhm bedeckt, verlangt nicht nach neuen Eroberungen. Befreit von einer Unterdrückung, deren Opfer es mehr, als deren Werkzeug es war, glücklich seine legitimen Herrscher wieder gewonnen zu haben und mit ihnen die Ruhe, welche es fürchtete für immer verloren zu haben, hat es keine Reclamationen zu machen, keine Ansprüche zu erheben. Allein es bleibt ihm zu wünschen übrig, daß das Werk der Wiederherstellung (restitution) sich für ganz Europa erfülle, daß überall und für immer der Geist der Revolution aufhöre, daß jedes legitime Recht geheiligt werde, und daß eine jede ungerechte Anmaßung oder Unternehmung ihre Verurtheilung und immerwährendes Hinderniß in offner Anerkennung und ausdrücklicher Gewährleistung derjenigen Grundsätze finden mögen, deren langes und verderbliches Vergessen die Revolution war."

Der Bevollmächtigte spricht die Hoffnung aus, daß diese Grundsätze zur Geltung gebracht werden würden hier in Wien, „wo zum ersten Male die gesammte Christenheit zu einem Congreß versammelt sei." Dies würde, so meinte Talleyrand, bereits erreicht worden sein, wenn die Congreß die Hoffnungen des

Königs erfüllt hätte. Er erinnert daran, daß der Frieden am 30. Mai den Grundsatz aufstelle, daß jede legitime Dynastie erhalten, oder wiederhergestellt, jedes legitime Recht geachtet werde und daß die erledigten Länder, d. h. solche, die ohne Souveraine seien, vertheilt würden gemäß den Grundsätzen des politischen Gleichgewichts, oder was dasselbe sei, nach den conservativen Principien der Rechte eines Jeden und der Ruhe Aller. „Es würde," fuhr er dann fort, „übrigens ein großer Irrthum sein, Quantitäten, welche die arithmetischen Politiker aufzählen, als das einzige Element des Gleichgewichts zu betrachten. „„Athen,"" sagt Montesquieu — „„hatte dieselbe Einwohnerzahl (20 m.), als es mit so großem Ruhme herrschte und als es mit so großer Schande unterlag."" Demnach würde das politische Gleichgewicht nichts als ein leeres Wort sein, wenn man zwar nicht von jener vorübergehenden und trügerischen Gewalt, welche die Leidenschaften ausüben, wohl aber von der wirklichen moralischen Macht, welche in der Tugend besteht, absehen würde. Nun ist aber in den Beziehungen von Volk zu Volk die erste Tugend die Gerechtigkeit. Durchdrungen von diesen Grundsätzen hat der König seinen Botschaftern als unverbrüchliche Regel vorgeschrieben: vor allen anderen das zu suchen, was gerecht ist, und sich hiervon durch keinerlei Rücksicht (auch nicht durch die zwei Millionen, welche Talleyrand vom Könige von Sachsen zur Verfügung gestellt wurden?) zu entfernen." — Mit großer Geschicklichkeit wird nun an die Gewaltthat der Theilung Polens erinnert und daß Frankreich daran nicht Theil genommen. (Als ob dasselbe nicht anderwärts dergleichen kühne Griffe in noch unverschämterer Weise ausgeführt hätte!) „Von allen Fragen," so bemerkt er, „welche der Congreß hätte behandeln sollen, würde der König als die erste, die größte, als die vor allen anderen europäische, als außer allem Vergleich mit jeder anderen die polnische Frage in Betracht gezogen haben, wenn es ihm möglich gewesen wäre, so sehr, wie er wünschte, zu hoffen, daß ein Volk, welches durch sein Alter, seine Tapferkeit, durch die Dienste, welche es zu anderer Zeit Europa geleistet und durch sein Unglück so würdig der Theilnahme aller anderen ist, seiner ehemaligen und vollständigen Unabhängigkeit hätte zurückgegeben werden können.

„Die Theilung Polens, welche es aus der Zahl der Nationen strich, war das Vorspiel, zum Theil vielleicht die Ursache, bis auf einen gewissen Punkt sogar die Entschuldigung der Umstürzungen, deren Beute Europa wurde; allein

seitdem die Macht der Umstände, mächtiger sogar als der hohe Edelmuth der Souveraine, denen diese ehemals polnischen Provinzen unterworfen sind, die polnische Frage so herabgesetzt hat, nur ein einfaches Grenz- und Theilungsgeschäft zu sein, welches die drei dabei interessirten Mächte unter sich verhandelten, indem ihre früheren Verträge Frankreich von jeder Betheiligung ausgeschlossen hatten, blieb diesem nichts weiter übrig, als, nachdem es sich erboten, die gerechtesten Ansprüche zu unterstützen, der Wunsch, sie möchten zufrieden gestellt werden, und es selbst zu sein, wenn sie es sein würden. Die polnische Frage konnte demnach weder für Frankreich, noch für Europa jene erste Stelle haben, welche sie unter der bezeichneten Voraussetzung gehabt haben würde, und somit ist die sächsische Frage die wichtigste und erste von allen geworden, weil es gegenwärtig keine andere giebt, bei welcher die beiden Principien der Legitimität und des Gleichgewichts zugleich preisgegeben werden und zwar in einem so hohen Grade, wie sie es durch die Verfügung, welche man sich anmaßt über dies Königreich zu treffen, in der That sind. Um diese Verfügung (die Einverleibung in Preußen) als legitim anzuerkennen, müßte man es für wahr halten, daß die Könige gerichtet werden können;*) daß sie es durch denjenigen können, welcher sich ihrer Besitzungen bemächtigen will und kann; daß sie verurtheilt werden können, ohne daß sie gehört werden und ohne sich vertheidigen zu können; daß in ihre Verurtheilung nothwendig ihre Familien, ihre Völker mit eingeschlossen sind; daß die Confiscation, welche aufgeklärte Völker aus ihren Gesetzbüchern gestrichen haben, im 19. Jahrhundert durch das allgemeine europäische Recht geheiligt werden müßte, indem die Einziehung eines Königreichs jedenfalls weniger Gehässiges hat, als die einer Bauernhütte; es müßte für wahr gelten, daß die Völker durchaus kein, von ihren Souverainen verschiedenes, Recht besitzen und der Viehheerde eines Landgutes gleichgestellt werden dürfen; daß die Souverainetät erworben wird und verloren geht durch vollbrachte Eroberung; daß die Völker Europas unter einander durch keine anderen moralischen Bande verbunden sind, als die sie auch mit den Südseeinsulanern verbinden; daß sie unter einander nur unter dem reinen Naturrecht leben und daß das, was man das öffentliche europäische Recht nennt, nicht mehr existirt, angesehen daß, obschon die bürgerlichen Gesellschaften der ganzen Erde nach Gewohnheiten, welche für

*) In Frankreich hielt man dergleichen für wahr.

sie Gesetz sind, regiert werden, und welche allgemein, beständig und gegenseitig seit drei Jahrhunderten aufrecht erhalten wurden, für sie nicht mehr Gesetz sind; mit einem Worte, daß für denjenigen, welcher der stärkere ist, Alles für legitim gilt. Allein Europa, dem diese Lehren so großes Unheil verursacht, so viel der Thränen und des Blutes gekostet haben, hat das Recht sie zu verabscheuen, zu verfluchen, nur allzu theuer erkauft. Sie flößen in Wien, in Petersburg, in London, in Paris, in Madrid und Lissabon einen gleichen Abscheu ein. (Nur in Berlin nicht.) Die Bestimmung, welche man Willens ist, über Sachsen zu treffen, ist nicht nur verderblich als Beispiel, sie ist es noch mehr durch ihren Einfluß auf das allgemeine Gleichgewicht Europas." Talleyrand sucht nachzuweisen, welche Gefahren für Oestreich an der böhmischen Grenze und für die Sicherheit Deutschlands durch die Vergrößerung Preußens durch Sachsen unvermeidlich seien. Mit geschmeidiger Zungenfertigkeit fährt er dann fort: „Frankreich kann in Wahrheit, wie Oestreich, sagen, daß es gegen Preußen nicht das geringste Gefühl von Eifersucht oder Gereiztheit nährt und eben deshalb, weil es für dasselbe ein aufrichtiges Interesse hegt, kann es nicht wünschen, dasselbe scheinbare Vortheile gewinnen zu sehen, die, durch Ungerechtigkeit gewonnen und verderblich für Europa, früher oder später ihm selbst verderblich werden müssen. Möge Preußen Alles erwerben, was es auf gesetzlichem Wege erwerben kann, Frankreich wird sich dem nicht nur nicht widersetzen, sondern wird vor allen anderen ihm Beifall bezeigen. Möge nicht mehr die Rede davon sein, was der König von Preußen dem Könige von Sachsen abtritt, — dies wäre ein Umstürzen einer jeden Idee des Rechtes und der Vernunft; wird man aber fragen: was wird der König von Sachsen an den König von Preußen abtreten? und wenn zur Vervollständigung der Wiederherstellung Preußens, wie es 1806 war, Abtretungen des Königs von Sachsen nothwendig sein sollten, dann würde der König von Frankreich der Erste sein, jenen Fürsten zu veranlassen, solche zu machen, welche das Interesse Oestreichs und Deutschlands, welche in dieser Hinsicht das von ganz Europa bilden, gestatten können.

„Seine allerchristlichste Majestät ist unabänderlich entschlossen, die Vollziehung der, gegen den König und das Königreich Sachsen gemachten, Entwürfe auf keinerlei Weise, auch nicht durch sein Stillschweigen, gut zu heißen, vielmehr gern zu glauben, daß jene Projecte die Früchte irgend eines Irrthums oder einer Täuschung sind, welche eine aufmerksame Prüfung verschwinden machen

wird; voll Vertrauen in die persönliche Rechtlichkeit und die Gesinnungen Sr. Maj. des Königs von Preußen, welcher auch das Unglück kennen gelernt hat; genau bekannt mit dem, was der Einfluß Sr. Maj. des Kaisers von Rußland vermag und was man von all den edlen Eigenschaften, welche ihn auszeichnen, erwarten darf; überzeugt endlich, daß man an einer gerechten Sache nie verzweifeln darf, hat Se. Maj. (Ludwig XVIII.) an der Sache des Königs von Sachsen niemals verzweifelt. Noch weniger verzweifelt Se. Maj. der König daran, da er in Kenntniß gesetzt wird, daß Se. Maj. der Kaiser von Oestreich nach einem, seiner würdigen, Entschluß die Vertheidigung des Königs von Sachsen sehr entschieden übernommen hat und diese nimmermehr aufgeben wird.

(gez.) „Der Fürst von Talleyrand."

So hatte der ausbündige Diplomat mit überlegener Schlauheit sich der brennenden Fragen des Congresses bemächtigt, ohne sich dabei die Finger zu verbrennen, vielmehr den Brand in des Nachbars Haus geworfen. Was konnten ihm die Fürsten antworten, wenn er sie vor der Verletzung des Princips der Legitimität mit den Worten warnte: „Ein König kann nicht gerichtet werden." Und der Zustimmung der Völker durfte er sich versichert halten, wenn er dagegen protestirte, sie wie das liebe Vieh zu vertauschen und zu verhandeln, ohne sie um ihre Zustimmung zu befragen. —

Stein übernahm es, durch eine, dem Congreß übergebene, Denkschrift vom 27. December die Aufstellungen Talleyrands zu widerlegen. „Die Note des Herrn von Talleyrand vom 19. d. M.," bemerkt Stein, „ist die Folge einer amtlichen Mittheilung, welche Hr. v. Metternich mit der seinigen, am 10. d. M. dem Fürsten Hardenberg übergebenen, vorgenommen hat. Es erhob sich unter den Verbündeten eine Besprechung über die Anwendung der, in den Verträgen, welche sie vereinigen, enthaltenen Bestimmungen auf eine ihrer Eroberungen; und statt den Erfolg abzuwarten, thut das Wiener Cabinet Schritte, um sich gegen seine Verbündeten auf die Beistimmung Frankreichs zu stützen und bereitet eine Spaltung vor. Kann man solch ein Betragen billigen?

„Ein großer Theil der französischen Note ist dazu verwandt, die Grundsätze der Gerechtigkeit auszusprechen, welche den König leiten, seinen Wunsch, sie durch die übrigen Mächte befolgt zu sehen, seine Entfernung von der gewaltthätigen, heimtückischen und verbrecherischen Politik des Directoriums und Napoleons.

„Die anderen Mächte erkennen diese Grundsätze an und theilen diesen

Wunsch mit dem Könige; aber es besteht eine Abweichung in der Anwendung der ersteren und in der Art, wie der letztere sich bethätigt.

„Die französische Note verwirft die Grundsätze, daß ein König durch den Eroberer verurtheilt und sein Königreich eingezogen werden könne; daß man über die Völker ohne ihre Einwilligung verfügen könne, daß die Völker mit einander nur im Stande der Natur leben; sie betrachtet Sachsens Vereinigung mit Preußen als gefährlich für Oestreichs Sicherheit, folglich für das Gleichgewicht Europas und für Deutschlands Unabhängigkeit; sie drückt indessen Theilnahme für Preußen und das Verlangen aus, es nach dem Maßstab von 1806 hergestellt zu sehen, selbst mit Opfern für Sachsen, dessen gerechtes Maß es in den, der östreichischen Note vom 10. December beigefügten, Uebersichten zu finden glaubt.

„Ein König kann nicht verurtheilt werden; wenn aber ein König die Rechte anderer Völker verletzt, so giebt er ihnen das Recht, ihm Widerstand zu leisten, Entschädigungen zu fordern und sich für ihre künftige Sicherheit Gewähr zu versichern, mit einem Worte, er unterwirft sich dem Eroberungsrecht. Dieses Recht ist in dem Buche des europäischen Völkerrechts anerkannt und die achtungswerthesten Schriftsteller, welche sich mit diesem Gegenstande beschäftigt haben, Grotius, Bindershoeck, Moermann, Vatel, Bürger kleiner Freistaaten, keineswegs durch ehrgeizige Cabinette besoldet, haben es in ihren Werken aufgenommen und gelehrt.

„Auf dieses Recht, auf die Bundesverträge, auf die Länderverteilungen, welche durch die, Europa ermüdenden, Zuckungen nothwendig geworden, gründen sich diejenigen unter den Verbündeten, welche Sachsens Vereinigung mit Preußen fordern und gerade, um zu verhüten, daß nicht die Völker wie Heerden getheilt werden, widersetzen sie sich der Theilung Sachsens, welche verderblich für das Land, unnütz für die großen Interessen Europas ist.

„Weder das Gleichgewicht Europas noch Deutschlands werden durch die Zerstückelung Sachsens gewahrt; so, wie es war, fand es sich in der Abhängigkeit von Preußen; zerstückelt und geschwächt wird es noch weniger fähig sein, seine politische Unabhängigkeit zu behaupten. Frankreich gesteht im Grundsatze zu, daß Preußen nach dem Maßstabe von 1806 hergestellt werden muß; die Abweichung der Meinungen beschränkt sich daher nur auf die Frage: ob das Gleichgewicht Deutschlands und Europas mehr gefährdet wird durch Herstellung des Königs in einem Bruchtheil Sachsens oder auf dem linken Rheinufer, und

der Gegenstand der Frage beschränkt sich mithin auf etwas so Geringes, daß sie überflüssig wird und unwerth die großen Anordnungen Europas aufzuhalten."

Unablässig waren Metternichs Bestrebungen darauf gerichtet, dem verschlagenen Talleyrand den, von demselben in Anspruch genommenen, ihm jedoch verweigerten, Zutritt zu den Conferenzen zu verschaffen. In einer Conferenz am 29. December, zu welcher der russische Bevollmächtigte eingeladen hatte, waren bei dem Grafen Rasumowski Capo d'Istria, Metternich, Hardenberg, Humboldt, Wessenberg und Castlereagh anwesend. Nachdem Rasumowski die Sitzung eröffnet hatte, hielt Metternich einen Vortrag, in welchem er darauf antrug, die sächsische Frage, die bisher als eine rein deutsche behandelt worden war, für eine europäische zu erklären, welche nur mit Zustimmung sämmtlicher großen Mächte und vor Allem mit der des Königs von Sachsen entschieden werden müsse. Deshalb trug er ferner darauf an, den König aus der Gefangenschaft zu entlassen und ihm zu gestatten, wenn auch nicht nach Sachsen zurückzukehren, doch an einem dritten Orte seinen Aufenthalt zu wählen.

Hardenberg forderte hierauf den Fürsten Mitternich auf, bestimmt zu sagen, ob er Befehl von seinem Kaiser habe, die Einwilligung des Königs von Sachsen als unerläßlich vorauszusetzen; in diesem Falle müsse er für heut jede Unterhandlung abbrechen und zuerst die Befehle seines Herren einholen. Metternich gab eine ausweichende Antwort und berief sich auf die Zustimmung Castlereagh's. Dieser hielt sich jedoch für diesmal auf preußischer Seite und erklärte: er werde alle gemäßigten und vernünftigen Vorschläge Preußens unterstützen, wenn er sie als solche erkenne; niemals werde er einwilligen, den König von Sachsen zum Herrn in dieser Angelegenheit zu machen. Die dem Fürsten Fürsten Metternich vorgelegte Frage: ob er glaube, daß Preußen ein Recht habe, die Wiederherstellung des Zustandes von 1806 zu fordern? beantwortete er mit „Ja"; eine zweite: ob er glaube, daß der von Preußen vorgelegte Plan diesen Zwecke erreiche? mit „Nein". Die Aufforderung: einen anderen vorzulegen, lehnte er ab und forderte im amtlichen Tone eines diplomatischen Beichtvaters die Bevollmächtigten Rußlands und Preußens auf, gewissenhaft die Frage zu beantworten: ob zwischen beiden Mächten ein besonderes Bündniß bestehe? Der russische Bevollmächtigte beschränkte sich darauf zu erklären, daß der Kaiser, sein Herr, sich für verpflichtet achte, Preußens billige Forderungen zu unterstützen; ein anderes Bündniß, als das, zwischen den vier verbündeten Mächten abge-

schlossene, sei nicht vorhanden. Der von Metternich erneute Antrag, Talleyrand zu den Conferenzen hinzuzuziehen, wurde von Hardenberg und Rasumowski mit Berufung auf die, in den Geheimartikeln des Pariser Vertrages enthaltenen, Bestimmungen abgelehnt. Metternich hatte nichts Eiligeres zu thun, als sofort Talleyrand von der Erfolglosigkeit seiner Bemühung in Kenntniß zu setzen, worauf dieser noch an demselben Tage den Fürsten Czartoryski aufsuchte und sich bei ihm darüber beschwerte, daß Lord Castlereagh zu den Conferenzen über europäische Angelegenheiten (er meinte die sächsische Frage) eingeladen, jedoch die französische Gesandtschaft ausgeschlossen habe, was um so unzulässiger sei, als das, gegen Frankreich früher geschlossene, Bündniß durch Erreichung des Kriegszweckes aufgelöst sein müsse. Czartoryski gab zu, daß ein Bündniß gegen Frankreich nicht mehr bestehe, daß aber die Verbündeten sich vorbehalten hätten, über die Vertheilung der Eroberungen, namentlich über die Wiederherstellung Preußens und Oestreichs auf den Fuß von 1806, ohne Hinzuziehung Frankreichs Vereinbarung zu treffen und dasselbe erst nach dem Abschluß davon in Kenntniß zu setzen. Talleyrand beruhigte sich nicht hierbei, veranlaßte vielmehr Metternich gemeinschaftlich mit Castlereagh in einer Conferenz am 30. den Antrag auf Zulassung der französischen Bevollmächtigten zu wiederholen, was Metternich diesmal mit der schlauen Behauptung unterstützte, daß Frankreich nach den geheimen Artikeln ebenfalls verpflichtet sei, zur Wiederherstellung Preußens auf den Fuß von 1806 beizutragen. — In einer letzten Conferenz dieses Jahres am 31. December bei Hardenberg, zu der weder Castlereagh noch Metternich, nur Stein, Humboldt, Czartoryski und Capo d'Istria eingeladen waren, wurde beschlossen in der nächsten Hauptconferenz am 2. Januar zu erklären: man sei bereit, Talleyrand Zutritt zu gestatten, wenn man sich vorher unter den vier Verbündeten darüber geeinigt habe, daß die Entscheidung über Sachsen nicht von der Einwilligung des gefangenen Königs abhängig sein solle. Kaum war unter solchen Verhältnissen auf eine friedliche Lösung der Verwickelungen und Ausgleichung der Zerwürfnisse zu hoffen. „Die Unterhändler," schreibt Ende December 1814 unser Freund aus Wien, „statt durch gründliche, staatswissenschaftliche Kenntniß gebildet zu sein, ergreifen nur immer das Nächste und klammern ihr Ziel an den ersten günstigen Schein, ja sie greifen oft aus gutem Vorbedacht zu etwas Falschem, Irrigem, um durch scheinbare Nachgiebigkeit den eigentlichen Zweck zu gewinnen. Auf solchen Kunstgriffen beruht die ganze List

der Mystification, die mit kecker Stirn in dem großen Leben gehandhabt wird. Ihr Ursprung liegt in unserem geselligen Umgang, in dem Verkehr mit Weibern, eine Bahn, die unsere jetzigen Minister oft durchlaufen sind, und deren Künste sie nun in die höheren Geschäfte übertragen, als Ersatz der ehemaligen geistigen und wissenschaftlichen Mittel. Metternich ist ein Hauptkünstler auf diesem Kampfplatze, in dem Geiste eines großen diplomatischen Parteigängers, wie Napoleon oft in dem eines großen militairischen gehandelt hat. Ohne eigentlich feste Basis eines europäischen Staatensystems will der Minister die Russen zurückdrängen „dans leurs frimas“ (in ihre Eisfelder). Alle Mächte sollen ihm nun beistehen in seiner diplomatischen Noten-Litanei gegen diese Neu-Türken zu siegen, doch muntert er keine Macht durch redlichen, festen Sinn auf. Den Preußen wird Sachsen zugesagt; da sie nun aber nicht gegen Rußlands Absichten auf Polen auftreten, zieht Metternich sein Wort zurück und es giebt ein Hin- und Hergezerre seit Monaten. Die von Oestreich gegen Rußland hochgespannten Saiten werden jetzt herabgespannt, nur damit dieses Preußen nicht länger in seinen Ansprüchen auf Sachsen unterstütze. Frankreich freut sich des Haders, weil es durch die Gewandtheit seines Ministers und durch die Charlatanerie seiner neu auflebenden Kraft im Stande ist, seine innerliche und äußerliche Nullität zu verbergen. England wagt auch nicht mit allzu derben Worten darein zu reden, weil Mangel an großen, allgemeinen Ansichten es verhindert, den eigentlichen Gesichtspunkt zu fassen. Preußen will freilich für sich und seine Angelegenheit nichts aufgeben, doch was vermag es allein und — elle sera quitte d'un ridicule (es wird sich lächerlich machen). . . . Zur Beschwichtigung wegen der entrückten sächsischen Ländergesammtheit kommt nun an Preußen nach dem System des politischen Seelenhandels in Deutschland eine Anzahl von 3 Millionen Seelen am Rhein. Luxemburg kommt an die Niederlande, was man hier, nach einer üblichen Wortverwechslung, an England nennt; Mainz soll eine deutsche Bundesfestung werden. Das sind nun so die Theilungsprojecte, doch fest steht noch keins; und stände es auch fest nach dem Ultimatum des Congresses, steht es dann auch fest für sich? Die Unzufriedenheit der Völker, die getäuschten Erwartungen, der Mangel an Vertrauen und das Unverhältniß der Theile zum Ganzen sind zu groß. Deshalb werden harte Gewitter ausbrechen und der erste Sturz, welcher ein gewaltsamer sein wird, droht den Ministern, welche jetzt in Wien den Gifttrank bereiten.

„Hardenberg hat vor kurzem einen gewaltigen Auftritt mit seinem Könige gehabt. Eine lang verhaltene Unzufriedenheit ist über den Gegenstand der preußischen Besetzung endlich ausgebrochen. „„Hab's immer gesagt,““ — so hat der König in seiner gebrochenen Redeweise herausgenergelt, — „„hab's immer gesagt, daß ein voreiliger Schritt war; haben aber Alle klüger sein wollen, nun ist die Prostemahlzeit fertig, werden wieder abziehen müssen, wie die Katze vom Taubenschlag. Geschieht gar nichts Kluges mehr bei uns““ u. s. w. Hardenberg hat gar nicht können zu Worte kommen. Dergleichen Auftritte sind üble Vorboten auf den Fall ungünstiger Wendungen. Kommt es mit Oestreich zum Bruch, so wird Metternich als Sündenbock geschlachtet.“ Nur allzu lange währte es, bis dies Prophetenwort in Erfüllung ging.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Steins ungünstige Meinung von der Politik Alexanders. — Absendung des Großfürsten Constantin nach Warschau den 19. November; — dessen Aufruf an die Bewohner des Herzogthums Warschau. — Die Stimmung in Berlin wird immer kriegslustiger. — Das Zerwürfniß in Wien immer entschiedener. — Das geheime Bündniß zwischen England, Frankreich und Oestreich vom 3. Januar 1815. — Castlereagh's Ansichten über die Zukunft Deutschlands; — er giebt in der Conferenz am 9. Januar endlich die versprochene Erklärung zu Protokoll. — Talleyrand erhält Zutritt zu den Verhandlungen. — Alexander mit Metternich auf Hieb und Stich. — Castlereagh bringt die polnische Sache zum Austrag. — Rußland, Preußen und Oestreich schwärmen für die nationale Existenz eines constitutionellen Polens nolens volens. — Ein Theatercoup entscheidet über Thorn und Leipzig. — Die vierte Theilung Polens wird auf dem Congreß vollzogen. — Preußens wohlbegründete Ansprüche werden nicht anerkannt. — Die Etappenstraße und der Schimmel von Bronzell.



Dadurch, daß der ritterliche Freiherr vom Stein sich eine persönlich freie Stellung bewahrt, keinem Kaiser oder Könige zu beliebiger Verfügung gestellt und untergeordnet hatte, blieb ihm auch der Blick in die politische Lage der Angelegenheiten frei und ungetrübt und, worauf es hier ganz besonders ankam, er war der einzige von allen Staatsmännern des Congresses, welcher die verwickelten Verhältnisse der Gegenwart durchschaute und über das, was die nächste Zukunft

bringen werde, sich nicht leeren Täuschungen und Hoffnungen hingab. Bald nach der bereits erwähnten Unterredung des Kaisers Alexander mit dem Könige von Preußen (den 6. November 1814), bei welcher Letzterer dem Staatskanzler Hardenberg ausdrücklich befahl: in der polnischen Frage sich, ohne weitere Rücksicht auf England und Oestreich, eng und fest an Rußland anzuschließen, schreibt Stein: „England scheint nun in der sächsischen Angelegenheit Preußen verlassen zu wollen; man wirft diesem vor, es gebe die Sache der europäischen Unabhängigkeit auf, um Sachsen zu erhalten; es müsse sich nun England, Frankreich und Oestreich als Gegengewicht der russischen Uebermacht um so enger vereinigen, da sich Preußen ihr ganz hingebe. Durch diese polnische Angelegenheit ist der Geschäftsgang auf dem Congresse zerrüttet und gelähmt und der Same der Eifersucht unter den Mächten ausgestreut worden, der seine verderblichen Folgen auf alle Verhältnisse verbreitet, besonders zwischen Oestreich, Preußen und Rußland eine Kälte verursacht, die ein nachdrückliches Eingreifen in die deutschen Angelegenheiten verhindert und Baiern und Würtemberg gestattet, ihre selbstsüchtigen Absichten zu befördern. Der Kaiser Alexander erscheint in dem Lichte, das Vertrauen, welches ihm seine Bundesgenossen schenkten, mißbraucht zu haben, um die Entscheidung der polnischen Angelegenheiten bis zu einer Zeit auszusetzen, wo er Alles zu seinem Vortheil vorbereitet und eine drohende und entscheidende Stellung angenommen habe. Er erregt Mißtrauen in Europa, zieht den König von Preußen von dem allgemeinen europäischen Interesse ab, und kränkt sein eigenes Volk, indem er den besiegten Polen Vorrechte einräumt, deren er die siegenden Russen nicht theilhaftig macht und die Einheit der Verwaltung zerrüttet."

Die Errichtung eines constitutionellen Königreichs Polen und das in Aussicht gestellte Einzelbündniß mit Preußen erweckte bei den anderen Mächten eine so große Besorgniß vor der gebieterischen Machtstellung Rußlands, daß es Talleyrand nicht schwer hielt, England und Oestreich für ein Bündniß mit Frankreich zu gewinnen. Bereits am 15. November erhielt Stein Kenntniß von den vorläufigen Verabredungen. Der englische Lord Stewart eröffnete ihm „mit tiefem Gefühl des Schmerzes: England sehe sich genöthigt, sich in die Arme Frankreichs zu werfen."

Mit dem Befehl, sofort ein Heer von 70,000 Mann in Polen zusammenzuziehen, hatte Alexander den Großfürsten Constantin, welcher sich außerdem in

Wien unnütz gemacht hatte, am 19. November nach Warschau gesendet. Dem Kaiser war es Ernst mit dem Losschlagen, wenn die polnischen und sächsischen Angelegenheiten nicht nach seinen Anträgen geordnet würden. Alsbald nach seiner Ankunft in Warschau erließ der Großfürst unter dem 11. December 1814 folgenden Aufruf:

„An die Bewohner des Herzogthums Warschau! Se. Majestät der Kaiser Alexander, euer mächtiger Beschützer, ruft euch zu den Waffen. Vereinigt euch unter seinen Fahnen! Euer Arm bewaffne sich für die Vertheidigung eures Vaterlandes, für die Erhaltung eurer politischen Existenz. Während dieser große Monarch sich mit der Wohlfahrt, die er eurem Vaterlande verschaffen will, beschäftigt, so zeigt, daß ihr bereit seid, seine edelmüthigen Anstrengungen mit dem Preise eures Blutes zu unterstützen. Dieselben Chefs, welche euch seit zwanzig Jahren auf das Feld der Ehre führten, werden euch noch einmal den Weg dahin eröffnen. Der Kaiser weiß eure Tapferkeit zu schätzen. Inmitten der Widerwärtigkeiten eines unglücklichen Krieges hat er gesehen, daß eure Ehre die Ereignisse überdauert hat, welche zu verhindern nicht von euch abhing. Waffenthaten hohen Ruhmes haben euch in einem Kampfe ausgezeichnet, dessen Veranlassung euch oft fremd war. Jetzt, da eure Anstrengungen einzig dem Dienste eures Vaterlandes gewidmet sind, seid ihr unbesiegbar!

„Soldaten und Krieger jeder Waffe! Gebt das erste Beispiel der Tugenden, welche alle eure Landsleute beseelen müssen. Eine Ergebenheit ohne Grenzen für den Kaiser, welcher keinen anderen Wunsch hat, als das Wohl eures Vaterlandes, die Anhänglichkeit für seine Person, Gehorsam, Mannszucht, Einigkeit, das sind die Erfordernisse, durch welche ihr zu dem Glück eures Vaterlandes beitragen werdet, welches sich gegenwärtig unter seiner Beschirmung befindet. So werdet ihr den Wohlstand erreichen, welchen Andere euch wohl versprechen konnten, er allein nur euch zu verschaffen im Stande ist. Seine Macht und seine Tugenden leisten euch dafür Gewähr.

„Constantin."

Von Berlin her lauteten die Nachrichten über die Stimmung des Volkes und Heeres sehr kriegerisch. Blücher schimpfte laut auf die „Federfuchser am Wiener Congreßtische", die besonneneren Kriegsmänner, Gneisenau, Grolmann, Bülow, Kleist, entwarfen einen Feldzugsplan zur dauernden Besitzergreifung nicht nur Sachsens, sondern ganz Norddeutschlands, die unternehmungslustigen

Volksmänner der Landwehr und von Lützows Freischaar, unterstützt von dem Rheinischen Merkur, waren entschlossen, im Fall der König einen neuen „Aufruf an das Volk!“ zu richten sich weigere, einen Aufruf an den König zu erlassen, in geschlossenen Schaaren nach Wien zu marschiren und dem Congresse ein Ende zu machen. Die Erbitterung in den Reihen der ehemaligen freiwilligen Jäger war so groß, daß die abenteuerlichsten Unternehmungen verabredet wurden, von denen hier nur erwähnt sei, daß drei Officiere von Lützows Freischaar, die vor Beginn des Krieges Napoleon den Tod geschworen hatten, im December 1814 sich Pässe verschafften, in der Absicht über Wien, Mailand nach dem Hafen von la Spezzia zu gehen, hier sich nach Elba einzuschiffen, sich Napoleon in Porto Ferrajo vorzustellen, ihn von den Zerwürfnissen am Wiener Congreß in Kenntniß zu setzen, zur Rückkehr nach Frankreich zu veranlassen und ihm ein Bündniß mit Preußen in Aussicht zu stellen. Bevor der Plan der Lützower zur Ausführung kam, war auf anderem Wege, wenn auch nicht in ihrem Sinne und zu ihrem Zweck, für die Rückkehr des Kaisers gesorgt worden.

Unterdessen traten in Wien die Parteien immer schroffer einander entgegen. Eine allgemeine Verschwörung der Rheinbundfürsten gegen Preußen wurde von Talleyrand angeschürt, von Metternich begünstigt, die Herzöge von Weimar und Coburg protestirten wegen ihres Erbrechtes gegen die Besitzergreifung Sachsens durch Preußen, die Opposition im englischen Parlament erklärte sich für den König von Sachsen, die Minister nahmen ihre früher gegebene Zustimmung zurück, und der halbverwirrte Herzog Wilhelm von Braunschweig erbot sich, Magdeburg durch Ueberrumpelung zu nehmen und mit einem braunschweigisch-hannoverschen Heere gegen Berlin vorzurücken.

Kaiser Franz sprach (December 1814) laut von Krieg; er sagte zu den ritterschaftlichen Abgeordneten Degenfeld und Zobel: „Der König von Sachsen muß sein Land wieder haben, sonst schieße ich los und auf die Völker von Deutschland kann ich zählen.“ *) In Böhmen wurde ein östreichisches Heer zusammengezogen; Wrede sollte mit den Baiern dazu stoßen und den Oberbefehl erhalten. Ein zweites östreichisches Heer sollte sich bei Tetschen aufstellen, um Wien gegen die Russen zu decken. Talleyrand hatte zum Kriege gegen Preußen im Auftrage des, durch Friedrich Wilhelm auf den Thron zurückge-

*) Pertz a. a. O. S. 264.

führten, Ludwig XVIII. ein Heer von 300,000 Mann zugesagt, welches sofort an den Rhein vorrücken sollte. —

Ein unvorsichtig drohendes Wort Hardenbergs in der Conferenz am 3. Januar 1815: „Preußen werde seine Rechte zu vertheidigen wissen," soll die Veranlassung gewesen sein, daß auf Metternichs Betrieb noch an demselben Tage das östreichisch-französisch-englische Bündniß unterzeichnet wurde. In diesem Vertrage verbinden sich Oestreich, England und Frankreich, um diejenigen Mächte, welche die Bestimmungen des Pariser Friedens auszuführen haben, zur Erfüllung dieser Pflicht in einem Zustande vollkommener Sicherheit und Unabhängigkeit zu erhalten, wegen neuerdings (von Rußland und Preußen) erhobener Ansprüche (à cause de prétentions récemment manifestées), zu einem Vertheidigungsbündniß, so daß diejenige Macht, welche aus Haß wegen der, von ihr in gemeinschaftlichem Einverständniß gemachten, Vorschläge angegriffen werden sollte, von jeder der beiden anderen, nachdem Vorstellungen fruchtlos geblieben seien, mit 150,000 Mann unterstützt werden solle; sechs Wochen nach geschehener Aufforderung solle das Hülfscorps marschfertig sein. England könne diese Hülfe entweder durch Geldzahlung oder durch Miethstruppen leisten; für einen Fußgänger wurden 20, für einen Reiter 30 Pfd. Sterling in Rechnung gestellt.*) Die Kriegführung, der Feldzugsplan, Oberbefehl, Marschlinien, Verpflegung sollte einer freundschaftlichen Verabredung, die Erhöhung der Hülfsheere für den Nothfall fernerer Uebereinkunft vorbehalten bleiben und der Friede nur in gemeinsamer Zustimmung abgeschlossen werden. Die drei Mächte verhießen einander außerdem alle übrigen Gegenstände im Einverständniß und so weit die Umstände es gestatteten, nach den Grundsätzen und Bestimmungen des Pariser Friedens anzuordnen. Ein Angriff auf Hannover oder auf die Niederlande solle als Angriff auf Großbritannien angesehen werden. Nach einem besonderen Artikel wollte man die Könige von Baiern, Hannover und den souverainen Prinzen der Vereinigten Staaten der Niederlande zur Theilnahme an dem Vertrage einladen. Außer diesen Dreien trat später auch noch Sardinien bei.

*) England zog bei solchem Geschäft einen doppelten Gewinn; das Ausland trug erstlich seine Knochen für dasselbe zu Markte, d. h. auf das Schlachtfeld, und später führte England von den Schlachtfeldern Schiffsladungen mit Menschenknochen nach Haus, um ein kräftiges Dungmittel daraus zu bereiten. Erst wurden wir gedungen und dann mit uns gedüngt!

Eine Militair-Commission, bestehend aus zwei östreichischen, einem französischen General und dem bairischen Feldmarschall Grafen Wrede, erhielt den Auftrag, den Feldzugsplan auszuarbeiten.*)

„Der Inhalt dieses Vertrages, welchen der Kaiser von Oestreich gegen die, in seiner Burg unter demselben Dache mit ihm wohnenden beiden Fürsten, seine Verbündeten, Alexander und Friedrich Wilhelm, heimlich abschloß, blieb diesen und ihren Ministern zwei Monate lang verborgen und sie glaubten daher, ungeachtet aller offenbaren Vertraulichkeit der französischen, englischen und östreichischen Diplomatie, nicht an einen so treulosen Bruch der früheren Bundesverträge. Nur Stein ahnte, was hier getrieben ward, aber Alexander sträubte sich, es für wahr zu halten.“**)

Als der Undankbarste der Undankbaren benahm sich bei diesem Anlaß „der souveraine Fürst der Vereinigten Staaten der Niederlande“ — noch hatte Wilhelm von Oranien den Königs-Titel nicht angenommen. Daß er die Vertreibung des Feindes aus Holland und Belgien der Tapferkeit des, von dem General Bülow geführten, preußischen Armeecorps, die Wiedereinsetzung in seine Statthalterschaft vornehmlich seinem Schwager, dem Könige von Preußen, verdankte, hat er selbst nie in Abrede gestellt. Dennoch ermächtigte er seine Bevollmächtigten bei dem Congresse, Baron von Spaen und Baron von Gagern, der, an ihn gerichteten, Aufforderung, dem Bündnisse sich anzuschließen, zu entsprechen, worauf sie in einer Note vom 3. Februar 1815 den Beitritt erklärten. Zur Beschwichtigung seines bösen Gewissens hatte der undankbare Oranien folgende Worte einzufügen befohlen: „Seine Königl. Hoheit, ohne zu vergessen, was er anderen Mächten, seinen Freunden, schuldet, ist überzeugt, daß der Friede und seine endlichen Anordnungen durch nichts mehr befestigt werden, als durch die Aufrechthaltung der Unabhängigkeit des öffentlichen Rechts und der, durch den Frieden von Paris verkündigten, Grundsätze. Er schmeichelt sich, daß der Sinn dieses Bundesvertrages keinen Gegner haben werde.“

Als von besonderer Wichtigkeit empfahlen die niederländischen Bevollmächtigten, den Herzog und den Prinzen von Nassau, wegen naher Verwandtschaft mit dem Hause Oranien, zum Beitritt einzuladen.

---

*) Klüber 9. S. 177.

**) Pertz, das Leben Steins. IV. S. 275.

Während indessen Talleyrand und Metternich sich ihren Herrschern und der Nation gegenüber für verantwortlich und wenn es Krieg gegen Preußen galt, deren Zustimmung versichert halten durften, hatte Lord Castlereagh auf das Parlament, die Nation und den Prinz-Regenten Rücksicht zu nehmen. Lord Brougham — früher einfach bürgerlicher Rechtsanwalt — bis auf seinen vor kurzem (1865) erfolgten Tod (er ward über 90 Jahr alt) der Plagegeist der Minister, verlangte wiederholt von Castlereagh im Unterhause die Vorlegung dieses geheimen Vertrags, „welcher von der allergrößten Wichtigkeit sei, indem er England mit zweien seiner Verbündeten zum Widerstand gegen einen anderen Verbündeten (Preußen) auf's Engste verbinde, welcher wegen seiner Treue, Festigkeit und Großmuth beständig ein Gegenstand der Lobeserhebungen Englands gewesen sei." Lord Castlereagh gab hierauf in der Sitzung des Unterhauses am 9. Februar 1816 folgende Erklärung: „Ich gestehe, es ist alle mögliche Kunst angewendet worden, um Unruhe und Mißtrauen in Ansehung dieses Vertrages zu erregen; aber ich muß bemerken, daß derselbe, welcher ein Beweis der Uneinigkeit sein soll, drei Monate später zu Erklärungen und Verträgen führte, aus welchen die höchste Einigkeit hervorging. Diese letzten beweisen genug, daß die früheren Schwierigkeiten, welche den erwähnten Vertrag veranlassen mochten, beseitigt worden waren und daß der Geist, der jenen früheren Vertrag dictirte, gänzlich verschwunden war. Der erwähnte Vertrag ist ein bloßes historisches Factum, welches auf gegenwärtige Zeit gar keinen Bezug hat und dessen Mittheilung unnöthig ist." Daß der, von Elba zurückgekehrte, Napoleon es war, welcher die Auflösung des Sonderbündnisses veranlaßte und die, in die Brüche gegangene, Coalition wieder zusammen zu halten zwang, läßt der edle Lord unerwähnt.

Das für Ludwig XVIII. bestimmte Exemplar jenes Dreibündnisses hatte der König bei seiner übereilten Flucht aus Paris auf seinem Schreibtische in den Tuilerien zurückgelassen. Napoleon sandte eine beglaubigte Abschrift davon an den Kaiser Alexander nach Wien, damit er und der König von Preußen erfahren möchten, welche Treulosigkeit an ihnen begangen worden sei. Unterdessen war die Einigkeit der Großmächte wieder hergestellt und der gemeinsame Krieg gegen den geächteten Bonaparte erklärt; davon später, wir kehren zur Congreßtafel zurück. In der Conferenz am 4. Januar trug Castlereagh, unterstützt von Metternich, auf die Zulassung Talleyrands zu der Congreßtafel an, erklärte

aber zugleich: „daß er die Entscheidung über den, von Sachsen abzutretenden, Antheil nicht dem Könige von Sachsen überlassen sondern, wenn dieser nicht der Billigkeit nachgebe, Preußen unterstützen werde.“ Er fügte die Erklärung hinzu: „in der Politik Englands solle durch den Abschluß des Friedens in Gent mit den Vereinigten Staaten Nordamerikas in der Beziehung zu dem Festlande keine Veränderung eintreten und daß er sich bestreben werde, die vertragsmäßige Wiederherstellung Preußens in den Länderbestand von 1806 zu bewirken.“ Wir müssen dem englischen Minister zugestehen, daß er in Beziehung auf die preußische Entschädigung vernünftigere, das Heil Deutschlands besser bedenkende Vorschläge machte, als die preußischen Minister. „Er stellte dem Kaiser Alexander bei einem Besuche, welchen er diesem am 6. Januar machte, vor: es sei gefährlich, den König von Sachsen auf das linke Rheinufer zu versetzen und Frankreich in ihm einen ganz ergebenen Bundesgenossen zu geben; man müsse Preußen einen bedeutenden Theil von Sachsen einräumen; Alles werde sehr erleichtert werden, falls der Kaiser geneigt sei, Einiges in Polen aufzugeben. „„Meine polnische Sache,““ entgegnete der Kaiser, „„ist vollständig abgemacht; ich habe bedeutend nachgegeben. In der sächsischen Sache liegt es einfach so: Sagt mir der König von Preußen, er sei zufrieden gestellt, so bin ich sogleich bereit zu unterschreiben; sagt er: nein, so werde ich ihn auf jede Weise unterstützen.““

In der Conferenz am 7. Januar forderte der Graf Rasumowski den Lord Castlereagh auf, doch endlich die verheißene Erklärung zu Protokoll zu geben: „daß man die Entscheidung über die Frage, wie Preußen durch einen Theil von Sachsen befriedigt werden solle, von der Vereinigung der Mächte und nicht von der Willkür des König von Sachsen abhängig machen wolle.“ Lord Castlereagh versprach in der nächsten Conferenz die gewünschte Erklärung abzugeben. Auch Metternich mußte nach vergeblich versuchtem Vorbehalte in diesen sauern Apfel beißen. Von der, von Wrede beanspruchten, Hinzuziehung Baierns als Großmacht zu den Conferenzen war nicht mehr die Rede.

In der nächstfolgenden Conferenz am 9. Januar gab Castlereagh die versprochene Erklärung in Betreff des Königs von Sachsen förmlich zu Protokoll; auch Metternich unterzeichnete, worauf die Bevollmächtigten Rußlands und Preußens ihre Einwilligung zur Einladung Talleyrands zu den Conferenzen erklärten.

Metternich hatte sich in dieser Conferenz, in welcher die polnischen Angelegenheiten verhandelt wurden, verletzende Bemerkungen über des Kaisers von Rußland Vergrößerungspläne erlaubt, welche diesem durch Rasumowski mitgetheilt wurden. Es kam nun zum völligen Bruch. Als der Fürst den Kaiser für einen der nächsten Tage durch den General Grafen Hardegg zum Ball einladen ließ, sagte er zu diesem: „Hören Sie, General, Sie sind Soldat. Metternich hat mich in seiner Note vom 7. November der Unwahrheit geziehen; wenn meine Verhältnisse es erlaubten, so wüßte ich, was ich zu thun hätte, aber sehen kann ich ihn jetzt nicht mehr!" — Man stelle sich vor: Alexander und Metternich einander gegenüber auf der Mensur mit krummen Säbeln, Stoßdegen oder Pistolen, als Secundanten Friedrich Wilhelm III. und Franz I.! — So weit war es mit dem herzlichen Einverständniß und der Bundesgenossenschaft bei allem Gesaus und Geschmaus gekommen.

Der Kaiser Alexander untersagte den Gliedern seiner Familie die Schwelle Metternichs zu betreten.*) Die Abwesenheit sämmtlicher Russen bei einem Zauberfeste, zu welchem Metternich eingeladen, machte großes Aufsehen in dem Ballsaale; nicht minder groß war am folgenden Tage die Bestürzung an der Börse; der Ausbruch eines Krieges zwischen den Verbündeten schien unvermeidlich.

Während aber bereits in Polen ein russisches, in den Marken und Schlesien ein preußisches, in Böhmen und Mähren ein östreichisches Heer in Kriegsbereitschaft gesetzt wurden, gelang es den Bemühungen und dem Einflusse des englischen Cabinets, in einem der bedeutendsten Streitpunkte: in der polnischen Sache, eine Uebereinstimmung, wenn auch nicht bis in das Einzelne der Ausführung, so doch wenigstens in den allgemeinen Grundsätzen, welche eine sehr liberale Färbung hatten, an der Congreßtafel herbeizuführen. Bereits unter dem 12. Januar 1815 hatte Lord Castlereagh an die Bevollmächtigten von Oestreich, Preußen, Frankreich und Rußland eine Circularnote erlassen, deren

*) „Je Vous défends d'aller chez ce coquin!" soll Alexander zu seiner Schwester, der Großfürstin Katharina, gesagt haben, als er dahinter kam, daß Metternich dem Könige von Preußen das Königreich Sachsen zugesichert habe, wenn er Rußland verhindere, Polen zu erwerben, und ihm Polen, wenn er Preußen verhindere, Sachsen zu erwerben. Die Großfürstin theilte dies dem Erzherzog Karl mit, aus dessen Munde es unser Zeuge vernahm. (Pertz, Stein IV. S. 595.)

Aufnahme in das Protokoll vom 21. Februar von ihm in der Sitzung an diesem Tage beantragt und genehmigt wurde. Die Bevollmächtigten Rußlands, Preußens und Oestreichs gaben in derselben Conferenz im Auftrage ihrer Höfe die Beantwortung der englischen Note zu Protokoll. Lord Castlereagh betont in seiner Note: „daß er auf ausdrücklichen Befehl seines Hofes (d'après l'ordre positif) die Ansicht der britischen Regierung über die Frage, welche für Europa von der höchsten Wichtigkeit sei, auszusprechen die Gelegenheit ergreife." Er erinnert daran, daß er während der bisherigen Verhandlungen mehrmals mit Nachdruck (avec force) Einspruch erhoben gegen die Wiederherstellung eines Königreichs Polen, welches mit Rußland als ein Theil dieses Reiches vereinigt werde. „Der Wunsch, welchen der britische Hof beharrlich ausgesprochen hat, war: Polen als einen unabhängigen Staat von mehr oder minder beträchtlicher Ausdehnung zu sehen, regiert von einer besonderen Dynastie, um zwischen den drei großen Monarchien (Rußland, Oestreich, Preußen) eine Zwischenmacht zu bilden." Als Ursache, weshalb er nicht auf diesem Vorschlage bestanden, nennt er die Besorgniß, dadurch bei den Polen unerfüllbare Hoffnungen und Unzufriedenheit zu erwecken. Als anderweitige Gründe, weshalb er nachgegeben, führt er an, daß der Kaiser von Rußland in unabänderlicher Weise darauf bestanden habe, aus dem Herzogthum Warschau und den ihm bereits zugehörigen Theilen Polens ein Königreich zu errichten und dasselbe mit Rußland zu vereinigen; ferner, daß der Kaiser von Oestreich und der König von Preußen, welche noch unmittelbarer bei diesem Arrangement betheiligt seien, ihren Einspruch zurückgezogen hätten.

„Um nun" — also läßt sich das parlamentarische England vernehmen — „so viel als möglich die verderblichen Folgen der Errichtung eines Königreichs Polen unter russischer Herrschaft zu verhüten, ist es von höchster Wichtigkeit, die öffentliche Ruhe in dem gesammten Gebiet, welches ehemals das Königreich Polen bildete, auf einigen sicheren und liberalen Grundlagen zu befestigen, welche der allgemeinen Wohlfahrt angemessen sind und daselbst, abgesehen von der Verschiedenheit der politischen Institutionen, welche gegenwärtig dort bestehen, ein System der Verwaltung einzuführen, dessen Formen versöhnlich und zugleich dem Geiste dieses Volkes angemessen sind. Die Erfahrung hat gelehrt, daß man nicht durch den Versuch, die Gewohnheiten und das Herkommen der Polen zu zerstören, hoffen darf, das Heil dieser Nation und den Frieden in diesem wichtigen Theile Europas zu befestigen. Man hat vergeblich versucht, durch Einführung

von Institutionen, welche ihren Gewohnheiten und Anschauungen fremd sind, die Polen ihrer Existenz, deren sie sich als Volk erfreuten, ja selbst ihrer Muttersprache vergessen zu machen. Diese, mit allzu großer Hartnäckigkeit fortgesetzten, Versuche haben sich als erfolglos erwiesen. Sie haben nur dazu gedient, Unzufriedenheit und das peinigende Gefühl der Entwürdigung dieses Landes zu erregen und werden nie einen anderen Erfolg haben, als zu Aufständen aufzureizen und die Gedanken auf vergangenes Unglück zurückzulenken." Der Bevollmächtigte Englands spricht eifrigst den Wunsch aus (il désire avec ardeur), daß die erlauchten Monarchen, denen das Schicksal der polnischen Nation anvertraut wurde, dahin gebracht werden möchten, bevor sie Wien verlassen, sich gegen einander zu verpflichten, „als Polen zu behandeln denjenigen Theil dieses Volkes, welcher sich unter ihrer respectiven Herrschaft befinden dürfte, welches übrigens auch die politischen Institutionen seien, welche dort einzuführen ihnen belieben möge.

„Das Bekanntwerden eines solchen Entschlusses, ehrenvoll für die Souveraine, würde mehr als irgend etwas anderes dazu beitragen, ihnen die Zuneigung ihrer polnischen Unterthanen zu gewinnen und dergleichen Mittel scheinen die wirksamsten und am wenigsten gefährlichen, um sie zu veranlassen, ruhig und zufrieden unter ihren respectiven Regierungen zu leben.

„Wenn" — so schließt die Note — „glücklicherweise dies Ergebniß erreicht werden könnte, dann würde der Wunsch, welcher dem Prinz-Regenten zumeist am Herzen liegt, nämlich das Glück jenes Volkes, in Erfüllung gehen und es bliebe ihm nur zu wünschen übrig, daß die Unabhängigkeit Europas keiner jener Gefahren ausgesetzt werden möge, welche man mit so vielem Grunde befürchten muß nach einer Vereinigung der mächtigen Monarchie von Polen mit dem Kaiserreiche von Rußland, einem Reiche, welches noch gewaltiger auftreten würde, wenn es sich fügte, daß die Kriegsmacht dieser beiden Staaten sich im Laufe der Zeit in den Händen eines ehrgeizigen und kriegerischen Fürsten befinden sollte."

Die Macht der Ueberzeugung, daß, Polen gegenüber, Rußland, Oestreich und Preußen eine schwere Schuld zu sühnen hatten, war bereits so sehr in die verhärteten Seelen der, bei der Zerrissenheit jenes unglücklichen Landes betheiligten, Cabinette eingedrungen, daß sie es nicht wagten, den freisinnigen und gerechten Anträgen Englands entgegenzutreten, vielmehr ihre herzliche und aufrichtige Zustimmung zu denselben erklärten.

In der, von Rasumowski und Nesselrode unterzeichneten, Note vom 14. Februar heißt es: „Die Gerechtigkeit und Liberalität der, in der englischen Note enthaltenen, Grundsätze haben Sr. Kaiserl. Maj. die lebhafteste Genugthuung gewährt. Mit Vergnügen hat der Kaiser darin die edelmüthigen Gesinnungen erkannt, welche die englische Nation charakterisiren und einen richtigen Maßstab für die großartigen und aufgeklärten Ansichten seiner Regierung geben. Die Uebereinstimmung mit seinen eigenen Ansichten, insonderheit die Darlegung der politischen Maximen, angewendet auf die gegenwärtigen Verhandlungen, wird von Sr. K. M. sehr geeignet befunden, die von ihm und seinen Verbündeten vorgeschlagenen versöhnlichen Maßregeln zu begünstigen, welche keinen anderen Zweck haben, als die Verbesserung des Schicksals der Polen, soweit der Wunsch, ihre Nationalität zu beschützen, sich mit der Aufrechthaltung eines gerechten Gleichgewichts der europäischen Mächte, welches eine neue Vertheilung der Kräfte festsetzen wird, vereinigen läßt.

„Zu dieser Betrachtung kommen die nicht minder erheblichen hinzu, welche die Unmöglichkeit darlegen, jenes alte System Europas, davon die Unabhängigkeit Polens einen Theil bildete, in der Gesammtheit seiner ursprünglichen Zusammenstellung wieder herzustellen. Die Vereinigung dieser Beweggründe hat nothwendiger Weise die sorgfältige Bemühung des Kaisers zu Gunsten der polnischen Nation auf den Wunsch beschränken müssen, den Polen, welche Unterthanen der drei respectiven Mächte sind, eine Weise der Existenz zu verschaffen, ihren gerechten Wünschen entsprechend, ihnen alle Vortheile sichernd, welche mit den eigenthümlichen Verhältnissen eines jeden dieser Staaten, unter deren Souverainetät sie gestellt sind, verträglich ist.

„Dies ist der Geist der Mäßigung, welcher alle reglementären Uebereinkünfte, welche Se. K. M. seinen erlauchten Verbündeten vorgeschlagen hat, durchdringt, um durch eine freundschaftliche Mitwirkung die Ausführung der Maßregeln zu befördern, welche darauf berechnet sind, das Schicksal der Polen zu verbessern und hierdurch ihre Anhänglichkeit an die Herrschaften, zu denen sie gehören, zu befördern.

„Se. K. M. betrachtet dieses Sammeln (ralliement) der Polen um ihre Regierungen und ihre Beherrscher vermittelst einer billigen Versöhnung ihrer theuersten Interessen als die einzige Gewähr fortdauernd freundschaftlicher Beziehungen, welche zu befestigen zwischen den drei Staaten so wesentlich ist, so-

wohl wegen der gegenseitigen Sicherheit ihrer Besitzungen, als für die Ruhe von ganz Europa.

„Der Ehrgeiz eines legitimen Souverains kann nur bestrebt sein, das Glück der Völker zu befestigen, welche die Vorsehung ihm anvertraut hat, und welche nur gedeihen können unter dem Schirm vollkommener Sicherheit und durch eine ruhige Haltung, welche nicht angreifend (agressif) ist. Keine Gewalt ist im Stande, die allgemeine Ruhe von Europa und die friedlichen Gesinnungen der Staaten unter einander besser zu gewährleisten, als jene Macht des Zusammenhaltens, herbeigeführt durch die Liebe eines Volkes zu seinem Vaterlande und durch das Gefühl der Glückseligkeit. Dies sind die Bande, durch welche der Kaiser die Anhänglichkeit der, unter seine Herrschaft gestellten, Polen an sein Reich zu erlangen wünscht. Dieselben Wünsche hegt der Kaiser, um dieselben Resultate in den Staaten seiner hohen Verbündeten, deren aufgeklärte Ansichten und großmüthige Absichten er hochschätzt, in Erfüllung gehen zu sehen.

„Demnach will Se. M. gern glauben, daß das versöhnliche, den Umständen gemäße Verfahren, welches Se. M. bei der gegenwärtigen Unterhandlung befolgte, hinreicht, um jede Besorgniß zu bannen und dieselbe bis auf den geringsten Vorwand verschwinden zu machen, im Fall die Vereinigung eines Theiles der polnischen Nation mit seinem Reiche durch constitutionelle Bande hierzu Veranlassung gegeben haben sollte."

Am Schlusse der Note wird in der herkömmlich ruhmredigen Weise darauf hingewiesen, durch welche Großthaten an der Spitze seines Volkes Alexander die Unabhängigkeit der europäischen Staaten gerettet habe. —

Die Note Metternichs, welche er im Auftrage seines Kaisers als Antwort auf Castlereagh's Note am 21. Februar zu Protokoll gab, zeichnet sich durch die Schamlosigkeit der Behauptung aus, daß von jeher das Wohl der polnischen Nation dem östreichischen Cabinette innigst am Herzen gelegen habe. „Der Gang," so lautet diese Note, „welchen der Kaiser bei diesen wichtigen Verhandlungen befolgt hat, durch die so eben das Schicksal des Herzogthums Warschau festgestellt wurde, hat bei den Mächten keinen Zweifel darüber aufkommen lassen können, daß nicht allein die Wiederherstellung eines unabhängigen, einer nationalpolnischen Regierung zugetheilten, Königreichs Polen den Wünschen Sr. Kaiserl. Maj. vollständig entsprochen haben würde, daß auch Se. K. M. die größten Opfer nicht gescheut haben würde, um die Wiederherstellung jener früheren Ord-

nung der Dinge zu erreichen. Diese Thatsache reicht hin, um zu beweisen, wie weit der Kaiser davon entfernt ist, in dem, was sich auf die Nationalität der Polen bezieht, irgend einen Grund der Eifersucht oder der Beunruhigung für die Gesammtheit seines Reiches zu sehen. Zu keiner Zeit hat Oestreich in einem freien und unabhängigen Polen eine nebenbuhlerische und feindliche Macht erblickt und die Grundsätze, welche die erlauchten Vorfahren Sr. M. und den Kaiser selbst bis zu den Theilungen von 1773 und 1796 geleitet haben, wurden nur in Folge eines Zusammentreffens von gebieterischen Umständen, welche unabhängig von dem Willen der östreichischen Souveraine waren, aufgegeben." Metternich geht so weit, es dem Hause Oestreich als ein hohes Verdienst anzurechnen, daß es sich in keiner Weise von dem, bei der Theilung Polens von den drei Höfen angenommenen, System entfernt habe, wobei mit selbstgefälligem Stolze auf die glückseligen Zustände Galiziens hingewiesen wird. „Indem der Kaiser auf's Neue," fährt Metternich fort, „im Laufe der gegenwärtigen Verhandlungen seine Wünsche zu Gunsten der Unabhängigkeit Polens untergeordnet hat den großen Rücksichten, welche die Mächte bestimmten, die Vereinigung des größeren Theiles des ehemaligen Herzogthums Warschau mit dem russischen Reiche zu bestätigen, theilt nichts desto weniger Se. K. M. die liberalen Absichten des Kaisers Alexander zu Gunsten der nationalen Verfassungen, welche derselbe den polnischen Völkern zu gewähren entschlossen ist. . . . Se. K. M. ist überzeugt, daß die sicherste Gewähr für die Ruhe und Stärke der Staaten in dem Glück der Völker ruht, und daß dieses Glück unzertrennlich ist von den gerechten Rücksichten, welche die Regierungen auf die Volksthümlichkeit und die Gewohnheiten ihrer Unterthanen nehmen." Schließlich wird noch hinzugefügt: „die östreichischen Bevollmächtigten seien beauftragt, ausdrücklich zu erklären, daß Se. K. K. Apostolische Majestät in jeder Beziehung einverstanden sei mit den Ansichten der Declaration, durch welche Lord Castlereagh die Grundsätze seines Hofes hinsichtlich des zukünftigen Schicksals der polnischen Völker ausgedrückt, sowie mit der, auf Befehl des Kaisers aller Reußen auf die englische Note unter dem 19. d. M. ertheilten, Antwort."

Die von dem preußischen Bevollmächtigten abgegebene Antwort auf die Note Castlereagh's läßt Metternich unerwähnt.

In seiner, unter dem 30. Januar abgegebenen, Note erklärt Hardenberg im Auftrage des Königs vollständige Zustimmung zu den von dem Lord Castlereagh

ausgesprochenen Grundsätzen und fügt bekräftigend hinzu: „Die Ruhe der, den drei Mächten zugetheilten, polnischen Provinzen durch eine, den Gewohnheiten und dem Genius der Bewohner angemessene Verwaltung, das heißt in der That sie auf einem festen und liberalen Grund des gemeinsamen Vortheils herzustellen. Nur wenn man so handelt, zeigt man den Völkern, daß ihre nationale Existenz frei von jedem Angriffe sein kann, welches auch das politische System sein möge, an welches das Schicksal sie gebunden hat; daß man sie lehrt, Ideen nicht zu vermischen, die, wenn sie nicht einsichtig geschieden werden, selbst in der Ruhe des Privatlebens unaufhörlich Wünsche und unbestimmte Hoffnungen zukünftiger Veränderungen erwecken; daß man mit fester Hand (fortement) die Unterthanen der verschiedenen Nationen an eine und dieselbe Regierung binde und sie zu einer und derselben Familie vereinige.

„Geleitet von diesen Grundsätzen, welche Seine preußische Majestät vollkommen mit dem Kaiser von Rußland und dem Prinz-Regenten von England theilt, wird es sich der König beständig angelegen sein lassen, seinen Unterthanen polnischer Nation alle die Vortheile angedeihen zu lassen, welche ein Gegenstand ihrer gerechten Wünsche sein können, welche verträglich sind mit den Beziehungen zur preußischen Monarchie und mit dem ersten Zweck eines jeden Staates: aus den verschiedenen Theilen, aus denen er zusammengesetzt ist, ein solides Ganzes zu bilden." Am Schlusse wird in derselben Weise, wie von den Bevollmächtigten der anderen beiden Mächte, „die lebhafte Genugthuung ausgedrückt, welche der preußische Bevollmächtigte empfunden, im Namen seines Hofes dem Lord Castlereagh die Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der britischen Regierung darlegen zu können."

Es bedarf keines großen Scharfsinnes, um nachzuweisen, daß, wie sehr auch die Bevollmächtigten Rußlands, Oestreichs und Preußens ihre Uebereinstimmung mit den, in Castlereagh's Note ausgedrückten, politischen Grundsätzen in Betreff der polnischen Nation betheuern, ein Jeder von ihnen sich wohlberechnet ein Schlupfloch offen gehalten, durch welches er, wenn die polnische Nation ihn beim Wort nahm, mit seinen schönen Bekenntnissen entwischen konnte.

Die Verhandlungen über die polnische Sache wurden jetzt einem Ausschusse überwiesen, in welchem Rußland durch Anstett, Oestreich durch Hudelist und Barbier, Preußen durch Stägemann, Jordan und Zerboni vertreten wurden. Fürst Czartoryski behielt bei dem Kaiser den Vortrag über die polnischen An-

gelegenheiten. Es wurde noch Monate lang in den Conferenzen hin und her gefeilscht über polnische Seelen, Dörfer, Städte, Flüsse und Grenzlinien, zuletzt beschränkte sich der Handel darauf, daß Alexander auf Thorn, Friedrich Wilhelm auf Leipzig bestand. Vergebens hatten die Diplomaten all ihren Witz und ihre Beredtsamkeit aufgeboten, um eine endliche Ausgleichung herbeizuführen; schon war es nahe daran, daß Preußen auch von Rußland seinem Schicksale überlassen worden wäre, als es einer schönen Frau gelang, die getrennten Gemüther zu versöhnen und die Entscheidung über die polnische und sächsische Angelegenheit in anmuthigster Weise herbeizuführen. Der Kaiser und der König hatten die Einladung zu einer Abendunterhaltung bei der Herzogin von Sagan angenommen. Es wurden lebende Bilder dargestellt. Eines ausgezeichneten Beifalls erfreute sich ein allegorisches Bild: die gefesselte Irene (Friedensgöttin) von Eris (der Zwietracht) und Bellona (der Kriegsgöttin) bedroht. Zu großer Ueberraschung der Zuschauer trat die gefesselte Irene aus dem Rahmen heraus und richtete an „den großmüthigen, weltbefreienden und weltbeglückenden Alexander" in einigen, mit rührender Anmuth gesprochenen, Versen die Bitte, ihre Fesseln zu lösen und die drohenden Dämonen der Zwietracht und des Krieges zu verscheuchen. Der Kaiser hob gnädig und gerührt die schöne Gräfin Julie Zichy — denn sie war die reizende Friedensgöttin — auf, führte sie zu dem Könige von Preußen und sagte diesem in der schmeichelhaftesten Weise, daß ihm allein das Vorrecht gebühre, die Fesseln von so schönen Händen zu lösen. Friedrich Wilhelm, dessen zarte Neigung für die Gräfin Julie wir nicht vergessen haben, konnte so holden Blicken und Bitten nicht widerstehen, er nahm die Fesseln ab und als der Kaiser ihm jetzt vertraulich zuflüsterte: „Ich gebe meine Ansprüche auf Thorn auf," und Friedrich Wilhelm antwortete: „Und ich bestehe nicht mehr auf Leipzig," folgte unter allgemeinem Jubel der Anwesenden eine herzliche Umarmung der beiden Fürsten; die schwierigsten Fragen des Congresses schienen gelöst.

Daß die Gesinnung Alexanders gegen den König von Preußen nicht mehr die frühere waffenbrüderliche geblieben war, wird von anderer, zuverlässiger Seite behauptet. „Alexanders Anhänglichkeit an Preußen," bemerkt der Biograph Steins, „war um diese Zeit etwas verringert, theils weil er überhaupt etwas veränderlich, theils weil er, durch Capo d'Istria aufmerksam gemacht, glaubte, Preußen werde durch die Erwerbungen am Rhein abhängig von England und Frankreich und ein weniger sicherer Bundesgenosse für Rußland. Jene Stim-

mung äußerte er gegen den Kronprinzen von Würtemberg, dem er sagte: „„Im Grunde bin ich meiner Verpflichtungen gegen Preußen ledig, weil es an der Vereinigung gegen mich Theil genommen hat; aber ich werde sie dennoch erfüllen.““ Daß Metternich treuloser Weise schmählichen Verrath im October 1814 geübt, wurde oben erwähnt.

Hier nun, wo wir die durch Lord Castlereagh im Auftrage der britischen Regierung gemachten Anträge auf Wiederherstellung der polnischen Nationalität und die von Rußland, Oestreich und Preußen darauf ertheilten Antworten, welche sich einander in Betheuerungen, wie sehr ihnen das Wohl der polnischen Nation am Herzen liege, überboten, mitgetheilt, dürfte es angemessen sein, vorweg den kläglichen Verlauf dieser Angelegenheit wenigstens kurz zu erwähnen, da uns vorzugsweise die deutschen und preußischen Angelegenheiten in Anspruch nehmen.

Daß die drei Theilungen Polens in den Jahren 1773, 1792 und 1796 als ein politischer Gewaltstreich von denen, welche sich mit solcher Schmach bedeckt hatten, verurtheilt worden war, daß selbst ein Metternich in seiner Antwortsnote sein Kaiserhaus von der Theilnahme an solcher Blutschuld rein zu waschen sich angelegen sein ließ, hinderte dieselben Cabinette und ihre Bevollmächtigten am Congresse nicht, jenen früheren Theilungen eine vierte hinzuzufügen. Alexander hielt Wort, bildete aus dem ihm zugesprochenen Antheil ein Königreich Polen mit einer constitutionellen Verfassung, mit zwei Kammern, Preßfreiheit, einer eigenen Verwaltung und einem polnischen Nationalheere; allein es war am Ende nur auf eine liberale Spiegelfechterei abgesehen; die Leibeigenschaft der Bauern wurde nicht aufgehoben. Gegenüber dem russischen Koloß erschien das winzige Königreich, dem nicht einmal der Umfang und die Einwohnerzahl des Herzogthums Warschau gelassen worden war, als ein verschwindender Punkt. Daß ein constitutionelles Polen unter einem Selbstherrscher aller Reußen keinen Bestand haben werde, hatte Stein vorhergesagt und nur zu bald ging sein Wort in Erfüllung. Alexander nahm dem constitutionellen Königreiche eine Freiheit nach der andern, hob die Preßfreiheit auf, legte eine russische Besatzung nach Warschau und ließ den Polen fühlen, daß er der Eroberer, nicht der Befreier ihres Landes sei. Nach seinem Tode brach ein blutiger Aufstand in Warschau aus, die Russen wurden zwar vertrieben, kehrten aber mit Uebermacht zurück, warfen die Revolution nieder und ein Ukas des Kaisers Nikolaus I. vom 26. Februar 1832 erklärte die Constitution aufgehoben für immer. Was nun

die vierte, auf dem Wiener Congreß vollzogene, Theilung Polens betrifft, so sei nur erwähnt, daß das Herzogthum Warschau, welches durch die, in dem Frieden von Schönbrunn (1809) ihm zugetheilten, Stücke Galiziens einen Gebietsumfang von 2700 Geviertmeilen mit einer Bevölkerung von 4 Millionen Einwohnern hatte, als Königreich beinahe um die Hälfte seines Umfanges geschmälert wurde, indem Oestreich keineswegs so verschämt im Zugreifen war, wie Metternich es in seiner Note geschildert, vielmehr darauf bestand, die Einbußen von 1809, die Salzwerke von Wieliczka und den Tarnopoler Kreis, zurückzuerhalten. Die Errichtung des Freistaates Krakau gab es zu, in sicherer Zuversicht, daß ihm derselbe früher oder später zufallen werde. Begründeter waren die Ansprüche, die Preußen auf die Erwerbung des schon früher besessenen Landstriches (des Netzdistrictes und des Landes westlich von einer von Bromberg nach Kalisch gezogenen Linie) machte, aus welchem das Großherzogthum Posen (damals mit 800,000 E.) gebildet wurde. Zur Verbindung der Ostseeprovinzen mit Schlesien war diese Erwerbung eine Lebensfrage für den preußischen Staat. Und solcher Lebensfragen für ihn, wenn er die vereinzelten Provinzen zu einem organisch gegliederten Ganzen zusammenfügen und ausbilden wollte, gab es auf mehr als einem Punkte. Aller Orten, wo der preußische Adler als Grenzhüter Wache hielt, mußte er darauf gefaßt sein, daß der mißgünstige Feind in die schutzlosen Marken hereinbrechen werde. Durch das neu errichtete constitutionelle Königreich Polen, welches die Mündung seines Hauptstromes, die Weichsel, sich nicht durch das preußisch gewordene Danzig wollte schließen lassen, bedrohte Rußland unsere Ostgrenze zur See und zu Land; Schlesien lag eingeklemmt zwischen Böhmen, Polen, Mähren und Ungarn; ohne Kriegshafen und Kriegsflotte waren die pommerschen Küsten den seemächtigen Schweden und Dänen preisgegeben; Ostfriesland mit den Nordseehäfen hatte uns England für geliefertes Kriegsmaterial schon während des Krieges abgepreßt und nun wurde bei der Vertheilung der Kriegsbeute uns das eroberte Sachsen abgesprochen, während die, dem Hause Brandenburg angestammten, fränkischen Fürstenthümer, dem inständigsten Verlangen der Unterthanen ungeachtet, nicht wieder an Preußen gelangten.*) Ein Theil der Entschädigung wurde Preußen an beiden Ufern

*) Von Sturmpetitionen der Sachsen an den Congreß für die Wiedereinsetzung ihres Königs ist uns, außer einer mühsam zusammengetrommelten landständischen submissesten Bittschrift, nichts zu Gesicht gekommen; wohl aber richteten die Bewohner der Fürstenthümer

des Rheins angewiesen, wodurch ihm zwar die ehrenvolle Grenzwacht gegen Frankreich anvertraut wurde, die jedoch erschwert, ja fast unmöglich dadurch wurde, daß man diese westlichen Provinzen wie einen verlorenen Posten hinausschob, ohne gesicherten Zusammenhang mit den östlichen Provinzen. Nicht einer der geringsten Schimpfe, welche Preußen auf dem Wiener Congresse erfuhr, war wohl, daß man ihm, nachdem es in einem Volkskriege, wie ihn Deutschland seit der Hermannsschlacht nicht wieder erlebte, die Feinde aus dem Vaterlande „mit eisernem Besen“ hinausgefegt, die vertriebenen oder geflohenen Fürsten zurückgeführt hatte, das bescheidene Verlangen, ihm zur Verbindung seiner östlichen mit den westlichen Provinzen einen, wenn auch noch so schmalen, Landstrich zuzutheilen, in schnödester Weise abschlug. Nur eine schmale Etappenstraße durch fremdes Gebiet — die Schlacht und der Schimmel von Bronzell haben sie 1850 berüchtigt gemacht — wurde endlich und endlich bewilligt.

Anspach und Baireuth ein „Bittschreiben an den hohen Wiener Congreß“ d. d. Baireuth, den 9. December 1814, in welchem es heißt: „Dringend und mit jedem Tage lauter fordern uns unsere Mitbürger auf, die Anhänglichkeit und unerschütterliche Treue, welche in den fränkischen Fürstenthümern für den theuersten und geliebtesten ersten Landesvater, für ihren verehrungswürdigen König Friedrich Wilhelm III. und dessen erlauchtes Regentenhaus unabänderlich fortlebt, vor dem hohen Congreß in Wien feierlich auszusprechen. Wir legen nur einige an uns von unseren besten Mitbürgern gerichtete Adressen bei und bemerken zugleich, daß Unterschriften zu Tausenden beigefügt werden könnten, wenn wir nicht auch schon im Vertrauen auf die edelmüthigen und gerechten Gesinnungen der hohen verbündeten Mächte, welche sogar die Urheber unseres seit Jahren erlittenen Ungemachs großmüthig und schonend entlassen haben, die Erfüllung unserer Wünsche für unsern allgemein verehrten Landesvater erwarteten. ... Hoch erhoben sind die Herzen aller Vaterlandsfreunde, als ihnen die Versicherung gegeben wurde, daß sie zu ihrem ehemaligen geliebten Landesfürsten zurückkehren würden. Welch hartes und trauriges Loos wäre aber das unsrige, wenn nach allen Anstrengungen und Aufopferungen und für das vergossene Blut unserer Väter, Söhne und Brüder uns nicht einmal der Trost zu Theil werden sollte, unserem geliebten Landesvater wieder anzugehören. Fußfällig bitten wir die erhabenen Monarchen um die Erhörung der gerechtesten Wünsche, mit denen wir“ u. s. w. (Klüber, Acten des Wiener Congresses. 9. 3. 1.)

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Metternich lenkt ein in einer Denkschrift vom 28. Januar 1815. — Un ensemble de convenances. — Hardenberg antwortet durch eine Note vom 8. Februar. — Preußen willigt ein in die Wiedereinsetzung des Königs von Sachsen in einen Theil seines Landes. — Metternich ertheilt zum Voraus die Zustimmung des Kaisers. — Stein protestirt gegen eine Entschädigung des Stiefsohnes Napoleons Eugen in Deutschland. — Die Theilungslinie mitten durch Sachsen hindurch. — Die Rechnung war ohne den Wirth gemacht. — Der König von Sachsen erhält einen Zwangspaß von Friedrichsfelde nach Preßburg. — Seine Gefangenschaft hat ein Ende. — Metternich, Talleyrand und Wellington legen ihm in Preßburg am 9. März die Abtretungs-Urkunde zur Annahme vor; — er verweigert die Unterzeichnung. — Die drei Botschafter kehren unverrichteter Sache nach Wien zurück.



Daß so vor-, um- und einsichtige Politiker, wie Hardenberg, Stein, Humboldt, Niebuhr, Hoffmann, Eichhorn, Stägemann, Jordan, Varnhagen und andere bei dieser Angelegenheit betheiligte preußische Staatsmänner, sich durch Metternich, Gentz, Wessenberg und das ihnen anhängende sächsische, bairische und hannoversche Gefolge, ebenso wenig durch Talleyrand und Castlereagh überlisten und hinter das Licht hätten führen lassen, dies war durchaus nicht der Fall; nur wurde der Stand der Sache nicht besser dadurch, daß Preußen mit offenen Augen seine wohlerworbenen Ansprüche aufzugeben gezwungen wurde.

Zwar lenkte Metternich in einer, in der Conferenz am 28. Januar zu Protokoll gegebenen, Denkschrift und hinzugefügten Erklärung in versöhnlicher Weise ein, allein trotz aller Freundschaftsversicherungen, war er doch nur be-

müht, Preußens Recht zu beeinträchtigen und ihm nach allen Seiten hin für die Zukunft Verlegenheiten zu bereiten.

Der Fürst Metternich bezeichnete die, von ihm übergebene, Denkschrift als eine Antwort auf die Denkschrift des Fürsten Hardenberg vom 29. December und auf den, unter dem 12. Januar vorgelegten, „Plan der Wiederherstellung Preußens". Vorsichtig ausweichend bevorwortete Metternich, „daß das östreichische Cabinet in der heut übergebenen Denkschrift nicht geglaubt habe, auf die Correspondenz zurückkommen zu müssen, welche zwischen dem diesseitigen und dem Cabinet Sr. Maj. des Königs von Preußen stattgehabt, davon der Fürst Hardenberg in seiner Denkschrift Erwähnung gethan. Die Abweichungen (les divergences), welche sich in den vertraulichen östreichischen Noten vom 22. October und 10. December vorfänden, würden hinreichend erklärt durch den Gang, welchen die Unterhandlung zwischen diesen beiden Epochen genommen und durch die vollständig veränderte Lage der Sachen. In einem Augenblicke, wo die Cabinette ihre Anstrengungen vereinigen sollten, um die letzten Hindernisse, welche sich dem ernsten Wunsche Europas, dem: endlich zu einem Zustande der Ruhe zu gelangen, entgegenstellen, zu entfernen, würde das östreichische Cabinet sich nicht erlauben, daran zu erinnern, wie peinlich für dasselbe die Richtung gewesen, welche die Gespräche (pourparlers) genommen, in die es sich auf die, von einer befreundeten Macht ausgegangene, Anregung (initiative) eingelassen, Unterredungen, welche nur in den allervertraulichsten Formen begannen und in ihrem Ganzen bezeugen, daß in einer, wie in der andern Epoche Se. K. K. Apostolische Majestät den Geist der Versöhnlichkeit beharrlich so weit getrieben habe, als es dasjenige, was Sie Ihren Völkern schuldig, gestattet."

In der, der Conferenz übergebenen, Denkschrift, welche von Gentz verfaßt war, wird zuvörderst daran erinnert, daß das Bündniß von 1813 nur in der Absicht geschlossen wurde, dem Eroberungssystem des Chefs des französischen Gouvernements ein Ziel zu setzen, Europa den Frieden zu erkämpfen, und diesen durch ein System des Gleichgewichts, gegründet auf eine gerechte Vertheilung der Stärke unter den Mächten, zu befestigen. Es wird bemerkt, daß in den damaligen Verträgen nur die allgemeinen Grundsätze ausgesprochen wurden, ohne im Einzelnen etwas anderes vorläufig auszusprechen, als die Wiederherstellung der östreichischen und preußischen Monarchien. Für Preußen haben die Verträge von Kalisch und Teplitz als Maßstab das Jahr 1805 angenommen

und als Grundsatz hinzugefügt, „daß diese Wiederherstellung ein Ganzes nach Uebereinkommen*) ausmachen solle.“ Die Verträge von Reichenbach und Teplitz hätten für Oestreichs Wiederherstellung ebenfalls das Jahr 1805 bestimmt, wodurch dasselbe, im Vergleich zu Preußen, welches 1805 seinen größten Länderumfang gehabt habe, benachtheiligt werde, so daß Oestreich, wenn es auf einer Gleichstellung mit Preußen hätte bestehen wollen, auf das Jahr 1795 hätte zurückgehen müssen. „Allein“ — so ruhmredet Metternich — „Seine Kaiserliche Majestät blieb auch bei dieser Gelegenheit den Grundsätzen der Mäßigkeit, welche ihn beständig geleitet haben, getreu. Es lag ihm am Herzen, Preußen seine Ueberzeugung offen darzulegen, daß beide Monarchien sich durchaus nicht auf einer Linie der Nebenbuhlerschaft befinden; die verhältnißmäßige Vergrößerung Preußens würde für Oestreich weder eine Veranlassung zur Eifersucht, noch der Beunruhigung sein und der Kaiser, welcher jede untergeordnete Rücksicht fern hält, wird in allen Punkten den Wünschen dieser letzteren Macht zuvorkommen. Je mehr diese Wahrheit durch eine ununterbrochene Reihe von Thatsachen erwiesen ist, um so mehr glaubt Oestreich Ideen des politischen Gleichgewichts auf die Wiederherstellung der preußischen Monarchie nach dem ausgedehnten Maßstabe seines früheren Umfangs aufstellen zu können. Je mehr indessen Oestreich gezeigt hat, daß es eine starke und unabhängige preußische Macht als ein nothwendiges Gewicht in der Wagschale der großen Interessen Europas betrachte, um so weniger konnte der Kaiser voraussehen, daß das Material zur Wiederherstellung und zur Verstärkung Preußens ausschließlich aus Gegenständen hergenommen werden würde, welche unmittelbar die Interessen der östreichischen Monarchie gefährden.“

Drei Punkte werden nun angeführt, wodurch der preußische Entschädigungsplan gefahrdrohend für Oestreich werden könne: 1. durch das Ueberlassen des Herzogthums Warschau an Rußland, wodurch die östreichische Monarchie ihre militairische Grenze gegen den Norden verliere; 2. durch die Einverleibung Sachsens in das Königreich Preußen, weil Schlesien, mit Sachsen unter demselben Scepter vereint, ein militairisches Angriffssystem gegen Oestreich vervollständige; 3. Versetzung des Königs von Sachsen nach dem Rhein. „Dieser Fürst,“ — wird bemerkt — „wenn er auf seinem Throne bleibt, wird ohne

*) „Un ensemble de convenances;“ gegen diese, von Metternich untergeschobene, vieldeutige Bezeichnung der Wiederherstellung legte Hardenberg Verwahrung ein.

Widerrede mit allen seinen Mitteln dem Systeme Deutschlands angehören, während er, an den Rhein versetzt, bei der gegenwärtigen Lage der Dinge, sich vollständig unter dem Einflusse des Auslandes (Frankreich) befinden würde. Wie könnte man auch wohl annehmen, daß der König von Sachsen, oder dessen Nachfolger, nach einer, ihnen mit Gewalt abgedrungenen, Verzichtleistung auf das Erbtheil ihrer Väter, für immer auf ihre Ansprüche und auf die Hoffnung verzichten würden, unter günstigeren Umständen in ihr väterliches Erbe zurückzukehren?" Daß durch diese Versetzung einer vertriebenen Dynastie nach einem der wichtigsten Punkte des gemeinsamen deutschen Vaterlandes die Interessen Oestreichs verletzt würden, sei unzweifelhaft, indem das gemeinschaftliche Vertheidigungssystem der beiden deutschen Monarchien dadurch geschwächt werde.

Es wird dann ferner mit östreichischem Wohlwollen dem preußischen Hofe zu Gemüthe geführt, daß dessen eigene Ruhe durch die Ansprüche, welche es, wenn auch nicht auf ganz Sachsen, so doch auf ansehnliche Abschnitte davon mache, gefährdet werde. Dies würde der Fall sein, wenn der, dem Könige von Sachsen verbleibende, Antheil so beschränkt sein würde, daß ihm die Mittel einer nützlichen Verwaltung entzogen würden. Es wird nun ein für Preußen sowohl, wie für Sachsen unannehmbarer und nachtheiliger Theilungsplan vorgelegt und großmüthig hinzugefügt: „Die der Krone Preußen zugestandene Elblinie vervollständigt ein ungeheures Bollwerk; und wenn der Kaiser genehmigt, daß eine nachbarliche Macht, wie befreundet sie auch mit ihm sein möge, in den Besitz von militairischen Punkten gesetzt werde, die mit seinem eigenen Vertheidigungssystem in so naher Beziehung stehen, Punkte, welche im Fall eines Krieges mit Preußen eben so viele Operations-Grundlinien für einen Angriff auf Oestreich bilden, so hat zuverlässig Se. Kaiserliche Majestät hierbei jede andere Rücksicht dem Wunsche aufgeopfert, der Welt neue Verwirrung zu ersparen und Preußen zu beweisen, daß Sie weit davon entfernt ist, gegen dasselbe irgend ein, dem System einer fortwährenden Freundschaft widerstrebendes, Vorurtheil zu nähren." Sollte die, dem Könige von Preußen zugebilligte, Einwohnerzahl nicht genügen, so stelle der Kaiser von Oestreich 400,000 Seelen, welche ihm Rußland mit dem Tarnopoler Kreise überlassen habe, zur Verfügung, unter der Versicherung, daß der Kaiser auf seinem politischen Wege niemals von Absichten auf Vergrößerung geleitet worden sei. „Der Kaiser," so schließt Metternich seine Denkschrift, „betrachtet die Wiederherstellung der Staaten durch das bloße Menschenzuzählen

als am wenigsten verträglich mit einer gesunden Politik; allein selbst unter diesem Gesichtspunkte nimmt er keinen Anstand, auf die Absichten der anderen Mächte einzugehen, und legt noch zu den, für die Wiederherstellung eines befreundeten Staates verfügbaren, Mitteln hinzu, indem er anbietet: man möge diese Mittel aus Oestreich selbst nehmen."

Der Denkschrift waren vier Anhänge beigefügt, in welchen die Einbußen, welche Preußen seit 1805 erlitten, auf 3,400,056 Seelen geschätzt, die in Vorschlag gebrachte Entschädigung auf 3,466,624 Seelen berechnet wurde; die letztere nach folgender Angabe. Preußen erhält:

1) In Polen	810,268	Seelen,
2) Am linken Rheinufer	1,044,156	"
3) In Norddeutschland	829,951	"
4) In Sachsen	782,249	"
Total	3,466,624	Seelen.

In den Anhängen Nr. 2., 3. und 4. werden die einzelnen Departements, mediatisirten Fürstenthümer, Graf- und Herrschaften, Kreise, Städte u. s. w. nebst Einwohnerzahl namentlich aufgeführt, welche Preußen als Entschädigung auf den Vorschlag Oestreichs erhalten sollte.

Die von allen Seiten gegen „Preußens Ländergier" — so nannte man in den süddeutschen Blättern dessen Verlangen, sich eine gebietende Stellung als norddeutsche Großmacht zu sichern — geschlossene Coalition, die vereinzelte Stellung, in welche es mehr und mehr gerathen war, drängten den Staatskanzler dazu, baldmöglichst zu einem Abschluß zu kommen. Seine nächste Aufgabe war, die Denkschrift Metternichs zu beantworten, deren Anschuldigungen zurückzuweisen, deren Irrthümer aufzudecken und deren böswillige Schmeichelreden mit bundesfreundlicher Verachtung abzulehnen. Er löste diese Aufgabe in Gemeinschaft mit Hoffmann und Humboldt in ausgezeichneter Weise in einer, am 8. Februar zu Protokoll gegebenen, Note. In der heutigen Conferenz war Oestreich durch Metternich und Wessenberg, Preußen durch Hardenberg und Humboldt, England durch Castlereagh und Wellington,*) Frankreich durch Talleyrand, Rußland durch Rasumowski und Capo d'Istria vertreten.

*) Wellington traf den 3. Februar in Wien ein, um bei dem Congreß die Stelle des, wegen Eröffnung des Parlaments abberufenen, Castlereagh zu übernehmen. Dieser Letztere hatte die Verantwortung wegen des Abschlusses der polnischen und sächsischen Angelegenheiten zu vertreten. Er verließ Wien am 14. Februar.

Der Fürst Hardenberg eröffnete die Sitzung. Er theilte mit, daß er von Sr. Majestät dem Könige von Preußen zur Beantwortung des, in der Sitzung vom 28. Januar von dem Fürsten Metternich übergebenen, Gegen-Vorschlags ermächtigt worden sei, was er hiermit durch Abgabe einer Denkschrift nebst fünf Beilagen und einer erklärenden Landkarte zum Protokoll thue. Die Vorlesung der Denkschrift übertrug der Staatskanzler dem beisitzenden Humboldt. „Se. Majestät der König von Preußen," so beginnt sie, „vollkommen einverstanden mit den allgemeinen Ansichten, von welchen die, von Sr. Durchlaucht dem Fürsten von Metternich am 28. Januar, zu Protokoll gegebene Note spricht, und nichts sehnlicher wünschend, als zwischen Preußen und Oestreich diejenige vollkommene Einigkeit bestehen zu sehen, welche den persönlichen Gesinnungen des Königs für S. K. K. Apostolische Majestät entspricht, hat den, der erwähnten Note beigefügten, Gegen-Entwurf in die reiflichste Erwägung gezogen. Se. Majestät ist nicht begierig auf Vergrößerungen, Sie muß aber auf dem, was für die Vortheile Ihres Staats wesentlich und den Verträgen angemessen ist, bestehen. Sie glaubt den unbestreitbarsten Beweis zu geben, wie sehr Ihr die Befestigung des Gleichgewichts, der Ruhe und des guten Vernehmens am Herzen liegt, wenn Sie im Betreff aller Punkte nachgiebt, welche zu der, durch die Verträge zugesicherten, Wiederherstellung Preußens nicht unerläßlich nothwendig sind. Diese Verträge enthalten nicht den zu unbestimmten Ausdruck:

> „„diese Wiederherstellung soll dergestalt bewerkstelligt werden, daß der Staat ein Ganzes nach Uebereinkommen (un ensemble de convenances) bildet,""

sondern sie bestimmen:

> „„daß Preußen wieder hergestellt wird in statistischen, geographischen und finanziellen Verhältnissen, übereinstimmend mit denjenigen, welche es vor 1806 hatte, und daß man zwischen den verschiedenen Provinzen, welche wieder mit der preußischen Monarchie vereinigt werden sollen, jenen Zusammenhang und jene Abrundung (ensemble et arrondissement) bewahren wird, welche nothwendig sind, um einen unabhängigen Staatskörper*) zu bilden.""

„Obgleich nun die Erwerbung von ganz Sachsen das einzige Mittel

*) „Un corps d'état indépendant", ein Staatsganzes war gemeint; allein statt des „corpus" erhielt Preußen nur „disjecta membra" — umhergeworfene Gliedmaßen. —

sein würde, dem preußischen Staate den, durch die Verträge verbürgten, Zusammenhang und jene Abrundung zu geben; obgleich ferner die, aus einer Theilung Sachsens hervorgehenden und in der Denkschrift vom 29. December v. J. angeführten Uebelstände, sowohl für die Bewohner dieses Landes, als für Preußen und für den König von Sachsen selbst zu den drückendsten gehören: so ist Se. Majestät entschlossen, den oben erwähnten Erwägungen das Opfer zu bringen, auf welches man so großen Werth zu legen scheint, indem Sie darein williget, daß der König von Sachsen in einen Theil seiner Staaten wieder eingesetzt werde.

„Je einleuchtender es aber ist, daß Preußen im Vergleich weit geringere Vortheile erhält, als die anderen Mächte, mit denen es seine Anstrengungen vereinigte, um den großen Zweck des Krieges zu erreichen, und andere Staaten, welche darauf nicht dieselben Ansprüche haben, und je weniger die Lage Preußens dem Geiste und den Bestimmungen der Verträge entsprechen wird, um so mehr darf Se. Majestät erwarten, daß man gerechte Rücksicht auf die Abänderungen, welche Sie beansprucht (réclame), nehmen wird, um wenigstens die Uebelstände, welche jenes Opfer nach sich zieht, zu vermindern.

„Weit entfernt, Sr. K. K. Apostolischen Majestät irgend einen Vortheil zu beneiden, sieht der König im Gegentheil die Macht Oestreichs mit Vergnügen wieder auf die festeste Grundlage hergestellt. Er geht nicht in die Erörterung der Frage ein, ob Oestreich darauf würde haben Anspruch machen können, Alles wieder zu erlangen, was es vor der französischen Revolution besaß. Er beschränkt sich darauf zu bemerken, daß die gegenwärtige Abrundung der östreichischen Staaten und der Besitz von Venedig Oestreich weit mehr Kraft und Vortheile giebt, als der Besitz Belgiens und der in Schwaben entfernt gelegenen Provinzen."

(Eine beigefügte Verlust- und Entschädigungsliste weist noch, daß Oestreich im Vergleich mit dem Zustande von 1806 einen Zuwachs von 1,761,340 Seelen gewinne, wogegen Preußen sich 1805 besser abgerundet und in einem besseren Vertheidigungszustande befunden habe, als nach der jetzigen Ausgleichung, in seiner unendlichen Ausdehnung vom Niemen bis zur Maas, wobei obenein noch ein Viertheil seiner Stellungen von den übrigen durch andere Staaten getrennt und abgeschnitten sei.)

„Seit der Eroberung Sachsens hat sich Preußen die Nothwendigkeit nicht verborgen, dasselbe seiner Monarchie einzuverleiben. Preußen glaubt nicht,

Oestreich habe, im Fall eines Auseinandergehens (divergence) der politischen Absichten beider Höfe, zu fürchten, es könnte ihm Sachsen im Besitze Preußens gefahrdrohender werden, als es unter seinen vormaligen Beherrschern durch seine geographische Lage immer gewesen ist und in der Voraussetzung einer Vereinigung der Absichten der beiden Cabinette spricht der, in der östreichischen Note vom 28. Januar d. J. angeführte, Grund stark für die Einverleibung von ganz Sachsen in Preußen, weil man auf diese Weise der Schwächung dieser Monarchie am sichersten zuvorkommen würde."

Nachdem Preußen die Wiedereinsetzung des Königs von Sachsen in einen Theil seiner Staaten zugestanden hatte, bestand die größte Schwierigkeit darin, bei dieser Theilung nicht auf eine Weise verkürzt zu werden, daß für die, durch die Theilung ohnehin schon schwer verletzten, Einwohner eine völlige Zerrüttung durch Ungleichheit bei der Ausführung herbeigeführt werde, was nach den östreichischen Vorschlägen unvermeidlich gewesen sein würde. „Sobald," heißt es in der preußischen Denkschrift, „der König von Sachsen einen kleinen Theil seines ehemaligen Landes behält, ist es ohne Zweifel nothwendig und den edlen Grundsätzen Sr. Majestät des Königs von Preußen, der nur zum Glücke des sächsischen Volkes beizutragen wünscht, angemessen, dem Beherrscher die Mittel zu lassen, den Theil, der ihm überwiesen werden wird, nützlich und zum Wohle seiner Unterthanen zu verwalten. Dieser Grundsatz muß aber auch auf das, was Preußen verbleiben wird, angewendet werden. Im entgegengesetzten Falle wird die Ruhe, die man hergestellt zu sehen wünscht, niemals gesichert sein, weil das Mißvergnügen, welches aus einer Theilung entspringen würde, welche Preußen außer einigen wenigen Landstrichen nur ein armes, mit Sandsteppen, Haiden und Mooren bedecktes, von Handel, Fabriken, Gewerbfleiß und allen Hülfsquellen entblößtes Land lassen würde, bei den ehemaligen Sachsen, die unter preußische Herrschaft gekommen wären, nur Bedauern und das Bedürfniß einer Veränderung würde erwecken können."

Es wird nachgewiesen, daß nach dem östreichischen Plane Preußen zwar die ohngefähre Hälfte der Oberfläche Sachsens zugetheilt werde, daß aber die Einwohnerzahl auf die Geviertmeile des preußischen Antheils 1946 Seelen, während sie auf der des sächsischen Antheils 3660 betrage. Von 28 Städten von 4000 bis 55,000 Einwohnern sollten nach dem östreichischen Plane dem Könige von Sachsen die zwanzig größeren, darunter Dresden, Leipzig, Naumburg, Chemnitz, Freiberg, Bautzen, Görlitz, Zittau, Zeitz u. a. m. verbleiben,

während an Preußen nur 8, von denen die größte, Suhl, 6100 Einwohner zählte, kommen sollten. Hiermit konnte sich Hardenberg keineswegs einverstanden erklären. Selbst für die Erhaltung des, von dem Könige von Preußen schon unter der Hand aufgegebenen, Leipzigs machte der Staatskanzler noch einen letzten Versuch. „Leipzig," erklärte er in seiner Denkschrift, „ist für Preußen wichtig unter mehreren Gesichtspunkten; zuvörderst unter dem der öffentlichen Meinung; denn eine der Hauptstädte Sachsens sollte demjenigen Theile des Landes, welcher Preußen zufallen wird, verbleiben, um so mehr, als Preußen so viel zu ihrer Eroberung beigetragen hat." Daß Leipzig für Preußen in Beziehung auf Kriegführung und Handel von Wichtigkeit, für die Stadt selbst in letzterer Hinsicht es von größtem Vortheile sei, Preußen zugetheilt zu werden, wird ausführlich dargelegt. Wolle Preußen in seinen Einkünften nicht empfindliche Verkürzung erfahren, so müsse es auf Abänderung des östreichischen Gegenplans in Betreff Sachsens bestehen. Zugegeben wird: „daß unter dem militärischen Gesichtspunkte der Gegenplan allerdings Vortheile darbiete, welche vornehmlich auf der Elblinie beruhen." Andererseits wirkt aber die kostspielige und schwierige Vertheidigung der Erwerbungen Preußens am Rhein in der That schwächend. „Se. Majestät," bemerkt die Denkschrift, „übernimmt die Rheinlinie nur zum allgemeinen Wohle Deutschlands und würde bereit sein, auf diese entfernten Besitzungen Verzicht zu leisten, sobald ihm ganz Sachsen zugesichert würde, oder jene gegen andere, selbst viel weniger beträchtliche Besitzungen, die mit den übrigen Staaten ein angemessenes Ganzes bilden, ausgetauscht werden könnten.

„Uebrigens ist nicht einzusehen, wie der Besitz der Elblinie (wie Metternich vorstellig machte) als bedrohlich für Oestreich, oder geradehin mit dem Vertheidigungssystem desselben verbunden angesehen werden kann. Es scheint vielmehr im Gegentheile einleuchtend, daß diese Linie zur Vertheidigung der preußischen Provinzen (der Mark Brandenburg) und der Hauptstadt, welcher sie so nahe liegt, unentbehrlich ist.

„Da endlich Se. Majestät der Kaiser aller Reußen sich entschlossen gezeigt hat, von den im Herzogthum Warschau angenommenen Grenzen nicht abzustehen, mit Ausnahme der Stadt Thorn und ihres Umkreises, welche der Kaiser, um eine allgemeine Einigung zu erleichtern, an Preußen abtreten zu wollen erklärt hat, so kann von einer (von Metternich mit wohlfeiler Großmuth angebotenen) Wiederabtretung des Tarnopoler Kreises und sei-

ner 400,000 polnischen Seelen, um die preußischen Grenzen nach der Wartha hin auszudehnen, nicht die Rede sein."

Bei aller dankbaren Anerkennung der, von dem Kaiser Alexander und Lord Castlereagh gemachten, Bewilligungen zu Abtretungen an der Weichsel und am linken Rheinufer kommt Hardenberg immer wieder auf Sachsen zurück. „Der König von Preußen," erklärt er, „sei bereit in alle, mit den Interessen seines Königreichs nicht geradehin unverträglichen, Opfer zu willigen, wie großen Werth auch Se. Majestät darauf gelegt haben würde, dem sächsischen Volke eine Zerstückelung zu ersparen, auf welche es nur mit Schmerz blicken kann, und Leipzig zu behalten, wo die Freiheit Europas erobert wurde und welchem aus seiner Vereinigung mit Preußen nur Vortheile erwachsen würden. Indeß muß der König darauf bestehen, daß wenigstens die, in der beigefügten Uebersicht angegebenen und in der gleicherweise beigefügten Karte bezeichneten, Theile dem Antheile Preußens noch hinzugefügt werden. Der König von Sachsen wird hiernach eine Bevölkerung von 1,182,868 Seelen behalten, während Preußen nur 855,305 Seelen verbleiben.

„Se. Majestät hofft, daß die Mäßigung, welche Ihre Forderungen leitet, die befreundeten Mächte, mit denen Sie die fraglichen Gegenstände erörtert, bestimmen wird, die Befriedigung dieser Forderungen zu gewährleisten, welches auch immer die Entschließungen des Königs von Sachsen sein mögen."

In Betreff anderweitiger Entschädigungen bemerkt Hardenbergs Denkschrift, „daß es zum Abkommen zwischen Preußen und den Häusern von Hessen und Hannover wesentlich sei, daß Preußen die Hälfte des Gebiets von Fulda erhalte." „Endlich," so wird mit Nachdruck hinzugefügt, „muß wiederholt werden, daß Se. Majestät der König von Preußen sich nicht entschließen kann, irgend eines der mediatisirten Gebiete als Entschädigung anzunehmen, da Se. Majestät Ihre Mitstände nicht unterdrücken will, und da Sie mit denselben nur in Verhältnisse eingehen kann, wie sie der deutsche Bund zu gemeinschaftlicher Vertheidigung und zum Vortheile aller seiner Mitglieder feststellen wird."

Dergleichen großmüthige Versicherungen des Nichtmediatisirenwollens der kleinen, zum Heil Deutschlands von Napoleon seit der Aufhebung des deutschen Reichs und später durch Errichtung der Königreiche Baiern, Württemberg, Westphalen, aus der Reihe der Selbstherrscher gelöschten regierenden Häuserchen, nahm sich in einer Denkschrift, deren Hauptziel war, die Nothwendig-

keit der Mediatisirung eines ganzen Königreichs nachzuweisen, mindestens sonderbar genug aus.

„Was den Gang der Angelegenheit betrifft," heißt es am Schlusse, „so dürfte ohne Verzug ein Ausschuß zu ernennen sein, welcher sich vorläufig mit der Abfassung eines Abkommens beschäftigt über die Gegenstände, welche alle betheiligten Mächte gemeinschaftlich angehen, das von dem preußischen Bevollmächtigten und denen der vier übrigen Mächte einzeln gezeichnet würde, mit Beifügung derjenigen Zusätze, welche zwischen Preußen und einer oder der anderen dieser Mächte insbesondere nothwendig sind."

Hardenberg hatte sich vorher einer zustimmenden Erklärung Metternichs versichert. Man war, oder stellte sich wenigstens überrascht, als nach beendeter Vorlesung der Fürst Metternich das Wort nahm und sagte: „er werde sich beeilen, die Mittheilungen, welche so eben die preußischen Herren Bevollmächtigten gemacht hätten, Sr. Majestät dem Kaiser vorzulegen. Ohne den Entschließungen seines erlauchten Herrn vorgreifen zu wollen, glaube er zum Voraus die Versicherung geben zu können, daß diese neuen Vorschläge die Zustimmung Sr. Kaiserlichen Majestät erhalten würden und daß er sofort in den Stand gesetzt werden würde, sich in bestimmter und zufriedenstellender Weise zu äußern." Die anderen Bevollmächtigten sprachen sich dahin aus, daß die Länderverteilungen (répartitions territoriales) nun so weit vorgeschritten seien, daß man sich ohne Zeitverlust mit der Redaction der einzelnen Vertragsartikel beschäftigen könne. Es wurde demnach eine Commission zur Aufzeichnung derjenigen Artikel, welche sich auf bereits zugestandene Punkte bezogen, ernannt.

Ueber die Veranlassung zu der gemäßigteren Sprache, welche Metternich führte, wird Folgendes mitgetheilt: „Das östreichische Cabinet hatte im Laufe des Monats October durch seine Beobachter in Frankreich Nachrichten erhalten über den bösen Geist, welcher sich in dem französischen Heere bemerkbar machte, über Vorgänge, welche als Anzeichen bevorstehender Bewegungen gelten konnten, und dadurch seine Zuversicht auf das, von Talleyrand in Aussicht gestellte, Hülfsheer aus Besorgniß vor neuen, sehr ernsten Gefahren von dorther aufgeben müssen." *)

---

*) Flassan I. 154. Metternich erhielt von Fouché vertrauliche Mittheilungen. Bignon XIV. 237. Auch ohne Napoleons Rückkehr von Elba wären die Bourbons, noch bevor der Congreß sein Ende erreichte, durch Heer und Volk vertrieben worden.

Unablässig, obschon mit immer minderem Erfolge, war Stein bemüht, den Kaiser von Rußland in günstiger Stimmung für Preußen zu erhalten, namentlich in der sächsischen Frage. In einer, zu Anfang Februar dem Kaiser eingereichten, Denkschrift: die deutschen Angelegenheiten, insbesondere die Gebietsveränderungen und Verfassungsformen — dies Alles wurde in die Hand des russischen Zaren gelegt — betreffend, machte er bemerklich, daß die von Weimar, Coburg, Oldenburg u. a. beanspruchte Vergrößerung sich vermindere: „im Verhältniß des Umfangs des Theils von Sachsen, welchen man dessen ehemaligem Könige zum Geschenk macht und des Theils von Deutschland, den man Belgien überläßt. Es entsteht also schon aus diesem Grunde eine gemeine Rücksicht darauf zu dringen, daß der Antheil des Königs von Sachsen möglichst klein ausfalle und es scheint mir, daß mit Rücksicht auf die allgemeine Lage der Dinge ein Gebiet von 6 bis 700,000 Seelen Alles ist, was man einem Fürsten zubilligen kann, der keinen anderen Anspruch hat, als das Mitgefühl.“ Blieben nun auch Steins Vorschläge in Betreff Sachsens erfolglos, so gelang es ihm doch, durch ein mit rücksichtlosem Freimuth an den Kaiser gerichtetes Wort die Schmach von Deutschland abzuwenden, daß einem Napoleoniden, dem Vicekönig von Italien Eugen (Beauharnois), dem Stiefsohne Napoleons, eine Entschädigung in Deutschland angewiesen wurde, für den sein Schwiegervater, der König von Baiern, sich angelegentlichst verwendet hatte. Eugen war in Wien anwesend, ein Mann von gebildetem Geiste, tapfer und von edlem Charakter. Alexander bevorzugte ihn vor allen anderen anwesenden Fürsten und war sehr geneigt die Anträge Baierns zu unterstützen. Dem trat Stein in seiner Denkschrift entgegen. „Nichts bleibt verfügbar,“ schreibt er dem Kaiser, „um dem Prinzen Eugen Beauharnois eine Niederlassung in Deutschland zu geben, selbst wenn solche Anordnung nicht auf die entschiedenste Weise durch die öffentliche Meinung verabscheut würde, welche die Ausstattung eines französischen Generals in Deutschland, seine Theilnahme am Recht es zu regieren und in der Bundesversammlung zu sitzen, als einen Schimpf für die Nation und eine Beleidigung der Nationalehre betrachtet. Der Prinz Eugen Beauharnois gehört Italien und Baiern an; Letzteres verdankt seiner Verwandtschaft einen großen Theil seiner Vergrößerung; es gebe ihm Domainen und in Italien ein kleines Fürstenthum, so wird er sich einer sehr glänzenden und einträglichen Stellung erfreuen für einen französischen Edelmann und für einen General, der die Sache des Unterdrückers der Menschheit ver-

theidigt hat." Von einer Entschädigung des Prinzen Eugen in Deutschland wurde hierauf gänzlich Abstand genommen.

Die Wiedereinsetzung des Königs Friedrich August in sein Königreich unter der Bedingung, daß er, ohne darum weiter ein Wort zu verlieren, in die Abtrennung eines genau bezeichneten Länderumfanges und Abtretung desselben an Preußen willige, wurde in der Conferenz beschlossen und von den hohen Mächten genehmigt.

Der Kaiserschnitt, welchen Metternich geführt, war eben so unheilvoll für das Mutterland, wie für das mißgeborne Kind, das preußische Sachsen. Nach den Bestimmungen des Congresses erhielt Preußen „denjenigen Theil von Sachsen, den eine Linie abschneidet, nach welcher die Städte Seidenberg an der böhmischen Grenze, Reichenbach zwischen Görlitz und Bautzen, Wittichenau, Ortrand, Mühlberg mit dem geraden Wege über Merzdorf und Gröbeln zwischen beiden Schilda, Eilenburg, Skeudiz, Altranstädt, Lützen und der ganze Floßgraben jenseits der Weißen Elster, an Preußen fallen und die sich, das Stift Zeitz einschließend, bei der Stadt Luckau (Sachsen-Altenburg) endigt. Der ganze neustädter Kreis, das kursächsische Henneberg und die sächsischen Enclaven im Preußischen fallen ebenfalls noch an Preußen."

Zur Beschönigung dieser diplomatischen Pfuscherarbeit, durch welche zwei nachbarliche Bruderstämme, die Preußen in ihren berechtigten Erwartungen, die Sachsen in ihren Lebensbedingungen, schmerzlich verletzt und für lange Zeit zu ingrimmigster Feindschaft gegen einander gehetzt wurden, erschien in den berlinischen Zeitungen (vom 16. Februar) eine, aus amtlicher Feder hervorgegangene Erläuterung, in welcher es heißt: „Was die Entschädigung durch einen Theil von Sachsen betrifft, kommt Folgendes in Betracht. Dieser Theil dient Preußen zur besseren Verbindung zwischen der Mark und Schlesien, zur Sicherstellung der offenen märkischen Grenze vor Berlin und Potsdam, und ist zur Behauptung der Saale, deren Wichtigkeit die letzten verhängnißvollen Jahre so dringend gezeigt haben, unentbehrlich. Hätten auch Rücksichten, vorzüglich auf das Wohl der sächsischen Nation selbst, wünschen lassen, daß ihr Land unzertheilbar einem Herrn angehörte, so blieb doch nichts als diese Theilung übrig, um die Ansprüche Preußens auf bessere Sicherheit für die Zukunft, deren Gerechtigkeit nicht verkannt werden konnte, mit der Theilnahme der großen Mächte an dem merkwürdigen Schicksale des königlich sächsischen Hauses zu vereinigen. Berlin wird künftig durch die Festungen Wittenberg und

Torgau gedeckt; der ganze Lauf der Oder ist jetzt in preußischen Händen, die bisher mit Enclaven (kleinen ländlichen Besitzungen) übersäeten Grenzen von Bunzlau bis Halle bilden einen zusammenhängenden Landstrich und die für Bergbau und Landwirthschaft gleich interessanten Gegenden des nördlichen Thüringens kommen nun erst in eine zweckmäßige Verbindung. Die Pässe an der Saale und die Festungswerke von Erfurt decken fortan den preußischen Staat von dieser Seite."

Und obenein hatten die Congreßgäste bei dieser Sachsen-Zeche, nach welcher alle ohne Ausnahme den gründlichsten Katzenjammer verspürten, die Rechnung ohne den Wirth gemacht: es kam jetzt darauf an, daß der König von Sachsen eine Entsagungsacte unterzeichne. Man wollte ihn fernerhin nicht in preußischem Gewahrsam lassen, ihn jedoch auch nicht auf freien Fuß stellen, um etwa einen feierlichen Einzug in Dresden halten zu können. Er erhielt mit Zustimmung der anderen Mächte eine Einladung von dem Kaiser von Oestreich, gewissermaßen einen Zwangspaß, sich nach Preßburg in Ungarn zu begeben, um daselbst die Beschlüsse des Congresses entgegen zu nehmen.

Wir müssen hier daran erinnern, daß der König Friedrich August sogleich nach der Uebergabe des Generalgouvernements des Königreichs an die preußischen Bevollmächtigten und der Erklärung des Fürsten Repnin aus Friedrichsfelde den 4. November 1814 eine Protestation erlassen hatte, worin er erklärte: „Er, der König, finde sich durch die königlich preußischer Seits intendirte, provisorische Besitznahme seiner sächsischen Staaten gedrungen, seine heiligen Rechte gegen diese Besitzergreifung und gegen alle daraus zu ziehenden Folgen auf das Feierlichste zu verwahren. Dieser Verwahrung füge er die feierliche Erklärung hinzu, daß er in die Abtretung der, von seinen Ahnherrn ererbten, Staaten niemals willigen und sich zur Annahme eines Aequivalents dafür unter keiner Bedingung verstehen werde." Dieser Protest war am 21. November durch den Grafen Schulenburg-Klosterrode, welcher sich als königlich sächsischer Bevollmächtigter bei dem Congreß einzuführen den Versuch machte, den sämmtlichen Congreß-Gesandten mitgetheilt worden.

Hatte der gefangene König solchen Trotz gezeigt, so durfte man sich von dem freigelassenen nicht besonderer Fügsamkeit versehen.

Am 22. Februar reiste Friedrich August aus Friedrichsfelde ab und traf nach einer vierzehntägigen beschwerlichen Winterreise — man würde sie jetzt

in drei Tagen mit bequemem Nachtlager machen — am 7. März in Preßburg ein.

In Folge eines Beschlusses der Großmächte vom 8. März wurden die Bevollmächtigten Oestreichs (Metternich), Frankreichs (Talleyrand) und Englands (Wellington) beauftragt, dem Könige von Sachsen die Artikel, die Abtretung eines Theils seines Landes an Preußen betreffend, zur unbedingten Annahme vorzulegen. Die drei Bevollmächtigten trafen am 9. in Preßburg ein. Der König ertheilte dem, ihn begleitenden, Minister Grafen Einsiedel Befehl, die Gesandten zu empfangen und die Mittheilung der Großmächte entgegen zu nehmen.

Erfreulich freilich lauteten die Artikel nicht, welche das, dem Könige von dem Congreß zu sofortiger Unterzeichnung zugeschickte, Actenstück enthielt. „Artikel 6. — Se. Majestät der König von Preußen wird mit seiner Monarchie, um von ihm und seinen Nachkommen mit vollkommenem Eigenthumsrechte und mit voller Souverainetät besessen zu werden, die nachstehend bezeichnete Abtheilung des Königreichs Sachsen vereinigen.“ Es werden nun die, von uns bereits angeführten, Bestimmungen, die gezogene Theilungslinie und sonstige Abtretungen betreffend, mitgetheilt. „Artikel 7. — Die Mächte, welche gegenwärtige Verhandlung unterzeichnet haben, gewährleisten dem Könige von Preußen, seinen Nachkommen und Nachfolgern den Besitz der, in dem vorstehenden Artikel aufgeführten, Lande mit vollem Eigenthumsrechte und voller Souverainetät.“ Es folgen nun mehrere Artikel, betreffend die Archive, die Staatsschuld, die Verhältnisse der Unterthanen, Elbschifffahrt, Amnestie, Räumung des dem Könige von Sachsen verbleibenden Theils, Aufrechthaltung des gegenseitigen Erbrechts der Ernestinischen und Albertinischen Linien. Ein Schlußartikel bestimmte: „Derjenige Theil des Königreichs Sachsen, welcher unter die Herrschaft Sr. Majestät des Königs von Preußen kommt, wird mit dem Namen Herzogthum Sachsen bezeichnet werden und Se. Majestät wird seinen Titeln hinzufügen die eines Herzogs von Sachsen, Landgrafen von Thüringen, Markgrafen der beiden Lausitzen und eines Grafen von Henneberg.“ (Unterzeichnet:) Metternich. Talleyrand. Rasumowski. Hardenberg. Castlereagh. Wellington. Humboldt. Wessenberg. Capo d'Istria.

Friedrich August bat sich Bedenkzeit aus; er vermied es, die Botschafter gemeinschaftlich zu empfangen, ließ sie einzeln zu sich einladen, wobei es beson-

ders auf eine Umstimmung Talleyrands zu seinen Gunsten abgesehen war. Da der König auch an den beiden folgenden Tagen mit seiner Erklärung zurückhielt, luden die drei Bevollmächtigten den Grafen Einsiedel zu einer Conferenz ein, in welcher sie auf die Folgen einer ferneren Weigerung aufmerksam machten. Jetzt empfing der König die Botschafter in einer gemeinschaftlichen Audienz und erklärte, daß er dem hohen Congreß seinen Entschluß in einer Note, welche der Graf Einsiedel den Botschaftern zu übergeben von ihm beauftragt sei, mittheilen werde.

Am 11. März übergab der Graf Einsiedel den drei in Preßburg noch verweilenden Botschaftern nachstehende Note: „Se. Majestät der König von Sachsen hat mit tiefster Bekümmerniß aus den Schriftstücken, welche Ihre Hoheiten die Fürsten von Metternich und von Talleyrand und Seine Excellenz der Herr Herzog von Wellington ihm mitzutheilen beauftragt waren, ersehen, was die fünf Mächte so eben über das Schicksal Sachsens beschlossen haben.

„Ohne einen anderen Grundsatz als den des Beliebens (de la convenance) und ohne Rücksicht auf die inneren Verhältnisse der Nation hat man mitten durch das Land eine Linie gezogen, wodurch dasselbe auf einmal zwei Fünftheile seiner Bevölkerung, mehr als die Hälfte seiner Bodenfläche und die, zur Subsistenz des dem Könige übrig bleibenden Antheils nothwendigen, Mittel entreißt.*)

„Zu solchen Opfern ersucht man den König seine Zustimmung zu geben, unter Hinzufügung, daß man sich in Unterhandlung über die Nebenpunkte nicht

*) „Die Mittel!" das war freilich des Königs gewissenhafteste Herzensangelegenheit. Für den Hofstaat findet man in dem sächsischen Staatskalender von 1812 nahe an zwölfhundert Besoldete verzeichnet. Eine geheime Bekehrungskasse, zur Verfügung des Beichtvaters des katholischen Königs gestellt, war mit 20,000 Thlr. jährlicher Einkünfte ausgestattet. Der Fürst Repnin führt in der, von ihm über seine einjährige Verwaltung gelegten, Rechnung folgende Ersparnisse auf: 570,000 Thlr. an dem Hof-Etat (darunter 37,000 Thlr. für Kammerherren und Kammerjunker); 13,000 Thlr. bei der Hofapotheke; 30,000 Thlr. bei dem Hofjagdamte; 140,000 Thlr. bei den Stutereien; 60,000 Thlr. bei der Meißner Porzellan-Manufactur; 12,000 Thlr. durch Einziehung der gelb- und blaugestreiften Schweizer Hellebardier-Garde. Hierzu kommen noch die eingezogenen Apanagen, Aufwand für Theater, Capelle, katholischen Cultus mit zwei italienischen Castraten (der berühmte Sassaroli erhielt 6000 Thlr.) und zwei ganz besonders gemästete Kammertürken, welche im glänzenden Turban und goldgestickten Kaftan der sonntägigen Messe als Bekehrungsschaustücke beiwohnten.

eher einlassen werde, als bis Se. Majestät sich über die Landesabtretungen ganz bestimmt (d'une manière catégorique) ausgesprochen habe. Se. Majestät kann die Gültigkeit dieser, ohne Hinzuziehung seines Bevollmächtigten, getroffenen Verfügungen nicht anerkennen.

„Nachdem der König seine Freiheit wieder erlangt hat, ist kein Hinderniß mehr vorhanden, mit ihm selbst zu unterhandeln; man kann über seine Rechte nicht ohne seine Zustimmung verfügen, und er würde niemals zugeben, daß seine Staaten als ein erobertes Land angesehen und ihm vorenthalten würden.

„Fortgezogen von der Gewalt der Umstände und durch die Verbindlichkeiten, welche er in einem, von ihm weder veranlaßten, noch erklärten Kriege übernehmen mußte, hat der König an demselben nur in der Eigenschaft eines Mithelfers (auxiliaire) Antheil genommen.*) Weder bei dem Beginn des großen Kampfes, noch während seines Fortschrittes hat es von Sr. Majestät abgehangen, sich der Sache der Verbündeten anzuschließen, wie aufrichtig auch dies sein Wunsch war, den er in unzweideutiger Weise und zuletzt noch in einem förmlichen, an die verbündeten Souveraine gerichteten, Ansuchen ausgesprochen hat.

„Die sächsische Nation hat, voll Vertrauen zu den hohen Verbündeten, alle Anstrengungen gemacht und alle Opfer, die man von ihr verlangte, willig dargebracht. Das Eroberungsrecht ist demnach weder auf den König, noch auf sein Volk anwendbar, selbst wenn die Verbündeten nicht, wie sie gethan haben, erklärt hätten, daß ihre Anstrengungen ausschließlich gegen die Usurpation (angemaßte Herrschaft Napoleons) gerichtet und sie selbst weit entfernt von jeder Absicht auf Eroberung wären."

In etwas trotzigem Tone empfiehlt Graf Einsiedel im Auftrage seines Königs den fünf Mächten „Ihro Majestät Vorstellung zu berücksichtigen, Dero Interesse, so wie das ihrer eignen Staaten von neuem in Ueberlegung zu nehmen und seinen Bevollmächtigten zu den Unterhandlungen hinzuzuziehen." Nachdem dieser Seitenhieb gegen Preußen und Rußland geführt ist, versucht Graf Einsiedel das Herz der übrigen drei zu rühren, indem er schließlich sagt: „Endlich nimmt der König mit gerührtem Herzen die Vermittelung der erhabenen

*) Er will sagen: „eines Bundesgenossen, welcher Hülfstruppen stellte;" eine schöne Entschuldigung!

Souveraine an, welche sich bisher zu seinen Gunsten verwendet haben. Die Ueberzeugung von seinem Rechte und von der Billigkeit seiner Forderungen giebt dem Könige die Zuversicht, daß diese Monarchen auch fernerhin und ohne Einschränkung ihm ihren mächtigen Beistand gewähren werden."

Diese Note übergab der Graf Einsiedel dem Fürsten Metternich, um dieselbe seinem kaiserlichen Herrn und dem Comité einzuhändigen.

Die drei Botschafter beantworteten die Note umgehend noch in Preßburg den 11. März. Zuvörderst klärten sie ein Mißverständniß auf: „Der sächsische Minister sage: „„der König nehme mit gerührtem Herzen die Vermittelung der hohen Souveraine an,““ während sie vielmehr erklärt hätten, daß sie bei dem Inhalte des, dem Könige überreichten, Protokolls vom 7. März beharren müßten, welches ausdrücklich erkläre: die Vermittelung Sr. Majestät des Kaisers von Oestreich könne erst dann eintreten, wenn der König von Sachsen durch eine förmliche Urkunde seine Zustimmung zu den Abtretungen und zu den, von den Mächten unter sich eingegangenen, Verbindlichkeiten erklärt haben würde."

Friedrich August weigerte sich eine solche Erklärung abzugeben, und die drei Botschafter kehrten unverrichteter Sache am 12. März nach Wien zurück.

Hier fanden sie die sonst so übermüthig heiteren Congreßlarven in bedenklich verstörte Gesichter verwandelt. Am 2. März war ein einzelner Mann, bekannt als „der kleine Corporal", an der südlichen Küste von Frankreich an das Land gestiegen, wo, sobald er festen Boden unter den Füßen fühlte, sein erstes Wort war: „Der Congreß von Wien ist aufgelöst!"*)

Bevor wir jedoch erfahren, wie dies, am fernen Horizonte unscheinbar aufsteigende, Wölkchen zur drohenden Gewitterwolke sich aufthürmte, die unter Blitz und Donnerschlägen mit verheerendem Blei- und Eisenhagel sich entlud, verweilen wir noch einmal an der Congreßtafel, um zu vernehmen, wie eine würdige Matrone und mittelalterliche Romantiker sich abmühten, dem Kaiser Franz eine Schlafmütze über die Ohren zu ziehen, in der Meinung: dies sei die Kaiserkrone des heiligen römischen Reichs germanischer Nation.

*) Le Congrès est dissous.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Anträge zur Wiederherstellung der deutschen Kaiserwürde in dem Hause Oestreich. — Erster Versuch durch einen allerunterthänigsten Knix. — Eine hausbackene Antwort des Kaisers Franz. — Ansprüche der Reichsunmittelbaren. — Des braunschweigischen Bevollmächtigten v. Schmidt-Phiseldeck Verbalnote vom 16. November 1814 an den Grafen Münster. — 29 Bevollmächtigte der Kleinen tragen auf Wiederherstellung der Kaiserwürde an. — Erinnerungsnote der Kleinen vom 2. Februar 1815. — Die preußischen Bevollmächtigten erinnern Metternich an Deutschland in einer Note vom 4. Februar. — Zwei Verfassungs-Entwürfe Humboldts nebst Begleitschreiben an Metternich vom 10. Februar. — Stein ein Romantiker. — Kaiserphantastereien im Rheinischen Merkur. — Stein verwendet sich bei Alexander und Wellington für die Wiederherstellung der deutschen Kaiserwürde. — Humboldt gegen dieselbe. — Ein letzter Versuch Steins bei Hardenberg ist vergeblich. — Von Wiederherstellung der Kaiserwürde ist nicht weiter die Rede.



it einem Federstriche aus weiter Ferne hatte ein, zum Kaiser der Franzosen durch Genie und Thatkraft als Erwählter des Volks emporgestiegener, Lieutenant dem, von den acht Kurfürsten des heiligen römischen Reichs erwählten, Kaiser Franz die deutsche Kaiserkrone von dem gesalbten Haupte gestrichen; eine würdige Matrone versuchte es mit allerunterthänigstem Knix, das am Boden liegende Reichskleinod aufzunehmen und den Kaiser auf's Neue damit zu schmücken. Eine Deputation ehemaliger Standesherren (der durch die rheinische Bundesacte untergeordneten vormaligen regierenden reichsständischen Reichsfürsten und Reichsgrafen) hatte Erlaubniß er-

halten, dem Kaiser von Oestreich eine Bittschrift, worin sie um Wiedereinsetzung in die, ihnen durch den Rheinbund entzogenen, Gerechtsame nachsuchten, zu überreichen. Der Kaiser empfing die Deputation am 22. October 1814 in dem Audienzsaale der Hofburg. Als Wortführerin hatten die Standesherren die verwittwete Fürstin von Fürstenberg erwählt. „Das Zutrauen meiner Mitstände" — hub sie an — „verschafft mir das Glück, vor dem Angesichte Ew. Kaiserl. Majestät zu erscheinen. Ich könnte in Verlegenheit sein, vor dem größten Monarchen zu sprechen, wenn unsere Sache nicht die gerechteste wäre, welche je vor den Thron Ew. Kaiserl. Majestät gebracht worden ist." Nachdem die würdige Dame an das große Verdienst ihrer Mitstände um das Kaiserhaus und das Reich erinnert, fügte sie mit tiefer Verbeugung hinzu: „Indem ich Ew. Kaiserl. Majestät unsere, in gegenwärtiger Schrift enthaltene, allerunterthänigste Bitte in tiefster Ehrfurcht zu Füßen lege, darf ich im Namen so vieler treuer deutschen Reichsstände das Wort aussprechen, daß wir keine Gewährleistung einer Verfassung voraussehen, wenn nicht der Vater so vieler und so großer Völker sich bewegen läßt, auch unser Vater und Kaiser wieder zu werden. Gottes Gnade, die uns bisher geführt hat, wende das Herz unseres guten Kaisers wieder zu uns und lenke seinen Willen, auf daß er zu Deutschlands Heile wieder nach dem Besitze desjenigen greife, was in anderen Händen nothwendig ein Keim zu innerer Zerrüttung und sogar eine Waffe gegen ihn selbst werden könnte."

In der hausbacknen Antwort, welche der deutsche Kaiser in spe ertheilt, nimmt sich die Freude sonderbar aus, die er darüber äußert, nähere Bekanntschaft mit „seinen lieben Deutschen" gemacht zu haben. „Ich habe," sagte er, „meine lieben Deutschen jetzt kennen gelernt und es ist mir unendlich rührend und schmeichelhaft, den Ausdruck dieser Anhänglichkeit neuerdings zu vernehmen. Glauben Sie sicher, daß ich Alles, was in meinen Kräften steht, anwenden werde, um Deutschlands Ruhe und Wohlfahrt für die Zukunft zu sichern. Ich bin halt schon von mehreren Seiten angegangen worden, die deutsche Kaiserkrone wieder anzunehmen und es ist dies auch mein Wunsch, wenn dessen Erfüllung sich mit dem Interesse meiner eigenen Länder vereinigen läßt. . . . . Ich weiß nun, was die Deutschen für ein gutes und braves Volk sind und Sie können darauf zählen, daß ich Ihr gerechtes und billiges Verlangen, so viel an mir liegt, unterstützen werde."

Daß dies Kaiserwort zu Schwankungen und Speculationen an den europäischen Börsen Veranlassung gegeben hätte, wird nirgend gemeldet.

Was übrigens die Ansprüche betrifft, welche der ehemalige reichsunmittelbare Adel bei dem Congreß zur Geltung zu bringen versuchte, so waren sie nicht bescheidener als diejenigen sind, welche noch heutigen Tages die mecklenburgischen Rothfracks und die Kreuzzeitungs-Junker verlautbaren. In einer Eingabe an den Congreß verlangte jener Adel: privilegirten Gerichtsstand, Autonomie, Freiheit von persönlichen Abgaben und was von dergleichen angemaßtem Unrecht sonst noch ganz und gäbe gewesen. „Es ist," heißt es in jener Denkschrift, „ein uraltes Recht des hohen und niederen deutschen Adels, daß er von jeher von seines Gleichen sich richten zu lassen berechtigt war. Dies liegt in der Natur der Sache. Bei den alten Deutschen war es unmöglich, daß der Leibeigene, der Knecht den Freien, seinen Herrn, richten sollte, und eben so unvereinbarlich ist es in unseren Tagen, wenn der unmittelbare ehemalige Reichsadel sich nunmehr von seinen Beamten soll richten lassen, die er bezahlt, oder gar die Befehle seines eigenen Schultheißen anzunehmen sollte gezwungen sein." In Bezug auf die Autonomie heißt es: „Dieses Recht gründet sich auf das älteste, deutsche Herkommen; in ihm sind die Ueberbleibsel des alten deutschen Rechts erhalten worden; wenn sie auch hart waren, jene alten deutschen Familiengesetze (Ahnenprobe, Turnier- und Stiftsfähigkeit u. s. w.), so waren sie dennoch zur Erhaltung der alten Geschlechter nothwendig; sie waren das einzige Mittel, welches den deutschen Reichsadel so lange und reiner als keinen im ganzen übrigen Europa erhalten hat, und ihre Existenz schreibt sich von jenen glücklichen Zeiten der deutschen Freiheit her, wo ein jeder das Recht, wonach er gerichtet sein wollte, selbst wählen konnte und wo der Deutsche ein erprobtes Herkommen weit höher schätzte, als ein, seiner Nationalität und seinen Gefühlen fremdes, Gesetz."

Am befremdlichsten für unsere jetzigen Anschauungen nimmt sich in dieser Staatsschrift des gewesenen Reichsadels die Forderung No. 6 aus, also lautend: „Der Reichsadel glaubt berechtigt zu sein, die vollkommenste Freiheit von allen persönlichen Abgaben beanspruchen zu können. Dies folgt aus dem Princip der höchsten persönlichen Freiheit. Er gehört zu den Constituanten des Staats und eben deswegen ist er hierzu berechtigt. Sein ganzes Leben ist dem Staate gewidmet; er wacht über die Gerechtsame des Volkes; er vertheidigt

das Vaterland bei allen Gefahren; er kann daher unmöglich in die Kategorie gemeiner Bürger und Bauern gesetzt werden und es ist gewiß ein kleiner, sehr bescheidener Anspruch, wenn er von den unbedeutenden Personal-Abgaben, von den Communallasten, die den Bürger und Bauer treffen, befreit sein will und sich hingegen einem billigen Maßstab bei den Realbeschwerden nicht entzieht." Nichts kennzeichnet die Anmaßung und gänzliche Unbekanntschaft dieses Reichsadels mit den Verhältnissen der Gegenwart deutlicher, als daß derselbe in einer Eingabe an den Congreß nach dem beendeten Befreiungskriege, zu welchem die Fürsten „das Volk" aufgerufen, in welchem die, aus dem Bürger- und Bauernstande gebildete Landwehr die herrlichsten Siege erfochten hatte, für sich den Ruhm in Anspruch nimmt: „das Vaterland bei allen Gefahren vertheidigt zu haben," und sich, wenn von ihm persönliche Abgaben verlangt werden, dagegen verwahrt, „in die Kategorie gemeiner Bürger und Bauern gesetzt zu werden." Wohl aber nahm der Reichsadel die Befugniß in Anspruch, seinen früheren Unterthanen die, seit der Auflösung des deutschen Reichskörpers aufgehobenen, Auflagen und Lasten wiederum aufzubürden, weshalb er als auf einem althergebrachten und wohlbegründeten Rechte besteht, seinen Unterthanen „die alten Territorial-, Grund-, Jurisdictions-, Polizeigefälle und Frohnden wiederum aufzulegen."

Die Wiederherstellung der Kaiserwürde wurde indessen auch von anderen Seiten angeregt und fand vornehmlich in dem „Rheinischen Merkur" einen beredten Fürsprecher. Auf dem Congresse ging die erste Anregung von dem herzoglich braunschweigischen Abgeordneten, Geh. Rath v. Schmidt-Phiseldeck, aus, welcher im Auftrage von 29*) deutschen Fürsten und freien Städten dem hannöverschen Staatsminister Grafen Münster in einer Privataudienz am 11. November 1814 deren allseitigen Wunsch vortrug: „die Verfassung des deutschen Bundes zu dessen besserer Zusammenhaltung durch Wiederherstellung der Kaiserwürde geknüpft zu sehen." Graf Münster erwiderte: „daß er zwar als Privatmann denselben Wunsch hege, dessen Erfüllung jedoch die Pariser Verhandlungen und die Worte des Friedensschlusses entgegen ständen, weshalb er, bevor er seine Meinung über die Ausführbarkeit der Sache bestimmt äußern könnte, unterrichtet sein müßte, was für Attributionen man der Würde eines

*) Durch späteren Hinzutritt der beiden Hohenzollern wurden es 31.

Kaisers oder Bundeshauptes beigelegt zu sehen vermeine.“ In einer ausführlichen Verbalnote vom 16. November 1814, welche Schmidt-Phiselbeck dem Grafen Münster übergab, beantwortete er die an ihn gerichtete Anfrage dahin, „daß man vorläufig folgende Attributionen der Würde eines Bundeshauptes als wesentlich voraussetzen zu müssen glaube:

1) Aufsicht über Beobachtung der Beschlüsse des Bundes und deren Vollstreckung ohne Ansehen der Person;
2) Aufsicht über die Justizverfassung und besonders die richterliche Behörde, welche im Namen des Hauptes und des Bundes spricht, mit Befugniß zur Ernennung des Personals und Vollstreckung der Erkenntnisse;
3) Vorsitz in der Bundesversammlung, welche neben der Gesetzgebung besonders über Krieg und Frieden und Bündnisse gemeinschaftlich beschließt, auswärts aber besonders durch das Bundeshaupt repräsentirt wird;
4) Direction der Reichsbewaffnung und Anführung in Reichskriegen.“

Dem Einwande, daß der Pariser Frieden Bestimmungen enthalte, welche die Wiederherstellung der Kaiserwürde ausschlössen, wird mit dem Bemerken entgegengetreten, daß, da jener Frieden eine Bundesverbindung der unabhängigen deutschen Staaten verheiße, hierdurch ausgesprochen sei, daß an die Spitze derselben ein Vorstand oder Haupt gestellt werden müßte; es auch in der Natur der Sache liege, daß ein Staatenbündniß viel mehr Einheit und Kraft in der Verwaltung im Innern, viel mehr Stärke nach Außen gewähre, wenn die executive Gewalt in die Hände eines Vorstehers gelegt sei. Dem Mißbrauche der Macht könne durch constitutionelle Schranken vorgebeugt werden. Den Widerspruch, welchen die zur Souverainetät und Königswürde gelangten früheren Kurhäuser gegen die Wiederherstellung der Kaiserwürde erheben dürften, schlug man nicht hoch an. „Man glaube,“ heißt es in der Note, „daß die jetzt in Deutschland existirenden Königskronen kein Hinderniß in den Weg legen dürften.... Rühmlich sei es bekannt, wie sehr der preußische Hof auch nach erhaltener Königskrone die Freiheit Deutschlands und die Aufrechthaltung der deutschen Verfassung bei mehreren Gelegenheiten bereitwillig befördert habe und daher zu erwarten, daß er gern zu gleichem Zwecke ferner zu wirken sich bereit finden lassen werde. Von den Kronen Baiern, Hannover und Würtemberg dürfte man sich der Zustimmung versichert halten.“ Die Frage: unter welchem Titel? und ob als erblich? die Würde eines Bundes-

hauptes übertragen werden sollte, wünscht die Note für jetzt noch unberührt zu lassen.

Unter demselben Datum richteten die Bevollmächtigten jener 29 kleineren deutschen souverainen Fürsten und freien Städte eine Note an die Höfe von Wien (Metternich) und Berlin (Hardenberg), in welcher dieselben darüber Beschwerde erhoben, daß sie zu den Verhandlungen, welche die künftige Verfassung und Vereinigung des gemeinschaftlichen Vaterlandes beträfen, nicht hinzugezogen würden. Außer den bereits oben angeführten Anträgen auf Einführung landständischer Verfassungen in allen deutschen Staaten, sprechen sie ihr Verlangen nach Wiederherstellung eines Reichsoberhauptes also aus: „Endlich halten die Unterzeichneten sich überzeugt, die deutsche Verfassung würde ihren festen Bestand alsdann erst behaupten können, wenn ein gemeinsames Oberhaupt, welches dem deutschen Verband den ersten Rang unter den europäischen Nationen gab, an der Spitze der deutschen Verbindung den, von den Ständen des deutschen Bundes gemeinsam gefaßten, Beschlüssen die unverbrüchliche Vollziehung sichere, die Säumigen oder Weigernden ohne Unterschied mit erforderlichem Nachdruck zur Erfüllung des Bundesvertrages anhalte, der Bundesjustiz schnelle und vollkommene Folge verschaffe, die Kriegsmacht des Bundes leite und so im Innern und gegen Außen allen Staaten desselben, auch dem mächtigsten, als Beschützer, erster Repräsentant der deutschen Nation und Gegenstand allgemeiner Ehrfurcht, der Verfassung aber als kräftiger Garant, als deutscher Freiheit Aegide (Schild) sich darstelle."

In einer Antwort vom 25. November erklärte der Graf Münster: „auch er hege die Ueberzeugung, daß der zweckmäßigste Weg, um zu einem befriedigenden Bundesverein aller deutschen Staaten zu gelangen, der gewesen sein würde, die alte Reichsverfassung als Grundlage beizubehalten und Verbesserungen einzuführen."

„Es wird," heißt es in dieser Antwort, „nicht überflüssig sein, bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß die Absicht, die Kaiserwürde aufrecht zu erhalten, mit desto größerer Consequenz von Seiten Hannovers verfolgt werden konnte, als Se. Königl. Majestät von Großbritannien in Ihrer Eigenschaft als Kurfürst des heiligen römischen Reichs die Aufhebung dessen Verfassun niemals als gültig hätte ansehen wollen. In diesem Sinne war auf die, vom kaiserl. östreichischen Hofe zu seiner Zeit erfolgte, Anzeige wegen Niederlegung der deut-

schen Kaiserkrone von Sr. Königl. Majestät erwidert worden: daß Sie diesen Schritt, als einen erzwungenen, nicht anerkennen könnten und daß Sie das Reich und dessen Haupt als den Rechten nach fortwährend bestehend ansehen würden. Auf diese Vorgänge gestützt hat der Unterzeichnete von der Zeit des Beitritts Oestreichs zur großen Allianz an, auf Befehl seines Hofes, alle Mittel der Ueberredung angewendet, um Oestreich zu bewegen, die deutsche Kaiserkrone von Neuem anzunehmen. Diese Bemühungen sind aber wegen der dagegen eintretenden Schwierigkeiten vergebens gewesen und kaiserlich östreichischer Seits hat man sich auf eine Art erklärt, daß endlich im Pariser Frieden die bekannte Bestimmung erfolgt ist, daß die unabhängigen Staaten Deutschlands durch ein föderatives Band vereinigt werden sollen." Graf Münster erklärt ferner, „daß, wäre über die Wiedereinführung der Kaiserwürde dem Pariser Frieden keine Negotiation vorhergegangen, hätten andere Mächte nicht auf deren Aufhören Rücksicht genommen, so würde er der Ansicht des Geheimen Rathes v. Schmidt-Phiseldeck beistimmen." Schließlich erinnert er daran, „daß er das Begehren geäußert, außer von den Rechten, welche man der Kaiserwürde beizulegen gedenke, auch von den Mitteln unterrichtet zu werden, die man dem künftigen Kaiser würde anvertrauen wollen und können, um ihn in den Stand zu setzen, mit Nachdruck zu handeln. Von diesem letzten Punkte schweige die erhaltene Note. Schwerlich würde selbst die geringe Gewalt, die ein römischer Kaiser im Reich in den letzten Zeiten besaß, anders als durch die Gewährung einer militairischen Macht, z. B. einer immerwährenden Reichsarmee, ersetzt werden können. Ohne eine Verfügung der Art würde Oestreich eine Würde ohne Realität und Einfluß nicht leicht übernehmen. Aber die Uebertragung solcher Mittel würde auf der anderen Seite in den Ansichten der größern deutschen und einiger europäischen Höfe große Schwierigkeiten finden."

Schmidt-Phiseldeck und die Abgeordneten der deutschen Kleinstaaten und Freistädte gaben sich noch nicht zufrieden. Sie erwiderten in einer Note vom 20. December 1814 dem Grafen Münster, „daß, wenn die Hauptschwierigkeit der Wiederherstellung der deutschen Kaiserwürde in den, dem Pariser Frieden vorangegangenen, Negotiationen liegen sollte, so müßten sie doch immer dafür halten, daß durch solche auswärtige Negotiationen der inneren Einrichtung des deutschen Staatenbundes und der daraus hervorgehenden Wahl eines Bundeshauptes auch nicht einmal der Auszeichnung desselben durch die kaiserl. Würde

kein Hinderniß habe entgegengesetzt werden können noch mögen." In dieser Beziehung berufen sie sich auf den, aus Vollmacht des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen unter dem 25. März 1813 aus Kalisch erlassenen Aufruf, „worin den deutschen Völkern die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit und die Wiedergeburt ihres ehrwürdigen Reichs angekündigt wurde, unter ausdrücklicher Versicherung: „„daß die Gestaltung dieses großen Werkes ganz allein den Fürsten und Völkern Deutschlands anheim gestellt bleiben sollte,"" damit sie aus dem ureigenen*) Geiste des deutschen Volkes desto verjüngter, lebenskräftiger, in Einheit gehaltener hervorgehen möge." Was die, dem Kaiser zur Verfügung zu stellenden, Mittel betrifft, wird in der Erwiderung bemerkt: „Betrachtet man, wie es die erklärte Absicht aller Theile ist, die deutsche Nation als ein einig vereintes Ganze, so wird deren Gesammtwille auf dem Bundestage ausgesprochen und durch die kaiserliche, demnächst näher zu bestimmende Sanction allgemeines Gesetz, dessen Ausführung dem Kaiser obliegt und wozu derselbe, vermöge seiner Würde, auch berechtigt ist. Zu diesem Behufe würde ihm die gesetzmäßige Disposition über die, aus den Contingenten der Bundesglieder bestehende und stets, so viel für den Friedensstand nöthig ist, bereit zu erhaltende Bundesarmee anvertraut, theils um selbige nach Außen hin, wo Gefahr droht, zu dirigiren, damit bis zur Erklärung des Bundestages über Krieg und Frieden die nöthige Vertheidigung nicht verabsäumt werde, theils aber auch, um damit auf dem gesetzmäßigen Wege Ordnung im Innern zu erhalten und den Beschlüssen des Bundes, so wie den Erkenntnissen der oberstrichterlichen Behörde, Kraft und Nachdruck zu geben. Eine solche Disposition über die Bundesarmee dürfte zu gegründeten Besorgnissen möglichen Mißbrauchs um so weniger Veranlassung geben, als durch die Bundesacte selbst die Ausübung dieser Befugnisse an constitutionelle Formen gebunden und daneben den mächtigeren Bundesstaaten das nöthige Gegengewicht eingeräumt werden könnte." Am Schluß wird noch die Hoffnung auf des Grafen Münster Mitwirkung bei Wiederherstellung der Kaiserwürde ausgesprochen.

Die Antwort des Grafen Münster vom 25. November auf die Note der kleineren Reichsstände wurde von dem Rheinischen Merkur, der, wie schon bemerkt, unter Steins Theilnahme von großem Einfluß auf die öffentliche Mei-

---

*) Bei Klüber Th. I. S. 90 ist daraus ein „uneiniger" Geist verdruckt worden.

nung und auf den Gang der Verhandlungen des Wiener Congresses war, als die eines verständigen Staatsmannes bezeichnet, der sich streng an das vorhandene Positive bindet. „Ihr wollt“ — so läßt er den Grafen unverblümt sprechen — „einen Kaiser haben, nun so sprecht, was ihr für ihn zu thun gesonnen seid, daß er mit Glanz und Ehre dieser Würde vorstehen mag, denn sein Reich ist von dieser Welt; und wie sich nun Alle schweigend darüber unter einander ansehen und Armuth und Mangel an Vaterlandsgefühl in Vielen jedes Opfer hintertreiben, spricht er: ihr seht selber, euer Vorhaben ist auf das Nichtige gestellt und es mag nichts dabei herauskommen. Das ist klar wie der Tag: kann Deutschland keinen Kaiser erschwingen, dann ist es auch keines werth, und alle Pläne, die darüber entworfen werden, sind aus leerer Phantasie geboren. Um einen neuen Schattenkaiser aufzustellen und mit ihm die alte Komödie fortzuspielen, dazu ist die Zeit zu wenig scherzhaft und ein ernster Sinn, der sich nicht den flüchtigen Aufwallungen des Augenblicks hingeben mag, wird es verschmähen, mit solchen luftigen Bildern sich abzugeben. Wollte man die Völker fragen, was sie für die Einheit Deutschlands zu thun gedächten, die Antwort würde ungefähr dieselbe sein, wie jene, die sie gegeben, als man gefragt, was sie für seine Rettung zu unternehmen bereitwillig seien.“

Als alle deutsche Herzen tief verletzend wird Münsters Hindeutung bezeichnet, daß bereits in dem Pariser Frieden über Deutschlands Schicksal entschieden worden sei, indem es andere Mächte ungern sehen und ihre Einwilligung verweigern würden, daß der Kaiser der Deutschen mit Ansehen und Macht ausgerüstet werde. „Wäre dem also, dann müßte man rühmend klagen: O du armes deutsches Volk! so hast du darum dich aufgemacht und all das Deine hingeopfert, dein liebstes Herzblut vergossen und bist siegreich bis nach Paris vorgedrungen, um in der verruchten Stadt auch das Recht zu verlieren, dir nach eigenem Willen und nach bestem Gutbefinden zu deinem Heil und zu deiner Sicherheit eine eigene Verfassung zu geben. Alle jene Milliarden, so jene, die du besiegt, dir geraubt, hast du ihnen gelassen und bist bettelarm aus der Raubhöhle wieder heimgekehrt; alle Provinzen, die ihre Ränke seit Jahrhunderten dir entrissen, und die dein gehörten, hast du ihnen überlassen, ja von deinem lebendigen Leibe noch einen Theil dazu abgehauen und ihnen hingeworfen. Alle deine geraubten Kunstschätze hast du in ihrer Hand

gelassen, und die Trophäen, auf denen dein Kaiser und deine Heere unwürdig geschändet werden, stehen unberührt auf ihrer Stelle und nun, wenn du dir einen Kaiser geben und mit Macht und Kraft ihn ausrüsten willst, damit die begnadigten Räuber nicht noch einmal in einem Menschenalter wiederkehren, jetzt sollst du um die Erlaubniß dazu bei ihnen selber betteln. Alles, was der Sieg erfochten, ist in den Verhandlungen verloren gegangen und dein unbestreitbares und unveräußerliches Recht, über das Niemand verfügen kann, soll durch jenen Tractat dir entrissen sein. Nein, das kann, das darf nicht sein! es wäre das Unerhörteste, was je die Jahrbücher der Geschichte aufbewahrt, wir müßten das Blatt, das die Vorgänge dieses Jahres enthält, und das unsere Ehre erzählen soll, herausreißen und verbrennen, denn der Hohn würde uns durch alle Jahrhunderte nachhallen. Nein, und forderte es nicht die Sicherheit Deutschlands und sein Glück, einen mächtigen Kaiser und Schirmherrn über sich zu setzen, jetzt gebietet es seine Ehre; es ist ein Schimpf auf die Unterlassung gesetzt und es ist fortan keine Wahl mehr, denn innere Nothwendigkeit treibt und die sie noch nicht anerkennen wollen, werden ihre Gewalt einst fühlen."

So lange jedoch zu dem Wiederaufbau des deutschen Reichs oder, wie man das neugeborne Kind vorläufig zu taufen beliebt hatte, des deutschen Staatenbundes, noch nicht einmal der Grundstein gelegt worden war, war es viel zu früh, Anstalten zur Krönung des Daches mit dem Richtkranze zu machen. Unsere kleinfürstlichen Bevollmächtigten sahen dies wohl ein und versuchten durch eine „Erinnerungsnote vom 2. Februar 1815," die ganz in Vergessenheit gekommenen Angelegenheiten Deutschlands den beiden Fürsten Metternich und Hardenberg wieder in das Gedächtniß zu rufen. „Seit mehreren Monaten," so lamentiren sie, „sind die Unterzeichneten der, in dem Pariser Friedenstractat enthaltenen, Aufforderung zu Folge hier anwesend und schon längst haben sie sich durch Vorzeigung ihrer Vollmachten legitimirt. Bis zu dem gegenwärtigen Augenblicke haben sie sich jedoch keiner einzigen förmlichen Mittheilung von Seiten der hohen deutschen Mächte zu erfreuen. Diese Thatsache genügt wohl, um jeden Vorwurf der Uebereilung zu entfernen, wenn die Unterzeichneten ihren, zur Zeit noch unbeantworteten, theils gemeinschaftlich, theils von einigen insbesondere, bereits am 16. November v. J. dargelegten Anträgen und Wünschen mittelst der gegenwärtigen Note inhäriren (daran festhalten) und dringend bitten:

„daß der deutsche Congreß, unter gehöriger Zuziehung aller Theile des künftigen Ganzen, nunmehr baldigst möge eröffnet, und auf demselben die Gegenstände der künftigen deutschen Verfassung, mittelst freier Berathung und Beschlußnahme, mögen verhandelt werden.“

„Die Unterzeichneten glauben, daß nur auf diese Weise ein, den Erwartungen Deutschlands entsprechendes Resultat, so wie überhaupt eine wahre, innige National-Verbindung herbeigeführt werden könne.“ Die Bevollmächtigten sprachen den Wunsch aus, daß vorbereitende Bearbeitungen des großen Gegenstandes, der deutschen Verfassung, gewählten Deputirten überwiesen werden möchten. „In dem Augenblick,“ heißt es in der Note, „wo sich alle Stimmen für die Einführung ständischer Verfassungen in den einzelnen deutschen Landen vereinigen, kann man die Wahrheit als allgemein anerkannt annehmen, daß das Gemeinwohl durch ein vielseitiges, allerdings nach angemessenen Formen geregeltes, Zusammenwirken besser gefördert werde, als durch das abgesonderte Streben von Einzelnen und daß das Gute und Rechte die Mehrheit allzeit am unwiderstehlichsten in Anspruch nehme, wo Alles an Gemeinsamkeit erinnert.“

Hierdurch fanden die preußischen Bevollmächtigten sich veranlaßt, den Fürsten Metternich in einer Note vom 4. Februar daran zu erinnern, „daß sie bereits mündlich ihm ihren lebhaften Wunsch geäußert, daß nunmehr die Angelegenheit der deutschen Verfassung wieder in Berathung genommen werde,“ und kündigten ihm die unverzügliche Mittheilung derjenigen Vorarbeiten an, welche sie zu diesem Endzweck entworfen haben. „Sie hegen,“ heißt es dann weiter, „die lebhafteste Ueberzeugung, daß im gegenwärtigen Augenblicke das Zusammenwirken aller deutschen Fürsten und Stände nur wohlthätig für den Erfolg sein könne und sie dürfen mit Recht voraussetzen, daß auch dem kaiserlich östreichischen Hofe, wie dem ihrigen, vorzüglich daran gelegen ist, die Verfassung, welche ganz Deutschland auf's Neue innig vereinigen soll, mit so viel möglich in allen Punkten übereinstimmenden Meinungen hervorgehen zu lassen und ihr dadurch eine noch wärmere Theilnahme ihrer künftigen Mitglieder zuzusichern. Die Unterzeichneten stimmen daher mit voller Ueberzeugung dafür, daß von dem Augenblicke an, wo die Berathungen über die künftige deutsche Verfassung wieder anheben werden, auch diejenigen deutschen Fürsten und Stände, welche bisher keinen Theil daran genommen haben, eingeladen

werden mögen, denselben durch eine, von ihnen selbst gewählte, Deputation beizutreten." Von Hardenberg und Humboldt war diese Note unterzeichnet. Metternich antwortet unter dem 9. Februar: „auch er theile den Wunsch, daß ohne Verzögerung an der Begründung der deutschen Verfassung weiter gearbeitet werde und versichert, daß er den, in der Note der preußischen Bevollmächtigten angekündigten, Vorschlägen mit Vergnügen entgegen sehe."

Bereits am folgenden Tage (den 10. Februar) übersandten die preußischen Bevollmächtigten dem Fürsten Metternich zwei, von Humboldt ausgearbeitete, Entwürfe zu einer deutschen Bundes-Verfassung. Beide unterschieden sich nur durch Festhalten oder Verwerfen der Kreiseintheilung; beide hielten jedoch an einem Unterschiede zwischen den mächtigeren und den geringeren Bundesgliedern fest und, an einem ersten ausführenden und einem zweiten Rathe mit nur berathender Stimme. Den preußischen Bevollmächtigten war aus der Zeit der Erhebung und des Freiheitskampfes noch so viel Wärme der Gesinnung geblieben, daß sie in der begleitenden Zuschrift an Metternich aussprachen: „die Errichtung einer deutschen Verfassung ist nicht blos für die Verhältnisse der Höfe, sondern eben so sehr zur Befriedigung der gerechten Ansprüche der Nation nothwendig, die in Erinnerung an die Reichsverbindung von dem Gefühle durchdrungen ist, daß ihre Sicherheit und Wohlfahrt und das Fortblühen ächt vaterländischer Bildung größtentheils von ihrer Vereinigung mit einem festen Staatskörper abhängt, die nicht in einzelne Theile zerfallen will, sondern überzeugt ist, daß die vortreffliche Mannigfaltigkeit der deutschen Volksstämme nur dann wohlthätig wirken kann, wenn sich dieselbe in einer allgemeinen Verbindung wieder ausgleicht." Zugleich erklärten sie eine kraftvolle Kriegsmacht, ein Bundesgericht und landständische, durch den Bundestag gesicherte, Verfassungen für die einzigen Punkte, von denen man ohne den größten Schaden nicht abgehen könne; namentlich werde ohne ein Bundesgericht dem Reichsgebäude in Deutschland der letzte und nothwendigste Schlußstein fehlen.

Nur allzu rücksichtsvoll waren in dem von Preußen ausgegangenen Verfassungs-Entwurfe die kleineren und kleinsten Souverainetätchen bedacht worden, indem ihnen Gesammtstimmen im zweiten Bundesrathe zugetheilt worden waren. Dennoch waren die Kleinen hierdurch keinesweges zufriedengestellt. „Den hauptsächlichsten Einwand gegen den ganzen Entwurf

gab daher die Eifersucht der kleineren Fürsten gegen die größeren, der im zweiten Rath vertretenen gegen die ersten, der kleineren Königreiche mit je einer gegen Preußen und Oestreich, welchen je zwei Stimmen eingeräumt waren, wogegen auch eine vorgeschlagene Verbindung beider Räthe nicht aushalf. Außerdem aber ließ das noch stets lebhafte Streben Baierns und Würtembergs nach Beibehaltung despotischer Rechte gegen ihre Unterthanen eine Mitwirkung von ihrer Seite nicht erwarten." *)

Wir hatten schon früher Veranlassung bei der Charakterschilderung Steins zu bemerken, daß, wo es während des Kampfes wider Napoleon thatkräftiges Handeln, Beschaffung der materiellen und Aufbietung der moralischen Mittel zur Niederwerfung des Feindes galt, er mit Geistesgegenwart, Einsicht und Energie Bewundernswürdiges leistete. Als nun aber nach beendetem Kampfe es darauf ankam, die wirren Gedanken und anmaßlichen Bestrebungen der Großen und Kleinen zur Einigung und Verständigung zu führen, für Deutschland einen gedeihlichen Staatsorganismus herzustellen, stand Stein nicht mehr in der früheren, durchgreifenden Wirksamkeit da, und in den Anschauungen der mittelalterlichen Romantik des Feudalstaates befangen, wurde seine Thätigkeit am Congreß jetzt eine mehr hemmende, als fördernde. Daß das heilige römisch-deutsche Reich zusammt dem Kaiser, weltlichen und geistlichen Kurfürsten und was sonst noch drum und dran hing, unter Donnergepolter zusammengebrochen war, um nie wieder aufgerichtet werden zu können, war längst in das allgemeine Volksbewußtsein getreten. Hierzu kam noch, daß derjenige, dem hierbei die Hauptrolle zugetheilt werden sollte, der Kaiser Franz, sich in sehr bestimmten Worten darüber ausgesprochen hatte, „daß er sich gar schön dafür bedanken müsse, wenn man ihn wieder mit der heiligen römischen Reichskrone, die für ihn nur eine Dornenkrone gewesen, zu bedenken gedenke; auch überlasse er anderen sehr gern den wurmstichigen Reichsapfel; er verspüre keine Lust noch einmal anzubeißen, da man sich dabei nichts als stumpfe Zähne holen könne." Als bei den Unterhandlungen in Chaumont und bei dem Friedensschluß in Paris die Wiederaufrichtung der deutschen Kaiserwürde

*) Pertz, Stein IV. 318.

zur Sprache kam, sprachen Hardenberg und Humboldt ihre Bedenken dagegen aus und die Sache wurde fallen gelassen. Daß sich die, durch Napoleon zur Souverainetät heraufgeschwindelten, größeren Rheinbundfürsten gegen die Unterordnung unter ein Reichsoberhaupt mit Hand und Fuß stemmen würden, war unzweifelhaft und so blieben Stein nur die Stimmen der mittleren und kleineren deutschen Fürsten für seine Entwürfe zur Verfügung. Daß mit diesen Hülfstruppen nichts auszurichten war, wußte er sehr wohl; auch sollten ihre Stimmen nur dazu verwendet werden, Lärm zu machen und die Wiederherstellung der Kaiserwürde als einen Wunsch des gesammten Deutschlands auszurufen. Als Reichsherold stieß, durch Stein veranlaßt und wie er, für mittelalterliche Romantik schwärmend, Görres in die Lärmtrompete und da für die Rheinländer, zugleich mit dem Wiederaufbau des Königstuhls bei Rense, die Wiederkehr der glücklichen Zeiten der milden Herrschaft des Krummstabes in Mainz, Trier und Köln verheißen wurde, fanden, zumal bei der katholischen Bevölkerung, die Kaiserphantastereien des Rheinischen Merkurs beifällige Aufnahme. „Franz zum Neujahr Kaiser!" lautete die Ueberschrift des Artikels, mit welchem der Rheinische Merkur das Jahr 1814 beschloß, worin er aber nicht den einschläfernden Stab des Götterboten auf des deutschen Michels müde Augenlider senkte, vielmehr Donnerkeile schleuderte, ihn wach zu erhalten. „Solches," ruft er aus, „wäre das Ende! Der französische Wahnsinn ist für Frankreich wie nicht da gewesen, nur Deutschland hat er zum Bösen umgestaltet. Das Land, welches die Revolution geheckt, hat sie verwiesen; das Land, welches sie vertrieben, hat sie in sein Innerstes eingesogen. Frankreich hat nach fünfundzwanzigjährigem Rasen, Zertrümmern, Morden, Plündern, Entthronen, Unterjochen seinen alten Verstand wiedergefunden, die Capetinger und mit ihnen eine constitutionelle Charte; Deutschland aber hat nach fünfundzwanzigjährigem Ringen um Wissenschaft, Kunst, Leben, Eigenthum, Freiheit sein altes Oberhaupt, seinen Kaiser verloren und mit ihm seine Verfassung. Das Reich, das tausendjährige heilige römische deutsche Reich ist gleich einem Gliedermann geworden, dessen Gelenke alle durchsägt, nur durch einen Faden aneinander geheftet sind, grinsend und jämmerlich zappelnd, wenn Einer, wer es auch sei, hinten an dem Faden zerrt. Als der oberste der Teufel auszufahren genöthigt worden, riß er

den Faden ab und fuhr lachend über die Gewässer nach Elba, als er die Puppenglieder auseinander fallen sah. Wie am Süßwasserpolypen jedes abgeschnittene Glied die ihm fehlenden Theile ergänzt, so reckt nun jedes abgefallene deutsche Glied sich hin und her, wähnend in seinem Dünkel, es werde dem, was nur Fuß ist, oder Hand, oder Bauch, auch Brust und Kopf und was sonst noch nöthig, aus dem Stummel hervorsprossen. Aus diesem Polypenbestreben gehen alle die Eroberungskünste hervor, in denen wir so viele zu Wien sich exerciren sehen. Da der Einzelne nicht aus sich selbst Kopf und Leib hervorzutreiben vermag, so bestrebt er sich lieber des Anderen Kopf oder Leib zu verschlingen, als sich demselben anzupassen in dem Gliede, welches er in dem Körperverband vorstellte und so Theil eines wohlgestalteten Leibes zu sein. Einem Leib, der in solchem Aufruhr und in so furchtbar innerer Zerstörung begriffen, läßt sich kein Heilmittel mehr verschreiben und doch kann man nicht ablassen von dem werthen Kranken, selbst indem man ihn aufgiebt und von ihm redet, wie von einem unrettbar Verlorenen....

„Die Politik fand im Pariser Frieden Frankreichs ungetheilte Macht nothwendig, um Deutschland nicht zu Kraft und Stärke kommen zu lassen. Jetzt steht jenes nach kaum sechs Monaten schon wieder drohend da, Gesetze vorschreibend, Deutschlands Theilung befehlend, das Gliedermännchen erhaltend, flickend, zerrend. Frankreich, auf seinen Zustand vor der Revolution zurückgebracht, besteht hartnäckig darauf, daß Deutschland revolutionirt bleibe, daß es im Aufstand gegen sein Oberhaupt verharre, daß ein Haufen Directoren sich in seine Einheit theile. Und worauf gründet es dies Verlangen? Auf den Pariser Vertrag, auf den vieldeutigen Artikel, daß Deutschland ein Bundesstaat werden soll. Gehört es denn zum Wesen eines Bundesstaates, daß darin die verbundenen Volksstämme von sogenannten Souverainen willkürlich behandelt, willkürlich in Festungen gesperrt, willkürlich an Eroberer verkauft, willkürlich ausgesogen würden? Wären die Völker nicht verbündet, wenn jedes eine eigenthümliche, seinen Verhältnissen angepaßte Verfassung unter der Verwaltung eines oder mehrerer gewählten oder erblichen Vorsteher hätte, zu oberst regiert von Einem? Wenn unsere sogenannten souverainen Fürsten das ihnen ehemals vom Kaiser geschenkte Land nun als erbliches Eigenthum behalten dürfen,

dagegen sich unter einen Kaiser bequemen müssen, sind sie dann nicht Bundesfürsten? . . . .

„Nun sind offenbar in Deutschland nur Oestreich und Preußen, welche Recht in der Macht üben und durch die Macht ihr Recht sich verschaffen können; alle anderen müssen als Bürger vor Gericht stehen und warten, was Rechtens werden wird, ja sie fordern nur ihre vermeinte Gerechtigkeit. Wer aber erklärt, daß er einen Richter über sich erkenne, der ist nicht souverain. Warum zauderst du also, Kaiser! diese Erklärung anzunehmen und ihnen jetzt und immer Recht zu sprechen und ihren Unterthanen, wenn sie deiner bedürfen, was leider schon lange der Fall gewesen!

„Wahr ist: Oestreich kann den Kaisertitel nicht annehmen, wenn die Verhältnisse so werden sollen, wie die Fürsten fordern. Wer mag Kaiser sein über Fürsten, denen man nicht zu befehlen hat, über Fürsten, die eben so viel zu sagen haben wollen, als der Kaiser selbst! Das wäre eine Jammergestalt, die nur auf den Reichstagen herumzuziehen hätte, um nichts zu schlichten, als leere Formen und nichts zu thun, als das Geld seiner Erbstaaten zu verschleudern. Wer also sagt, Oestreich wolle die Kaiserwürde nicht, der weiß nicht, warum es sich handelt. Ein Kaiser über Souveraine ist ein Unding, ein leerer Titel, dessen Oestreich nicht bedarf, um groß zu sein, der es aber in tausend Streitigkeiten verwickeln würde, indem es sich zum Besten des gesammten Vaterlandes aufopferte. . . . Es läßt sich denken, daß es den deutschen Fürsten lieb sein wird, wenn Oestreich die, ihm als bloßes Compliment angetragene, Kaiserkrone ausschlägt. Dann würden sie fröhlich in Wien einpacken und unverrichteter Dinge nach Hause ziehn. Wird nichts ausgemacht, werden die Unterhandlungen durch Privatansprüche hintertrieben, so ist erreicht, was bezweckt wurde: für die Fürsten Alles, für die Völker nichts! . . . . Mögen die Fürsten ernstlich daran denken, wie ihre Völker bei der Heimkehr sie empfangen werden, wenn sie ihnen ein zerfetztes, zerrissenes Vaterland und eine haltlose Verfassung und damit die Aussicht in ein neues Jahrhundert voll Noth, Elend und Schmach aus Wien mitbringen. Du aber, zaudere nicht länger, geliebter Kaiser Franz! dich als Kaiser deinen deutschen Völkern wiederzugeben. Warum achtest du das Widerstreben derer, denen du nicht einmal nach den heiligen Gesetzen des deutschen Reiches Wort zu halten schuldig wärest, wenn du ihnen auch das

gegeben hättest, was sie jetzt so zu ihrem Vortheil deuten wollen? . . . Sieh dich um, öffne deine Ohren, und du wirst von einem Ende Deutschlands zum anderen das Volk mit aufgehobenen Händen nach dir, dem Kaiser, rufen sehen und hören; sie sehnen sich nach dir, so sehr sich auch die dich umgebenden Fürsten dagegen stemmen, so sehr sie ihre Völker zur Stummheit verdammen, so sehr sie die Zeitungen in Aufsicht nehmen oder gar unterdrücken, damit das Geschrei nicht allgemein wird und vor deinen Thron kommt. So ist Deutschland nicht nur in sich selbst zerrissen, es ist auch zwischen Volk und Fürst ein Streit entstanden, den nur ein Kaiser schlichten mag. Auf ihn sind Aller Augen hingerichtet, alle Hoffnungen gegründet, damit von ihm gerechter Besitz, billige Vertheilung, sicheres Erbe, vernünftige Freiheit ausgehe!"

Bei dem bittern Schmachgefühl, welches nach ruhmvoll bestandenem, mit Sieg gekröntem Kampfe der Abschluß des Pariser Friedens und nicht minder die Vertrödelung der deutschen Verfassungsfrage auf dem Wiener Schlaraffen-Congreß in allen, für Freiheit und Recht begeisterten, Herzen erweckte, darf es uns nicht Wunder nehmen, daß viele der edelsten Vaterlandsfreunde in der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches mit einem Kaiser einen Rettungsanker auszuwerfen vermeinten. Auch Stein ergriff ihn und, da er sich überzeugt hatte, daß weder Preußen noch Oestreich und noch viel weniger Baiern und Würtemberg ihn hierbei unterstützen würden, die ihm zustimmenden Kleinen aber nichts vermochten, hielt ihn kein Bedenken zurück, in dieser allerinnerst-deutschen Angelegenheit seine Zuflucht zum Auslande zu nehmen. Stein wendete sich an den Kaiser Alexander und an den Herzog Wellington, um durch Rußlands und Englands Einfluß und Machtgebot die Wiederherstellung der deutschen Kaiserwürde zu erreichen. Da Stein nicht russischer Minister war, hatte er Capo d'Istria mit seinen Ideen vertraut gemacht, ihn dafür gewonnen und ihm eine Denkschrift eingehändigt, welche dieser, als seine eigene Arbeit, dem Kaiser Alexander am 9. Februar übergab und an demselben Tage darüber Vortrag hielt. In dieser Denkschrift wird zunächst die Frage behandelt: „ob es für Deutschlands und Europas Wohl vorzuziehen sei, wenn man Deutschland zu einem festvereinigten Bundesstaate bilde, oder wenn man es in einem solchen Zustande belasse, daß neue Veränderungen darin zu erwarten seien?

Werde nach dem bisherigen Verfahren der fünf deutschen Höfe diesen die eigentliche Leitung, das Kriegsrecht, die Entscheidung der Streitigkeiten der Fürsten, die Gewähr der Verfassung, der Schutz der Unterthanen übertragen, so lasse sich nach den bisherigen Erfahrungen erwarten, daß Oestreichs und Preußens Bestreben nach Erweiterung ihres Einflusses, Frankreichs Versuch Einfluß zu erlangen, unterstützt von Baiern, Würtembergs Drang nicht hinter letzterem zurückzubleiben, zu Streitigkeiten führen werden, woran Frankreich für den Süden, Rußland für den Norden Theil nehmen müssen. Diese Gefahren für Deutschlands und Europas Frieden und die Nothwendigkeit fester Verhältnisse in dem Mittellande des Welttheils, wenn das Gleichgewicht und die Ruhe der Staaten erhalten werden sollen, machen es rathsam, Deutschland eine so feste Verfassung zu geben, daß es ein fester Wall gegen jeden Eroberer, die Grundlage des europäischen Gleichgewichts werde, seinen Bewohnern einen Gegenstand für ihre sittliche Thätigkeit gewähre, den Geist des Volkes an seine alten Einrichtungen binde und den neuhinzukommenden Dauer verbürge. Eine solche Festigkeit der Verfassung könne nur durch ein Oberhaupt, erbliches oder gewähltes, gegeben werden; es sei daher rathsam und den Wünschen der Deutschen gemäß, Oestreich diese Würde mit den nöthigen Vorrechten zu übertragen. Oestreich, mit der Kaiserwürde versehen, werde kein Interesse weiter zu Bündnissen mit Frankreich haben; Preußen, in seine rechten Grenzen eingeschränkt, am Bunde Theil nehmen, aber seine Verbindung mit Rußland und England beibehalten; die ausgedehnten Besitzungen Oestreichs in Italien unter einem Erzherzoge ein nationales Dasein erhalten. Oestreich selbst erhalte durch die deutsche Krone kein Uebergewicht für den Angriff, sondern nur eine erhaltende und vertheidigende Macht. Es fragt sich nur: ob Oestreich diesen Vorschlag annehmen könne, und ob man bei dessen Abgeneigtheit darauf bestehen solle? Jedenfalls sei es nützlich, das Gerechte vorzuschlagen und man müsse sich das Recht vorbehalten, bei günstigen Ereignissen in Zukunft darauf entweder mit Oestreich oder mit Preußen zurückzukommen."

Von dem Kaiser befragt: was Steins Ansicht hierüber sei? versicherte Capo d'Istria dessen Einverständniß, und rathe er sich deshalb mit Preußen zu vereinigen. Alexander beauftragte ihn, gemeinschaftlich mit Stein Hardenbergs Meinung auszuforschen. Am 11. Februar hatten Stein und Capo-

d'Istria eine Unterredung mit Hardenberg. Dieser äußerte seine Abneigung gegen die Uebertragung der Kaiserwürde auf das Haus Oestreich „wegen der Geistlosigkeit der östreichischen Dynastie und Regierung." Stein bemerkte ihm, dergleichen Unvollkommenheiten seien vorübergehend, es komme hier auf Verfassungs-Einrichtungen an; er behielt sich vor, die, dem Kaiser beizulegenden, Befugnisse näher darzustellen und beauftragte den Grafen Solms mit einem Entwurfe.*) Am folgenden Tage (den 12. Februar) hatte Stein eine Unterredung mit Metternich, welcher sich diesmal für die Annahme der Kaiserkrone von Seiten des Kaisers Franz günstig aussprach. Indessen kam es in der an demselben Tage stattfindenden Sitzung der Bevollmächtigten der fünf Großmächte bei der Verhandlung über Artikel 30, „die deutsche Verfassung betreffend," nur dazu, daß Oestreich und Preußen nachstehende Erklärung abgaben: „Se. Majestät der Kaiser von Oestreich und Se. Majestät der König von Preußen, ein gleiches Interesse darin setzend, Deutschland zu consolidiren und ihm durch eine innere Organisation eine dauernde Ruhe zu sichern, erneuen ihre gegenseitige Verbindlichkeit (engagement), Alles was von ihnen abhängt zu thun, um das Zustandekommen einer Constitution zu beschleunigen, welche, indem sie dem Ganzen Macht verleiht, zugleich jeden verbündeten Staat unter einen gemeinsamen Schutz stellt und die respectiven Rechte der Fürsten, der Mediatisirten und aller Klassen der Nation festsetzt und gewährleistet." Es wurde dieser Erklärung nicht einmal die Ehre zugestanden, in die Reihe der Paragraphen aufgenommen, sondern nur beiläufig in das Protokoll eingerückt zu werden.

Der Kaiser Alexander nahm einen so lebhaften Antheil an den Angelegenheiten Deutschlands, daß er Stein am 17. Februar zu sich beschied, um von ihm zu dem Vortrage Capo d'Istria's ausführlichere Erläuterungen zu erhalten. Stein sprach zunächst, mit Berufung auf den Vortrag Capo d'Istria's, seine Meinung dahin aus: daß eine Regierung von Fünfen, wie sie vornehmlich von Baiern in Vorschlag gebracht werde, nur verderbliche Folgen für die innere Ruhe und äußere Sicherheit Deutschlands haben werde, weshalb sich die Nothwendigkeit herausgestellt habe, ein einziges Haupt des Bundes anzuordnen; nur hierdurch werde die gegenseitige Eifersucht der ver-

*) Pertz, IV. S. 322.

schiedenen Höfe, namentlich Oestreichs, Preußens und Baierns, in den gehörigen Schranken gehalten werden. „Ein jeder dieser Höfe," fuhr er fort, „sieht mit Beunruhigung dem anderen einen vorwiegenden Einfluß eingeräumt und zieht einen Zustand der Schwäche und des Schwankens einem festen, starken Zustande, der seinen Einfluß verringern würde, vor. Diese Betrachtungen entsprechen jedoch keineswegs einer weisen und freisinnigen Politik, wie sie allein zwischen verschiedenen Bundesstaaten Zutrauen, Anhänglichkeit und Hingebung an das Band, welches sie vereinigt, zu unterhalten vermag. . .

„Unter allen Staaten ist es vorzüglich für Preußen wegen seiner Stellung in der Mitte Deutschlands von überwiegender Wichtigkeit, daß dieses eine starke Verfassung erhält und weise verwaltet werde; es muß mehr als alle übrigen wegen des Verfalls der Kriegseinrichtungen des Bundes, Störungen der inneren Ruhe, Hemmung der Bewegung des Handels besorgt sein, denn es bedarf jener Kriegseinrichtungen zu seiner Vertheidigung, es wird nothwendig in alle Zwiste seiner Nachbarn verwickelt, es wird den größten Vortheil von der Freiheit des Handels haben, da es im Besitz der großen Ströme ist und einen Ueberfluß an Erzeugnissen der Erde und der Gewerbe hat, an deren freiem Umlaufe ihm liegt.

„Oestreich wird durch seine geographische Lage zur Seite Deutschlands geschoben; die Bundesfestungen decken nicht unmittelbar seine Grenzen, sein Handel hat die Richtung nach der Donau und dem adriatischen Meere, die inneren Zwistigkeiten Deutschlands gehen es nur schwach an; es wird suchen vorzugsweise mit Baiern gut zu stehen, dessen Abhängigkeit ihm übrigens durch seine Lage gesichert ist und seine Theilnahme wird stets dem, was ihm augenblicklich paßt, untergeordnet sein. Wir sehen es in diesem Geiste handeln, im deutschen Comité Lässigkeit zeigen, willig, Mainz, Frankfurt und Hanau an Baiern abzutreten und eine Nachgiebigkeit gegen dasselbe zu zeigen, welche an Schwäche grenzt, um es fest an sich zu knüpfen und in dem neuen Kampfe, den die polnische und sächsische Angelegenheit herbeiführen zu wollen schien, mit Nutzen zu verwenden.

„Außerdem ist eine Entfremdung zwischen den Oestreichern und Deutschen vorhanden; die Großen sind eifersüchtig auf den Vorrang deutscher Fürsten, die große Menge mißtraut der Einsicht, der Bewegung der Geister in den

Meinungen, welche sich bei ihren Nachbaren zeigen. Den Oestreichern behagt die Ruhe; die Beweglichkeit und der Idealismus der Norddeutschen, selbst die Verschiedenheit in der Sprache verursacht ihnen Mißbehagen, sie messen alle ihre politischen Leiden Deutschland bei; sie vergessen, daß es das Heer der deutschen Liga war, welches ihnen in der Schlacht am Weißen Berge Böhmen unterworfen hat, und daß es keine deutsche Familie giebt, deren Vorfahren nicht ihr Blut in den Ebenen Ungarns vergossen hätten, um dessen Besitz dem Hause Oestreich zu sichern.

„Wenn man zugesteht, daß Oestreich ein geringeres Interesse an Deutschland hat, als Preußen, daß sogar in seinem Innern Bestandtheile sind, die nach einer Trennung streben, wenn man dessen ungeachtet glaubt, daß die Vereinigung Oestreichs mit Deutschland für Letzteres unerläßlich und für das politische Wohl Europas im Ganzen nützlich ist, so kann man sich auch nicht weigern einzuräumen, daß ein verfassungsmäßiges Band gebildet werden muß, welches Oestreich wieder mit Deutschland vereinige und beide dadurch verbinde, daß jenem ein großer Einfluß, ein Uebergewicht eingeräumt werde, welches ihr gegenseitiges Verhältniß auf Vortheil und Pflicht begründe.

„Da die gegenwärtige Lage Deutschlands die seltsame Verbindung einer Macht von zehn Millionen Menschen, wie Preußen, mit dem Fürstenthum Lichtenstein-Baduz von 4000 Seelen zeigt, so wird jedes Ansehen, werde es nun einem Directorium von Fünfen, oder einem einzigen und alleinigen Oberhaupte anvertraut, auf so verschiedene Theile eine verschiedene Wirkung äußern; es wird einwirkend sein für die Einen, befehlend für die Anderen, aber in beiden Fällen ein festeres und lebendigeres Bestehen haben, wenn es einem Einzigen, als wenn es Mehreren übertragen ist; denn im letzteren Falle wäre es schwach im Grundsatz und schwach durch die Beschaffenheit des Werkzeuges, welches es ausübt.

„Die Befugnisse, deren Ertheilung an die Kaiserwürde man bei der jetzigen Lage Deutschlands mit Hoffnung auf Erfolg vorschlagen könnte, beschränken sich: 1) auf Theilnahme an der Gesetzgebung; 2) an der richterlichen Gewalt; 3) an der Leitung der Kriegsmacht; 4) auf Ehrenrechte.

ad 1. „Die Gesetzgebung über Gegenstände von allgemeiner Wichtigkeit für den Bund, so wie das Recht des Krieges und Friedens müssen dem Bundestage und dem Kaiser anvertraut werden, das Antragsrecht gebührt dem einen,

wie dem anderen, die Kaiserliche Genehmigung wird erfordert, um einem Vorschlage des Bundestages Gesetzeskraft zu ertheilen.

ad 2. „Die richterliche Gewalt wird ausgeübt durch ein Gericht, dessen Vorstand der Kaiser ernennt, die Mitglieder der Bundestag; der Kaiser hat die Ausführung der Urtheile nach vorgeschriebenen Formen.

ad 3. „Die Leitung der Kriegsmacht wird in Kriegszeiten dem Kaiser und einem Rathe dreier Fürsten anvertraut, deren einer stets Preußen ist, die beiden anderen erwählt der Bundestag. Es wird eine Ordnung für die Kriegseinrichtung, die Heeresbildung, die Aufsicht und Unterhaltung der Festungen u. s. w. entworfen; die Handhabung derselben wird dem Kaiser und einem wie oben gebildeten Rath dreier Fürsten anvertraut. Der Kaiser hat in den freien Städten das Recht der Mannschaftsaushebung und Werbung solcher Unterthanen der Fürsten, welche ihrer Kriegspflicht genügt haben.*)

ad 4. „Die Ehrenrechte des Kaisers sind: der Kaisertitel, seine Eigenschaft als erbliches Oberhaupt des Bundes; alle Handlungen der Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit geschehen in seinem Namen, die Gesandten, welche der Bundestag zu Unterhandlungen mit fremden Mächten ernennt, erhalten ihre Beglaubigungsschreiben vom Kaiser, sein Gesandter am Bundestage genießt den Rang eines kaiserlichen Commissarius."

Nach den, in Steins Nachlasse vorgefundenen, Aufzeichnungen folgte Alexander diesem Vortrage mit lebhafter Theilnahme und sah die Nothwendigkeit des Vorschlages ein; er äußerte seinen Entschluß auf die Ausführung hinzuwirken, sobald er der Zustimmung des Königs von Preußen gewiß sei. Stein bemerkte ihm, der Staatskanzler Hardenberg scheine nicht geneigt zu sein, hingegen habe General Knesebeck ganz beigestimmt. Stein bat darauf um die Erlaubniß zur Abreise. Alexander fragte: ob die deutschen Angelegenheiten es zuließen? Stein anwortete: die Hauptsachen seien festgesetzt, es scheine ihm, die bairische Sache und die Frage wegen der Kaiserwürde müsse in wenig Tagen entschieden sein.**)

Den Vortrag, welchen Stein dem Kaiser von Rußland über die Wiederherstellung der deutschen Kaiserwürde gehalten, hatte er in einer Denkschrift

*) Und Sir John Fallstaff müßte Chef einer solchen Compagnie werden.

**) Pertz, Stein IV. 333.

ausführlicher niedergelegt, welche er am 18. Februar dem Fürsten Hardenberg mit dem Ersuchen um gefällige Gegenäußerung übergab. Humboldt übernahm die Beantwortung in einer Denkschrift, welche Hardenberg am 24. Februar Stein zu lesen gab, sie jedoch nicht in seinen Händen ließ. Die Bedenken, welche Humboldt der Wiederherstellung der Kaiserwürde entgegenstellte, waren folgende:

1) Es sei unmöglich einem deutschen Kaiser die erforderliche Macht zu geben, Preußen könne sich dem nicht unterwerfen; Baiern und die anderen mächtigen deutschen Fürsten würden dagegen sein.

2) Die Kaiserwürde ohne diese Macht würde dem Besitzer nicht hinreichenden Vortheil gewähren und er daher den Vortheil seiner eigenen Staaten dem Deutschlands stets vorziehen, was für Letzteres und für Europa gefährlich sei.

3) Diese Gefahr erscheine am größten bei Uebertragung der Würde an Oestreich, dieses habe Belgien, Vorderöstreich, seinen Einfluß auf die geistlichen und kleineren Fürsten verloren; seine Hauptmacht liege in Italien, Ungarn, Polen, seine deutschen Besitzungen hängen damit zusammen. Habe Oestreich schon früher seine Pflichten gegen das Reich vernachlässigt, so werde das jetzt noch viel mehr der Fall sein. In Folge der Kaiserwürde werde eine Abhängigkeit der kleinen Fürsten, wie im Rheinbunde eintreten, was die Unterzeichner des Pariser Friedens nicht wollten.

4) Ein Bund ohne Haupt gewähre noch immer die, nach den Umständen erreichbaren, Vortheile, entferne die Unzuträglichkeiten, sei allein zuträglich.

5) Da gegen die kaiserliche Macht ein Gegengewicht nothwendig sei, wozu in allen bisherigen Plänen Preußen allein, oder mit Baiern, oder zwei Wahlfürsten mit Rechten ausgestattet werde, so werde mit der Kaiserwürde die Eifersucht gegen dieselbe wachsen und Hemmungen eintreten, die zu überwinden der Kaiser wiederum größere Macht erhalten müsse, als zur Vertheidigung Deutschlands erforderlich sei.

6) Wenn Krieg und Frieden allein vom Kaiser abhängen, oder seiner Genehmigung bedürfen, so könne er den gerechtesten, edelsten Nationalaufschwung vereiteln; gebe man ihm nur mehrere Stimmen, so entstehe derselbe Mangel an Einheit und Kraft, welchen man bei einer Bundesverfassung beklage.

7) Das Verhältniß der Macht des Kaisers und der deutschen Staaten sei durch die Einziehung der geistlichen und Unterdrückung so vieler weltlichen Fürsten und Reichsstädte so sehr verändert, daß, wo früher sein Wille hingereicht, jetzt Heere erfordert würden.

8) Die Verbindung Deutschlands mit dem Geschick einer der Großmächte Europas werde jenes in alle Gefahren derselben hineinziehen, während bei einem Staatenbunde die Mächte sich anderweitig anschließen und neutral bleiben könnten. Der Geschäftsgang werde durch Verfassungsformen in gewöhnlichen Zeiten erschwert, welche im Augenblick der Gefahr alle unnütz oder schädlich würden.

9) Dasselbe gelte vom Innern. Da der Kaiser auf eigene Verantwortlichkeit handle, so werde er sich wohl hüten, Verfassungsverletzungen der größeren Mächte abzustellen, während es in einem Bunde wenig bedenklich sei, sich dem Bunde anzuschließen.

10) Wenn so nach Innen und Außen die Grundsätze des kaiserlichen Hofes und selbst eines Ministers beständig und oft im Widerspruch mit dem Volksgeiste überwiegen würden, so werde im Gegentheil bei einem Bunde die öffentliche Meinung größeren Einfluß haben, Schädliches leichter vermieden und Besseres an deren Stelle gesetzt werden, wie es dem Geiste der Nation entspreche, die weder unruhig noch aufrührerisch sei, aber vorwärts strebe und die Aufklärung benutzen wolle, zuwider jener Unbeweglichkeit, der die Erfahrung nichts ist und für welche die Jahrhunderte umsonst verlaufen.

11) Die Ruhe und Sicherheit Deutschlands und ihr Einfluß auf das Gleichgewicht Europas beruhe stets auf der Einigkeit Preußens und Oestreichs, die wahre Gefahr in deren Uneinigkeit. Die Aufgabe bei einer deutschen Verfassung müsse daher hauptsächlich mit sein, in den ver-

fassungsmäßigen Verhältnissen der beiden Mächte jeden Grund der Uneinigkeit zu entfernen und im unglücklichen Fall eines Krieges unter ihnen den, Deutschland und Europa betreffenden, Stoß weniger fühlbar zu machen. In beider Hinsicht sei ein Bund dem Kaiserthum vorzuziehen, da dieses schon durch sein Dasein einen Gegensatz Preußens zu Oestreich bewirke und im Kriegsfalle Deutschland zwinge, mit dem Letzteren zu gehen, oder die Verfassung zu brechen; in einem Bunde hingegen würden die Berührungen sanfter und gefahrloser und selbst bei ausbrechendem Kampfe könne Deutschland verfassungsmäßig neutral bleiben unter Baierns und anderer größerer deutscher Staaten Schutz. Aber selbst, wenn es fortgerissen würde, werden die Fürsten sich wahrscheinlich zwischen beiden Kämpfern theilen und deren Gewicht daher Europa weniger furchtbar sein.

Mündlich fügte Hardenberg hinzu: „Als preußischer Minister kann ich unmöglich in eine Vermehrung der östreichischen Macht durch die Kaiserwürde einwilligen, zumal ohnedies schon Oestreich eine Neigung hat, sich mit Baiern und Frankreich gegen Rußland, Preußen und England zu verbinden. Hannover wird schwerlich einwilligen und ich selbst würde in Berlin Alles gegen mich empören, wenn ich Oestreich einen solchen Einfluß einräumte.“ Hardenberg drang beim Abschiede sehr in Stein, die Sache fallen zu lassen; die Denkschrift Humboldts Stein einzuhändigen lehnte er mit der Entschuldigung ab, daß er sie zuvor dem Könige vorlegen wolle.

Jetzt suchte sich Stein an Wellington einen Bundesgenossen für die deutschen Angelegenheiten für die Wiederherstellung der Kaiserwürde zu gewinnen; er hatte mit Genehmigung des Kaisers Alexander am 24. Februar eine Unterredung mit dem edlen Herzog. Wellington erklärte sich sehr einverstanden damit, daß die deutschen Angelegenheiten baldigst geordnet würden. Da Deutschland keine Einheit habe, müsse dieser Mangel durch die Einigkeit zwischen Preußen und Oestreich und die Macht der öffentlichen Meinung ersetzt werden. Deutschland sei hauptsächlich nur durch S p r a c h e und Sitte verbunden, es sei in sich durch die Religion, selbst durch politische Interessen getheilt. Die Bundesverfassung, die man beabsichtige, müsse durch beide Mächte und die öffentliche Meinung aufrecht erhalten werden. Diese habe sich deutlich ausge-

sprochen für die gesetzliche Verfassung.*) Stein bemerkte hierauf: er halte die deutschen Angelegenheiten in ihrer gegenwärtigen Lage für verschoben; sie seien dahin gebracht durch das System Oestreichs, Deutschland in viele Theile zerstückelt zu lassen. Gegenwärtig habe man den Plan zu einem Bundesstaate gemacht, mit dem es nicht vorwärts gehe, da fünf verschiedene Höfe nach fünf verschiedenen Richtungen auseinander gingen; es wäre vielleicht möglich, diesem Uebel durch die Bestallung eines Reichsoberhauptes abzuhelfen, indem das wahre politische Interesse Preußens und Oestreichs nicht in Widerspruch stehe. Der edle Herzog erwiderte: die Einsetzung eines solchen Oberhauptes sei jetzt nicht möglich, es müsse jedoch etwas geschehen zur Erfüllung der Verabredung, welche sämmtliche Mächte wegen der deutschen Angelegenheiten genommen, und zur Zufriedenstellung der aufgeregten Gemüther. Alles sei gespannt, insonderheit rege sich in Preußen ein militärisch-republicanischer Geist. Hierauf Stein: allerdings sei es nöthig, in einem Lande, wo eine Verfassung bestanden, wo die Bevölkerung an einen gesetzlichen Zustand gewöhnt war, einen ähnlichen wieder herzustellen und der Willkür ein Ende zu machen. Ueberhaupt sei Gesetzlosigkeit dem ganzen Wesen und Geist der Deutschen zuwider. Wolle man die Verabredungen der Mächte in der begonnenen Weise endigen, so müsse man die deutschen Angelegenheiten wieder vornehmen, worauf der Staatskanzler Hardenberg bei dem Fürsten Metternich wiederholt angetragen habe.

Wellington antwortete: auch er werde sich diese Sache angelegen sein lassen, fügte jedoch mit einiger Ironie hinzu, Metternich habe ihm von einem preußischen Plane in 120 Artikeln gesprochen, was ihm doch etwas zu weitläufig scheine.**) Stein gab zu, daß eine Abkürzung des Verfassungsplanes wünschenswerth sei; man müsse die weitere Entwickelung an den zukünftigen

---

*) In einem, wahrscheinlich von Talleyrand an Louis XVIII. aus Wien erstatteten, Berichte wird über Wellington geäußert: „Der edle Herzog ist ein prächtiger diplomatischer Gaul, gut zur Parade, aber demungeachtet besser für das Schlachtfeld. Er ist nicht blos galant gegen die Damen der Gesellschaft, er verschmäht auch die Kammerkätzchen nicht und nimmt keinen Anstand, sich in seinen Lorbeer die Myrthe von verführerischen Händen einflechten zu lassen." (Mr. de Talleyrand Mémoires IV. 228.)

**) Humboldts Entwurf zu einer deutschen Bundesverfassung bestand in der That aus 120 Artikeln.

Bundestag verweisen. Ueberhaupt sei die Beschleunigung der Angelegenheiten, welche den Congreß beschäftigten, sehr zu wünschen, da die Abreise der Monarchen nahe bevorstünde. In Betreff der Abfindung von Baiern müsse man Bedacht nehmen, zu verhindern, daß es nicht durch Besitzungen auf dem linken Rheinufer mit Frankreich in Berührung komme; der Geist seiner Politik werde immer für Deutschland und für seine Nachbarn verderblich sein. Wellington bemerkte: er halte es für nothwendig, auf das linke Rheinufer eine größere schlagfertige Macht zu setzen, statt mehrerer kleineren, die von Frankreich leicht erschreckt und übergerannt werden können. Er fragte: ob Stein nicht glaube, daß, wenn Oestreich Salzburg besitze, es bei seiner Uebermacht nicht im Stande sein würde, Baiern fest in seinem Interesse halten zu können? Stein antwortete: die Aufstellung einer größeren Macht auf dem linken Rheinufer sei nur insofern nützlich, als man sich auf deren Treue verlassen könne, welches der Fall mit Baiern nicht sei. Durch die Linie von Bundesfestungen, durch Preußens Besitzungen auf dem linken Rheinufer und durch Belgien, sei Deutschland gegen einen ersten Anfall von Frankreich hinlänglich gesichert. Oestreich habe sich bisher, ungeachtet seiner Uebermacht, sehr schwach gegen Baiern bewiesen, und bei seiner moralischen Schwäche müsse man suchen, alle Verwickelungen, in welche es durch Baiern mit Frankreich kommen könne, möglichst fern zu halten.

Die Unterredung hatte den Erfolg, daß Wellington sich der bairischen Entschädigung fernerhin nicht annahm, sondern die Erledigung dieser Angelegenheit der Conferenz überließ.

Als sich die Unausführbarkeit der Wiederherstellung der Kaiserkrone mehr und mehr herausstellte, wurden andere Vorschläge zu Tage gefördert, von denen einer den anderen an Sonderbarkeit überbot. Der hildburghausensche Geheime Rath Schmid brachte in einer „Deutschlands Wiedergeburt" genannten Schrift ein Kaiserthum für Oestreich in Vorschlag, welches auf einem, alle fünf Jahre zu erneuernden Lehnsverband der deutschen Fürsten beruhen sollte. Für Preußen war die Würde eines erblichen Reichsverwesers in Norddeutschland in Anspruch genommen. Ein Aufsatz im rheinischen Merkur wollte Preußen, im Fall es seinen Widerspruch gegen Oestreichs Wiederaufnahme der deutschen Reichskrone aufgebe, die Würde eines Kronfeldherrn als Erblehn zugetheilt wissen. Um die Eifersucht beider Großmächte zu beseitigen,

machte der Professor Sartorius den Vorschlag, „mit Ausschluß von Oestreich und Preußen einen deutschen Bund zu errichten.“ Wie rathlos man damals in Wien war, ergiebt sich wohl am sichersten daraus, daß nicht nur der consequente Stein in seinen Ansichten für und wider die Kaiserkrone schwankte, sondern daß selbst Gagern in einer Note vom 13. Januar 1815 an den Grafen Münster jenen Plan des Göttinger Professors aufnimmt und empfiehlt: „Wenn ein Kaiser unmöglich sei, statt eines zwei- und fünffachen Directoriums, dann lieber jenen, in Paris im Voraus festgesetzten Bund unabhängiger föderativer Staaten so anzuordnen, daß Oestreich und Preußen ganz ausschieden und nur die reindeutschen Staaten den Bund bildeten.“

Einen gerechten Verdacht gegen die Wiederherstellung der Kaiserwürde im Hause Oestreich mußte es bei den preußischen Staatsmännern erwecken, daß der Bevollmächtigte des Papstes, Cardinal Consalvi, eifrigst dafür das Wort nahm.*)

Als Stein, am 26. Februar, Hardenberg um Mittheilung der Denkschrift Humboldts ersuchte, fand sich dieser selbst bei ihm ein, um ihm eine ablehnende Antwort zu überbringen, weil er die Wiederherstellung der Kaiserwürde nachtheilig für Preußen halte; er wünsche, Stein möge diese Sache fallen lassen, die leicht wieder zu einem Zankapfel zwischen Preußen und Oestreich werden und die gegenseitige Erbitterung vermehren könne. Humboldt erklärte, daß er die Ansicht des Staatskanzlers theile, worauf Stein erinnerte, daß, da Fürst Hardenberg ihm nicht die Gründe seines Widerspruchs ausführlich mittheile, es angemessen erscheine, daß er sie dem Kaiser Alexander selbst vorlege und sich hierzu eine Audienz erbitte, was dieser auch that. Ihn hierzu noch gründlicher, als er es bisher gethan, zu bearbeiten, setzte Stein dem Staatskanzler in einem Briefe vom 27. Februar 1815 nochmals seine Ansichten über jene Angelegenheiten auseinander. „Der Schlußfolge,“ heißt es in diesem Briefe, „welche die Nothwendigkeit beweisen soll, Oestreich durch ein ehrenvolles und verfassungs-

---

*) Unter den Gründen, durch welche Pius VII. später den, gegen die Congreßacte erhobenen Protest zu unterstützen sucht, liest man auch den: „Endlich sogar ist das heilige römische Reich, welches mit Recht für das Centrum der politischen Einheit galt und durch die Heiligkeit der Religion geweiht war, keineswegs wieder hergestellt worden.“ In Raumers historischem Taschenbuch 1850. Schaumann, Bildung des deutschen Bundes. Wir kommen noch einmal darauf zurück.

mäßiges Band an Deutschland zu knüpfen, setzt man entgegen, daß die Kaiserwürde lange vor 1806 allen Glanz und allen wohlthätigen Einfluß verloren hätte und daß man dem Wechselschlusse nicht entgehen könne, entweder dieser Würde ein Ansehen beizulegen, welches mit den Rechten der Bundesglieder unverträglich wäre, oder sie in einem Zustande der Schwäche zu lassen, der sie vollkommen unnütz macht.

„Das kaiserliche Ansehen war noch in den Jahren 1805 und 1806 unmittelbar vor seiner Auflösung eine wohlthätige, schützende Macht, es verpflichtete Baiern, mit seinen Bedrückungen der kleineren Staaten einzuhalten, die übrigen Fürsten, die ihnen durch den Reichsdeputations-Receß vom Jahre 1802 auferlegten Verpflichtungen zu erfüllen. Sein Dasein war keineswegs im Gegensatz zu Preußens Unabhängigkeit, welches dadurch weder in der inneren Verwaltung, noch in den Verhältnissen zum Auslande beengt ward und jetzt keinen Grund mehr haben wird, sich von Deutschland zu trennen, mit dem es durch seine geographische Lage vereinigt ist.

„Die Aufstellung einer leitenden Einrichtung des Bundes, mag man ihr nun einen geschichtlichen Namen geben, der so viel Erinnerungen zurückruft, wie der des Kaisers, oder einen anderen, einer mit Rechten ausgestatteten und mit bestimmter Verantwortlichkeit beladenen Einrichtung, ist so wesentlich, um einer Versammlung, wie der Bundestag, einen regelmäßig fortschreitenden Gang zu ertheilen, daß ich die Abwesenheit einer solchen Einrichtung als Grund betrachte, wodurch der Bundestag von seiner Geburt an gelähmt sein wird.

„Eine zweite Betrachtung tritt der ersten hinzu: die Nothwendigkeit, Oestreich durch Gründe des Vortheils und der Pflicht an Deutschland zu knüpfen und zu verhindern, daß es sich nicht durch Frankreich in die mannigfaltigen staatlichen Verwickelungen hinreißen lasse, welche eine, vielleicht nahe, Zukunft bringen wird.*)

„Diese Betrachtungen sind an des Kaisers Alexander Majestät gemacht worden; sie haben diesen erhabenen Herrscher bestimmt, sie Ihnen, mein Fürst,

---

*) Metternich hatte, als die Verbündeten, bevor sie den Rhein überschritten, in Frankfurt a. M. zu Ende 1813 mit Napoleon unterhandelten, gegen St. Aignan geäußert: „Der Kaiser von Oestreich verschmäht den ihm angetragenen, bedeutungslosen Titel eines deutschen Kaisers; Deutschland, so meint er, sei auf diese Weise mehr sein, als früher."

mittheilen zu lassen und ich ersuche Sie, sich damit in der Audienz zu beschäftigen, welche Sie von des Kaisers Majestät zu erbitten beabsichtigen."

In der Audienz, welche Hardenberg über diese Angelegenheit bei dem Kaiser Alexander am 2. März hatte, nahm dieser sehr entschieden zu Gunsten der Ertheilung der deutschen, erblichen Kaiserwürde an den Kaiser von Oestreich das Wort, vermochte jedoch nicht, Hardenberg dafür zu gewinnen, welcher nicht verhehlte, daß die öffentliche Stimme in Berlin und bei dem preußischen Heere einen wohlzubeachtenden Widerspruch erheben werde. Auch war Friedrich Wilhelm III. sehr weit entfernt von jenen romantisch-mittelalterlichen Anwandlungen seines Nachfolgers, welcher in der verhängnißvollen Zeit, als er im März 1848, noch bevor die Revolution in Berlin zum Ausbruch kam, von Abgeordneten aus Süddeutschland aufgefordert wurde, die deutsche Kaiserkrone auf sein Haupt zu nehmen, geäußert haben soll: „er werde es für die höchste Ehre und das größte Glück erachten, wenn ihm einst vergönnt sein werde, als Reichs-Erzkämmerer dem deutschen Kaiser aus Habsburgs Geschlecht das Waschbecken zu reichen."

Von der Wiederaufrichtung eines heiligen römischen Reiches, so wie von der Wiederherstellung der deutschen Kaiserwürde war bei den Congreßverhandlungen nicht mehr die Rede.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Nachricht von Napoleons Abfahrt von Elba trifft in Wien ein. — Die Festlichkeiten nehmen ein Ende mit Schrecken. — Annäherung der Cabinette aneinander. — Stein verlangt eine Achtserklärung. — Der Congreß tanzt nicht mehr, er geht vorwärts. — Die sächsische Frage wird erledigt. — Die Acht über Napoleon von acht Mächten verhängt den 13. März. — Erneuerung des Bündnisses von Chaumont am 23. März. — Vorbehalt des constitutionellen Englands, den Franzosen die Bourbons nicht gegen ihren Willen aufzudrängen. — Englische Hülfsgelder bewilligt. — Herzhaft vaterländische Erklärung der Kleinfürsten und freien Städte vom 27. März 1815. — Antwort der preußischen Bevollmächtigten vom 29. März. — Die deutschen Bundesangelegenheiten sollen sogleich in Angriff genommen werden.



Die erste Nachricht davon, daß „der Kaiser Napoleon“ — denn dieser Titel war ihm als unbeschränktem und deshalb unbewachtem Beherrscher der Insel Elba von den verbündeten Mächten durch Vertrag zugestanden — zu irgend einer Unternehmung mit einer Begleitung von 1200 Mann seiner alten Garde sich in Porto Ferrajo eingeschifft habe, erhielt der Herzog Wellington am 7. März durch Lord Burghers (später Graf von Westmoreland), englischen Gesandten in Florenz, welchem der englische Consul in Livorno davon Mittheilung gemacht hatte. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit wurde zunächst Metternich von dem Ereigniß in Kenntniß gesetzt, der sofort seinem Kaiser und, nachdem dieser sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, Hardenberg und Talleyrand davon Meldung machte.

Mit diesen Worten berichteten damals (im März 1815) die öffentlichen Blätter über dies Ereigniß und ihr Bericht ist seitdem in die in- und ausländischen Geschichtswerke aufgenommen worden, ohne daß bisher von irgend einem dabei Betheiligten eine Berichtigung oder ein Widerspruch erfolgt wäre. Erst ganz neuerdings ist, nach Verlauf von fünfzig Jahren, ein fünfundzwanzig Jahre nach der Begebenheit niedergeschriebener, von der bisherigen Ueberlieferung wesentlich abweichender Bericht bekannt gemacht worden, und zwar von einem Berichterstatter, welcher ohne Zweifel für den am besten unterrichteten, wenn auch nicht für den glaubwürdigsten gelten mag.

Der Fürst Metternich nimmt Veranlassung in einem, an Varnhagen gerichteten Briefe, Wien den 27. März 1840, über die, ihm angeblich zuerst zugegangene, Nachricht von der Abfahrt des Kaisers von Elba nähere Auskunft zu geben.*)

„Der Hergang der Sache," schreibt er, „war der folgende und wenn ich ihn im kurzen Umrisse hier gebe, so war der Krieg in einem kaum längeren Zeitraume entschieden, als ich dessen bedarf, um das Geschichtliche hier niederzuschreiben.

„Die erste Kunde der Entfernung Napoleons von Elba habe ich, und zwar auf folgende Weise, erhalten. Eine Conferenz zwischen den Bevollmächtigten der fünf Mächte hatte sich in meinem Cabinette in der Nacht von dem 6. auf den 7. März bis nach 3 Uhr früh erstreckt. Da die Cabinette zu Wien vereint waren, so hatte ich meinem Kammerdiener den Befehl ertheilt, mich, wenn Couriere spät Nachts ankämen, nicht im Schlafe zu stören. Diesem Befehle ungeachtet brachte mir derselbe gegen 6 Uhr früh eine, mittelst Estafette eingelangte „dringend" bezeichnete, Depesche. Als ich auf dem Couvert die Worte: „Vom K. K. Generalconsulate zu Genua" las, und kaum zwei Stunden zu Bett war, legte ich die Depesche uneröffnet auf den neben stehenden Nachttisch und überlies mich wieder der Ruhe.

„Einmal gestört wollte dieselbe jedoch mir nicht recht zu Gebote stehen. Gegen 7½ Uhr entschloß ich mich die Schrift zu erbrechen. Sie enthielt in sechs Zeilen die Anzeige: „„Der englische Commissar Campbel sei so eben in dem Hafen erschienen, um sich zu erkundigen, ob sich Napoleon zu Genua nicht habe

*) Varnhagen v. Ense, Briefwechsel. Bd. IV. Leipzig 1865.

erblicken lassen, denn von Elba sei er verschwunden, worauf in Folge der verneinenden Antwort die englische Fregatte ungesäumt wieder in die See gestochen sei!"" — In wenigen Minuten war ich angekleidet und vor 8 Uhr bereits bei dem Kaiser. Derselbe las den Bericht und sprach ruhig und gefaßt, wie er dies bei allen großen Gelegenheiten war, die folgenden Worte zu mir: „„Napoleon scheint den Abenteurer spielen zu wollen; dies ist seine Sache. Die unsere ist die Ruhe, welche er Jahre lang störte, der Welt zu sichern. Gehen Sie ohne Verzug zu dem Kaiser von Rußland und dem Könige von Preußen und sagen Sie ihnen, daß ich bereit bin, meiner Armee alsbald den Rückmarsch nach Frankreich zu befehlen. Ich zweifle nicht, daß die beiden Monarchen mit mir einverstanden sein werden."" Um 8¼ Uhr war ich bei dem Kaiser Alexander, welcher mich mit denselben Worten beschied, wie der Kaiser Franz. Um 8½ Uhr erhielt ich dieselbe Erklärung aus dem Munde des Königs Friedrich Wilhelm. Um 9 Uhr war ich zu Hause, wohin ich bereits den Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg entboten hatte. Um 10 Uhr stellten sich auf meine Aufforderung die Minister der vier Mächte bei mir ein. Um diese Stunde waren bereits Adjutanten in allen Richtungen unterweges, um den rückziehenden Armee-Abtheilungen den Befehl des Haltmachens zu überbringen. Sie sehen, daß der Krieg in weniger als einer Stunde beschlossen war. Als sich die Minister bei mir einstellten, war ihnen das Ereigniß noch unbekannt. Talleyrand war der Erste, der bei mir eintrat; ich gab ihm den Bericht aus Genua zu lesen. Er blieb kalt und zwischen uns fand das folgende lakonische Gespräch statt: Talleyrand: Savez-vous, où va Napoléon? Ich: Le rapport n'en dit rien. T.: Il debarquera sur quelque côte d'Italie et se jettera en Suisse. Ich: Il ira droit à Paris! — Dies ist die Geschichte in ihrer ganzen Einfachheit. Ein Paar Tage später fuhren der Fürst Talleyrand, der Herzog Wellington und ich nach Preßburg, woselbst wir die Ausgleichung mit dem daselbst befindlichen Könige von Sachsen im Auftrage des Congresses bewirkten. Der Herzog von Wellington ließ dort drei, auf ihrem Rückmarsche nach Frankreich, durchziehende östreichische Cavallerie-Regimenter vor sich vorbei defiliren."

Der, von Varnhagen geäußerten Vermuthung: „Gentz habe sich nach der Rückkehr Napoleons von Elba für eine friedliche Aussöhnung mit ihm erklärt," widerspricht Metternich. „Dies war," schreibt er in demselben Briefe, „nicht

der Fall und wäre es auch gewesen, so würde die Ansicht unseres Freundes keinen Einfluß auf die wichtige Entscheidung gehabt haben." —

Uebrigens wollen wir nicht unbeachtet lassen, daß Metternich diesen Brief fünfundzwanzig Jahre nach dem großen Ereigniß schrieb; da war es keine Kunst vorherzusagen: „Napoleon wird graden Weges auf Paris gehen!" Auch möchte zu bezweifeln sein, daß Hardenberg, Nesselrode, Wellington und Talleyrand, als sie gegen Mittag sich zur Conferenz einfanden, noch nichts von der Entweichung Napoleons gewußt haben sollten. —

Der, uns als Berichterstatter über die Festlichkeiten des Congresses bekannte, Graf de la Garde erzählt: „Wien hatte heut noch (den 7. März des Mittags) sein gewöhnliches Gesicht. Die Spaziergänge auf der Bastei und im Prater waren mit Lustwandlern bedeckt, welche die ersten Strahlen der Frühlingssonne ins Freie gelockt hatten. Nichts kündigte das nahende Gewitter an; überall Sorglosigkeit und Freude. In den höheren Kreisen war die Nachricht im Laufe des Tages bekannt geworden, allein man nahm bei Hofe die Miene an, als sei nichts vorgefallen, wodurch man sich in seinem Vergnügen dürfe stören lassen. Für diesen Abend war die Gesellschaft zur Kaiserin eingeladen, wo die Vergnüglinge (Dilettanti) eine Vorstellung der Oper: der Barbier von Sevilla und eines kleinen französischen Lustspieles: „der unterbrochene Tanz" gaben.

„Der Fürst Koslowski hatte mir angeboten, ihn nach der Burg zu begleiten. Neugierig, die Physiognomie der hohen Gesellschaft zu studiren und in der Hoffnung, einiges Nähere über das große Ereigniß zu erfahren, hatte ich die Einladung angenommen. Die Gesellschaft war zahlreich und glänzend, wie gewöhnlich; allein die sonstige sorglose Heiterkeit fehlte, einige leichte Wölkchen zeigten sich hin und wieder auf den Stirnen. Es bildeten sich Gruppen, man sprach lebhaft über die möglichen Folgen dieser Abfahrt. „Er wird den englischen Kreuzern nicht entgehen!" sagte Einer; ein Anderer: „Pozzo di Borgo versichert, Bonaparte werde, wenn er es wagen sollte, den Fuß auf französischen Boden zu setzen, an dem nächsten Baume baumeln!" wogegen Dahlberg bemerkte: „Pozzo di Borgo ist kein Prophet; binnen Kurzem wird Napoleon in Paris sein!" — „O!" sagte mit selbstgefällig lächelnder Miene der, von einigen alten Damen über seine Meinung von der Sache befragte, Baron v. Riesemenschel in seiner breit- und weitschweifigen meißnischen Mundart, „sehen Sie,

meine schöne Damen, das kann ich Sie ganz accurat sagen, wie das Alles kommen wird; denn wenn der Bonaparte davon kommen sollte, ja dann weiß ich Sie wirklich nicht, was ich sagen sollte."

„Unterdessen hatte die Kaiserin befohlen, anzufangen; man nahm die Plätze, ein, der Vorhang ging in die Höhe. „„Wir werden sehen," sagte ich zu dem Fürsten Koslowski, „ob die Nachricht nicht einige Verwirrung in die Aufführung bringen wird."" — „Keineswegs," bemerkte mein Freund; „um diese Gesellschaft aus ihrem Taumel zu wecken, muß der Feind vor den Thoren erscheinen und der Kanonendonner sich vernehmen lassen. Als der Fürst Talleyrand diesen Morgen die erste Nachricht erhielt, lag er noch zu Bett, Madame Edmond de Perigord (Herzogin von Dino) saß bei ihm und unterhielt ihn mit Scherzen; man brachte eine Depesche von Metternich. Die schöne Gräfin öffnete das Siegel und trug die inhaltschwere Nachricht vor. „„Bonaparte hat die Insel Elba verlassen! was wird heute Abend aus unserer Comödie werden?"" — „„Sie wird stattfinden!"" äußerte der Diplomat. Vielleicht befindet sich Europa am Vorabend eines allgemeinen Brandes. Unsere liebenswürdigen Comödiantinnen werden sich dadurch nicht aus ihrer Rolle bringen lassen." —

Die Vorstellung ging vor sich; man vermißte Metternich, Talleyrand und Wellington. In der Conferenz, zu welcher Metternich sofort eingeladen hatte, war beschlossen worden, vor allen anderen Geschäften die sächsische Angelegenheit zum Abschluß zu bringen. Zwar legte man auf die erste Nachricht, welche nur die Abfahrt Napoleons von Elba meldete, kein so großes Gewicht; noch war die Meinung vorherrschend: er wolle sich durch die Flucht nach Amerika einer gewaltsamen Versetzung von der Insel Elba — man hatte bei dem Congreß damals schon St. Helena in Vorschlag gebracht — entziehen.

Wir haben bereits die drei Botschafter nach Preßburg begleitet und von dem Mißlingen ihres Versuches, den König von Sachsen zur Einwilligung in die von ihm verlangte Abtretung der Hälfte seines Königreiches zu bewegen, berichtet. Außer allem Zweifel ist es, daß der König bereits am 9. von der Flucht Napoleons von Elba Nachricht hatte und wenn sich auch über den weiteren Verlauf des Unternehmens nichts Bestimmtes voraussehen ließ, ermuthigte dasselbe den König zu hartnäckiger Verweigerung seiner Zustimmung.

An dem Tage der Rückkehr der Botschafter von Preßburg traf in Wien die Nachricht ein von der unbehinderten Ausschiffung Napoleons und seiner

Truppen an der französischen Küste und von dem günstigen Empfange, welchen er bei der dortigen Bevölkerung gefunden hatte. Außerdem versicherte Wellington, daß er während seines letzten Aufenthalts in Frankreich eine allgemeine Unzufriedenheit der Bevölkerung mit der Regierung der Bourbons wahrgenommen und daß ganz besonders in dem Heere die Mißstimmung den höchsten Grad erreicht habe. —

Den Beschluß der Congreßfestlichkeiten machte ein Ball bei Metternich; noch einmal waren die bunten Laternen zwischen den blühenden Orangenbäumen, Myrthen und Rosengesträuch in den Salons angesteckt, allein dem Feste fehlte der Zauber früherer Ausgelassenheit und frohen Uebermuthes. „Die Nachricht von den ersten glücklichen Erfolgen der Landung Napoleons," erzählt der bei dem Ballfeste anwesende de la Garde,*) „wirkt wie ein elektrischer Schlag; der Walzer stockt, die Musik verstummt, man blickt sich an, man fragt; jene vier Worte: „er ist in Frankreich!" wirken wie der Schild Ubaldo's, welcher in einem Augenblick die Zauberkünste Armidens vernichtete." Der Kaiser Alexander tritt zu Talleyrand heran: „Sagte ich es Ihnen nicht zum Voraus, das wird keinen Bestand haben!" Der Fürst verneigt sich schweigend. Der Kaiser Franz nähert sich dem Kaiser Alexander: „Das haben's halt von Ihrer Vorliebe für die Jacobiner!" — „Für das nächste Mal," antwortete der Zar, „wollen wir uns besser vorsehen." Der König von Preußen giebt Wellington ein Zeichen; beide verlassen im vertraulichen Gespräch den Saal; Metternich und Kaiser Franz folgen ihnen. Die Mehrzahl der Gäste drückt sich und verschwindet; nur einige verstörte Gesprächer (discoureurs) und solche, welchen selbst nach der Landung der wälschen Adler der Appetit auf die wälschen Hähne nicht vergangen war, begeben sich nach dem Speisesaal, wo sie bei dem Schweinskopf à la Metternich, dem Fasan à la Perigord-Talleyrand und dem Eispudding à la Nesselrode — wodurch diese berühmten Diplomaten sich ihre Unsterblichkeit auf den Speisekarten mehr, als auf den Landkarten Europas gesichert haben — und bei dem edelsten Tokaier und Ruster Ausbruch des Einbruches vergessen, welchen der Friedensstörer in das schöne Schlaraffenleben zu unternehmen gewagt hat.

„Der Hexensabbath ist aus!" ruft Mephisto der unsaubern Gesellschaft

*) Congrès de Vienne. II. 507

in der ersten Mainacht bei dem ersten Hahnenschrei auf dem Blocksberge zu und sie stieben nach allen vier Winden auseinander; also entflohen, verscheucht durch das rauhe Wort des Kaisers, sobald er den festen Boden Frankreichs unter seinen Füßen fühlte: „Der Congreß ist aufgelöst!“ auf leichten Schwingen die Huldgöttinnen und Freudengeister der Festversammlung. Die Fürsten aber und ihre Räthe kamen durch jenes Wort zur Besinnung, gestanden sich, daß von Allem, was sie begonnen, auch noch nicht eine einzige Vorlage zum Abschluß gediehen sei, und daß, anstatt ein dauerndes Friedenswerk zu schaffen, es nahe daran war, daß nicht in dem eigenen Lager der Verbündeten die Flamme des Krieges ausgebrochen wäre. Hierauf vornehmlich hatte Napoleon bei seinem Unternehmen gerechnet; diese Rechnung schlug fehl. „Die Besorgnisse, welche die Landung Napoleons erweckte, bewirkten eine sofortige Annäherung der Parteien; die Cabinette sahen die Nothwendigkeit ein, die noch vorhandenen Streitfragen zu beseitigen und zu ordnen. Der Kaiser Alexander erklärte laut, er habe voriges Jahr in Paris Fehler begangen, aber er sei bereit, an der Spitze seines Heeres den Pariser Frieden — Ausschluß des Kaisers Napoleon und dessen Familie von dem französischen Throne — aufrecht zu erhalten. Dasselbe äußerte er in einer Unterredung mit Capo d'Istria, bemerkte aber dabei: er werde sich nun seine Bedingungen vorher machen, um sich nicht neuen Schwierigkeiten und Einreden seiner Verbündeten auszusetzen, wenn es zur Entwickelung der öffentlichen Angelegenheiten komme. Er wolle zum voraus keine weitere Vergrößerung in Anspruch nehmen, müsse aber Subsidien — d. h. englisches Gold — haben, um den Krieg fortzusetzen. Stein war der Erste, welcher als das Wirksamste anrieth: eine feierliche Erklärung der acht Mächte, welche den Pariser Frieden unterzeichnet hatten, daß sie fest entschlossen seien, diesen Frieden aufrecht zu erhalten. Hierdurch werde man die französische Nation warnen und ihr die Gefahr eines unvermeidlichen Krieges wieder vor die Augen bringen.“*) Außerdem sprach er in einer Conferenz am 8. sehr eindringlich dafür, daß Bonaparte, im Fall er den Boden Italiens oder Frankreichs in feindlicher Absicht betrete, als ein Landfriedensbrecher in die Acht erklärt werden müsse.

Die Vorlage, welche man zunächst zum Abschluß zu bringen dringende

*) Pertz, Stein IV. 372.

Veranlassung hatte, war die sächsische. Die Ueberzeugung, daß der König von Sachsen in seiner Weigerung durch den Fortschritt, welchen Napoleons Unternehmungen in Frankreich machten, bestärkt werde, drängten dazu, mit ihm kurzen Prozeß zu machen. Es wurde ihm eine, in der Conferenz der fünf Mächte am 12. März genehmigte Note zugefertigt, in welcher es heißt: „Der König von Sachsen mißkennt gänzlich die Lage, in welcher er sich den Mächten gegenüber befindet, wenn er, wie es die Note des Grafen Einsiedel besagt, der Meinung ist, daß, nachdem er seine Freiheit wieder erlangt hat, er die Gültigkeit der, von den Mächten unwiderruflich festgesetzten Verfügungen anfechten und eine neue Unterhandlung durch einen Bevollmächtigten von seiner Seite anknüpfen könne. Die Mächte kommen deshalb auf's Neue überein, daß derjenige Theil von Sachsen, welcher bestimmt ist, unter der Herrschaft Sr. Majestät des Königs von Sachsen zu bleiben, demselben nicht eher zurückgegeben werden soll, als bis Se. Majestät ihre gänzliche und vollständige Zustimmung zu den, in Preßburg ihr unterbreiteten, Artikeln erklärt haben wird; daß vor Erfüllung dieser Bedingung von einer Unterhandlung mit einem Bevollmächtigten von seiner Seite nicht die Rede sein kann und daß die Unterhandlung, für welche der östreichische Hof seine Vermittelung angeboten hat, nur eintreten kann für die, in den Artikeln 8, 9 und 10 enthaltenen Nebenbestimmungen und nur nach den ebendaselbst festgestellten Bestimmungen.

„Da der Mangel der Einwilligung von Seiten Sr. Majestät des Königs von Sachsen Schritte aufzuhalten nicht vermag, welche gebieterisch vorgeschrieben sind durch die respectiven Rechte der Mächte und durch das Bedürfniß Europas, seine Ruhe gesichert zu sehen durch den Uebergang verschiedener Länder an diejenigen Regierungen, welchen sie zugedacht sind, so ist beschlossen worden:

1. daß ohne Verzug diejenigen Landestheile Sachsens, welche unter preußische Hoheit kommen, von denjenigen getrennt werden sollen, welche Sr. Majestät dem Könige von Sachsen bleiben;
2. daß Se. Majestät der König von Preußen für immer Besitz nehmen wird von demjenigen Theile Sachsens, welcher ihm durch gegenwärtige Bestimmung überlassen ist;
3. daß der, dem Könige von Sachsen zufallende, Theil vorläufig unter dem preußischen provisorischen Gouvernement verbleibt.

„Die Herren Bevollmächtigten haben ferner bei einer genaueren Prüfung der Note des Herrn Grafen v. Einsiedel gefunden, daß man, um das Benehmen des Königs zu rechtfertigen, sich darin Verschweigungen und Behauptungen erlaubt hat, welche der Wahrheit der Thatsachen zuwider sind (contraires à la vérité des faits). Es heißt darin:

„„Es habe von Sr. Majestät dem Könige von Sachsen weder bei dem Beginn des großen Kampfes noch im Laufe desselben abgehangen, der Sache der Verbündeten beizutreten, wie aufrichtig auch Ihr Verlangen danach gewesen sei, welches Sie unzweideutig und zuletzt noch durch förmliches, an die verbündeten Souveraine gerichtetes Begehren ausgesprochen hätten.““

„Gleichwohl ist allgemein bekannt, daß, wenn der König von Sachsen einem Bündniß (mit Napoleon), welches allen seinen Pflichten und Interessen so durchaus entgegen war, beizutreten gezwungen worden ist, er aus eigener Entschließung dabei verharrte, nachdem er in der edelmüthigsten und freundschaftlichsten Weise aufgefordert worden war, dasselbe aufzugeben zu einer Zeit, wo er persönlich frei war und wo Rußland und Preußen den größten Theil seines Landes im Besitz hatten; daß er nicht allein dabei aus eigenem Entschluß verharrt hat, sondern daß er, so zu sagen, auf's Neue in dasselbe (Bündniß mit Napoleon) zurücktrat, indem er mit wohlüberlegtem Entschlusse die Freistatt verließ, welche die wohlwollende Weisheit einer der verbündeten Mächte (Oestreich), damals neutral, ihm bereitet hatte; daß diese Rückkehr zu dem grausamsten Feinde desjenigen Landes, an welches so viele Rücksichten ihn hätten binden sollen, keineswegs erzwungen genannt werden kann, weil die Macht (Oestreich), welche damals seine Neutralität schützte, ihm zugleich Gewähr für den Besitz seiner Staaten geleistet hatte; daß er durch dieses Benehmen eine wichtige Festung (Torgau) den Händen des Feindes überlieferte und zum Unglück seiner eigenen Staaten, Deutschlands und Europas den allerverwüstendsten Kampf verlängerte und daß er mit den siegreichen Mächten sich zu vereinigen erst dann anbot, als seine Staaten erobert und er selbst zum Gefangenen gemacht worden war.*)

*) Am 19. October in dem mit Sturm genommenen Leipzig. Hinzugefügt hätte werden können: „nachdem die sächsischen Regimenter die Reihen der Feinde verlassen hatten, zu den Verbündeten übergegangen waren und ihre Kanonen gegen die Franzosen richteten.“

„Nach dieser gedrängten Darstellung, worin man sich nur an die auffallendsten Thatsachen gehalten und alle übrigen mit Stillschweigen übergangen hat, ist, da die Mächte nicht gestatten können, daß eine Rechtfertigung des Königs von Sachsen ein falsches Licht auf ihre Handlungen und Absichten werfe, beschlossen worden, eine Antwort auf diese Note (des Grafen Einsiedel) verfassen zu lassen, worin das politische Betragen des Königs von Sachsen nach der ganzen Wahrheit der Thatsachen und der Verhandlungen dargestellt werden soll, um zu verhindern, daß die öffentliche Meinung Europas nicht irre geleitet werde."

Wie angelegen auch Metternich und Talleyrand sich es bisher hatten sein lassen, den Forderungen des Königs von Sachsen heimlich und öffentlich Vorschub zu leisten und den Ansprüchen Preußens in feindseligster Weise entgegenzutreten, sie verhehlten dem Grafen Einsiedel jetzt nicht, daß der Congreß in dieser Angelegenheit sein letztes Wort gesprochen habe. Der Minister überbrachte dem Könige diese wenig tröstliche Nachricht nach Preßburg, theilte ihm jedoch zugleich zu seiner B e r u h i g u n g mit, daß über die Fortschritte, welche Napoleon in Frankreich mache, bei dem Congreß die b e u n r u h i g e n d s t e n Nachrichten eingetroffen seien. Sehr bereitwillig ging der König auf Einsiedels Rath ein, sich in seinen Entschlüssen nicht zu übereilen, da in Wien die Verwirrung groß und Aussichten dafür vorhanden seien, daß Napoleon für den allertreuesten seiner Bundesgenossen, sei es im Felde, sei es durch Unterhandlung, eine günstigere Entscheidung, als sie der Congreß im Sinne habe, herbeiführen werde. Der König von Sachsen versuchte es, fernere Unterhandlungen anzuknüpfen und die Entsagungsacte für's Erste noch nicht zu unterzeichnen. Der Congreß aber sah diese Angelegenheit für abgemacht an; das Wichtigste, was ihm jetzt oblag, war: das gemeinsame und feste Zusammenhalten der Großmächte gegen Napoleon und das Aufbringen einer ihm gewachsenen Heeresmacht. Nun wurde mit einem Male die Sprache Metternichs geschmeidig, Talleyrands rücksichtsvoll, Wellingtons anerkennend gegen die preußischen Bevollmächtigten; denn das war Niemandem verborgen, daß Preußen allein noch kriegsgerüftet war und sich den Ruhm nicht würde nehmen lassen, noch einmal seine Fahnen auf dem

Damals ließen französische Schriftsteller und Napoleon selbst es nicht an Schimpfreden gegen die Sachsen fehlen; sie erfanden das Wort „saxonner" für „überlaufen zum Feinde". Der König aber, welcher treu ausgehalten bis auf den letzten Mann, wurde höchlich belobt.

Schlachtfelde im Vordertreffen zu entfalten. Das Sonderbündniß, welches Oestreich, England und Frankreich gegen Rußland und Preußen geschlossen hatten, wurde aufgegeben; die acht Mächte, welche den Pariser Frieden unterzeichnet hatten, traten wiederum mit geschlossener Kraft gegen Napoleon zusammen.*) Die Bevollmächtigten Oestreichs, Rußlands, Frankreichs, Preußens, Englands, Schwedens, Spaniens, Portugals erließen unter dem 13. März im Auftrage ihrer Höfe eine Achtserklärung gegen Napoleon, durch welche er wegen öffentlichen Friedensbruches außer dem Gesetz und für vogelfrei erklärt wurde. „Die Mächte" — so lautet die Acht der Achte — „erklären: daß Napoleon Bonaparte sich außer den bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen gesetzt und als ein Feind und Störer der Ruhe der Welt sich der öffentlichen Rache überliefert habe." So wenig aber war man in Wien über den Zustand der Dinge in Frankreich und die Stimmung der Nation und des Heeres unterrichtet, daß hinzugefügt wurde: „Obwohl vollkommen überzeugt, daß ganz Frankreich, um seinen legitimen Herrscher sich schaarend, diesen letzten Versuch eines verbrecherischen und ohnmächtigen Wahnsinns auf der Stelle in sein Nichts zurückzukehren zwingen wird, erklären die sämmtlichen Souveraine Europas, beseelt von denselben Gefühlen, geleitet von denselben Grundsätzen, daß, wenn aller Berechnung entgegen, irgend eine wirkliche Gefahr aus diesem Ereigniß hervorgehen sollte, sie bereit sein werden, dem Könige von Frankreich und der französischen Nation, oder einer jeden anderen angegriffenen Regierung auf Verlangen die zur Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe nöthige Hülfe zu leisten und gemeinschaftliche Sache gegen alle zu machen, welche sie zu stören unternehmen würden."

Noch geringschätziger, als in dieser Achtserklärung ließ sich der große Politiker Gentz in dem östreichischen Beobachter über Napoleons Unternehmen vernehmen. Mit Berufung auf die, von Napoleon am 11. April 1814 zu Fontainebleau unterzeichnete Entsagungsacte, also lautend: „Der Kaiser Napoleon entsagt für sich, seine Nachfolger und Nachkommen, sowie für alle Mitglieder seiner Familie allen Rechten der Souverainetät und obersten Gewalt, nicht allein

---

*) „Wie fletschtet ihr die Zähne, da ich kam,
Bereit schon, an der Gurgel euch zu packen,
Und kehrt ihr nun all' euern Haß auf mich?"
Shakesp. Richard III. Act 1, Sc. 3.

über das französische Reich und das Königreich Italien, sondern auch über jedes andere Land" — wird das Recht der acht Mächte hergeleitet, ihn wegen seines bewaffneten Einfalls für recht- und gesetzlos zu erklären. „Nicht gegen Bonaparte's persönliche Mittel und Kräfte," — heißt es in dem Artikel — „gegen den ersten, wenn auch noch so ohnmächtigen Versuch, sein verhaßtes System wieder empor zu bringen, war die Erklärung der Mächte gerichtet. Er selbst, Bonaparte, ein wesenloser Schatten, kann Europa nicht mehr zittern machen; daß er auch nur die Ruhe von Frankreich ernsthaft und dauerhaft stören sollte, hält Niemand, der mit den inneren Verhältnissen dieses Landes, der heutigen Stimmung seiner Bewohner und den Hülfsmitteln, die seiner Regierung zu Gebote stehen, mehr oder weniger vertraut ist, für möglich. Der Geist aber, der in diesem neuen Frevel athmet, darf nie mit Verachtung übergangen, muß, so oft er sich in Thaten ausspricht, vor den Richterstuhl von Europa gezogen und feierlich gebrandmarkt werden. Ueberdies hat man viele Gründe zu glauben, daß eitle Gerüchte von eingebildeten Mißverständnissen zwischen den großen Höfen der erste Anlaß zu Bonaparte's unsinnigem Versuche gewesen sind. Es war daher der Würde der zu Wien versammelten Souveraine und Minister vollkommen angemessen, durch einen offnen und Ehrfurcht gebietenden Schritt die Welt zu überzeugen, daß die Grundsätze von 1813 und 1814 keinen Augenblick aufgehört haben, die oberste Richtschnur ihres Verfahrens zu sein und daß sie, fest entschlossen ihr Werk zu vollenden, zu befestigen und aufrecht zu erhalten, Jeden, der den allgemeinen Frieden von Europa durch neue Revolutionen oder neue Kriege bedrohen wollte, als einen gemeinschaftlichen Feind, mit gemeinschaftlichen Waffen zu bekämpfen bereit sind." *)

Einsichtigere Männer gewannen sehr bald die Ueberzeugung, daß mit dergleichen Papierpfropfenschreckschuß der Wiener Hofzeitung gegen Napoleon und das zu ihm haltende Frankreich nichts auszurichten sei; es mußte wieder zu den Waffen gegriffen werden; der zwischen Oestreich, England, Rußland und Preußen am 1. März 1814 zu Chaumont abgeschlossene Vertrag wurde in einem neuen, unter dem 23. März 1815 zu Wien zwischen den genannten vier Mächten abgeschlossenen nochmals feierlich bestätigt.

Der neue Vertrag war in neun Artikeln abgefaßt. In dem ersten machen

*) Oestr. Beobachter vom 16. März 1815.

die vertragschließenden vier Mächte sich verbindlich, alle Mittel ihrer Staaten zu vereinigen zur Aufrechthaltung der Bestimmungen des Pariser Friedens vom 30. Mai 1814 und der auf dem Wiener Congresse gefaßten und unterzeichneten Festsetzungen (stipulations), in der Absicht, sie gegen jeden Angriff zu schützen, insonderheit gegen die Absichten Napoleon Bonaparte's. Dies zu erreichen, machen sie sich verbindlich, wenn der Fall es erheischen sollte und in dem Sinne der Erklärung vom 13. März (der Achtserklärung) nach gemeinschaftlicher Zustimmung, alle ihre Anstrengungen gegen ihn und gegen Alle, welche sich bereits seiner Partei angeschlossen haben oder anschließen werden, zu richten, in der Absicht, sie zu zwingen, ihr Vorhaben aufzugeben und sie außer Stand zu setzen, in Zukunft die Ruhe Europas und den allgemeinen Frieden zu stören, unter dessen Schutz die Rechte, die Freiheit und die Unabhängigkeit der Nationen sicher gestellt worden sind. — Im zweiten Artikel wird bestimmt, daß eine jede der vier Mächte ein Heer von 150,000 Mann gegen den gemeinschaftlichen Feind ins Feld stellen soll.*) Im dritten Artikel machten die hohen vertragschließenden Mächte sich verbindlich, die Waffen nicht anders niederzulegen, als nach gemeinschaftlichem Beschluß, bevor nicht der, im Artikel 1 bezeichnete, Zweck erreicht, Bonaparte in die Unmöglichkeit versetzt worden sei, Unruhen zu erregen und seine Absicht, sich der höchsten Gewalt in Frankreich zu bemächtigen, aufgegeben hätte. Die Artikel 4, 5, 6, 7 enthielten Bestimmungen, welche sich auf den Oberbefehl des Heeres, gegenseitige Correspondenzen, Einladung zum Beitritt u. s. w. bezogen. Der achte Artikel lautet: „Da gegenwärtiger Vertrag beabsichtigt, Frankreich oder jedes andere angegriffene Land gegen die Unternehmungen Bonaparte's zu unterstützen, so soll die allerchristlichste Majestät Ludwig XVIII. ganz besonders eingeladen werden, seinen Beitritt (adhésion) zu erklären und in dem Fall, daß er die, im zweiten Artikel festgesetzte, Truppenmacht in Anspruch nehmen sollte, die Anzahl der von ihm für den Zweck gegenwärtigen Vertrages zu stellenden Hülfstruppen anzugeben." Das constitutionelle England, welches schon damals in Betreff der Einmischung in die Verfassungsangelegenheiten fremder Nationen gerechteren Grundsätzen, als die

*) Als Maßstab für eine Großmacht wurde die Stellung eines Heeres von 150,000 Mann angenommen. Als Baiern, die Niederlande, Spanien Zutritt zu den Berathungen der Großmächte verlangten, wurden sie befragt: ob sie, eine jede für sich, 150,000 Mann in das Feld zu stellen bereit seien?

Höfe und Cabinette des Festlandes huldigte, machte in einer nachträglichen Erklärung (London, den 15. April) in Bezug auf die Wiedereinsetzung der Bourbonen den ausdrücklichen Vorbehalt, daß es zwar den gemeinschaftlichen Anstrengungen gegen die Gewalt Napoleon Bonaparte's sich anschließen werde, „jedoch dürfe Artikel 3 nicht so verstanden werden, als mache Se. britische Majestät sich dadurch verbindlich, den Krieg in der Absicht zu führen, Frankreich irgend eine bestimmte Regierung aufzuzwingen. Wie groß auch das Verlangen des Prinz-Regenten sei, die allerchristlichste Majestät (Ludwig XVIII.) wieder auf seinen Thron gesetzt zu sehen, und wie sehr er es sich angelegen sein lasse, vereint mit seinen Verbündeten zu einem so glücklichen Erfolge beizutragen, halte er sich nichts desto weniger für verpflichtet, bei Auswechslung der Unterzeichnung diese Erklärung hinzuzufügen, sowohl in Betracht dessen, was er den Interessen Sr. allerchristlichsten Majestät schuldig zu sein glaube, als auch in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen, nach welchen die britische Regierung unabänderlich ihr Benehmen geregelt habe.“

Da in den Kriegskassen der drei großen und verschiedener kleinen Mächte vollständige Ebbe eingetreten war, übernahm es das meerbeherrschende England, für die Mobilmachung der Heere der Verbündeten durch Zahlung ansehnlicher Hülfsgelder zu sorgen, worüber in Wien den 30. April 1815 ein besonderer Subsidienvertrag als eine „convention additionelle“ unterzeichnet wurde.

Durch denselben machte Se. britische Majestät sich verbindlich, für den Dienst des Jahres, welches mit dem 1. April 1816 endet, eine Subsidie von fünf Millionen Pfund Sterling (35 Millionen Thaler) zu zahlen, welche zu gleichen Theilen unter den König von Preußen, den Kaiser von Oestreich und den Kaiser von Rußland getheilt werden sollten. Diese Hülfsgelder sollten in monatlichen Raten in London an die Gesandten der genannten Höfe ausgezahlt werden, und die erste Zahlung mit dem nächsten ersten Mai beginnen. Sollte vor Ablauf eines Jahres der Abschluß eines Friedens erfolgen, so wird die Auszahlung der Hülfsgelder nur bis zu Ende des Monats, in welchem die definitive Unterzeichnung stattfinden wird, geleistet werden. Außerdem verspricht Se. britische Majestät, an Rußland noch vier Monate, an Preußen und Oestreich noch zwei Monate länger die Hülfsgelder zu zahlen, zur Deckung der Kosten des Rückmarsches ihrer Truppen in ihre Heimath. Aus einem Schreiben Castlereagh's an einen deutschen Fürsten ergiebt sich, daß dem Herzoge von

Wellington zwei Millionen Pfund zur Verfügung gestellt wurden, um an verschiedene kleinere deutsche Fürsten Hülfsgelder zu zahlen.

In den Kronen der Rheinbundskönige dämmerten mit dem Erscheinen Napoleons wiederum die alten Gelüste zu Treubruch und Verrath am gemeinschaftlichen Vaterlande auf. Um so erfreulicher war es in jener Zeit selbstsüchtiger Zerfahrenheit, wo in der deutschen Kaiserstadt die Angelegenheiten der ganzen Welt verhandelt, keine aber so schlecht wie die des deutschen Volkes von den Großmächten bedacht wurde, daß die Kleineren sich brav zusammenstellten und daran erinnerten, was in so bedrängter Zeit dem gemeinsamen Vaterlande Noth thue. Einige zwanzig Bevollmächtigte „der vereinigten souverainen Fürsten und freien Städte Deutschlands" richteten unter dem 27. März 1815 an „die kaiserlich östreichischen und königlich preußischen ersten Herren Bevollmächtigten" nachstehende Note. „Die unterzeichneten Bevollmächtigten der vereinigten Fürsten und freien Städte Deutschlands finden in den gegenwärtigen Zeitbegebenheiten eine dringende Veranlassung, einstimmig zu erklären, daß ihre Committenten auch ihrerseits vollkommen bereitwillig sein werden, mit aller Anstrengung durch eine, ihrer Bevölkerung und ihren sonstigen Kräften angemessene, Militairleistung zur endlichen Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung in Europa und zur Sicherung der Unabhängigkeit Deutschlands mitzuwirken.

„Zugleich aber können sie nicht umhin, bei der entscheidenden Wichtigkeit für die Beförderung des gemeinsamen großen Zweckes, den lebhaften Wunsch zu erneuern, daß Deutschland nunmehr wegen seiner Zukunft durch eine endliche und feste Vereinigung beruhigt werden möge. Sie beziehen sich deswegen auf ihre Noten vom 16. November v. J. und 2. Februar d. J. nach ihrem ganzen Inhalt und tragen wiederholt darauf an, daß unverweilt die wesentlichsten Grundlagen eines, die Rechte aller Theile sichernden, Bundesvertrages in gemeinsame Berathung genommen, ein solcher Vertrag hier wirklich abgeschlossen und in demselben nicht blos das rechtliche Verhältniß der Bundesgenossen unter sich im Allgemeinen bestimmt, ihre Selbständigkeit und Integrität garantirt, sondern auch zu gleicher Zeit den deutschen Staatsbürgern eine freie, geordnete Verfassung durch Ertheilung gehöriger staatsbürgerlicher Rechte zugesichert werde.

„Je mehr die deutschen Fürsten und Völker so zu der vollen Ueberzeugung gelangen, daß die bereits dargebrachten Opfer, sowie die neuen Anstrengungen, für ihre höchsten und theuersten Interessen geleistet und erheischt werden — um

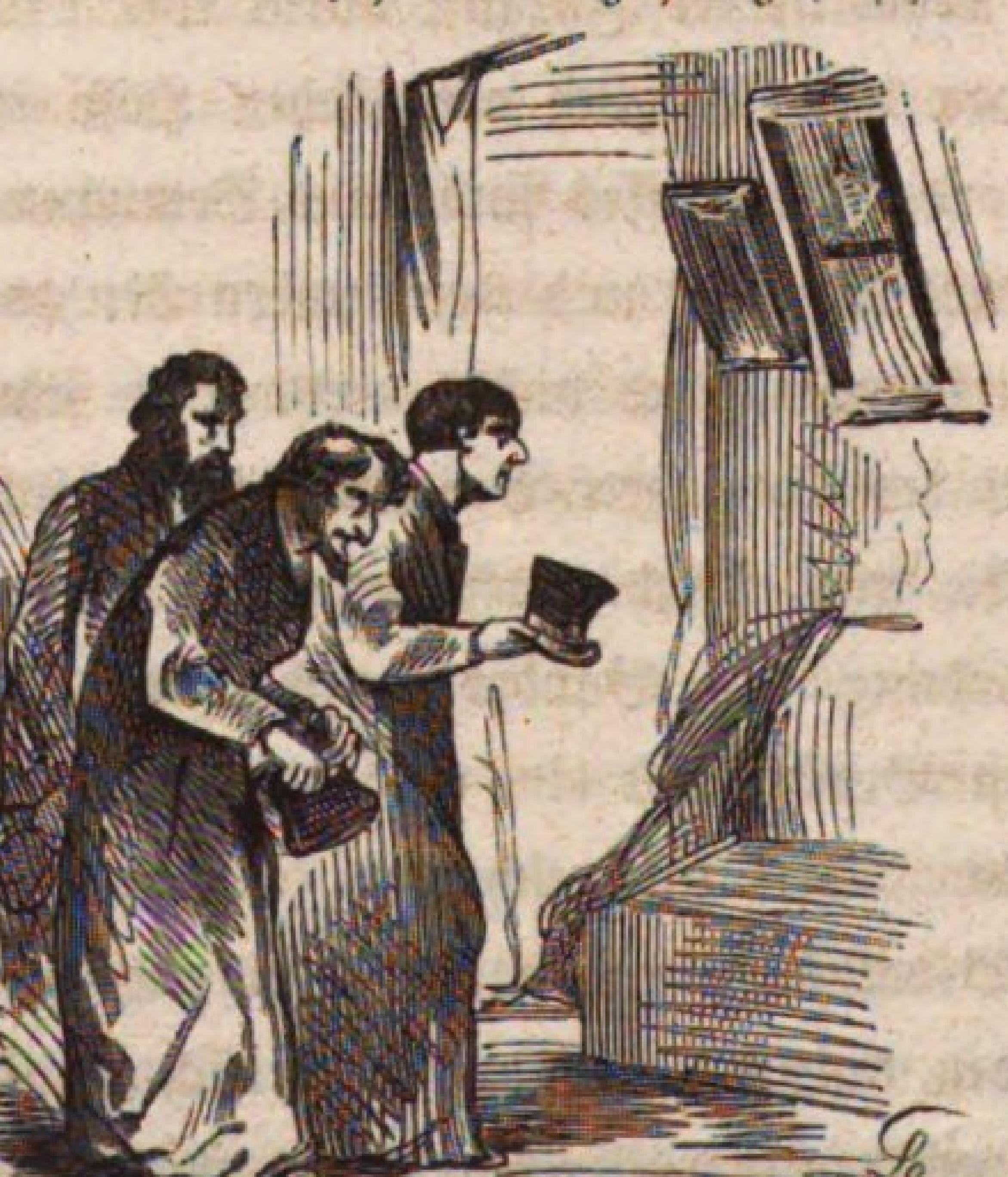
so viel mehr werden sie mit Vertrauen und Freudigkeit, mit Kraft und Muth einen neuen Kampf beginnen.

„Die Unterzeichneten erwarten demzufolge mit vermehrter Zuversicht, daß in einer ungesäumten Zusammenberufung der hier anwesenden Bevollmächtigten deutscher Staaten die Propositionen zu den wesentlichsten Grundlagen des Bundesvertrages zur Berathung vorgelegt, sowie auch die ihrigen gehört, erwogen und zu einem solchen Beschluß gebracht werden, damit alsdann die Bundesversammlung unverzüglich an dem schicklich scheinenden Orte anberaumt und die Behörden in Thätigkeit gesetzt werden. Die Unterzeichneten" u. s. w.

Diese, den Bevollmächtigten Oestreichs, Preußens, Hannovers, Baierns und Würtembergs übergebene, Note fand allseitig die entgegenkommendste Aufnahme. Im Auftrage des Königs von Preußen antwortete Hardenberg (den 29. März), daß derselbe das, von den Bevollmächtigten der vereinigten souverainen Fürsten und freien Städte gemachte, Anerbieten mit Vergnügen annehme und sie in Uebereinstimmung mit dem kaiserlich östreichischen Hofe einlade, den Verbindungen beizutreten, welche Preußen und Oestreich laut des, in Abschrift beiliegenden, Allianz-Tractates mit Rußland und England unter dem 23. d. M. abgeschlossen haben. Die inneren Angelegenheiten Deutschlands betreffend wurde hinzugefügt: „Der mit der Erklärung der Fürsten und freien Städte zugleich geäußerte Wunsch, daß Deutschland jetzt wegen seiner Zukunft durch eine feste Verfassung beruhigt werden möge, wird von dem königlich preußischen Hofe in gleichem Maße gehegt. Seit dem Anfange des Congresses sind seine Bemühungen dahin gegangen, eine, die äußere Unabhängigkeit und den innern Rechtszustand sichernde Verfassung zu Stande zu bringen, und nichts verbirgt so sehr das Gelingen dieses Bestrebens, als die, in der Note ihrer Bevollmächtigten sich aussprechende, Gesinnung der Fürsten, die zur Wiederherstellung der Ruhe nöthigen Anstrengungen eng an die Gründung des Bundes anschließen, sie bundesmäßig beginnen und ihnen durch den Bund selbst eine erhöhte Wichtigkeit für Deutschlands Völker geben zu wollen. Die Unterzeichneten (Hardenberg und Humboldt) erklären daher den Herren Bevollmächtigten mit Vergnügen, daß sie, durchdrungen von der Nothwendigkeit, den deutschen Bund jetzt wirklich gleich zu schließen, und wenn auch die nähere Ausführung ruhigeren Zeiten vorbehalten bleiben müßte, doch über seine wesentlichen Grundlagen übereinzukommen, bereit sind, ungesäumt in nähere Berathung über diesen Gegenstand einzugehen."

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Verhandlungen über die Bildung des deutschen Bundes. — Die freisinnigen Vorschläge der preußischen Bevollmächtigten werden von Metternich verschnitten. — Die Conferenzen zur Feststellung des deutschen Bundes werden eröffnet. — Vorlesung des, von Oestreich und Preußen concertirten, Entwurfes der Bundesverfassung. — Erinnerungen gegen einzelne Artikel. — Lebhafte Verhandlung über Artikel IV., die Repräsentation betreffend. — Die Stimmenvertheilung bei den Bundesversammlungen. — Kaiser und Reich kommen noch einmal als Leichnam zur Sprache. — Verhandlung über den, die landständische Verfassung betreffenden, Artikel. — Metternich schneidet die fernere Verhandlung darüber ab. — Die Angelegenheiten der Kirche und der Confessionen. — Die bürgerlichen Rechte der Juden. — Verwahrung der Stadt Frankfurt dagegen. — Die mediatisirten Reichsfürsten. — Für die Juden und Reichsritter wird noch eine Lanze gebrochen. — Die Redactions-Commission reicht die neue Abfassung ein. — Baiern besteht auf dem Beiworte: „die souverainen Fürsten". — Hardenberg erklärt sich vergeblich dagegen. — Rangstreitigkeiten. — Metternich erklärt sich bereit, die in der vorigen Conferenz vorgelegte Bundesacte für Oestreich zu unterzeichnen. — Desgleichen thun die Bevollmächtigten Preußens und der anderen Bundesstaaten mit Ausnahme Baierns, Badens, Sachsens und Würtembergs. — Preußens Schlußerklärung. — Die Globigsche Erklärung des sächsischen Bevollmächtigten. — Der König von Würtemberg ein Spielverderber. — Ihm wird gehörig Bescheid gesagt. — Verspätete Erklärung seiner Bevollmächtigten. — Schlußsitzung am 10. Juni ohne Würtemberg und Baden. — Die Bundesacte unterschrieben und untersiegelt.



Hatten es sich die preußischen Staatsmänner und unter diesen vornehmlich Humboldt schon vor Beginn des Congresses angelegen sein lassen, Entwürfe zu einer Verfassung für das gesammte Deutschland zu machen, so finden wir sie damit während des Congresses noch eifriger beschäftigt und als sie erst die sächsische Angelegenheit hinter sich hatten und die Rückkehr Napoleons zu einem raschen Abschluß drängte, wurde die Constituirung des deutschen Bundes mit

allseitiger Theilnahme allen Ernstes in Angriff genommen. „Es fällt in die Augen," bemerkt der fleißige Sammler der Acten des Wiener Congresses,*) „daß in Entwerfung der Pläne zu der deutschen Bundesverfassung von königlich preußischer Seite die meiste Thätigkeit entwickelt ward. Von zehn Entwürfen sind fünf allein von Preußen ausgegangen und zwei sind es wenigstens zum größeren Theil; es sind dies diejenigen, welche von dem Vorsitzenden (Metternich) als Grundlage bei den Verhandlungen bestimmt vorgelegt wurden, der eine mit der Erklärung, daß er von Oestreich und Preußen concertirt sei, der andere, daß Preußen einverstanden sei. Nur zwei Entwürfe kamen von östreichischer Seite und bei einer Vergleichung derselben mit den preußischen stellt es sich sogleich heraus, daß Preußen für freisinnige Begründung des Rechtsstaates, Oestreich für starres Festhalten der absoluten Gewaltherrschaft in die Schranken trete."

In dem „abermaligen Entwurfe der Verfassung eines zu errichtenden deutschen Staatenbundes", welchen die königlich preußischen Bevollmächtigten am 1. Mai 1815 dem Fürsten Metternich übergaben, findet man noch die Ueberlieferung der Gesetzgebung Friedrichs des Großen erhalten. „Alle Mitglieder des Bundes" — so lautet § 8 — „verpflichten sich, in ihren Staaten für eine unparteiische Gerechtigkeitspflege Sorge zu tragen und wirklichen Eingriff in die Rechte der Person und des Eigenthums zu verhindern. In dieser Absicht bestimmen sie hiermit ausdrücklich, daß die Richter in Klagen gegen den Landesherrn in demjenigen, was die Entscheidung der Sache betrifft, ihres als Unterthanen oder sonst in irgend einer andern Eigenschaft geleisteten Eides entbunden sein sollen, auch kein Richter anders, als durch förmlich gesprochenes Urtheil seines Richteramts entsetzt werden soll." Der preußische Entwurf enthält ferner ausführliche Bestimmungen über landständische Verfassung und über die staatsbürgerlichen Rechte der Einwohner. „In allen deutschen Staaten" — (§ 9) — „wird die bestehende landständische Verfassung erhalten, oder eine neue, dergestalt zu organisirende, daß alle Klassen der Staatsbürger daran Theil nehmen, eingeführt, damit den Landständen das Recht der Bewilligung neuer Steuern, der Berathung über Landesgesetze, welche Eigenthum oder persönliche Freiheit betreffen, die Beschwerdeführung über bemerkte Verwaltungsmißbräuche und die

*) Klüber, Bd. II. S. 297.

Vertretung der Verfassung und der aus ihr herfließenden Rechte Einzelner zustehen. Die einmal verfassungsmäßig bestimmten Rechte der Landstände werden unter den Schutz und die Garantie des Bundes gestellt. Allen Einwohnern zum deutschen Bunde gehöriger Provinzen wird von den Mitgliedern des Bundes das, nur durch die allgemeine Pflicht der Landesvertheidigung beschränkte, Recht der Auswanderung in einen anderen deutschen Staat, des Uebertritts in fremde deutsche Civil- und Militairdienste und der Bildung auf fremden deutschen Universitäten und Lehranstalten, sowie angemessene Preßfreiheit zugesichert. . . . Die Rechte der Schriftsteller und Verleger werden durch ein allgemeines Gesetz gegen Nachdruck gesichert."*) Dergleichen freisinnige Vorschläge finden wir in dem, von dem Fürsten Metternich zur Berathung unter dem 23. Mai vorgelegten, Entwurfe zu sehr abgemagerten Bestimmungen zusammengeschrumpft. Für sich hatte er bestens gesorgt: „Oestreich hat bei der Bundesversammlung den Vorsitz. Die Stimmenmehrheit (und dieser war Oestreich sicher) entscheidet in allen, nicht durch die Grundgesetze des Bundes ausdrücklich ausgenommenen Fällen." Sehr kurz wurde die landständische Verfassung mit den paar Worten (§ 10) abgefertigt: „In allen deutschen Staaten soll eine landständische Verfassung bestehen." Von einer Sicherung der Unabhängigkeit des Richterstandes, von der Gestattung des Besuches auswärtiger Universitäten war nicht die Rede und man hat es einer eindringlichen Ermahnung Humboldts an Gentz zu danken, daß in den östreichischen Entwurf am Schlusse noch die Bestimmung aufgenommen wurde: „Die Bundesversammlung wird sich bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung zweckmäßiger Gesetze über die Preßfreiheit und die Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen Nachdruck beschäftigen."

Der von Metternich und Gentz verschnittene und zugestutzte Entwurf erhielt jetzt, wo Gefahr im Verzuge war, die Zustimmung der preußischen Bevollmäch-

*) In schamlosester Weise betrieben Buchhändler in Wien und Stuttgart damals unter dem Schutze ihrer Regierungen durch Nachdruck offenkundigen Diebstahl, wodurch die Lieblingsschriftsteller der damals aufblühenden deutschen Literatur sehr empfindlich beschädigt wurden. Einem Göthe, Schiller, Wieland, Herder, Jean Paul konnten ihre Verleger nur ein sehr geringes Honorar zahlen, da deren Werke sofort im Nachdruck für die Hälfte des Preises zu haben waren. Führte doch Brockhaus noch 1818 wegen Nachdrucks des Conversations-Lexikons in Stuttgart vergebliche Beschwerde.

tigten und wurde in dieser Fassung den sämmtlichen zur „Conferenz über die Feststellung des deutschen Bundes“ eingeladenen, am 23. Mai zum ersten Male versammelten, Bevollmächtigten sämmtlicher Bundesstaaten vorgelesen und dann zur Besprechung der einzelnen Artikel geschritten. Anwesend waren: für Oestreich Fürst Metternich, Baron Wessenberg; für Preußen Fürst Hardenberg, Baron Humboldt; für Baiern Graf Rechberg; für Hannover Graf Münster, Graf Hardenberg; für Sachsen Graf Schulenburg, Baron Globig; für Hessen-Darmstadt Baron Türkheim; für Baden Baron Bernstett; für die vereinigten Fürsten und freien Städte Baron Plessen, Graf Keller, Baron Minkwitz, Senator Smidt, Herr v. Berg; für die Niederlande wegen Luxemburg Baron Gagern; für Dänemark wegen Holstein Graf Bernstorff; Würtemberg war nicht vertreten, indem dessen König seinen Gesandten die Theilnahme an der Constituirung des deutschen Bundes untersagt hatte. —

Der Fürst Metternich eröffnete diese denkwürdige, am Schlusse des Congresses stattfindende erste Conferenz mit der Erklärung, daß man zwar schon seit dem Anfange des Congresses darauf Bedacht genommen, den Entwurf zu einer, schon in Paris beschlossenen, deutschen Bundesverfassung vorzubereiten, daß man jedoch sehr bald erkannt habe, daß eine definitive Feststellung dieses Bundes nicht eher möglich sei, bis, wenigstens in der Hauptsache, der Punkt der Territorial-Verhältnisse erledigt sei. Eine wichtige politische Begebenheit (Metternich scheute sich, den Namen Bonaparte über seine zaghaften Lippen zu bringen) habe sodann genöthigt, sich zunächst mit den dringendsten Bedürfnissen des Augenblicks zu beschäftigen, auch die Nothwendigkeit der jetzt sehr nahe bevorstehenden Abreise der Monarchen herbeigeführt. Gleichwohl könne der Congreß nicht beendigt werden, ohne daß die deutsche Föderation in ihren Grundzügen dargestellt werde, deren nähere Entwickelung man dem Bundestage selbst vorbehalten müsse. Unter diesen Umständen seien die Bevollmächtigten von Oestreich und Preußen zusammengetreten, um einen Entwurf dieser Grundverfassung zu verabreden, welcher hiermit den, zu diesem Behufe berufenen, Bevollmächtigten der deutschen Fürsten vorgelegt werde, um über die darin enthaltenen Vorschläge ihre Anmerkungen zu machen; wobei wiederholt werde, daß dieser Entwurf nur die Grundzüge der politischen Föderation enthalte, das Uebrige aber der Berathung der Bundesversammlung selbst vorbehalten bleibe. Nachdem hierauf der Fürst Metternich diesen Entwurf vorgelesen hatte, wovon die Ab-

schrift den anwesenden Mitgliedern „vermittelst Dictatur“ in der Staatskanzlei sofort mitgetheilt werden solle, ward beliebt, daß die heut anwesenden Bevollmächtigten sich am 26. hier wieder versammeln wollen, um zur Discussion der einzelnen Artikel zu schreiten. Dies geschah in der dazu angesetzten zweiten Conferenz, und so sehr waren die darin anwesenden Bevollmächtigten von der Dringlichkeit dieser Angelegenheit durchdrungen, daß in der Form von schriftlich abgefaßten „Erinnerungen“ von der Mehrzahl der anwesenden Bevollmächtigten Abänderungen in der Fassung, Zusätze, Erläuterungen, weitere Ausführungen zu den sämmtlichen 17 Artikeln des Entwurfs der Bundesacte mündlich vorgetragen wurden. Eine Discussion fand hierbei weder über den Entwurf, noch über die gemachten Erinnerungen statt. In der dritten Conferenz am 29. Mai gab Artikel IV., die Repräsentation des Bundes betreffend, zu einer längeren Verhandlung Veranlassung. Dieser Artikel lautete: „Die Angelegenheiten des Bundes werden durch eine beständige Bundesversammlung besorgt, an welcher alle Mitglieder des Bundes nach anliegendem Schema Antheil nehmen. Wo es auf Abfassung von Gesetzen, auf allgemeine innere Einrichtungen, oder Abänderung des Bundesvertrags ankommt, bildet sich diese constituirte Bundesversammlung zu einem Pleno, in welchem jedes Bundesglied seine Stimme für sich, jedoch dergestalt abgiebt, daß diese Stimmen, zufolge eines in den Grundgesetzen zu bestimmenden Verhältnisses, nach Verschiedenheit der Größe der abstimmenden Staaten verschieden gerechnet werden. Die von der Bundesversammlung in der ersten Gestalt gemachten Anträge werden alsdann von dem Pleno entweder angenommen oder verworfen.“ Der Fürst Metternich, welcher bei der Verhandlung über die Bundesangelegenheit sich der Zustimmung der preußischen Bevollmächtigten versichert hatte, war bei der Festsetzung der Stimmenberechtigung von Seiten der kleineren Fürsten auf Widerspruch gefaßt und stellte deshalb in Betreff des vierten Artikels fünf Fragen: 1) Aus wie vielen und aus welchen Stimmen soll die Bundesversammlung bestehen? 2) Ob ein Plenum für nützlich erachtet werde? 3) Aus wie vielen und aus welchen Stimmen dieses Plenum bestehen solle? 4) Welche Gegenstände für die Bundesversammlung und welche für das Plenum gehören sollen? 5) In welchen Fällen die Majorität stattfinden solle? — In Uebereinstimmung mit Preußen schlug Oestreich vor: Bei der Bundesversammlung sollen eine Stimme für sich haben 1. Oestreich; 2. Preußen; 3. Baiern; 4. Sachsen; 5. Hannover; 6. Würtemberg; 7. Däne-

mark für Holstein; 8. Baden; 9. König der Niederlande für Luxemburg; 10. Kurhessen; 11. Großherzog von Hessen. Zu diesen 11 Einzelstimmen kamen als Sammelstimmen hinzu: 12. Mecklenburg, Oldenburg, Anhalt 1 Stimme; 13. die herzoglich sächsischen Häuser, Schwarzburg, Reuß 1 Stimme; 14. Braunschweig, Nassau, Hohenzollern, Lippe, Waldeck, Lichtenstein 1 Stimme; 15. die freien Städte Hamburg, Lübeck, Bremen, Frankfurt a. M. 1 Stimme. Nach längerem Markten und Handeln wurden den Kleinen noch 2 Stimmen zugebilligt; die ersten elf wurden beibehalten, dann folgten: 12. Mecklenburg 1 Stimme; 13. die herzoglich sächsischen Länder 1 Stimme; 14. Nassau und Braunschweig 1 Stimme; 15. Oldenburg, Anhalt und Schwarzburg 1 Stimme 16. Reuß, Lippe-Schaumburg, Lippe, Waldeck, Hohenzollern und Lichtenstein 1 Stimme; 17. die freien Städte 1 Stimme.

Nicht minder schwierig war die Feststellung der Stimmenberechtigung für das Plenum. Oestreich und Preußen schlugen vor, daß, um in dem Plenum nur ungefähr das Verhältniß zu der Bevölkerung zu bewirken, welches in der Bundesversammlung zur Grundlage diene, welches jedoch nur nach der vorgelegten Berechnung auf die allerauffallendste Weise verletzt werden würde, wenn die größeren Staaten auch im Pleno nur eine Einzelstimme hätten, Oestreich, Preußen, Königreich Sachsen, Baiern, Würtemberg je vier Stimmen, Holstein, Luxemburg, Baden, Hessen-Kassel, Hessen-Darmstadt je drei Stimmen, die übrigen je eine Stimme im Pleno haben sollten, so daß es in Summa 56 Stimmen waren. Da geschah es, daß eine große Anzahl derjenigen, denen man keine Einzelstimme bewilligen wollte, ihre Stimme so laut dagegen erhoben, daß sie die Großmächte überschrieen und es auch durchsetzten, daß die Gesammtzahl der Stimmen des Plenums auf neunundsechzig erhöht wurde.

Die Wiederherstellung der deutschen Kaiserwürde wurde nur ein einziges Mal in Anregung gebracht, und obenein vom Auslande her. Der für Luxemburg bevollmächtigte königlich niederländische Gesandte Freiherr von Gagern erklärte: er wiederhole, was er als oranien-nassauischer Bevollmächtigter so laut gesagt habe, daß die Erhaltung der Kaiserwürde bei weitem das Wünschenswertheste und Sicherste gewesen wäre. „Wir stehen," sagte der edle Freiherr, „bei ganz neuen, schlüpfrigen Versuchen. Die alten technischen Worte lauteten: Kaiser und Reich — das heilige römisch-deutsche Reich — das Reich deutscher Nationen. Es ist gar kein Grund, den haltbaren Theil dieser Worte aufzugeben.

Wir bedürfen eines Namens für unsere Gesammtheit und eine willkürliche Verbindung — „Bundesstaat" — kann den nicht schaffen. Ich kenne nur zwei Bezeichnungen: Reich und Freistaat, und Freistaat sind wir nicht. ... Daher ist es gekommen, daß Fremde uns heute noch geradezu sagen: es gebe kein Deutschland mehr, das heißt kein deutsches Reich. Und die Einheimischen glauben es und verzweifeln früh und vergessen die Pflicht der Zusammenhaltung und Wiedervereinigung, davon wir Zeugen waren. Jenes Wort — deutsches Reich — erinnert uns, daß es noch Höheres giebt, als den engen Provinzialismus. Endlich beruht darauf unser Nationalrang, den wir nicht aufgeben wollen. Daher trage ich darauf an, daß es heiße: „Der Bund in dem deutschen Reiche," oder „Der Bund im Reiche deutscher Nation."

In der vierten Conferenz am 30. Mai kam der, für die Zukunft der einzelnen Staaten so verhängnißvolle, die landständische Verfassung betreffende Artikel 10 (in der Schlußacte Art. 13) zur Verhandlung. Wir erwähnten bereits, wie ihn Metternich in der möglichst kürzesten Fassung abgefertigt und Hardenbergs Zustimmung dazu erhalten hatte. „In allen deutschen Staaten soll eine landständische Verfassung bestehen;" das war die große Errungenschaft, die man dem deutschen Volke als Kampfpreis nach der blutigen Arbeit zweier Feldzüge in zweifelhafte Aussicht stellte; ein dritter Feldzug kündigte sich als unvermeidlich an, der Völker Gut und Blut wurde noch einmal als Opfer gefordert und der Congreß glaubte ein Uebriges zu thun, wenn er den allergetreuesten Unterthanen, in welchen sich ein rechtschaffener constitutioneller Appetit zu regen begann, einen so nichtssagenden Artikel, wie einen abgenagten Knochen, vorwarf.

Die Bevollmächtigten der kleineren Fürsten trugen darauf an, nach den Worten „landständische Verfassung bestehen" hinzuzufügen: „wodurch den Ständen das Mitberathungsrecht bei allgemeinen gesetzlichen Verfügungen, die Bewilligung der Steuern und das Recht gemeinschaftlicher Beschwerdeführung bei dem Landesherrn zugestanden, sowie auch in den schon bestehenden Verfassungen die bereits wohlerworbenen Gerechtsame gesichert werden." Nur der Bevollmächtigte für Luxemburg, der Freiherr von Gagern, stimmte dem bei und gab ein besonderes Votum ab, also lautend: „Der großherzoglich luxemburgische Bevollmächtigte hält diesen Artikel 10 für zu nackt und unbefriedigend gefaßt. Was würde man unter König Johann in England gesagt haben, oder was würde entstanden sein, wenn man decretirt hätte, es soll eine magna charta

sein, oder ein Parlament, ohne zu bestimmen, was in jener stehen, in diesem verhandelt werden soll. Der Bevollmächtigte hat deswegen getrachtet, die verschiedenen Meinungen zu erforschen und hofft alle zu befriedigen, wenn der Artikel also gefaßt würde: „„Die Bundesglieder vereinigen sich in allen deutschen Staaten eine landständische Verfassung einzurichten, worin den Ständen die Mitberathung bei allgemeinen gesetzlichen Verfügungen, die Bewilligung der Steuern und das Recht gemeinschaftlicher Beschwerdeführung bei dem Landesherrn zugestanden wird; wo nicht bereits solche Einrichtungen oder Gesammtverfassungen bestehen, welchen Ländern die wohlerworbenen Gerechtsame gesichert werden.““ Auch dieser Antrag verhallte spurlos.

Vergebens wurde in der fünften Conferenz (am 31. Mai) nochmals auf die Unzulänglichkeit der Fassung des zehnten Artikels hingewiesen und der Antrag gestellt, hinzuzufügen, daß die nothwendigen weiteren Verhandlungen über diesen Punkt den Berathungen der Bundesversammlungen überlassen werden. — Metternich schnitt eine fernere Verhandlung über diesen Artikel heut damit ab, daß er versuchte, die Fassung desselben bis zur letzten Sitzung zu vertagen. Wir wollen hier gleich anmerken, daß, als in der zehnten Conferenz der schließlich also abgefaßte Artikel: „In allen deutschen Staaten wird eine landständische Verfassung stattfinden,“ zur Besprechung kam, beliebt wurde, diese Fassung, „so unvollkommen sie auch sei, dennoch in dieser allgemeinen Grundlage eines Bundesgesetzes, so wie sie entworfen sei, anzunehmen.“ — Großes Bedenken erregte der, das Religionswesen betreffende, Artikel 15: „Die katholische Kirche in Deutschland wird unter der Garantie des Bundes eine, ihre Rechte und die zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse nothwendigen Mittel sichernde, Verfassung erhalten. — Die Rechte der Evangelischen gehören in jedem Staate zur Landesverfassung und ihre auf Friedensschlüssen, Grundgesetzen oder anderen gültigen Verträgen beruhenden Rechte werden ausdrücklich aufrecht erhalten.“ Wegen der offenbar bevorzugten Stellung, welche der katholischen Kirche in Deutschland vor der evangelischen durch diesen Artikel zugesichert werden sollte, wurde von mehreren Seiten so entschiedener Widerspruch erhoben, daß der Fürst Metternich es für gerathen fand, diesen Artikel für diesmal zurückzuziehen.

Einen gleich lebhaften Widerspruch rief der Artikel, welcher die Juden betraf, hervor: „Den Bekennern des jüdischen Glaubens,“ so lautet er, „werden, insofern sie sich der Leistung aller Bürgerpflichten unterziehen, die denselben

entsprechenden Bürgerrechte eingeräumt und wo dieser Reform Landesverfassungen entgegenstehen, erklären die Mitglieder des Bundes, diese Hindernisse so viel als möglich hinwegräumen zu wollen." Baiern erklärte, daß durch diese Bestimmung die Einrichtungen im Innern der Staaten beschränkt würden. Darmstadt glaubte nicht, daß die Juden in die deutsche Bundesacte gehören; die Deputirten der Fürsten wollten die Sache an den Bundestag verwiesen wissen. Metternich und Hardenberg waren den alt-testamentarischen Geldmännern zu sehr verpflichtet, als daß sie feindselige Gesinnung gegen so befreundete Häuser wie Arnstein und Eskeles, Rothschild und Herz Beer hätten hegen sollen. Das Protokoll lautete: „In Hinsicht der Juden inhäriren Oestreich und Preußen den in diesem Artikel gemachten Anträgen und halten dafür, daß die deshalb anzunehmenden Grundsätze nicht, wie aus einigen Votis hervorgehe, nach Frankfurt zu verweisen, sondern schon hier, als ein gemein wichtiger Gegenstand, dessen Zweck nur durch eine gleichförmig angenommene Gesetzgebung erreicht werden könne, zu bestimmen seien." Da jedoch die Ausdrücke „Reform" und „Bürgerrecht" einen Anstand zu veranlassen schienen, wurde vorgeschlagen, statt Reform zu setzen: „Verbesserung" und statt Bürgerrecht zur Vermeidung der Mißdeutung: „bürgerliche Rechte". — Der Bevollmächtigte der freien Stadt Frankfurt, welche stolzer darauf sein durfte, die Residenz des neuen Judenkönigs als die des Bundestages zu werden, legte gegen das, den Juden von dem Großherzoge Dalberg bereits ertheilte, Bürgerrecht, sowie gegen die hierüber in der Bundesacte enthaltenen Bestimmungen folgende Verwahrung ein: „Da der gewesene Großherzog von Frankfurt die Judenschaft in der Stadt Frankfurt wider alle Regeln der Staatsklugheit zum größten Nachtheile der christlichen Bürger und Einwohner, zur Verkürzung wohlerworbener Rechte der letztern und zum Schaden der Juden selbst auf eine Weise begünstigt hat, wovon man in keinem Staate ein Beispiel findet, so verwahrt sich der Bevollmächtigte der freien Stadt Frankfurt, irgend eine dieser Neuerungen, in welches Gewand sie auch gehüllt sein möge, als gültig oder für sie verbindlich anzuerkennen."*)

*) Als der hochweise Senat zu Frankfurt 1816 alte Verordnungen in Kraft wollte treten lassen, nach welchen die Juden das Bürgerrecht verlieren, auf die Häuser in der Judenstraße eingeschränkt werden und nicht Erlaubniß haben sollten, an Sonn- und Festtagen die öffentlichen Spaziergänge zu besuchen, ließ — wie man erzählte — Rothschild auf der Rathhauskämmerei anfragen, ob die sehr verschuldete Stadt nicht bald unter den Hammer kommen werde? Er sei Willens den ganzen Bettel zu kaufen.

Selbst bei den, sich immer ernster und drohender gestaltenden, politischen Verhältnissen verließ die Wiener der gute Humor nicht. Es wurde eine untergeschobene Adresse an den Kaiser Franz in Umlauf gesetzt, unterzeichnet von den größeren jüdischen Bankierhäusern, an welche sich die Staatskanzlei wegen neuer Anleihen zu dem bevorstehenden Kriege gewendet hatte, worin Se. Majestät fußfällig gebeten wurde, da er auf den Titel eines deutschen Kaisers, der ihm ja doch niemals zu Nutz und Frommen gereicht, so großmüthig Verzicht geleistet habe, den bei weitem einträglicheren Titel, den er ebenfalls führe, eines Königs von Jerusalem geltend zu machen, das Volk Israels zu einem Kreuzzuge aufzubieten, wodurch er sofort über Millionen Gulden Scheine zu commandiren haben würde. Als Verbündeter zur Wiedereroberung des gelobten Landes bot Sir Sidney Smith die, für's Erste nur in Luftschiffen bestehende, Flotte des wiederherzustellenden Maltheserordens an. — Aber nicht nur außerhalb, auch innerhalb des Congresses vernahm man der abenteuerlichen Vorschläge die Menge, nur mit dem Unterschiede, daß, wenn es draußen nur auf einen Scherz abgesehen war, man drinnen bittern Ernst daraus machte. Nächst den Juden machten die durch Napoleon mediatisirten — man nannte sie die marinirten — ehemaligen Reichsfürsten und die reichsunmittelbare Ritterschaft den Bevollmächtigten am grünen Tische zumeist zu schaffen. Endlich glaubte der großherzoglich hessische Bevollmächtigte, Hr. v. Türkheim, ein treffliches Auskunftmittel zur Zufriedenstellung dieser, in ihren, wie sie es nannten, wohlerworbenen Rechten schwer gekränkten, Fürsten und Ritter gefunden zu haben. Da ihnen die, in dem Entwurfe der Bundesacte ertheilte, Zusicherung nicht genügte, „zu dem hohen Adel in Deutschland gerechnet zu werden, das Recht der Ebenbürtigkeit mit den regierenden fürstlichen Häusern zu behalten, auch die ersten Standesherren und als solche die privilegirteste Klasse in den Staaten, zu denen sie gehören, zu sein," gab der genannte Bevollmächtigte in der fünften Conferenz einen Vorschlag zu Protokoll, dahin lautend: „Um diesen ehemaligen Mitständen und unschuldigen Opfern des Zeitgeistes ihren schmerzhaften Verlust zu vernarben und als Andenken und Ueberbleibsel der ehemaligen Unmittelbarkeit ihnen einen ehrenvollen Standpunkt in der neuen Verfassung zu sichern, der ihnen auch für den Glanz ihrer Familien und künftigen Verheirathungen vortheilhaft und als Ersatz des Verlustes angesehen werden kann: werden sie alle in eine Ganerb-

schaft,*) auf einem, entweder bei der Berichtigung der Grenzen gegen Frankreich auszufindenden, wenn auch noch so kleinen Gebiet, oder auch auf einem, etwa noch disponiblen, deutschen Gebiet versammelt, ihnen darauf alle Hoheits- und Unmittelbarkeitsrechte nebst einer Curiatstimme in dem Pleno der Bundesversammlung eingeräumt, jedoch so, daß sie in Ansehung dieses Antheils an der Ganerbschaft zwar als unmittelbar (unabhängig), in Ansehung ihrer landständischen Besitzungen als mittelbar (unterthänig) angesehen werden und keine auf letztere Bezug habende Berufung an den Bund sich unter keinem Vorwande erlauben können." — Daß man den wohlgemeinten Vorschlag auf sich beruhen ließ, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

In der sechsten Conferenz am 1. Juni spielten wiederum die Angelegenheiten der Juden und der Reichsritterschaft die Hauptrolle; indessen waren die Verhandlungen der einzelnen Artikel so weit vorgeschritten, daß eine Commission zur Redaction der Bundesacte ernannt wurde. Schon in der nächstfolgenden siebenten Conferenz am 2. Juni überreichte die Redactions-Commission die von ihr gefertigte Abfassung der bisher erörterten zwanzig Artikel unter der Bezeichnung: „Neue oder revidirte Abfassung der deutschen Bundesacte in zwanzig Artikeln." **) Gegen diese neue Abfassung wurden nur einige, unerhebliche Bemerkungen gemacht, doch kam man noch zu keinem Schluß, so daß in der achten Sitzung am 3. Juni die Verhandlung noch einmal aufgenommen wurde. Nach der ursprünglichen Fassung lautete der erste Artikel: „Die Fürsten und freien Städte Deutschlands mit Einschluß JJ. MM. des Kaisers von Oestreich, der Könige von Dänemark, Preußen und der Niederlande u. s. w." Auf den Antrag des bairischen Bevollmächtigten war den Fürsten das inhaltschwere Beiwörtchen „die souverainen" vorgesetzt worden. Erst in der achten Sitzung erklärte der Fürst Hardenberg, daß Preußen sich gegen den Ausdruck „souveraine Fürsten" erkläre, weil selbiger überflüssig sei und der Sache nichts hinzuthue; er wurde durch das laute Gekräh der kleinen napoleonischen Souverainchen überstimmt und die deutsche Bundesacte behielt ihre „souverainen Fürsten". ***) —

*) A. d. alten Mittelhochdeutschen: Gean-arpeo, d. h. Mit-an-Erbschaft eines gemeinschaftlichen Besitzthums.

**) Klüber, Wiener Congreß. II. S. 279.

***) Die Anmaßung Wrede's (Baiern) und Winzingerode's (Würtemberg) ging so weit, daß sie bereits im October 1814 erklärt hatten: „mit ihrem Eintritt in den deutschen Bund keineswegs gewilligt zu sein, ihre (durch Napoleon) wohlerworbenen Souverainetätsrechte aufzugeben, namentlich nicht das Recht der freien Verträge mit In- und Ausland, auch nicht

Die auf den ehemaligen Reichstagen und Congressen jedesmal erhobenen Rangstreitigkeiten fehlten auch hier bei Feststellung der Stimmfolge nicht. Braunschweig beanspruchte mit Berufung auf die ehemaligen Reichsversammlungen den Rang vor Mecklenburg. Es gab ferner in dieser achten Sitzung, in welcher die theuerste Angelegenheit des Vaterlandes, die deutsche Bundesacte, zum Abschluß gebracht werden sollte, während verhängnißschwere Gewitterwolken sich bereits über den Schlachtfeldern der Niederlande zusammengezogen, der fürstlich-lippesche Bevollmächtigte in Betreff des Ranges über Schaumburg-Lippe eine Erklärung ab, wogegen der fürstlich schaumburg-lippesche Bevollmächtigte erklärte, daß es zwar Schaumburg-Lippe einerlei sein würde, ob es in der Curie die siebente oder achte Stimme führe, er jedoch bemerken müsse, daß Schaumburg-Lippe an dem Reichstage als Schaumburg eine Stimme in der Grafen-Curie vor Lippe gehabt habe. Kaum war dieser läppische lippische Rangstreit geschlichtet, so übergab der fürstlich hohenzollernsche Bevollmächtigte eine Note, worin er darauf antrug, daß seinem Hofe der Rang unmittelbar nach Anhalt angewiesen werden möge. Der herzoglich oldenburgische Bevollmächtigte gab eine Note zu Protokoll, worin er sich wider einen, in einer vorigen Sitzung gefaßten, Beschluß verwahrte, nach welchem Nassau seine, mit Braunschweig combinirte, Stimme jederzeit an demselben Orte wie Braunschweig führen solle. Zur Beruhigung der rangsüchtigen Gemüther kam man überein, bei Aufstellung der Abstimmungslisten jederzeit hinzuzufügen: „jedoch unbeschadet ihres Ranges." —

In der neunten Conferenz am 5. Juni gab der Fürst Metternich, Namens Sr. Maj. des Kaisers von Oestreich, die Erklärung zu Protokoll, daß, da die Fassung der Bundesurkunde bereits den Absichten und Gesinnungen der meisten deutschen Höfe sicher nahe gebracht sei, die östreichischen Bevollmächtigten unverzüglich verlangen müßten, die Bundesacte noch vor Schluß des Congresses unter den Schutz der europäischen Mächte gestellt zu sehen, und erklärten, daß sie bereit seien, den Inhalt der in dem letzten Protokolle (dem achten) geführten Artikel als die Grundlage des zu schließenden Bundes aufzunehmen, auch die Herren Bevollmächtigten der anderen Höfe aufforderten, ihrem Beispiele zu folgen und ihre Erklärung hierüber, so wie dies die östreichischen Bevollmäch-

das Recht des Krieges und Friedens. Dies letztere müsse nach der besonderen Lage jedes Landes ungeschmälert bleiben, und namentlich Baiern könne wegen seiner Beziehungen zu Italien und Frankreich oft in die Lage kommen, Gebrauch davon zu machen."

tigten hiermit thun, zu Protokoll zu legen. Dieser schriftlichen Erklärung fügte der Fürst Metternich noch mündlich hinzu: „daß der Gang, den der kaiserlich östreichische Hof in dieser Sache von Anfang an befolgt habe, demjenigen völlig angemessen gewesen, den dieser Hof jederzeit in den deutschen Angelegenheiten befolgt habe; daß die Beschleunigung des Abschlusses durch die Umstände dringend nothwendig geworden, die Gesandten vieler Höfe die Abschließung der Congreßacte, sowie ihre Abreise beeilten und er, der Fürst Metternich, selbst nicht sowohl die Tage, sondern selbst die Stunden beschränkt sehe, um die er noch seinen Aufenthalt hier verlängern könne, daß auch an dem Beitritt der Fürsten und freien Städte um so weniger zu zweifeln sei, als sie sich erinnern würden, wie dringend sie bei dem östreichischen und preußischen Hofe ihre Anträge darauf gerichtet haben, daß vor Ende des Congresses und selbst schon vor beendigter Festsetzung der Territorial-Verhältnisse der deutsche Bund festgestellt werden möge." Sofort erklärte der preußische Bevollmächtigte, daß Preußen dem östreichischen Voto beitrete und sich vorbehalte, dies in einer schriftlichen Stimmenablegung zu motiviren. Die übrigen anwesenden Bevollmächtigten folgten dem Beispiele Preußens und erklärten ihre Zustimmung zu der, in zwanzig Artikeln abgefaßten, Bundesacte mit Ausnahme Baierns und Sachsens, welche noch Instruction von ihren Höfen erwarteten, sowie Würtembergs, welches in keiner einzigen Sitzung erschienen war, und Badens, welches sein Ausbleiben entschuldigt hatte. Daß auf diese geflissentliche Zurückhaltung der zuletzt genannten vier Höfe die Rückkehr Napoleons auf den Kaiserthron und die Entfaltung ungeheurer Streitkräfte zur Behauptung und Vertheidigung desselben nicht ohne Einfluß waren, wußte Jedermann. Dagegen fehlte es auch nicht an Beitrittserklärungen zu der Bundesacte, welche von ehrenhafter, vaterländischer Gesinnung Zeugniß ablegen, und hierin gingen viele der kleineren Staaten den größeren mit rühmlichem Beispiele voran. Der großherzoglich sachsen-weimarische Bevollmächtigte Gersdorf gab sofort in der Sitzung am 5. Juni zu Protokoll: von seinem Hofe ermächtigt und angewiesen zu sein zu erklären: „daß er den, von Seiten JJ. MM. von Oestreich und Preußen im Entwurfe vorgelegten und in der Plenarversammlung der Bevollmächtigten der deutschen Staaten erörterten, Grundvertrag eines deutschen Bundes Namens seines Hofes abzuschließen bereit sei. Diese Bereitwilligkeit," fügte er hinzu, „kann durch nichts wankend gemacht werden; sie wird dauern, so lange als die Möglichkeit eines Bundes

deutscher Staaten unter sich in einer National-Vereinigung existirt, welche, die angestammten Rechte der deutschen Regentenhäuser ehrend, ihre Würde sichert und dadurch erhöht; welche, die Einzelnen verbindend, ein geachtetes Ganzes bildet und welche allen denjenigen, deren Rechte nicht durch eine verhältnißmäßige Macht unterstützt werden, für jene wahrhaft Gewähr zu leisten vermag. Wäre die Bereitwilligkeit des höchsten Hofes des Unterzeichneten in den deutschen Bund einzutreten einer Vermehrung fähig gewesen, so hätte dieselbe durch den Geist der Freiheit und Billigkeit gefördert werden müssen, womit von Seiten der ersten Mächte Deutschlands die Discussion über die Artikel des Bundesvertrages geleitet und unterstützt worden sind, dessen Fortdauer dem Bunde seine Festigkeit verspricht und gewiß jeden, den Bund selbst Wünschenden, in dem freien Entschlusse bestärkt, mit jenen schützenden Mächten Europas und Deutschlands fest verbunden zu bleiben." —

Am unumwundensten lautet die Erklärung der hannöverschen Bevollmächtigten, aus deren Ton ein Anklang an die damals bestehende Verbindung mit dem freien Albion heraustönt. „Indem," erklärt Graf Münster, „die königlich hannöversche Gesandtschaft sich bereit erklärt, eine Bundesacte zu unterzeichnen, welche ihres Dafürhaltens die Erwartungen der deutschen Nation nur zum Theil erfüllen kann und welche mehrere wichtige Punkte unerschöpft läßt, auf deren Annahme früher hannöverscher Seits angetragen worden, hält sie sich für verpflichtet, zur Vermeidung von Mißdeutung, als ob ihr Hof seine, in den deutschen Angelegenheiten stets bewährten, Grundsätze aufgegeben hätte, zu erklären: „„daß, seitdem die Erreichung des Wunsches Sr. Königl. Hoheit des Prinz-Regenten von Großbritannien und Hannover, die alte Reichsverfassung, unter nöthigen Modificationen, hergestellt zu sehen, durch bekannte politische Verhältnisse unausführbar geworden, der Wunsch Hannovers dahin gegangen sei, zur Errichtung eines Bundes in Deutschland mitzuwirken, der nicht blos ein politisches Band unter den verschiedenen Staaten, sondern zugleich, im Begriffe älterer Verfassungen, eine Vereinigung des gesammten deutschen Volkes in sich fasse. In dieser Hinsicht hatte sich die königlich hannöversche Gesandtschaft bei früheren Verhandlungen, namentlich über die Befugnisse der Landstände in den deutschen Ländern, über deren Sicherstellung unter der Garantie des Bundes und über Errichtung und Gewalt eines Bundesgerichtes erklärt. Wenn sie heut eine Acte unterzeichnet, welche diese Punkte unerledigt

läßt, so geschieht es in der Ueberzeugung, daß jene, ihr besser scheinenden Bestimmungen jetzt nicht zu erlangen sind und daß es daher wünschenswerther sei, einen unvollkommenen deutschen Bund, als keinen einzugehen."" Schließlich drückt der Graf Münster sein Bedauern aus, daß Würtemberg und Baden sich nicht mit den anderen Höfen vereinigt haben, verschiebt jedoch seine Anträge hierüber bis auf das Zusammentreten der Bundesversammlung in Frankfurt.

In der zehnten Conferenz, den 6. Juni, gaben die königlich preußischen Bevollmächtigten ihre Schlußerklärung am 6. Juni dahin ab: „Wie sie zwar gewünscht hätten, der Bundesurkunde eine größere Ausdehnung, Fertigkeit und Bestimmtheit gegeben zu sehen, daß sie aber, bewogen durch die Betrachtungen, daß es besser sei, vorläufig einen weniger vollständigen und vollkommenen Bund zu schließen, als gar keinen und daß es den Berathungen der Bundesversammlung in Frankfurt frei bleibe, den Mängeln abzuhelfen, die Unterzeichnung nicht zurückhalten zu müssen geglaubt haben."

Neben dieser kurz und bündig gefaßten Erklärung der preußischen Bevollmächtigten nimmt sich die sehr umständliche des königlich sächsischen nur allzufeinen Herrn v. Globig fast komisch aus. Er hatte bisher unter dem Vorgeben des Mangels an den nöthigen Instructionen, wie mehrere der Mitteldeutschen es gethan, sich das Protokoll offen gehalten. Da man nun aber in der zehnten Conferenz diesen Rückhaltsherren das Messer an die Kehle setzte, gaben sie am nächsten Tage, auch ohne mit den nöthigen Instructionen ihrer Höfe versehen zu sein, ihre Erklärung ab. „Nicht sämmtliche Bevollmächtigte, glaub' ich," sagt Globig, „sahen sich durch die, bis jetzt erhaltenen, Instructionen in den Stand gesetzt, dem neu redigirten Entwurfe zu einer deutschen Bundesacte sofort unbedingt beizutreten, und auch der sächsische befand sich in dem Fall, sich deshalb bei der gestrigen Sitzung mit der, ihm noch abgehenden, ausreichenden Instruction entschuldigen zu müssen, indem er eine ausführlichere Aeußerung ad protocollum sich vorbehielt. In Beziehung auf die, von mehreren Bevollmächtigten sich gleichmäßig annoch vorbehaltenen, Erklärungen erfolgte hierbei von Seiten des Herrn Fürsten von Metternich annoch mündlich die Aufforderung, in diesen heute ad protocollum abzugebenden Erklärungen bestimmt sich darüber auszusprechen, ob es entweder Ungeneigtheit zur Abschließung des deutschen Bundes überhaupt, oder Einwendung gegen einzelne Artikel, oder endlich blos Mangel an Instruction sei, welcher den einen oder anderen Bevollmächtigten

den Beitritt zu erklären verhindere. In einer Versammlung deutscher Bevollmächtigten, von deutschen Fürsten und freien Städten abgesendet, wird es kaum einer Erwähnung bedürfen, daß in einer deutschen Angelegenheit niemals eine Aufforderung mit bereitwilligerem Gemüth aufgenommen und mit offnerem Sinne erwidert werden könne, als eine Aufforderung von Seite des ehrwürdigen Hauses, an dessen Namen die schönsten Erinnerungen deutscher Vorzeit und — einem Deutschen ziemt es frei und offen vor Deutschen zu reden — tröstende Hoffnung für eine bessere deutsche Zukunft sich knüpfen; denn nur mit wehmüthiger Rührung konnten ächte Deutsche, während eines nun neunjährigen Zeitraumes, das ehrwürdige Band zerrissen erblicken, welches in Franz des Zweiten und seiner erhabenen Vorfahren deutscher Kaiserwürde uns alle umschloß. Beseelt von gleichen deutschen Gefühlen wird der königlich sächsische Bevollmächtigte sich beeifern, der vorhin erwähnten Aufforderung, so viel es irgend mit dem Umstand der ihm noch abgehenden ausreichenden Instruction vereinbarlich ist, durch folgende Erklärung zu entsprechen." Mit der stillvergnügten Gemüthlichkeit eines, auf fetter Trift gelagerten, Wiederkäuers nimmt nun Hr. v. Globig Artikel für Artikel durch, macht dazu seine Bedenken und schließt mit der Erklärung, daß er nach Beseitigung mehrerer angeführten Ausstellungen bereit sei, die Bundesacte, jedoch mit der Bemerkung zu unterzeichnen:

> „wie er seinem Hofe sowohl die Genehmigung im Allgemeinen, als insbesondere für den Fall, da nicht sämmtliche souveraine deutsche Fürsten dem Bunde beitreten sollten, die weitere Entschließung und Erklärung über den Beitritt zu demselben ausdrücklich vorbehalte."

So trieben es schon damals die souverainen Kleinen! Einer und der Andere hielten sich von der Theilnahme an gemeinschaftlichen Beschlüssen fern und die übrigen erklärten sich willig und bereit: sobald sämmtliche souveraine deutsche Fürsten beitreten würden; ein Versteckspiel, was bis auf den heutigen Tag noch am Bundestage gespielt wird.

Am widerborstigsten benahm sich in Betreff der deutschen Bundesangelegenheiten der König von Würtemberg. Seine Bevollmächtigten, Graf v. Winzingerode und Freiherr v. Linden, hatten bereits unter dem 16. November 1814 dem, aus den Bevollmächtigten Oestreichs, Preußens, Baierns, Hannovers und Würtembergs bestehenden, Comité für die deutschen Angelegenheiten eine Note übersendet, worin sie mittheilten: „sie haben den König, ihren Herrn, über den

Gang der bisherigen Verhandlungen in gegenwärtiger Versammlung auf das Genaueste in Kenntniß gesetzt. Seine Majestät hätten sich dadurch in tiefste Bekümmerniß gesetzt zu werden nicht verwehren können." Der König bestehe, wie seine Bevollmächtigten erklärten, vor allem Anderen darauf: „die Uebersicht des Ganzen zu erhalten." Dies Ganze zu Stande zu bringen, dazu war eben das Comité zusammenberufen worden, der König verlangte das fertige Gebäude zu sehen, zu welchem erst die Bausteine herbeigekarrt wurden. Er beauftragte deshalb seine Bevollmächtigten, den Bevollmächtigten der zusammengetretenen Höfe zu erklären: „daß, so aufrichtig Ihr Wunsch sei, zu dem großen Zweck des Bundes ferner mitzuwirken, Sie sich demungeachtet außer Stand befinden und mit den, gegen Ihren Staat und Haus obhabenden Pflichten nicht als vereinbarlich ansehen, sich fernerhin immer nur über einzelne Gegenstände zu erklären oder angesonnene Verbindlichkeiten zu übernehmen, ehe und bevor Sr. Majestät der Plan des Ganzen und die oben angeführten noch abmangelnden Erörterungen mitgetheilt worden sein werden und Höchstdieselben allein dadurch zur Abstimmung sich ermächtigt finden können."

Der Fürst Metternich war zur schleunigen Beantwortung dieser Note mit den preußischen Bevollmächtigten in Berathung zusammengetreten und hatte unter dem 22. November die gemeinschaftlich mit Hardenberg abgefaßte Gegennote erlassen, worin auf die, von dem Könige von Würtemberg erhobene, Klage über Verschleppung der deutschen Angelegenheiten bemerkt wird: „diese Klage sei um so befremdlicher, als die östreichischen und preußischen Bevollmächtigten es nicht verbergen können, daß der so höchst wünschenswerthe Abschluß der Geschäfte des deutschen Comité hauptsächlich durch die, von würtembergischer Seite gegen die mehrsten Vorschläge erregten, Widersprüche oder unerledigt gebliebenen Reservationen aufgehalten worden ist. . . . . Die Bevollmächtigten Oestreichs und Preußens können schließlich bei dieser Gelegenheit die Bemerkung nicht unterdrücken, daß das wichtige Geschäft, zu dessen Beförderung das Comité sich constituirt hat, ohnstreitig schneller von Statten gehen würde, wenn die Frage vom deutschen Bund im gehörigen Lichte angesehen und gewürdigt würde. Diese Frage kann keineswegs als von der Willkür der Paciscenten (Theilnehmer) in dem Maße lediglich abhängend angesehen werden, daß es einem deutschen Fürsten freistehen sollte, dem Bunde beizutreten oder nicht, oder daß es anderer, als der Vortheile, die für das Ganze der deutschen Nation aus dem Bunde entspringen

werden, bedürfte, um die Entsagungen zu leisten oder die Opfer zu bringen, die das Wohl des Ganzen befördern. Der Zweck der großen Allianz, welche Europas Befreiung von einem schimpflichen Joche beabsichtigt und pünktlich ausgeführt hat, ist in Ansehung Deutschlands durch die verbündeten Mächte feierlich ausgesprochen worden: Aufhebung des Rheinbundes und Wiederherstellung der deutschen Freiheit und Verfassung unter gewissen Modificationen. Für diese Zwecke haben die Völker die Waffen ergriffen und die Staaten, welche der Allianz beitraten, erklärten sich durch ihren Beitritt allein schon für denselben Zweck. Der Pariser Friede hat endlich durch den Beitritt aller an dem Kriege theilnehmenden Mächte festgesetzt, daß Deutschland durch ein Föderativband vereinigt werden soll. Europas Interesse fordert es, daß Deutschland durch ein solches Band beruhigt und befestigt werde und es würde eben so wenig mit dem wohlverstandenen Interesse von Europa zu vereinigen stehen, wenn man einem deutschen Staate gestatten wollte, sich durch Ausschließung von dem Bunde mit dem Wohle des Ganzen geradezu in Widerspruch zu setzen, als wenn man dieses auf indirecte Weise zulassen wollte, indem man die Verwerfung der Mittel, die allein zum Zwecke führen können, zuließe."

Die würtembergischen Bevollmächtigten versuchten es, in einer Antwort vom 24. November die im Auftrage ihres Königs abgegebene Erklärung zu rechtfertigen, hielten sich jedoch bis zum Schlusse von den Conferenzen fern. In dieser Zurückhaltung war der König von Würtemberg seit der Ankunft Napoleons in Paris bestärkt worden. Als er nun aber sah, daß die verbündeten Großmächte sehr ernste Anstalten zur Wiedereröffnung des Krieges mit der Erklärung machten: niemals mit Napoleon Bonaparte Frieden zu schließen, da besann sich der Würtemberger eines Besseren und seine Bevollmächtigten übergaben am 9. Juni dem Fürsten Metternich eine Note des Inhaltes: „Die unterzeichneten königlich würtembergischen Congreßgesandten beeilen sich, den ꝛc. Fürsten von Metternich davon in Kenntniß zu setzen, daß sie soeben von ihrem Hofe von wegen der deutschen Bundesangelegenheiten Instruction, deren Verspätung sie keinem bekannten Grunde zuschreiben können, erhalten haben. Um nun ihrer Seits sich mit den übrigen deutschen Staaten in Beziehung auf diesen Gegenstand vereinigen zu können, ersuchen sie Se. fürstliche Gnaden dringend um gefällige Mittheilung der Resultate der bisherigen Verhandlungen. Sie werden es mit dem verbindlichsten Danke anerkennen, wenn es Sr. fürst-

lichen Gnaden gefällig sein wollte, die fernere Einleitung zu treffen, damit sie die Gelegenheit haben, ihre instructionsmäßigen Erklärungen abzugeben und zur Erreichung des gemeinschaftlichen Entzwecks mitzuwirken" u. s. w.

Der Graf Winzingerode übergab dem Fürsten Metternich diese Note zu eigenen Händen und wurde mit dem kurzen Bescheide abgefertigt: „das Weitere solle veranlaßt werden." Da bis spät in der Nacht kein Bescheid erfolgte, den Würtembergern aber, da sie wußten, daß am nächsten Tage die Schlußconferenz stattfinden werde, es auf den Nägeln brannte, schrieben sie, noch bevor die Mitternachtglocke schlug, diese zweite Note an den Fürsten Metternich: „Die unterzeichneten königlich würtembergischen Congreßbevollmächtigten sahen bis diesen Abend 11 Uhr den Mittheilungen des Resultats der Verhandlungen über die deutsche Bundesangelegenheit entgegen, welche die vorläufige mündliche Zusicherung Sr. fürstlichen Gnaden des Herrn Fürsten von Metternich erwarten ließ und wovon allein noch ihre Mitwirkung zu dem bevorstehenden Abschluß der Bundesacte abhängig ist. Um dieser ihrer Seits keinen Aufschub zu geben, nehmen sie sich die Freiheit, ihr Ansuchen in gefällige Erinnerung zu bringen" u. s. w. Der Nachtwächter auf der Bastei hatte noch nicht die zwölfte Stunde verkündet, als die Schwaben ihre Note zur Staatskanzlei beförderten. Es war zu spät! Der Abschluß der Bundesacte war ohne Würtemberg zu Stande gekommen.

In der Schlußconferenz, der elften, welche am 10. Juni versammelt war, theilte der Fürst Metternich die vorstehende Note der würtembergischen Bevollmächtigten, sowie die, denselben zugefertigte, Antwort mit, dahin lautend: „daß die Discussion bereits abgeschlossen sei, mithin in diesem Vertrage sich nichts abändern lasse; wie denn, da der Vertrag schon am 8. Juni unterschrieben worden und jetzt nicht mehr unterschrieben werden könne, der Beitritt Würtembergs nicht anders als durch eine Separatacte geschehen könne." Der Fürst legte ferner ein, von ihm den würtembergischen Bevollmächtigten zur Unterzeichnung zugefertigtes, Formular einer Beitritts-Urkunde vor, in welcher es heißt: „Die Congreßbevollmächtigten Sr. königlichen Majestät von Würtemberg erklären durch Auftrag Ihres allergnädigsten Herrn Allerhöchstdessen unbedingten und vollkommenen Beitritt zu der, unter dem Dato vom 8. d. M. ausgefertigten deutschen Bundesacte, und zwar in dem Maße, daß des Königs Majestät als Theilnehmer an den Verhältnissen des Bundes mit allen, auf den Bundestag gegründeten, Rechten und Verpflichtungen eintrete."

Um jeder Verzögerung und Verschleppung vorzubeugen, ließ der Fürst Metternich von den, in dieser Sitzung anwesenden, Bevollmächtigten eine Acceptations-Urkunde unterzeichnen, in welcher sie erklären: „daß sie die, von den königlich würtembergischen Bevollmächtigten gemachte, Erklärung des Beitritts Sr. königlichen Majestät zu dem deutschen Bunde nach ihrem ganzen Inhalte annehmen und daß demnach dieser Beitritt ebenso angesehen werden solle, als ob die königlich würtembergischen Bevollmächtigten den Act vom 8. d. M. selbst mit unterfertigt hätten."

An den Worten: „unbedingten und vollkommenen Beitritt" nahmen die würtembergischen Bevollmächtigten Anstoß; mit dergleichen durften sie ihrem allergnädigsten Souverain nicht kommen. Sie stellten die verlangte Beitritts-Urkunde nicht aus; die Bevollmächtigten Badens machten mit ihnen gemeinschaftliche Sache und so fehlen bei den Unterschriften der bereits am 8. Juni vollzogenen deutschen Bundesacte die Namen Würtemberg und Baden.

Den bereits in der Sitzung am 8. Juni unterzeichneten Namen drückten die Bevollmächtigten heut noch ihr Siegel bei, worauf die Bundesacte dem Fürsten Metternich zur Aufbewahrung in der k. k. Staatskanzlei übergeben wurde.

Die von den Vollmachtgebern, den Fürsten und freien Städten, ratificirten Urkunden sollten binnen sechs Wochen erfolgen und bei Eröffnung des Bundes in das Archiv niedergelegt werden. In dem nächstfolgenden Kapitel geben wir einen Abdruck der Bundesacte „nach zwei verschiedenen, vom Original selbst genommenen Abschriften gemacht und mit Benutzung mehrerer anderer Abschriften."*) Der ausgezeichneten, zum Theil auch vaterländisch-freigesinnten Staatsmänner waren in der Congreßküche viele, vielleicht allzu viele beschäftigt; kein Wunder also, daß sie in der deutschen Bundesacte einen verdorbenen Brei eingerührt und angerichtet haben, davon uns bis auf den heutigen Tag der bittere Nachgeschmack geblieben ist.

---

*) Klüber, Congreß II. 587.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die, in elf Conferenzen vom 23. Mai bis 10. Juni 1815 am Wiener Congreß von den Bevollmächtigten der deutschen Fürsten und freien Städte zum Abschluß gebrachte, Verfassung des deutschen Bundes, genannt Bundesacte. — Steins Urtheil darüber in einem, für den Kaiser von Rußland bestimmten, Gutachten vom 24. Juni 1815. — Ausbau der Bundesacte unter Metternichs Bauführung durch die Wiener Schlußacte vom 15. Mai 1820 und durch die Wiener Ministerial-Conferenz vom 12. Juni 1834 zu einem Zwinger des öffentlichen Rechtes und der Volksfreiheit.



Bundesacte.

Im Namen der allerheiligsten und untheilbaren Dreieinigkeit!

Die souverainen Fürsten und freien Städte Deutschlands, den gemeinsamen Wunsch hegend, den sechsten Artikel des Pariser Friedens vom 30. Mai 1814 in Erfüllung zu setzen, und von den Vortheilen überzeugt, welche aus ihrer festen und dauerhaften Verbindung für die Sicherheit und Unabhängigkeit Deutschlands, und die Ruhe und das Gleichgewicht Europas hervorgehen würden, sind übereingekommen, sich zu einem beständigen Bunde zu vereinigen, und haben zu diesem Behufe ihre Gesandten und Abgeordneten am Congresse in Wien mit Vollmachten versehen; nämlich:*) . . . In Gemäßheit dieses Beschlusses haben die Bevollmächtigten, nach geschehener Auswechslung ihrer richtig befundenen Vollmachten, folgende Artikel verabredet:

I. Allgemeine Bestimmungen. Art. 1. Die souverainen Fürsten und freien Städte Deutschlands, mit Einschluß Ihrer Majestäten des Kaisers von Oestreich und der Könige von Preußen, von Dänemark und der Nieder-

*) Aufgeführt wurden 36 souveraine Fürsten und freie Städte mit 36 Bevollmächtigten, deren Namen uns bereits bekannt sind. Würtemberg und Baden fehlten.

lande, und zwar der Kaiser von Oestreich und der König von Preußen, beide für ihre gesammten, vormals zum deutschen Reich gehörigen Besitzungen, der König von Dänemark für Holstein, der König der Niederlande für das Großherzogthum Luxemburg, vereinigen sich zu einem beständigen Bunde, welcher der Deutsche Bund heißen soll. — Art. 2. Der Zweck desselben ist: Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands, und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der einzelnen deutschen Staaten. — Art. 3. Alle Bundesglieder haben, als solche, gleiche Rechte. Sie verpflichten sich alle gleichmäßig, die Bundesacte unverbrüchlich zu halten. — Art. 4. Die Angelegenheiten des Bundes werden durch eine Bundesversammlung besorgt, in welcher alle Glieder desselben durch ihre Bevollmächtigten theils einzelne, theils Gesammtstimmen folgendermaßen, jedoch unbeschadet ihres Ranges, führen:

1.	Oestreich	1	Stimme.
2.	Preußen	1	„
3.	Baiern	1	„
4.	Sachsen	1	„
5.	Hannover	1	„
6.	Würtemberg*)	1	„
7.	Baden	1	„
8.	Kurhessen	1	„
9.	Großherzogthum Hessen	1	„
10.	Dänemark, wegen Holstein	1	„
11.	Niederlande, wegen des Großherzogthums Luxemburg	1	„
12.	Die großherzoglich und herzoglich sächsischen Häuser	1	„
13.	Braunschweig und Nassau	1	„
14.	Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz	1	„
15.	Holstein-Oldenburg, Anhalt und Schwarzburg	1	„
16.	Hohenzollern, Lichtenstein, Reuß, Schaumburg-Lippe, Lippe und Waldeck	1	„
17.	Die freien Städte Lübeck, Frankfurt, Bremen und Hamburg	1	„
	Zusammen	17	Stimmen.

*) Würtemberg und Baden waren bei Errichtung des Bundes nicht vertreten, wurden aber in die Liste aufgenommen.

Art. 5. Oestreich hat bei der Bundesversammlung den Vorsitz. Jedes Bundesglied ist befugt, Vorschläge zu machen und in Vortrag zu bringen, und der Vorsitzende ist verpflichtet, solche in einer bestimmten Zeitfrist der Berathung zu übergeben. — Art. 6. Wo es auf Abfassung und Abänderung von Grundgesetzen des Bundes, auf Beschlüsse, welche die Bundesacte selbst betreffen, auf organische Bundeseinrichtungen und auf gemeinnützige Anordnungen sonstiger Art ankommt, bildet sich die Versammlung zu einem Plenum, wobei jedoch, mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Größe der einzelnen Bundesstaaten, folgende Berechnung und Vertheilung der Stimmen verabredet ist:

1.	Oestreich erhält	4	Stimmen.
2.	Preußen	4	=
3.	Baiern	4	=
4.	Sachsen	4	=
5.	Hannover	4	=
6.	Würtemberg	4	=
7.	Baden	3	=
8.	Kurhessen	3	=
9.	Großherzogthum Hessen	3	=
10.	Holstein	3	=
11.	Luxemburg	3	=
12.	Braunschweig	2	=
13.	Mecklenburg-Schwerin	2	=
14.	Nassau	2	=
15.	Sachsen-Weimar	1	=
16.	Sachsen-Gotha	1	=
17.	Sachsen-Coburg	1	=
18.	Sachsen-Meiningen	1	=
19.	Sachsen-Hildburghausen	1	=
20.	Mecklenburg-Strelitz	1	=
21.	Holstein-Oldenburg	1	=
22.	Anhalt-Dessau	1	=
23.	Anhalt-Bernburg	1	=
24.	Anhalt-Cöthen	1	=
	Latus	55	Stimmen.

	Transport	55	Stimmen.
25.	Schwarzburg-Sondershausen . . .	1	Stimme.
26.	Schwarzburg-Rudolstadt	1	=
27.	Hohenzollern-Hechingen	1	=
28.	Lichtenstein	1	=
29.	Hohenzollern-Sigmaringen . . .	1	=
30.	Waldeck	1	=
31.	Reuß, ältere Linie	1	=
32.	Reuß, jüngere Linie	1	=
33.	Schaumburg-Lippe	1	=
34.	Lippe	1	=
35.	Die freie Stadt Lübeck	1	=
36.	= = = Frankfurt . . .	1	=
37.	= = = Bremen	1	=
38.	= = = Hamburg . . .	1	=
	Zusammen	69	Stimmen.

Ob den mediatisirten vormaligen Reichsständen auch einige Curiatstimmen im Pleno zugestanden werden sollen, wird die Bundesversammlung bei der Berathung der organischen Bundesgesetze in Erwägung nehmen. — Art. 7. Inwiefern ein Gegenstand nach obiger Bestimmung für das Plenum geeignet sei, wird in der engeren Versammlung durch Stimmenmehrheit entschieden. Die der Entscheidung des Pleni zu unterziehenden Beschluß-Entwürfe werden in der engeren Versammlung vorbereitet, und bis zur Annahme oder Verwerfung zur Reife gebracht. Sowohl in der engeren Versammlung als im Pleno werden die Beschlüsse nach der Mehrheit der Stimmen gefaßt, jedoch in der Art, daß in der ersteren die absolute, in dem letzteren aber nur eine auf zwei Drittheilen der Abstimmung beruhende Mehrheit entscheidet. Bei Stimmengleichheit in der engeren Versammlung steht dem Vorsitzenden die Entscheidung zu. Wo es aber auf Annahme oder Abänderung der Grundgesetze, auf organische Bundeseinrichtungen, auf jura singulorum, oder Religionsangelegenheiten ankommt, kann weder in der engeren Versammlung, noch im Pleno ein Beschluß durch Stimmenmehrheit gefaßt werden. Die Bundesversammlung ist beständig, hat aber die Befugniß, wenn die ihrer Berathung unterzogenen Gegenstände erledigt sind, auf eine bestimmte Zeit, jedoch nicht auf länger als vier Monate,

sich zu vertagen. Alle näheren, die Vertagung und die Besorgung der etwa während derselben vorkommenden dringenden Geschäfte betreffenden, Bestimmungen werden der Bundesversammlung bei Abfassung der organischen Gesetze vorbehalten. — Art. 8. Die Abstimmungsordnung der Bundesglieder betreffend, wird festgesetzt, daß, so lange die Bundesversammlung mit Abfassung der organischen Gesetze beschäftigt ist, hierüber keinerlei Bestimmung gelte, und die zufällig sich fügende Ordnung keinem der Mitglieder zum Nachtheile gereichen, noch eine Regel begründen soll. Nach Abfassung der organischen Gesetze wird die Bundesversammlung künftige, als beständige Folge einzuführende Stimmenordnung in Berathung nehmen, und sich darin so wenig als möglich von der ehemals auf dem Reichstag, und namentlich in Gemäßheit des Reichs-Deputations-Hauptschlusses von 1803 beobachteten Ordnung entfernen. Auch diese Ordnung kann aber auf den Rang der Bundesglieder überhaupt, und ihren Vortritt außer den Verhältnissen der Bundesversammlung, keinen Einfluß ausüben. — Art. 9. Die Bundesversammlung hat ihren Sitz zu Frankfurt am Main. Die Eröffnung derselben ist auf den 1. September 1815 festgesetzt. — Art. 10. Das erste Geschäft der Bundesversammlung nach ihrer Eröffnung wird die Abfassung der Grundgesetze des Bundes,*) und dessen organische Einrichtung in Rücksicht auf seine auswärtigen, militairischen und inneren Verhältnisse sein. — Art. 11. Alle Mitglieder des Bundes versprechen, sowohl ganz Deutschland, als jeden einzelnen Bundesstaat gegen jeden Angriff in Schutz zu nehmen, und garantiren sich gegenseitig ihre sämmtlichen, unter dem Bunde begriffenen Besitzungen. Bei einmal erklärtem Bundeskrieg darf kein Mitglied einseitige Unterhandlungen mit dem Feinde eingehen, noch einseitig Waffenstillstand oder Frieden schließen. Die Bundesglieder behalten zwar das Recht der Bündnisse aller Art, verpflichten sich jedoch, in keine Verbindungen einzugehen, welche gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesstaaten gerichtet wären. Die Bundesglieder machen sich ebenfalls verbindlich, einander unter keinerlei Vorwand zu bekriegen, noch ihre Streitigkeiten mit Gewalt zu verfolgen, sondern sie bei der Bundesversammlung anzubringen. Dieser liegt alsdann ob, die Vermittlung durch einen Ausschuß zu versuchen, und falls dieser Versuch fehlschlagen sollte, und demnach eine richterliche Entscheidung nothwendig

*) Also nicht einmal die Grundgesetze waren festgestellt.

würde, solche durch eine wohlgeordnete Austrägal-Instanz zu bewirken, deren Ausspruch die streitenden Theile sich sofort zu unterwerfen haben.

Außer den in den vorhergehenden Artikeln bestimmten, auf die Feststellung des Bundes gerichteten Punkten sind die verbündeten Mitglieder übereingekommen, hiermit über folgende Gegenstände die in den nachstehenden Artikeln enthaltenen Bestimmungen zu treffen, welche mit jenen Artikeln gleiche Kraft haben sollen. — Art. 12. Diejenigen Bundesglieder, deren Besitzungen nicht eine Volkszahl von 300,000 Seelen erreichen, werden sich mit den ihnen verwandten Häusern oder andern Bundesgliedern, mit welchen sie wenigstens eine solche Volkszahl ausmachen, zur Bildung eines gemeinschaftlichen obersten Gerichtes vereinigen. In den Staaten von solcher Volksmenge, wo schon jetzt dergleichen Gerichte dritter Instanz vorhanden sind, werden jedoch diese in ihrer bisherigen Eigenschaft erhalten, wofern nur die Volkszahl, über welche sie sich erstrecken, nicht unter 150,000 Seelen ist. Den vier freien Städten steht das Recht zu, sich unter einander über die Errichtung eines gemeinsamen obersten Gerichtes zu vereinigen. Bei den solchergestalt errichteten gemeinschaftlichen obersten Gerichten soll jeder der Parteien gestattet sein, auf die Verschickung der Acten auf eine deutsche Facultät oder an einen Schöppenstuhl zur Abfassung des Endurtheils anzutragen. — Art. 13. In allen Bundesstaaten wird eine landesständische Verfassung stattfinden. — Art. 14. Um den im Jahre 1806 und seitdem mittelbar gewordenen ehemaligen Reichsständen und Reichsangehörigen, in Gemäßheit der gegenwärtigen Verhältnisse, in allen Bundesstaaten einen gleichförmig bleibenden Rechtszustand zu verschaffen, so vereinigen die Bundesstaaten sich dahin: a) daß diese fürstlichen und gräflichen Häuser nichts destoweniger zu dem hohen Adel in Deutschland gerechnet werden, und ihnen das Recht der Ebenbürtigkeit in dem bisher damit verbundenen Begriff verbleibt. b) Sind die Häupter dieser Häuser die ersten Standesherren in dem Staate, zu dem sie gehören; sie und ihre Familien bilden die privilegirteste Klasse in demselben, insbesondere in Ansehung der Besteuerung. c) Es sollen ihnen überhaupt in Rücksicht ihrer Personen, Familien und Besitzungen alle diejenigen Rechte und Vorzüge zugesichert werden oder bleiben, welche aus ihrem Eigenthum und dessen ungestörtem Genuß herrühren, und nicht zu der Staatsgewalt und den höheren Regierungsrechten gehören. Unter vorerwähnten Rechten sind insbesondere und namentlich begriffen: 1. Die unbeschränkte Freiheit, ihren

Aufenthalt in jedem dem Bunde zugehörenden, oder mit demselben in Frieden lebenden Staate zu nehmen. 2. Werden nach den Grundsätzen der früheren deutschen Verfassung die noch bestehenden Familienverträge aufrecht erhalten und ihnen die Befugniß zugesichert, über ihre Güter und Familienverhältnisse verbindliche Verfügungen zu treffen, welche jedoch dem Souverain vorgelegt und bei den höchsten Landesstellen zur allgemeinen Kenntniß und Nachachtung gebracht werden müssen. Alle bis daher dagegen erlassenen Verordnungen sollen für künftige Falle nicht weiter anwendbar sein. 3. Privilegirter Gerichtsstand und Befreiung von aller Militairpflicht für sich und ihre Familien. 4. Die Ausübung der bürgerlichen und peinlichen Gerechtigkeitspflege in erster und, wo die Besitzung groß genug ist, in zweiter Instanz, der Forstgerichtsbarkeit, Ortspolizei und Aufsicht in Kirchen- und Schulsachen, auch über milde Stiftungen, jedoch nach Vorschrift der Landesgesetze, welchen sie, sowie der Militairverfassung und der Oberaufsicht der Regierungen über jene Zuständigkeiten, unterworfen bleiben. Bei der näheren Bestimmung der angeführten Befugnisse sowohl, wie überhaupt und in allen übrigen Punkten wird, zur weiteren Begründung und Feststellung eines, in allen deutschen Bundesstaaten übereinstimmenden, Rechtszustandes der mittelbar gewordenen Fürsten, Grafen und Herren, die in dem Betreff erlassene königlich bairische Verordnung vom Jahre 1807 als Basis und Norm unterlegt werden. Dem ehemaligen*) Reichsadel werden die sub Nr. 1 und 2 angeführten Rechte, Antheil der Begüterten an Landstandschaft, Patrimonial- und Forstgerichtsbarkeit, Ortspolizei, Kirchenpatronat und der privilegirte Gerichtsstand zugesichert. Diese Rechte werden jedoch nur nach Vorschrift ausgeübt. In den durch den Frieden von Lüneville vom 9. Februar 1801 von Deutschland abgetretenen und jetzt wieder damit vereinigten Provinzen werden bei Anwendung der obigen Grundsätze auf den ehemaligen unmittelbaren Reichsadel diejenigen Beschränkungen stattfinden, welche die dort bestehenden besonderen Verhältnisse nöthig machen. — Art. 15. Die Fortdauer der, auf die Rheinschifffahrts-Octroi angewiesenen, directen und subsidiarischen Renten, die durch Reichs-Deputationsschluß vom 25. Februar 1803 getroffenen Verfügungen in Betreff des Schuldenwesens und festgesetzter Pensionen an geistliche und weltliche Individuen, werden von dem Bunde garantirt. Die Mitglieder der

*) Fehlt „unmittelbaren“.

ehemaligen Dom- und freien Reichsstifter haben die Befugniß, ihre, durch den erwähnten Reichs-Deputationsschluß festgesetzten, Pensionen, ohne Abzug, in jedem mit dem deutschen Bunde in Frieden stehenden Staate verzehren zu dürfen. Die Mitglieder des deutschen Ordens werden ebenfalls nach den, in dem Reichs-Deputations-Hauptschluß von 1803 für die Domstifter festgesetzten, Grundsätzen Pensionen erhalten, insofern sie ihnen noch nicht hinreichend bewilligt worden, und diejenigen Fürsten, welche eingezogene Besitzungen des deutschen Ordens erhalten haben, werden diese Pensionen, nach Verhältniß ihres Antheils an den ehemaligen Ordensbesitzungen, bezahlen. Die Berathung über die Regulirung der Sustentationskasse und der Pensionen für die überrheinischen Bischöfe und Geistlichen, welche Pensionen auf die Besitzer des linken Rheinufers übertragen werden, ist der Bundesversammlung vorbehalten. Diese Regulirung ist binnen Jahresfrist zu beendigen; bis dahin wird die Bezahlung der erwähnten Pensionen auf die bisherige Art fortgesetzt. — Art. 16. Die Verschiedenheit der christlichen Religions-Parteien kann in den Ländern und Gebieten des deutschen Bundes keinen Unterschied in dem Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte begründen. Die Bundesversammlung wird in Berathung ziehen, wie auf eine möglichst übereinstimmende Weise die bürgerliche Verbesserung der Bekenner des jüdischen Glaubens in Deutschland zu bewirken sei, und wie insonderheit denselben der Genuß der bürgerlichen Rechte, gegen die Uebernahme aller Bürgerpflichten, in den Bundesstaaten verschafft und gesichert werden könne. Jedoch werden den Bekennern dieses Glaubens, bis dahin, die denselben von den einzelnen Bundesstaaten bereits eingeräumten Rechte erhalten. — Art. 17. Das fürstliche Haus Thurn und Taxis bleibt in dem, durch den Reichs-Deputationsschluß vom 25. Februar 1803 oder in späteren Verträgen bestätigten, Besitz und Genuß der Posten in den verschiedenen Bundesstaaten, so lange als nicht etwa durch freie Uebereinkunft anderweitige Verträge abgeschlossen werden sollten. In jedem Falle werden demselben, in Folge des Art. 13 des erwähnten Reichs-Deputations-Hauptschlusses, seine auf Belassung der Posten oder auf eine angemessene Entschädigung gegründeten Rechte und Ansprüche versichert. Dieses soll auch da stattfinden, wo die Aufhebung der Posten seit 1803 gegen den Inhalt des Reichs-Deputations-Hauptschlusses bereits geschehen wäre, insofern diese Entschädigung durch Verträge nicht schon definitiv festgesetzt ist. — Art. 18. Die verbündeten Fürsten und freien Städte kommen überein, den Unterthanen

der deutschen Bundesstaaten folgende Rechte zuzusichern: a) Grundeigenthum außerhalb des Staates, den sie bewohnen, zu erwerben und zu besitzen, ohne deshalb in dem fremden Staate mehreren Abgaben und Lasten unterworfen zu sein, als dessen eigene Unterthanen. b) Die Befugniß: 1. des freien Wegziehens aus einem deutschen Bundesstaat in den andern, der erweislich sie zu Unterthanen annehmen will; auch 2. in Civil- und Militairdienste desselben zu treten. Beides jedoch nur, insofern keine Verbindlichkeit zu Militairdiensten gegen das bisherige Vaterland im Wege stehe. Und damit, wegen der, dermal obwaltenden, Verschiedenheit der gesetzlichen Vorschriften über Militairpflichtigkeit hierunter nicht ein ungleichartiges, für einzelne Bundesstaaten nachtheiliges, Verhältniß entstehen möge, so wird bei der Bundesversammlung die Einführung möglichst gleichförmiger Grundsätze über diesen Gegenstand in Berathung genommen werden. c) Die Freiheit von aller Nachsteuer (jus detractus, gabella emigrationis), insofern das Vermögen in einen andern deutschen Bundesstaat übergeht, mit dem nicht besondere Verhältnisse durch Freizügigkeits-Verträge bestehen. d) Die Bundesversammlung wird sich, bei ihrer ersten Zusammenkunft, mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Preßfreiheit und Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck beschäftigen. — Art. 19. Die Bundesglieder behalten sich vor, bei der Zusammenkunft der Bundesversammlung in Frankfurt, wegen des Handels und Verkehrs zwischen den verschiedenen Bundesstaaten, sowie wegen der Schifffahrt nach Anleitung der, auf dem Congreß zu Wien angenommenen, Grundsätze in Berathung zu treten. — Art. 20. Der gegenwärtige Vertrag wird von allen contrahirenden Theilen ratificirt werden, und die Ratificationen sollen binnen der Zeit von sechs Wochen, oder wo möglich noch früher, nach Wien an die kaiserlich östreichische Hof- und Staatskanzlei eingesandt, und bei Eröffnung des Bundes in das Archiv desselben niedergelegt werden. Zur Urkunde dessen haben sämmtliche Bevollmächtigte den gegenwärtigen Vertrag unterzeichnet und mit ihren Wappen besiegelt. So geschehen Wien, den achten Juni im Jahre ein tausend acht hundert und funfzehn. —

Die Bundesacte wurde von den anwesenden Bevollmächtigten der deutschen Bundesstaaten unterzeichnet. Die Unterschriften von Würtemberg und Baden, wie schon erwähnt, fehlen.

Stein hatte den Abschluß der deutschen Bundesacte in Wien nicht abge-

wartet; schon längst war ihm seine Theilnahme daran vergällt, er hatte sich mit Widerwillen von den Verhandlungen darüber abgewendet. Als er am 20. Juni 1815 dem Kaiser von Rußland in Frankfurt seine Aufwartung machte, theilte ihm dieser die Schlußacte mit und sprach gegen ihn den Wunsch aus, sein Urtheil darüber zu vernehmen. Stein that dies in einer, dem russischen Cabinet am 24. Juni übergebenen, Denkschrift, in welcher er ein scharfes Richteramt an ihr vollzieht. „Die deutsche Bundesacte," bemerkt er, „ist am 8. Junius durch die Bevollmächtigten der deutschen Könige, Fürsten und Städte unterzeichnet worden. Jeder Mann, der sein Vaterland liebt und dessen Glück und Ruhm wünscht, ist berufen zu untersuchen, ob der Inhalt dieser Urkunde entspricht der Erwartung der Nation, der Größe ihrer Anstrengungen, ihrer Leiden, der Thatkraft und der Beschaffenheit des Geistes, der sie jene zu machen, diese zu ertragen in den Stand setzte? Ob sie in dieser Urkunde die Gewähr ihrer bürgerlichen und politischen Freiheit findet? Ob die dadurch geschaffenen Einrichtungen dem durch die verbündeten Herrscher in ihren Bekanntmachungen verkündeten Zweck des Krieges entsprechen und den Grundsätzen gemäß sind, welche der Kaiser von Rußland in seinem politischen Betragen, den fremden Völkern, der Schweiz u. s. w. bekannt hat?

„Der Kaiser erklärte bei dem Eintritt mit dem Heere in Deutschland (April 1813), er beabsichtigte den Fürsten und Völkern Deutschlands zu helfen, um ihre Freiheit und Unabhängigkeit wieder zu erobern und der Wiederherstellung des alten Reichs einen mächtigen Schutz und eine feste Gewähr zu leihen. Der Kaiser bestand in seiner Note vom 11. November auf Herstellung eines politischen Systems in Deutschland, welches die innere Ruhe gewährleiste, die Verwendung seiner Kräfte einer zusammengedrängten Leitung unterwerfe und die Mißbräuche der Gewalt verhüte, indem es die Rechte aller Klassen der Gesellschaft durch starke und freisinnige Einrichtungen beschütze.

„Unsere neuen Gesetzgeber haben an die Stelle des alten deutschen Reiches mit einem Haupte, gesetzgebender Versammlung, Gerichtshöfen, einer inneren Einrichtung, die ein Ganzes bildete, — einen deutschen Bund gesetzt, ohne Haupt, ohne Gerichtshöfe, schwach verbunden für die gemeine Vertheidigung. Die Rechte des Einzelnen sind durch nichts gesichert, als durch die unbestimmte Erklärung, „daß es Landstände geben solle", ohne daß etwas über deren Befugnisse festgestellt ist (Art. 13); und durch eine Reihe Grundsätze

(Art. 18) über die Rechte jedes Deutschen, worunter man die Habeas-corpus-Acte, die Abschaffung der Leibeigenschaft*) ausgelassen hat und welche durch keine schützende Einrichtung verbürgt werden.

„Die Bildung des Bundestages, mag er als Bundesversammlung oder als Plenum handeln, gestattet nur schwer eine für Alle verbindliche Handlung, da die Fälle, welche Einstimmigkeit erheischen, so zahlreich und so unbestimmt ausgedrückt sind. Sie wird erfordert jedesmal, wo es sich darum handelt

a) Grundgesetze zu geben oder zu verändern;

b) organische Bundeseinrichtungen zu schaffen;

c) über Rechte Einzelner zu beschließen;

d) oder über Gegenstände der Religion.

„Das Recht der Bündnisse einzelner Staaten mit fremden wird allein durch die Verpflichtung beschränkt, keine Verbindungen einzugehen, welche gegen den Bund oder eines seiner Glieder gerichtet sind (Art. 11). Der Deutsche wird also sein Blut vergießen für seinem Lande fremde Streitigkeiten, wenn sein Fürst sich mit Frankreich oder England gegen eine andere Macht verbündet, — er wird sogar verpflichtet sein, seinen Landsmann zu bekämpfen, wenn dessen Fürst sich mit dem Gegner verbunden hat.

„Von einer so fehlerhaften Verfassung läßt sich nur ein sehr schwacher Einfluß auf das öffentliche Glück Deutschlands erwarten und man muß hoffen, daß die despotischen Grundsätze, von denen mehrere Cabinette sich noch nicht losmachen können, nach und nach durch die öffentliche Meinung, die Freiheit der Presse und das Beispiel zerstört werden, welches mehrere Fürsten, besonders Preußen geben zu wollen scheinen, indem sie ihren Unterthanen eine weise und wohlthätige Verfassung ertheilen.

„Rußland kann den guten Grundsätzen mehr Kraft geben und ihre Anwendung beschleunigen, wenn es fortfährt, sie in seinen Erklärungen zu bekennen und sie durch seine Gesandten an den deutschen Höfen zu unterstützen. Da es von der Bundesacte Kenntniß nimmt durch die Art. 53 ff. des allgemeinen Vertrages, den es unterzeichnen wird, so könnte es sich über ihre Unvollkommenheit aussprechen, über den Widerspruch, der sich zwischen ihr und den Grundsätzen findet, welche es in seiner Note vom 11. November unterstützt hat und welche

*) Sie bestand noch in Mecklenburg.

damals von Oestreich, Preußen und Hannover ausgesprochen waren; es könnte schließlich auf der Nothwendigkeit bestehen, diesen Unvollkommenheiten abzuhelfen, sobald der Bundestag sich versammeln und über die Grundgesetze des Bundes berathen wird."

Auch diesmal verwendet sich Stein für die Sicherstellung der dem deutschen Volke verheißenen „Grundrechte" an den russischen Selbstherrscher, zu dessen Freisinnigkeit er mehr Vertrauen hegen durfte, als zu der östreichischen Landvogt-Politik. Nur allzubald ging seine Besorgniß in Erfüllung. Denn obschon Metternich in dem 13. Artikel — die Einführung landständischer Verfassung — und in dem 18. Artikel — die Rechte deutscher Unterthanen betreffend — auskömmlich dafür gesorgt zu haben glaubte, das absolute Ministerthum für immer in Kraft zu erhalten, erweckten ihm dennoch die, in den nächsten Friedensjahren in Weimar, Karlsruhe, Wiesbaden und Stuttgart eröffneten, Ständeversammlungen das gerechte Bedenken, es möchten sich dergleichen Verfassungen auf die Dauer nicht mit dem östreichischen Regierungssysteme vereinbaren lassen. Es hielt nicht schwer, bei der allvermögenden Hofpartei in Berlin und auch bei der Mehrzahl der kleineren deutschen Höfe Gesinnungsgenossen zu finden, welche seinen Vorschlägen und Anträgen in Betreff der Nothwendigkeit, jene beiden Artikel genauer zu bestimmen, bereitwilligst beipflichteten. Nach vorläufig auf dem berüchtigten Congreß zu Karlsbad 1819 genommenen Verabredungen ergingen „an die souverainen Fürsten und freien Städte" von dem östreichischen Hofe Einladungen, Bevollmächtigte zu einer Zusammenkunft nach Wien abzuordnen, „um zu Cabinets-Conferenzen zusammenzutreten und durch ergänzende und erläuternde Grundgesetze den Bestimmungen der Bundesacte eine zweckmäßige Entwickelung und hiermit dem Bundesverein selbst die erforderliche Vollendung zu sichern." Das Ergebniß war die, zu einer bedauernswerthen Berühmtheit und beklagenswerthen Geltung gelangte, am 15. Mai 1820 zum Abschluß gekommene „Wiener Schlußacte".

In einem einleitenden Vorworte heißt es: „Die souverainen Fürsten und freien Städte Deutschlands, eingedenk ihrer bei Stiftung des deutschen Bundes übernommenen Verpflichtung, den Bestimmungen der Bundesacte durch ergänzende und erläuternde Grundgesetze eine zweckmäßige Entwickelung und hiermit dem Bundesverein selbst die erforderliche Vollendung zu sichern, überzeugt, daß sie, um das Band, welches das gesammte Deutschland in Friede und Eintracht

verbindet, unauflöslich zu machen (sollte heißen: um die Fesseln der Freiheit für ewig fest zu schmieden!), nicht länger anstehen dürfen, jener Verpflichtung und einem allgemein gefühlten Bedürfnisse durch gemeinschaftliche Berathung Genüge zu leisten, haben zu diesem Ende Bevollmächtigte ernannt, welche zu Wien, nach geschehener Auswechslung ihrer richtig befundenen Vollmachten, in Cabinets-Conferenzen zusammengetreten und, nach sorgfältiger Erwägung und Ausgleichung der wechselseitigen Ansichten, Wünsche und Vorschläge ihrer Regierungen, zu einer definitiven Vereinbarung über folgende Artikel gelangt sind." Diese schlagen sogleich einen, von der Bundesacte abweichenden, Ton an: (Art. 1) „Der deutsche Bund ist ein völkerrechtlicher Verein der deutschen souverainen Fürsten und Städte zur Bewahrung der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit ihrer, im Bunde begriffenen, Staaten und zur Erhaltung der inneren und äußeren Sicherheit Deutschlands." Von dem „Rechte der Völker" war in diesem völkerrechtlichen Bunde nicht eine Spur zu finden, wie denn überhaupt „der völkerrechtliche Bund souverainer Fürsten" sehr an Lichtenbergs „ledernen Schleifstein" erinnert.

Die Schlußacte näher zu kennzeichnen, genügt es für unseren Zweck, zunächst die Artikel anzuführen, durch welche der 13. Artikel der Bundesacte escamotirt wurde. Mit der Meisterschaft des diplomatischen Taschenspielers zeigt Metternich die Urkunde vor und liest: „Da nach dem Sinn des 13. Artikels der Bundesacte und den darüber erfolgten späteren Erklärungen in allen Bundesstaaten landständische Verfassungen stattfinden sollen, so hat die Bundesversammlung darüber zu wachen, daß die Bestimmung in keinem Bundesstaate unerfüllt bleibe." (Und wie steht es mit der Erfüllung dieser schönen Verheißung in dem Bundesstaate bis auf den heutigen Tag?) Unser Taschenspieler hat sich gut vorgesehen; die vorgelesene Schrift verschwindet wie weggeblasen und er schüttelt aus dem Aermel ganz anders lautende Paragraphen; diese lauten: „Den souverainen Fürsten der Bundesstaaten bleibt es überlassen, diese innere Landesangelegenheit mit Berücksichtigung sowohl der früherhin gesetzlich bestandenen ständischen Rechte, als der gegenwärtig obwaltenden Verhältnisse zu ordnen." Ferner noch einmal hocus pocus! „Da der deutsche Bund mit Ausnahme der freien Städte aus souverainen Fürsten besteht, so muß dem hierdurch gegebenen Grundbegriffe zufolge die gesammte Staatsgewalt im Oberhaupte des Staats vereinigt bleiben, und der Souverain kann durch eine landständische Ver-

fassung nur in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden." Allein auch hierbei beruhigte sich das feige Gewissen Metternichs noch nicht. In einem Schlußprotokolle der Wiener Ministerial-Conferenz vom 12. Juni 1834 wurden auf seinen Antrag folgende Artikel beliebt: „§ 1. Das im Artikel 57 der Wiener Schlußacte anerkannte Grundprincip des deutschen Bundes, gemäß welchem die gesammte Staatsgewalt in dem Oberhaupte des Staates vereinigt bleiben muß und der Souverain durch eine landständische Verfassung nur in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden kann, ist in seinem vollen Umfange unverletzt zu erhalten. Jede demselben widerstrebende, auf eine Theilung der Staatsgewalt zielende Behauptung ist unvereinbar mit dem Staatsrechte der im deutschen Bunde vereinigten Staaten und kann bei keiner deutschen Verfassung in Anwendung kommen. Die Regierungen werden daher eine, mit den Souverainetätsrechten unvereinbare, Erweiterung ständischer Befugnisse in keinem Falle zugestehen."

„§ 18. Die Regierungen werden Ständeversammlungen, welche die zur Handhabung der Bundesbeschlüsse erforderlichen Leistungen verweigern, nach fruchtloser Anwendung aller gesetzlichen und verfassungsmäßigen Mittel, auflösen und es soll ihnen in diesem Falle die Hülfe des Bundes nach Maßgabe der Art. 25 bis 27 der Schlußacte zugesichert sein. Diese Bestimmungen gelten auch für den Fall einer gänzlichen Verweigerung der Steuern. — § 20. Das Recht der Steuerbewilligung ist nicht gleichbedeutend mit dem Rechte, das Staatsausgaben-Budget zu regeln.... Aus diesem Unterschiede folgt, daß Ständen das Recht, einzelne, innerhalb des Betrags der im Allgemeinen bestimmten Etatssumme vorkommende, Ausgabeposten festzusetzen oder zu streichen, nicht zusteht, insofern ihre Zustimmung dazu nicht ausdrücklich durch Verfassungen und Gesetze vorbehalten ist. Werden bereits erfolgte Ausgaben von den Ständen (worunter in jenen Staaten, deren Stände in zwei Kammern getheilt sind, immer beide Kammern verstanden werden) nicht anerkannt oder gestrichen, so können letztere zwar eine Verwahrung für künftige Fälle einlegen, es können aber jene, als wirklich verausgabt nachgewiesenen, Summen nicht als effective Kassenvorräthe von den Ständen in Anspruch genommen werden. Die Frage über die Rechtmäßigkeit einer, erweislich erfolgten, Ausgabe wird auf verfassungsmäßigem Wege entschieden und wenn diese Entscheidung verneinend ausfällt, so

steht nur der competenten landesherrlichen Behörde und nicht den Ständen der Ausspruch über die Ersatzverbindlichkeit zu."

„§ 24. Die Regierungen werden einer Beeidigung des Militairs auf die Verfassung nirgend und zu keiner Zeit stattgeben." Zur Unterstützung dieser Gewaltmaßregelungen wurde das Censur- und Spionirwesen in einer Weise verordnet, daß für Deutschland der Ruhm, daß die Inquisition hier niemals eingeführt werden konnte, durch die Zwingherrschaft, durch welche Metternich die Geister in Fesseln schlug, schmählich verkümmert wurde.

In dem Schlußprotokolle der Wiener Ministerial-Conferenz vom 12. Juni 1834 befinden sich nachstehende Bestimmungen: „Um die, zur Erhaltung der Ruhe Deutschlands übernommenen, gegenseitigen Verpflichtungen einer wachsamen und strengen Aufsicht über die, in den verbündeten, Staaten erscheinenden Zeitungen, Zeit- und Flugschriften in gleichem Sinne vollständig zu erfüllen und die, dem provisorischen Preßgesetze gemäß bestehende, Censur auf die zweckmäßigste Weise gehörig zu handhaben, werden die Regierungen 1. das Censoramt nur Männern von erprobter Gesinnung und Fähigkeit übertragen, und diesen eine, dem ehrenvollen Vertrauen, welches dasselbe voraussetzt, entsprechende Stellung, sei es in selbstständiger Eigenschaft oder in Verbindung mit anderen angesehenen Aemtern, sichern; 2. den Censoren bestimmte Instructionen ertheilen; 3. Censurlücken durch Gedankenstriche zu bezeichnen, nirgend dulden (§ 28). — Von den Nachtheilen einer übermäßigen Anzahl politischer Tageblätter überzeugt, werden die Regierungen auf eine allmälig herbeizuführende Verminderung solcher Blätter, so weit dieses ohne Kränkung erworbener Rechte thunlich ist, Bedacht nehmen."

Besonders wurden Vorkehrungen getroffen gegen Veröffentlichung landständischer Verhandlungen durch den Druck. „Es wird," so lautet § 33, „auf geeigneten Wegen dafür Sorge getragen werden, daß bei dem Druck der ständischen Protokolle alle jene Aeußerungen weggelassen werden, welche eine Verweisung zur Ordnung veranlaßt haben. Wenn die ständischen Protokolle in Zeitungen oder sonstigen periodischen Schriften abgedruckt werden, so unterliegt dieser Abdruck allen für die Redaction, Censur und Beaufsichtigung dieser letzteren bestehenden Vorschriften."

In engsten und vertraulichen Schriftwechsel traten die Behörden, welche, nach Napoleonischem Vorbilde, von den deutschen Landesregierungen unter dem

verrufenen Namen der hohen und geheimen Polizei eingerichtet worden waren. „Die Bundesregierungen," heißt es in dem Beschluß vom 5. Juli 1832, „werden fortwährend die genaueste polizeiliche Wachsamkeit auf alle Einheimische, welche durch öffentliche Reden, Schriften oder Handlungen ihre Theilnahme an aufwieglerischen Plänen kund oder zu desfallsigem Verdacht gegründeten Anlaß gegeben haben, eintreten lassen; sie werden sich wechselseitig mit Notizen über alle Entdeckungen staatsgefährlicher geheimer Verbindungen und der darin verflochtenen Individuen, auch in Verfolgung desfallsiger Spuren jederzeit auf das Schleunigste und Bereitwilligste unterstützen. — Auf Fremde, welche sich wegen politischer Vergehen oder Verbrechen in einen der Bundesstaaten begeben haben, sodann auf Einheimische und Fremde, die aus Orten oder Gegenden kommen, wo sich Verbindungen zum Umsturz des Bundes oder der deutschen Regierungen gebildet haben und der Theilnahme daran verdächtig sind, ist besondere Aufmerksamkeit zu wenden. Zu diesem Ende sind überall in den Bundeslanden die bestehenden Paßvorschriften auf das Genaueste zu beobachten und nöthigen Falls zu verschärfen. — Die Bundesregierungen sichern sich gegenseitig auf Verlangen die prompteste militairische Assistenz zu, und indem sie anerkennen, daß die Zeitverhältnisse gegenwärtig nicht minder dringend als im October 1830 außerordentliche Vorkehrungen wegen Verwendung der militairischen Kräfte des Bundes erfordern, werden sie sich die Vollziehung des Beschlusses vom 21. October 1830 auch unter den jetzigen Umständen und so lange, als die Erhaltung der Ruhe in Deutschland es wünschenswerth macht, ernstlich angelegen sein lassen."

Am lächerlichsten erscheint die Furcht der Großmächtigen Regierungen, welche über Heere von vielen hunderttausend Mann, über Festungen mit vielen Tausenden von Kanonen und außerdem über Legionen von Polizeispionen geboten, wegen des Umsturzes, welchen die, auf einigen zwanzig deutschen Universitäten zerstreuten, Studenten dem deutschen Bunde und dessen Regierungen bereiten könnten. In dem Schlußprotokolle der Wiener Ministerial-Conferenz vom 12. Juli 1834 befinden sich eine ganze Reihe von Verordnungen, wodurch man dem, von der deutschen Burschenschaft befürchteten, Angriffe zuvorzukommen gedachte. Es war dies sogenannte Schlußprotokoll in 60 Paragraphen abgefaßt. Um in sämmtlichen Bundesstaaten Gesetzeskraft zu erhalten, mußte dasselbe von dem Bundestage verhandelt und angenommen werden. Deshalb bestimmte § 60: „Die Regierungen werden sich gegenseitig an vorstehende Artikel, als das Resultat

einer Vereinbarung zwischen den Bundesgliedern, ebenso gebunden erachten, als wenn dieselben zu förmlichen Bundesbeschlüssen erhoben worden wären. Die Art. 3 bis 14 werden sofort mittelst Präsidialvortrags an den Bundestag gebracht und dort in Folge gleichlautender Erklärungen der Bundesregierungen zu Bundesbeschlüssen erhoben werden. Hinsichtlich der übrigen, in gegenwärtigem, in das geheime Bundespräsidial-Archiv niederzulegendem, Schlußprotokolle enthaltenen, derzeit zur Verlautbarung nicht bestimmten, Artikel werden die Regierungen ihren Gesandtschaften am Bundestage, unter Aufbietung strenger Geheimhaltung, sowohl zur Bezeichnung der allgemeinen Richtung, als zur Anwendung auf specielle Fälle, die geeigneten, mit den durch Gegenwärtiges übernommenen Verpflichtungen übereinstimmenden, Instructionen ertheilen. Zu Urkunde dessen haben sämmtliche hier versammelte Bevollmächtigte den gegenwärtigen Act unterzeichnet und mit ihren Wappen untersiegelt." — In Oestreich, Preußen, Sachsen und einigen der kleineren Bundesstaaten wurden die Bestimmungen des Schlußprotokolls, ohne die Verhandlungen des Bundestages und dessen Beschlußfassung abzuwarten, in Kraft gesetzt. Diese erfolgte am 13. November 1834 nur zum Theil; später wurden am 29. Juli 1841 auch die noch im Rückstande gebliebenen Artikel durch Aufnahme in das Bundesprotokoll förmlich zu Bundesbeschlüssen erhoben.

Als nun aber im Jahre 1848 die Märzglöckchen läuteten, da wurde der Bundestag sehr kleinlaut. „Nachdem die Bundesversammlung" — so lautet der Beschluß vom 3. März 1848 — „sich die Aeußerungen sämmtlicher Regierungen über den, unterm 9. September v. J. erstatteten, ausführlichen Vortrag der Commission in Preßangelegenheiten behufs einer möglichst gleichförmigen Bundes-Preßgesetzgebung erbeten hat, so hat sie auf anderweiten Vortrag der Commission in Preßangelegenheiten beschlossen:

1. Jedem deutschen Bundesstaate wird freigestellt, die Censur aufzuheben und die Preßfreiheit einzuführen.
2. Dies darf jedoch nur unter Garantien geschehen, welche die anderen deutschen Bundesstaaten und den ganzen Bund gegen den Mißbrauch der Preßfreiheit möglichst sicher stellen."

Und als die ersten Strahlen erwärmender Frühlingssonne den Schneemannpopanz, Bundestag genannt, beschienen, da ging ihm ein Licht auf, sein harter Sinn erweichte sich und er machte am 2. April 1848 nachstehenden Beschluß

bekannt: „Auf den, in der 22. Sitzung am 23. März d. J. § 176 erfolgten, Antrag der freien Städte für Frankfurt, daß, da die, seit dem Jahre 1819 erlassenen sogenannten, Ausnahmegesetze des deutschen Bundes unter veränderten Umständen bereits allenthalben außer Wirksamkeit getreten, dieselben auch von Seiten des deutschen Bundes förmlich als aufgehoben und beseitigt zu erklären seien, beschließt die Bundesversammlung: daß die beanstandeten Ausnahmegesetze und Beschlüsse für sämmtliche Bundesstaaten aufgehoben, mithin als bereits völlig beseitigt zu betrachten und, wo es noch erforderlich befunden werden sollte, darüber die nöthigen Bekanntmachungen zu erlassen seien.“ Der Antrag hierzu war von dem, damals in Frankfurt versammelten, sogenannten deutschen Vor-Parlament ausgegangen, welches von dem, seine Schein-Existenz noch behauptenden, Bundestage „die Zurücknahme der verfassungswidrigen Ausnahmebestimmungen“ gefordert hatte. In der öffentlichen Meinung lagen damals die Würfel für Oestreich so günstig, daß der Erzherzog Johann zum deutschen Reichsverweser berufen ward, welcher mit hingebender Bereitwilligkeit dem Rufe Folge leistete.

Und als nun die Strahlen der Mittagssonne immer senkrechter auf das Bundespalais in der Eschenheimer Gasse zu Frankfurt fielen, da zerrann der einst so glänzende Schneemann zu eitel schmutzigem Rinnsteingewässer.

In einer letzten Sitzung der Bundesversammlung am 12. Juli 1848 überreichte der K. K. Präsidialgesandte dem Erzherzoge Reichsverweser nachstehende Adresse: „Nach der Verfassung Deutschlands war die Bundesversammlung berufen und verpflichtet, die Sicherheit und Unabhängigkeit unseres Vaterlandes zu wahren, den Bund in seiner Gesammtheit vorzustellen und das beständige Organ seines Willens und Handelns zu sein; sie war berechtigt, für die Aufrechthaltung friedlicher und freundschaftlicher Verhältnisse mit den auswärtigen Staaten Sorge zu tragen, Gesandte von fremden Mächten anzunehmen und an sie im Namen des Bundes Gesandte abzuordnen, Unterhandlungen für den Bund zu führen und Verträge für denselben abzuschließen. Der Bundesversammlung war es übertragen, die auf das Militairwesen des Bundes Bezug habenden militairischen Einrichtungen und die zur Sicherstellung seines Gebietes erforderlichen Vertheidigungsanstalten zu beschließen und zu überwachen, über Krieg und Frieden zu entscheiden.

„Die Bundesversammlung überträgt Namens der deutschen Regie-

rungen die Ausübung dieser ihrer verfassungsmäßigen Befugnisse und Verpflichtungen an die provisorische Centralgewalt; sie legt sie insbesondere mit dem Vertrauen in die Hände Ew. Kaiserl. Hoheit, als des deutschen Reichsverwesers, daß für die Einheit, die Macht und die Freiheit Deutschlands Großes und Erfolgreiches erzielt werde, daß Ordnung und Gesetzlichkeit bei allen deutschen Stämmen wiederkehren und daß das deutsche Volk der Segnungen des Friedens und der Eintracht sich dauernd erfreue.

„Die deutschen Regierungen, die nur das wohlverstandene Interesse des Volkes kennen und beachten, sie bieten freudig die Mitwirkung zu allen Verfügungen der Centralgewalt, die Deutschlands Macht nach Außen und im Innern begründen und befestigen sollen. Mit diesen Erklärungen sieht die Bundesversammlung ihre Thätigkeit als beendet an und die Gesandten erneuern den Ausdruck ihrer persönlichen Huldigung für Ew. Kaiserl. Hoheit, den deutschen Reichsverweser." —

Mit diesem letzten Stoßseufzer versank der, auf dem Wiener Congreß unter Saus und Gebraus mißgeborene, deutsche Bundestag in die schauerliche Nacht der Vergessenheit, wobei die deutsche Nationalversammlung ihm die Schlafmütze über das lebensmüde Haupt zog. — Später ging eine Sage: der Bundestag lasse sich wieder in der Eschenheimer Gasse sehen und gehe als weiße Frau im Bundespalais um. Wer aber in unseren aufgeklärten Zeiten glaubt wohl noch an Gespenster? — Und lassen dergleichen Klopfgeister ihren Spuk irgendwo und wie vernehmen, das Wort des Meisters wird sie bannen. —

In der Sitzung des Abgeordnetenhauses in Berlin am 20. April 1860 stellte der ehemalige königlich sächsische Justizminister v. Carlowitz, gegenwärtig preußischer Staatsbürger, Gutsbesitzer und Mitglied des Abgeordnetenhauses, den Antrag: „die Regierung zu veranlassen, daß Preußen aus dem Bundestage ausscheiden möge." „Meine Resolution" — bemerkte der Redner — „sollte nichts Anderes sein, und war nichts als ein Schatten, der einem großen Ereignisse vorausgeht, und dieses große Ereigniß, was ist es? Es ist das baldige Ende des Bundestages.... Meine Herren! Es ist bereits nahe an 25 Jahre her, daß ich an einer anderen Stelle, ebenfalls in einer deutschen Ständeversammlung (am Landtage in Dresden), mein Urtheil über die deutsche Bundesversammlung aussprach, ein Urtheil, was durch die vergangenen 25 Jahre nicht Lügen gestraft worden ist. Ein Vorredner verglich den Bundestag mit einer

Krücke zur Stütze Deutschlands. Meine Herren! Ich möchte ihn nach meiner Auffassung mit einem anderen Instrumente, auch von Holz, vergleichen, und diesem Instrumente sieht er ähnlich wie ein Ei dem andern, ich vergleiche ihn mit einem Hemmschuh. — Ich verwahre mich ausdrücklich dagegen, als ob ich ein Preußen wolle ohne Deutschland, als ob ich den Bund der deutschen Stämme überhaupt sprengen wolle. Ich muß dabei freilich offen bekennen, daß ich die Furcht Anderer vor den Bestimmungen der Bundesacte und der Wiener Schlußacte nicht theile; die Furcht vor dem Worte: „„der Bund ist unauflöslich und der Austritt aus demselben ist keinem Staate gestattet,““ kenne ich nicht. Ja, meine Herren, wenn der deutsche Bund auf nichts weiter beruhte, als auf dem vergilbten Papier der Bundesacte von 1815 und der Schlußacte von 1820, dann stände es allerdings schlimm um uns. Der Bund der deutschen Stämme hat meiner Ansicht nach einen festeren Grund: das Gefühl der Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme. Dies Gefühl, so hoffe ich, lebt noch unter uns und wenn dies der Fall ist, dann zerschlagen Sie dreist die Formen und am anderen Tage werden sich die deutschen Stämme zusammenfinden.... Ich komme jetzt auf das Kapitel, das nicht zu erschöpfen ist: ich komme auf die Sünden des Bundestages, sowohl die Begehungs- als die Unterlassungssünden. Meine Herren! Wer dies Kapitel erschöpfen wollte, der müßte „eine Stimme von Erz und eine Brust von Stahl haben", wie Homer sich ausdrückt. Meine Herren! Mir kommt der Bundestag vor wie ein Mann, der zwei Augen hat, das eine geschlossen, das andere offen. Mit dem einen Auge soll er Acht haben darauf, daß die Rechte des Souverains nicht beeinträchtigt werden, soll er Acht haben, daß die Rechte der Mediatisirten und anderer großer Herren der Stellung gemäß, die sie früher in Deutschland einnahmen, gewahrt bleiben. Dies Auge ist immer offen, mit dem wacht er. Mit dem anderen Auge soll er Acht haben auf die Handhabung der Bundesacte, auf Artikel 13 und 16, darauf also, daß in allen Bundesstaaten Ständeversammlungen sind, darauf, daß die Verschiedenheit der religiösen Bekenntnisse keinen Unterschied mache in Beziehung auf politische und bürgerliche Rechte, ferner darauf, daß keine Verfassung, die in anerkannter Wirksamkeit besteht, anders als auf verfassungsmäßigem Wege aufgehoben werde. Ja, meine Herren, das ist das geschlossene Auge, mit diesem Auge schläft er. Es ist aber in der That nicht allein der Fehler der Staatsregierungen, die an dem Bunde vertreten sind, daß die Sachen nicht besser ge-

gangen sind, als sie gehen. Es liegt dies an der ganzen Organisation des Bundes. Lassen Sie mich zum Beweise dessen nur auf ein Beispiel hinweisen: auf die Abnormität der Stimmenvertheilung, eine Abnormität, wie sie vielleicht nicht noch einmal in der Weltgeschichte existirt hat. Wenn sich die beiden Lippe, Waldeck und Lichtenstein vereinigen, so haben sie dieselbe Stimmenzahl, wie Preußen, wie Oestreich. Wenn sich die Mittelstaaten, ja nur einige derselben, mit einigen kleinen Staaten zusammenthun und gegen Oestreich und Preußen vereint stimmen, so erdrücken sie mit diesen ihren Stimmen die beiden vereinten europäischen Großmächte. Giebt es in der Weltgeschichte etwas Abnormeres!" Der Redner stellt als Rettungsanker bei den Stürmen, die von Außen drohen, bei der Zerfahrenheit und Zerklüftung im Innern, ein deutsches Parlament, eine Vertretung des Volks in Aussicht, wenn auch noch nicht in nächster Zeit. „Es sind," sagt er am Schluß, „gegen mich als Gespenster die Gefahren heraufbeschworen worden, denen durch einen solchen Rücktritt vom Bundestage sich Preußen aussetzt. Ja, meine Herren, diese Gefahren verkenne ich nicht; aber weiß Jemand einen gefahrloseren Weg aus diesem nicht mehr erträglichen Zustande, so gebe er ihn an. Mir hat es geschienen, als ob eine Gefahr schon halb besiegt wäre, wenn man ihr muthig ins Auge sieht. Möglich, daß der Austritt aus dem Bundestage uns in einen auswärtigen Krieg verwickelt. Meine Herren: an einen Krieg glaube ich ohnehin schon, ob mit dem Bunde oder ohne den Bund, ob außerhalb oder innerhalb des Bundestages; und dann meine ich doch, hätten wir uns Glück zu wünschen, wenn wir das Schwert für keine schlechtere Sache ziehen, als für eine größere Einigung Deutschlands. Wer dies Wort auf sein Banner schreiben kann, der kämpft gut und kämpft gern.... Vielleicht ist mein Blut, obschon ich nicht mehr im Jünglingsalter stehe, noch zu heiß; kurz, mir schien es, als ob das Maß der Erniedrigung Deutschlands durch den Bundestag, als ob das Maß der Mißachtung Preußens durch denselben voll wäre bis zum Ueberlaufen.... Es wird die Zeit kommen, wo auch Sie, meine Herren, ausrufen werden: das Maß ist voll! Dann reiche ich Ihnen die Hand zum Bunde!" —

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Anmaßung der acht Höfe am Wiener Congreß. — Die Schlußacte vom 9. Juni 1815. — Die Haupturkunde. I. Polen. II. Teutschland. III. Königreich der Niederlande. IV. Schweizerische Eidgenossenschaft. V. Italien. VI. Portugiesische Angelegenheiten. VII. Verfügungen, die Flußschifffahrt betreffend. VIII. Allgemeine Bestimmungen. — Siebenzehn Beilagen, Verträge, Erklärungen, Reglements, Vorschriften u. s. w. enthaltend.



cht europäische Höfe, welche sich durch ihre Bevollmächtigten bei den Congreßverhandlungen vertreten ließen, maßten sich hier die Macht eines Schiedsgerichts an, von welchem eine Berufung an die höheren Instanzen der Nationalversammlungen, Reichsstände u. dergl. nicht statt fand. Nach französischem ABC geordnet, rangirten sie also: Autriche, Espagne, France, Grand-Bretagne, Portugal, Prusse, Russie, Suède. Es waren dies dieselben Mächte, welche den Pariser Frieden am 30. Mai 1814 unterzeichnet hatten, dessen Bestimmungen den Verträgen, welche in Wien geschlossen werden sollten, zur Grundlage dienten. Die Aufgabe, welche diese Mächte sich gestellt hatten, war: die durch die französische Revolution und durch Napoleon um und um gekehrte, aus ihren Angeln und Fugen gerissene Welt wieder in die alten Umgrenzungen und Geleise einzurücken und einzurichten. Ueberall war nur von der Wiederherstellung wohlbegründeter Rechte und alter Grenzen, von der Berufung auf die Legitimität von Gottes Gnaden, von Geltendmachung festverbriefter Privilegien die Rede. Da man übereinstimmend in der Ansicht war, daß Alles, was Napoleon gethan, Gewaltthat, Unrecht, Unordnung sei, so war man es auch darin, daß von Allem, was er eingerichtet, geschaffen und festgestellt hatte, nichts Be-

stand haben dürfe. Er hatte beabsichtigt, durch die Errichtung des Großherzogthums Warschau den Polen einen Sammelpunkt zur dereinstigen Wiederherstellung ihres Reiches zu geben, durch den Rheinbund ein von Preußen und Oestreich unabhängiges Deutschland zu schaffen, durch die Errichtung des Königreichs Italien der italienischen Nationalität gerecht werden zu wollen; dies Alles und noch vieles Andere mußte umgeworfen und dann auf's Neue geordnet werden. Da jedoch die Mittel und Wege, deren man sich bediente, um zur Wiederherstellung neuer Zustände zu gelangen, dieselben waren, deren sich, nur mit größerem Genie und gedrungenerer Obmacht, Napoleon bedient hatte: Rücksichtslosigkeit gegen das Wohl und den Willen der Nationen, selbstsüchtige Sorge für die Fürstenhäuser, Verleugnung der großen Errungenschaften der Revolution, so brachten die, durch den Wiener Congreß endlich festgestellten, Einrichtungen und Einrenkungen des neuen europäischen Staatenmachwerkes — von „System" kann hier nicht die Rede sein — im Vergleich zu dem, was Napoleon geschaffen, noch größere Zwingherrschaft und Unterdrückung freier Geistesregung über die unglücklichen Völker; da hieß es mit Recht:

„Den Bösen sind wir los, die Bösen sind geblieben!"

Der Aufgabe, die wir uns bei dem Bericht über die Verhandlungen des Wiener Congresses gestellt haben, liegt es fern, die, in Betreff sämmtlicher europäischer Staaten getroffenen, Vereinbarungen in gleicher Ausführlichkeit, wie die des deutschen Bundes, mitzutheilen; eine Uebersicht des Inhaltes der Schlußacte, welche am 9. Juni zu Wien von den Bevollmächtigten der oben genannten Mächte, mit Ausnahme Spaniens, welches Protest erhob, unterzeichnet wurde, möge genügen. Diese Urkunde, „gemeinsame Uebereinkunft" (transaction commune), auch „Haupt-Urkunde" (instrument général) genannt, besteht aus 121 Artikeln und enthält 8 Hauptabschnitte mit 17 Beilagen einzelner Tractate, Conventionen u. s. w.

Wir haben „das Heiden- und Freudenleben" des Wiener Congresses in so ausführlicher Darstellung geschichtlich in Scene gesetzt, daß wir uns einer Ungerechtigkeit schuldig machen würden, wollten wir nicht auch einen Rechenschaftsbericht geben über die, durch übermenschliche Anstrengungen einzelner, unermüdlich thätiger Männer bewältigte, ungeheure Aufgabe: eine Neugestaltung Europas nach einzelnen Hauptstücken und Paragraphen festzustellen, und zwar unter dem Dreinreden und Allesbesserwissenwollen großmächtigen Unverstandes, dem Wider-

spruche kleinmächtiger Anmaßung und, was das Schlimmste war, unter den Einflüssen begünstigter Frauen. Da wir uns darauf beschränken mußten, nur bei denjenigen Verhandlungen, welche unsere vaterländischen Interessen zunächst berührten, ausführlich zu verweilen, wird es zum Beleg der von uns so eben ausgesprochenen Ansicht über den Umfang der zu Stande gebrachten Arbeiten des Congresses genügen, eine gedrängte Uebersicht des Inhalts der Schlußacte zu geben.

I. Polen.

Art. 1. Allgemeine Verfügungen in Beziehung auf das Herzogthum Warschau. 2. Grenzen des Großherzogthums Posen. 3. Salzwerke von Wieliczka. 4. Grenzen zwischen Galizien und dem russischen Gebiet. 5. Zurückgabe der Kreise Tarnopol u. s. w. an Oestreich. 6. Krakau zur freien Stadt erklärt. 7. Grenzen des Gebietes von Krakau. 8. Privilegien für Podgorze. 9. Neutralität von Krakau. 10. Constitution, Akademie und Bisthum von Krakau. 11. Allgemeine Amnestie in dem Herzogthum Warschau. 12. Aufhebung des Sequesters und der Confiscationen. 13. Ausnahmen von vorstehendem Artikel. 14. Freie Schifffahrt auf den Strömen; freie Circulation der Producte in den polnischen Provinzen. — Zur Vervollständigung der, bereits oben im Betreff der polnischen Frage gegebenen, Auskunft sei hier nachträglich hinzugefügt: Gegen die Einverleibung Polens in Rußland protestirte Castlereagh in einem Memorandum vom 4. October 1814:

„Unter dem 27. Juni 1813," wird darin bemerkt, „schlossen Rußland, Oestreich und Preußen einen Vertrag, dessen erster Artikel lautet: „„Zweck des Vertrages ist die Auflösung des Herzogthums Warschau und die Theilung der Provinzen, welche dasselbe bilden, unter Oestreich, Preußen und Rußland, nach dem Abkommen, welches diese drei Mächte unter sich treffen werden, unter Ausschluß jeder französischen Intervention.""

„Diesem nach habe der Kaiser von Rußland kein Recht, das ganze Territorium des Herzogthums Warschau zu beanspruchen. Die von ihm ergriffenen Maßregeln hätten große Unruhe und Befürchtungen nicht nur an den Höfen zu Wien und Berlin, sondern in ganz Europa hervorgebracht. Das britische Ministerium fragt den Kaiser, wie sich sein Verfahren mit der von ihm ausgesprochenen Absicht: „„Verträge mit religiöser Treue, mit der heiligen Scheu vor ihrer Unverletzlichkeit zu beobachten,"" vertrage?

„So lange der Kaiser," heißt es am Schluß des Memorandums, „auf seinem Begehren beharre, könne über die Reconstruirung Europas nichts beschlossen werden. Es sei unvernünftig, von den preußischen und östreichischen Bevollmächtigten zu verlangen, daß sie ein Arrangement billigen sollten, welches die Provinzen ihrer Souveraine ohne militairische Grenzen lasse."

Zuletzt hatte es dennoch bei der Einverleibung des Herzogthums Warschau in Rußland sein Bewenden.*) — Wenn aber in unseren Tagen ein so großes Gewicht darauf gelegt wird, daß eine gute Anzahl der Verträge von 1815 gebrochen worden sind, so fehlt es auch nicht an solchen Artikeln, welche niemals zur Ausführung gelangten. Als einen solchen bezeichnen wir Artikel 1 der Haupturkunde, worin es heißt: „Die Polen, beziehungsweise Unterthanen Rußlands, Oestreichs und Preußens, werden eine Volksvertretung (représentation) und volksthümliche Verfassungen erhalten, geordnet nach der Weise (d'après le mode) der politischen Existenz, welche eine jede der Regierungen, denen sie angehören werden, ihnen zu ertheilen für nützlich und angemessen erachten wird." Diese Bestimmungen wurden in den, zwischen den drei Mächten in Betreff ihrer Erwerbungen in Polen am $\frac{\text{21. April}}{\text{3. Mai}}$ 1815 abgeschlossenen, Verträgen wiederholt, in welchen Artikel 3 lautet: „Die Polen, beziehungsweise Unterthanen der hohen Contrahenten, werden Institutionen erhalten, welche die Erhaltung ihrer Nationalität sicher stellen, nach den Formen (d'après les formes) der politischen Existenz, welche eine jede der Regierungen, denen sie angehören werden, ihnen zu ertheilen für nützlich und angemessen erachten wird." —

II. Teutschland.**)

A. Territorial-Veränderungen.

a. Preußen.

aa. Was es von dem Königreiche Sachsen erhält.

Art. 15. Abtretungen Sachsens an Preußen. 16. Titel, welche der König von Preußen annimmt. 17. Garantie dieser Abtretungen von Oestreich, Rußland und Großbritannien. 18. Verzichtleistung des Kaisers von Oestreich auf

*) Neues Portofolio. Berlin 1860. Heft II. S. 13 u. f.

**) Damals gedachte man die Deutschen abzuhärten und gab ihnen ein T statt des sonst üblichen D. König Ludwig von Baiern ist bei Teutschland geblieben bis auf den heutigen Tag.

das Recht der Lehnsherrschaft über die Lausitz u. s. w. 19. Gegenseitige Verzichtleistung Preußens und Sachsens auf die von der einen dieser Mächte auf dem Gebiete der andern ausgeübten Lehnsrechte. 20. Freiheit der Auswanderung und Ausführung des Vermögens. 21. Eigenthum religiöser Institute und öffentlicher Lehranstalten. 22. Allgemeine Amnestie.

bb. Alte preußische Provinzen.

23. Aufzählung der Provinzen, von denen Preußen wieder Besitz ergreift.

cc. Neue Besitzungen Preußens auf beiden Seiten des Rheins.

24. Preußische Besitzungen diesseits des Rheins. 25. Preußische Besitzungen auf dem linken Rheinufer.

b. Königreich Hannover.

26. Stiftung des Königreichs Hannover. 27. Abtretungen Preußens an das Königreich Hannover. 28. Verzichtleistung Preußens auf das Kapitel von St. Peter zu Nörten. 29. Abtretungen, welche von Hannover an Preußen geschehen. 30. Handel und Schifffahrt für die Stadt Emden einerseits und für das Herzogthum Lauenburg andererseits. 31. Militairstraßen zwischen Preußen und Hannover. 32. Mediatisirte Gebiete, welche zu dem Königreich Hannover gehören sollen.

c. Großherzogthum Oldenburg.

33. Abtretungen von Hannover an den Herzog von Oldenburg. 34. Großherzogliche Würde für Oldenburg.

d. Großherzogthümer Mecklenburg-Schwerin und Strelitz.

35. Die großherzogliche Würde erhalten die Häuser Mecklenburg-Schwerin und Strelitz.

e. Großherzogthum Weimar.

36. Großherzogliche Würde für Weimar. 37. Abtretung von Preußen an Sachsen-Weimar. 38. Weitere Maßregeln in Absicht auf Bestimmung der an Weimar abzutretenden Länder. 39. Bezirke und Orte, welche unter diesen Abtretungen begriffen sein sollen.

f. Fulda.

40. Abtretungen aus dem ehemaligen Fulda-Departement an Preußen.

g. Verkaufte Domainen von Fulda und Hanau.

41. Domainen des Fürstenthums Fulda und der Grafschaft Hanau.

h. Wetzlar.

42. Verfügung über Wetzlar zu Gunsten Preußens.

i. Mediatisirte Bezirke in dem westphälischen Kreise.

43. Welche davon zu Preußen gehören sollen.

k. Würzburg und Aschaffenburg.

44. Verfügungen über das Großherzogthum Würzburg und das Fürstenthum Aschaffenburg zu Gunsten Baierns.

l. Fürst Primas.

45. Rechte, Vorzüge, Unterhalt und Privatvermögen des Fürsten Primas. Unterhalt der Diener des Großherzogthums Frankfurt.

m. Stadt Frankfurt.

46. Die Stadt Frankfurt wird eine freie Stadt und Mitglied des deutschen Bundes. Rechtsgleichheit der christlichen Glaubensparteien. Verfassung. Entscheidung der Streitigkeiten über die Verfassung und Handhabung dieser.

n. Großherzogthum Hessen.

47. Entschädigung des Großherzogs von Hessen.

o. Hessen-Homburg.

48. Wiedereinsetzung des Landgrafen von Hessen-Homburg in seine vormaligen Besitzungen, Einkünfte, Rechte und politischen Beziehungen.

p. Besitzungen auf dem linken Rheinufer vorbehalten für Oldenburg, Coburg, Mecklenburg-Strelitz, Hessen-Homburg und den Grafen von Pappenheim.

49, 50. Künftige Anordnungen in Beziehung auf diese Gebiete.

q. Länder auf beiden Seiten des Rheines für Oestreich, insbesondere für Isenburg.

51. Was davon an Oestreich kommt. 52. Fürstenthum Isenburg unter östreichische Hoheit gestellt.

B. Teutscher Bund.

Art. 53 bis 64 enthalten die, von uns bereits mitgetheilte, deutsche Bundesacte, welche durch die Aufnahme in die Haupt=Urkunde unter die Gewähr der europäischen Mächte gestellt wurde.

III. Königreich der Niederlande und Großherzogthum Luxemburg.

Art. 65. Stiftung des Königreichs der Niederlande. 66. Grenzen dieses Königreichs. 67. Großherzogthum Luxemburg zu dem teutschen Bund gehörig. Die Stadt Luxemburg eine Bundesfestung. 68. Grenzen des Großherzogthums Bouillon. 69. Verfügungen über dasselbe. 70. Abtretungen des Hauses Nassau in Deutschland. 71. Fürstlich nassauischer Familienvertrag. 72. Lasten und Verbindlichkeiten, welche auf den, von Frankreich getrennten, belgischen Provinzen haften. 73. Vereinigungsacte der belgischen Provinzen.

IV. Schweizerische Eidgenossenschaft.

Art. 74. Integrität der neunzehn Cantone. 75. Aufnahme drei neuer Cantone (Wallis, Genf und Neuenburg). 76. Vereinigung des Bisthums Basel und der Stadt Biel mit dem Canton Bern. 77. Rechte der Einwohner in den mit Bern vereinigten Ländern. 78. Zurückgabe der Herrschaft Razüns an den Canton Graubünden. 79. Verabredungen zwischen Frankreich und dem Canton Genf. 80. Abtretungen des Königs von Sardinien an den Canton Genf. 81. Compensationen, welche zwischen den alten und neuen Cantonen eintreten sollen. 82. Verfügungen in Betreff der in England angelegten Geldcapitalien. 83. Entschädigung für die Besitzer der Löbergerechtsame. 84. Bestätigung der Declaration vom 20. März 1815, an die Tagsatzung erlassen von den Mächten, welche den Pariser Frieden unterzeichnet haben. —

Zum Herausfinden aus den Irrungen und Wirrungen, welche der Congreß den Schweizer Angelegenheiten bereitete, sei hier Folgendes eingeschaltet.

In die verrotteten Zustände städtischer Adelsherrschaft, wie sie in der Schweiz sich hinschleppten, hatte Napoleon als Vermittler durch eine, auf Gleichberechtigung beruhende, Verfassung Ordnung gebracht. Der Wiener Congreß warf diese wieder um zu Gunsten der aristokratischen Verfassung, um auch in der Republik die Grundsätze der Legitimität zur Geltung zu bringen. Schmählichen Eingriff in das Heiligthum der Nationalitäten und bestehenden Verfassungen hatten die Bevollmächtigten der Großmächte sich in jedem Artikel, welchen die Schlußacte enthielt, zu Schulden kommen lassen; von allen, an ihren Rechten schwer gekränkten Ländern war die Schweiz das einzige, welches dem Congreß über sein Benehmen gebührenden Bescheid sagte. Bereits im December 1814 übergaben die Bevollmächtigten der schweizerischen Eidgenossen dem Congreß einen „Vorschlag, wie die schweizerische Eidgenossenschaft ohne neue Einmischung von Außen durch sich selbst in ihrer wahren Grundlage wieder hergestellt werden könnte“.

„Jedermann weiß nun,“ heißt es darin, „unter welch' einem unseligen Drucke ein großer Theil der Schweiz schmachtet, besonders der, wo dem von Uralters her freien Volke die Familienherrschaft wieder aufgedrungen worden. Die neu entworfene Bundesacte beurkundet in jedem Abschnitte, daß sie nur das Werk des, in *äußeren* Formen sich versöhnenden und auf Kosten des gemeinsamen Besten unterhandelnden, *Parteigeistes* ist. Das stille Land stellt bereits das traurigste Schauspiel innerer Zerrüttung und Uneinigkeit dar. In ganz Europa ist gegenwärtig, Spanien ausgenommen, kein Staat zu finden, in welchem von einigen Machthabern mehr Willkür und Gewaltthätigkeit ausgeübt würde, als in der Schweiz, und unleugbar auch keines, in welchem die Spannung dicht nebeneinander bestehender, sich entgegengesetzter Systeme eher in gewaltsame Bewegungen auszubrechen droht.

„Die Schweiz hat dies Unheil nicht aus sich selbst entwickelt, sie hat dies große nationale Unglück nicht selbst verschuldet. Abgesehen von der despotischen Gewalt, die auf ganz Europa drückend lag, hatte die Schweiz Verfassungen und Verwaltungen, die ihr inneres Glück begründeten, ihre Völkerschaften lebten unbeleidigend nach Außen und in und unter sich zufrieden. Die (von Napoleon verliehene) Vermittelungsacte war blos in ihrem Ursprunge und in ihrer Beziehung auf Frankreich unrechtlich und die äußere Unabhängigkeit zerstörend, in ihrem inneren Gehalte hatte sie aber den Zustand der Schweiz von seiner Aus-

artung auf die ursprüngliche, unverdorbene Ordnung der Dinge zurückgeführt. Sie hatte den alten Grundsatz der Eidgenossenschaft: „„In der Schweiz giebt es keine Unterthanen, keine Vorrechte des Orts, der Geburt, der Familien und Personen““ wieder ausgesprochen und ins Leben geführt. . . . . Es war der einmüthige Wunsch der Nation und der öffentlich erklärte Wille der gesetzlichen Versammlung ihrer Stellvertreter, diese Ordnung der Dinge hinsichtlich des Innern im Wesentlichen beizubehalten und das Vorhandene als Grundlage jeder ferneren Entwickelung, jeder als nothwendig sich aufdrängenden Veränderung anzunehmen.“

Bei aller Achtung vor der, in dem Befreiungskriege bewiesenen, Hochherzigkeit der Verbündeten wird es von Seiten der Schweiz ihnen zum Vorwurf gemacht, daß von ihnen die Neutralität gebrochen wurde, bevor man die Aufhebung derselben verlangt und „ohne daß der Schweiz, die doch von je her Sinn und Kraft genug für jede gute und gerechte Sache bewiesen hatte, nicht selbst die Theilnahme an dem heiligen Kriege angetragen wurde.“ Es wird daran erinnert, daß die Verbündeten viel kleineren Staaten, die obenein im Rheinbunde gegen Oestreich, Preußen und Rußland fochten, Bündnisse antrugen und sie in unabhängiger Selbstständigkeit die Früchte des Sieges genießen ließen, während man mit den damaligen Schweizer Regierungen in keine Unterhandlung dieser Art trat. „Warum,“ so wird gefragt, „wurde einzelnen Herrschsüchtigen mehr getraut und geglaubt, als dem Charakter und der Geschichte der Nation? Warum endlich zugegeben, daß bestehende Verfassungen und Regierungen mit List und Gewalt gestürzt und andere, aus Willkür und Eigenmacht hervorgegangene, dem Volke in einigen Cantonen aufgedrungen werden konnten?“

In ihrer Eingabe versichern die Abgeordneten, daß die Nation in das zu Wien für die Angelegenheiten der Schweiz niedergesetzte Comité anfänglich großes Vertrauen gesetzt habe, daß aber gegenwärtig die Feinde der guten Sache ihre Hoffnungen vereitelten. „Wer hat vergessen,“ wird mit edlem Freimuthe hinzugefügt, „daß sich bereits einzelne untergeordnete Minister, oft die Lage der Dinge nicht kennend, oft den Umtrieben der Parteien erliegend, oft ihre Vollmachten überschreitend, sich mehr denn einmal zu Richtern in unseren inneren Angelegenheiten aufgeworfen haben? Die Folgen solcher Einmischung konnten nur verderblich sein, indem sie die alte Adelsherrschaft wieder aufzurichten bemüht war.

„Bern, Freiburg, Solothurn und Luzern sind die einzigen vier Cantone, in welchen in den Tagen des wiederbeginnenden Reichs der Gesetzlichkeit und Rechtmäßigkeit auf eine beispiellose Weise durch wirkliche Revolutionen die bestehenden Regierungen gestürzt und die vorhandenen Verfassungen aufgelöst worden sind, um willkürlich und eigenmächtig andere an ihre Stelle zu setzen und, gegen den Willen und das Interesse des Volks, die Familienherrschaft und das Vorrechte-System wieder herzustellen, oder vielmehr, da beides längst in der Zeit untergegangen, auf's Neue ohne rechtlichen Grund zu begründen. Wollen die, Europa ordnenden, Mächte diese Revolutionen und ihre Resultate nicht sanctioniren, so sind sie verbunden, das Grundgesetz der schweizerischen Urverfassung, welches im oben angeführten Grundsatze der Vermittelungsacte ausgesprochen ist, als rechtmäßige Grundlage zu jeder Bildung und Umänderung von Verfassungen und Regierungen anzuerkennen und daher nur diese aus dem darauf gebauten Vorhandenen herleiten zu lassen." Mit staatsmännischer Einsicht wird zur Unterstützung der Anträge hinzugefügt: „Wenn die vier Cantone, oder vielmehr die in denselben herrschenden Familien, vermöge ihrer Stellung, wie die Geschichte lehrt, stets sich durch ihr Interesse zu Verbindungen mit Frankreichs Dynastie getrieben finden müssen, so würde dagegen eine Verschmelzung aller Interessen in das einzige Große und Gemeinsame des Schweizervolkes das sicherste Verbindungsmittel der Schweiz mit Deutschland werden. — Und was bedürfe es denn endlich, um all dies ohne irgend einen Zeitverlust oder Kraftaufwand ins Werk zu setzen? Nichts, als von Seiten des Congreß-Comité's die einfache Erklärung:

„„Der schweizerischen Eidgenossenschaft soll überhaupt, wie all ihren Einrichtungen insbesondere, der eine und älteste Grundsatz ihrer Urverfassung zu Grunde liegen und alle Umänderungen sollen nur als Entwickelungen aus dem vorhandenen Zustande abgeleitet werden; nur insofern dies beobachtet würde, könnte von der Tagsatzung den einzelnen Verfassungen und Regierungen Gewährleistung und von Seiten der Mächte Anerkennung zu Theil werden.""

Schon seit Beginn des Krieges und unmittelbar nach dem rücksichtslosen Einbruch der Verbündeten in die Schweiz hatte Metternich zuerst durch Senfft von Pilsach, später durch Baron Lebzeltern die Berner Adelspartei aufgestachelt, der sich bald noch in anderen Cantonen die Gleichgesinnten anschlossen, welche die durch die Vermittelungsacte verliehene freisinnige Verfassung als eine

Schöpfung Napoleons fernerhin nicht anerkannten und auf die Wiederherstellung der vor 1798 bestandenen Verfassung drangen. Der aristokratische Großcanton Bern nahm eine drohende Haltung an, als dürfe er nur die Bären, welche die Stadt als lebendes Wahrzeichen im Stadtgraben füttert, loslassen, um den anderen Furcht und Schrecken einzujagen; die beiden Cantönli Friburg und Solothurn schlossen sich Bern an. Der Kaiser Alexander, den freisinnigen Rathschlägen seines ehemaligen Lehrers la Harpe aus Genf ein willigeres Ohr leihend, als Metternichs Geßler-Politik, nahm Partei für die Wiederherstellung und Anerkennung der demokratisch-republicanischen Verfassung. Die Anmaßung der Berner Junker wurde seit der Audienz, die sie bei dem Kaiser, und der Unterredung, die sie mit la Harpe hatten, bedeutend herabgestimmt. In Genf erschien damals ein Spottbild, auf welchem ein Bär (Bern), dem zwei Affen (Friburg und Solothurn) nachliefen und der einem Führer im Doctormantel Folge leistete, abgebildet war, mit der Umschrift: „l'ours danse à la harpe“ (Der Bär tanzt nach der Harfe); la Harpe war der Bärenführer.

Der am Congreß für die Schweizer Angelegenheit ernannte engere Ausschuß bestand aus dem Freiherrn v. Wessenberg für Oestreich; Freiherrn v. Humboldt für Preußen; Lord Stewart und Stratford Canning für England; Freiherrn v. Stein und dem Grafen Capo d'Istria für Rußland. Vergebens hatte sich Talleyrand einzudrängen versucht; Frankreich war ausdrücklich damals noch (den 2. November 1814) von den Berathungen über die Schweiz ausgeschlossen, erst später erhielt es Zutritt.

Die Rückkehr Napoleons von Elba trieb auch hier dazu, die Parteien zu gegenseitigen Zügeständnissen zu veranlassen. „Stein, der in dem Schweizer Ausschuß für Rußland saß, stimmte dahin, es sollten die Mächte ihre Ansicht über die Streitigkeiten der Cantone aussprechen und ihre Zustimmung zur Bedingung der Anerkennung ihrer Unabhängigkeit und Neutralität machen. Bei der Entscheidung waren Rußland und England einig, daß die Lage der Schweiz mehr Schonung der neuen als der aristokratischen Cantone verlange, daß der Besitzstand der Cantone ohne Rücksicht auf seinen Ursprung um so mehr erhalten werden müsse, als die Vermittelungsacte (Napoleons) nicht an sich nichtig sei und ihre Aufhebung nicht rückwirkende Kraft haben könne. Aargau und Waadt sollten ihre Selbstständigkeit behalten, Bern mit dem Bisthum Basel, Brundrut und Biel entschädigt werden; Wallis, Genf und Neuenburg sollten

als drei neue Cantone der Eidgenossenschaft zugefügt werden. Diese Bestimmungen der Erklärung der Großmächte vom 20. März 1815 wurden nacheinander von den einzelnen Ständen und zuletzt von der Tagsatzung am 27. Mai 1815 angenommen." *)

Wie aller Orten, so hatte der Wiener Congreß auch in den friedlichen Thälern der Schweiz „Wind gesäet" und so blieb „die Aerndte des Sturmes" nicht aus, der in dem Alpenlande durch Bürgerkrieg größeres Verderben als durch Bergsturz und Lawinen anrichtete.

Die am meisten verwickelte Aufgabe, deren Lösung der Congreß sich gestellt, war: die Angelegenheiten Italiens zu ordnen; aus der Uebersicht des Inhaltes der Schlußurkunde erkennen wir den Umfang dieser weitschichtigen Verhandlungen.

V. Italien.

a. Sardinische Staaten.

Art. 85. Grenzen der Staaten des Königs von Sardinien. 86. Vereinigung der Staaten von Genua mit Piemont. 87. Titel eines Herzogs von Genua für den König von Sardinien. 88. Rechte und Privilegien der Ge-

*) Gervinus, 19. Jahrh. I. 195. Pertz, Stein IV. 352 u. f. Der Vergleich der Bildungsgeschichte des deutschen Bundes mit der der Bundesverfassung der Schweiz, welchen Gervinus a. a. O. S. 310—313 zieht, dürfte, wie geistreich er auch durchgeführt ist, nicht ganz zutreffend sein: die schlagendste Widerlegung ergiebt sich aus einem Vergleiche der gegenwärtigen deutschen Bundesverfassung mit der der Schweiz. Die Schweizer haben es nach ihrer neuesten Revolution und inneren blutigen Kämpfen zu einem Bundesstaate gebracht, während die Deutschen es nach wiederholten Anstrengungen nicht weiter als zu einem Staatenbunde gebracht haben und immer wieder das alte Geleier anstimmen: „Das ganze Deutschland soll es sein!" Das Sollen aber liegt in der aschgrauen Ewigkeit. — „Die Bundesurkunde der Schweiz" — bemerkt Gervinus S. 311 — „wie sie schließlich den 7. August beschworen wurde, war ohne Diplomaten, ohne Fürsten, ohne theoretisirende Minister ein völliges Seitenstück zu dem deutschen Bunde geworden, gegen die Verfassung der Vermittelungsurkunde ein Rückschritt vom Bundesstaat zum Cantonbund." Darüber, daß die damalige Verfassung der Schweiz unter gebieterischen Einflüssen der Großmächte des Congresses zu Stande kam, hat Gervinus selbst uns die bündigsten Aufschlüsse gegeben. Die Vorzüge der Verfassung, welche die Schweizer sich durch Beschluß vom 12. September 1848 gaben, verdanken sie dem Gemeinsinne und der Thatkraft, mit welcher sie die Reaction der Pfaffen und Junker niederwarfen und östreichisches Machtgebot zurückwiesen.

nueser. 89. Vereinigung der feudi imperiali mit den Staaten des Königs von Sardinien. 90. Unbeschränktes Befestigungsrecht. 91. Abtretungen von Savoyen an den Canton Genf. 92. Neutralität der Landschaften Chablais und Faucigny. —

Wenn auch in vielen Punkten die Bestrebungen der am Congreß versammelten Mächte nach sehr entgegengesetzten Zielen auseinandergingen, dies eine behielten sie gemeinschaftlich im Auge: die Grenzen im Westen gegen einen Durchbruch der kriegslustigen Franzosenheere für die Zukunft möglichst sicher zu stellen. Man hielt es nicht für genügend, die Schweiz für unabhängig von Oestreich, Deutschland, Frankreich und Italien, für unverletzlich und neutral zu erklären, auch der, an das Schweizergebiet angrenzende, Theil von Savoyen: Chablais und Faucigny, wurde durch Artikel 92 der Wiener Schlußacte in diese Neutralität mit aufgenommen und sogar festgesetzt, daß, im Fall drohender Feindseligkeiten der benachbarten Staaten, die Truppen des Königs von Sardinien dies unter seiner Herrschaft stehende neutrale Gebiet räumen sollten. Dem, von dem Könige von Sardinien und dessen Bevollmächtigten zur Sprache gebrachten, Wunsch: es möge das ganze Savoyen als neutrales Gebiet eben so wie die Schweiz unter den Schutz des europäischen Völkerrechts gestellt werden, wurde leider! keine Folge gegeben. „Ich habe Gelegenheit genommen," schrieb der sardinische Bevollmächtigte S. Marzano aus Wien den 1. October 1814 an seinen König, „dem Lord Castlereagh zu sagen, daß es vielleicht möglich wäre, die Ansichten Englands und das Interesse ganz Italiens und der Schweiz ohne Abtrennung (d. h. ohne eine Vergrößerung Genfs durch savoyisches Gebiet, wie Castlereagh vorgeschlagen hatte) zu vereinigen, indem man auf den früheren Plan zurückkommt, Savoyen an der Neutralität der Schweiz Theil nehmen zu lassen, ohne daß dasselbe seinen Herrn wechselt, was, wie ich glaube, wirklich große Vortheile für Ew. Majestät haben würde. Lord Castlereagh hat diesen Gedanken durchaus nicht zurückgewiesen, ich werde ihm meine weitere Sorgfalt zuwenden. Ohne Zweifel wird Frankreich sich dieser Maßnahme widersetzen, zum Wenigsten, was ganz Savoyen betrifft; aber ich würde es schon für einen großen Vortheil erachten, dieselbe für Faucigny und Chablais zu erhalten." Der König antwortete hierauf seinem Bevollmächtigten: „Was den Beitritt Savoyens zur Neutralität betrifft, würden wir es mit der größten Genugthuung sehen, wenn dieser für den möglichst größten Theil des Landes, ja für ganz Savoyen

erfolgte, im Fall sich Frankreich dem nicht unüberwindlich (invinciblement) entgegensetzt.“ In einer späteren Depesche vom 2. November 1814 bemerkt S. Marzano: „Einige Nachtheile bei der Neutralitätserklärung Savoyens würden vollauf aufgewogen durch die Vermehrung der Vertheidigungsmittel, die Sardinien dadurch gegen Frankreich erlangen würde.“ Und — was viel sagen will — der Wiener Congreß faßte hierüber einen vernünftigen Beschluß.*)

b. Oestreichische Staaten.

93. Aufzählung der an Oestreich zurückgefallenen Besitzungen. 94. Länder, die mit der östreichischen Monarchie neu vereinigt werden. 95. Oestreichische Grenzen in Italien. 96. Schifffahrt auf dem Po. 97. Verfügungen, den monte Napoleone (eine öffentliche Geld-Anstalt) betreffend. — Erläuternde Erklärungen. — Dieselben feierlichen Zusicherungen für Erhaltung der Nationalität und freien Verfassungen, welche Rußland und Preußen den Polen ertheilten, wurden von Oestreich den Italienern, welche den Klauen des Doppeladlers anheimfielen, ertheilt. „Im Namen der Unabhängigkeit und Freiheit, dieser geheiligten Rechte,“ erließen die östreichischen Generale Nugent und Bellegarde Aufrufe „an die hochherzige italienische Nation.“ Als der Congreß seine Zustimmung zur Errichtung eines „lombardo-venetianischen Königreichs unter Oestreichs Herrschaft“ gegeben hatte, erließ der Kaiser Franz die Bekanntmachung vom 16. April 1815, in welcher er erklärt: „den Unterthanen in dem lombardo-venetianischen Königreiche jene Nationalität zu bewahren, die sie mit Recht so hoch schätzen.“ Das neue Königreich erhielt einen östreichischen Erzherzog als Vicekönig und die Zusicherung einer Organisation, den Gewohnheiten und dem Geiste der Italiener gemäß. Das kaiserliche Patent vom 20. April gründete

---

*) Wie bekannt, hat Louis Napoleon im März 1860 die Anhänglichkeit (annexion) Savoyens an Frankreich octroyirt und sich dadurch in der Geschichte den Namen „Anexander der Kleine“ erworben. Die Schweiz protestirt dagegen und ruft die Mächte, welche die Wiener Congreßacte unterzeichnet haben, zum Einspruch gegen solche Verletzung der Verträge von 1815 an. Giebt es aber in Europa noch eine Macht, welche sich der Verletzung der Verträge von 1815 nicht schon längst schuldig gemacht hat? — Soll etwa der König von Preußen der Eidgenossenschaft Savoyen erobern helfen, zum Dank für das ihm entfremdete Neuenburg?

ein neues Königreich mit dem äußerlichen Anscheine eines selbstständigen Staates, eigener Krone, eigenen Würdenträgern, eigenen Wappen und Farben; es kündigte ferner die baldige Einberufung der Volksvertreter des Königreichs an. Diese Repräsentanten wurden nach dem Erlaß vom 24. April zu „bleibenden Collegien" vereinigt, sollten „die Bedürfnisse und Wünsche des Landes" aussprechen. — Und welchen grauenhaften Zuständen hat Oestreich das unglückliche Italien entgegengeführt! Bereits im Jahre 1822 schrieb der sehr conservativ-fromme Chateaubriand: „In Italien kämpfen alterschwache Einrichtungen gegen junge Generationen. Piemont ist in den Händen einer fanatischen Faction, das Mailändische wird von Oestreich ausgesaugt; die römischen Staaten werden durch eine schlechte Verwaltung zu Grunde gerichtet; der Herzog von Modena organisirt ein Schmugglergeschäft; die Regierung von Neapel verfällt in die tiefste Verachtung." Und dies Alles kommt auf das Sündenregister des Wiener Congresses, welchen schon 1815 Herr de Pradt im Vergleich mit dem festen Gebäude, welches der westphälische Friedenscongreß aufgeführt, „ein bloßes Absteigequartier" nannte.

c. Staaten des Hauses Este.

98. Staaten von Modena, Reggio und Mirandola für den Erzherzog von Este. Staaten von Massa und Carrara für die Erzherzogin Beatrice von Este.

d. Parma und Piacenza.

99. Verfügungen über Parma und Piacenza zum Vortheile der Kaiserin Marie Louise.

e. Staaten des Großherzogs von Toscana.

100. Großherzogthum Toscana. Verfügungen über den Stado degli Presidii, die Insel Elba, das Fürstenthum Piombino und verschiedene feudi imperiali.

f. Lucca.

101. Uebertragung des Herzogthums Lucca an die Infantin Marie Louise. 102. Reversabilität des Herzogthums Lucca an den Großherzog von Toscana.

g. Kirchenstaat.

103. Verfügungen in Beziehung auf das Gebiet des heiligen Stuhls und dessen Einwohner. —

Hierzu bemerken wir: Ueber die, von dem Papste Pius VII. durch seinen Cardinal-Legaten Consalvi bei dem Congresse erhobenen, Ansprüche und Beschwerden wurde meist zur Tagesordnung übergegangen und ihm selbst nicht Sitz und Stimme bei den Verhandlungen bewilligt. Auch waren es keineswegs die, von dem heiligen Vater der ewigen Verdammniß überantworteten, ketzerischen Könige von England und Preußen, welche ihm das größte Herzeleid zufügten, vielmehr waren es die k. k. apostolische Majestät von Oestreich, die allerchristlichste Majestät von Frankreich, die allerkatholischste Majestät von Spanien und andere, der alleinseligmachenden Kirche zugehörende, Fürsten. Frankreich gab ihm den Staat von Avignon und das Comitat Venaissin nicht zurück und Oestreich beging sogar Kirchenraub an dem heiligen Stuhle durch die Besitznahme des, auf dem linken Ufer des Po gelegenen, Theils von Ferrara und durch das, in den festen Platzen von Ferrara und Comacchio in Anspruch genommene, Besatzungsrecht. Gegen alle solche Vergewaltigungen protestirte der päpstliche Legat wiederholentlich, und zwar mit geringerem Nachdruck gegen die Beeinträchtigung des heiligen Stuhles in geistlichen, als in weltlichen Dingen. So heißt es in der Protestationsurkunde vom 14. Juni 1815 in Betreff der katholischen Kirche in Deutschland: „Was die geistlichen Angelegenheiten betrifft, so läßt der öfters erklärte, geneigte Wille der deutschen Fürsten hoffen, daß solche nächstens nach Vorschrift der Kirchengesetze werden beigelegt und geordnet werden können. — Anlangend hingegen die weltlichen Besitzungen der Kirchen Deutschlands, so hat der Congreß Mehreres entweder festgesetzt oder bestehen lassen, welches das Gemüth Sr. Heiligkeit mit großem Schmerz ergreifen wird. Denn erstlich sind die weltlichen Fürstenthümer (die Erzbisthümer und andere sogenannte geistliche Fürstenthümer), deren man in Deutschland die Kirche beraubt hat, nicht wieder hergestellt worden, ja man hat solche sogar weltlichen Fürsten, katholischen und nichtkatholischen zugetheilt; zweitens werden die Güter und Einkünfte der Geistlichkeit, sowohl der weltgeistlichen als auch der regulären beiderlei Geschlechtes, welche Eigenthum der Kirche sind, theils ihren neuen Besitzern, ohne

irgend eine Bewilligung der rechtmäßigen Behörde, gelassen, theils wird gestattet, daß solche demjenigen Gebrauch, wozu sie verordnet waren, entzogen und entwendet bleiben. Endlich aber ist auch das heilige römische Reich, dieser Mittelpunkt der politischen Einheit (versteht sich: unter dem päpstlichen Pantoffel), dieses ehrwürdige Werk des Alterthums, geweiht durch den erhabenen Charakter der Religion, dessen Umsturz eine der beklagenswerthesten Zerstörungen der Revolution war, aus seinen Ruinen nicht wieder aufgerichtet worden." In der Begleitnote beruft sich der Legat „auf die Pflichten, welche mit der Eigenschaft eines sichtbaren Oberhauptes verbunden seien und auf die feierlichen Eidschwüre, welche der h. Vater bei seiner Erhebung zu dem souverainen Apostelamt gethan habe."

Die Bullen, Breve's, Encykliken und Anathema's und was dergleichen Droh- und Verdammungsgeschosse des unfehlbaren und doch sehr oft fehlschießenden heil. Vaters zu Rom noch mehr waren, hatten längst, und zumal in Deutschland, ihre Macht verloren. Der Wiener Congreß kümmerte sich nicht im Geringsten darum, daß der Legat des Papstes in einer offenen Protestationsurkunde erklärte: „Vermöge der, dem heiligen Vater obliegenden, Sorge für die Heerde Gottes und alle Kirchen und Kraft des, bei seiner Erhebung zu der päpstlichen Würde geleisteten, Eides darf derselbe dergleichen, den weltlichen Verhältnissen der deutschen Kirchen zugefügte Beschädigung, durch welche überdies dem katholischen Wesen sowohl bedeutende Nachtheile zugefügt, als auch viele und große Hülfsquellen entzogen werden, nicht nur nicht mit Stillschweigen übergehen, damit es nicht das Ansehen gewinne, als billige er dieselben durch Nachsicht, sondern er ist auch verpflichtet, nach dem Beispiele seiner Vorfahren, welche wegen weit geringerer Beeinträchtigungen der Kirche ihre apostolische Stimme zu erheben nicht unterlassen haben, das Interesse und die Rechte der Kirche, so viel an ihm liegt, aufrecht und unbeschädigt zu erhalten." Zur Wahrung seines eigenen Seelenheils fügte der Legat hinzu: „Ich, Hercules, der heiligen römischen Kirche Cardinal Consalvi, Diaconus u. s. w., Bevollmächtigter Sr. Heiligkeit des Papstes Pius VII., protestire, widersetze mich und widerspreche (protestor, resisto et contradico) gegen Alles und Allem, was auf gegenwärtigem Wiener Congreß zum Nachtheil der Rechte und wider das Interesse Deutschlands entweder verfügt oder unverändert gelassen worden ist, so-

wie gegen allen Schaden, welcher für die Gottesverehrung und das Heil der Seelen daraus hervorgeht und welches ich, so viel an mir lag, zu verhindern mich bestrebt habe; ich thue dies im Namen des heiligen apostolischen Stuhles und unseres allerheiligsten Vaters, Herrn Pius, durch Gottes Vorsehung Papstes, des siebenten jenes Namens, öffentlich durch gegenwärtige Urkunde und in bester Form, Weise, Maße und Wege (meliori modo, via, causa et forma), wie ich solches Kraft meines Amtes thun soll und mag."

Wie ohnmächtig erscheint dieser, von der römisch-katholischen Kirche ausgerüstete, Hercules im Vergleich mit dem der heidnischen Götterwelt, welcher sich nicht dabei aufhielt, zu protestiren, sondern die zwölf Arbeiten muthig vollbrachte, von denen der christliche Namensvetter nicht einmal die ihm so nahe liegende: den Stall des Augias innerhalb Roms zu räumen, in Angriff nahm! —

h. Neapel.

104. Wiedereinsetzung des Königs Ferdinand IV. auf den Thron von Neapel.

VI. Portugiesische Angelegenheiten.

Art. 105. Zurückgabe von Olivenza. 106. Verhältniß zwischen Frankreich und Portugal. 107. Portugals Zurückgabe von franz. Guiana an Frankreich.

VII. Verfügungen, die Flußschifffahrt betreffend.

108. Schifffahrt auf Strömen, welche durch verschiedene Staaten fließen. 109. Freiheit der Schifffahrt. 110. Gleichförmigkeit des Systems in Absicht auf Polizei und Abgaben bei der Schifffahrt. 111. Tarif. 112. Erhebungs-Bureaux. 113. Leinpfade oder Treppelwege (chemins de hallage). 114. Stapelplätze. 115. Zölle. 116. Abfassung einer bleibenden Vorschrift für das Schifffahrtwesen. 117. Besondere Vorschriften für den Rhein, den Main, den Neckar, die Mosel, die Maas und die Schelde.

VIII. Allgemeine Bestimmungen.

Art. 118. Bestätigung der, dieser allgemeinen Congreßacte beigefügten besonderen Tractate, Verträge, Acclamationen, Vorschriften und anderer Particularacten.

119. Einladung an die übrigen, auf dem Congreß versammelten Mächte, sowie an die Fürsten und freien Städte, den erwähnten Acten, Verträgen und Vorschriften beizutreten. 120. Vorbehalt in Beziehung auf den Gebrauch der französischen Sprache.*) 121. Ratification und Hinterlegung der Urschrift dieses Tractats in dem Hof- und Staatsarchiv zu Wien.

Noch umfangreicher als diese Schlußacte waren die derselben angefügten Beilagen (pièces annexées); sie sind folgende:

1. Tractat zwischen Rußland und Oestreich vom $\frac{21.\ \text{April}}{3.\ \text{Mai}}$ 1815.

2. Tractat zwischen Rußland und Preußen vom $\frac{21.\ \text{April}}{3.\ \text{Mai}}$ 1815.

3. Additioneller Tractat in Beziehung auf Krakau zwischen Oestreich, Preußen und Rußland vom $\frac{21.\ \text{April}}{3.\ \text{Mai}}$ 1815.

4. Friedenstractat Sachsens mit Preußen, Rußland und Oestreich.

5. Erklärung des Königs von Sachsen über die Rechte des Hauses Schönburg.

6. Tractat zwischen Preußen und Hannover vom 29. Mai 1815.

7. Convention zwischen Preußen und dem Großherzoge von Sachsen-Weimar vom 1. Juni 1815.

8. Convention zwischen Preußen und dem Herzoge und Fürsten von Nassau vom 31. Mai 1815.

9. Teutsche Bundesacte vom 8. Juni 1815.

10. Tractat zwischen dem Könige der Niederlande und Preußen, England, Oestreich, Rußland vom 31. Mai 1815.

11. Erklärung der Mächte über die Angelegenheiten der Schweizer Eidgenossenschaft vom 20. März 1815 und die Accessionsacte der Tagsatzung vom 27. Mai.

12. Tractat zwischen Sardinien und Oestreich, England, Rußland.

---

*) Die betheiligten Mächte erklärten, daß eine Berufung darauf, daß sie sich bei dieser Verhandlung der französischen Sprache bedient hätten, bei künftigen Verhandlungen keine Gültigkeit haben solle, so daß es einer jeden Macht frei stehe, sich bei künftigen Negociationen derjenigen Sprache zu bedienen, deren sie sich bisher in ihrem diplomatischen Schriftwechsel bedient habe.

13. Protokoll vom 26. März 1815 über die von dem Könige von Sardinien an den Canton Genf gemachten Abtretungen.

14. Tractat zwischen Sardinien und Oestreich, England, Rußland, Preußen, Frankreich vom 20. Mai 1815.

15. Acte, betitelt: Bedingungen, welche als Grundlage der Vereinigung der genuesischen Staaten mit den Staaten Seiner Sardinischen Majestät dienen sollen.

16. Erklärung der Mächte über die Abschaffung des Sklavenhandels vom 8. Februar 1815.

17. Reglements des Schifffahrts-Comité's.

18. Vorschriften über den Rang unter den diplomatischen Agenten.

Auf den ersten Anblick mag dies Register der Schlußacte, enthaltend die in neuester Zeit so anrüchig und anbrüchig gewordenen **Verträge von 1815**, als ein dürres Skelett und klapperbeiniges Knochengerüst erscheinen; sehen wir näher zu, so finden wir, daß die Machthaber und ihre Bevollmächtigten es vortrefflich verstanden, dasselbe durch manchen kühnen Griff in fremdes Eigenthum, durch diplomatische Kniffe und Pfiffe der schlimmsten Art mit Fleisch und Fett, mit Haut und Haar zu bekleiden und den von ihnen zusammengeflickten Länder- und Staaten-Leichnamen einen lebendigen Odem einzuhauchen, so daß sie in angelogenem Scheindasein eine Zeit lang auf der Weltbühne sich breit machen durften, bis sie dieselbe zu verlassen unter Trommeln und Pfeifen der erwachten Nationalitäten werden gezwungen werden.

„Die großen Resultate des mattherzigen Congresses," so wird bereits in einem vertraulichen Schreiben aus Wien im Januar 1815 mitgetheilt, „werden nichts anderes sein, als eine große Seelenverkäuferei, wie die der Regensburger und Augsburger Versammlung, wo durch die Mediatisirung und durch den Lüneviller Frieden die Fetzen rechts und links ohne Sinn und Verstand vertheilt wurden. Alles, was jetzt hier geschieht, ist um nichts besser, als was Napoleon auch gethan, weil man sich immer in demselben Dilemma von Eigennutz, Engherzigkeit und Beschränktheit herumdreht. Schlechte und mittelmäßige Minister, die eine demoralisirende Politik handhaben, und ohne Rücksicht auf die Persönlichkeit der Völker nach eigener, schlechter

Persönlichkeit handeln. Zu allen diesen kommt noch eine faule Scheu vor der Arbeit und was nur irgend unentschieden gelassen werden kann, das bleibt es auch, uneingedenk der Folgen. „Cela reste une question vide“ (dies bleibt eine offen-leere, oder schwebende Frage) ist der Kunstausdruck für solche Fälle. Welch' eine heilige Geschäftigkeit und Sorgsamkeit dagegen giebt uns der westphälische Friedens-Congreß!

„Das allgemeine Mißvergnügen über den Gang der politischen Angelegenheiten äußert sich am lebhaftesten gegen die Minister. Metternich wird gewaltig angefallen, man nennt ihn den Minister Papillon (Schmetterling) und der Kaiser Alexander kommt nicht einmal mehr zu seinen Gesellschaften, was als eine, ihm erwiesene, allerhöchste Ungnade ihm wohl zur Ehre gereichen könnte, wäre er der Mann von Kraft und Grundsätzen, der dem Unwillen der Fürsten unter dem Schutz seiner Principien Trotz böte. ...

„Aber wozu von diesen Leuten sprechen; man thut ihnen zu viel Ehre an. Gut und angenehm, billig und drollig für sich, sind sie in ihrer Stellung nichts. Wenige unter den Congreß-Männern möchten da Stand halten. Diese Unterhändler, statt durch gründliche, staatswissenschaftliche Kenntniß belehrt zu sein, ergreifen nur immer das Nächste und klammern ihr Ziel an den ersten günstigen Schein; ja sie greifen oft aus gutem Vorbedacht zu etwas Falschem, Irrigem, um durch scheinbare Nachgiebigkeit den eigentlichen Zweck zu gewinnen; auf solchem Kunstgriffe beruht die ganze List der Mystification, die mit kecker Stirn in dem großen Leben gehandhabt wird. Ihr Ursprung liegt in unserem geselligen Umgang, in dem Verkehr mit Weibern, eine Bahn, die unsere jetzigen Minister fast ohne Ausnahme durchlaufen sind und deren Künste sie nun in die höheren Geschäftskreise übertragen als Ersatz der ehemaligen geistigen und wissenschaftlichen Mittel.

„Metternich ist ein Hauptkünstler auf dieser Kampfbahn in dem Geiste eines großen diplomatischen Parteigängers, wie Napoleon oft in dem eines großen militairischen gehandelt hat. Ohne eigentlich feste Basis eines europäischen Staatensystems will der Minister die Russen zurückdrängen in ihre Eisregion. Alle Mächte sollen ihm nun beistehen, mit diplomatischer Noten-Litanei gegen diese Neu-Türken zu siegen; doch muntert er keine Macht durch festen, redlichen, kräftigen Sinn auf. Den Preußen wird Sachsen zugesagt, da sie nun aber nicht gegen das russische Project auf Polen auftreten, zieht Oestreich sein Wort

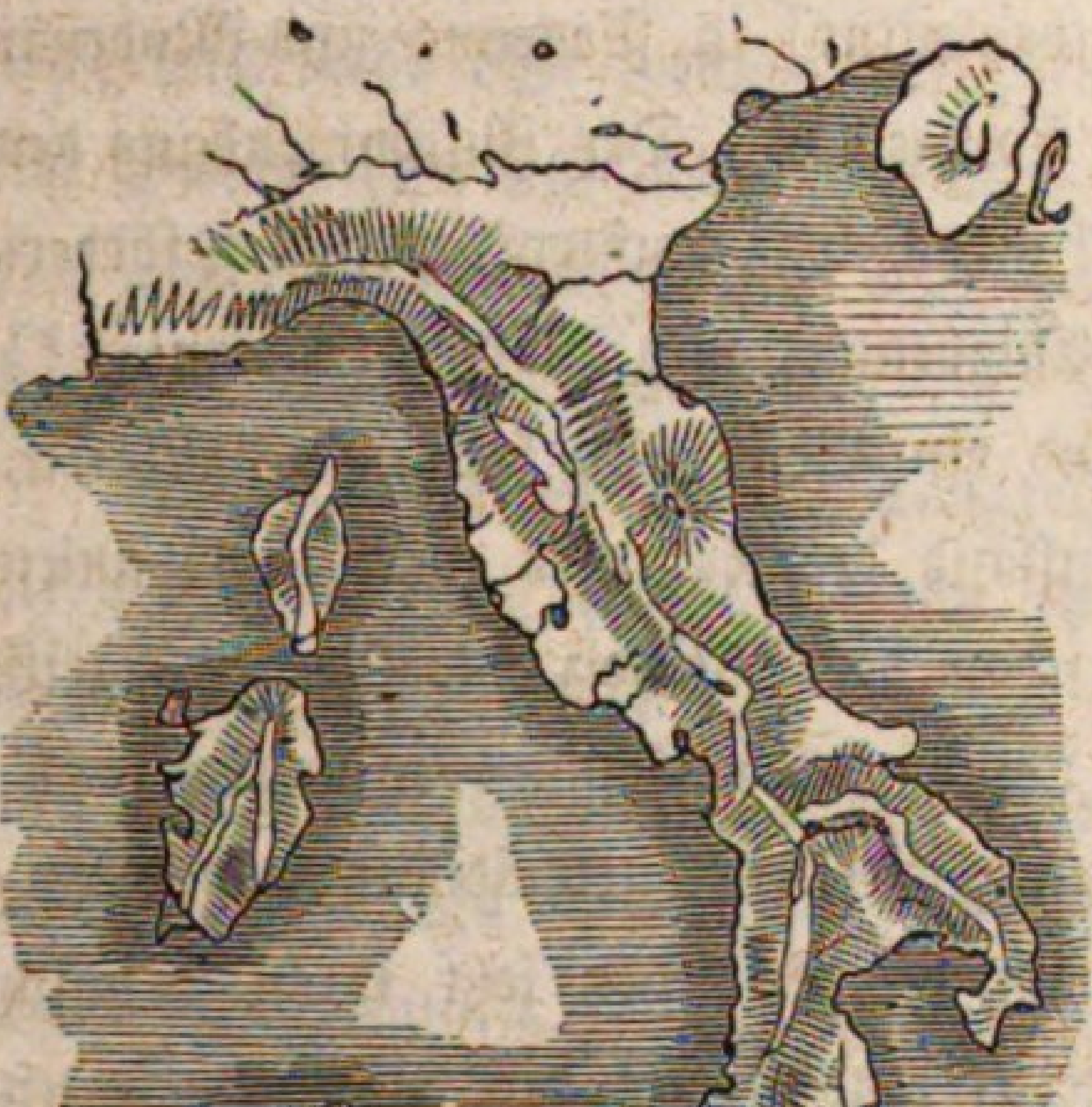
zurück und nun das Hin- und Hergezerre seit Monaten. Oestreich spannte die Saite wegen Polen auf's Höchste und stimmt nur deshalb den Ton jetzt etwas herab, damit Rußland Preußen nicht länger unterstütze in seinen Anforderungen wegen Sachsens. Frankreich freut sich des Haders, weil es durch die Gewandtheit seines Ministers und durch die Charlatanerie seiner auflebenden Kraft allein im Stande ist, die eigentliche innere und äußere Nullität zu verbergen. England wagt auch nicht, mit zu derben Worten drein zu fahren, weil Mangel an großen, allgemeinen Ansichten es verhindert, den eigentlichen Gesichtspunkt zu fassen und weil das Gefühl des Ueberreizes seit den letzten Jahren jeden Stand auf der Insel drückt. Preußen will freilich für sich und seine Angelegenheiten nichts aufgeben, doch was kann es allein, et elle sera quitte d'un ridicule.

„Seine pomphafte Besitznahme von Sachsen, ohne sogleich mit Entschiedenheit festen Fuß darin zu fassen, macht die Regierung lächerlich, doch die Nation denkt man zu beschwichtigen durch einen Länderzuwachs, bei welchem die Gegenwart sich begnügt und an den die Zukunft neue Hoffnungen knüpft." In bitterstem Unwillen rief damals „der Kriegsmann den Schreibern in Wien" zu:

„Wie lange wollt ihr abern noch und odern,
Mit Seifenblasen nach Sperlingen zielen
Und um das Recht mit Federspulen spielen?
Die Flamme glüht, ihr laßt sie schweigend lodern!
Wenn ihr was fördern wollt, so müßt ihr fodern,
Und müßt mit Keilen schreiben, nicht mit Kielen;
Geht hin, wo sie um eure Künste fielen,
Und betet auf den Feldern, wo sie modern.
Wie mögt ihr solche Gaukelspiele treiben
Mit glattem Wort auf glattem Eselsleder
Und drohen mit der ungelad'nen Flinte.
Wir geben euch die echte rothe Dinte!
Wir geben euch die wohlgespitzte Feder
Und ganze Länder, um darauf zu schreiben!"

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Wie gut sich Oestreich bedacht hat bei der Länderverteilung am Congresse. — Wie schwer sich der Congreß an Italien versündigte. — Bologna will lieber den Teufel, als den Papst zum Oberherrn haben. — Der König Joachim Mürat von Neapel spielt eine verrätherische Rolle. — Was Dänemark verlor und gewann. — England. — Schweden. — Norwegen. — Für Preußen wird von den Andern am wenigsten gesorgt. — Die Bedeutung der Rheinlande für Preußen.



Oestreichs Politik feierte am Wiener Congresse die schönsten Triumphe; der Kaiser hatte es sich in Küche und Keller etwas kosten lassen und so mußten die Gäste gegen den Wirth sich artig und dankbar beweisen. „Oestreich hatte in Kraft des Reichenbacher Vertrages Illyrien und Dalmatien zurückgenommen; in Kraft seiner Verträge mit Baiern war ihm Tyrol und Vorarlberg zurückgegeben worden; das Inn- und Hausrückviertel wußte es auch dann noch zu behaupten, als die an Baiern gemachten Zusagen verkürzt wurden. Die von der Hauptländermasse abgetrennt liegenden Niederlande und schwäbischen Besitzungen und mit ihnen den früher stets behaupteten Einfluß am Rheine gab Oestreich auf, es war damit jener anders gearteten belgischen Provinz entledigt, welche Thugut einen Mühlstein am Halse Oestreichs genannt hatte, und des Breisgaus, den Metternich während des Rheinbundes von einem politischen Geiste erobert sah, der ihn von Oestreich allzusehr entfernte. Hierbei trifft diese

Macht der Vorwurf, daß sie weder Muth noch Lust bezeigte, die Ehren- und Schutzwache als Grenzenhüter gegen Frankreich am Oberrhein zu übernehmen, wie Preußen sie am Mittel- und Niederrhein übernahm. Für jene so leicht verschmerzten Lande erhielt Oestreich in ungetrenntem Zusammenhange Ober-Italien, Venedig und die Lombardei, vom Po, Tessin und Lago Maggiore (Langensee) begrenzt, deren Vereinigung als lombardisch-venetianisches Königreich am 7. April 1815 verkündigt wurde. Für die Zurückgabe der Legationen (Bologna, Ferrara), die Oestreich besetzt hielt, sehr schonend behandelte und gar zu gern dem Kirchenstaate entzogen hätte, hatte der Papst in seiner Allocution vom 4. September 1815 vornehmlich den nichtkatholischen Mächten zu danken. Aber auch ohne sie war Oestreich eines allmächtigen Einflusses auf Italien gewiß, den Ludwig XVIII., schon 1800 voraussehend, mit der früheren Schiedsrichterstellung Rußlands in Polen verglich. Er war verstärkt durch die Ueberlassung von Parma, Piacenza und Guastalla an die Kaiserin Marie Louise, durch die Zusicherung der Erbfolge (Secundogenitur) in Toscana und Modena, durch das Besatzungsrecht in Ferrara und Comacchio. Der Zusammenhang der italienischen Lande mit den öftreichischen Landen war außerordentlich gefördert durch den Erwerb des Veltlin mit Cleven (Chiavenna) und Worms (Bormio).*) Es war dies für den Inhaber von Mailand ein Besitz von solcher Wichtigkeit, daß er schon im 17. Jahrhundert ein Gegenstand des Kampfes zwischen Spanien und Frankreich war. Oestreich hatte ihn schon der Schweiz zugestanden, griff aber zu, als die Einwohner selbst mit der Lombardei verbunden zu sein wünschten, und erhielt „die Thäler" gegen eine unbedeutende Entschädigung an Graubünden von den Mächten zugetheilt, obgleich die Veltliner jetzt ihren Wunsch zurückgenommen und die Glieder des Schweizer Ausschusses den entgegengesetzten Antrag gemacht hatten. Auch die galizische Grenze erhielt zuletzt mit dem Ausgang der polnischen Frage eine erwünschte Ausdehnung. Durch die Vergrößerung seiner Seeküste war Oestreich die Aussicht gegeben, zur Landmacht die Seemacht hinzuzufügen. Es hatte, wie der preußische Seelenzähler bei dem Wiener Congresse, der Statistiker Hoffmann, ihm nachwies, im Vergleich mit 1805 einen Zuwachs von zwei Millionen Einwohnern erhalten und sein Um-

---

*) Beides nicht mit den, in den Rheinlanden gelegenen, Städten Cleve und Worms zu verwechseln.

fang hatte durch die abgerundete Lage einen Werth gewonnen, den er nie zuvor besessen hatte." *)

Weder mit Deutschland, noch mit Polen hatte Napoleon so Großes im Sinne gehabt, wie mit Italien. „Napoleon wollte" — so lautet sein Bekenntniß auf St. Helena — „das italienische Vaterland wieder hervorrufen; Venetianer, Mailänder, Piemontesen, Genueser, Toscaner, Parmesaner, Modeneser, Römer, Neapolitaner, Sicilier und Sarden, alle wollte er zu einer einzigen unabhängigen Nation schaffen, begrenzt von den Alpen, dem adriatischen, ionischen und mittelländischen Meere. Dies war das unsterbliche Denkmal, auf welches er seinen Ruhm setzen wollte. Allein Napoleon hatte zu viele Schwierigkeiten zu überwinden. Dennoch, ohne die Anmaßung der Päpste, hätte der freie Geist der Italiener, dieses aufgeklärten und feurigen Volkes, die Schwierigkeiten geebnet. „Als ich diese Völker unter einer italienischen Herrschaft vereinigte, fragten sie nicht darnach, welche Stadt die Residenz sein, oder ob ihre Regierung mehr oder weniger aristokratisch sein werde. Es gab keine Venetianer, keine Piemontesen und keine Toscaner mehr, sondern alle Einwohner der Halbinsel waren Italiener; Alles war bereit, das große italienische Vaterland zu schaffen! Italia! Italia!"

An der Tafel des Wiener Congresses ward solch ein Ruf nicht vernommen. Die Völker wurden hier nicht um ihre Zustimmung gefragt.... Selbst das Princip der Legitimität, mit welcher der Congreß unter Talleyrands Vortritt ein so eitles Schaugepränge trieb, wurde nicht vor großen Verletzungen geschützt. Venedig wurde als Kriegsbeute betrachtet, dem Canton Graubünden wurde das Veltlin abgenommen und einem monarchischen Staate zugesprochen, ebenso wurde dem heiligen Stuhle die Legation Polesina aberkannt (Oestreich griff sie sich), dem Könige von Neapel nahm man die Insel Elba, den Stato del Oresiado und Piombino; Willkür und Laune machten die Vertheilung; Benevent und Pontecorvo, dem heiligen Stuhle zugetheilt, waren von neapolitanischem Gebiet umschlossen; Castiglioni und Gallicano, zu Lucca gehörend, mitten aus dem Herzogthume Modena herausgerissen, und zu den, zu Modena gehörenden, Provinzen Massa und Carrara, konnte man nur durch Toscana gelangen.**)

*) Gervinus a. a. O. I. 20 T.

**) Sondrani, Deutschland und die italienische Frage (dtsch. b. Kern in Breslau 1860).

Welche fluchwürdigen Anstrengungen wurden gemacht, welche Greuelwirthschaft in dem, von dem Himmel wie von der Erde so begünstigten, Italien geführt, um Oestreichs Mißregierung daselbst zu befestigen! Und nun? Wo sind die Gewaltigen geblieben, welche der Wiener Congreß hier eingesetzt. Das Nähere hierüber ist auf den Schlachtfeldern von Magenta und Solferino und in dem Friedensinstrumente von Villafranca zu erfragen. —

Das, von Napoleon I. errichtete, Königreich Italien wieder aufzulösen, war eine der Lieblingsbeschäftigungen der am Wiener Congresse versammelten Diplomaten, und insonderheit waren es Metternich und seine Gehülfen, welche sich diese Angelegenheit angelegen sein ließen. Das „Theile! und Du wirst herrschen!", von dem Wiener Cabinet mit List und Gewalt in Deutschland zur Geltung gebracht, wurde mit nicht minderem Geschick in dem, auf's Neue auseinander gerissenen, Italien durchgeführt. Wir erwähnten bereits die Errichtung des lombardo-venetianischen Königreichs, der Herzogthümer Parma, Piacenza, Modena, Lucca, des Großherzogthums Toscana. Dem Papst wurde das römische Gebiet und die entfernt liegenden Legationen zu Theil, obschon er auf letztere früher Verzicht geleistet und die Bürger von Bologna eine Bittschrift bei dem Wiener Congresse einreichten, worin sie baten: „man möge ihnen lieber den Teufel, als den Papst zum Oberherrn geben!"

Die Rücksicht: Frankreich einen Riegel vorzuschieben, bestimmte Oestreich für die Verstärkung des Königreichs Sardinien durch die Einverleibung der Republik Genua zu sorgen, wodurch es zugleich die republicanischen Gelüste Venedigs niederzuhalten hoffen durfte. Wir erinnern uns, daß Lord Bentinck, als Genua im April 1814 ihm seine Thore öffnete, dort eine provisorische Regierung einsetzte und sein Wort für die Wiederherstellung der Republik verpfändete. Vergebens erhoben die Freunde und Parteigenossen Bentincks im englischen Parlament ihre Stimmen zu Gunsten Genua's, „dieses Opfers des neuen Raubsystems, durch welches hier eine schandbarere Ungerechtigkeit begangen worden, als von der Revolution in ihren schrecklichsten Zeiten." Gegen die Vergrößerung Sardiniens that Frankreich Einspruch, während Oestreich sie förderte; in unseren Tagen sehen wir beide Mächte eine der früheren entgegengesetzte Politik verfolgen.

Auch in dem Königreiche beider Sicilien richtete die Einmischung Oestreichs große Verwirrung an, wie es denn — um mich eines durch A. v. Humboldt

klassisch gewordenen Ausdrucks zu bedienen — das Mantschen in den Angelegenheiten der großen wie der kleinen italienischen Staaten immer mit einer wahrhaft stupiden Passion betrieben hat, ohne daß jemals die dort von ihm gehandhabte Politik ihm oder Italien zu Nutz und Frommen gereichte.

Der König von Neapel, Joachim Mürat, hatte bei seinem Schwager, dem Kaiser Napoleon, schon im October 1813 den Verdacht der Untreue erweckt; dieser bestätigte sich dadurch, daß Mürat mit Oestreich im Januar 1814 ein Bündniß abschloß, durch welches ihm das Königreich Neapel zugesichert und für Sicilien Entschädigung versprochen wurde. Gegen diese Zugeständnisse that England Einspruch und Lord Bentinck ließ es geschehen, daß der unter seinem Schutze in Livorno gelandete Erbprinz von Sicilien, der Sohn Ferdinands VI., eine Proclamation erließ, in welcher er erklärte, die englisch-sicilischen Truppen seien gekommen, die Rechte des legitimen Königs auf den Thron von Neapel geltend zu machen. Die englische Regierung erkannte jedoch diese Proclamation nicht an, versagte auch selbst nach dem Fall Napoleons dem Könige Ferdinand VII. ihren Beistand zur Rückkehr nach Neapel. „Im Laufe des Jahres (1814) änderte sich diese Politik. Den Vorwand gab das, bei dem Wiener Congreß ausgestreute, Gerücht von Mürats Verbindungen mit dem Kaiser auf Elba; der eigentliche Grund war: die Aussicht Englands auf den Besitz der ionischen Inseln, die, wenn Mürat König blieb, zur Entschädigung Ferdinands VII. bestimmt waren. Wellington und Castlereagh machten im Rücken Lord Liverpools Pläne gegen Mürat; sie zogen Erkundigungen ein über die Stimmung in Neapel für Ferdinand; sie dachten im September 1814 mit englischen, spanischen, sicilischen und „einigen" französischen Truppen Mürats Vertreibung mit Gewalt zu bewirken; später kam Wellington nach Wien mit dem Wunsche, daß Ferdinand selbst die Eroberung Neapels versuchen möchte. Castlereagh und Metternich wurden unter diesen Umständen in ihrer Unschlüssigkeit einig, die neapolitanische Frage bis zum Ende des Congresses zu verschieben. Dies gab Talleyrand gewonnenes Spiel. Es war dies die einzige Gebietsfrage, wo dem Familieninteresse der Bourbonen einiger Zugang offen bleiben mußte, und sie nutzten die Lage auf jede erlaubte und unerlaubte Weise. Talleyrand wußte durch einige Zugeständnisse in den Schweizer Angelegenheiten den Kaiser von Rußland in diesen Angelegenheiten günstig für sich zu stimmen; denn Rußland gab gern dem Einflusse Oestreichs in Italien ein bourbonisches Gegengewicht

in Neapel, das zugleich England aus seinem Einfluß in Sicilien schob. Hierauf trat Talleyrand offen mit der Forderung von Mürats Entthronung auf. Der Herzog von Blacas, Minister Ludwigs XVIII., ließ durch einen schmachvollen Betrug, indem er einige Briefe Napoleons an Mürat und seine Gemahlin aus den Jahren 1811 und 1813 verfälschen und mit neueren Daten versehen ließ, bei Lord Castlereagh den Beweis von Mürats Verrath führen, an den die Mächte um so bereitwilliger glaubten, je mehr sie selbst ihn durch ihre Zweideutigkeiten förderten. Mürat fühlte den Boden unter sich wanken, und sein Sturz würde eben so, wie Napoleons Fortschaffung von Elba, erfolgt sein, wenn dieser auch nicht nach Frankreich zurückgekehrt wäre."

Ueber Italien war bereits in dem Pariser Friedensschluß das Todesloos in dem verhängnißvollen Artikel VI. geworfen, also lautend: „Italien, außerhalb der Grenzen der Länder, welche Oestreich zugetheilt werden, wird aus souverainen Staaten bestehen." Also nicht einmal die lose Bundesbandage, mit welcher man Deutschland nothdürftig zusammenbündelte, wurde dem auf's Neue zerrissenen Italien zu Theil! —

Zeigte sich aber der Congreß gewaltthätig und ungeschickt im Zerreißen, so war er es nicht minder da, wo er das Nichtzusammengehörige und Unverträgliche vereinigte, wie dies bei der Verbindung Hollands mit Belgien durch Luxemburg mit dem deutschen Bunde geschah, in welchem auch Dänemark wegen Holstein und Lauenburg Sitz und Stimme erhielt. Die öffentliche Meinung verurtheilte die Beschlüsse des Wiener Congresses in Betreff der Beschädigungen, welche Deutschland durch die den Nachbarstaaten zugedachten Entschädigungen erfahren sollte, noch bevor die Verhandlungen geschlossen waren. Am schmerzlichsten wurde es empfunden, daß der König Friedrich VI. von Dänemark, der, als ihn Rußlands Zar 1812 zu einer Erklärung über seine fernere Haltung aufforderte, zur Antwort gab: „er sei entschlossen, zu stehen und zu fallen mit Frankreich," jetzt für das verlorene Norwegen eine Entschädigung in Deutschland erhielt. Mit bitterem Hohne schrieb damals der Rheinische Merkur*): „Zwanzig Jahre, in denen Dänemark, auf diese Weise mit sich selbst beschäftigt, kein Erbarmen für Deutschland gefühlt, und keine Empfindungen für die Leiden seiner Brüder an den Tag gelegt, gaben ihm die gerechtesten Ansprüche auf die

*) 1815, 30. Januar. Nr. 186.

Theilnahme Deutschlands, daß es an ihm seines Schadens und vielfältigen Verlustes sich ergötzen möge. Des Dänenkönigs glänzende Verdienste um Deutschland müssen allerdings tiefen Eindruck in Wien machen, und haben wir so viel hunderttausend Seelen an Frankreich hingegeben, soll die Schweiz ihrer brüderlichen Gesinnung und Hülfe wegen das Bisthum Basel erhalten, haben wir Holland für erlittenen Verlust der Colonien großmüthig mit Belgien entschädigt, haben wir Preußisch-Polen an Rußland hingegeben, dann ist es auch billig, daß wir Schweden für die Arbeit, die wir gethan, mit Norwegen bezahlen und Dänemark nun, da es diesen Vorschuß gethan, mit zwei Pfund Fleisch aus unserem eigenen Leibe entschädigen und zuletzt für uns selbst nichts als den Spott der anderen Völker großmüthig zurückerhalten."

England hatte durch Verträge vor und während des Krieges und schließlich im Pariser Frieden sich mit den anderen Mächten abgefunden; es hielt es unter seiner Würde, jene Verträge unter die Gewähr der, bei dem Wiener Congresse versammelten, Mächte zu stellen, so daß wir in der Hauptschlußacte keine, auf England sich beziehende, Ueberschrift finden. Und doch hatte die stolze Meerbeherrscherin Britannia es nicht verschmäht, bei dem allgemeinen Ripsraps ganz offen zuzugreifen und nicht blos im Trüben zu fischen. Zwar erklärte der achte Artikel des Pariser Friedens sehr großmüthig: „Se. britannische Majestät macht sich verbindlich, Sr. allerchristlichsten Majestät in festgestellten Fristen die Colonien, Fischereien, Comtoirs und Etablissements aller Art, welche Frankreich am 1. Januar 1792 auf den Meeren und dem Festlande von Amerika, Afrika und Asien besaß, zurückzugeben — jedoch mit Ausnahme der Inseln Tabago und St. Lucie, Isle de France und den dazu gehörenden westindischen Inseln." Dafür, daß es Holland die unsichere Erwerbung Belgiens zuschanzte, mußte dies ihm die höchst wichtige Station am Vorgebirge der guten Hoffnung in Afrika und in Guyana Demerary, Essequibo und Berbice mit den vorzüglichsten Baumwollenpflanzungen abtreten. Durch die Erwerbung der Insel Malta, welcher im nächsten Jahre die der ionischen sieben Inseln mit griechischer Bevölkerung folgte, sicherte England sich die Beherrschung des mittelländischen Meeres, wie es anderweitig für die Herrschaft auf dem atlantischen und indischen Meere gesorgt hatte. Demungeachtet bleibt England der Ruhm, daß es auf dem Congresse die einzige Macht war, welche für die allgemeinen Menschenrechte und für die besonderen der Völker die Stimme erhob. Nicht etwa

nur von den Gemeinen des Unterhauses, auch in dem Hause der Lords, in den, damals noch nicht feilen, Organen der öffentlichen Meinung, den Zeitungen, wurden an die Regierung dringende Ermahnungen gerichtet, dem allgemeinen Menschenrechte durch Abschaffung des Negerhandels und der Sklaverei und den beiden großen Principien des neueren Völkerrechts: der Nationalität und der Volksvertretung bei der Gesetzgebung, Geltung zu verschaffen. Ueberall, wo die Flagge Albions wehte oder aufgepflanzt wurde, galt der Sklavenhandel fortan für ein Verbrechen. In den, der englischen Herrschaft unterworfenen, Ländern wurde den Völkern ihre Nationalität erhalten und ihnen parlamentarische Verfassung verliehen. So geschah es in Canada, in den ostindischen Reichen, auf den ionischen Inseln, in Australien und auf Neuseeland. Wie weit entfernt von einander in ihren politischen Ansichten Lord Castlereagh und Lord Byron waren, in Betreff jener beiden Principien stimmten beide überein. Der Hochtory erklärte am Wiener Congresse: „England werde der französischen Nation die Bourbons nicht aufdrängen, wenn sie dagegen protestire," und Lord Byron schreibt: „Was haben wir für ein Recht, Frankreich seinen Fürsten vorzuschreiben?" Mit erbitterter Leidenschaftlichkeit ruft der Lord-Poet alle Rachegeister über die Verbündeten aus, nachdem sie den geheiligten Boden Frankreichs betreten: „Ich wünsche von ganzem Herzen," schreibt er den 7. Februar 1814, „Napoleon raffte sich wieder auf und sprengte unsere legitimen Souveraine auf Frankreichs Boden auseinander; denn ich hasse jeden Schwanz von Königthum, der sich uns anhängt." ... (Den 22. Januar) „Ich sehe nie nach dem Thermometer und bete um kein Thauwetter, ich müßte denn denken, daß es die Schufte, die in Frankreich eingerückt sind, wegschwemmen könnte. Hat man je so etwas erhört, wie Blüchers Proclamation! — Hören Sie irgend von Schlacht oder Rückzug von Seiten der Alliirten, wie man sie nennt, so seien Sie so gut und theilen mir es mit. Ich wünsche Bonaparte von ganzem Herzen, die Gefilde Frankreichs mit einer Invasionsarmee düngen zu können. Ich hasse die Invasionstruppen, aus welchem Lande sie auch kommen mögen und kann das feigherzige Jubelgeschrei nicht leiden, das man über Den erhebt, bei dessen Namen sie alle weißer werden wie Schnee und dem sie doch ihre Triumphe zu verdanken haben."*)

*) Als Napoleon die Abdankungs-Urkunde unterzeichnet hatte und nach Elba abzog, stimmte Lord Byron einen anderen Ton an in seiner berühmten Ode auf Napoleon.

Für Schweden hatte der Kronprinz Karl Johann sein Theil sich im Frieden von Kiel (den 14. Januar 1814) vorweggenommen. In einem Vertrage vom 24. Mai 1812 hatte Alexander der Krone Schweden als Ersatz für das, ihr durch einen Gewaltstreich genommene, Finnland die Erwerbung von Norwegen zugesichert. Dies war auch der Köder, mit welchem man Karl Johann zur Theilnahme an dem Kriege gegen Napoleon in Deutschland lockte. Sobald die Franzosen nach der Schlacht von Leipzig über den Rhein zurückgegangen waren, wendete der Kronprinz, von preußischen und russischen Truppen und einer englischen Flotte unterstützt, sich gegen den, im Bunde mit Napoleon verharrenden, König von Dänemark. Dieser sah sich gezwungen, den Frieden von Kiel zu schließen, in welchem er das Königreich Norwegen an Schweden abtrat, wogegen ihm dieses den schwedischen Antheil in Pommern und die Insel Rügen überließ, auch noch anderweitige Entschädigung in Deutschland in Aussicht stellte. Der König von Dänemark, dessen Bekanntschaft wir bereits am Wiener Congresse gemacht haben, ergab sich in das Unabwendbare. Die Norweger, durch die Sprache näher mit den Dänen verwandt, als mit den Schweden, auch durch den leichteren Verkehr zur See mehr mit Dänemark verbunden, als mit Schweden auf beschwerlichen Gebirgswegen, waren nicht damit einverstanden, daß man über sie „wie über eine Heerde Vieh“ verfügt hatte. Ein Volk von schlichten, tapfern und frommen Bauern, evangelischen Glaubens, ohne „hochwohlgeborenen Adel und Hofgeschranz“, erklärten die norwegischen Männer, daß sie sich keinen französischen General, und wenn er auch von den Schweden als Kronprinz adoptirt worden sei, als König aufdrängen ließen. Sie riefen den dänischen Thronerben, den Prinzen Friedrich, zum Regenten aus, welcher die, von den Abgeordneten des Volkes am 30. April und 20. Mai auf dem Hofe Eidsvold im Stifte Aggerhus verfaßte und beschworene, Verfassung annahm; in keiner anderen des europäischen Festlandes sind die Rechte des Volkes gegen Willkürherrschaft der Regenten so gewahrt, wie in der von den norwegischen Bauern gegründeten. Konnte sich auch der, von ihnen erwählte, Regent nicht gegen das, von der Landseite eindringende, schwedische Heer und gegen die, von der Seeseite die Küste absperrende, englische und russische Flotte behaupten, so erreichten es doch die norwegischen Bauern, daß der schwedische König sich den Bestimmungen der Verfassung unterwarf. — Zwar erwuchs für Preußen dadurch, daß der Dänenkönig dem Sterne des, von Elba zurückgekehrten, Kaisers noch einmal

vertraute, der Vortheil, daß Schwedisch-Pommern und die Insel Rügen ihm zugetheilt wurden; für Deutschland aber war es zum Unheil, daß dem Könige von Dänemark Schleswig-Holstein gelassen und obendrein noch das Herzogthum Lauenburg überantwortet wurden, wodurch er Sitz und Stimme am deutschen Bundestage erhielt, dessen elendigliche Zustände der eidbrüchige Däne ausbeutete, um die Rechte und Freiheiten der edelsten deutschen Stammgenossen schmachvoll mit Füßen zu treten.

Mit berechtigten Ansprüchen auf eine vergrößerte Machtstellung durch Ländererwerb, Abrundung seines Gebietes, Sicherung seiner Grenzen war Preußen bei dem Congresse aufgetreten. Weder die Forderungen seiner Bevollmächtigten, noch die Erwartungen des Volkes wurden erfüllt, so daß nicht nur in der Hauptstadt Berlin, auch in den altpreußischen Provinzen, der Mark Brandenburg, Pommern, Preußen und Schlesien, die heftigsten Anklagen der Bevollmächtigten wegen ungeschickter und zaghafter Vertretung, ja selbst wegen Verrathes erhoben wurden. Zur Beruhigung der, mit der kargen Abfindung unzufriedenen, Gemüther ließ Hardenberg in den, damals sehr schweigsamen, Berliner Zeitungen zu der Bekanntmachung über die Errungenschaften Preußens auf dem Congresse kleinlaut hinzufügen: „Wenn demungeachtet viele der redlichsten Anhänger Preußens Erwartungen gehegt haben möchten, die weit über die erwähnten Grenzen hinausreichten, so möge ihnen jetzt klar werden, wie höchst wichtig es für die Sicherheit des, von ihnen so hochverehrten, Staates ist, kein Dorf anders, als mit Einwilligung und unter Garantie der größten Mächte Europas zu besitzen. Sie mögen endlich die Ueberzeugung in sich lebendig werden lassen, daß Preußens größte Stärke fortan in der allgemeinen Achtung und dem festen Vertrauen aller Nationen bestehe; daß es mit denselben Kraftäußerungen, wovon es im vorigen Jahre so denkwürdige Proben gegeben, auch die höchste Mäßigung und Billigkeit verbinde und daß keine wohlwollende und uneigennützige Idee ihm fremd sei.“ Allein mit dieser Achtung eben war es nicht zum Besten bestellt, ja sie ging Preußen in Deutschland und in Europa in dem Maße mehr und mehr verloren, als die Regierung in der Folge die Macht, durch die es groß und geachtet geworden war, die Erhebung des Volkes, verleugnete und jede freie Regung in Gemeinschaft mit östreichischer Zwingherrschaft niederdrückte. So urkräftig und gesund aber im innersten Mark bewährte sich der deutsche Volksgeist, daß er für einige Zeit wohl niedergehalten und unterdrückt,

nicht aber für alle Zeit erdrückt werden konnte. Die europäische Cabinetspolitik, „ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und doch das Gute schafft," mochte wohl eine Ahnung davon haben, daß der Geist, welcher in Preußen erst durch die Niederlagen 1806 und 1807, dann durch die Erhebung und die Siege in den Jahren 1813 und 1814 geweckt worden war, bestrebt sein werde, sich einen ihm angemessenen Leib zu schaffen; dieser war nirgend anderswo zu gewinnen als innerhalb der Grenzen Deutschlands. Ein mächtiges, in Europa mitgebietendes Deutschland konnte sich nur unter dem Voraufflug des preußischen Adlers entwickeln und gestalten. Dies zu hemmen und zu hindern, wandten Oestreich, Rußland, England und Frankreich alle ihnen zu Gebote stehenden Künste und Listen auf und ihren vereinten Bemühungen gelang es, Preußen auf dem Congresse in einer Weise abzufinden, daß sie hoffen durften, es für die Zukunft gänzlich lahm gelegt zu haben. Rußland trug Sorge, daß die preußische Grenze — obschon das dort gelegene letzte preußische Dorf den gefräßigen Namen „Nimmersatt" führt — offen und ohne Schutzwehr blieb, ja, daß sogar ein spaltender Keil, das Königreich Polen, zwischen Warthe und Weichsel hineingetrieben wurde, zur Bedrohung der Hauptstadt Berlin, welche ein russisch-polnisches Heer in wenigen Tagen, jetzt in wenigen Stunden, zu erreichen sich schmeicheln durfte.

Oestreich hatte durch den Einspruch gegen die preußische Erwerbung von ganz Sachsen sich in dem sächsischen Königshause und in der, demselben verbliebenen, Bevölkerung für alle Zeit Verbündete gewonnen, bereit einem, aus Böhmen gegen Berlin vordringenden, Heere die Zugänge zu öffnen. Dem schloß das neidische Baiern sich an, dem das Haus Brandenburg die Wiege seines Herrscherstammes, die fränkischen Fürstenthümer, zu überlassen durch Oestreich gezwungen wurde.*) England, welches in der Gegenwart zukünftige Verhältnisse fest ins Auge faßt, nahm schon jetzt darauf Bedacht, das Aufblühen des preußischen Welthandels und seiner Seemacht zurückzuhalten. Preußen wurde

*) Möge das Berliner Herrenhaus sich vorsehen, der Krone Sardinien Vorwürfe wegen der Abtretung Savoyens, „der Wiege des Königshauses", zu machen. Anspach-Baireuth könnte jenen Vorwurf uns zurückgeben. Nicht minder schmachvoll aber, als die Huldigung, welche Abgeordnete aus Nizza und Savoyen Napoleon III. 1860 in Paris darbrachten, war jene, welche nach dem unglücklichen Kriege 1807 die Grafen Alvensleben, Schulenburg, Blumenthal und andere hochadelige Abgeordnete der Altmark und Magdeburgs Napoleon I. und dem Könige von Westphalen, Jerome Napoleon, in Paris zu Füßen legten.

einzig und allein durch England gezwungen, Ostfriesland an Hannover abzutreten, wodurch uns die Hafenplätze an der Nordsee verloren gingen, während Dänemark durch den ihm gewährleisteten einträglichen Sundzoll unserem Seehandel den größten Eintrag that. Aber nicht genug, daß die mißgünstigen Verbündeten durch die Bestimmungen des Congresses der Machtentfaltung Preußens an seiner Ostgrenze einen drohenden Nachbar gaben; noch gefährlicher war die Nachbarschaft, zu welcher man Preußen an seiner Westgrenze durch die Erwerbung der, jenseit des Rheines gelegenen, Landschaften hinüberrückte.

Wie verrätherisch aber auch insonderheit die Metternich-östreichische Politik an Preußen auf dem Wiener Congresse gehandelt, wie geflissentlich es im Bunde mit England, Frankreich und den mitteldeutschen Fürsten jede Anregung niederhielt, jeden Antrag zurückwies, der zur Aufrichtung eines einheitlichen, selbstständigen und geachteten Deutschlands führen konnte: alle jene schlauen Berechnungen sind zu Schanden geworden und eben das, was Metternich und nach ihm Schwarzenberg ihr Lebelang bemüht waren zu verhindern: Preußen an die Spitze Deutschlands gelangen zu lassen — die Beschlüsse und Anordnungen des Wiener Congresses haben ihm dazu die Bahn vorgezeichnet, die zu verfolgen für dasselbe eine Lebensfrage geworden ist. Durch die Beschlüsse des Wiener Congresses trat Preußen aus den beschränkten Grenzen einer preußischen Macht in die, ihm eine größere Zukunft verheißende, der deutschen Großmacht ein. „Wenn durch die Bestimmungen des Wiener Congresses," so lautet das Bekenntniß eines Süddeutschen, „die Gestaltung Preußens unter der Hand der Diplomaten voller Schäden geworden war, so hat doch ein günstiges Schicksal dabei gewacht, durch die Schäden den Weg zu desto größerem Heile offen zu lassen. Was aus altpreußischem Standpunkte eine Niederlage heißen konnte, konnte aus deutschem Gesichtspunkte eine Auferstehung werden. Verzweigt, durchbrochen, umlagert, wie seitdem Preußen von Deutschland ist, erledigt eines großen Theiles polnischen Gebiets und polnischer Sorgen, ist es aus einer halbslavischen Macht eine ganz deutsche geworden, in demselben Augenblicke, als Oestreich seine schwäbischen Besitzungen, sein deutsches Kaiserthum, seinen Einfluß auf geistlichen und weltlichen Adel in Deutschland verlor. Bei der Einwilligung in die Entschädigung am Rhein erklärte Preußen in Wien ausdrücklich: es übernehme diese Lande, die schon Pitt als eine gute Schranke gegen Frankreich in Preußens Händen gewünscht hatte, „nur zum Zwecke der Vertheidigung

Deutschlands". Und gleich damals sahen die Patrioten Preußen an die Spitze Deutschlands treten und begrüßten diese Wendung ganz in der entschiedenen Ueberzeugung, wie sie später erst 1848 wieder so laut wurde, wie damals. Es kam nur darauf an, daß Preußen diesen Hoffnungen mit einer hingegebenen Fürsorge für Deutschland entsprach, so waren ihm größere, in der Nothwendigkeit, in seiner unzulänglichen Lage gegründete Ansprüche auf die Zukunft gesichert und es sammelte seine verschiedenartigen Glieder in einem weit einheitlicheren Staatsganzen, als es mit Polen je auf zusammenhängendem Gebiet vermocht hätte." *)

Noch von Wien aus erließ Friedrich Wilhelm III. unter dem 5. April 1815 einen Aufruf an die Rheinländer, in welchem er nicht sowohl als der ehemalige preußische, vielmehr als der zukünftige deutsche König dies Wort an sie richtet: „Als ich dem einmüthigen Beschlusse der zum Congresse zu Wien versammelten Mächte, durch welche ein großer Theil der deutschen Provinzen des linken Rheinufers meinen Staaten einverleibt wird, meine Zustimmung gab, ließ ich die gefahrvolle Lage dieser Grenzlande des deutschen Reiches und die schwere Pflicht ihrer Vertheidigung nicht unerwogen. Aber die höhere Rücksicht auf das gesammte deutsche Vaterland entschied meinen Entschluß.

„Diese deutschen Urländer müssen mit Deutschland vereinigt bleiben, sie können nicht einem anderen Reiche angehören, dem sie durch Sprache, Sitten, durch Gewohnheiten und Gesetze fremd sind. Sie sind die Vormauer der Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands und Preußen, dessen Selbstständigkeit seit ihrem Verluste hart bedroht war, hat eben so sehr die Pflicht, als den ehrenvollen Auftrag erworben, sie zu beschützen und für sie zu wachen.

„Dieses erwog ich und auch, daß ich meinen Völkern ein treues, männliches, deutsches Volk verbrüdere, welches alle Gefahren freudig mit ihnen theilen und seine Freiheit, so wie sie und mit ihnen, in entscheidenden Tagen behaupten wird. So habe ich denn im Vertrauen auf Gott und auf die Treue und den Muth meines Volkes diese Rheinlande in Besitz genommen und mit der preußischen Krone vereinigt. Und so, ihr Einwohner dieser Länder, trete ich jetzt unter euch und gebe euch eurem deutschen Vaterlande, einem alten deutschen

*) Gervinus, 19. Jahrhundert. I. 232.

Fürstenstamme wieder und nenne euch Preußen. Kommt mir mit redlicher, treuer und beharrlicher Anhänglichkeit entgegen.

„Ihr werdet gerechten und milden Gesetzen gehorchen. Eure Religion, das Heiligste, was dem Menschen angehört, werde ich ehren und schätzen. Ihre Diener werde ich auch in ihrer äußeren Lage zu verbessern suchen, damit sie die Würde ihres Amtes behaupten. Ich werde die Anstalten des öffentlichen Unterrichts für eure Kinder herstellen, die unter den Bedrückungen der vorigen Regierung so sehr vernachlässigt wurden. Ich werde einen bischöflichen Sitz, eine Universität und Bildungsanstalten für eure Geistlichen und Lehrer unter euch errichten.

„Ich weiß, welche Opfer der fortdauernde Kriegszustand euch gekostet. Die Verhältnisse der Zeit gestatten nicht, sie noch mehr zu mildern, als geschehen ist; aber ihr müßt es nicht vergessen, daß der größte Theil dieser Lasten noch aus der früheren Verbindung mit Frankreich hervorging, daß die Losreißung von Frankreich nicht ohne die unvermeidlichen Beschwerden und Unfälle des Krieges erfolgen konnte und daß sie nothwendig war, wenn ihr euch und eure Kinder in Sprache, Sitten und Gesinnung deutsch erhalten wolltet.

„Ich werde durch eine regelmäßige Verwaltung des Landes den Gewerbfleiß eurer Städte und eurer Dörfer erhalten und beleben. Die veränderten Verhältnisse werden einem Theil eurer Fabrikate den bisherigen Absatz entziehen; ich werde, sobald der Frieden vollkommen hergestellt sein wird, neue Wege ihm zu eröffnen bemüht sein.

„Ich werde euch nicht durch öffentliche Abgaben bedrücken, die Steuern sollen mit eurer Zustimmung regulirt und festgestellt werden nach einem allgemeinen, auch für meine übrigen Staaten zu entwerfenden, Plan.

„Die Militairverfassung wird, wie in meiner ganzen Monarchie, nur auf die Vertheidigung des Vaterlandes gerichtet sein und durch die Organisation einer angemessenen Landwehr werde ich in Friedenszeiten dem Lande die Kosten der Unterhaltung eines größeren stehenden Heeres ersparen.

„Im Kriege muß zu den Waffen greifen, wer sie zu tragen fähig ist. Ich darf euch hierzu nicht aufrufen. Jeder von euch kennt seine Pflicht für das Vaterland und für die Ehre.

„Der Krieg droht euren Grenzen; um ihn zu entfernen, werde ich allerdings augenblickliche Anstrengungen von euch fordern. Ich werde einen Theil

des stehenden Heeres aus eurer Mitte wählen, die Landwehr aufbieten und den Landsturm einrichten lassen, wenn die Nähe der Gefahr es erfordern sollte. Aber gemeinschaftlich mit meinem tapferen Heere, mit meinen anderen Völkern vereinigt, werdet ihr den Feind eures Vaterlandes besiegen und Theil nehmen an dem Ruhme, die Freiheit und die Unabhängigkeit des deutschen Reiches auf lange Jahrhunderte dauernd gegründet zu haben.

Friedrich Wilhelm."

Im Vergleich mit diesem „Königsworte" erscheint jedes andere, was von dem Wiener Congresse ausgegangen, als eitel Geschwätz. Und jenes Wort wurde zu folgenreicher That; mit der Erwerbung der Rheinlande begann ein neues Stufenjahr seiner Geschichte. Nicht der äußere Umfang seines Landes, nicht der zum Weltmeere führende Strom mit seinen grünen Weingeländen, mit seinen blühenden Städten und seiner betriebsamen, lebensfrohen Bevölkerung waren es, welche Veranlassung wurden, daß der Königsberger Reifen zu eng für das Haupt eines Königs von Preußen wurde, welchen die, das deutsche Reich der Zukunft umfassende, Krone nach der Kaiserstadt Aachen rief. Weit schwerer als die, vom Congresse uns zugetheilten, Quadratmeilen und zugezählten Seelen fielen die moralischen Eroberungen ins Gewicht, welche Preußen mit und durch die Rheinprovinz machte. Die Bevölkerung, kerndeutsch von Herz und Bildung, hatte jedennoch eine nähere Blutsverwandtschaft mit dem leichtsinnigen, heitern Franzosen, als mit dem märkischen Schnapsbruder oder mit dem bairischen Bierlümmel. So konnte es nicht fehlen, daß die Freiheitsgedanken der französischen Revolution, welche in Norddeutschland nur die bevorzugten Geister in Bewegung gesetzt, am Rheine das gesammte Volk durchzitterten. Die Rheinländer hatten in den Läuterungsflammen der Republik, durch welche sie hindurch gegangen waren, so manches Stück geistlichen Spukes und weltlichen Wustes abgethan; die Errungenschaften des 3. August 1789 und der Verfassung von 1793 waren ihnen zu Gute gekommen. In der Rheinprovinz gab es, als Preußen sie in Besitz nahm, keine Vorrechte des Standes und der Geburt, keinen Ritter-, Bürger- und Bauernstand, sie waren als Staatsbürger (citoyens) einander gleich, das Unterthänigkeitsverhältniß der Bauern zu dem Rittergutsbesitzer und zu den ehemaligen geistlichen Stiften war aufgehoben, es gab dort keinen eximirten und privilegirten Gerichtsstand; es waren öffentliche Gerichtspflege und Geschwornengerichte eingeführt, Justiz und Polizei in die ihnen zu-

ständigen Abgrenzungen geschieden. Das religiöse Bekenntniß begründete keinen Unterschied in Beziehung auf die Rechte und Pflichten der Staatsbürger; die Freiheit des Wortes in Schrift und Rede war unter den Schutz des Gesetzes gestellt; der Zunftzwang war der Gewerbefreiheit gewichen und obschon zum größeren Theile der römisch-katholischen Kirche angehörend, war die Bevölkerung durch die gewonnene Aufklärung und durch das Gesetz gegen den Gewissenszwang einer fanatischen Priesterschaft geschützt.

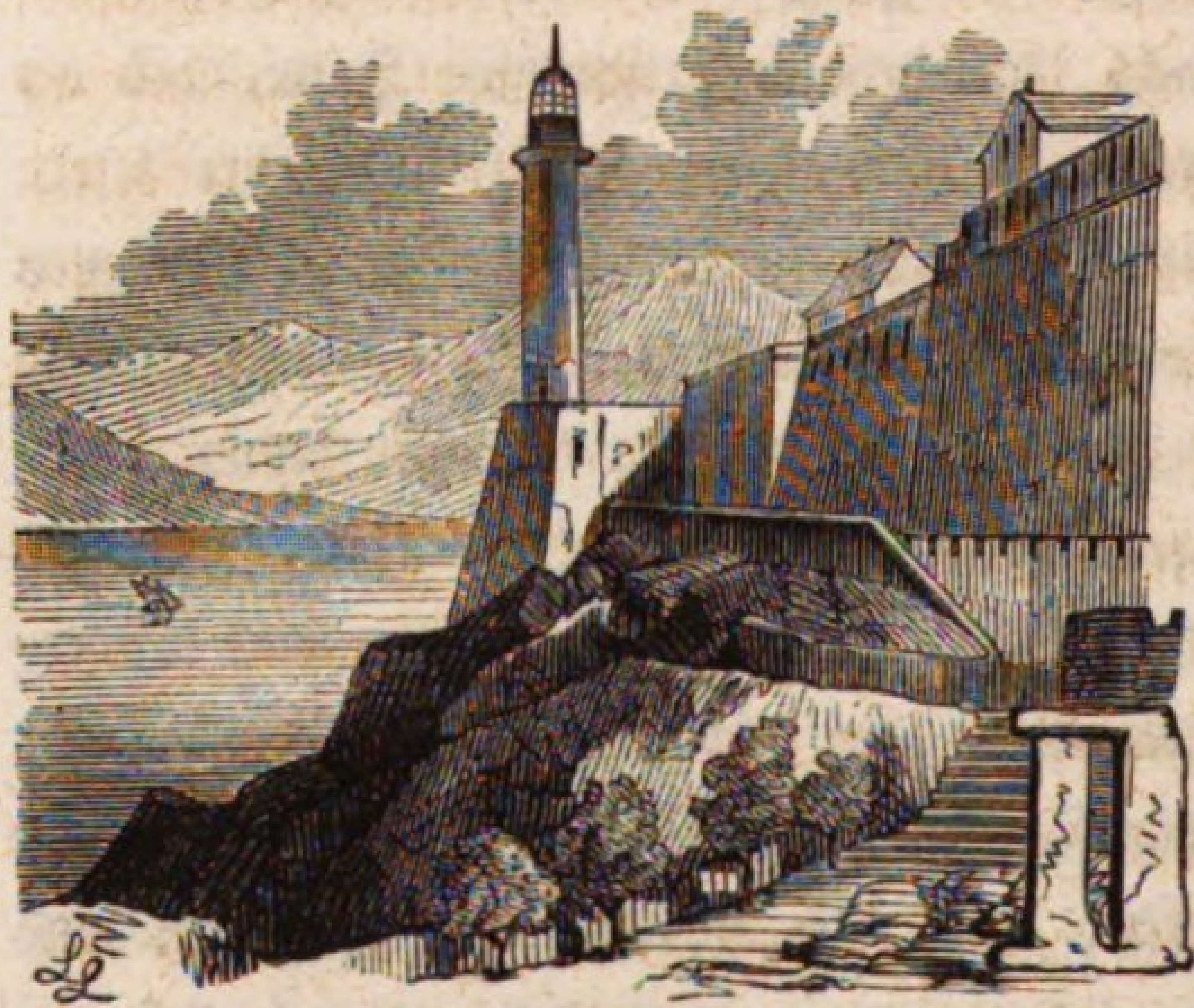
War dann auch später durch den Schwerdtschlag des Soldaten-Kaisers der grüne Freiheitsbaum in ganz Frankreich gefällt worden, die höchste Errungenschaft der Revolution, die Rechte des Staatsbürgers, gingen den Franzosen nicht verloren und den deutschen Rheinländern blieben sie durch die Einführung des Napoleonischen Gesetzbuches gesichert. Wohl gingen von den Hoffnungen, welche die Männer der Freiheit und Gleichheit erweckt hatten, wenige in Erfüllung, von den bereits erfüllten so manche wieder verloren; dafür aber haben es die, von Napoleon in die Schule genommenen, Rheinländer als Entschädigung hoch anzuschlagen, daß dem städtischen Pfahl- und Spießbürger sein Philisterthum, dem ungehobelten Handwerksgesellen und Bauernburschen die Rohheit in der soldatischen Zucht des französischen Heeres abgestreift wurden und, was von weit höherer Bedeutung war, daß, obschon dem französischen Adler folgend, das Gefühl der eigenen Nationalität geweckt wurde. Dadurch aber, daß die Preußen ihren Brüdern an dem Rheine das Hochgefühl deutschen Volksthumes, den edleren Stolz des Waffenruhmes eines Volksheeres und eine, aus den Grundsätzen der französischen Revolution hervorgegangene, Gesetzgebung entgegenbrachten, durften sie sich dort einer bereitwilligen Aufnahme und guter Landsmannschaft versehen. Dies Eine aber erkannten freisinnige Altpreußen schon damals, daß es um die Gesetzgebung Steins und Hardenbergs geschehen sei, wenn nicht durch die Erwerbung der Rheinprovinz die Beseitigung derselben eine Unmöglichkeit geworden wäre. Schon erhob jene „kleine, aber mächtige Partei" der alten Aristokratie, mit Pfaffen und Finsterlingen verbündet, ihr Haupt. Zuverlässig würden die Kamptze und Schmalze, die Wittgensteine, Gerlache, Vosse und Marwitze mit ihren Verbündeten in Petersburg und Wien die Schöpfungen Steins, Hardenbergs, Schöns, Stägemanns, Humboldts und Altensteins unter dem märkischen Sande eingescharrt haben, wenn nicht von den grünen Ufern des Rheines her eine unwiderstehliche Strömung die versumpfende Witterung an der

Spree in Aufregung erhalten und gereinigt hätte. Das Besitznahme-Patent des Königs fand bei den Bewohnern der ihm zugetheilten Rheinlande, damals „das Großherzogthum Niederrhein“ genannt, Anklang und gute Aufnahme. „Der König“ — bemerkt der Rheinische Merkur zu dem Patent — „hat bei dieser Gelegenheit ein Wort zu den Einwohnern geredet, wohlwollend, einfach, vom Herzen weg, ohne Phrasenaufwand und Redeprunk und deshalb auch wohlverstanden und geglaubt. Was er darin gesprochen, wird er zu halten wissen, eben weil es einfach nur in seinem Sinne liegt, es nicht ihm angeredet worden. Diese Lande gewinnen einen Fürsten, mild und gut, ernst und gerecht, auf dessen Stamme der Segen eines guten Geistes ruht. Sie kommen in nahe Gemeinschaft mit einem Volke, das so wunderbar stark die Fülle des Guten, die ihm beigewohnt, in den Gefahren dieser Zeit ausgelegt. Sie erfreuen sich des unmittelbaren Schutzes einer Heeresmacht, die in dem grimmigen Hasse, den der Feind auf sie geworfen, den höchsten Triumph ihrer Kraft und Ehre feiert. Ohne ihre Eigenthümlichkeit einzubüßen, kommen sie in Berührung und nehmen Theil an Allem, was in einem großen Staate in Geist, Kraft, Gesetzgebung und Verwaltung sich Tüchtiges und Heilsames entwickelt. Preußen hinwiederum hat in diesen Gegenden sich ein gutes, treues Volk erworben, heiter wie sein Himmel, stark wie sein Wein, der das Mark seiner Erde ist. Es wird wiederzugeben suchen nach Vermögen für jede Gabe, die ihm zu Theil wird, und Hand in Hand geschlagen mit den Landsleuten im Norden zu gemeinsamem Ziele gehen. Was verschieden ist in Beiden, wird sich mischen und aufhelfen und wechselseitig zu einem starken Ganzen sich erzeugen. Es ist ein Uebel, daß der Krieg mit dem neuen Bunde kämpft; aber eben im Kampfe und wenn Noth und Sieg gemeinschaftlich geworden, schließt Einigung und Freundschaft sich am engsten, und so möge denn auch in diesem Kriegsfeuer die Masse sich genau und tief im Element verbinden, damit der Geist rein und geläutert aus dem Feuer fließe.“ *)

*) Rhein. Merkur Nr. 225 vom 19. April 1815.

Dreißigstes Kapitel.

Die Insel Elba. — Napoleons Einzug in Porto Ferrajo. — Die alte Garde langweilt sich. — Die Rückkehr nach Frankreich wird beschlossen, vorbereitet, ausgeführt. — Der Kaiser am Bord der Brigg l'Inconstant. — Die Proclamationen an das Volk, an das Heer und an die alten Waffenbrüder. — Ankunft im Golf Juan. — Napoleon betritt den Boden Frankreichs wieder. — Der erste Versuch mißlingt. — General Cambronne besetzt Antibes. — Der Marsch auf Grenoble. — General Marchand trifft Anstallen zur Abwehr. — Die Besatzung erklärt sich für den Kaiser. — Der Oberst Labedoyère führt ihm sein Regiment zu. — Einzug in Grenoble. — Marsch auf Lyon.



Die Insel Elba, damals zu Frankreich gehörend, welche sich Napoleon in dem Abdankungsvertrage von Fontainebleau ausbedungen, um dieselbe als unumschränkter Kaiser zu beherrschen, zählte auf einer Bodenfläche von $7\frac{1}{3}$ Geviertmeilen eine Bevölkerung von 13,500 Einwohnern italienischen Stammes, welche sich nothdürftig von Oel- und Weinbau, Gewinnung von Eisen und Salz nährten. Die Insel wird von der Küste Toscana's durch den nur einige Stunden breiten Sund (Canal) von Piombino getrennt. Die Einwohner waren durch den bisherigen königlich französischen Gouverneur, General Dalesme, vorläufig von dem ihnen bevorstehenden Schicksal in Kenntniß gesetzt worden. Als das englische Schiff, welches den Kaiser an Bord hatte, am 3. Mai auf der Rhede erschien, fand Gruß und Gegengruß statt, der General Drouot, als zukünftiger kaiserlicher Gouverneur, begab sich im Auftrage Napoleons ans Land, begleitet von dem

östreichischen und englischen Bevollmächtigten, welche dem seitherigen Gouverneur die Befehle des Königs Ludwigs XVIII. überbrachten.

Auf der Insel herrschte vollständige Gesetzlosigkeit. Die größere Hafenstadt Porto Ferrajo hatte die weiße Fahne aufgepflanzt, während in der kleineren Porto Lungone die dreifarbige wehte; der übrige Theil der Insel hatte sich für unabhängig erklärt. Als nun aber die Nachricht verbreitet wurde, der Kaiser bringe ungeheure Schätze mit, welche er mit freigebiger Hand vertheilen werde, stimmten Alle in den Ruf: „Evviva Napoleone! Evviva il nostro Imperatore!" ein und eine Deputation des Stadtraths von Porto Ferrajo zog dem neuen Beherrscher entgegen, von der ganzen Bevölkerung der Stadt gefolgt, welche so großes Freudengeschrei erhob, daß man von dem, aus zwei Violinen und zwei Mandolinen bestehenden, Musikcorps nicht einen Ton vernehmen konnte.

Unterdessen war Napoleon an das Land gestiegen; der Maire begrüßte ihn mit feierlicher Anrede, welche der neue Herrscher also beantwortete: „Die Milde eures Klimas und die romantische Lage eurer Insel haben mich bestimmt, unter meinen ausgebreiteten Staaten sie zu meinem Aufenthalte zu wählen; ich hoffe, ihr werdet diesen Vorzug zu würdigen wissen und werdet mich wie gehorsame Kinder lieben; ebenso werdet ihr mich beständig geneigt finden, für euch alle Fürsorge eines Vaters zu haben." Mit ungeheurem Jubel wurde die Rede des Vaters des Vaterlandes aufgenommen, die Deputation nahm ihn in ihre Mitte und führte ihn unter einem Baldachin von verschossenem Scharlachtuch, der mit Goldpapier beklebt war und gewöhnlich bei Processionen als Schirm für den Patron der Insel, den heiligen Victor, diente, nach dem Stadthause, wo er fürs Erste sein kaiserliches Hoflager aufschlug.

Anfänglich gewährten Ausflüge durch die Insel, die Anlegung von Straßen und Wasserleitungen, die Befestigung des Hafens von Porto Ferrajo und der Bau eines Residenzschlosses genügende Beschäftigung. Allein schon nach Verlauf einiger Monate langweilten sich der Kaiser und die elfhundert Getreuen, welche ihm gefolgt waren, und was konnte es für eine solche gelangweilte Gesellschaft für eine angenehmere Zerstreuung geben, als eine Fahrt nach Frankreich, ein Besuch in Paris. Der Vorbereitung dazu von Seiten des Kaisers bedurfte es nicht; dafür hatte Ludwig XVIII. bestens gesorgt. Wellington, welcher, bevor er nach Wien kam, einige Zeit in Paris verweilte, brachte über die Mißregierung und Unpopularität der Bourbons und über die ihnen feindselige Stimmung des

Heeres bedenkliche Nachrichten mit und machte auf die gefährliche Nachbarschaft des Kaisers zuerst aufmerksam.

„Auf dem Congresse verhehlte man sich nicht," bemerkt Thiers, „daß der Mann auf Elba, so nahe bei Italien und Frankreich, mit jedem Tage gefährlicher werde in dem Maße, wie die Restauration in Frankreich unpopulärer und verhaßter wurde. Es war nicht unbekannt, daß die königliche Regierung auf schwachen Füßen stand und daß Niemand an deren Bestand glaubte. Napoleon los zu werden, war für den Congreß und für die Bourbons eine Hauptaufgabe. Um jeden Preis mußte dies erreicht werden, ein jedes Mittel war gut. Nur wäre es unklug gewesen, darüber offen zu verhandeln; Napoleon hätte es erfahren und dadurch zu einem verzweifelten Schritte gebracht werden können. Ins Geheim kam man überein, ihn nach St. Helena zu bringen. General Desolles macht in seinem Tagesbefehl an die Pariser Nationalgarde vom 7. März kein Geheimniß daraus. „„Sei es,"" so sagt er, „„daß die, auf dem Wiener Congresse zur Sicherung der Ruhe Europas beschlossene, weitere Entfernung des einzigen Menschen, welcher ein Interesse daran hatte, sie zu stören, denselben zu einem verzweifelten Unternehmen getrieben, sei es, daß verbrecherische Einverständnisse ihn mit der Unterstützung einiger Verräther geschmeichelt, er wagt es und es gelingt."" *)

Er selbst bemerkt über seinen Entschluß, nach Frankreich zurückzukehren, in den später, auf St. Helena aufgezeichneten, Denkwürdigkeiten Folgendes: „Ende Januar 1815 hatte der Wiener Congreß entschieden, Napoleon von Elba nach St. Helena zu bringen und alle Punkte des Vertrages von Fontainebleau zu verletzen. Diese Umstände hatten jedoch keinen Einfluß auf seinen Entschluß; es handelte sich dabei nicht um ihn; stets hat er mit der Zustimmung und der Meinung der großen Massen gehandelt. Er rechnete auf die Liebe des französischen Volkes und des Heeres. Sein Marsch und die Zurufe, die ihn vom Meerbusen Juan bis Paris begleiteten, haben alle Welt in Erstaunen gesetzt, nur ihn nicht. Cambacères, Fouché, Savary und Carnot haben in den hundert Tagen Napoleons oft gestanden, daß sie Italien als das Ziel seines Kommens angesehen hätten; der Kaiser hatte seine Wahl längst getroffen." Bei seinem Unternehmen einer bewaffneten Landung in Frankreich und der Wiedereroberung

*) Thiers, le Consulat et l'Empire. X. p. 219.

des Kaiserthrones mußte Napoleon daran liegen, sich der Unterstützung seines Schwagers Mürat zu versichern. Dieser war zwar im vergangenen Jahre zum Verräther an ihm geworden und hatte, um von Oestreich die Gewährleistung des Königreichs Neapel zu erhalten, sein Heer zu den Feinden übergeführt; allein jetzt, wo ihm sichere Nachrichten darüber zugegangen waren, daß auf dem Wiener Congresse seine Entthronung und die Zurückführung der Bourbons auf den Thron von Neapel beschlossen worden sei, zögerte er nicht, sich mit einem Heer von 80,000 Mann Napoleon zur Verfügung zu stellen, als dieser ihm nach der Mitte Februars durch einen vertrauten Boten seinen Entschluß, nach Frankreich zurückzukehren, mittheilen ließ.

Wie es nicht an Versuchen der Freunde fehlte, Napoleon die Rückkehr nach Frankreich vorzubereiten, fehlte es auch nicht an Versuchen der Feinde, ihn unschädlich zu machen. In Corsika waren Mörder gedungen — von wem? das war für Napoleon kein Räthsel — welche ihn einige Wochen vor seiner Abfahrt, als er von einer Gondelfahrt zurückkehrte, beim Aussteigen überfielen, ohne ihr Vorhaben zur Ausführung bringen zu können. Durch einen ihm treu ergebenen Diener, Santini, den er sofort nach Corsika heimlich auf Kundschaft sandte, erfuhr er, daß der dortige königliche Gouverneur Brülard an verschiedenen Orten, namentlich in Caprajo und Giglio, zwei kleinen Inseln in der Nähe von Elba, Banditen gedungen hatte, welchen ein ansehnlicher Mordpreis zugesichert worden war. Seitdem stellte Napoleon seine Spazierfahrten zur See ein. Dagegen ließ er die Brigg l'Inconstant und einige andere Fahrzeuge von Zeit zu Zeit nach Neapel, Genua und Livorno unter Segel gehen, um dort Vorräthe verschiedener Art, auch unbrauchbare Waffen, welche ihm in den Forts der Insel entbehrlich waren, zu verkaufen. Hierdurch hatte er die englischen und französischen, in der Nähe kreuzenden, Schiffe, die auf Porto Ferrajo ein wachsames Auge haben sollten, so sicher gemacht, daß sie in ihrem Dienste nachlässig wurden.

Unbegreiflich ist es, daß die europäischen Höfe dem Kaiser von Elba nicht mit aller sonst herkömmlichen Höflichkeit ihre Gesandtschaften aufdrangen, um ihn zu bewachen. Nur der englische Capitain Campbell verweilte in Porto Ferrajo, ohne jedoch bei dem Kaiser beglaubigt zu sein. Am Tage vor der Abfahrt nach Frankreich ließ der Kaiser in aller Frühe eine Flotille, welche angeblich für Neapel bestimmt war, auslaufen und zwar mit widrigem Winde. „Gegen 4 Uhr des Abends,“ erzählt uns Santini selbst, „hatte ich den Dienst

vor dem Zimmer, in welchem der Kaiser mit dem Großmarschall arbeitete. Ermüdet von drei Nachtwachen, war ich eingeschlafen, als ich mich heftig am Ohre gezupft fühlte. Es war der Kaiser, der mich weckte und in sein Zimmer rief. Er hielt mir seine Uhr vors Gesicht und sagte: „„Es ist jetzt 4 Uhr und ein Viertel. Hier ist ein Brief, den Du sofort an den Director der Eisenminen, Herrn Pons l'Herault, in Rio bringen wirst. Die Fahrzeuge,““ fügte er hinzu, „„welche heute Morgen ausgelaufen sind, hatten widrigen Wind; Du wirst in Rio sein, bevor sie dort in Sicht kommen. Jetzt beeile Dich!““ Ich warf mich auf ein Pferd und kam rechtzeitig in Rio an. Der Brief an den Director enthielt den Befehl zur Umkehr für die Flotille, welche in derselben Nacht nach Porto Ferrajo zurückkehrte. Diese Fahrt war darauf berechnet, uns Andere über die Absichten Napoleons zu täuschen. Heut nun (den 26. Februar) ließ er die beiden Stadtthore durch die Bürgerwehr besetzen und gab Befehl, Jeden in die Stadt hinein, aber Niemand hinaus zu lassen. Das Gardebataillon hatte Befehl erhalten, mit Sack und Pack zur Musterung sich zu stellen. Am Nachmittag sah der Kaiser das Leinenzeug und Schuhwerk nach. Als der Mond über das Gebirge, welches den Meerbusen begrenzt, heraufstieg, begann unter dem Rufe: „„Es lebe der Kaiser!““ die Einschiffung.“*)

Weder gegen seine Generale, noch seine Soldaten, noch gegen sonst wen auf der Insel hatte sich Napoleon über seinen Entschluß ausgesprochen und diejenigen, welchen die Ausführung längst nicht mehr zweifelhaft war, erlaubten sich nicht, sich gegen den Kaiser darüber zu äußern.

Erst als er den Tag der Einschiffung festgesetzt, die Aufrufe an das französische Volk und Heer niedergeschrieben hatte, zog er den Marschall Bertrand und den General Drouot in das Geheimniß. Die Truppen waren schon öfter mit Sack und Pack ausgerückt; so fiel es nicht auf, als sie Befehl erhielten, am 26. Februar sich marschfertig zu halten. Am 25. gab seine Schwester, die Prinzessin Borghese, einen Ball in Porto Ferrajo, auf welchem der Kaiser mehr bemüht schien, den Damen Artigkeiten zu sagen, als sich mit den Generalen über sein großes Unternehmen zu unterhalten. Am 26. Februar Nachmittags 6 Uhr ward Generalmarsch geschlagen. Die ganze Einwohnerschaft versammelte sich neugierig und war erstaunt, von den Soldaten den Zuruf zu vernehmen:

*) Nach Santini's, gegenwärtig Wächter am Grabe Napoleons im Invalidendom in Paris, uns 1858 daselbst gemachten mündlichen und schriftlichen Mittheilungen.

„Adieu für immer!“ Es waren Vorsichtsmaßregeln getroffen worden, daß die Nachricht von der Einschiffung nicht sobald weiter verbreitet werden konnte. Auf der Kriegsbrigg l'Inconstant von 26 Kanonen schifften sich der Kaiser, der Marschall Bertrand, die Generale Drouot und Cambronne und 400 Mann der alten Garde ein. In Porto Ferrajo ließ Napoleon seine Mutter und seine Schwester Pauline zurück. Drei kleinere Fahrzeuge nahmen 200 corsische Jäger, 100 polnische Lanciers und ein Bataillon Voltigeurs, im Ganzen 1100 Mann am Bord. Sobald der Kaiser die Brigg bestiegen hatte, musterte er die, auf dem Deck ihn in militairischer Haltung schweigend empfangenden, alten Schnurrbärte. „Grenadiere!“ rief er ihnen zu. „Wir gehen nach Frankreich, nach Paris!“ Mit dem alten Schlachtengruß: „Vive l'Empereur!“ erwiderten die Krieger laut jubelnd die ihnen eröffnete Aussicht auf die Rückkehr in das Vaterland.

Noch war die Dampfkraft der Schifffahrt nicht dienstbar gemacht; von Wind und Wetter war das kühne Wagniß abhängig. Kein Lüftchen regte sich während der Nacht; am Morgen lag die kleine Flotte noch im Angesichte der Insel. Vorsichtig hatte der Kaiser die königliche weiße Flagge aufzuhissen befohlen, die königliche Kriegsbrigg Zephir, vom Capitain Andrieux geführt, kam so nahe, daß dieser sich mit dem Schiffs-Lieutenant des Inconstant, Taillade, durch das Sprachrohr unterhalten konnte. Der englische Capitain Sir Neil Campbell, der, wie erwähnt, mit der Beobachtung Napoleons auf Elba beauftragt war, hatte einen Ausflug nach Livorno gemacht, von wo er erst am 28. zurückkehrte. Der Kaiser benutzte die Windstille dazu, Schreibmaterialien vertheilen zu lassen und die des Schreibens Kundigen aufzufordern, sich fertig zu machen. Bald nahmen an Tischen, Bänken und auf Trommeln Officiere und Soldaten auf dem Verdeck Plätze ein. Der Kaiser stand mitten unter ihnen in dem grauen Ueberrock des kleinen Corporals, das Haupt mit dem wohlbekannten dreieckigen Hut bedeckt. Er zog ein Blatt aus der Brieftasche, es führte die Ueberschrift: „Proclamation an das französische Volk;“ ein zweites war bezeichnet: „Proclamation an das französische Heer.“ — Kaum haben jemals die Bajonette auf dem Gewehr, die Bleikugeln in dem Lauf so unwiderstehliche Gewalt ausgeübt, als die Donnerworte, welche der Kaiser diesmal durch die gespitzte Feder als zündende Wurfgeschosse nach Frankreich schleuderte.

Da ihm die freie Rede zu Gebote stand, drückte er das Blatt mit der ihm selbst unleserlichen Handschrift in die geballte Faust und dictirte aus dem Stegreif:

„Napoleon durch die Gnade Gottes und die Verfassungen des Reiches Kaiser der Franzosen u. s. w. An das französische Volk.

„Franzosen! Der Abfall des Herzogs von Castiglione (Marschall Augereau) überlieferte Lyon ohne Widerstand dem Feinde. Die Armee, die ich ihm anvertraut hatte, war der Anzahl, der Tapferkeit und dem Patriotismus der Truppen nach gar wohl im Stande, das östreichische Corps zu schlagen, das vor ihm stand und dem linken Flügel der feindlichen Armee, die Paris bedrohte, in den Rücken zu marschiren.

„Die Siege von Champ-Aubert, Montmirail, Château-Thierry, Vauchamp, Montereau, Craonne, Rheims, Arcis-für-Aube, St. Dizier, der Aufstand der braven Bauern der Champagne, Lothringens, Elsaß, der Freigrafschaft und Burgunds und ein Zug in den Rücken der feindlichen Armee, wodurch ich sie von ihren Magazinen, ihren Reserveparks, ihren Zufuhren trennte, hatte sie in die äußerste Gefahr gebracht, die Franzosen waren niemals größeren Erfolgen nahgekommen, die Elite der feindlichen Armee war dem Untergange anheimgefallen; bald würde sie in dem weiten Lande, das sie so schonungslos geplündert hatte, ihr Grab gefunden haben, als der Verrath des Herzogs von Ragusa (Marschall Marmont) die Hauptstadt auslieferte und der Armee ihre Haltung nahm. Das unerwartete Betragen dieser beiden Generale, welche ihr Vaterland und ihren Kaiser verriethen, änderte den Ausgang des Krieges. Diese neuen und schweren Erfahrungen zerrissen mir das Herz, aber der Muth blieb ungebeugt. Ich fragte nur, was dem Vaterlande zum Heil gereiche. Ich ließ mich auf einen Felsen im Meere (Elba) verbannen; daß ich am Leben blieb, war euch von Nutzen und sollte es noch mehr werden. Ich gab nicht zu, daß die Bürger alle, die mich begleiten wollten, mein Loos theilten; ich erkannte den Vortheil ihres Bleibens für Frankreich und nahm nur eine Anzahl der Braven meiner Garde mit.

„Durch eure Wahl wurde ich auf den Thron gehoben und Alles, was ohne euch geschehen, hat keine Gültigkeit. Seit fünfundzwanzig Jahren hat Frankreich neue Interessen, neue Einrichtungen, einen neuen Ruhm, die nur von einer nationalen Regierung und einer, aus dieser neuen Lage hervorgegangenen, Dynastie verbürgt werden können. Wenig hülfe es einem Fürsten, der durch die Gewalt fremder Heere, die unser Gebiet verwüstet haben, herrschen und sich auf meinen Thron setzen wollte, sich auf das Feudalrecht zu stützen; Niemandem könnte er

Ehren und Rechte zusichern, als einem kleinen Häufchen von Feinden des Volks, welches sie in allen unseren Nationalversammlungen verworfen hat. Auf immer wäre euer Friede zu Haus und euer Ansehen vor der Welt verscherzt.

„Franzosen! In der Verbannung habe ich eure Klagen und eure Wünsche vernommen. Ihr verlangtet sie wieder, die einzig gültige Regierung eurer Wahl. Ihr klagtet über meinen langen Schlummer, ihr warfet mir vor, ich wolle mich in meiner Ruhe mit den großen Interessen des Vaterlandes nicht mehr beschäftigen. Ich bin über das Meer geschifft durch Gefahren jeder Art; nun nehme ich wieder Besitz von meinen Rechten, die auch die euern sind. Was seit der Einnahme von Paris die Einzelnen gethan, geschrieben oder gesprochen haben, ich werde nie darnach fragen, das wird mir das Andenken an die wichtigen Dienste nicht trüben, die sie geleistet haben, denn es giebt Ereignisse von solcher Natur, daß sie die Organisation eines Menschen überwältigen.

„Franzosen! Es giebt keine Nation, wie klein sie immer sei, welche nicht das Recht hat und es nicht ausübte, sich der Schande zu entziehen, einem Fürsten unterthan zu sein, welche ihr durch einen, für den Augenblick siegreichen, Feind aufgedrungen wurde. Als Karl VII. nach Paris zurückkam und den Eintagsthron Heinrichs VI. umstürzte, erkannte er es an, daß er seinen Thron der Tapferkeit seiner Braven und nicht dem Prinz-Regenten von England zu danken habe. Nur euch allein und den Braven der Armee Alles zu danken zu haben, das wird mein Ruhm sein! (unterzeichnet) Napoleon."

Kaum hatte der Kaiser sich einige Erholung gegönnt und war im Gespräch mit Bertrand und Drouot einige Mal auf dem Deck auf und abgegangen, als er seinen Posten am Mastbaum wieder einnahm und den zweiten Aufruf: „An das Heer!" dictirte. „Soldaten! Wir wurden nicht besiegt. Zwei Männer, welche unsere Reihen verließen, haben Verrath an unseren Lorbeeren, an ihrem Lande, ihrem Fürsten, ihrem Wohlthäter geübt.

„Dürfen diejenigen, welche wir fünfundzwanzig Jahre lang ganz Europa durchlaufen sahen, um uns Feinde zu erwecken, die ihr Leben damit verbrachten, gegen uns in den feindlichen Reihen zu kämpfen und unser schönes Frankreich verwünschten — dürfen sie es wagen, unsere Adler zu führen und anzuketten, sie, die den Blick derselben nie zu ertragen vermochten? Sollten wir es dulden, daß sie die Früchte unserer ruhmvollen Arbeiten genießen? Daß sie sich unserer Ehren, unserer Güter bemächtigen, unseren Ruhm verleumden? Hätte ihre

Herrschaft Bestand, dann ginge Alles, selbst das Andenken an jene denkwürdigen Tage verloren. Mit welcher Gier sie dieselben entstellen! Sie suchen zu vergiften, was die Welt bewundert, und wenn es noch Vertheidiger unseres Ruhmes giebt, so sind sie unter denjenigen Feinden zu suchen, die wir auf dem Schlachtfelde bekämpft haben.

„Soldaten! In meiner Verbannung habe ich eure Stimme vernommen; durch alle Hindernisse, alle Gefahren bin ich zu euch gekommen. Euer General, durch die Wahl des Volkes auf den Thron gerufen, auf euern Schilden erhoben, ist wieder da; herbei! Euch mit ihm zu vereinigen.

„Reißt die Farben ab, die von der Nation verworfen sind, die seit fünfundzwanzig Jahren allen Feinden Frankreichs zur Fahne dienten. Pflanzt diese dreifarbige Cokarde auf, ihr trugt sie in unsern großen Tagen. Wir dürfen vergessen, daß wir die Herren der Nationen waren, allein wir dürfen es nicht dulden, daß irgend wer in unsere Angelegenheiten sich einmische. Wer dürfte sich anmaßen, bei uns den Herrn zu spielen? Wer hätte hierzu die Macht? Nehmt die Adler wieder auf, die ihr bei Ulm, Austerlitz, Jena, Eylau, Wagram, Friedland, Tudela, Eckmühl, Eßling, Smolensk, an der Moskwa, bei Lützen, Würschen und Montmirail getragen! Meint ihr, diese Hand voll Franzosen, welche jetzt so anmaßend sind, könnte ihren Blick aushalten? Sie mögen gehen, woher sie gekommen und dort nach Herzenslust regieren, wie sie seit 19 Jahren regiert zu haben versichern. Euer Vermögen, euer Rang, euer Ruhm, das Vermögen, der Rang, der Ruhm eurer Kinder, sie haben keinen größeren Feind, als diese Prinzen, die uns das Ausland aufgezwungen hat. Sie sind die Feinde unseres Ruhmes, weil die Erzählung so vieler Heldenthaten, die das französische Volk verherrlicht haben, während es gegen sie, gegen ihre Herrschaft sich wehrte, ihnen das Urtheil spricht.

„Die Veteranen der Heere der Sambre und Maas, des Rheins, Italiens, Egyptens, der Westarmee, der gesammten großen Armee müßten sich verbergen, ihre ehrenvollen Narben wären unrühmliche Male, ihre Siege Verbrechen, sie selber Rebellen, wenn, wie es die Feinde des Volkes behaupten, sich inmitten der fremden Heere legitime Fürsten befänden. Auszeichnung, Belohnung, Liebe kommen Denen zu, welche Jenen gegen das Vaterland und gegen uns gedient haben.

„Soldaten! Schaart euch unter die Fahnen eures Führers, seine Existenz besteht nur in der euern, seine Rechte sind nur die des Volkes und die euern;

sein Interesse, seine Ehre, sein Ruhm, sie sind nur euer Interesse, eure Ehre, euer Ruhm. Im Sturmschritt wird der Sieg vorwärts schreiten, der Adler und die dreifarbige Fahne werden von Kirchthurm zu Kirchthurm bis zu den Thürmen von Notre-Dame fliegen. Dann werdet ihr mit Ehren eure Wunden zeigen können, dann werdet ihr euch dessen, was ihr vollbrachtet, rühmen können: dann werdet ihr die Befreier des Vaterlandes sein. In euern alten Tagen, umgeben und geachtet von euern Mitbürgern, werden sie mit Achtung euch von euern Großthaten erzählen hören; mit Stolz werdet ihr sagen können: auch ich gehörte zu jener großen Armee, welche zweimal in die Mauern von Wien, in die von Rom, von Berlin, von Madrid, von Moskau einzog, die Paris von dem Schimpf befreite, welche der Verrath und die Gegenwart der Feinde ihm angethan. Ehre diesen braven Soldaten, die der Ruhm des Vaterlandes sind! Ewige Schande den verbrecherischen Franzosen, gleichviel in welchem Range das Glück sie geboren werden ließ, die fünfundzwanzig Jahre lang in den Reihen der Fremden fochten, um den Busen ihres Vaterlandes zu zerfleischen."

Die Aufregung des Kaisers hatte sich, während er diese Proclamation dictirte, gesteigert. Die alten Krieger unterbrachen ihn öfter mit dem lauten Zuruf: „Es lebe der Kaiser!" Er selbst unterbrach sich, um die Marschälle Marmont und Augereau als die Verräther zu bezeichnen, welche den Verlust der Hauptstadt herbeigeführt hätten. Zu den Officieren, welche ihn umgaben, herantretend, sagte er: „Jetzt, meine Herren, ist an Ihnen die Reihe, das Wort an das Heer zu richten, Sie müssen ihm sagen, was Frankreich in dem entscheidenden Augenblicke, in welchem wir uns befinden, von ihm erwartet. Allons! Bertrand, Drouot, Cambronne, wer nimmt von Ihnen das Wort?" Der Großmarschall entschuldigte sich, ebenso die anderen; der Kaiser nahm noch einmal das Wort, um im Namen der Officiere und Soldaten, die ihn begleiteten, einen Aufruf an die alten Cameraden in Frankreich zu erlassen. Er dictirte auf der Stelle diese dritte Proclamation. „Soldaten! Die Trommel wirbelt und wir marschiren; eilt zu den Waffen, vereinigt euch mit uns, mit euerm Kaiser, euern Adlern; und wenn jene Menschen, heute so anmaßend, welche bei dem Anblick unserer Waffen immer die Flucht ergriffen, uns zu erwarten wagen, welche schönere Gelegenheit, unser Blut zu vergießen und Siegeshymnen zu singen?

„Soldaten der achten und neunzehnten Militair-Division, Besatzung von Antibes, Toulon und Marseille, verabschiedete Officiere, Veteranen unserer Armee!

Ihr seid zu der Ehre berufen, das erste Beispiel zu geben; kommt mit uns, jenen Thron wieder zu erobern, das Palladium unserer Rechte; und möge die Nachwelt einst sagen: Die Fremden, unterstützt durch Verräther, hatten Frankreich ein schimpfliches Joch aufgelegt, die Braven erhoben sich und die Feinde des Volkes, des Heeres verschwanden und sanken in ihr Nichts zurück." Auch dieser Aufruf wurde durch Abschriften vervielfältigt, um ihn nach der Landung sofort an die Besatzungen der Städte, welche ihre Thore dem Kaiser nicht verschließen würden, zu vertheilen.

Es war am 1. März in der Mittagsstunde, als die Küste von Frankreich am fernen Horizonte in Sicht kam. Die Gefährten des kühnen Seefahrers Columbus bei dem Auftauchen des neuentdeckten Welttheiles konnten den Jubelruf: „Land! Land!" nicht mit lauterem Ausbruch der Freude erschallen lassen, als die, mit ihrem Kaiser und Feldherrn aus freiwilliger Verbannung heimkehrenden, Waffengefährten den Ruf: „Es lebe Frankreich!" Der Kaiser nahm jetzt von seinem Hute die weiß und dunkelrothe Cokarde, welche er als Beherrscher von Elba trug, ab, steckte die dreifarbige Cokarde an und ließ eine hinreichende Anzahl davon an die Soldaten vertheilen, welche ihre Bärenmützen und Czacko's damit schmückten.

Des Nachmittags 3 Uhr desselben Tages lief die kleine Flotte in den Golf Juan ein; der Inconstant, welcher „Cäsar und sein Glück" trug, richtete seinen Lauf auf eine Bucht, die zwischen Cannes und Antibes liegt, zwei kleinen Städten, letztere befestigt, in dem Departement des Var. Napoleon bestieg mit geringer Begleitung ein kleines Boot und ließ sich am Strande aussetzen; der Kaiser wollte der Erste sein, welcher den geheiligten Boden Frankreichs betrat. Er nahm es als ein günstiges Zeichen, daß er sein erstes Lager unter Olivenbäumen aufschlug und sagte scherzend: „Wir bringen heute Frankreich den Oelzweig des Friedens, wie wir ihm früher den Lorbeer des Ruhmes gebracht haben." Daß das Schiff, welches ihn trug, den Namen „der Unbeständige" (l'Inconstant) führte, schien ihm von keiner bösen Vorbedeutung zu sein.

War die Landung überhaupt ein Wagniß, beispiellos in der Geschichte, so war es ein um so größeres, als der Kaiser in den ersten Tagen diejenigen Departements durchziehen mußte, deren Bevölkerung ihm, als er nach Elba abgeführt würde, Schimpf und Schande angethan, sogar sein Leben bedroht hatte. Auch war der erste Versuch kein günstiger. Mit fünfundzwanzig Mann der

alten Garde hatte ein schnurrbärtiger Sergeantmajor es übernommen, das wohlbefestigte Antibes durch den Besuch der unerwarteten Gäste zu überraschen. Unangefochten ließ die Thorwache die alten Cameraden ein; als diese aber mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!“ die Besatzung für das Unternehmen desselben zu gewinnen suchten, wurde die Zugbrücke hinter ihnen aufgezogen und sie in vorläufigen Gewahrsam gebracht.

Besser war das Unternehmen auf Cannes geglückt, welches General Cambronne mit fünfzig Mann besetzte, ohne Widerstand zu finden. Er war reichlich mit Napoleons in Golde versehen, wodurch es ihm leicht wurde, für die draußen lagernde Mannschaft Wein und Lebensmittel zu erhalten, zumal da hierorts Niemand der Versicherung, daß der Kaiser zurückgekehrt und seinen Marsch auf Paris nehmen werde, Glauben schenken wollte.

Noch an demselben Abend, bald nach Aufgang des Mondes, gab der Kaiser Befehl zum Aufbruch; er bestieg den Falben, der ihn in so mancher Schlacht des letzten Feldzuges getragen hatte, der graue Oberrock und der kleine Hut mit der dreifarbigen Cokarde vervollständigten das Bild aus den früheren ruhmvollen Tagen. Ihm zunächst folgten die Grenadiere der alten Garde, den Zug schlossen die polnischen Lanciers, noch unberitten, welche Sattel und Zeug auf den Schultern trugen; nach wenigen Tagen waren sie sämmtlich zu Pferd.

Der Kaiser hatte so sicheres Vertrauen zu einem glücklichen Erfolge, daß er in Cannes keine Besatzung zurückließ, welche ihm den Weg zu den Schiffen im Fall der Noth offen gehalten hätte. General Cambronne führte die Vorhut auf der kürzeren, obschon beschwerlichen Bergstraße in der Nacht vorauf; der Kaiser folgte und am nächsten Vormittag wurde in dem Städtchen Grasse ein kurzer Halt gemacht. Hier hatten im vergangenen Jahre die Einwohner dem in die Verbannung ziehenden Kaiser die Auszeichnung erwiesen, daß sie ihm als uniformirter Strohpuppe einen Strick um den Hals gelegt und an einen schnell errichteten Galgen aufgeknüpft hatten; einer entgegenkommenden Aufnahme durfte er sich bei solcher Gesellschaft nicht versehen. Die Gemeindebehörde stellte sich dem eben anwesenden General Gazan mit der gesammten Einwohnerschaft zur Verfügung, um dem Kaiser und seinen Truppen den Weg zu verlegen; Gazan rieth davon ab und es scheint sogar, daß Napoleon durch ihn mit Führern versehen wurde, die ihn auf den kürzesten Wegen durch die königlich gesinnten Departements der Provence hindurchzuführen versprachen. Seine nächsten Ziel-

punkte, welche über das Gelingen oder Mißlingen des Unternehmens entscheiden mußten, waren Grenoble und Lyon; auf diese richtete er seinen Marsch. Sobald man in Draguignan, dem Hauptorte im Departement des Var, sichere Nachricht über die Ankunft des Kaisers, über die Zahl seiner Mannschaft und über den Weg, den er eingeschlagen, erhalten hatte, vereinigten sich die bourbonisch gesinnten Civil- und Militairbehörden zu gemeinschaftlichen Maßregeln, um dem Abenteurer, welcher ganz gewiß sehr bald zur Umkehr gezwungen werden würde, den Rückzug abzuschneiden. Ein Eilbote zu Pferde wurde nach Marseille an den dort commandirenden Marschall Massena abgesendet. Die Bevölkerung gerieth in Aufruhr und verlangte gegen den Friedensstörer geführt zu werden. Gelassen antwortete Massena den Abgeordneten der Stadt: „Bedenken Sie, meine Herren, daß wir es mit Napoleon zu thun haben; Alles ist zu spät.“ Einige Mannschaft und Nationalgarden rückten aus, kehrten aber bald wieder zurück. Unterdessen hatte der Kaiser in ununterbrochener Eile einen beschwerlichen Gebirgsweg von 20 französischen Stunden durch das Departement des Var zurückgelegt und setzte am nächsten Tage mit gleicher Schnelligkeit seinen Marsch durch das Departement der niedern Alpen fort. Mit stummem Erstaunen wurde er sowohl von der ländlichen Bevölkerung, welche an den Landstraßen sich sammelte, als auch von den Bewohnern der kleinen Städte, durch die er kam, empfangen. Zwar zogen royalistische Officiere mit geringer Mannschaft aus, um auf den verwegenen kleinen Corporal zu fahnden, allein sie mißtrauten der Zuverlässigkeit ihrer Soldaten so sehr, daß sie, aus Besorgniß vor der Anziehungskraft des Napoleonischen Magnets, sich mit ihren Bajonetten fern hielten. Erst als der abenteuerliche Zug das Departement der oberen Alpen hinter sich hatte und in die Dauphiné eingerückt war, wurde der Kaiser mit freudigem Zurufe, anfänglich nur von einzelnen Stimmen, bald aber von zahlreicheren Gruppen, vornehmlich der Landleute, empfangen. Sendlinge wurden von dem Kaiser vorausgeschickt, um für die Verbreitung der Proclamationen „An die Franzosen“ und „An die Soldaten der großen Armee“ zu sorgen und ihm über die Stimmung der Besatzung von Grenoble Nachricht zu bringen. Commandant der Festung war der General Marchand, der, obschon ein Soldat der alten Armee, dennoch sich entschlossen zeigte, die Stadt dem Könige zu erhalten. Er zog Verstärkung aus Chambery heran, ließ am 6. März durch ein Bataillon und zwei Kanonen die Isère-Brücke besetzen, mit strengem Befehl, jede An-

näherung der Truppen, welche mit Napoleon heranrücken würden, zurückzuweisen. Das aus Chambery herbeigezogene Regiment, welches am 7. des Morgens in die Festung einrückte, befehligte der Oberst Labedoyère, ein kaum 30 Jahr alter Officier, der von dem Kaiser wegen ausgezeichneter Tapferkeit rasch befördert worden und ihm deshalb mit vollster Zuneigung ergeben war. Er lagerte mit seinem Regimente auf dem Walle zunächst an dem Thore, vor welchem man den Kaiser erwartete. General Cambronne, welcher die Spitze führte, näherte sich der Brücke und versuchte mit dem dort commandirenden Officier eine Verständigung; dies gelang nicht und der von seinen Soldaten erhobene Ruf: „Vive l'Empereur!" wurde von den Königlichen nicht erwidert. Der Kaiser erkennt die Bedeutung dieses Augenblicks der Entscheidung, er steigt vom Pferde, schreitet auf das, an der Brücke aufgestellte Bataillon zu, befiehlt einer Compagnie seiner alten Garde ihm in einiger Entfernung mit gesenktem Gewehre zu folgen. Der gegenüber stehende Capitain commandirt: „Schlagt an! Er ist ein Verräther!" Einige seiner Soldaten legen das Gewehr an; gelassen schreitet Napoleon auf sie zu, so nahe heran, daß sie ihm ins Auge sehen und an dem kleinen Hute die dreifarbige Cokarde erkennen können. Er steht mit untergeschlagenen Armen ihnen gegenüber im grauen Feldüberrock: „Nun! Kennt ihr mich denn nicht mehr?" ruft er ihnen zu. „Ich bin es, euer Kaiser!" Er schlägt den Ueberrock zurück, und auf das Kreuz der Ehrenlegion am rothen Bande auf dem weißen Brustüberschlag der Uniform mit der Hand zeigend, spricht er mit erhobener Stimme: „Will Einer von euch seinen Kaiser, seinen General tödten, hier bin ich!" Der wiederholte Jubelruf: „Es lebe der Kaiser!" ist die Antwort. Die alten Kriegskameraden stürzen einander in die Arme, die königlichen Soldaten reißen die weißen Cokarden von den Czackos und heften die dreifarbigen, welche sie verborgen bei sich tragen, wieder an. Von der Brücke zur Stadt war noch eine große Strecke Weges zurückzulegen; es war sehr zweifelhaft, ob die Thore der Festung sich dem Kaiser freiwillig öffnen würden, da der Commandant, General Marchand, Befehl zur Vertheidigung gegeben hatte. Die Entscheidung zu Gunsten des Kaisers gab der Oberst Labedoyère. Er führte, ohne dazu von dem General Befehl eingeholt zu haben, sein Regiment von dem Walle herab zum Thore hinaus dem Kaiser entgegen. Der Adler des Regiments, welchen man, da der König dies glorreiche Feldzeichen abgeschafft hatte, aus dem Versteck einer Trommel hervorzog, wurde unter allgemeinem Jubel auf

einer Stange befestigt und unter Sang und Klang dem Regiment voraufgetragen. Mit herzlicher Umarmung empfing der Kaiser den tapfern Oberst und erwiderte dankbar mit abgezogenem Hute das von den Truppen ihm zugerufene Lebehoch. In der Stadt bestürmten die Royalisten den General Marchand, auf die anrückenden Truppen schießen zu lassen. „Einen Befehl," erwiderte er, „auf Franzosen Feuer zu geben, kann ich als Franzose nicht ertheilen, auch würde er nicht befolgt werden." Hierauf verließ er die Stadt und begab sich auf sein Landhaus. Nun regte sich auch innerhalb die Bevölkerung, Zimmerleute und andere Handwerker schlugen die Thorflügel ein, die Sappeurs von außen halfen nach, und Napoleon hielt, ohne daß ihm die Stadtschlüssel überreicht worden wären, und ohne daß er deren bedurft hätte, von den Bürgern und den Soldaten mit Jubel empfangen, noch spät am Abend seinen Einzug. Die Straßen glänzten im Lampenschimmer einer freiwilligen Erleuchtung, die ganze Nacht hindurch waren die Pressen in Thätigkeit, die Proclamationen des Kaisers zu drucken und die Nachricht von seinem Einzuge und dem Empfange in Grenoble nach allen Himmelsgegenden zu verbreiten. Am folgenden Morgen empfing der Kaiser die Behörden der Stadt, er wiederholte ihnen, was er bereits in seiner Proclamation ausgesprochen hatte, „daß er weniger der Beherrscher Frankreichs, als vielmehr dessen erster und bester Bürger sein werde." Am Vormittag hielt er, unter dem Zulauf der Menge und der Begrüßung der Damen mit flatternden Tüchern aus allen Fenstern und von allen Balconen, Musterung, worauf die Truppen den Marsch auf Lyon antraten. Daß er die Regierung des Kaiserreichs wieder angetreten habe, verkündeten die von Grenoble aus unter dem 8. März erlassenen Befehle zur Organisirung der Nationalgarden der nächsten Departements und daß vom 15. März an die Gerichtshöfe in seinem Namen Recht sprechen sollten.

Einunddreißigstes Kapitel.

Ludwig XVIII. unterzeichnet 1815: „Im zwanzigsten Jahre Unserer Regierung.“ — Aufnahme der Nachricht von Napoleons Landung in den Tuilerien. — Eine Ordonnanz vom 6. März befiehlt Napoleon Bonaparte als Rebell vor ein Kriegsgericht zu stellen u. s. w. — Proclamationen des Generals Maison und des Marschalls Soult gegen Napoleon. — Der Marschall Ney gelobt dem Könige, Bonaparte in einem eisernen Käfig nach Paris zu bringen. — Fouché. — Lafayette. — Die liberale Partei kommt in Gunst. — Die Mißregierung der Bourbons. — Hofadel und Pfaffenthum. — Die alten Soldaten werden zurückgesetzt. — Eine Schweizergarde wird wieder hergestellt. — Die Ausgewanderten vom Adel als Einschub. — Strenge Censur der Zeitungen. — Der Volksdichter Béranger schlägt der Censur ein Schnippchen. — Verschwörungen gegen die Bourbons. — Der alte und neue Adel. — Die Salons der bonarpartischen Damen in Paris. — Sendboten gehen nach Elba. — Fleury de Chaboulon in Elba.



Der König Ludwig XVIII., wohlwollend, aber nicht wohlkönnend, am Podagra leidend, saß am 5. März im Schlosse der Tuilerien in rothsammetnen Pelzstiefeln auf bequemem Großvaterstuhl am Schreibtisch und unterzeichnete mechanisch die ihm vorgelegten Restaurations-Ordonnanzen mit der, zur Beseitigung jeder Erinnerung an die Jahre der Revolution und des Kaiserreichs gewählten, Unterschrift: „Im zwanzigsten Jahre Unserer Regierung ꝛc.“, als zu ungewöhnlicher Stunde der Minister Blacas eintrat und mit einem zum Ernst, wie zum Scherz gleich bereiten Gesichte dem Könige Mittheilung machte, daß eine soeben von dem Präfecten von Lyon eingegangene telegraphische Depesche die Landung Bonapartes mit einer Anzahl Truppen an

85*

der Südküste melde. Der König sagte lächelnd: „Ein Abenteuer.“ Der Minister wiederholte lachend: „Nichts weiter, als ein Abenteuer!“ Nun brach der König in ein noch lauteres Gelächter aus, der Minister zwang sich, Se. Majestät wo möglich in der Grimasse zu überbieten. Unterdessen fanden die anderen Minister sich ein; auch diese stimmten in den Ausruf: „Ein Abenteuer!“ mit lachendem Munde ein, mit Ausnahme des Kriegsministers Marschall Soult, welcher bemerkte: „Aber mindestens das Abenteuer eines Tollkopfes, dem man mit energischen Maßregeln entgegentreten muß.“ In der Besorgniß, daß Napoleon Anhang unter den Truppen im Süden finden könne, schlug er dem Könige vor, seinen Bruder, den Grafen von Artois (nachmaligen König Karl X.), nach Lyon zu senden, um den Oberbefehl zu übernehmen. Dies stimmte den König und die anderen Minister etwas nachdenklicher und der Vorschlag fand Anklang, daß es von der, vielleicht hier und da wieder auftauchenden, liberalen Bourgoisie mit Befriedigung aufgenommen werden würde, wenn der Herzog von Orleans, Philipp Ludwig, den Grafen von Artois begleitete.

Dem Herzoge von Berry wurde der Befehl über die Truppen in den östlichen Departements, dem Herzoge von Angoulême in den westlichen übertragen; er sollte in Bordeaux die Getreuen um sich sammeln. In den Royalisten-Salons in Paris schlug man einen großen Jubel auf, daß Napoleon die Fahne des Rebellen aufgesteckt habe, dies gebe den schönsten Vorwand, sich von der gefährlichen Rotte der Liberalen, die man ausweisen, einstecken oder am besten niedersäbeln werde, zu befreien; denn was den Abenteurer selbst betreffe, so werde die Gendarmerie ausreichen, ihn zu fassen, um ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen. Eine Ordonnanz des Königs, „gegeben im Schlosse der Tuilerien den 6. März 1815, im zwanzigsten Unserer Regierung“, verordnete: Art. 1. Napoleon Bonaparte wird als Verräther und Rebell erklärt, weil er in das Departement des Var mit bewaffneter Hand eingetreten ist. Allen Gouverneurs, Commandanten, Nationalgarden, Civilbehörden und selbst den bloßen Bürgern wird aufgegeben, auf ihn zu fahnden (de lui courir sus), ihn fest zu nehmen und vor ein Kriegsgericht zu stellen, welches, nachdem es die Identität seiner Person festgestellt hat, gegen ihn auf die Vollziehung der durch das Gesetz bestimmten Strafen erkennen wird. (Erschießen binnen 24 Stunden.) In den folgenden Artikeln werden dieselben allen den Militairs angedroht, welche mit „dem genannten Bonaparte“ in das französische Gebiet eingebrochen

sind, allen denjenigen, welche durch That, mündliche Aeußerung, Schrift oder Druck sich zu Mitschuldigen der Rebellion machen oder sich enthalten haben, dieselbe niederzuwerfen.“ Diese Ordonnanz wurde sämmtlichen Gouverneurs der Militair-Divisionen, Commandanten, Präfecten zur Bekanntmachung mitgetheilt; die Militair- und Civilbehörden überboten einander in Verwünschungen, die sie gegen Napoleon, und in Ergebenheitsbetheuerungen, die sie in ihren Proclamationen und Adressen gegen den König aussprachen. Der General Graf Maison, Pair von Frankreich, Gouverneur der ersten Militair-Division, erließ, Paris den 7. März, einen Tagesbefehl, in welchem es heißt: „Ist es nicht genug, daß der Wahnsinn des Ehrgeizes Napoleons uns nach allen Weltgegenden Europas geschleppt, alle Völker gegen uns zur Empörung gereizt, die Provinzen, welche französische Tapferkeit eroberte, verloren, endlich den Fremden die Thore unserer Hauptstadt geöffnet hat, daß er gegenwärtig Franzosen gegen Franzosen bewaffnen, unseren inneren Frieden stören, uns noch einmal unsere Freiheit und die constitutionelle Charte, welche Ludwig der Ersehnte uns gegeben hat, entreißen will. Nein, Soldaten, dulden wir es nicht, sterben wir alle, wenn es sein muß für den König und für das Vaterland!“

In noch heftigeren Schmähworten brandmarkte das Unternehmen Napoleons einer seiner ältesten Waffengefährten, der Marschall Soult, der den von dem Kaiser ihm ertheilten Titel: „Herzog von Dalmatien“ auch als Kriegsminister des Königs fortführte. „Soldaten!“ heißt es in dem von ihm zu Paris den 8. März 1815 erlassenen Tagesbefehl. „Dieser Mensch, welcher soeben Angesichts von ganz Europa einer usurpirten Gewalt, von der er einen so verhängnißvollen Gebrauch gemacht hatte, entsagt, Bonaparte hat den französischen Boden betreten, den er niemals wiedersehen durfte. Was will er? Bürgerkrieg; was sucht er? Verräther; wo wird er sie finden? Etwa unter jenen Soldaten, die er betrogen, die er so oft aufgeopfert hat, indem er ihren Muth mißbrauchte, oder in den Familien, welche sein bloßer Name mit Entsetzen erfüllt? Bonaparte verachtet uns zu sehr, um zu glauben, daß wir einen legitimen und geliebten Souverän verlassen würden, um das Schicksal eines Menschen zu theilen, welcher nichts weiter ist als ein Aventurier. Er glaubt es, der Wahnsinnige, und der letzte Act seiner Verrücktheit lehrt uns ihn vollständig kennen. Soldaten! Die französische Armee ist die tapferste in Europa, sie wird auch die treueste sein. Sammeln wir uns um das Banner der Lilien, wohin uns die

Stimme des Vaters des Vaterlandes ruft, dieses würdigen Erben der Tugenden des großen Heinrich. Er selbst hat euch die Pflichten vorgezeichnet, welche ihr zu erfüllen habt. An eure Spitze stellt er jenen Prinzen, das Muster der französischen Ritter, dessen glückliche Rückkehr in unser Vaterland den Usurpator bereits schon einmal davon jagte und welcher heut dessen einzige und letzte Hoffnung zu zerstören auszieht." Wir werden alsbald erfahren, wie dieser Muster-Ritter, der Graf von Artois, aus Lyon bei der Annäherung „jenes Menschen" als Muster-Reiter sich auf und davon machte.

Mit größerem Vertrauen, als die überschwenglich-royalistischen Worte Soults, der sich dadurch dem Verdachte aussetzte, die Sache des Königs geflissentlich lächerlich gemacht zu haben, nahm man bei Hofe die Betheuerungen treuer Ergebenheit des Marschalls Ney auf, welcher von seinem Landgute, wo er sich mit Urlaub aufhielt, auf die Nachricht von der Landung und den Fortschritten Napoleons sich nicht sofort nach der Franche-Comté, wo er Gouverneur einer Militair-Division war, sondern unaufgefordert nach Paris begab, wo er, sehr zuvorkommend von dem Könige empfangen, ihm aufs Feierlichste mit Handschlag und Handkuß Huldigung und Treue gelobte und ihm versicherte, daß er für seine Truppen einstehe, ja sich sogar bei dem Abschiede von dem Könige vermaß, sein Wort dafür zu verpfänden, er werde Bonaparte in einem eisernen Käfig auf den Carousselplatz vor den Tuilerien bringen, worauf eine der gegenwärtigen Damen des Hofes äußerte: „Lieber Marschall, sparen Sie dem Könige diesen abscheulichen Anblick und lassen Sie den eisernen Käfig mit Bonaparte lieber sogleich nach der Menagerie des Pflanzengartens bringen." — Hierauf ging der Marschall Ney unverzüglich nach Besançon ab, um dem weiteren Vordringen des Kaisers zu begegnen. Am 14. März erklärte er sich für Napoleon.

Der gefährlichste Feind des Königshauses war der republicanisch-kaiserlich gesinnte Fouché, früher kaiserlicher Polizeiminister, von den Bourbons mit Verachtung zurückgestellt. Als der alte Lafayette nach Paris kam, um dem Könige seine Dienste anzubieten, schloß er sich diesem an und beide erklärten, den Bourbons bleibe zu ihrer Rettung nichts anderes übrig, als die in Paris anwesenden Mitglieder aller Nationalversammlungen seit 1789 zusammen zu berufen, den Herzog von Orleans zum Mitregenten zu ernennen und Lafayette den Befehl über sämmtliche Nationalgarden zu geben. Als Napoleon am 14. März in Auxerre eingetroffen war, beauftragte der König den Kanzler Dambray sich bei

Fouché Raths zu erholen. Dieser fertigte den Kanzler mit dem Bescheid ab, daß für den König Alles verloren, daß es zu spät sei. „Ich werde mich," fügte er mit schneidender Bitterkeit hinzu, „mit dem Tyrannen verbinden, aber nur — um ihn zu verderben." Auf die Frage des Kanzlers, ob er dies zu Gunsten des Königs thun werde, erwiderte er: „Sie erlauben, meine geheimsten Gedanken für mich zu behalten."

Bei Hofe verachtete man Fouché, allein man fürchtete ihn, und so überwand sich der hochstolzirende Graf von Artois, ihn zu einer Unterredung einladen zu lassen. Der Bourbonischen Aufgeblasenheit begegnete Fouché mit sanscülottischer Frechheit; er forderte den Prinzen auf, ihm bei seiner Verschwörung hülfreiche Hand zu reichen, sich den Männern der Revolution in die Arme zu werfen, und den Herzog von Orleans zum Regenten auszurufen. „Ich überlasse es," fügte er prahlerisch hinzu, „dem Hofe, den König zu retten, die Monarchie werde ich retten." Nun meinte man doch bei Hofe, daß dem Manne nicht zu trauen sei; ein Verhaftsbefehl wurde gegen ihn erlassen; Fouché, durch seine alten Spürhunde gut bedient, nahm ihn als Empfehlungskarte mit zu Napoleon, dem er entgegeneilte. Wie verrufen auch der Name Fouché geworden ist, so kann man ihm doch die Anerkennung nicht versagen, daß die Rathschläge, durch welche er sich den Bourbons nach ihrer Rückkehr aufzudrängen versuchte, keineswegs verwerflich waren. Er wollte „jedes begangene Unrecht vergessen, alle Tugenden, Kräfte und Talente aus den Zeiten der Despotie, der Volksherrschaft, selbst des revolutionairen Wahnsinns benutzt wissen; er geißelte die Thorheit, die da wähnte, die gewaltigen Thatsachen der Vergangenheit wegen einzelner unseliger Episoden sich aus dem Sinne schlagen zu müssen und dem Volke aus dem Sinne schlagen zu können; die Thatsachen der Geschichte müßten die Grundsätze der Regierung bestimmen, nicht das Gefühl der Personen; nur diese großartige Hinwegsetzung über das gemeine Gefühl werde das Volk mit Vertrauen zu dem neuen Herrscher erfüllen."

Nun blieb dem Könige nichts anderes übrig, als sich den Volksfreunden, den gemäßigten Liberalen in die Arme zu werfen. Der Ruf „Vive la Charte!" wurde als Vorspann angehängt, um das „Vive le roi!" aus der Mißachtung, in welche es gerathen war, herauszureißen. Die Minister versprachen, sobald nur erst die dringendsten Geschäfte beseitigt sein würden, jedwede Bürgschaft der Freiheit. Es wurden Preßfreiheit, Verminderung der Auflagen, Bezahlung des

ganzen Soldes der mit Halbsold entlassenen Officiere, Auszahlung der Pensionen der Ritter der Ehrenlegion u. s. w. u. s. w. in Aussicht gestellt. Die von der Regierung bisher aus Mißtrauen und dünkelhafter Machteinbildung bei Seite geschobenen Liberalen wurden zu Rathgebern der Krone berufen, man befragte sie wegen Umbildung des Ministeriums; keiner der Minister widersprach, wenn Erinnerungen an Grundsätze und Maßregeln der Revolution, welche vor einigen Tagen noch für Hochverrath erklärt worden wären, in das Gedächtniß zurückgerufen wurden und der Moniteur verkündete, daß die konstitutionelle Charte Ludwigs XVIII. eine Entwickelung der Verfassung von 1791 und der in den Jahren V. und VIII. der Republik proclamirten sei. Bis zum Könige aber gelangten weder getreue Berichte über die Stimmung der Bevölkerung und des Heeres, noch über die unaufhaltsamen Fortschritte des Kaisers. War doch der von Ludwig XVIII. mit unbedingtem Vertrauen als Premierminister beehrte Graf Blacas so blödsinnig, zwei Tage vor Napoleons Heimkehr in das Schloß der Tuilerien, dem Könige allen Ernstes den Vorschlag zu machen, er solle in einem offenen Wagen ihm nach Fontainebleau entgegenfahren, dies werde den Kühnsten entwaffnen.*)

Man redete dem Könige ein, die neugierige Menge, welche sich von früh bis spät in der Nähe der Tuilerien versammelte, um Neuigkeiten zu hören, den König abfahren, den Kaiser ankommen zu sehen, diese Flaneurs und Gamins, Bummler und Taugenichtse seien bereit, mit ihren Leichnamen einen Wall um die Hofburg ihres Vielgeliebten zu bilden. General Clarke brachte am selben Tage dem König die Nachricht, General Marchand habe sich Grenobles wieder bemächtigt, nun könne man die Stiefeln wieder ausziehen.

Bei dem besten Willen aber war es den redlich gesinnten Männern, welche die schwere Zeit der Noth zu benutzen gedachten, um die constitutionelle Charte zu einer Wahrheit zu machen, nicht möglich, mit diesem papiernen Schilde das Königthum gegen den Flügelschlag des kaiserlichen Adlers zu decken. Hatten doch die durch die fremden Bajonette zurückgeführten Bourbons mit einer Verblendung sonder Gleichen sofort nach ihrer Rückkehr durch Treubruch, Rachsucht, Adel- und Pfaffenwirthschaft den Boden untergraben, auf dem sie ihre Herrschaft neu zu begründen gedachten; die Säulen aufzurichten, auf denen ihr Thron sicher gestanden hätte, Recht, Freiheit, Duldung und Verzeihen, dazu fehlte ihnen

*) Vaulabelle II. 229.

Muth, Einsicht und guter Wille. Ludwig XVIII. und sein Geschlecht waren so sehr von dem Von-Gottes-Gnaden-Schwindel benebelt, daß ihnen eine verfassungsmäßige Beschränkung der königlichen Alleinherrschaft ein Greuel war. Die Hofpartei und die durch ihren Einfluß von dem Könige berufenen Minister hatten es sich zur Aufgabe gestellt, die von der Charte gewährleisteten Freiheiten durch Lüge, List und Gewalt zu vereiteln. Ein, der Deputirtenkammer den 5. Juli 1814 vorgelegter, Preßgesetz-Entwurf stellte die Zeitungen und alle Bücher, welche nicht 30 Bogen zählten, unter Censur; der Ausschuß der Kammer verwarf das Gesetz, erreichte aber nur, daß die Bücher von 20 Bogen und die Schriften der Kammermitglieder für censurfrei erklärt wurden. — Der Antrag, die noch nicht verkauften Güter der Ausgewanderten den zurückgekehrten früheren Eigenthümern oder deren Erben zurückzugeben, fand, was den Grundsatz der Gerechtigkeit und Billigkeit betraf, Zustimmung; als es sich aber auswies, daß dies Gesetz fast ausschließlich zu Gunsten der nächsten Verwandten des Hofes erlassen war, erregte es allgemeinen Unwillen, um so mehr, als der Minister eine Entschädigung aller Ausgewanderten, auch derer, welche in den feindlichen Reihen gegen ihr Vaterland gefochten hatten, in Aussicht stellte. Die Besitzer von Nationalgütern, welche dieselben aus dritter, vierter, ja zehnter Hand unter dem Schutze der Gesetze gekauft hatten, wurden in große Besorgniß gesetzt, aus ihrem Eigenthum vertrieben zu werden. Von den Kanzeln herab verkündeten fanatische Priester, daß die Besitzer von Nationalgütern, wenn sie sie nicht freiwillig herausgäben, vom Teufel geholt, oder wie Jesabel von den Hunden zerrissen und aufgefressen werden würden. Das versöhnliche Gemüth Ludwigs XVIII. wurde von dem, wieder zu Einfluß und Macht gelangten, Hofadel aufgestachelt, an denjenigen Rache zu nehmen, welche bei dem Processe Ludwigs XVI. zu Gericht gesessen, ihn für schuldig erkannt und zum Tode verurtheilt hatten. Diese wurden — und darunter große Berühmtheiten, wie General Carnot, der Maler David, der beredte Sieyes u. a. — als Königsmörder (regicides) gebrandmarkt und ihre Namen auf die Verbannungsliste gesetzt. Dagegen wurden Anführer der royalistischen Mörder- und Räuberbanden in der Vendée, der Chouans, in den Adelstand erhoben und ihnen königliche Orden ertheilt.

Die Todtenfeier, welche Talleyrand am Gedächtnißtage der Hinrichtung Ludwigs XVI., am 21. Januar 1814, in Wien zwischen andern Mummenschanz

einzuschieben wußte, wurde mit bei weitem größerem Pomp in Paris begangen. Auf dem Platze (jetzt place de la concorde), wo die Hinrichtung stattgefunden, wurde ein Denkmal zu errichten befohlen. Die auf dem Kirchhofe der früheren Madelaine-Kirche in Paris bestatteten Leichname des Königs und der Königin wurden ausgegraben, eine Sühncapelle daselbst erbaut und die vermoderten Ueberreste in den Königsgräbern von St. Denys feierlich beigesetzt.*) Durch ganz Frankreich veranstaltete der Hof und die Geistlichkeit am 21. Januar einen allgemeinen Sühn- und Bußtag. Veraltete Kirchenfeste und Processionen wurden wieder hergestellt. Am St. Ludwigstage (den 25. August 1814) sah man die königlichen Prinzen und Prinzessinnen mit ihren Hofstaaten, Ministern und Generalen (darunter Marschall Soult) mit Wachskerzen in den Händen unter Meßgeplärr und Geklingel hinter einem wunderthätigen Madonnenbilde durch die Straßen von Paris ziehen. „Alle diese Erscheinungen deuteten auf einerlei Ziel: die Geistlichkeit wollte zum großen Theile nach der mittelalterlichen Dunkelheit zurück, der Adel zu seinen feudalen Vorrechten, der Hof zu seiner früheren Allgewalt." **) Bei den Processionen in Paris gab es von Seiten des Volkes Störung und Skandal und als der Pfarrer Martuel die Thüren der Rochuskirche verschloß und dem Leichenzug den Eintritt wehrte, welcher für die entseelte Hülle der Schauspielerin Raucourt die Einsegnung verlangte, drang die herbeigeströmte Menge mit Gewalt in die Kirche und der König sah sich genöthigt, einen seiner Beichtväter nach der Kirche zu schicken, welcher das Todtenamt verrichtete. Anstatt sich mit der, schon unter dem Directorium eingetretenen, Rückkehr der Menge von den Ausschweifungen des Vernunftgottesdienstes zu einer gemäßigten Unvernunft des katholischen Cultus zu begnügen, verbündeten sich König- und Pfaffenthum, um in Staat und Kirche Herkommen und Gebrauch aus den Zeiten Ludwigs des Heiligen wieder herzustellen, wobei sie getreue und ergebene Gehülfinnen bei den, der Gefühlsschwärmerei leichtsinnig zugänglichen, Französinnen fanden.***) Die Polizei erließ strenge Verordnungen

---

*) Chateaubriand versichert, den Schädel der Königin an einem ihr eigenthümlichen Lächeln erkannt zu haben.

**) Gervinus, Neunzehntes Jahrh. I. 89.

***) Man lese nur die Herzens- und Glaubensergießungen der Herzogin von Abrantes, geb. Fräulein von Permon, und der berühmten George Sand bei der kirchlichen Feier ihrer Confirmation und ersten Communion in ihren Memoiren. Fräulein von Permon bestand auf der kirchlichen Einsegnung ihrer Ehe so hartnäckig, daß sie ihrem Bräutigam, dem General

wegen Heilighaltung des Sonntags, wodurch den arbeitenden Klassen Erwerb und Belustigung verboten wurde.

Von allen Maßregeln aber, durch welche die Bourbons dem heimkehrenden Napoleon den größten Vorschub leisteten, waren die, zur Umbildung des Heeres auf alten Fuß angeordneten, die verhängnißvollsten. Die Tage und Thaten der großen Armee, „für die das Gedächtniß von Jahrhunderten nicht ausreichte", waren mit dem Tage des Einzuges in die Tuilerien aus der Erinnerung des Königs und der Prinzen gelöscht. Der Herzog von Berry sprach nur von Zeiten der Raubzüge der Sanscülotten der Republik und des Kaisers. Als man die alte Kaisergarde auflöste und General Letort dem Grafen Artois bemerklich machte, daß diese Braven wohl eine schonende Rücksicht verdienten, erwiderte ihm dieser: „Der Krieg ist zu Ende, wir bedürfen eurer Braven nicht mehr." — Noch während der Anwesenheit der Verbündeten in Paris ward die Schweizergarde wieder hergestellt und man sah auf dem Carousselplatze durch den, mit Statuen der Grenadiere, Voltigeurs, Jäger und Cürassiere Napoleons geschmückten Triumphbogen die Garde der grauen Musketiere in reichgestickter Uniform nach urweltlichem Schnitt auf Wache ziehen. Durch die Beschränkung des Heeres auf die Hälfte des bisherigen Bestandes wurden eine Menge Officiere aller Grade (wohl 15,000 bis 20,000) entlassen und auf Halbsold gesetzt, den Ehrenlegionairs die Pension entzogen, aus dem Ordenszeichen das Bildniß Napoleons ausgebrochen und dafür das des guten Königs Heinrich IV. eingesetzt. Mit den entlassenen Officieren ward die Unzufriedenheit mit der neuen Regierung über ganz Frankreich verbreitet. Und diese Unzufriedenheit war um so berechtigter, als die auf Kosten gedienter, braver Officiere des Kaiserheeres gemachten Ersparnisse verwendet wurden, um den, während der Revolution von ihren Fahnen entwichenen, jetzt aus dem Auslande zurückgekehrten Officieren vom alten Adel und deren Söhnen, welche niemals Pulver gerochen, Anstellung zu gewähren. Eine Verordnung vom 25. Mai 1814 bestimmte, daß alle alten französischen Marine-Officiere, welche bisher im Dienste einer anderen Seemacht oder außer Dienst waren, jene mit ihrem jetzigen Range, diese mit dem nächst höheren Grade, als den sie bei ihrem Austritt einnahmen, in die Flotte wieder

Junot, der die bürgerliche Trauung als die gesetzliche anerkannt wissen wollte, am Tage vor der Hochzeit erklärte, zurückzutreten, wenn er sie nicht vor den Altar führen werde. Der General fügte sich und dies geschah im Jahre 1800.

eintreten könnten; den ersteren sollten ihre Dienstjahre bei ihrem Ruhegehalte angerechnet werden. Einer Menge von ehemaligen Diplomaten und Beamten des königlichen Hauses wurden höhere Officierstellen, Orden, Titel und Besoldungen zugetheilt. Ganz nach altem Zuschnitt wurden Cadettenhäuser, Schulen für die Söhne des Adels, aber nur des hundertjährigen, um den Kaiseradel auszuschließen, errichtet und durch eine Verordnung vom 30. Juli 1814 hierzu die Kassen der Kriegsschulen, welche Napoleon für die Söhne der im Kriege gebliebenen oder dienstunfähig gewordenen Officiere gegründet hatte, verwendet.

Der von Napoleon für ausgezeichnete Dienste belobte und belohnte Marschall Soult hatte sich am frömmelnden Hofe Ludwigs XVIII. zum Mucker und Hofschranz erniedrigt und dadurch zum Kriegsminister aufgeschwänzelt. Er suchte sich durch das Versprechen: „er werde die Armee royalisiren“ bei dem Könige zu empfehlen; die in dem Verdacht der Anhänglichkeit an den Kaiser stehenden Officiere wurden verabschiedet, und den auf Halbsold gesetzten der Aufenthalt in Paris untersagt. Die Folge davon war, daß durch sie die Unzufriedenheit mit der königlichen Regierung durch alle Departements verbreitet wurde. Je mehr aber der Hof und sein Kriegsminister beflissen waren, das Andenken an den Kaiser und an seine ruhmgekrönten Siegeszüge aus dem Andenken der Soldaten zu tilgen, desto lebhafter flammten, wenn auch zurückgehalten, die alten Erinnerungen auf. Knöpfe, Stickereien mit dem Namenszuge des Kaisers, dreifarbige Cokarden, Fahnen und Adler wurden in den Casernen verborgen gehalten und wenn bei festlicher Veranlassung auf Commando: „Vive le roi!“ gerufen werden mußte, vernahm man ein halblautes „de Rome!“ nachfolgen.

Die Censur sorgte zwar für strenge Ueberwachung der Zeitungspresse, allein selbst Galgen und Rad und das beliebte Begnadigen zu Pulver und Blei haben niemals vermocht, das geflügelte Wort in Fesseln zu schlagen und den Geist zu dämpfen. Da Bücher von 20 Bogen censurfrei waren, ohne daß Format und Größe der Schrift genau bestimmt war, wurde dies benutzt, um politische Tagesfragen zu verhandeln, so daß mehrere Zeitungen es vorzogen, als Wochenschrift oder in monatlichen Heften zu erscheinen. Freisinnige Männer benutzten die für größere Abhandlungen gewährte Censurfreiheit zur Abfassung von Memoiren, in denen sie es an guten Rathschlägen und scharfer Kritik der neuen Regierung nicht fehlen ließen. Von drei alten „Republicanern“, die außerdem zu den

„Königsmördern" gehörten: Grégoire, Mehée de Latouche und Carnot, erschienen in den ersten sechs Monaten der Regierung Ludwigs XVIII. drei Flugschriften: — 1. De la constitution française de l'an 1814, 2. Dénonciation au roi, 3. Mémoire, adressé au roi, — worin die Grundsätze der Volkssouverainetät aufgestellt, die Verletzung der Charte durch die Minister nachgewiesen und die Verurtheilung Ludwigs XVI. und dessen Hinrichtung den ausgewanderten Anstiftern des Bürgerkrieges Schuld gegeben wurde, die nach ihrer Rückkehr Veranlassung gegeben, daß nach wenigen Monaten schon die anfängliche Begeisterung für das Königshaus verschwunden sei. Vergebens versuchte der romantische Politiker Chateaubriand eine Lanze gegen Carnot einzulegen und in einer Gegenschrift zu behaupten: „er fände den König so stark, daß keine menschliche Gewalt heutzutage seinen Thron zu erschüttern vermöchte." *)

Als leichtere Truppen gegen den König, die Priesterherrschaft und die Minister, welche die Charte verletzten, erschienen Witzblätter, Zerrbilder und als die allergefährlichste Waffe, die Chansons Bérangers. Unter den Witzblättern zeichnete sich durch die Kunst der versteckten, aber doch sehr beißenden Satyre „der gelbe Zwerg" (le Nain jaune) aus, welcher unter dem Vorgeben, in die Geheimnisse des Ordens der Lichtauslöscher (éteignoir) eingeweiht zu sein, die Obscuranten in Staat und Kirche zur Zielscheibe seines Witzes machte. Den bei weitem größten Einfluß auf die öffentliche Stimmung übte der heitere Buchdruckergehülfe Béranger durch seine Lieder aus, von denen viele nur handschriftlich oder in lustiger Gesellschaft unter Wiederholung des Rundreims ungeschrieben und ungedruckt durch ganz Frankreich flogen und zogen. **)

---

*) Réflexions politiques 1814.

**) Als der Abbé Montesquiou, Minister des Innern, im August 1814 der Kammer der Deputirten einen Gesetzentwurf vorlegte, durch welchen die, durch die Charte gewährleistete, Preßfreiheit aufgehoben wurde, sang Béranger:

Que, sous le joug de libraires,
On livre encore nos auteurs
Aux censeurs, aux inspecteurs,
Rats-de-cave littéraires,
Riez-en avec moi.
Ah! pour rire
Et pour tout dire
Il n'est besoin, ma foi,
D'un privilège du roi!

Außerdem aber, daß eine nahe Umwälzung und der Umsturz des Königthrones sich, wie bei Sommerschwüle das Gewitter, durch allgemeines, noch unbestimmtes Mißbehagen ankündigte, traten zur Vertreibung der Bourbons, noch bevor Napoleon an eine Rückkehr gedacht hatte, entschlossene und besonnene Männer in vorbereitenden Verschwörungen zusammen. Eine Anzahl alter Officiere des Kaisers, an deren Spitze sich der Marschall Davoust befand, hielt geheime Zusammenkünfte bei dem General Berton in Paris. Ein Regiment im südlichen Frankreich sollte das Zeichen des Aufstandes geben, einige Schiffsofficiere waren im Einverständniß und hielten sich bereit, mit einem Geschwader nach Elba zu segeln und den Kaiser, der seine Einwilligung nicht versagen werde, nach Frankreich zurückzuführen. Eine zweite Verschwörung leitete Fouché, dem sich Carnot und Thibaudeau anschlossen und deren Pläne von Lafayette, Benjamin Constant und anderen Constitutionellen begünstigt wurden. Die Verschworenen dieser

---

L'état ayant plus d'un membre
Que la presse eût fait trembler,
Qu'on ait craint son franc parler
Dans la chambre et l'antichambre,
Riez-en avec moi etc.

Qu'un censeur, bien tyrannique
De l'esprit soit le geôlier,
Et qu'avec son prisonnier
Jamais il ne communique,
Riez-en avec moi etc.

Quand déjà l'on n'y voit guère,
Quand on a peine à marcher,
En feignant de la moucher,
Qu'on éteigne la lumière,
Riez-en avec moi etc.

Qu'un ministre, qui s'irrite,
Quand on lui fait la leçon,
Lise tout bas ma chanson,
Qui lui parvient manuscrite,
Riez-en avec moi.
Ah! pour rire
Et pour tout dire
Il n'est besoin, ma foi,
D'un privilège du roi!

Dergleichen neckische Kobolde zwickten und zwackten den Hof, die Pfaffen und Minister zu hunderten und vergeblich wurde auf sie gefahndet.

Partei waren gegen die Rückkehr Napoleons; ihr Plan ging dahin, die Regierung durch Angriff und Widerstand zu noch gröberen Verletzungen der Charte zu reizen, dann in Gemeinschaft mit Nationalgarden und Truppen eine Schilderhebung zu veranlassen, dem Könige Bedingungen zu stellen, und wenn er sich weigerte, diese anzunehmen, den Herzog von Orleans zum Regenten auszurufen. Der Graf Drouot d'Erlon, Chef eines Jägerregiments zu Pferd in Lille, die Obersten Lefebvre-Desnouettes, und zwei Lallemands waren dieser Verschwörung beigetreten. Von ihrem Aufbruch und verunglückten Unternehmen wird später gemeldet werden.

Die Sorglosigkeit des Hofes in dummdreister Einbildung, das französische Volk sei überglücklich in dem Wiederbesitz des allgeliebten Königshauses, war so groß, daß die Verschwörungen wie ein offenes Geschäft, oder, wie Savary (der Herzog von Rovigo) sich ausdrückt, auf den Straßen und an den Brunnen getrieben wurden; unbefähigte Männer wie Beugnot, Dandré und später erst Bourienne waren Polizeiminister. Dadurch, daß sich der alte rostige, royalistische Adel von aller Gemeinschaft mit dem kaiserlichen, neugebackenen fern hielt, konnte letzterer in den Klatsch- und Schwatzgesellschaften der Salons der geistreichen Damen seiner Farbe um so ungestörter die Gedanken über Gegenwart und Zukunft austauschen. War doch selbst der Schwägerin Napoleons, Hortense, ehemaligen Königin von Holland, die von ihrem Gemahl getrennt lebte, der Aufenthalt in Paris mit ihrem hoffnungsvollen kleinen Louis — jetzt großer Louis Napoleon III. — in Paris verstattet worden. In ihrem und in den Salons der Frau von Hamelin, der Lavalette, Maret und anderer Bonapartistinnen wurden von Officieren und Schriftstellern, wie Labedoyère, Arnaut, Etienne, Jouy die Lächerlichkeiten des Hofes bewitzelt und selbst ernste Unternehmungen durch Absendungen nach Elba an Napoleon vorbereitet. Einer der anstelligsten und unternehmendsten solcher geheimen Sendlinge war ein junger Officier, Fleury de Chaboulon, der unter Napoleon gedient hatte und von Maret, Herzoge von Bassano, dem vielerfahrenen Minister der auswärtigen Angelegenheiten des Kaisers, mit Aufträgen an diesen nach Elba gesandt wurde. Fleury de Chaboulon fand Napoleon, als er ihm am 22. Februar sein Beglaubigungsschreiben einhändigte, über die Zustände und Stimmungen in Frankreich, über die großen Mißgriffe des Königs und seiner Minister, über die Gespräche der Salons des alten und des neuen Adels und ebenso über die Zerwürfnisse der europäischen Ca-

binette am Wiener Congresse so vollständig unterrichtet, daß er ihm nichts Neues von Bedeutung mitzutheilen im Stande war. Obschon Napoleon bereits fest entschlossen war, nach wenigen Tagen sich mit seiner Garde einzuschiffen, theilte er dem geheimen Sendboten nichts von seinem Vorhaben mit, dessen Gelingen von ihm vornehmlich auf Ueberraschung berechnet war. Fleury de Chaboulon verließ Elba nach wenigen Tagen und schiffte sich nach Neapel ein, ohne daß er Mürat Auskunft über die Pläne Napoleons, in deren Ausführung dieser bereits begriffen war, ertheilen konnte.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Einberufung der Kammern durch königliche Ordonnanzen vom 7. März. — Eröffnung der Kammern durch den König am 16. März. — Die Adressen der Pairs- und Deputirtenkammer. — Die Ritter vom Orden des heil. Ludwig. — Benjamin Constant erklärt sich für die Sache des constitutionellen Königthums. — Verschwörungen gegen die Bourbons. — Der Aufbruch des Generals Lefebvre-Desnouettes mißlingt. — Der Graf von Artois und der Herzog von Orleans begeben sich nach Lyon. — Der Marschall Macdonald wird von den Truppen verlassen. — Die Prinzen kehren nach Paris zurück. — Napoleon in Lyon; — er ladet Marie Louise zur Rückkehr ein. — Der Kaiser greift zu den Grundsätzen der Revolution zurück. — Ludwig XVIII. verläßt bei Nacht und Nebel die Tuilerien. — Napoleon zieht geräuschlos in Paris ein. — Der Kaiser beruft Minister, stimmt die Friedensschalmei an. — Zuschrift an die europäischen Höfe. — Die Unterhandlungen mit Metternich mißlingen. — Der Bericht des Staatsraths an Napoleon vom 29. März. — Empfang der Deputationen der hohen Staatsbehörden am 26. März. — Napoleon proclamirt die Souverainetät des Volkes. — Wie man in Deutschland dem Gewaltherrscher keinen Glauben schenkte.



War nun auch die nächste Aufgabe zur Beschützung des königlichen Thrones von Frankreich der bewaffneten Macht zugetheilt worden, so erkannten der Hof und die Minister sehr wohl die Nothwendigkeit, sich mit dem Beistande der bürgerlichen Staatsgewalten, der Pairs- und der Deputirtenkammer und der Nationalgarden zu umgeben. Durch königliche Ordonnanzen vom 7. März wurden die Kammern einberufen und hielten die in Paris anwesenden Deputirten bereits an demselben Tage eine vorläufige Sitzung. Die von Napoleon wegen ihrer Erinnerung an die Constitution so

hart angelassenen und in allerhöchster Ungnade nach Hause geschickten Abgeordneten hielten die Zeit zur Befestigung der constitutionellen Charte und deren Fortbildung für so günstig, daß sie sich mit religiösem Eifer entschlossen zeigten, die Sache des constitutionellen Königthums zu vertheidigen.

Der alte General Lafayette, der als ein Vorfechter in dem Unabhängigkeitskriege der Nordamerikanischen Freistaaten und der Revolution in Frankreich den zurückgekehrten Bourbons verhaßt war, zumal er zur constitutionellen Opposition gehörte, war auf die erste Nachricht von Napoleons Landung nach Paris geeilt, um mit seinen Freunden Benjamin Constant, Lainé und Anderen Rücksprache zu nehmen. Man war in diesem Kreise der Ansicht, daß man unter jetzigen Umständen bei weitem eher von Louis XVIII., als von Napoleon auf Erlangung von Volksfreiheiten rechnen könne. Die noch nicht vollzählig versammelten Deputirten versicherten in einer sehr loyalen Adresse den König ihres Beistandes mit dem Hinzufügen: „man müsse diese Krisis für die Sicherheit des Thrones und für die öffentliche Freiheit nützlich zu machen suchen," nicht ohne Andeutung, daß nur ein Beharren auf dem, von der Regierung seit der Restauration befolgten, Wege das Ereigniß gefährlich machen könnte. Die Eröffnung der Kammern war auf den 11. März festgesetzt. Der Präsident der Deputirtenkammer Lainé sagte in seiner Rede: „Angenehmere Geschäfte, als in der früheren Versammlung, seien der Kammer in der diesjährigen Sitzung zugedacht gewesen; sie hätte die Lücken, welche der Tod in ihre Reihen gebracht, mit ausgezeichneten Freunden der Freiheit und des Landes besetzen können; Entwürfe seien vorbereitet worden, durch welche die Wählbarkeit nicht wie bisher auf den Grundbesitz eingeschränkt bleiben, auch auf die Körperschaften der Universitäten und des Handels ausgedehnt werden, die Preßfreiheit vollständig gewährt, eine Ermäßigung der Abgaben herbeigeführt werden sollte. Wenn nun auch der Geist des Bösen diese Aussichten unterbrochen habe, solle sich die Kammer doch nicht stören lassen und zwischen der Sorge für den Augenblick in ihren freien Stunden zunächst die nur verschobenen Arbeiten vornehmen, vor Allem anderen ein Reglement zum Schutze des Petitionsrechtes und das so nothwendige Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister."

Die gesammte Pariser Presse nahm Partei für das constitutionelle Königthum und Blätter, welche bisher gegen die Bourbons und die Priesterpartei Opposition gemacht, erklärten es für eine Unmöglichkeit, daß Frankreich unter

einem Soldaten=Kaiser, zumal unter einem Napoleon, sich der Freiheiten, welche eine constitutionelle Charte verbürgte, erfreuen werde.

Am 16. März eröffnete der König in feierlicher Sitzung die Kammern; umgeben von den Prinzen des königlichen Hauses, den Großwürdenträgern des Reichs, den Ministern und einer Anzahl von Marschällen, las er vom Throne herab folgende Anrede: „Meine Herren! In diesem Augenblicke der Entscheidung, wo der öffentliche Feind einen Theil meines Königreichs betreten hat und die Freiheit des ganzen übrigen Theils bedroht, trete ich unter Sie, um das Band noch fester zu schließen, welches, indem es Sie mit mir vereint, die Stärke des Staates ausmacht; ich komme, mich an Sie wendend, dem gesammten Frankreich meine Gefühle und Wünsche darzulegen. Ich habe mein Vaterland wiedergesehen, ich habe es mit allen auswärtigen Mächten versöhnt, welche, zweifeln Sie nicht daran, den Verträgen, welche uns den Frieden gegeben haben, treu bleiben werden; ich habe für das Glück meines Volkes gearbeitet, ich erhielt und erhalte täglich die rührendsten Beweise seiner Liebe; könnte ich, ein Sechziger, meine Laufbahn besser beschließen, als indem ich für dessen Vertheidigung sterbe? Ich besorge demnach nichts für mich, wohl aber für Frankreich: derjenige, welcher die Fackeln des Bürgerkrieges unter uns anzünden will, bringt zugleich das Unheil des auswärtigen Krieges; er kommt, um unser Vaterland einem eisernen Joche zu unterwerfen, er kommt, um diese constitutionelle Charte, welche ich Ihnen ertheilt habe, zu vernichten, diese Charte, der schönste meiner Titel in den Augen der Nachwelt, diese Charte, welche alle Franzosen lieben und welche ich hier aufrecht zu erhalten schwöre. Sammeln wir uns um sie, möge sie unsere geheiligte Standarte sein! Die Nachkommen Henri's IV. werden als die Ersten sich unter sie stellen, alle guten Franzosen werden ihnen folgen. Endlich, meine Herren, möge die Unterstützung beider Kammern der Autorität die ganze Kraft verleihen, die ihr nöthig ist und dieser wahrhaft nationale Krieg wird durch seinen glücklichen Ausgang zeigen, was ein großes Volk durch die Liebe zu seinem König und zu dem Grundgesetze des Staats vereinigt vermag."

Die ganze Versammlung wurde, wie der Moniteur versichert, von den erhabenen Worten, welche sie aus dem Munde des Königs, vom Throne herab vernahm, elektrisirt, so daß man kein anderes Wort hörte, als: „Es lebe der König! Für den König sterben! Leben und sterben für den König!" Eine rührende Umarmung des Königs und seines Bruders, des Monsieur Grafen

von Artois, machte den Beschluß dieser Feier. „Schwören wir,“ rief Artois, „bei unserer Ehre, getreu dem Könige und der constitutionellen Charte, welche das Glück der Franzosen sichert, zu leben und zu sterben!“ Unter Kanonendonner und lautem Zuruf der dichtgeschaarten Volksmenge fuhr der König nach den Tuilerien zurück.

Den Bürgern der guten Stadt Paris ging eine Ahnung durch die Seele: es könnten vielleicht am Ende doch wohl die Kosacken und der alte Blücher ihnen einen zweiten Besuch machen und sich dann nicht so genügsam wie bei dem ersten abfinden lassen, wenn sie als Feinde einrückten. Günstiger mußte sich die Sache stellen, wenn man die Fremden als Freunde und Verbündete empfangen könne. Deshalb vernahm man in den Straßen von Paris keinen anderen Ruf, als: „Vive le roi!“ Die Studenten verlangten, wie die deutschen Burschenschafter, als Freiwillige in das königliche Heer aufgenommen zu werden und durchzogen Paris mit einer mit Lilien geschmückten Oriflamme; Aufforderungen wurden an den König gerichtet: den Krieg gegen Napoleon Bonaparte für einen allgemeinen Nationalkrieg zu erklären. Aus allen Departements, Arrondissements, Communen der Städte und Dörfer, von Regimentern und Bataillonen, von allen Civil- und Militairbehörden ergossen sich Fluthen von Adressen mit Versicherung der Treue bis zum Tode an den König in überströmenden Redensarten. Einen ernsteren Ton bewahrten die Adressen der beiden Kammern, welche den König mit Nachdruck an die Bewahrung der constitutionellen Charte erinnerten. „Diese Constitution,“ heißt es in der Adresse der Pairskammer, „ist das Unterpfand eines neuen Bundes zwischen dem französischen Volke und dem alten Stamme (l'antique race) seiner Könige. Die weisesten Institutionen haben sich den ruhmvollsten Erinnerungen angeschlossen; beide bieten einander gegenseitige Unterstützung und bilden eine unerschütterliche Macht. Welcher Wahnsinn konnte glauben, daß eine edelmüthige, mit ihrem Könige durch so starke Bande vereinigte Nation das Gesetz der Gewaltthat und des Verraths annehmen, daß sie den als ihren Herrn anerkennen werde, der die Macht nur gebrauchte, um jede Freiheit, jede Ehre, jede Gerechtigkeit mit Füßen zu treten, ihn, gegen welchen das ganze entrüstete Europa sich in Waffen erhoben hat, um ihn aus seiner Mitte auszustoßen?“ u. s. w. „Die Kammer der Deputirten“ — heißt es in der Adresse derselben — „vernahm mit Vertrauen den feierlichen Schwur Ihrer erlauchten Familie zur Aufrechthaltung der constitutionellen Charte.

Als Organ der Nation antwortet die Kammer auf den edlen Aufruf, welcher aus dem Munde des Königs kam: je mehr die Völker Gewährleistung ihrer Rechte haben, um so mehr sind sie von der Heiligkeit ihrer Pflichten durchdrungen. Um Frankreich von den Uebeln, welche es bedrohen, zu retten, verlangen Ew. Majestät, daß die Mitwirkung der beiden Kammern der Autorität alle Kraft, deren sie bedarf, verleihen möge. Ew. Maj. hat bereits gegen den Unterdrücker Maßregeln der öffentlichen Sicherheit ergriffen und welcher Franzose könnte jemals die Titel und Rechte des Souverains in Napoleon Bonaparte, dem Feinde Frankreichs und der Welt, anerkennen?" Da in der Adresse von dem reichen Thränenstrom gesprochen worden war, welchen die Versicherung des Königs, daß er seine Laufbahn mit dem Tode für sein Volk beschließen wolle, allen Augen entlockt habe, wird schließlich hinzugefügt: „Aber Sire, die Betheuerungen der Herzen würden nicht genügen und wir ersuchen Ew. Maj. zu gestatten, die Mittel vorzuschlagen, welche wir für geeignet halten, die öffentliche Hoffnung mehr und mehr zu beleben. Während die Kammern der Regierung, welche Frankreich retten soll, die Kraft der gesammten Nation leihen, sind Ihre getreuen Unterthanen überzeugt, es werde die Regierung für das Staatswohl dadurch mitwirken, daß sie sich Männern anvertraut, welche zugleich thatkräftig und gemäßigt sind, deren Namen allein schon eine Gewähr für alle Interessen, eine Antwort auf alle Besorgnisse sind, welche, da sie zu verschiedenen Zeiten die Vertheidiger der Grundsätze der Gerechtigkeit und Freiheit waren, welche Ew. Maj. ins Herz geschrieben und des Volkes Erbtheil sind, in gleicher Weise für die Festigkeit des Thrones, so auch für die Grundsätze einstehen können, welche der öffentliche Feind zu vernichten droht."

Auch an Lächerlichkeiten fehlte es nicht; einige knickebeinigte St. Ludwigsritter, den Herzog von Coigny an ihrer Spitze, warfen sich in Harnisch und überreichten dem Könige eine Adresse. „Der Usurpator," heißt es darin, „hat es gewagt an unserer Küste zu erscheinen. Sein tolles und verbrecherisches Unternehmen kann Niemanden beunruhigen; ganz Frankreich erhebt sich in Waffen, um seinen legitimen König zu vertheidigen und den Feind des Menschengeschlechts zu verfolgen. Die Gefühle, welche die väterliche Genossenschaft (association paternelle) der Ritter des königlichen Ordens des heiligen Ludwigs beseelen, sind die aller Ihrer Orden; alle bilden heute nur eine einzige Familie, alle sind von demselben Geiste belebt, alle verlangen, alle beschwören Sie, sie in die

vordersten Reihen zu stellen, so oft die Störenfriede es wagen sollten, den Thron der Kinder des heiligen Ludwigs anzugreifen."

Daß es die Liberalen, welche schon unter Napoleons Gewaltherrschaft für eine verfassungsmäßige Regierung gesprochen, geschrieben, gehandelt hatten, mit der Vertheidigung des constitutionellen Königthums ernstlich meinten, bewies Benjamin Constant, dessen Name für die Fahne einer großen und unter jetzigen bedrohlichen Umständen einflußreichen Partei gelten durfte. „Wie verächtlich wären wir" — so ließ er sich in dem Journal des Débats vernehmen — „wenn wir uns einem Herrn unterwürfen, von dem wir nicht, wie sonst immer von neuen Regierungen, geblendet und eingenommen sind, sondern dem wir vor aller Welt erklärt haben, daß wir ihn verabscheuen. Nein, dessen werden wir uns nicht, werde wenigstens ich mich nicht schuldig machen. Ich habe die Freiheit in verschiedenen äußeren Formen gesucht, ich habe gesehen, daß sie unter der Monarchie möglich ist; ich habe den König gesehen, wie er aufrichtig an die Nation sich angeschlossen. Ich will nicht wie ein elender Ueberläufer mich von einer Regierung zur andern schleppen und die Schmach mit meiner Sophistik decken." — Und doch — nicht lange und wir finden Benjamin Constant in dem Cabinet Napoleons in den Tuilerien mit der Ausarbeitung einer Constitution für das Kaiserreich beschäftigt.

Schon bevor Napoleon seine Heimkehr nach Frankreich ausgeführt, hatten alte Republicaner und Bonapartisten die Unzufriedenheit der Bevölkerung und des Heeres mit den „durch die fremden Bajonette" auf den französischen Thron zurückgeführten Bourbons geschürt und zum Sturze derselben, auch ohne dabei auf Napoleons Rückkehr zu rechnen, Aufstand und Empörung vorbereitet. Als nun der Kaiser, ohne von den Führern dieser Verschworenen gerufen worden zu sein, die Küste Frankreichs betrat und über Erwarten glückliche Fortschritte im Süden machte, zögerten die Bonapartisten im Norden nicht, die Waffen offen für ihn zu erheben. Am 10. März brach General Lefebvre-Desnouettes mit einigen Truppen aus Cambray auf und rückte vereint mit den beiden Generalen Lallemand in die mit Kriegsvorräthen reich versehene Festung La Fère ein, wo sie unter dem Vorgeben, einen in Paris ausgebrochenen Aufstand zu dämpfen, den Commandanten, General d'Aboville, aufforderten, sich ihnen anzuschließen. Von diesem zurückgewiesen, zogen sie weiter auf der Straße nach Paris und erreichten am 11. März Compiègne. Der Zuzug, welchen ihnen General Drouet von

Lille her zugesagt, blieb aus; die Truppen weigerten sich weiter zu marschiren; General Lefebvre ergriff die Flucht, die beiden Lallemands wurden von ihren eigenen Officieren verhaftet; General Lions führte die Truppen nach Cambray zurück. Der König belobte in einer Proclamation vom 12. März an das Heer „die treuen Soldaten, welche die Anführer, die sie zur Untreue zu verleiten gesucht, fest genommen hätten.“ Am folgenden Tage wurde der Kammer der Deputirten ein Gesetzvorschlag auf Befehl des Königs vorgelegt, in welchem erklärt wurde, „daß die Garnisonen von La Fère, Lille und Cambray sich um das Vaterland verdient gemacht, daß ihnen, sowie den Marschällen Mortier und Macdonald National-Belohnungen zuerkannt würden.“

Die guten Nachrichten aus den nördlichen Departements wogen indeß keineswegs die, aus den südlichen eingehenden, schlimmen auf. Der Einzug des Kaisers in Grenoble, ohne daß ein einziger Schuß gefallen, des Obersten Labedoyère's und seines Regiments Treubruch, die Aufnahme, welche das Landvolk und die Nationalgarden Napoleon überall auf seinem Wege bereiteten, entmuthigten den Hof und die Royalisten in Paris wurden kleinlaut. Es galt dem Kaiser in Lyon zuvorzukommen; der Graf von Artois und der Herzog von Orleans trafen hier am 8. März ein, wurden aber nur von einer kleinen Schaar royalistischer Freiwilliger, angeführt von dem Präfecten Graf Chabrol, mit lautem Zuruf empfangen.

Der anfänglich beschlossene Marsch nach Grenoble, dem Kaiser entgegen, wurde aufgegeben; selbst der Marschall Macdonald, der in seiner Treue gegen den König nicht wankte, sprach die Besorgniß aus, daß man Napoleon nur Verstärkung zuführen werde. Bei einer Heerschau, welche die Prinzen am 10. März Vormittags hielten, erscholl aus den Reihen der Truppen kein „Vive le roi!“ und als eine Abtheilung Sappeurs Anstalt machte, die Rhonebrücke zu sprengen, wurde sie von der Volksmenge zurückgedrängt. — Dreifarbige Fahnen und Cokarden zeigten sich hier und da, die Proclamationen des Kaisers entzündeten die zurückgedrängte Gluth der Vaterlandsfreunde. Die königlichen Prinzen sahen, daß sie hier überflüssig seien, sie kehrten nach Paris zurück und überließen dem Marschall Macdonald die Vertheidigung der Stadt. Er ließ die Brücke verrammeln und stellte zwei Bataillone nebst vier Kanonen zur Vertheidigung derselben auf. Die Besatzung stand auf dem Platze Bellecour unter den Waffen; an mehreren Stellen am Ufer der Rhone wurden Vertheidigungs-

anstalten getroffen. Im unbedenklichen Vertrauen, daß die Truppen innerhalb der Stadt sich mit den seinigen vereinigen würden, ließ der Kaiser eine Abtheilung seiner Grenadiere in die, auf dem linken Ufer gelegene, volkreiche Vorstadt Guillotière eindringen. Der Jubel, mit welchem die Menge „die alten Schnurrbärte" empfing, verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt. Verwegene Arbeiter mit Aexten und Beilen drangen bis an die Barrikaden der Brücke vor, bald schlossen sich ihnen Soldaten an, die Pfähle, Balken und Karren wurden in die Rhone geworfen, die Vorhut des Kaisers zog ein, empfangen von Volk und Truppen mit dem alten Feldgeschrei: „Vive l'Empereur!" Macdonald versuchte vergebens die, auf dem Platze Bellecour versammelten, Truppen an die, dem Könige geschworene, Treue zu erinnern; nicht ein einziger Mann schloß sich ihm an. Einsam ritt er den, bereits vor ihm flüchtig gewordenen, Prinzen nach, während der Kaiser an der nun offenen Brücke von einer freudigtobenden Volksmenge umwogt, von dem Maire und der Municipalität empfangen wurde, welche ihm die Schlüssel der Stadt überreichten. Der General Brayer, Commandant von Lyon, war Macdonald nicht gefolgt; er meldete dem Kaiser, daß er und die gesammte Besatzung sich zu seiner Verfügung stellten. Der Kaiser gab ihm Befehl, am folgenden Tage mit einer starken Abtheilung auf Paris zu marschiren. Von Lyon aus schrieb er an seine Gemahlin nach Wien: „Madame und theure Gemahlin! Ich bin wieder auf meinen Thron gestiegen und lade Sie ein, zu mir zu kommen." Am 12. März hielt der Kaiser Heerschau und nach derselben war großer Empfang bei ihm im Erzbischöflichen Palaste. Napoleon wußte sehr wohl, daß er von den Bourbons und den Royalisten nichts zu besorgen habe; die Gegner, deren Einfluß er fürchten mußte, waren die Liberalen, die Vertheidiger der constitutionellen Charte; es kam darauf an, die von Ludwig XVIII. octroyirte an Freisinnigkeit zu überbieten: der Kaiser gab sich den Anschein zu den Grundsätzen von 1789 zurückzugreifen. „Ich will," sagte er bei dem Empfange der Bürgerschaft und der Behörden, „die Interessen schützen, die unsere Revolution gestiftet hat; ich will gemeinsam mit den Stellvertretern der Nation einen Familienpact aufstellen, welcher die Freiheit und die Rechte aller Franzosen auf immer bewahren soll; ich will euch nicht wie Louis XVIII. eine Charte octroyiren, die ich zurücknehmen kann, sondern die Verfassung soll das Werk des Volks und das meine sein. Doch was rede ich von dem Könige von gestern, welcher „im zwanzigsten Jahre meiner

Regierung" Ordonnanzen erläßt; Sie sehen, meine Herren, die Bourbons haben nichts gelernt und nichts vergessen."

Daß es dem Kaiser Ernst damit sei, die Grundsätze der Revolution zur Geltung zu bringen, verkündeten eine Anzahl Decrete, welche er aus Lyon am 13. März als „Napoleon durch die Gnade Gottes und die Constitutionen Kaiser der Franzosen" erließ. „In Betracht," so lautet die eine, „daß die Pairskammer zum Theil aus Personen besteht, welche die Waffen gegen Frankreich getragen haben und deren Vortheil wäre, daß die Feudalrechte wieder hergestellt, die Gleichheit unter den verschiedenen Klassen wieder zerstört, die Verkäufe der Nationalgüter aufgehoben und daß das Volk der Rechte beraubt würde, welche es in einem fünfundzwanzigjährigen Kampfe gegen die Feinde des Nationalruhms erworben hat, in Betracht, daß die Vollmachten der Abgeordneten des gesetzgebenden Körpers erloschen sind und die Kammer der Gemeinen keinen nationalen Charakter mehr besitzt, und daß ein Theil dieser Kammer sich des Vertrauens der Nation unwürdig gemacht hat, indem sie der Herstellung des, durch die vom Volke angenommene Verfassung abgeschafften, Lehnsadels beipflichtete, auf Frankreich die Schulden wälzte, die im Auslande zur Anzettelung von Coalitionen und zur Besoldung feindlicher Truppen aufgenommen wurden; da ferner diese Kammer den Bourbons den Titel eines legitimen Königs ertheilt, was so viel heißt, als das französische Volk und Heer für Rebellen erklären, die einzigen guten Franzosen aber seien jene Emigranten, welche fünfundzwanzig Jahre lang den Busen ihres Vaterlandes zerfleischten und alle Volksrechte verletzten, indem sie das Princip heiligten, daß die Nation für den Thron, nicht der Thron für die Nation gemacht sei, haben Wir verordnet und verordnen wie folgt: Art. 1. Die Pairskammer ist aufgelöst. Art. 2. Die Kammer der Gemeinen ist aufgelöst. Art. 3. Die Wahlcollegien der Departements des Reichs werden sich im Laufe des nächsten Monats Mai nach Paris zur außerordentlichen Versammlung des Maifeldes begeben, um die geeigneten Anstalten zu treffen, damit unsere Verfassungen dem Willen der Nation gemäß berichtigt und verbessert werden und um zugleich der Krönung der Kaiserin, Unserer vielgeliebten Gemahlin, und Unseres vielgeliebten Sohnes beizuwohnen.*) Art. 4. Unser Großmarschall Major-General

*) Diese Ankündigung sollte dazu dienen, die Franzosen glauben zu machen, daß zwischen Napoleon und dem Kaiser Franz das beste Einvernehmen wieder hergestellt sei.

der großen Armee (Berthier) ist beauftragt, die nöthigen Maßregeln zur Bekanntmachung des gegenwärtigen Decrets zu treffen."

Einen noch mehr revolutionairen Ton stimmte der Kaiser in einem zweiten Decrete aus Lyon von demselben Tage an:

„Napoleon u. s. w.

„Art. 1. Der Adel ist abgeschafft und die Gesetze der constituirenden Versammlung treten in Kraft.

„Art. 2. Die Feudaltitel sind verboten.

„Art. 3. Die Personen, die von Uns für nationale Dienste mit nationalen Titeln beschenkt und deren Titel im Staatsrath beglaubigt worden sind, führen dieselben auch in Zukunft.

„Art. 4. Wir behalten Uns vor, den Nachkommen der Männer Titel zu geben, die den französischen Namen in verschiedenen Jahrhunderten verherrlicht haben, sei es im Befehl über Heere oder Flotten, in dem Rathe der Fürsten, in der bürgerlichen oder Gerichtsverfassung, in den Wissenschaften und Künsten, im Handel" u. s. w.

Durch ein drittes Decret wurden alle, seit dem 1. April 1814 im Heere des Königs angestellten, früher ausgewanderten Officiere entlassen. Noch sechs andere Decrete dictirte heute der Kaiser aus dem Stegreife. Die dreifarbige Cokarde wurde wieder hergestellt; die seit dem 1. Januar 1814 zurückgekehrten Emigranten verbannt, ihre Güter sowie die der Familie der Bourbons wurden confiscirt.

Für Ludwig XVIII. war nun des Bleibens nicht länger in seiner guten Stadt Paris; in der Mitternachtstunde vom 19. zum 20. März schleppte sich das schwerfällige Gespenst in Pelzstiefeln, Pelzrock und Pelzmütze bis über die Ohren wohlverwahrt, am Arme des Grafen Blacas durch die öden Gänge der Tuilerien, die Stufen hinab, wo man den König in den Wagen hob und schob, ohne daß er selbst wußte, wohin. Zunächst wurde die Straße nach Lille eingeschlagen, weil man dort die Besatzung und die Bürgerschaft gut royalistisch gesinnt wähnte. Diese gute Gesinnung hielt jedoch nur einen Tag vor. Am zweiten Tage erklärte der Marschall Mortier, der für seine Person ein treuer Diener des Königs war: er könne für die Besatzung nicht einstehen und müsse rathen, die Stadt zu verlassen. Zuvor erließ der König von hier noch zwei Ordonnanzen; in der einen forderte er zur Steuerverweigerung auf, in der zweiten

erklärte er die abgefallene Armee für aufgelöst. Der Marschall Macdonald gab ihm das Geleit bis zur niederländischen Grenze, wo dann Ostende das nächste Ziel seines Ausfluges wurde, den er von hier nach dem, für vertriebene Fürsten ihm als gastfrei bekannten, England fortzusetzen gedachte. Da Napoleon nicht sofort einen feindlichen Einfall in die Niederlande unternahm, nahm Ludwig XVIII. die Einladung des Königs der Niederlande, in Gent seine Residenz aufzuschlagen, an.

In den Tuilerien hatte eine Abtheilung der Nationalgarde bei dem Abzuge des Königs die Wache. Sie trug noch im Laufe des Tages die weiße Cokarde und auf dem Carousselplatze vor dem Schlosse hatte sich eine Schaar royalistischer Freiwilliger aufgestellt, welche die neugierig herbeiströmende Menge wiederholt in ihr „Vive le roi!" einzustimmen aufforderten. Da erschien des Nachmittags, vom Palais royal herankommend, eine gemischte Truppe, geführt von dem General Exelmans, Reiter und Fußvolk mit einigen Kanonen, vorauf eine dreifarbige Fahne, mit dem Ruf: „Vive l'Empereur!" in welchen die Masse einstimmte. Der General erzwang sich den Eingang in das Schloß und bald wehte von den Zinnen der Tuilerien das dreifarbige Banner, von dem Jubel der Menge begrüßt. Die weißen Cokarden an den Czackos und Bärenmützen der Nationalgardisten verschwanden; die royalistischen Freiwilligen zerstreuten sich; auf und ab wogte die Bevölkerung der Vorstädte in drohender Haltung, die Läden wurden geschlossen. Auf einen feierlichen Einzug hatte Napoleon, da ihm die Stimmung der Pariser als zweifelhaft geschildert worden war, verzichtet. Gegen 9 Uhr des Abends fuhr, von wenigen Reitern begleitet, der leichte, von vier Postpferden gezogene, Wagen an der Treppe der Tuilerien vor. Der Kaiser in seinem grauen Ueberrock, an dem kleinen dreieckigen Hute kenntlich, stieg aus und sofort brach die Menge in einen nie endenden Jubelruf aus. Von Innen wie von Außen drängten die Massen so sehr, daß der Kaiser hier wirklich in Gefahr kam, von der Liebe des Volkes erdrückt zu werden. Mit größter Anstrengung brachen einige Officiere ihm Bahn, so daß er endlich in die ihm wohlbekannten Gemächer gelangte, wo ihn seine Stieftochter, die Königin Hortense, mit offnen Armen empfing. Alte Hofschranzen, Minister, Staatsräthe, Generale, der Director der Posten Lavalette, selbst Fouché hatten sich eingefunden, dem Kaiser ihre allertreuesten Gesinnungen und allerunterthänigsten Huldigungen zu Füßen zu legen. Behörden der Stadt und Bürgerschaft hatten

zur Begrüßung heute noch nicht die Stimmung gefunden. Der Moniteur vom 21. März überraschte Paris mit der Nachricht: „Paris den 20. Der König hat in der Nacht Paris verlassen. Der Kaiser ist des Abends 8 Uhr in seinem Palais der Tuilerien angekommen."

Das für den geflüchteten Ludwig XVIII. in der königlichen Hofküche zugerichtete Mittagessen ward als Abendbrot auf der kaiserlichen Tafel für den zurückgekehrten Kaiser aufgetragen; von den gepuderten Perrücken, geschminkten Gesichtern und trippelnden Damenfüßchen war im Empfangssaal der Tuilerien nichts mehr zu sehen, noch zu hören. Reiterstiefeln mit klingenden Sporen, Säbelgerassel und klirrendes Wehrgehäng ließen sich in der Umgegend des Kaisers vernehmen.

Ein ungeheurer Wurf war gelungen; binnen einundzwanzig Tagen Frankreich wieder erobert ohne Schwertstreich, ohne daß auch nur ein Tropfen Blutes geflossen, der König und sein Haus davongegangen, ohne den Kampf um die Krone zu wagen, das Kaiserreich wiederhergestellt, der Kaiser von dem Volke und dem Heere im Triumphe zurückgeführt auf seinen Thron. In wenigen Tagen war das Unglaubliche geschehen; der Kaiser aber täuschte sich keinen Augenblick darüber, daß nun erst die Arbeit für ihn beginnen werde. Noch einmal betrat er den Schauplatz der Weltgeschichte, um das große Drama, welches bei dem Acte der Abfahrt nach Elba bei ihm, wie bei aller Welt, ein unbefriedigtes Gefühl zurückgelassen hatte, zu einem verhängnißvollen Abschlusse zu bringen. Mit dem Einzuge in die Tuilerien begann dieser letzte Act; bis dahin hatte der König regiert, heute übernahm der Kaiser die Regierung, und zwar nicht die eines geordneten, gesicherten Friedensstaates; auf Waffen und Krieg war das Kaiserreich gestellt, nur durch die Bajonette konnte es gegen inneren Zwist und äußeren Feind behauptet werden. Denn keineswegs friedlich und freundlich lautete die Begrüßung, welche Deutschland, Preußen voran, dem kaiserlichen Friedensbrecher zurief, als er seinen Einzug in die Tuilerien gehalten hatte. „Napoleon ist," so ließ sich der Rheinische Merkur vernehmen, „wie ein Leit-Rabe erschienen, hat sich auf einen Baum geschwungen und gekrächzt, und siehe da! alle Raben seiner Sprache sind schaarenweis herbeigeflogen, haben ihm ihre Noth beim Mangel des Aases geklagt und geschworen, ihm zu folgen, wohin ihn die Witterung führen werde. Es ist ihm und ihnen gelungen, in zwanzig Tagen haben sie das Franzosenland durchflogen und in Paris den gutmüthigen Pelican

aus dem Neste geworfen. Napoleon ist nun Herr seiner Raben und durch sie Herr des Landes. Er hat bewiesen, daß er sie zu regieren versteht. In einer Woche hat er das ganze verwickelte Reich umgeschmolzen und ihm eine Verfassung gegeben, sich Minister aller Geschäfte gewählt, was der Bourbon in einem Jahre nicht vermocht hat. Franzosen zu regieren verstehen die Bourbons nicht; ihr Thron ist uns daher keine Gewähr für unsere Ruhe. Wir werden daher den König wohl bedauern, aber nicht ausziehen, um der Familie ihr Recht wieder zu erobern. Wem man den Zauberstab in die Hand giebt, wen man sogar mitten in den Kreis stellt und der doch die Geister nicht zu beschwören versteht, verdient für solch, mit seinen Kräften unabgewogenes Wagstück vom Bösen weggeführt zu werden. Wir lassen fahren, was sich nicht halten läßt. Gewährt uns der bourbonische Thron keinen Frieden dadurch, daß er die Franzosen nicht zu regieren vermag, so gewährt uns der napoleonische keinen dadurch, daß er sie nur nach ihren Trieben zu regieren versteht. Für Europas Ruhe ist daher von keiner dieser beiden Dynastien etwas zu erwarten. Wir müssen zum zweiten Male aufstehen, zum zweiten Mal den Friedensfeind vertreiben, aber hoffentlich nicht zum zweiten Mal die Bourbons auf den französischen Thron setzen, sondern nur eine neue Verfassung mitbringen, nämlich die, welche sie uns gebracht: die Souverainetät von einem halben Dutzend Königen." *)

Gegen Paris war der Kaiser mit Mißtrauen erfüllt und er hatte Grund genug dazu. Die Nationalgarde und die Bürgerschaft hatten bei der Vertheidigung der Hauptstadt im vergangenen Jahre das Heer nicht unterstützt, durch die Verleihung der Charte hatte der König eine Partei der constitutionellen Liberalen ins Dasein gerufen, die, obschon sie Opposition gegen den Hof und die königliche Regierung machten, dennoch weit davon entfernt waren, sich unbedingt dem absoluten Kaiser in die Arme zu werfen. Waren nun auch die Pariser durch die Buhlerei Alexanders um ihre Huldigungen von Einquartierung, Kriegssteuer und Erpressungen, wie sie Napoleon sich in Deutschland ohne Umstände erlaubt hatte, verschont worden, so hatten sie doch ein Vorgefühl davon, daß, wenn Blücher und die Kosacken zum zweiten Male wiederkehrten, es nicht mit einem so gelinden Lanzenkitzel, wie das erste Mal, abgethan werden würde. Auch Paris hat seine Handel- und Gewerbtreibenden, seine „bourgeois", welche

*) Rhein. Merkur No. 251. 1815.

des gesicherten Besitzes nach Revolution und Kriegsstürmen sich zu erfreuen gedachten, auch an wohlhäbigen Philistern fehlt es dort so wenig, wie in Berlin und Wien, denen Ruhe für die erste Bürgerpflicht galt. Diesen Leuten — und sie bildeten die Mehrzahl der wohlhabenden Bevölkerung der Hauptstadt — paßte die Rückkehr des Kaisers und der damit in Aussicht gestellte Kampf gegen das verbundene Europa durchaus nicht in ihren Kram; die Papiere fielen am Tage nach der Rückkehr des Kaisers um 30 Procent.

Das Erste und Nothwendigste war die Bildung eines Ministeriums; ein Volk von dreißig Millionen, obenein Franzosen, die gestern noch aus vollen Hälsen „Vive le roi!“ und heut eben so „Vive l'Empereur!“ schrien, leidlich in Ordnung zu bringen, war keine leichte Aufgabe. Durch Ordonnanz vom 20. März erhielten der Erzkanzler Cambacérès das Portefeuille der Justiz, der Herzog von Gaëta das der Finanzen, der Herzog von Bassano (Maret) das des Auswärtigen, der Herzog Decrès das der Marine und Colonien, der Herzog von Otranto (Fouché) das der Polizei, der Graf Mollien das des kaiserlichen Schatzes, der Marschall Prinz Eckmühl (Davoust) das des Krieges, der Herzog von Rovigo (Savary) wurde zum Inspecteur-General der Gendarmerie, der Graf Bondy zum Präfecten des Departements der Seine und der Staatsrath Réal zum Polizeipräfecten von Paris ernannt.

General Carnot, welcher sich anfänglich geweigert, in das Ministerium einzutreten, gab nach und übernahm das des Innern. Gegen seinen Wunsch und Willen ernannte der Kaiser ihn zum Grafen, was, sowie die Wiederherstellung des kaiserlichen Hofstaates im alten Styl der Vermuthung Raum gab, daß Napoleon selbst zu denen gehöre, welche in der Verbannung „nichts gelernt und nichts vergessen“ hätten. — Nur dies war ihm einleuchtend geworden, daß er sich bei den Parisern einer besseren Aufnahme versichert halten dürfe, wenn er ihnen auf der Friedenspfeife vorschalmeie, als wenn er sofort in die Kriegsposaune stoße. Um zu gleicher Zeit dem Inlande wie dem Auslande ein Unterpfand seiner friedliebenden Gesinnung zu geben, richtete er an die Beherrscher der Großstaaten Europas und zwar an jeden derselben eigenhändig unter dem 4. April aus Paris nachstehendes Schreiben: „Mein Herr Bruder! Sie werden im Laufe des vergangenen Monats meine Rückkehr an die Küsten Frankreichs, meine Ankunft in Paris und die Abfahrt der Familie der Bourbons erfahren haben. Die eigentliche Natur dieser Ereignisse wird gegenwärtig Ew.

Majestät bekannt sein. Diese sind das Werk einer unwiderstehlichen Gewalt, das Werk des einstimmigen Willens einer großen Nation. Des Volkes Stimme rief nach einem Befreier; meine Erwartung, welche mich zu dem größten Opfer (der Abdication) bewogen hatte, ist getäuscht worden. Ich bin zurückgekehrt und von dem Augenblicke an, wo ich an das Land stieg, hat die Liebe meiner Völker mich bis mitten in meine Hauptstadt begleitet. Das erste Bedürfniß meines Herzens ist, eine so große Zuneigung durch eine ehrenvolle Erhaltung des Friedens zu belohnen. Die Wiederherstellung des Kaiserthrones war nothwendig für das Glück der Franzosen. Mein süßester Gedanke ist ihnen zu gleicher Zeit nützlich zur Befestigung der Ruhe Europas. Genug des Ruhmes hat die Fahnen der verschiedenen Nationen, eine nach der anderen verherrlicht; die Unbeständigkeit des Schicksals hat lange genug den Wechsel großer Unfälle und großen Glücks gezeigt. Ein schönerer Kampfplatz eröffnet sich jetzt den Fürsten und ich will ihn zuerst betreten. Nachdem der Welt das Schauspiel größerer Kämpfe geboten wurde, wird es ein höheres Vergnügen gewähren, keinen anderen Wettstreit zu kennen, als um die bessere Benutzung des Friedens, kein anderes Ringen mehr als das heilige Ringen (la lutte sainte) um die Wohlfahrt der Völker. Frankreich gefällt sich, mit allem Freimuth dieses edle Ziel aller seiner Wünsche zu verkündigen. Wie es auf seine eigene Unabhängigkeit eifersüchtig ist, wird die größte Achtung vor der Unabhängigkeit der anderen Nationen der unveränderliche Grundsatz seiner Politik sein. Ist dies, wie ich das frohe Vertrauen habe, die persönliche Gesinnung Ew. Majestät, so ist für lange Zeit die Ruhe gesichert und die Gerechtigkeit, an den Grenzen sitzend, wird ganz allein genügen, sie zu schützen.

„Ich ergreife mit allem Eifer diese Gelegenheit“ u. s. w.

Trotzdem, daß kein einziger der europäischen Höfe diese Zuschrift beantwortete oder einen Gesandten Napoleons annahm, suchte dieser dennoch die Franzosen glauben zu machen, es werde ihm gelingen, den Frieden aufrecht zu erhalten und zunächst Oestreich auf seine Seite zu ziehen. Schon von Lyon aus hatte er seine Gemahlin eingeladen, mit dem Sohne zu ihm zurückzukehren, und ihre bevorstehende Krönung verkündigt.

Nach seiner Ankunft in Paris ließ er verbreiten, die Kaiserin habe mit Einwilligung ihres Vaters die Einladung angenommen, und die zu ihrem Empfange nöthigen Anstalten wurden getroffen.

Napoleon wußte sehr wohl, daß er, so vollständig auch der Sieg war, den er über die flüchtig gewordenen Bourbons erfochten hatte, sich auf dem Kaiserthrone nur dadurch behaupten könne, daß er dem kriegsmüden Frankreich den Frieden mit Europa erhalte und von jetzt an, wie er es oft verheißen, seinen höchsten Ruhm in dem Ausbau einer freien Verfassung im Innern suche. Dem Kaiser von Rußland erwies er den Freundschaftsdienst, ihm den, von England, Frankreich und Oestreich gegen ihn und Preußen in Wien am 3. Januar 1815 geschlossenen Bundesvertrag zu übersenden, welchen Ludwig XVIII. bei seiner übereilten Flucht nebst anderen Papieren in der Briefmappe auf seinem Schreibtische zurückgelassen hatte. Noch günstigeren Erfolg versprach er sich von einer Unterhandlung, welche er mit Metternich anzuknüpfen suchte. Der Hergang dieses diplomatischen Lug- und Trug-Intriguenstückes war folgender. Metternich hatte gegen Ende April 1815 einen geheimen Agenten als Commis-Voyageur von Wien nach Paris mit Briefen und Aufträgen an Fouché geschickt, um diesen für die Sache der Alliirten zu gewinnen und von ihm zu erfahren, auf welche Weise man sich wohl am leichtesten und sichersten von Napoleon befreien könne. Der Kaiser, welcher „den infamen Fouché", wie er ihn zu nennen pflegte, nicht zurückzustoßen wagte, als er ihm seine Dienste anbot, ihm aber so wenig traute, daß er ihn nach seiner Ernennung zum Polizeiminister durch den Präfecten der Polizei, Réal, überwachen ließ, hatte Anzeige von dem Sendling Metternichs erhalten, ließ ihn festnehmen und erfuhr durch ihn, daß Metternich den Baron Werner als Bevollmächtigten nach Basel geschickt habe, wohin Fouché einen Boten senden möge, um mit ihm Näheres zu verabreden. Der östreichische Sendling, welcher eingesperrt wurde, mußte seine Briefe und Erkennungszeichen abgeben und Napoleon schickte damit den treuergebenen Fleury de Chaboulon nach Basel. Diesem gelang es, bei dem Baron Werner vollen Glauben zu finden, als ob er von Fouché heimlich abgesandt sei, um sich mit Metternich über den Sturz Napoleons zu berathen, zu gleicher Zeit aber suchte er dem östreichischen Cabinet eine hohe Meinung von der Machtstellung beizubringen, welche Napoleon aufs Neue eingenommen habe, so daß, wenn man sich nicht durch einen Dolchstoß von ihm befreien wollte, am Ende das Rathsamste sein würde, mit ihm in Unterhandlung wegen des Friedens zu treten. Als der Baron Werner sich nun so weit herausließ: „die Verbündeten würden nicht auf die Wiedereinsetzung der Bourbons bestehen, noch viel weniger aber Napoleon auf

dem Throne von Frankreich lassen und daß schon die Einsetzung einer Regentschaft in Vorschlag gebracht worden sei," machte Fleury de Chaboulon ihm bemerklich, daß der Einzige, welcher ihm hierzu geeignet scheine, der Prinz Eugen, der ehemalige Vice-König von Italien, sei, fügte jedoch hinzu, daß Frankreich weder unter einer Regentschaft, noch unter einer republicanischen Verfassung Ruhe halten werde. „Ein Bundesstaat," sagte er, „mag einem Lande von geringer Bevölkerung wie die Schweiz, oder einem jugendlichen Staate wie Nordamerika zusagen; für unser altes Frankreich aber wäre es ein Unglück, wir sind zu leichtsinnig, zu leidenschaftlich, wir bedürfen eines Herrschers, eines Gebieters, welcher Furcht und Gehorsam einzuflößen versteht. Lassen Sie mich offen sprechen: der einzige Chef, der uns zusagt, ist Napoleon, nicht mehr jener ehrgeizige Eroberer, nein, der durch das Unglück gebesserte Napoleon.

„Der Wunsch zu herrschen wird ihn nachgiebig gegen die Wünsche Frankreichs und Europas machen. Er wird Gewährleistungen geben, wie man sie nur verlangen mag, und ich glaube, daß der Herzog von Otranto sich sehr glücklich schätzen wird, gemeinschaftlich mit dem Fürsten Metternich zur Wiederherstellung des Friedens von Europa und des guten Einvernehmens zwischen Frankreich und Oestreich beigetragen und die Macht des Kaisers so beschränkt zu haben, daß es ihm nicht möglich sein wird, ein zweites Mal die Ruhe Europas zu stören."

Der östreichische Abgesandte meinte zwar, der Fürst Metternich, der Fouché für einen geschworenen Feind Napoleons halte, werde über dessen Sinnesänderung sehr verwundert sein, versprach jedoch ihm von dem, was ihm so eben mitgetheilt worden sei, getreulich Bericht zu erstatten. Beide trennten sich mit dem Versprechen, nach Verlauf von acht Tagen in Basel wieder zusammenzutreffen.

Napoleon bezeigte seinem Abgesandten, welcher am 8. Mai wieder in Paris eintraf, seine Zufriedenheit über die Ausführung des ihm ertheilten Auftrages, wobei er sich besonders anerkennend über Metternich äußerte, von dem er wohl wisse, daß er keine Mörder gegen ihn dingen werde. „Er liebt mich nicht, allein er ist ein Mann von Ehre. Wenn nur Oestreich wollte, es würde sich Alles arrangiren; allein es hat eine zu wankende Politik, welche Alles verdirbt. Der Kaiser ist übel berathen; er kennt Alexander nicht, er weiß nicht, wie gerieben und ehrsüchtig die Russen sind. Sollten sie einmal die Herren werden, so wird ganz Deutschland über den Haufen geworfen. Alexander läßt den guten Franz und die kleinen

Könige, denen ich die Kronen gegeben habe, „verwechselt das Bäumchen!"*) spielen. Die Russen werden, wenn ich nicht mehr da sein werde, die Herren der Welt spielen. Europa wird nicht eher wissen, was ich werth bin, als wenn es mich nicht mehr haben wird. Kein Anderer als ich war stark genug, mit einer Hand England zu bändigen, mit der andern Rußland im Zaum zu halten. Ich will ihnen die Mühe sparen, zu überlegen, wohin sie mich bringen sollen; wenn sie es nur wagten, sie würden mich in einen eisernen Käfig einsperren und mich ihren Maulaffen wie eine wilde Bestie zeigen. Fürs Erste sollen sie mich nicht haben; sie sollen erfahren, daß der Löwe noch lebt und sich nicht an die Kette legen läßt. Sie kennen meine Macht nicht. Wenn ich morgen die rothe Mütze aufsetzen würde, sie würden Alle verloren sein." Mittlerweile hatte Napoleon es für das Beste gehalten, Fouché von der Sendung Chaboulons in Kenntniß zu setzen; so sehr fürchtete er ihn. Fouché war an das Mißtrauen des Kaisers gewöhnt, so daß er sich durch jene Sendung hinter seinem Rücken durchaus nicht verletzt fühlte. Daß er den Kaiser von der vertraulichen Zuschrift, die er von Metternich erhalten, nicht in Kenntniß gesetzt habe, entschuldigte er damit, daß Se. Majestät nicht schweigen könne und sehr oft durch sein Ausplaudern Alles verdorben habe. Er erklärte sich einverstanden damit, daß Chaboulon eine zweite Zusammenkunft mit Baron Werner in Basel habe, und gab ihm Briefe für Metternich mit, welche der Kaiser vorher gelesen.

Die Vorschläge, welche diesmal Werner im Auftrage Metternichs machte, gingen dahin: „förmlich zu erklären, daß die Verbündeten in keine Unterhandlung mit Napoleon treten, auf die Wiedereinsetzung der Bourbons nicht bestehen, dagegen ihre Zustimmung zu einer Regentschaft des jungen Napoleon geben würden," wobei natürlich auf die Rückkehr der Kaiserin Marie Louise als Regentin von Seiten Oestreichs gerechnet wurde. Da sich Metternich nicht mit Bestimmtheit über das Loos, welches man Napoleon zugedacht habe, aussprach, der Baron Werner nur wiederholte, „daß, wenn auch die Fürsten geneigt wären, mit Napoleon Frieden zu schließen, ihre Völker sich widersetzen würden, welche Bonaparte für eine Pest der Menschheit hielten und Alle ihren letzten Blutstropfen hingeben würden, um ihm das Scepter, vielleicht das Leben zu entreißen," entgegnete Chaboulon: „Ich weiß sehr wohl, daß die Preußen ihm einen ewigen

*) Jouer aux quatre coins.

Haß geschworen haben; allein die Russen und Oestreicher werden diese Zornesmuth nicht theilen." Werner wiederholte die Versicherung, daß die Verbündeten darüber vollkommen einverstanden seien, mit Napoleon in keinerlei Unterhandlung zu treten und Chaboulon, daß, wenn die Entscheidung auf das Schwert gestellt werde, es leicht geschehen könne, daß Napoleon seine siegreichen Heere noch einmal nach Wien und Berlin führe; daß er aber gegenwärtig geneigt sei, der Welt den Frieden zu erhalten, auch wenn man große Opfer von ihm verlange. Der Einsetzung einer Regentschaft werde er gewiß seine Zustimmung nicht versagen. Beide Unterhändler trennten sich am 1. Juni. — Eine dritte Zusammenkunft, welche sie verabredeten, fand nicht statt; der östreichische Bevollmächtigte blieb aus. Napoleon ließ sich nur allzu lang durch die Hoffnung, den Frieden erhalten zu können, täuschen. „Man bietet mir," sagte er eines Morgens beim Empfange seines Hofes, „eine Regentschaft an; es hängt nur von mir ab, sie anzunehmen."

Daß der Wiener Hof auf die Möglichkeit einer Regentschaft des Sohnes Napoleons und der Kaiserin Marie Louise speculirte, ergiebt sich auch daraus, daß Metternich in einer, an Castlereagh aus Wien vom 9. Mai 1815 gerichteten, Note erklärte: „daß die, von England dem 8. Artikel des Tractats vom 25. März gegebene, Auslegung vollkommen den Grundsätzen gemäß sei, nach welchen der Kaiser von Oestreich im Laufe des gegenwärtigen Krieges seine Politik zu regeln gedenke. Der Kaiser, obschon unwiderruflich entschlossen, alle seine Anstrengungen gegen die Usurpation Napoleon Bonaparte's zu richten, wie dieser Zweck im 3. Artikel des besagten Vertrags ausgedrückt wird und im vollkommensten Einverständniß mit seinen Verbündeten zu handeln, ist nichts desto weniger überzeugt, daß die Pflicht, welche ihm durch das Interesse seiner Unterthanen und durch seine eigenen Grundsätze aufgelegt wird, ihm nicht erlaube, den Krieg fortzusetzen, um Frankreich irgend eine Regierung aufzubringen."

Napoleon, der nichts unversucht ließ, den Kaiser Franz und Metternich für sich zu gewinnen, richtete mehrmals eigenhändige Schreiben „an den sehr theuern Schwiegerpapa", in welchen er ihn beschwor, den Anrechten seiner Tochter und seines Enkels auf den Thron von Frankreich nichts zu vergeben und nicht gegen sein eigenes Fleisch und Blut Krieg zu führen. Die geheimen Boten Napoleons und seines Ministers Caulaincourt wurden an der streng bewachten Grenze an-

gehalten, die Briefe nach Wien geschickt, wo der gewissenhafte Kaiser sie in Gegenwart der noch anwesenden Bevollmächtigten der Verbündeten öffnen ließ.

Es wurde hierauf unter allseitiger Zustimmung eine Erklärung angenommen, in welcher es heißt: „Die hohen verbündeten Souveraine betrachten sich gegen den gegenwärtigen Beherrscher von Frankreich aus Noth, nicht aus Wahl, im Zustande der Feindschaft, weil die Erfahrung gelehrt, daß er niemals eine eingegangene Verpflichtung gehalten und weil man kein Vertrauen in die Betheuerungen eines Mannes setzen könne, der die feierlichsten Verträge nur so lange beobachte, als es ihm nützlich dünke, und dessen Wort, die einzige Bürgschaft, die er für seine friedlichen Gesinnungen zu geben vermöge, in directem Widerspruche mit seinem vergangenen Leben und mit der militairischen Lage, in welcher er sich befinde, stehe. ... Die hohen Souveraine wollten sich in diesem Kriege keineswegs in die gesetzlichen Rechte des französischen Volkes einmischen, sie hätten nicht die Absicht, sich dem Rechte, welches dieses Volk habe, die ihm genehme Regierungsform zu wählen, zu widersetzen, oder in irgend einer Art seiner Unabhängigkeit als der eines großen und freien Volkes Eintrag zu thun, aber sie glaubten das Recht zu haben, sich der Einsetzung eines Mannes als Oberhaupt der französischen Regierung zu widersetzen, dessen vergangenes Benehmen unwandelbar bewiesen habe, er könne in seiner Stellung nicht dulden, daß die übrigen Nationen sich in Frieden befinden; dessen unruhiger Ehrgeiz, Eroberungssucht und Verachtung der Rechte und der Unabhängigkeit der übrigen Nationen ganz Europa der Gefahr aussetzen, die Erneuerung der früheren Scenen des Raubes und der Verwüstung zu sehen. Wie allgemein auch die Stimmung der Souveraine zu Gunsten der Wiedereinsetzung Ludwigs XVIII. sei, wollten sie doch auf die Handlungen der Franzosen in Betreff dieser oder jener Dynastie, dieser oder jener Regierungsform keinen anderen Einfluß üben, als so weit dies für die dauernde Sicherheit und Ruhe des übrigen Europa unerläßlich wäre."

Die nächste Veranlassung zu dieser Erklärung hatte wohl die Note des englischen Cabinets gegeben, welches erklärt hatte, auf die Wiedereinsetzung der Bourbons nicht bestehen zu wollen und hierin Frankreich freie Hand zu lassen.

Wellington aber, welcher noch vor Kurzem gegen die Zurückberufung der Bourbons war, erklärte sich jetzt für sie. Als Metternich bei dem Herzoge wegen Beseitigung der Bourbons anfragte, antwortete dieser aus Brüssel den 20. Mai: ... „Ich habe Ew. Durchlaucht es oft schon gesagt und die Erfah-

rung jeden Tages bestätigt mir, daß ich Recht hatte, daß die einzige Aussicht auf Frieden für Europa in der Wiederherstellung der legitimen Bourbons besteht. Die Errichtung jeder anderen Herrschaft, sei es in der Person des Herzogs von Orleans, oder einer Regentschaft im Namen des jungen Napoleon oder irgend eines anderen Individuums, oder einer Republik muß zur Aufrechthaltung eines großen Militairstaates zum Ruin aller Staaten Europas führen. Dann wird die französische Regierung einen Krieg beginnen, welcher nur gegen Oestreich oder Andere, für die wir uns interessiren, gerichtet sein kann. In diesem Kriege würden wir obenein die Beschwerniß (the additional difficulty) haben, daß Diejenigen, welche jetzt auf unserer Seite stehen, dann gegen uns fechten und Sie selbst würden sich dann von Feinden umgeben finden. Ich bin überzeugt, Ew. Durchlaucht werden die Gefahr bei all diesen Vorschlägen für das Interesse des Kaisers durchschaut haben und fest aushalten bei der Richtung (line of conduct), welche schließlich zur Aufrichtung der legitimen Regierung in Frankreich führen wird, von welcher allein Europa einen wahrhaften Frieden erwarten darf." — Um die französische Nation über die friedliche Gesinnung der Verbündeten im Ungewissen zu erhalten, sollte die Veröffentlichung eines, von dem Kaiser gemeinschaftlich mit Fouché verfaßten, Berichtes an den Ministerrath über eine, angeblich von den acht Mächten des Wiener Congresses erlassene, Achtserklärung Napoleon Bonaparte's vom 13. März 1815 dienen. Der Ministerrath hatte diese Angelegenheit an den Staatsrath verwiesen. Der Sectionspräsident, Graf Boulay, verarbeitete Fouché's Bericht nach Dictaten des Kaisers zu einer Rechtfertigungsschrift für die Rückkehr desselben von Elba und suchte den Beweis der Unechtheit jenes Wiener Actenstückes zu führen. „Wir behaupten," so beginnt der Bericht des Staatsrathes vom 29. März, „in Uebereinstimmung mit dem Polizeiminister, daß jene Wiener Erklärung vom 13. März nur das Werk der französischen Bevollmächtigten ist, weil die von Oestreich, Rußland, England, Preußen eine Urkunde nicht haben unterzeichnen können, die ihre Fürsten und Völker verleugnen würden. Denn fürs Erste wissen die Bevollmächtigten, von denen die meisten am Pariser Vertrage Theil genommen, daß Napoleon dort als Inhaber des Kaisertitels und als Souverain der Insel Elba bezeichnet worden ist; sie würden ihm diese Titel beigelegt und sich weder im Inhalte noch in der Form über die Achtung hinweggesetzt haben, welche dieselben gebieten. Hingegen darf man sich nicht verwundern, wenn diese Grund-

sätze von französischen Ministern vergessen werden, denen ihr Gewissen mehr als einen Verrath vorwirft und deshalb die Besonnenheit rauben muß. Wie an dem zornigen Ausdruck, so erkennt man auch an dem rohen Inhalte die Organe desselben Hofes, der durch die Ordonnanz vom 6. März Napoleon ebenfalls für vogelfrei erklärte, ihn ebenfalls den Dolchen der Mörder zuwies, ebenfalls Demjenigen eine Belohnung versprach, der seinen Kopf brächte. Hält man nun die vorgebliche Erklärung des Congresses mit dem Vertrage von Fontainebleau zusammen, so wird man finden, daß die Verletzung nur denen anzurechnen ist, die sie Napoleon vorwerfen." — Es werden nun folgende Punkte als Verletzungen, deren sich die verbündeten Mächte und das Haus Bourbon, welche den Vertrag von Fontainebleau unterzeichneten, schuldig gemacht: „1) Der Kaiserin Marie Louise und ihrem Sohne hätten Pässe und ein bewaffnetes Geleite zum Kaiser gegeben werden sollen; statt dessen hat man gewaltsam die Gattin vom Gatten, den Sohn vom Vater getrennt. 2) Die Sicherheit Napoleons, der kaiserlichen Familie und ihres Gefolges war von allen Mächten verbürgt worden, und es haben sich Mörderbanden in Frankreich unter den Augen der französischen Regierung, ja auf ihren Befehl gebildet; noch auf Elba haben einzelne Mörder den ihnen versprochenen Schandpreis zu gewinnen versucht. 3) Die Großherzogthümer Parma und Piacenza sind Marie Louise, der sie für sie, ihren Sohn und ihre Nachkommen als volles Eigenthum zugesprochen waren, vorenthalten geblieben. 4) Prinz Eugen hat die ihm durch den Vertrag zugetheilte Besitzung nicht erhalten. 5) Alles, was der Kaiser für die Tapferen der Armee ausbedungen hatte, ist von den Ministern der Bourbons zurückbehalten worden. 6) Der kaiserlichen Familie sind, ungeachtet des Vertrages, ihre beweglichen und unbeweglichen Güter theils durch Räuberhand, theils durch Beschlagnahme entrissen worden. 7) Der Kaiser Napoleon hätte jährlich zwei Millionen fünfhunderttausend Franken beziehen sollen, und die französische Regierung hat sich beständig geweigert, diese Verpflichtung zu erfüllen. 8) Endlich war dem Kaiser die Insel Elba abgetreten und doch am Congresse auf Anstiften der Agenten der Bourbons der Entschluß gefaßt worden, ihn seinen Feinden auszuliefern und ihm entweder St. Lucie (kleine Antillen) oder St. Helena zum Gefängniß zu geben. Sollte sich Napoleon dem Allen gutwillig unterwerfen? Ein solcher Entschluß scheint zu groß für menschliche Kräfte und dennoch hätte Napoleon ihn zu fassen vermocht, wenn Frankreichs Glück und Frieden mit diesem neuen Opfer erkauft

gewesen wären. Für Frankreich allein legte er 1814 die Krone nieder. Er gab dem französischen Volke die Rechte zurück, die es ihm abgetreten, er hoffte, die Nation werde nach ihrem Hoheitsrechte eine Dynastie wählen und die Bedingungen festsetzen können, unter denen dieselbe zur Regierung berufen würde. Er erwartete von der neuen Regierung, daß sie den Ruhm der Armee und die Rechte der Tapfern in Ehren halten und die Beschützerin aller der neuen Interessen sein werde, die seit einem Vierteljahrhundert aus den neuen politischen und bürgerlichen Gesetzen hervorgegangen sind. Alle diese Hoffnungen sind getäuscht worden, und daß so die Nation hintergangen worden, ist der einzige Beweggrund, aus welchem der Kaiser Napoleon die Insel verlassen hat. Er hat nach Frankreich keinen Krieg gebracht, sondern er ist dem Kriege zuvorgekommen, welchen die Eigenthümer von Nationalgütern, welche vier Fünftheile der französischen Eigenthümer ausmachen, alle vom Adel gedemüthigten Bürger, die Protestanten, Juden und Bekenner verschiedenen Gottesdienstes zu erheben gezwungen gewesen wären. Als Befreier ist er in Frankreich auch aufgenommen worden. Er ist beinah allein an das Land gestiegen, er hat 220 Meilen ohne Gefecht durchzogen und ohne Widerstand mitten in der Hauptstadt sich auf den Thron gesetzt, den die Bourbons verlassen hatten. Und nun, was will Napoleon? Was das französische Volk will, Frankreichs Unabhängigkeit, den innern Frieden, den Frieden mit allen Völkern, die Erfüllung des Vertrages von Paris vom 30. Mai 1814." Der Bericht schließt mit der wiederholten Versicherung, „daß sich in Europa nichts geändert habe, es müßte denn, während die französische Nation nur im Frieden mit ganz Europa zu bleiben wünscht, eine ungerechte Coalition sie zwingen, wie im Jahre 1792 ihren Willen und ihre Rechte und ihre Unabhängigkeit und den von ihr gewählten Fürsten zu vertheidigen."

Der Empfang der Deputationen der hohen Staatsbehörden, welche dem Kaiser zur Wiederbesteigung des Thrones ihre Glückwünsche darbrachten, war für den 26. März bestimmt. Der Ton dieser Adressen war nicht mehr jener frühere allerunterthänigst speichelleckerische; selbst der Staatsrath erkannte, daß jetzt die Zeit gekommen sei, „wo man ein Wort frei hat an das Schicksal."

„Die Souverainetät," so hebt die Adresse an, „hat ihren Sitz im Volke, dieses ist die einzige legitime Quelle der Macht. Im Jahre 1789 hat die Nation die, seit langer Zeit von den Königen usurpirten, oder verkannten Rechte wieder erobert. Die Nationalversammlung schaffte die Feudalmonarchie ab, errichtete

eine constitutionelle Monarchie und eine repräsentative Regierung." Zwar wurde in der Adresse nachgewiesen, daß die von dem Kaiser in Fontainebleau ausgestellte Abdankungsurkunde keine Gültigkeit habe, aber hinzugefügt: „Indem der Kaiser den Thron wieder besteigt, setzt er auch das Volk in seine heiligsten Rechte wieder ein. Ihm ist es zu Theil geworden (und er hat sich dazu in seinen Proclamationen an das Volk und an das Heer verpflichtet), durch Einrichtungen aufs Neue für die persönliche Freiheit und Rechtsgleichheit, für Preßfreiheit und Abschaffung der Censur, für Freiheit des Gottesdienstes, für alle Nationalgüter, wie sie auch entstanden seien, für Unabhängigkeit und Unabsetzbarkeit der Richter, für Verantwortlichkeit der Minister und aller Angestellten der Regierung und dafür, daß von gesetzlich gewählten Repräsentanten der Nation sowohl die Steuern bewilligt, als die Gesetze beschlossen werden, zu sorgen. Zur besseren Begründung der Rechte und Pflichten des Volkes und des Fürsten sollen die Verfassungsgesetze in einer großen Versammlung der Repräsentanten, die der Kaiser schon angekündigt hat, neu geprüft werden" u. s. w.

Der Kaiser antwortete: „Die Fürsten sind die ersten Bürger des Staats. Ihre Autorität ist mehr oder weniger eingeschränkt, je nach dem Vortheile der Nation, die sie regieren. Die Souverainetät selbst ist nur erblich, weil das Wohl des Volkes es erheischt. Außerhalb dieser Grundsätze kenne ich keine Legitimität.

„Ich habe auf die Ideen des großen Reiches verzichtet, zu dem ich seit funfzehn Jahren nur den Grund gelegt. Künftig wird das Glück und die Befestigung (consolidation) des französischen Reichs der Gegenstand aller meiner Wünsche sein." — In der Antwort auf die Adresse des Cassationshofes sagte er: „Niemals durfte in Wahrheit behauptet werden, in keiner Epoche der Geschichte, bei keiner Nation, selbst nicht im Orient, daß die Völker für die Könige vorhanden seien, überall war der Grundsatz geheiligt, daß die Könige nur für das Volk da seien."

Wenn der Gewaltherrscher, welcher noch im vergangenen Jahre den Mitgliedern der Deputirtenkammer das übermüthige Wort entgegenschleuderte: „Ich, Ich bin die Constitution!" jetzt ganz andere Saiten aufzog, von Freiheit des Volks und Beschränkung des Herrschers durch die Verfassung wie ein Mirabeau sprach, so mochte er wohl durch solche honigsüße Rede die Franzosen kirren; in Deutschland fanden sie keinen Glauben. „Redeunt Saturnia regna!" läßt der

Stimmführer Deutschlands am Rhein sich vernehmen, „also wird ausgerufen, seit Saturn, der Kinderfresser, zurückgekehrt ist. Lauter Sonntagsworte hat er seither gesprochen. Keine Strafe wird vollzogen, den gefangenen Bourbons die Freiheit geschenkt, kein Krieg wird angekündigt, überall Friede, Freiheit, Jubel und lustiges Leben. ... Der Böse hat auf Elba Formeln zum Geisterbann gelernt, Worte voll tiefer Bedeutung, helltönend wie Silberglocken, gelinde sich ins Ohr einschleichend und süß das Herz berauschend. Da wird geredet und geläutet von Menschenrechten, von der Macht des Volkes, die allein rechtmäßig und siegreich sei, von den liberalen Grundsätzen, von Freiheit und Gleichheit, von Freiheit des Geistes und Gottesdienstes, der Zustimmung der Volksvertretung zu den Gesetzen und wie der Fürst nur der erste Bürger des Staates sei, wie die größere oder geringere Beschränkung seiner Gewalt durch des Volkes Wohl bedingt und wie außer diesen Grundsätzen keine Rechtmäßigkeit erfunden werde. Darum werden, wie billig, Freiheitsbäume gepflanzt, die Marseillaise wird gesungen und der Festreigen beginnt. So treibt die Hölle ihren Spuk, indem sie das Ehrwürdigste äffend parodirt. Was jetzt die Welt bewegt, hat er auf seiner Insel sich wohl gemerkt; er spricht die Worte nach, aber seine Worte haben, um Shakespeare's Ausdruck zu entlehnen, mit seinen Gedanken so wenig Zusammenhang, wie der hundertste Psalm mit einem Gassenhauer. Allzu heißhungrig sind die Bestien in der Grube geworden; sie haben geschlafen ein Jahr lang, da hat ihr Fürst sie geweckt mit lautem Gebrüll; und sie sind aufgesprungen und umziehen ihn in weiten Kreisen und stampfen und scharren ungeduldig und sehen ihm nach den Augen, damit er ein Zeichen gebe, damit sie den heißen Blutdurst stillen mögen. ... Freiheit und Gleichheit läßt er von den Dächern predigen und die constituirende Versammlung auf dem Marsfelde halten, aber schnell wird der Kreislauf wieder das Niederkartätschen der Freiheit auf den Straßen bringen. ... Wähne Niemand, der Betrug sei allzu plump und offenbar und werde nirgend Glauben finden; der kennt die Welt schlecht, der da meint, daß es eine so grobe Bethörung gebe, die nicht irgendwo Eingang finde. ... Selbst in unserer Mitte wird er nicht ohne Anhang bleiben. Wem irgend eine Schelmerei mißlungen, eine Schlechtigkeit umgeschlagen, der hofft auf ihn und wünscht ihn zurück. ... Einzig in der Schlechtigkeit dieser Zeit hat er von je gewurzelt und gewuchert, aus ihr hat dieser schlangenfüßige Titan von je all sein Gift gesogen und ist groß gewachsen und ist stark geworden und darum ist

ihm auch wieder Macht gegeben über diese Zeit und er ist die Skorpionengeißel für ihre Schuld und läßt nicht von ihr ab. ... Von dem Teufelshause, das er gebaut, hat man nur ganz obenhin den Gipfel abgeworfen und nun sind die Seinen nach kurzem Besinnen wieder herzugelaufen, haben das Zerstörte in wenigen Tagen wieder hergestellt und haben den rothen gallischen Hahn oben darauf gesetzt, der von seiner Höhe der Welt Mord und Brand bedeutet." Ein wohlgemeinter Mahnruf wird an die deutschen Fürsten gerichtet, daß sie ihren Völkern wirklich thun und leisten möchten, was jener dem seinen nur gleißnerisch verspricht, dann würde ihnen der Sieg nicht fehlen.*)

*) Rhein. Merkur Nr. 220 den 9. April.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Eindruck der Nachricht von Napoleons Rückkehr in Wien und Berlin. — Der Feldmarschall Blücher bringt dem englischen Gesandten die erste Nachricht. — Blücher schnallt noch einmal den Säbel um. — Der König erläßt einen zweiten Aufruf „An mein Volk!" aus Wien den 7. April 1815. — Königliche Verordnung vom 22. Mai: „Es soll eine Repräsentation des Volkes gebildet werden!" — Ein Brief Gneisenau's vom 23. April. — Die Feldzugspläne Knesebecks und Wellingtons. — Der Kriegsrath in Wien am 9. Mai. — Alexander und Friedrich Wilhelm verlassen Wien am 26. Mai. — Das Hauptquartier Alexanders in Heidelberg. — Schwarzenbergs Feldzugsplan. — Blücher und die Preußen verlangen sogleich loszuschlagen. — Friedrich Wilhelm stimmt bei. — Wellington nimmt Rücksprache mit Kleist in Aachen; — theilt ihm in einem Briefe aus Brüssel vom 5. April seine Ansichten mit. — Die nackten Seelen und die hungrigen Magen. — Steins Vorschlag zur Verpflegung der verbündeten Heere. — Die mitteldeutschen Kleinstaaten machen Ausflüchte. — Der König der Niederlande verlangt baare Zahlung. — Die Preußen cantonniren.



Als die Nachricht von der Landung Napoleons nach Wien kam, bemächtigte sich ein allgemeines Entsetzen des Congresses; selbst Talleyrand rief aus: „Alles ist verloren!" Diese Niedergeschlagenheit war bei ihm nicht von Dauer, er verdoppelte seine Thätigkeit bei den Verbündeten und es gelang ihm, sie für die Sache des Königs zu gewinnen.

In seiner ersten Depesche meldet er dem Könige: „Ich habe verlangt, daß eine, von sämmtlichen Mächten unterzeichnete, Erklärung Napoleon außer dem Gesetz erkläre, und ich hoffe, Sire, dies zu erlangen, wodurch diejenigen, welche zum Verrath geneigt sein möchten, zur Besinnung gebracht werden dürften."

Schließlich empfiehlt er dem Könige, sich nicht von der constitutionellen Richtung zu entfernen.*)

Die Nachrichten von dem Fortschritte, welchen Napoleon in den ersten zehn Tagen machte, riefen in Deutschland große Zerwürfnisse hervor. Während die leichtsinnigen Franzosen die Sache sehr bald für abgemacht ansahen, bereit, Alle für einen Mann zu stehen, schoß die, von dem Wiener Congreß gesäte, Drachensaat der Zwietracht auf deutschem Boden üppig empor; zwar nicht in den Völkerschaften, wohl aber in den Cabinetten. Sachsen und Preußen, Baiern und Würtemberg, Hessen und Hannover waren eher bereit, ihre Waffen gegen einander, als gegen den gemeinsamen Feind zu richten; in sächsischen, badischen und darmstädtischen Garnisonen tranken die, mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückten, Rheinbündler-Officiere laut und öffentlich auf das Wohl des Kaisers Napoleon. War nun auch in dem preußischen und östreichischen Heere von so schmachvoller Gesinnung keine Spur zu finden, so war doch von Seiten des Volkes, dessen Erwartungen bei dem Friedensschluß in Paris und bei den Verhandlungen in Wien so bitter getäuscht worden waren, auf eine Begeisterung, wie sie im Jahre 1813 allgemein war, nicht zu rechnen, am wenigsten dann, wenn die Regierer es versucht hätten, durch schöne Worte oder gebieterischen Befehl dergleichen hervorzurufen. Was aber die Kaiser und Könige nicht vermochten, das vermochten die Männer des Volkes; waren ihrer damals auch nur wenige, so hatten ihre Stimmen doch guten Klang, ihr Wort hatte Gewicht, auf ihren Ruf erwachte die streitbare Mannschaft und griff freudig zu den Waffen. Bezeichnend für das politische Bewußtsein und die öffentliche Meinung ist es, daß es weder in Berlin und noch viel weniger in Wien eine Zeitung gab, welche es sich zum Beruf gemacht hätte, die Führerin der öffentlichen Meinung zu sein. Von dem, was ein „Leitartikel" besagen will, hatten weder Spener und Voß, noch auch das zeitungslesende Publicum Berlins eine Ahnung. Nur ein einziges Organ der öffentlichen Meinung, welches diese bildete und zugleich beherrschte, gab es damals in Deutschland; dies war der, von Görres in Coblenz redigirte, von uns schon öfter als Wortführer vernommene, „Rheinische Merkur", und nicht gering durfte es die preußische Regierung anschlagen, daß dieses, selbst von Napoleon gefürchtete, Blatt auf ihrer Seite focht. Da dem

*) Mr. de Talleyrand, Mémoires IV. 236.

rheinischen Götterboten die Flügel nicht durch stupide Censoren beschnitten werden durften, wagte er einen freieren Flug, als alle anderen, in Preußen erscheinenden, Blätter und schonte, wo es die Vertretung des Rechts und der Freiheit galt, die eigene Regierung so wenig wie die fremden. Anfänglich hatte man am Rheine eine so günstige Aufnahme Napoleons in Frankreich, wie er sie, noch bevor er Paris erreichte, fand, nicht für möglich gehalten. Die Hoffnung, mit welcher man sich geschmeichelt, daß sich um Ludwig XVIII. eine treue Heeresmacht und Nationalgarde sammeln werde, schwand sehr bald. Nach dem Einmarsch Napoleons in Grenoble schrieb Görres: „Der erste Wurf des blutigen Spieles, das nun beginnen soll, ist ausgespielt, und Napoleon hat ihn gewonnen. Er steht wieder an der Spitze eines starken Heeres; da und dort und an vielen Orten bricht der Aufruhr aus, über die Folgen soll sich Niemand eine Täuschung machen.“ .... An die deutschen Fürsten und Völker wird eine ernste Mahnung gerichtet: „Die Zeit ist von Neuem aus ihren Fugen gewichen; wehe denen, die geboren sind, sie wieder einzurichten! So mag die Zaghaftigkeit reden, wir aber müssen ohne Verzug zum Werke gehen, soll nicht alle Vorkehr unmöglich werden und das Verderben uns im Herzen unseres eigenen Landes überraschen. Darum ihr, unsere Fürsten, eint euch schnell und rasch, laßt ihr euch noch einmal säumig finden, in einem Jahre sind die zehn Jahre abgelaufen, nach deren Verflusse er gesagt, daß seine Dynastie die älteste in Europa sein werde. Es ist entsetzlich, daß es dahin hat kommen müssen; der Entschlossenste bebt zurück vor dem neuen Abgrunde, der vor dem lebenden Geschlecht der Menschen von Neuem sich eröffnet hat. Es ist schwer, ja unverantwortlich gefrevelt worden an Gott, an dem Glücke und an den Völkern; aber verliert nicht die Zeit mit Hadern und Vorwürfemachen. Es gilt die Wehr und nicht die Umkehr, die sehen will, wie es gekommen und zürnen darum, daß es nicht unterblieben. Vorwärts, vorwärts soll Jeder blicken, nur so kann geholfen werden.“ Die Fürsten werden aufgefordert, sich in der Zeit so großer Gefahr einen Dictator zu wählen, die Verfassung des Bundes rasch zu Stande zu bringen. „Aber ruft das Volk hinzu und gewinnt dem Werke ferner sein Vertrauen, denn ihr werdet es nur allzu sehr nöthig haben.“ Den deutschen Fürsten wird, wenn sie sich säumig finden lassen sollten, das Schicksal der Bourbons angekündigt. „Ruft Alle auf zur Wehr, was Waffen tragen kann, es ist nicht gemeine Noth, die andringt, auch ist sie nicht mit gemeinen Mitteln zu

bezwingen; dem Ungeheuren muß das Ungeheure entgegentreten, soll es gebändigt werden. Sie lassen nicht ab, wenn nicht ganz Europa in Waffen steht; sinnt ihr aber und zagt und zögert, dann überfällt er euch wieder mitten in euern Plänen und Europa ist verloren auf immerdar. Glaubt ihm auch nicht, wenn er mit Mäßigung kommt, wenn er nur Billiges zu verlangen scheint, wenn er Ruhe verspricht auf Lebenszeit. Ihr habt es so oft erfahren und erprüft, in diesem Abgrunde, in dem alle Höllenflammen brennen, wohnt die Ruhe nimmer. — Völker! Es ist erschrecklich, nach so harter Mühe und so schwerer Arbeit das Werk wieder von vorne zu beginnen, aber es ist, wie es scheint, verhängt, dem jetzt lebenden Geschlecht soll so leicht nicht Ruhe werden. So finde es sich nach Möglichkeit schnell in sein Geschick, dann wird es am ersten noch desselben Meister werden. Findet der Sturm euch selber stürmend, dann brechen sich entgegengesetzte Kräfte und um euch her ist Sicherheit." *)

Sehr verschieden von dem Eindrucke, welchen die Nachricht von der Heimkehr Napoleons in Wien hervorgerufen, war der, welchen sie in Berlin machte. Während dort die Fürsten und Geheimen Räthe einander im stummer Verlegenheit mit langen Gesichtern anschauten, das lebenslustige Völkchen sich in seinen Vergnüglichkeiten ungern gestört sah, das Heer, in welchem noch die zwanzigjährige Dienstzeit bestand, sich nach dem schönen Tage sehnte, „wo endlich der Soldat zum Frieden heimkehrt, zu der Menschlichkeit," wurde diese Nachricht in Berlin mit dem größten Jubel aufgenommen. Daß es noch einmal zum Kriege mit Frankreich kommen werde, kommen müsse, war eine willkommene Aussicht. Dieses zweite Mal, so gelobten es sich Alle, solle einem glorreichen Feldzuge kein für Preußen schmählicher Frieden in Paris, kein entehrender Congreß in Wien folgen.

Der Fürst Hardenberg hatte ungesäumt von Wien aus durch einen Eilboten dem Fürsten Blücher die Nachricht mitgetheilt. Der Feldmarschall begab sich sofort am frühen Morgen in das Hotel des englischen Gesandten, ließ sich unangemeldet in dessen Schlafzimmer führen und weckte ihn mit der Frage: „Haben die Engländer eine Flotte auf dem mittelländischen Meere?" Schlaftrunken bequemte sich Mylord zu der durch die Zähne gebrummten Antwort: „„Ich denke wohl — yes, my Prince."" „Nun denn," entgegnete Blücher, „so war sie

*) Rhein. Merkur Nr. 210 den 19. März.

nicht auf ihrem Posten; sie hat Napoleon nach Frankreich entwischen lassen. Wir müssen wieder von vorne anfangen, daran sind die Herren Engländer Schuld!" Hiermit wünschte er Mylord einen guten Morgen und von heute an zeigte Blücher auf der Straße sich wieder in voller Uniform des Feldmarschalls, während er bisher überall nur in schlichter Bürgerkleidung zu erscheinen pflegte.

Wie Blücher während des Feldzuges bei dem Heere, so hatte er nun in gleich hohem Grade die Volksliebe der Berliner gewonnen; wo er sich blicken ließ, folgte ihm die Menge und begrüßte ihn mit Hurrah und Lebehoch. Es war genugsam bekannt, welcher starken Ausfälle er sich gegen „die diplomatischen Federfuchser" bei dem Wiener Congresse zu bedienen pflegte; nicht minder hatte er sich aber die wohlverdiente Hochachtung des Bürgerstandes in den Tagen des Friedens dadurch erworben, daß er gern bei öffentlichen Festen Veranlassung nahm, daran zu erinnern, daß durch die vereinte Erhebung des ganzen Volkes Thron und Vaterland gerettet worden wären. Bei einem Festmahle, als der Fürst Hardenberg „ein Lebehoch dem Soldatenstande und dem Bürgerstande" ausbrachte, fiel er dem Staatsmanne unwillig mit den Worten in die Rede: „Es giebt keinen Soldatenstand mehr, wir sind alle Bürger des Staates."

Blücher hatte sein 73. Jahr angetreten; durch die Anstrengungen des Feldzuges 1814 war seine Gesundheit so sehr angegriffen, daß er seit der Schlacht von Laon an der Heerführung nur sehr geringen Antheil zu nehmen im Stande war. Seit dem Einzuge in Paris gewannen Geist und Körper die ehemalige Rührigkeit wieder, die Beschwerden der Festlichkeiten und Schmausereien in London hatte er mit bewundernswerther Ausdauer überstanden. Der Aufenthalt in Berlin, wo ihm der König ein Haus am Pariser Platz, nahe an dem, mit der heimgeführten Victoria geschmückten, Brandenburger Thore geschenkt hatte, sagte ihm zu. In der Unthätigkeit des Friedens war seine Leidenschaft zum Hazardspiel, zu hohem Einsatz wieder erwacht; er nahm dann oft mit Leuten vorlieb, die nicht in jeder Gesellschaft gern gesehen wurden. Zur Freude der Jugend nahm er auch noch Einladungen zu Bällen an, eröffnete mit der Wirthin die Polonaise, ging dann aus einer schönen Hand in die andere, so daß sich Alle rühmen durften, einen Händedruck von dem alten Blücher erhalten zu haben, auch wohl von ihm in die Wange gekniffen worden zu sein. Bald aber zog er sich zurück und fand am Spieltisch seine Partie. Er war mit ganzer Seele Freimaurer und fehlte in der Loge Royal York in Berlin bei keinem der großen

Feste. Bei solcher Veranlassung ergriff er gern das Wort, denn ihm war die Gabe salbungsvoller Rede, wie diese Brüderschaft sie liebt, in hohem Grade verliehen. Als ihn die Brüder zum ersten Male nach seiner Rückkehr aus dem Felde in ihrer Mitte begrüßten und der Meister vom Stuhle ihm „als dem Retter des Vaterlandes“ bei der festlichen Tafel ein Lebehoch ausbrachte, antwortete Blücher in einer längeren Rede, in welcher er vornehmlich auf die Männer hinwies, die vor ihm vorbereitet, was er ausgeführt. Er rühmte vor allen Anderen die klare Einsicht und den unermüdeten Eifer des edlen, zu früh dahin geschiedenen Scharnhorst. Den tiefsten Eindruck machte es, als der greise Fürst wie ein gewaltiger Zaubermeister die Geister der gefallenen Helden heraufbeschwor aus den Gräbern der Schlachtfelder und mit erhobener Stimme, die Thränen nicht zurückhaltend, seine Rede mit den Worten schloß: „Bist Du gegenwärtig, Geist meines Freundes, mein Scharnhorst, dann sei Du selber Zeuge, daß ich ohne Dich nichts würde vollbracht haben!“ —

Die Nachricht von der Landung Napoleons in Frankreich und mehr noch die von seinem Einzuge in Paris hatte unserem Feldmarschall die volle Rüstigkeit wiedergegeben. Er tummelte sein Schlachtroß täglich im Thiergarten, erschien auf der Parade, ältere und jüngere Waffengefährten versammelten sich bei ihm zur Besprechung der Kriegsangelegenheiten und seit er den Degen wieder umgeschnallt, war von Würfel- und Kartenspiel bei ihm nicht mehr die Rede. Wohlgefällig nahm er ein ihm gewidmetes geharnischtes Sonett auf:

Blücher, bei der Nachricht von der Heimkehr Napoleons von Elba.*)

„Ich wußte heut nicht, was mein Rappe scharrte,
Und was mein Säbel in der Scheide klirrte,
Krieg! heißt die Zeitung, wie's Euch auch verwirrte,
Er ist entflohn von seiner Inselwarte.

„Du kommst mir wie gerufen, Bonaparte,
Wenn's auch den Schreibern vor den Augen flirrte
Schon rief ich, daß man mir mein Schlachtroß schirrte,
Bei Seite legt' ich Würfelspiel und Karte.

„Wie werden nun die Herrn in Wien geschmeidig,
Ihr stumpfer Federwisch taugt nicht zum Fegen,
Sie sehen bang sich um nach einem Degen.

„Nun, Gott sei Dank! Noch ist der meine schneidig,
Ja, ja, ruft nur nach Blücher, Euerm Alten,
Ich komme schon, den Schädel ihm zu spalten!“

---

*) Dieses und einige andere gegen den Wiener Congreß gerichtete „geharnischte Sonette“ hatte der Rothstift des Berliner Censors, Geh. Rath Renfner, so übel zugerichtet, daß der

Anfänglich hatten die Wiener Congreßhelden gemeint: die Aufstellung einiger Beobachtungscorps an den niederländischen, deutschen, schweizerischen und italienischen Grenzen würden hinreichen, Napoleons abenteuerliches Unternehmen scheitern zu machen, da sich unzweifelhaft die Nation gegen ihn erheben und das Heer nicht aufs Neue ihm folgen werde. Auf der Seite der Verbündeten wirkten lähmend: Englands Vorbehalt, nicht auf die Wiedereinsetzung der Bourbons bestehen zu wollen, Oestreichs Lässigkeit in der Kriegsbereitschaft, veranlaßt durch die Zerrüttung seiner Finanzen und durch Metternichs, mit Fouché eingeleitete, geheime Friedensunterhandlung, Rußlands Entlegenheit von dem voraussichtlichen Kriegsschauplatze. Preußen allein war schlagfertig und bereit, den Kampf sofort wieder aufzunehmen, den das Volk keineswegs durch den Frieden von Paris für ehrenvoll beendet hielt. Der König und seine Räthe erkannten, daß auch zu diesem zweiten Kampfe das Volk zu den Waffen gerufen werden müsse, wenn er siegreich bestanden werden solle. Unter dem 7. April erließ der König aus Wien nachstehenden Aufruf:

„An Mein Volk!

„Als Ich in der Zeit der Gefahr Mein Volk zu den Waffen rief, um für die Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes zu kämpfen, da zog die gesammte Jugend wetteifernd zu den Fahnen, um mit freudiger Entsagung ungewohnte Beschwerden zu ertragen und entschlossen selbst dem Tode entgegenzugehen; da trat die Kraft des Volkes unerschrocken in die Reihen Meiner tapfern Soldaten und Meine Feldherren führten mit Mir ein Heer von Helden in die Schlacht, die des Namens ihrer Väter, als Erben ihres Ruhmes sich würdig

---

Verfasser sich veranlaßt fand, sie dem Feldmarschall Blücher mit dem Gesuch zu übersenden, ihm für dieselben einen Freipaß auszustellen, wobei derselbe sich erlaubte, Se. Durchlaucht daran zu erinnern, daß er die Güte gehabt, bei dem Beginn des Krieges im Jahre 1813 in Dresden ihm eine „Anweisung für die Druckerei", welche sich geweigert, ein Heftchen Kriegslieder zu drucken, ausfertigen zu lassen. Der Feldmarschall beschied den ehemaligen Freiwilligen, im Felde zum Lieutenant beförderten, Verfasser zu sich, gab ihm sein Manuscript zurück und sagte: „Ne, mit die Censoren hier mag ich mir nicht befassen; über die hat der T....l Gewalt, aber ich nicht. Packen Sie man Ihre Schriften ein und nehmen Sie sie mit nach Paris; da hab' ich zu befehlen, hier nicht." Das Kriegsglück führte uns noch einmal nach Paris; der Feldmarschall löste sein Wort und in einer „Deutschen Feldzeitung", welche dort Feld- und Zeltkameraden als fliegende Blätter herausgaben, ließen wir einige jener Sonette abdrucken, und der Verfasser hatte sogar die Genugthuung, daß der Staatsrath Stägemann sie dem Geh. Rath Renfner, dem verrufenen Censor, welcher in dem schreibenden Hauptquartier eingetroffen war, zu lesen gab.

erwiesen. So eroberten wir und unsere Verbündeten, von Siegen begleitet, die Hauptstadt des Feindes; unsere Fahnen wehten in Paris, Napoleon entsagte der Herrschaft; dem deutschen Vaterlande war Freiheit, den Thronen Sicherheit und der Welt die Hoffnung eines dauerhaften Friedens zurückgegeben.

„Diese Hoffnung ist verschwunden, wir müssen von Neuem in den Kampf. Den Mann, der zehn Jahre hindurch unsägliches Elend über die Völker verbreitet, hat eine verrätherische Verschwörung nach Frankreich zurückgeführt. Das bestürzte Volk hat seinen bewaffneten Anhängern nicht widerstehen können; seine Thronentsagung, obwohl er selbst, noch im Besitz einer beträchtlichen Heeresmacht, sie für ein freiwilliges, dem Glück und der Ruhe Frankreichs dargebrachtes Opfer erklärt hatte, achtet er, wie jeden Vertrag, für nichts; er steht an der Spitze eidbrüchig gewordener Soldaten, die den Krieg verewigen wollen; Europa ist von Neuem bedroht, es kann den Mann auf Frankreichs Thron nicht dulden, der die Weltherrschaft als den Zweck seiner stets erneuerten Kriege laut verkündigte, der die sittliche Welt durch fortgesetzte Wortbrüchigkeit zerstörte und deshalb für eine friedliche Gesinnung keine Bürgschaft bieten kann.

„Von Neuem also in den Kampf! Frankreich selbst bedarf unserer Hülfe und ganz Europa ist mit uns verbündet. Mit euern alten Siegesgefährten verbunden, durch neue Waffenbrüder verstärkt, geht ihr, brave Preußen, mit Mir, mit den Prinzen Meines Hauses, mit den Feldherren, die euch zu Siegen geführt, in einen nothwendigen, gerechten Krieg. Die Gerechtigkeit der Sache, die wir verfechten, sichert uns den Sieg.

„Ich habe eine allgemeine Bewaffnung mittelst Ausführung Meiner Verordnung vom 3. September 1814, die in allen Meinen Staaten vollzogen werden soll, befohlen. Das stehende Heer soll ergänzt, die Abtheilungen der freiwilligen Jäger sollen gebildet, die Landwehren zusammenberufen werden. Die Jugend der gebildeten Stände vom vollendeten 20. Jahre hat die Wahl, ob sie in die Landwehr des ersten Aufgebots treten, oder in die Jägercorps des stehenden Heeres aufgenommen sein will. Jeder Jüngling, der sein 17. Jahr vollendet hat, kann bei gehöriger körperlicher Stärke dem Heere nach eigener Wahl sich anschließen; Ich lasse dieserhalb eine besondere Verordnung ergehen. Ueber die Bildung der einzelnen Corps und der Landwehr wird in jeder Provinz die Bekanntmachung der beauftragten Behörden erscheinen.

„So treten wir bewaffnet mit dem gesammten Europa wider Napoleon

Bonaparte und seine Anhänger noch einmal in die Schranken. Auf denn! Mit Gott, für die Ruhe der Welt, für Ordnung und Sittlichkeit, für König und Vaterland. *)

Friedrich Wilhelm."

Mit nicht minderer Begeisterung als der Aufruf vom 17. März 1813 wurde von dem Volke dieser aus Wien vom 7. April erlassene aufgenommen. Diejenigen, welche bei dem Beginn des ersten Feldzuges wegen allzugroßer Jugend zum Waffendienst nicht angenommen wurden, waren unterdessen in den Turnschulen kräftig gewandte Jünglinge geworden und drängten sich zu den Fahnen. Eine große Anzahl freiwilliger Jäger, welche die Feldzüge 1813 und 1814 mitgemacht hatten, wurden als Officiere in den neugebildeten Landwehr-Regimentern der, dem preußischen Staate als Siegespreis zugetheilten, Provinzen angestellt und führten den Beweis, daß eine zweijährige Dienstzeit im Felde nicht nur vollkommen hinreiche, einen ausexercirten Soldaten, sondern sogar einen tüchtigen Officier und Unterofficier zu bilden.

Brachte aber das Volk dem Könige, der seinen Thron aufs Neue von großer Gefahr bedroht sah, ein volles Herz entgegen, so war es ihm Bedürfniß, nicht mit leerer Hand von dem Wiener Congreß zu ihm zurückzukehren.

Wir erinnern uns, zu welchem magern Hunger- und Kummerling durch Metternichs Betrieb der Artikel 13 der Bundesacte, die landständischen Rechte und Verfassungen betreffend, zusammengeschrumpelt war. Man gedachte das hochherzige deutsche Volk, dessen Gut und Blut die souverainen Fürsten von Gottes Gnaden aufs Neue für ihre allerhöchste Person in Anspruch nahmen,

*) Zu diesem Aufrufe bemerkt der im Moniteur vom 17. Juni 1815 veröffentlichte Bericht des Ministers des Auswärtigen, Caulaincourt, an den Kaiser: „Eine der außerordentlichsten Publicationen, welche die gegenwärtigen Umstände hervorgebracht haben, ist die Proclamation des Königs von Preußen (pièce No. 10). Diese Piece hat die französischen Herzen an der empfindlichsten Stelle verletzt. Man könnte glauben, die beleidigenden Drohungen des Herzogs von Braunschweig zu hören. Zwanzig Jahre der Triumphe haben in Frankreich nicht den Grad von Trunkenheit hervorgebracht, zu welcher ein Jahr des Waffenglücks den Stolz einiger Regierungen veranlaßte. Wozu daran erinnern, daß die preußischen Fahnen, vermischt mit den Standarten von ganz Europa, in Paris geweht haben, während Ew. Majestät sich nicht mehr daran erinnern wollen, daß ein ungerechter Angriff Sie zwang, die französischen Fahnen in Berlin aufzupflanzen? Diese Frage ist zwischen uns und den Fremden genau festgestellt: um in das Herz Frankreichs zu marschiren, ruft der König von Preußen seine Völker zu den Waffen, während Ew. Majestät alle Ihre Wünsche und all Ihren Ruhm darauf beschränken, unsere Grenzen zu vertheidigen."

mit der karg zugemessenen Vertröstung abzuspeisen: „In allen deutschen Staaten soll eine landständische Verfassung bestehen." Hatten nun auch Hardenberg und Humboldt sich, um nur die Bundesacte zum Abschluß zu bringen, bei der Abfassung dieses Artikels Metternichs Verlangen gefügt, so hielten sie sich doch in ihrem Gewissen für verpflichtet, den König zu bitten, dem Volke für die ihm bewiesene Hingebung, welche er aufs Neue in Anspruch nehmen mußte, ein Unterpfand der Anerkennung und des Dankes zu geben. Je knauseriger der Kaiser von Oestreich in der Verfassungsangelegenheit war, desto freigebiger zeigte sich der König von Preußen in der Verordnung vom 22. Mai 1815: Ueber die zu bildende Repräsentation des Volkes.

„Wir, Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen u. s. w.

„Durch Unsere Verordnung vom 30. v. Mts. haben Wir für Unsere Monarchie eine regelmäßige Verwaltung mit Berücksichtigung der früheren Provinzialverhältnisse angeordnet.

„Die Geschichte des preußischen Staates zeigt zwar, daß der wohlthätige Zustand bürgerlicher Freiheit und die Dauer einer gerechten, auf Ordnung gegründeten Verwaltung in den Eigenschaften der Regenten und in ihrer Eintracht mit dem Volke bisher diejenige Sicherheit fanden, die sich bei der Unvollkommenheit und dem Unbestande menschlicher Einrichtungen erreichen läßt.

„Damit jedoch fester begründet, der preußischen Nation ein Pfand Unseres Vertrauens gegeben und der Nachkommenschaft die Grundsätze, nach welchen Unsere Vorfahren und Wir selbst die Regierung Unseres Reichs mit ernstlicher Vorsorge für das Glück Unserer Unterthanen geführt haben, treu überliefert und vermittelst einer schriftlichen Urkunde als Verfassung des preußischen Reichs dauerhaft bewahrt werden, haben Wir Nachstehendes beschlossen:

§ 1.

„Es soll eine Repräsentation des Volkes gebildet werden.

§ 2.

„Zu diesem Zwecke sind:

a) Die Provinzialstände da, wo sie mit mehr oder minder Wirksamkeit noch vorhanden sind, herzustellen und dem Bedürfniß der Zeit gemäß einzurichten.

b) Wo gegenwärtig keine Provinzialstände versammelt sind, sie anzuordnen.

§ 3.

„Aus den Provinzialständen wird die Versammlung der Landes-Repräsentanten gewählt, die in Berlin ihren Sitz haben soll.*)

§ 4.

„Die Wirksamkeit der Landes-Repräsentanten erstreckt sich auf die Berathung über alle Gegenstände der Gesetzgebung, welche die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger mit Einschluß der Besteuerung betreffen.

§ 5.

„Es ist ohne Zeitverlust in Berlin eine Commission niederzusetzen, die aus einsichtsvollen Staatsbeamten und Eingesessenen der Provinzen bestehen soll.

§ 6.

„Diese Commission soll sich beschäftigen:

a) mit der Organisation der Landstände;

b) mit der Organisation der Landes-Repräsentanten;

c) mit der Ausarbeitung einer Verfassungs-Urkunde nach den aufgestellten Grundsätzen.

§ 7.

„Sie soll am 1. September d. J. zusammentreten.

§ 8.

„Unser Staatskanzler ist mit der Vollziehung dieser Verordnung beauftragt und hat Uns die Arbeiten der Commission demnächst vorzulegen. Er ernennt die Mitglieder derselben und führt darin den Vorsitz, ist aber befugt, in Verhinderungsfällen einen Stellvertreter für sich zu bestellen.

„Urkundlich unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Königlichen Insiegel. So geschehen Wien, den 22. Mai 1815.

Friedrich Wilhelm.

C. Fürst Hardenberg.“

(L. S.)

„Diese, im Augenblicke eines neubeginnenden Kampfes auf Leben und Tod erlassene, Verordnung bezeugt des Königs ernsten Willen, seinen alten, in den

---

*) Anstatt „Landes-Repräsentanten“ hieß es in dem ursprünglichen Entwurfe „Reichsstände“. Der König nahm an diesem Ausdrucke Anstoß.

schwersten Prüfungen bewährten Unterthanen, sowie den neuen eine feste Bürgschaft über ihre ständischen Rechte zu ertheilen; es ward damit zugleich vor ganz Deutschland ausgesprochen, was der König für heilsam und nothwendig hielt, und dem leeren Ausdruck des Bundesverfassungsentwurfes sein Inhalt gegeben. Sind späterhin Umstände eingetreten, welche den König bewogen haben, eine in solchem Augenblick für solchen Zweck erlassene Verordnung nicht in ihrem ganzen Umfange ausführen zu lassen, so hat das folgende Geschlecht für diesen Aufschub ruhiger und friedlicher Entwickelung schwer zu büßen gehabt.“ *)

Mit dem größten Eifer betrieb Preußen seine Rüstungen; Gneisenau schrieb am 23. April der Fürstin Radziwill: „Wir stehen jetzt bereits mit 150,000 Mann an den Thoren Frankreichs und zwar mit 150,000 Preußen, deren Geist vortrefflich ist. Wären die Nachkommenden von einem gleichen Geiste beseelt, so würden wir bald wieder in Paris einziehen können. Ein bitterer Congreßnachgeschmack ist wohl vorherrschend, doch man muß sich bemühen, in die Zukunft zu blicken und die Vergangenheit zu vergessen. Was mich jetzt bekümmert, ist die uns gebotene Unthätigkeit, während der Feind seine politischen und militairischen Rüstungen mit Eifer betreibt.“

Auch diesmal stimmten die Oestreicher ihren alten Kriegsgesang an: „Immer langsam voran, daß die östreichische Landwehr nachkommen kann!“ Erst gegen Mitte Mai kamen zwei östreichische Heeresabtheilungen am Oberrhein an; auf das Eintreffen der Russen am Mittelrhein war vor Ende Juni nicht zu rechnen.

Der preußische General-Lieutenant von dem Knesebeck, derselbe, welcher dem Kaiser von Rußland 1812 den Rückzug nach Moskau anrieth, dann die Operationspläne für die Feldzüge der verbündeten Heere 1813 und 1814 entwarf, war von allen Feldherren der erste, welcher einen vollständig ausgearbeiteten Operationsplan für den dritten zu eröffnenden Feldzug den, damals noch in Wien verweilenden, Monarchen und Feldherren vorlegte. In Knesebecks Plan

*) Pertz, Steins Leben. IV. 232. An jene königliche Verheißung: „Es soll eine Repräsentation des Volkes gebildet werden“ zu erinnern, galt in den Jahren 1818 bis 1840 für eine Majestätsbeleidigung, und noch nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. wurde der Verfasser von dem damaligen Minister des Innern, v. Rochow, zur Verantwortung gezogen, weil er bei einer öffentlichen Gedächtnißfeier Friedr. Wilhelms III. unter den Ruhmesschilden der Regierung dieses Königs auch eins mit jenen schwer verpönten Worten aufgehangen hatte.

heißt es: „Die Bewegungen der verbündeten Heere müssen so geleitet werden, daß niemals eins derselben einzeln ins Gedränge kommen kann, vielmehr sich mehrere, wenn es irgend möglich, am Tage der allgemeinen Schlacht vereinigt finden. Hieraus ergiebt sich, daß, um Napoleon zu stürzen, Paris das Ziel der Operationen sein muß und daß die verbündeten Heere sich in gleicher Entfernung von jener Hauptstadt befinden müssen, bevor sie eine gemeinschaftliche Bewegung gegen dieselbe beginnen dürfen. Es scheint deshalb, daß Wellingtons Heer Stellung zwischen Enghien, Hal und Jemappe, mit einem Beobachtungsposten in Charleroi nehmen und auf seiner Rechten sich bis Ostende ausbreiten muß. Dieses Heer muß Antwerpen als den Ausgangspunkt seiner Operationen betrachten, welches ihm für den Fall einer stricten Defensive als Zufluchtsort dienen muß, mit einem Worte: Antwerpen muß dem englischen Heere in den Niederlanden das sein, was ihm Lissabon in Portugal war.... Die Armee Blüchers wird Stellung auf dem rechten Ufer der Maas, zwischen Namur, Huy und Ath nehmen. Beide Heerführer muß man davon in Kenntniß setzen, daß bis zu Anfang Juni das Heer des Oberrheins nicht versammelt sein und diesen Fluß in gehöriger Stärke überschreiten kann. Bis dahin wird die Last des Krieges auf die an der Maas versammelten Streitkräfte fallen.“ Knesebeck nahm damals noch die Möglichkeit eines Aufstandes in Paris, einer Erhebung zu Gunsten der Bourbons im Süden an. — Fürs Erste räth er den beiden Feldherren, sich nur vertheidigend zu verhalten, sich gegenseitig zu unterstützen, und er giebt für den Fall, daß Napoleon Einen von ihnen angreifen sollte, Märsche und Stellungen an, welche sie zu nehmen hätten. „Das Heer des Oberrheins,“ fährt er weiter fort, „wird diesen Fluß entweder in Basel oder zwischen Hüningen und Breisach überschreiten. Der Stützpunkt dieses Heeres muß die Schweiz sein; doch darf der Durchmarsch nur mit Genehmigung der Regierung geschehen. Ebenso müssen wegen einer Militairstraße von Schwaben nach Italien mit derselben Unterhandlungen angeknüpft werden. Die Operationslinie dieses Heeres wird Basel, Belfort, Langres, Mülhausen, Epinal sein.“

In Beziehung auf die offene Stelle am Mittelrhein bis zum Eintreffen des russischen Heeres, bemerkt Knesebeck, daß Napoleon, gedeckt von seinen Festungen, von dem Rheine und von Straßburg den Vortheil habe, hier Scheinbewegungen zu machen, sich mit Uebermacht auf das Heer an der Maas zu werfen und dasselbe zu schlagen, bevor es unterstützt werden könne. „Die ita-

lienische Armee," fügt er am Schluß hinzu, „tritt für jetzt nicht in den Operationsplan ein und wird so lange für sich handeln, bis sie sich an die Bewegungen der anderen Heere anschließen kann." — Der bedächtige Knesebeck war nicht für ein voreiliges Eindringen in Frankreich und zwar, wie wir es in der, seinem Operationsplane beigefügten, Denkschrift (Wien, vom 18. April) finden, aus folgenden Gründen: „1) Man muß erwägen, ob das Einrücken der verbündeten Heere in Frankreich nicht die französische Nation aufweckt und sie um Bonaparte vereint, anstatt sie von ihm zu entfernen. 2) Die verfügbare Kriegsmacht Bonaparte's wird der unsern bis Ende Mai gleichkommen; er kann dann nämlich mit 120,000 Mann im Felde erscheinen, nachdem er in die festen Plätze Besatzungen geworfen und Corps in der Vendée, im Süden und zur Bewachung von Paris zurückgelassen hat. Dazu muß man fügen, daß die nothwendige Blokade der Festungen die Heere der Verbündeten in dem Grade schwächen würde, daß Bonaparte ihnen, indem er sich hinter diesen Festungen concentrirt, an Streitkräften überlegen sein wird. Bedenkt man noch, daß die Verbündeten an der Peripherie des Kreises manövriren müßten und daß Bonaparte seine Streitkräfte im Centrum vereinigt hat, so würde die militairische Lage der verbündeten Heere, wenn sie nicht in hinreichender Stärke in Frankreich einbrächen, so ungünstig sein, daß eine solche Operation zu viele Wechselfälle darböte und nur in dem Falle angerathen werden könne, wenn die Schweiz ihre Streitkräfte mit denen der Verbündeten vereinigte, dem Heere des Oberrheins Durchzug gestattete und der Marsch nach Lyon ginge, während der König von Sardinien seine Truppen eben dahin in Bewegung setzte, Wellington und Blücher die Streitkräfte des Feindes nach ihrer Seite zögen und sie beschäftigten, ohne sich jedoch ihrerseits anders, als bei sehr günstiger Gelegenheit in eine Schlacht einzulassen." *)

Wellington, dem der Plan Knesebecks mitgetheilt wurde, legte hierauf in einer ausführlichen Note seinen Operationsplan vor: „Ich sage nichts," bemerkt er, „über unsere Vertheidigungs-Operationen, weil ich überzeugt bin, daß ich und Blücher so vereinigt und so stark sind, daß uns der Feind keinen großen Schaden zufügen kann. Ich bin auf dem Vorposten, der größte Theil der feindlichen Armee steht meiner Division gegenüber und wenn ich ruhig bin, dürfen

*) Londonderry's Memoiren, übersetzt von Eckenbahl. II. 185.

es die Andern auch sein. — In Betreff der Angriffsoperationen ist meine Meinung, daß, trotz der Ueberlegenheit unserer Streitkräfte über den Gegner, wir uns dennoch nicht weiter ausdehnen dürfen, als es zur Beschaffung des Unterhaltes für unsere Truppen nothwendig ist. Ich billige es nicht, daß man unsere Linie von dem Meere bis zu den Alpen ausdehne, denn ich bin überzeugt, daß in diesem Falle die Truppen auf dem linken Flügel der allgemeinen Linie sich gänzlich außerhalb der Operationslinie befinden würden. Wir sind gegenwärtig, oder werden es bald sein, an den Grenzen Frankreichs vertheilt aufgestellt (échelonnés). Der rechte Flügel, welcher hier steht, bildet die am weitesten vorgeschobene Staffel (échelon), der linke am Oberrhein die am weitesten zurückstehende. Paris ist unser Ziel; die größten Heeresmassen und militairischen Schwierigkeiten stellen sich der Bewegung des rechten Flügels entgegen. Wir haben gegen eine solche Macht und gegen solche Schwierigkeiten zu kämpfen, daß es mir für Blücher und mich unmöglich scheint, vorzurücken, bevor die Bewegungen der andern verbündeten Heere uns von einem Theile der uns gegenüber stehenden feindlichen Truppen befreit haben. . . . Nach meiner Ansicht müßten die Bewegungen der Verbündeten vom linken Flügel anfangen, welcher den Rhein zwischen Basel und Straßburg überschreiten müßte. Das an der Saar vereinigte Centrum würde diesen Fluß an dem Tage überschreiten, an welchem der linke Flügel in Langres eingetroffen wäre. . . . Der wahrscheinliche Erfolg dieser ersten Bewegungen würde die Zusammenziehung der feindlichen Streitkräfte an der Aisne sein; auch hören wir von der Befestigung Soissons und Laons, von einem befestigten Lager bei Beauvais u. s. w. sprechen." Wellington schlägt die Stärke des französischen Heeres auf 200,000 Mann Linientruppen und 150,000 Mann Nationalgarden an. Die Verbündeten sollen je auf beiden Flügeln und im Centrum 150,000 Mann, also zusammen 450,000 Mann stark sein. „Beginnen wir," fährt er fort, „sobald wir diese Anzahl beisammen haben; bevor die Oestreicher mit dem linken Flügel in Langres eintreffen, werden die Russen den Rhein überschritten haben und die Preußen in die Linie eingerückt sein. Dies sind meine Gedanken im Allgemeinen; ich glaube nicht, daß sie wesentlich von denen des Generals Knesebeck abweichen. . . .

„Gott mag wissen, ob die Verbündeten es gestatten werden, daß ihre Truppen so eingetheilt werden, wie ich es vorschlage, und ob die Preußen in abgesonderten Corps, das eine unter Blücher, das andere mit dem Centrum,

agiren wollen oder ob die verbündeten Truppen aufbrechen werden, bevor die Reserven angekommen sind; allein ich bin überzeugt, daß der Operationsplan, den ich jetzt vorgelegt habe, von einer so ausgemachten Nützlichkeit ist, daß man daran sehr wenig ändern wird." *)

Außer diesem Plane Wellingtons führt Capefigue, ebenfalls ohne nähere Angabe der Quellen und des Datums, ein Memoire desselben an, welches er den verbündeten Monarchen eingesandt. „Nach den aufeinanderfolgenden Memoiren," schreibt W., „welche der Unterzeichnete die Ehre hatte, den Augen der hohen Souveraine zu unterbreiten, erübrigt es noch, einen Ueberblick der Bewegungen vorzulegen, welche ausgeführt werden müssen, sobald der Augenblick gekommen sein wird, auf Paris zu marschiren. Die Lage von Frankreich bietet zwei Operationen dar, um dies Ziel zu erreichen; die eine ist die, welche die Verbündeten im letzten Feldzuge ausführten, in der sie mit ihrer Hauptmacht auf den Straßen von Langres und Dijon vorrückten, die zweite diejenige, welche auf dem rechten Flügel ausgeführt werden kann, indem die Hauptmacht zwischen Marne und Oise vordringt. In Betracht, daß mein und des Generals Blücher Heer, indem sie von Mons und Namur ausgehen, nur die Hälfte des Weges wie die vom Rhein zu durchlaufen haben, scheint die zweite der Operationen den Vorzug zu verdienen. Entschließt man sich hierzu, so würden die näheren Anordnungen diese sein: Die Corps Wrede's und des Kronprinzen von Würtemberg müssen auf die Saar zu marschiren; das russische Heer wird sich eben dahin sobald als möglich begeben; das östreichische Heer bleibt am Oberrhein; das Hauptquartier der Souveraine ist in Freiburg; nach allen Seiten hin wird man das Gerücht verbreiten, daß man sich anschicke, denselben Plan wie im letzten Feldzuge auszuführen; daß die große Armee von Basel auf Langres marschiren werde; daß sie von den Heeren der Schweiz und Italiens Unterstützung erhalte; daß die Engländer darauf beständen, Dünkirchen zu belagern, wodurch Blücher gezwungen würde, in der Defensive zu bleiben und den Krieg methodisch zu führen, worüber er wüthend sei. Man müßte," so räth Wellington, „wenn es möglich wäre, dergleichen Nachrichten und Pläne an einen der Spione Bonaparte's zu bringen suchen und überhaupt nichts versäumen, um diesen nach

*) Capefigue, les 100 jours. II. 108, theilt Knesebecks und Wellingtons Pläne ohne nähere Angabe der Quellen mit.

den Grenzen der Schweiz und Italiens hinzuziehen. Gelänge es durch diese List, die Streitkräfte Bonaparte's von Paris ab und nach dem Oberrhein hinzuziehen, dann müßte das Heer des Oberrheins sich schnell mit dem russischen vereinigen, ihm eine Schlacht liefern oder ihn am Oberrhein festhalten, während ich und Blücher unaufhaltsam gegen Paris vorrückten.... Im Fall es nicht gelingen sollte, die Hauptmacht Bonaparte's nach dem Oberrhein zu ziehen, so würde der andere Fall eintreten, er würde mit überlegenen Streitkräften gegen Blücher und Wellington ziehen, oder er würde sie in einem engeren Umkreise vor Paris, vielleicht auf der Höhe von Peronne, Laon, Rheims, Châlons, Troyes erwarten. In diesem Falle müßten Wellington und Blücher die Freiheit haben, über die Corps Wrede's und des Prinzen von Würtemberg zu verfügen.... Unterdessen müßten diese beiden Corps, im Ganzen 100,000 Mann, sich an der Saar, seitwärts von Zweibrücken, vereinigen. Das russische Heer würde mit 120,000 Mann über den Rhein bei Oppenheim gehen und hinter dem bairischen Corps von Kreuznach, Birkenfeld, Trier nach Luxemburg und von da in Gewaltmärschen auf Stenai marschiren. Das östreichische Heer, 125,000 Mann stark, würde zwischen Straßburg und Basel über den Rhein gehen; ein jedes Heer müßte ein Corps von 20—30,000 Mann hinter sich lassen, um das Land in Ordnung zu halten, die Festungen zu beobachten und für den Unterhalt zu sorgen. Alles, was von Landwehr verfügbar ist, muß sich anschließen. — Sobald diese Disposition gemacht sein wird, können die Operationen anfangen."

In einem, am 9. Mai in Wien versammelten, Kriegsrathe wurde als endgültiger Feldzugsplan festgestellt: Im Norden auf dem rechten Flügel wird sich ein starkes Heer unter dem Herzoge von Wellington, Hauptquartier zu Brüssel, versammeln, bestehend aus Engländern, Belgiern, Holländern, der deutschen Legion, Hannoveranern, Braunschweigern, Hanseaten, Oldenburgern; Wellington wird über Namur und Nivelles nach Mézières marschiren, hier sich mit Blücher und den Preußen vereinigen, welche über Düsseldorf, Mastricht und Lüttich vorrücken. Man wird mit Vorsicht marschiren, um die großen Heere Rußlands, Oestreichs, der deutschen Staaten zu erwarten, welche den Mittel- und Oberrhein überschreiten und zu gleicher Zeit in den Ebenen der Champagne eintreffen werden. Châlons an der Marne ist zum ersten Rendezvous bestimmt, hier werden die Engländer, Niederländer, die Norddeutschen, Preußen und Russen

einander die Hände reichen, 500,000 Mann stark. Zu gleicher Zeit wird das, über Basel eingedrungene, östreichische Heer gegen Vesoul und Chaumont vorrücken und über Troyes seine rechte Hand dem großen Heere reichen, welches dann in den Ebenen der Champagne angekommen sein wird. Das zweite Rendezvous wird die Linie an der Seine sein. Ein Corps Sardinier und Oestreicher werden über Lyon und Dijon sich mit einem östreichischen Corps bei Troyes in Verbindung setzen und ein zweites sardinisch-englisches Heer in das mittägige Frankreich einrücken, wo die royalistische Partei nur das Zeichen zum Aufstand erwartet; man rechnet darauf, daß Languedoc, die Provence und die Vendée sich für die Bourbons erheben werden und Napoleon nach Verlauf einiger Wochen unter den Waffen der Verbündeten erstickt sein wird.*)

Am 26. Mai verließen der Kaiser von Rußland und der König von Preußen Wien; der erstere begab sich sogleich nach Heidelberg, welches zum großen Hauptquartier bestimmt worden war. Der Kaiser Franz, Metternich und Schwarzenberg mit den Kriegs- und Friedenskanzleien folgten nach. Der König von Preußen war nach Berlin zurückgekehrt, von wo er erst am 22. Juni nach dem Rheine abreiste, so daß er mit den Nachrichten von der Niederlage bei Ligny und von dem Siege bei Belle-Alliance unterwegs überrascht wurde; ein sicherer Beweis dafür, daß auch er nicht an einen so baldigen Zusammenstoß der Heere gedacht hatte.

Man war in dem großen Hauptquartiere zu Heidelberg der Ansicht, daß man den Beginn des Feldzuges in seiner Hand habe. Da nun die östreichische Armee Verstärkungen aus Italien erwartete, die russische nicht vor Ende Juni ihre Stellung einnehmen konnte, sollte nach dem, von Schwarzenberg entworfenen, von Alexander genehmigten, Feldzugsplane in einem umfassenden Halbkreise gegen Paris vorgerückt werden. Vier große Heere: das englische, preußische, russische und östreichische, sollten auf den, ihnen bereits aus dem letzten Feldzuge bekannten, Straßen gegen die Hauptstadt Frankreichs vorrücken, jedoch war ausdrücklich bestimmt, daß das Vorrücken des Heeres aus den Niederlanden so lange aufgehalten werden sollte, bis sich die russischen und östreichischen Colonnen mit ihm in gleicher Höhe von Paris befänden. Blücher war nicht damit einverstanden; er sowohl als Stein, Gneisenau und Grolmann waren dafür, daß man

*) Capefigue a. a. O. II. 155.

nicht so lange zögern dürfe, bis Napoleon seine Rüstungen vollendet habe und selbst zum Angriff übergehe, sondern daß man sobald als möglich in Frankreich eindringen und auf Paris losgehen müsse. Als ihm nach seiner Ankunft in dem preußischen Hauptquartiere in Lüttich am 19. April Gneisenau, Müffling und Grolmann die verschiedenen, von Knesebeck, Schwarzenberg, Wrede, dem Kaiser Alexander und Wellington ausgearbeiteten, Operationspläne vorlegten, war er mit keinem derselben einverstanden, am wenigsten mit dem von Schwarzenberg entworfenen. — Er sandte denselben mit seinen Gegenbemerkungen unter dem 26. Mai an den König nach Berlin, welcher sich für Blüchers Ansichten erklärte und ihm unter dem 6. Juni antwortete: „Ich habe mit Ihrem Berichte vom 26. v. M. das Schreiben des Fürsten Schwarzenberg nebst seinem Plan über den bevorstehenden Feldzug, Ihre Gegenbemerkungen, sowie ein Schreiben des Fürsten Wrede, der diesen Plan ebenfalls beantwortet, erhalten, und bin sowohl mit Ihren Ansichten, als auch damit einverstanden, daß die lange Verzögerung des Anfangs der Feindseligkeiten für uns sehr nachtheilig ist und zu wünschen wäre, daß er möglichst beschleunigt werden möge." —

Mehr zu Schwarzenbergs „Langsam voran!" als zu Blüchers „Vorwärts!" neigte sich der vorsichtige Wellington, der, obwohl der jüngste an Jahren — er zählte deren erst siebenundvierzig — dennoch der bedächtigste und kaltblütigste, dabei aber zugleich der anmaßendste von Allen war, nicht ohne Einsicht, Erfahrung auf vielen Schlachtfeldern und nicht minder bewährt als Staatsmann, wie als Kriegsheld.

Er hatte Wien am 26. März verlassen, hielt mit dem General v. Kleist, welcher den Oberbefehl über drei preußische Armeecorps führte, in Aachen am 4. April eine kurze Besprechung, bei welcher mehr über die Verpflegung der Truppen, als über den Feldzugsplan verhandelt wurde, und traf am 5. in Brüssel ein, wo er sein Hauptquartier aufschlug. „Ich fand," schreibt er von hier an demselben Tage an den englischen Premierminister in London, Lord Castlereagh, „gestern die Preußen in Aachen sehr zufrieden (very content) und ich werde noch diesen Abend an General Kleist über unsern Plan schreiben, sobald ich gesehen habe, wie die Sachen hier und an den Grenzen stehen."

An den General-Lieutenant v. Kleist, welcher sein Hauptquartier in Aachen hatte, schrieb Wellington noch am Tage seiner Ankunft in Brüssel den 5. April: „Herr General! Ich bin hier in letzter Nacht angekommen und habe den heu-

tigen Tag damit zugebracht, mich mit dem Stande der Affairen genau bekannt zu machen. Die Berichte über die Stellung, Zahl und Absichten des Feindes sind außerordentlich unbestimmt; doch scheint es mir, daß wir darauf gefaßt sein müssen, einen Handstreich (coup de main), welcher jeden Augenblick versucht werden kann, zurückzuweisen.

„Ohne Zweifel würde es für den Feind von der größten Wichtigkeit sein, die Truppen, welche wir vor Brüssel haben, zurückzudrängen, den König von Frankreich und die königliche Familie aus Gent zu vertreiben und den König der Niederlande und die hier gebildeten neuen Einrichtungen zum Abzuge zu zwingen. Es würde dies ein Schlag von gewaltiger Wirkung auf die öffentliche Meinung in Frankreich und auf die hiesige sein und nach des Feindes herkömmlicher Weise würde die Nachricht von seinem Erfolge sogleich in ganz Frankreich bekannt werden, während sein Mißlingen verborgen bliebe.

„Nachdem ich 13,400 Mann als Besatzung von Mons, Tournay, Ypern, Ostende, Nieuport und Antwerpen verwendet habe, kann ich ohngefähr 23,000 Mann guter Truppen, Engländer und Hannoveraner, zusammenbringen, darunter 5000 Mann trefflicher Reiterei. Diese Zahl wird in wenigen Tagen zunehmen, besonders an guter Reiterei und Artillerie. Auch kann ich noch 20,000 Mann holländische und belgische Truppen aufbringen, wobei 2000 zu Pferde; im Ganzen mit 60 Geschützen.

„Meine Meinung ist, daß wir Maßregeln nehmen müßten, um die gesammte preußische Armee mit dieser verbündeten englisch-holländischen vor Brüssel zu vereinigen und daß, dieser Ansicht gemäß, die unter Ew. Excellenz Befehl stehenden Truppen ohne Zeitverlust aufbrechen und an der Maas entlang zwischen Charleroi, Namur und Huy cantonniren.

„Durch diese Anordnung sind wir sicher, dies für die Verbündeten so wichtige Land zu retten, wir würden deren Versammlung am Rheine decken und die Nachtheile vermeiden, welche die unvermeidliche Folge eines zeitweiligen Rückzuges in unserer gegenwärtigen Lage sein würden, während Ew. Excellenz ebenso wie bei Ihrer gegenwärtigen Stellung im Stande wären, sich überall hinzubegeben, wo die Gegenwart der unter Ihrem Befehl stehenden Truppen für den Dienst des Königs erforderlich wäre; auch würden wir für unsere zahlreiche Reiterei ein ebenso günstiges Schlachtfeld wie hinter Brüssel haben.

„Ich bitte Ew. Excellenz, diese Betrachtungen in Erwägung zu ziehen und

mich Ihren Entschluß wissen zu lassen, damit ich über die zu ergreifenden Maßregeln für den Fall, daß ich angegriffen würde, mich entscheiden kann, wenn Ew. Excellenz es für angemessen halten, da zu bleiben, wo Sie sind.

„Noch muß ich Ew. Excellenz benachrichtigen, daß der König der Niederlande Befehl gegeben hat, Maßregeln zu treffen, Ihre Truppen, sobald sie in dies Land einrücken, mit Allem, was sie bedürfen, zu versehen."

Im Vertrauen auf die Zusage, daß die preußischen Truppen die nöthige Verpflegung in den Niederlanden erhalten würden, ging das preußische Hauptquartier auf Wellingtons Aufforderung ein. Drei preußische Armeecorps verließen ihre Cantonnirungen zwischen der Maas und Mosel und rückten zur näheren Verbindung mit dem englisch-niederländischen Heere Mitte Aprils auf das linke Ufer der Maas; Mastricht ward ihnen zum Durchmarsch geöffnet, sie bezogen weit auseinander gelegene Cantonnirungen zwischen der Maas und Sambre. Der Verpflegung eines so zahlreichen Heeres stellten sich, trotz der darüber gepflogenen Verhandlungen und Verträge, sehr bald große Schwierigkeiten entgegen. War bei den Verhandlungen des Congresses der Streit und Zwiespalt zwischen den Mächten schon sehr lebhaft entbrannt, wo es sich nur um das Zuzählen und Abdingen der, sich in Geduld fassenden, nackten Seelen handelte, so darf es nicht befremden, daß, als es sich um die drängenden und dringenden Bedürfnisse von mehr als einer Million hungriger Magen — noch dazu in Uniform — handelte, die Noth- und Uebelstände bei weitem schwerer ins Gewicht fielen. Es ist sehr bald gesagt: Preußen rückt mit 300,000 Mann und 50,000 Pferden, Oestreich, Rußland, England und die deutschen Fürsten mit verhältnißmäßig größerer oder geringerer Heeresmacht ins Feld; für Pulver und Blei ist hinreichend gesorgt, auch sitzt einem jeden der braven Krieger das Herz auf dem rechten Fleck — aber auch der Magen! Und wird dieser nicht zufrieden gestellt, wird auch nur 24 Stunden sein Knurren und Bellen überhört, dann hilft kein Zureden und die Schlacht geht verloren. Während der Feldzüge 1813 und 1814 hatten unsere Feldherren und Führer bis herab auf den Fourier und Wachtmeister Erfahrung genug gemacht, um schon vor Beginn des Feldzuges an die unerläßlichen Anstalten zur Verpflegung der Truppen zu denken. Noch während der Anwesenheit der Monarchen in Wien wurde diese Angelegenheit in Berathung genommen und das ungetheilteste Vertrauen wandte sich Stein zu, welcher, obschon er während der beiden letzten Kriegsjahre in dieser Geschäfts-

führung nur Aerger und Verdruß gehabt, sich dennoch wieder bereit erklärte zu Rath und That. Bereits am 3. April legte er dem Kaiser Alexander ein Gutachten zur Verpflegung der verbündeten Heere vor. In demselben erklärte er sich sowohl gegen die zwangsweisen Requisitionen, als auch gegen das Auffaufen durch Unternehmer, und schlug vor: „die nothwendigen Gegenstände liefern zu lassen in Magazine, welche man in der Nähe der Eigenthümer anlegt, die Preise nach billiger Schätzung zu bestimmen und theils baar, theils mit Creditpapier zu bezahlen.

„Wählt man diesen Weg, so muß man sich vereinigen:

a) Ueber die Schätzung (Preisbestimmung), welche man vorschreiben will;

b) über das Verhältniß der Zahlung in Geld und in Papier;

c) über die Art des Creditpapiers.

„Das Creditpapier muß sich stützen auf die gemeinsame Gewähr der Mächte, die es benutzen, es muß Zinsen tragen und in nahen Terminen einlösbar sein.

„Die Hülfsmittel der deutschen Länder werden nicht für die Unterhaltung der Heere hinreichen und die verbündeten Mächte sind gezwungen, aus dem Innern ihrer Staaten die Verpflegungsmittel in die, auf den Operationslinien angelegten, Magazine schaffen zu lassen.

„Oestreich kann Ungarns Hülfsmittel auf dem Wege der Donau benutzen, Rußland wird aus seinen baltischen Häfen Sendungen nach dem Rheine machen, Preußen über die Verpflegungsmittel verfügen, welche auf der Elbe, Weser und den Ostseehäfen ausgeführt werden können."

Als unerläßliche Bedingung eines gesicherten Erfolges in Betreff Deutschlands fügt Stein am Schlusse seines, dem Kaiser von Rußland vorgelegten, Gutachtens hinzu: „Alle Maßregeln des Krieges, der Verpflegung, der Transporte, welche man von Deutschland erwartet, werden an Einheit und Nachdruck gewinnen, sie werden durch die öffentliche Meinung unterstützt werden, wenn man sie anknüpft an eine Bundesverfassung und ein ständisches Central-Organ; es ist daher höchst nothwendig, solche zu bilden." Auch bei dieser Veranlassung sehen wir, daß der deutsche Freiherr die Angelegenheiten Deutschlands mit größerem Vertrauen durch den russischen Zar, als durch deutsche Fürsten zu fördern hofft.

Die Gefahr rückte näher, die Noth drängte; sofort wurde in Wien eine

Commission für die Einrichtung des Heereshaushaltes im bevorstehenden Kriege in befreundeten Ländern niedergesetzt. Mitglieder derselben waren: Stein, Baldacci, Barbier, Prohaska, Floret, v. Cancrin, v. Boyen.

Eine Uebereinkunft in 47 Paragraphen stellte die allgemeingültigen Bestimmungen fest, „über die gleichmäßige Verpflegung, Transportmittel, Postwesen, Hospitäler, Kriegsarbeiten, Heerstraßen, Kriegspolizei, Belagerungszüge, Ausrüstung der Festungen, Zahlungen, Eintheilung Deutschlands in drei große Kreise für die drei großen Heere, in deren jedem eine Rayons-Commission die Leistungen anordnen soll; endlich über die Befugnisse und Berechtigungen der General-Intendanten."

Da in dem hohen Kriegsrathe beschlossen war, den Kriegsschauplatz am Ober-, Mittel- und Niederrhein so bald als möglich auf das linke Ufer zu verlegen, wurde die Last der Verpflegung und Lieferung gegen billige Vergütigung für das Erste auf die Länder vom Inn und von der Weser bis zur Grenze Frankreichs vertheilt. Drei große Lieferungskreise wurden geographisch und statistisch festgestellt, von denen der des südlichen Deutschlands dem östreichischen, der des mittleren dem russischen, des des nördlichen dem preußischen Heere zugetheilt wurde. Für jeden der Kreise sollte eine Commission aus Abgeordneten des Landes und aus Bevollmächtigten des Heeres gebildet werden; dem General-Intendanten war die unmittelbare Verbindung mit den Landes- und Ortsbehörden gestattet. Die Lieferungen sollten durch Empfangscheine und Gegenscheine geregelt, welche an Commissionen der drei Mächte in Augsburg, Frankfurt a. M. und Köln eingesandt und nach befundener Richtigkeit bezahlt werden. Die Bezahlung sollte durch Anweisung der drei Mächte zum Belaufe eines dreimonatlichen, mit Einschluß der Truppen des deutschen Bundes, auf 15 Millionen Thaler veranschlagten, Bedarfs geleistet werden, welche nach Ablauf gewisser Zeiträume von einer, in Frankreich zu errichtenden, gemeinschaftlichen Kasse gegen baares Geld eingelöst werden sollten. Ein jedes der deutschen Bundesländer sollte nach dem Maßstabe seiner Truppenstellung an dieser Einrichtung Theil nehmen. Hier zeigte es sich nun sogleich, wie locker und lose es mit dem Zusammenhalten eines deutschen Bundes bestellt sein werde. „Baiern wollte überhaupt mit einer allgemeinen deutschen Sache nichts zu thun haben und der Gesandte verwahrte sich bei jeder Sitzung; Würtemberg berief sich auf einen, mit Oestreich abgeschlossenen, Vertrag wegen einer Etappenstraße, Andere machten Einwendungen

gegen die angesetzte Preisbestimmung und die entfernte Zahlungszeit, gegen Preußens Heranziehung nur mit den Ländern westlich der Weser und Oestreichs völliges Ausscheiden aus der Mitleidenheit. Eine fernere Schwierigkeit entstand durch die Weigerung Hannovers sich anzuschließen. Graf Münster behauptete, Hannover müsse den vollen Werth der Lieferungsgegenstände bezahlt erhalten, da es gezwungen sei, dieselben Bedürfnisse für seine, in den Niederlanden stehenden, Truppen zu dem vollen Preise baar zu kaufen, und er wurde hierbei von dem englischen Bevollmächtigten, Lord Clancarty, unterstützt.

Am schwierigsten wurde der König der Niederlande. Wellington bezahlte Alles baar zu hohen Preisen. Als nun ein Theil des preußischen Heeres, seiner Einladung folgend, näher bei ihm Stellung genommen hatte, erklärten die niederländischen Behörden, daß sie nur gegen baare Zahlung die Verpflegung der Truppen übernehmen könnten. Die preußische Kriegskasse war nicht mit so ausreichenden Mitteln wie die englische versehen. Als die Berichte hierüber nach Wien anlangten, ging Stein zu Gagern und beklagte sich, jedoch „in einem ziemlich sanften Tone", wie dieser dem Könige meldet, daß Se. Majestät nicht für die preußische Armee unter Herrn Gneisenau sorge. „Sie werden nicht verpflegt," sagt er, „der König ist zu weich. Er will nicht, daß seine Belgier etwas hergeben. Die Engländer bezahlen, weil sie Geld haben; die Preußen haben keins." Gagern versuchte es, den König der Niederlande zu einem billigen Abkommen mit Preußen zu bestimmen, allein der durch preußische Hülfe zum Throne gelangte Nassauer erklärte sich hierzu durchaus nicht geneigt. In einem Lamentobrief an Stein (April 1815) schreibt er: „Unabhängig von den Anstrengungen der Niederländer, welche wenigstens denen der übrigen europäischen Länder gleichkommen, erdrückt der Unterhalt der fremden Truppen einen Theil meiner Staaten, und Mangel an Verständigung und Nachricht verhindert, zeitige Maßregeln zum Besten der Einwohner und der Truppen zu nehmen. Ich werde durch die Mächte zur Theilnahme an den, über herabgesetzte Preise für den Unterhalt der Truppen und die Lieferungskreise getroffenen, Vereinbarungen eingeladen; eines dieser Heere (das preußische) verläßt fast ganz den seinigen und verlangt mit 160,000 Mann und 48,000 Pferden auf Kosten von Ländern zu leben, die auf diese Weise doppelte Last zu tragen hätten."

Die Beschwerden des Königs der Niederlande und seine Weigerung, für den Unterhalt der deutschen Truppen zu sorgen, wurden der, noch in Wien an-

wesenden, Central-Commission zur Begutachtung vorgelegt. Stein nahm sich mit gewohntem Eifer dieser Angelegenheit an und beleuchtete die, von den verschiedenen Parteien erhobenen, Ansprüche in einer eingehenden Denkschrift. „Zwischen den englischen Commissarien," so beginnt sie, „den russischen, östreichischen und preußischen ist die Frage verhandelt worden: ob die Länder, welche zum Wellingtonschen Heere Truppen liefern, an Unterhaltung der verbündeten Truppen in Deutschland Theil nehmen müssen mittelst Lieferungen zu einem festgesetzten niedrigeren Preise als dem Kaufpreise? Die englischen Commissarien verlangen, daß die deutschen Länder, welche zu dem englisch-belgischen Heere Truppen liefern, von den Verbündeten eine Entschädigung erhalten für die Kosten des Unterhaltes dieser Truppen mittelst Einkäufe zum Marktpreise; aber sie haben nichts dagegen, daß diese Länder den verbündeten Heeren in Deutschland Lieferungen machen gegen eine, durch die Verbündeten ihnen gegebene, Entschädigung. Die Commissarien der Verbündeten erinnern, daß die Entschädigung jenen Ländern entweder durch Belgien oder durch England geleistet werden muß; durch letzteres, weil England 30,000 bis 40,000 Mann deutscher Truppen verwendet und herbeizieht, und dadurch die Verwendung einer gleichen Zahl englischer Truppen erspart, welche ohne allen Zweifel durch Großbritannien unterhalten werden müßten, wenn sie durch eigene Truppen und nicht durch Ersatzmannschaft gestellt würden. ... Die Herbeiziehung Belgiens zu einer Entschädigung für die betreffenden Länder ist gerecht, weil für Belgien der Krieg eine Quelle des Reichthums ist, da das englische Heer sich versorgt durch Ankäufe zum Marktpreise, der durch den Krieg erhöht ist; bereichert und vertheidigt, kann daher Belgien nicht verweigern, einen gewissen Theil seines Reichthums zu verwenden, um den deutschen Truppen in seinem Lande ihre Unterhaltung zu erleichtern."

Was die Lieferungskreise betraf, so verlangten die englischen Commissarien, daß auch die Länder zwischen Weser und Elbe zur Lieferung für die in Belgien cantonnirenden preußischen Truppen herangezogen würden, wogegen die preußischen Commissarien geltend machten, daß jene Länder für die Nachschußmagazine und den Unterhalt des Reserveheeres vorbehalten bleiben müßten. Der preußische Kriegsminister, General v. Boyen, Mitglied der Central-Commission in Wien, gab die Versicherung, daß das, in Belgien stehende, preußische Heer fast seinen ganzen Unterhalt aus den preußischen Magazinen in Jülich beziehe. Die Verhandlungen wurden lebhaft geführt und der englische Commissarius, Lord Clan-

carty, wurde ersucht, dem Herzoge Wellington Mittheilung davon zu machen. Der edle Herzog erwiderte: Man habe in Wien eine ganz falsche Ansicht von dem Verfahren in den Niederlanden. Erstens bezahlten weder Hannover, Braunschweig noch selbst Preußen einen Pfennig (one farthing) für ihre Truppen in den Niederlanden, obwohl Hannover für das letzte Jahr 40 Pfund Sterling für den Mann erhalten habe, was beinahe das Vierfache der gegenwärtigen Subsidie betrage, auch sei es zweitens nicht wahr, daß die Preußen ihren Unterhalt aus den Magazinen von Jülich bezögen. Dieser letzte Punkt sei nicht des Streites werth; die Verbündeten sollten darauf denken, die Ausgaben Englands in den Niederlanden nicht anzuschwellen, die Engländer aber den Verbündeten bei Beschaffung der ihnen erreichbaren Hülfsmittel beistehen, um ihnen den Unterhalt der ungeheuern, von ihnen auf einen Punkt geleiteten, Massen möglich zu machen. „Ich bin der Meinung," schreibt Wellington, „die Verbündeten wünschen nicht, daß wir oder der König der Niederlande den Unterhalt für unsere Truppen in den Niederlanden nehmen, oder mit anderen Worten rauben (to rob), wenn wir es vorziehen, die Zahlung aus unseren eigenen Taschen, nicht aus ihren zu nehmen. Dies wär' abgemacht. Was nun die verbündeten deutschen Mächte betrifft, deren Truppen mit unserer Armee dienen, oder gegenwärtig in den Niederlanden stehen, so würde ihre ganze Klage über das Verpflegungs-Comité darin bestehen, daß sie von jetzt gehalten sein sollen, ihre „Kreuzers" für die Lieferungen zu zahlen, welche sie bisher umsonst erhielten." Schließlich erklärte Wellington sein Bedauern, „daß die Berathung über diesen Gegenstand so viel Wärme erregt und daß eine solche Schrift (such a paper) wie die des Freiherrn v. Stein durch die preußische Gesandtschaft vorgelegt worden sei. Die europäischen Mächte begäben sich in einen großen Kampf; Großbritannien, nur in einem untergeordneten Grade dabei betheiligt, nur durch den Schaden Anderer einer Beschädigung ausgesetzt, trete mit allen seinen Mitteln hinzu, stehe außerdem allen Mächten Europas, den großen sowohl als den kleinen, mit Geld bei, während es sich in Folge seiner Anstrengungen in einer furchtbaren Finanzklemme befinde. Er würde bedauern, wenn englischen Staatsmännern die Angelegenheiten des Festlandes jemals verleidet würden (became disgusted), wenn die Theilnahme daran vermindert würde; aus diesem Gesichtspunkte und unter dem Eindruck, den Steins Schrift auf ihn gemacht habe, bedaure er, daß solch ein Document vorzubringen jemals gestattet worden." Es hatte den Stolz

des edlen Herzogs verletzt, daß Stein der englischen Regierung den begründeten Vorwurf machte, daß sie zu wenig Truppen stelle, zu wenig Geld zahle und die deutschen Bundestruppen noch immer, wie zur Zeit des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges, wenn auch in milderer Form, seinem Heere für ein, den deutschen Fürsten gezahltes, Kopfgeld (30 Pfund Sterling für den Mann) anreihe, wodurch der Nachtheil entstand, daß England die vertragsmäßige Stärke seines Heeres nicht durch englische, sondern durch deutsche Mannschaft aufbrachte.

Schmachvoll ist es zu lesen, mit welcher schamlosen Bettelei deutsche Fürsten den Prinz-Regenten von England und Wellington behelligten, um für die Haut, welche die getreuen Unterthanen auf das Schlachtfeld zu Markte tragen mußten, sogenannte Hülfsgelder zu erhalten. Dem Könige von Baiern wird der Bescheid ertheilt, daß der Prinz-Regent ihm weder einen höheren Vorschuß, als den im Vertrag vom 1. April zugesicherten, machen, noch das Geld zur Ausrüstung eines Batterietrains geben werde. Irgend welche politische Verbindlichkeiten bei Zahlung der Hülfsgelder von Seiten Englands zu übernehmen, wie der König von Baiern es verlangt, wird von dem Prinz-Regenten als unstatthaft abgewiesen.*)

Wellington hatte bei seinem General-Zahlmeisteramte sehr genaue Rechenmeister, welche über die gezahlten Pfunde bei Heller und Pfennig Rechenschaft verlangten. Dem hannöverschen General-Lieutenant Decken schreibt Wellington den 8. Juni aus Brüssel: „Die Einwendungen, welche ich gegen die von Hannover eingesendeten Veranschlagungen zu machen habe, sind: 1) daß in der Summe von 88,221 Reichsthalern der Sold für Officiere und Soldaten enthalten ist, welche sich nicht bei dem Heere befinden; 2) daß ich die, für Zufälligkeiten (contingencies) monatlich in Ansatz gebrachte Summe von 12,324 Reichsthalern enorm finde. Bei näherer Prüfung der einzelnen Artikel ersehe ich, daß einige der Ausgaben ganz unnöthig, andere höher angesetzt sind, als sie in Wirklichkeit betragen. ... Ich sehe mich deshalb gezwungen, die ganze Angelegenheit meiner Regierung zu überweisen; denn wie sehr ich auch wünsche, diese Sache zum Vortheil und zur Befriedigung der hannöverschen Regierung abzumachen, kann ich doch nicht auf irgend eine Forderung eingehen, welche nicht auf einer nothwendigen Ausgabe, die auch wirklich gemacht wurde, beruht." — An Castlereagh, dem er diese Angelegenheit anheimgiebt, schreibt Wellington

*) Dispatches XII. p. 445.

(Brüssel, den 8. Juni): „Die Wahrheit ist, daß Decken so viel als ihm irgend möglich zu erhalten wünscht, nicht für seine eigene Regierung — denn dann würde sich der Engländer mit dem Hannoveraner leicht verständigen — sondern um aus unserm Schatzamte die Taschen der Zahlmeister und Haifische zu füllen, welche alle diese verbündeten Heere erwarten.“ Man glaubt einen Sklavenhändler auf dem Markt in Tunis sein Gebot machen zu hören, wenn Wellington schreibt: „Meine Meinung, daß wir für die 16,400 Mann Hannoveraner nicht viel mehr als 11 Pfund 2 Schilling pro Mann zahlen, was 182,040 Pfund für das Jahr beträgt, monatlich 88,221 Reichsthaler, 5 auf das Pfund Sterling — (doch glaube ich, wir können 6 sagen) — gerechnet, würde die jährliche Ausgabe 201,728 Pfd. betragen, wonach eine Differenz von nicht ganz 20,000 Pfd. bliebe.“

An den Bevollmächtigten des Königs von Würtemberg, Baron v. Hügel, welcher ihn ebenfalls mit Bettelei behelligte, antwortet Wellington (Brüssel, den 8. Juni): „Der Unterzeichnete hat bereits mehr als einmal die Ehre gehabt, dem Baron Hügel bemerklich zu machen, daß es ihm unmöglich ist, bei Seiner Königl. Hoheit dem Prinz-Regenten darauf anzutragen, dem Könige von Würtemberg die Subsidien für eine längere Zeit, als für einen Monat nach Abschluß eines definitiven Friedens-Vertrages, durch welchen der Gegenstand des allgemeinen Bündnisses erreicht wurde, zu bewilligen.“ Dem Fürsten Hardenberg, welcher sich bei Wellington für einige der kleinen deutschen Fürsten wegen der Hülfsgelder verwendet hatte, antwortet er: „Was die Truppen der deutschen Fürsten betrifft, hoffe ich, so viel in Kasse zu haben, um einen Jeden nach Maßgabe der Truppen, die er in Folge seines Beitritts zum allgemeinen Bündniß stellt, befriedigen zu können. . . . Ich bitte Herrn v. d. Goltz, jene Fürsten zu ersuchen, daß sie ihre Agenten hierher zu mir schicken mögen.“ —

Es scheint, daß einige der größeren deutschen Fürsten auf dem Söldnermarkte Maklergeschäfte für englische Rechnung machten. Baiern hatte nur 30,000 Mann zu stellen; es machte sich für 60,000 verbindlich. Wellington schreibt in dieser Angelegenheit an Castlereagh (Brüssel, den 20. Mai): „Ich schließe eine Note bei, welche die Bevollmächtigten der verbündeten Mächte an den Minister des Königs von Baiern nach dessen Unterzeichnung des Bundes-Vertrages gerichtet haben, in welcher dem Könige von Baiern eine Subsidie für 30,000 Mann versprochen wird. Ich schließe daraus, daß sie Willens sind, zu versprechen, daß er mit ihnen bis zu diesem Belang Theil haben soll für den

Fall, daß Großbritannien es ablehnen sollte, mehr als fünf Millionen Subsidien zu bewilligen. Deshalb bin ich der Meinung, mit Baiern ohne Verzug den Vertrag wegen der Söldner auf gleichem Fuße abzuschließen; nämlich 11 Pfd. 2 Schll. jährlich pro Mann für 60,000 Mann."

Ungeheure Summen wendete damals England auf, um außer den kleinen Mächten auch die großen mit Geld und Waffen zu versorgen. Unaufhörlich wird Wellington von Preußen, Rußland und Oestreich um Hülfsgelder, Kanonen, Gewehre und Schießbedarf für das Heer und zur Belagerung der Festungen angegangen. Einer besonderen Gunst erfreute sich der Herzog v. Berry, welcher sich verbindlich gemacht hatte, eine ganze Legion royalistischer Freiwilligen in das Feld zu stellen. Wellington stellt für diese Anweisungen auf 10—20,000 Gewehre, auf mehrere hunderttausend Patronen und anderen Kriegsbedarf aus; nur auf die Errichtung von französischer Reiterei will er sich nicht einlassen. „Es scheint mir," schreibt er dem Herzog v. Feltre (Brüssel, den 14. Juni), „daß ich weder gegen meine Regierung, noch gegen den König Ludwig XVIII. meine Pflicht erfüllen würde, wenn ich nicht sagte, daß ich nicht glaubte, die zu meiner Verfügung gestellten Mittel gut zu verwenden, wenn ich Geld dazu hergäbe, um das Corps, welches man „la maison militaire du Roi" nennt, beritten zu machen.... Ich kann Ihnen Kanonen, Wagen, Munition und auch wohl Vorspannpferde geben, aber für Artilleristen und Trainknechte müssen Sie selbst sorgen."

Vierunddreißigstes Kapitel.

Napoleon überlegt: ob Angriff? ob Vertheidigung? — Ungeheure Thätigkeit des Kaisers. — Die erste Großmacht ist die öffentliche Meinung. — Benjamin Constant, der heftigste Gegner des Kaisers, wird in sein Cabinet gerufen. — Berathungen über die constitutionelle Charte. — Napoleon besteht auf dem Confiscations-Gesetze. — Die Zusatzacte. — Die Preßfreiheit bringt dem Kaiser Gefahr. — Le Censeur erscheint in einzelnen Bänden. — Flugschriften der Royalisten. — Umtriebe und Aufwiegelungen in der Vendée. — Die Conföderation der republicanisch-kaiserlichen Freiwilligen. — Der Kaiser schmeichelt den alten Republicanern; — besucht die Vorstädte von Paris; — hält Heerschau über die Blousenmänner. — Erhebung der Chouans. — Eine Proscriptionsliste vom Kaiser allein unterzeichnet. — Die Vendée legt die Waffen nieder. — Das Maifeld in Paris.



obald Napoleon sichere Kenntniß von dem, ausdrücklich gegen seine Person in Wien geschlossenen, Bündnisse vom 13. März erhalten hatte, bereitete er sich zur Wiederaufnahme des Kampfes vor, noch unentschieden, ob er rasch zum Angriff vorgehen, oder abwartend zur Vertheidigung zurückhalten solle. In dem „Manuscript von St. Helena", einer dem Kaiser untergeschobenen Schrift, läßt der Verfasser Napoleon sagen: „Meine friedliche Haltung schläferte das Volk ein." Gegen solche Aeußerung protestirt er in den, von ihm selbst verfaßten, Denkwürdigkeiten und bemerkt: „Während der drei Monate März, April, Mai hat der Kaiser fortwährend funfzehn oder sechzehn Stunden täglich gearbeitet. Er bewaffnete und versorgte mit Vorräthen einhundert feste Plätze, unterdrückte den Bürgerkrieg in Marseille, Bordeaux, der Vendée, verstärkte das Heer durch

Aushebungen, ließ Waffen schmieden, Bekleidung anfertigen, Pferde herbeischaffen. In den letzten sechs Monaten des Jahres 1814 hatte das französische Heer eine neue Einrichtung erhalten, so daß Frankreich kaum 80,000 Mann ins Feld schicken konnte, die kaum hinreichten, die Festungen und Seeplätze zu halten. Alle Flotten waren abgetakelt und die Mannschaften verabschiedet. Es waren 800,000 Mann nothwendig, um Europa zu bekämpfen. Am 1. October wären sie schlagfertig gewesen und für die Grenzen des Reichs eine eherne Mauer geworden, die keine menschliche Macht ungestraft überschritten hätte. Am 1. Juni waren 559,000 Mann französischer Truppen unter den Waffen. Es war zu fürchten, daß, wenn die Feindseligkeiten vor dem Herbst begönnen, die Heere des verbündeten Europas um Vieles zahlreicher als die französischen sein würden; dann hätten sich die Schicksale des Reichs unter den Mauern von Paris und Lyon entschieden. Eine große Stadt ist der Sitz des Kernes des Volkes, der Mittelpunkt der öffentlichen Meinung, die Schatzkammer für Alles; es ist widersprechend, einen solchen Punkt ohne unmittelbare Vertheidigung zu lassen. Napoleon ließ Paris durch den General Haxo befestigen. Am 1. Juni waren 700 Kanonen auf den Werken. Am 25. war die Befestigung von Lyon vollendet.

„Sogleich in der Nacht seiner Ankunft in Paris berathschlagte Napoleon, ob er mit 35 bis 36,000 Mann, den einzigen Truppen, die er im Norden versammeln konnte, die Feindseligkeiten am 1. April beginnen sollte, indem er auf Brüssel losginge und das belgische Heer seinen Fahnen einreihte. Das preußische und englische Heer am Rhein war schwach, ihre Führer abwesend. Aber noch nährte man Friedenshoffnungen, die Frankreich, das eine zu frühe Angriffsbewegung mißbilligt hätte, theilte. Ueberdies war der Geist der flandrischen Provinzen schwierig und im Süden rückte der Herzog von Angoulème auf Lyon, die Marseiller auf Grenoble los. Im Laufe des Mai, als Frankreich gesammelt und keine Friedenshoffnungen mehr möglich waren, boten sich Napoleon drei Feldzugspläne dar: erstens sich auf eine Vertheidigung zu beschränken, den Verbündeten das Mißliebige des Angriffs zu überlassen und unter den Mauern von Paris und Lyon einen lebhaften und entscheidenden Kampf anzunehmen. Das französische Heer hätte sich gesammelt, das verbündete sich durch die Einschließung der Festungen zersplittert und außerdem hatte Napoleon darauf gerechnet, daß der größere Theil des östreichischen Heeres durch den Auf-

bruch des Königs Murat mit einem Heere nach Ober-Italien in Schach gehalten würde. Obschon Murat an seinem Schwager, dem er die Krone von Neapel verdankte, den schändlichsten Verrath verübt und sich 1814 den Verbündeten angeschlossen hatte, glaubte dennoch Napoleon bei seiner Rückkehr nach Frankreich auf ihn als Bundesgenossen rechnen zu dürfen. Ihm theilte er das, vor allen Anderen bewahrte, Geheimniß mit, und gab ihm, zehn Tage vor der Abfahrt von Elba, durch einen Vertrauten Nachricht: „„er werde noch vor Ablauf des Monats Februar Elba verlassen, nach Frankreich zurückkehren, wo er erwartet werde, und den Kaiserthron wieder besteigen. Er sei entschlossen, den Friedens-Vertrag von Paris aufrecht zu erhalten, was ihn hoffen lasse, daß die Alliirten sich nicht in die inneren Verhältnisse Frankreichs einmischen würden, zumal ihre Heere so weit von der französischen Grenze entfernt seien, daß an eine Wiederaufnahme der Feindseligkeiten von ihrer Seite vor Anfang Juli nicht gedacht werden könne."" Er beauftragte Murat, so bald er Nachricht von seiner Rückkehr nach Paris werde erhalten haben, seinen Gesandten in Wien zu ermächtigen, dem dortigen Hofe die bündigste Versicherung zu geben, daß der Kaiser Napoleon nach der Wiederbesteigung seines Thrones den Frieden von Paris aufrecht erhalten und auf die Krone von Italien fernerhin keine Ansprüche machen werde. Er forderte Murat auf, ungesäumt eine gesicherte Stellung bei Ancona einzunehmen, lieber ein Gefecht hinter dem Garignano, als an dem Po zu liefern und als Kriegsregel für ihn sich empfohlen sein lasse, daß ein geschickter Rückzug besser sei, als ein voreiliges Vorrücken.*) Der zweite Plan war: den Verbündeten zuvorzukommen und die Feindseligkeiten zu beginnen, bevor sie mit den Vorbereitungen fertig wären. Dies konnten sie erst Mitte Juli sein. Man mußte also am 15. Juni mit 150,000 Mann ins Feld rücken, das englisch-holländische und das preußisch-sächsische Heer in Belgien schlagen, bevor die Russen, Oestreicher, Baiern, Würtemberger u. s. w. den Rhein erreicht hätten. Wiewohl durch den Aufstand der Vendée, an dessen Spitze wieder ein La Roche-Jacquelin stand, das Nordheer um 20,000 Mann geschwächt werden mußte, entschied sich Napoleon doch für den Angriff, der dem Geiste der

*) Murat folgte diesem guten Rathe nicht. Er brach mit einem Heere von 80,000 Mann in den Kirchenstaat ein, erließ an die Italiener einen Aufruf zur Wiederherstellung ihres Königreichs und erklärte den 22. März Oestreich den Krieg. Unbesonnen rückte er an den Po vor, wurde geschlagen, dann flüchtig und erlitt den Tod eines Briganten.

Nation gemäßer war. Er wollte die Engländer und Preußen, denen getrennt er weit überlegen war, einzeln schlagen. Drittens: gelang ihm dies nicht, so wollte er auf den ersten Plan zurückkommen. Weder Karthago, entrüstet, von Scipio betrogen worden zu sein, noch Rom, um die Gefahr von Cannä zu beschwören, noch die gesetzgebende Versammlung, durch die Kriegserklärung des Herzogs von Braunschweig aufgebracht, noch der Berg im Jahre 1793 haben mehr Energie und Thätigkeit entwickelt, als Napoleon in diesen drei Monaten. Es möge der Verfasser des „Manuscript" drei besser benutzte Monate der alten und neuen Geschichte anführen! Ein und ein halber Monat genügte, den Thron des Kaisers wieder aufzurichten; ein und ein halber Monat, um 400,000 Mann auszuheben, zu bekleidon, zu bewaffnen, schlagfertig zu machen. Heißt das sich etwa nur die Zeit vertreiben? Thätigkeit, Ordnung, Sparsamkeit unterscheiden die „hundert Tage". Aber die Zeit ist eine nothwendige Bedingung. Gott brauchte sechs Tage, die Welt zu schaffen."

Und doch war es mit der Aushebung dieser so großen Anzahl Recruten nicht allein gethan. Sobald der Kaiser nicht mehr daran zweifeln durfte, daß er Frankreich und seinen Thron gegen die bewaffnete Macht der europäischen Fürsten und Völker zur See und zu Lande werde vertheidigen müssen, wurden zu diesem Behufe alle ihm zu Gebote stehenden Mittel, alle Kraftentwickelungen des Landes mit der ungeheuersten Anstrengung aufgeboten. Die Nationalgarden wurden im ganzen Kaiserreich aufgeboten und in 417 Grenadier- und Jäger-Bataillone eingetheilt; vollzählig betrugen sie 400,000 Mann. Es waren Elite-Truppen, ausgewählte Mannschaft, von denen Viele, zumal die Officiere, im Kriege gedient hatten. Diese Truppe war zur Ersatzmannschaft und zur Reserve bestimmt. Eine bei Weitem größere Anzahl — die Berichte des Moniteur geben die Anzahl der bewaffneten Bürger auf 2,244,000 an — wurde mit der Vertheidigung der Städte und des platten Landes als Landsturm (levée en masse) und mit der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung beauftragt. Aus der Nationalgarde wurden 12,000 gediente Artilleristen nach verschiedenen Festungen commandirt, wohin zu gleicher Zeit verabschiedete Artillerie-Officiere und Soldaten berufen wurden, welche, obschon nicht mehr tauglich zum Felddienste, durch ihre Kenntnisse und Erfahrung von großem Nutzen sein konnten.

Die Artillerie, welche von jeher die Lieblingswaffe Napoleons war, und

welche er mit gutem Erfolge zur Entscheidung in allen großen Schlachten angewendet hatte, war unter Ludwig XVIII. vernachlässigt worden, und da sie außerdem in den letzten Feldzügen große Verluste erlitten hatten, mußte sie neu organisirt werden. 100 neue Batterien, eine jede zu 8 Geschützen, befahl der Kaiser in mobilen Stand zu setzen. Zur Beschaffung von 500,000 Gewehren für die Infanterie wurden eine große Anzahl neuer Werkstätten errichtet, in Paris waren in zehn Ausbesserungs-Werkstätten 6000 Arbeiter beschäftigt, welche täglich 1500 wieder in Stand gesetzte Gewehre abzuliefern hatten.

Die größte Schwierigkeit hatte es, für die Reiter-Regimenter, die Geschütze und das Fuhrwesen die nöthigen Pferde zu stellen; auch dafür wurde Rath geschafft und binnen zweier Monate 100,000 Pferde den verschiedenen Waffen zugetheilt. An der Vervollständigung der festen Plätze im Innern und an der Grenze wurde mit größter Anstrengung gearbeitet. Die Befestigung von Paris und Lyon wurde aufs Neue in Angriff genommen, im Innern wurden 20 größere Festungen in Stand gesetzt und Soissons, Laon, La Fère, Givet, Valenciennes, Maubeuge und andere an der nördlichen Grenze erhielten verstärkte Besatzung. Die Engpässe der Vogesen, des Jura, der Ardennen wurden mit Verhauen versehen, an den Uebergängen verschiedener Flüsse Brückenköpfe angelegt. Acht Armeecorps wurden organisirt: das erste in Lille, das zweite in Valenciennes, das dritte in Verson, das vierte in Metz, das fünfte in den Linien von Weißenburg, das sechste in Laon, das siebente in Béfort, das achte in Lyon. Ein neuntes sollte General Clauzel in Bordeaux organisiren. —

Von allen Großmächten aber war es vornehmlich eine, um deren Gunst und Zustimmung sich der Kaiser jetzt angelegentlichst bewarb, während er in früheren glücklicheren Tagen oft genug mit Verachtung und Uebermuth von ihr gesprochen, und diese Macht war: die öffentliche Meinung in Frankreich. Zunächst wohl hatte der Zuruf des Heeres ihn auf den Thron zurückgeführt; sich darauf zu behaupten, hielt er unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Bajonette allein nicht für ausreichend. Nicht die Ueberlegenheit der feindlichen Heere, noch weniger die Anhänglichkeit des Volkes an das Königshaus der Bourbons hatten den Kaiserthron gestürzt; die öffentliche Meinung erklärte sich gegen den unbeschränkten Herrscher und nahm selbst eine octroyirte Verfassung Ludwigs XVIII. für eine bessere Gewähr der Freiheit, als die ruhmgekrönte Herrschaft des unbeschränkten Kaisers. Napoleon fand bei seiner Rück-

kehr das constitutionelle Frankreich bereits so erstarkt, daß er sich bald überzeugte, nur als constitutioneller Kaiser die öffentliche Meinung als eine mächtige Verbündete zur Seite zu haben, zumal bei seinem festen Entschluß, daß die Charte nicht eine Lüge, wozu die Bourbons sie verkehrt hatten, sondern eine Wahrheit werden solle. Kein anderer Schritt aber ist für den Nothstand, in welchen sich der Kaiser durch die Macht der öffentlichen Meinung gedrängt sah, bezeichnender, als die Berufung Benjamin Constants, dieses Vorkämpfers der verfassungsmäßigen Freiheiten des Volkes, nach den Tuilerien als Rathgeber bei der Abfassung einer Zusatzacte zu der Verfassung, welche auf dem bereits bekannten Maifelde proclamirt und von dem Kaiser und den anderen gleichberechtigten Staatsgewalten beschworen werden sollte. Wir dürfen annehmen, daß Benjamin Constant gewiß befangener gegenüber dem Kaiser, gegen welchen er noch vor wenigen Wochen die heftigsten Schmähartikel geschleudert hatte, als dieser dem Professor gegenüber stand, zu dessen Lehre sich gegenwärtig zu bekennen, er sich den Anstrich gab, ohne deshalb die Berechtigung zu der, von ihm früher ausgeübten, Gewaltherrschaft zu verleugnen. „Meine frühere Regierungsweise," behauptete er in entschiedenem Tone, „war für jene Zeit die allein richtige. Nachdem die Nation ein Jahr lang vom Kriege ausgeruht hat, regt sich in ihr das Bedürfniß nach Thätigkeit; so erkläre ich mir den Wunsch, den sie jetzt nach Versammlungen mit einer Rednerbühne hat oder zu haben glaubt, denn dieser Wunsch ist nur der der Minderheit, nicht der des eigentlichen Volkes, welches mich bei meiner Rückkehr auf den Landstraßen, in den Dörfern und in den Städten mit Frohlocken empfing. Sie müssen wissen, daß ich eben so sehr der Kaiser der Bauern, der Plebejer, als der der Soldaten bin. Ich hasse die Freiheit durchaus nicht, ich habe sie nur aus dem Wege geschafft, so lange sie mir darauf hinderlich war. Für die Weltherrschaft bedurfte ich der unumschränkten Gewalt; um Frankreich allein zu regieren, mag eine Verfassung besser taugen. Den Frieden, das will ich Ihnen nicht verhehlen, werde ich mir erst mit dem Degen in der Hand erkämpfen müssen, und zwar durch einen langen und ernsten Krieg, worin mich die gesammte Nation wird unterstützen müssen, wofür sie mit der Freiheit wird belohnt sein wollen. Bringen Sie mir also Ihre Ideen hierüber: öffentliche Verhandlungen, freie Wahlen, verantwortliche Minister, Preßfreiheit, das Alles ist mir nun recht; ich kann mich zu der Ruhe eines constitutionellen Königs bequemen, man ist im fünfundvierzigsten

Jahre nicht mehr wie man im dreißigsten gewesen; noch besser als ich wird sich mein Sohn dabei befinden.“

Napoleon ließ keine Saite unberührt, von welcher er wußte, daß sie Anklang bei Constant finden werde; selbst zu Gunsten der Frau v. Staël, welcher der Kaiser in der Gesellschaft zu wenig, bei der Polizei zu viel Berücksichtigung erwiesen hatte, ließ er einige Worte freundlicher Anerkennung fallen; denn nicht unbekannt war es ihm, daß die geistreiche Tochter Neckers sich rühmte: Benjamin Constant sei ihr Zögling. Constant, weit davon entfernt, Napoleon gegenüber den Marquis Posa spielen zu wollen, beobachtete eine angemessene Zurückhaltung; er war nicht im Zweifel darüber, daß es dem Kaiser mehr darum zu thun sei, ihm seine Ansichten wissen zu lassen, als die Constants zu erfahren, die ihm bekannt genug waren. Napoleon entließ ihn mit einigen schmeichelhaften Worten und kündigte ihm die Berufung in den Staatsrath zur Ausarbeitung der Verfassung an, welche auch schon am nächsten Tage erfolgte.

Der Persönlichkeit Napoleons, welche auf alle Welt — etwa Blücher ausgenommen — einen unwiderstehlichen Zauber ausübte, vermochte auch Constant nicht zu widerstehen. Er gestand seinen Freunden, daß Napoleon ihm um vieles menschlicher erschienen sei, als er es sich vorgestellt, daß er, nach der Unterredung, die er mit ihm gehabt, nicht mehr im Stande sei, so abschreckende Worte gegen ihn vorzubringen, mit denen er sich in den Haß gegen ihn hineingeredet habe. Er versicherte, in der Stimmung des Herrschers hinreichende Hoffnung für die Freiheit geschöpft zu haben und begründete in einem ausführlichen Briefe an Lafayette seine jetzt gewonnene Ueberzeugung, daß sich die neuen Interessen des Kaisers mit einer freien Verfassung vertragen würden. Nun aber hatten sich die Ansichten beider Freunde dahin umgewandelt, daß Lafayette an Constant schrieb: „Man hat mir sonst meinen Hang zum Vertrauen vorgeworfen; nun weiß ich nicht, warum mein Charakter jetzt, während meine sonst so ungläubigen Freunde Vertrauen gefaßt, sich im umgekehrten Sinne geändert hat.“

Nach wenigen Sitzungen legte die Commission des Staatsrathes dem Kaiser den von Constant verfaßten Verfassungsentwurf vor, über welchen derselbe sich mit so rascher Zustimmung aussprach, daß in Constant das Bedenken aufstieg, ob nicht Napoleon im Stillen denke: was kommt es mir auf einen Paragraphen mehr oder weniger dabei an; dergleichen wird man beseitigen, wenn es geniren sollte.

Bei den ferneren Verhandlungen stellte es sich indessen bald heraus, daß Napoleon, obschon er keine, durch die Revolution abgeschafften, von Ludwig XVIII. wieder hervorgezogenen feudalen Vorrechte aufrecht erhalten wolle, doch mit unbeugsamer Festigkeit auf einigen Punkten bestand, welche ihm als Handhabe zum Festhalten der kaiserlichen Gewalt dienen sollten. Je mehr er sich mit dem Verfassungswerke beschäftigte, desto unerträglicher ward ihm die Ueberzeugung, daß alle Kunst der von ihm berufenen Räthe nur darauf ausgehe, ihn so viel als möglich einzuschränken, ihm nur eine Stellung zu lassen, wohin eben so gut ein Anderer und er selbst nur dann passe, wenn er seine frühere Regierung sorgfältig verleugnen werde. Dennoch fügte er sich und ertheilte den Paragraphen, welche Benjamin Constant als die unerläßlichsten bezeichnet hatte, seine Zustimmung. Er willigte in eine, vom Volke nach einem Wahlgesetze auf breitester Grundlage auf fünf Jahre zu wählende, Repräsentanten-Kammer von 629 Mitgliedern, ausgestattet mit der, von dem Kaiser zu bestätigenden, Wahl ihres Präsidenten, mit Oeffentlichkeit ihrer Sitzungen, mit Gewähr der persönlichen Sicherheit und Unabhängigkeit ihrer Mitglieder, mit dem Rechte der Bewilligung der Steuern, Anleihen, Truppenaushebung. In Betreff der Errichtung einer Kammer der Pairs hatte der Kaiser freisinnigere Ansichten als Constant; er war gegen dieselbe, weil dadurch der jetzt wach gerufene Eifer für Gleichheit verletzt, auch der Stoff dazu fehle, da der alte Adel sich zurückziehe und fünf oder sechs Berühmtheiten nicht genügen würden; er willigte nur ungern ein. Die Gesetzgebung wurde zwischen beiden Kammern und dem Kaiser so vertheilt, daß von dem Letzteren der Vorschlag ausgehen sollte, die Kammern ihn darum zu ersuchen und Abänderungsvorschläge zu machen das Recht haben sollten. Die Verantwortlichkeit der Minister, Unabsetzbarkeit der Richter, Oeffentlichkeit der Geschwornengerichte, selbst eine Habeas-corpus-Acte genehmigte der Kaiser. Aufgenommen als Grundpfeiler der neuen Verfassung wurden: Gleichheit der Franzosen vor dem Gesetze, gleiche Belastung, gleiche Berechtigung zu allen Aemtern, die Freiheit des Gottesdienstes, die Preßfreiheit mit Geschwornen zu Richtern, endlich das Recht zu Bittschriften an den Kaiser, welche auch den Kammern zur Empfehlung übergeben werden durften. Hartnäckig aber bestand der Kaiser auf der Strafe der Confiscation. Als die Räthe ihm bemerklich machten, daß die Charte Ludwigs XVIII. durch Abschaffung dieser Strafe, durch welche eine unschuldige Nachkommenschaft hart betroffen werde,

große Popularität gewonnen habe, entgegnete Napoleon: „Man stößt mich in einen Weg, der nicht der meinige ist. Frankreich sucht mich, aber es findet mich nicht mehr; Frankreich will wissen, was aus dem Arme seines Kaisers geworden, den es wieder braucht, um Europa zu bändigen. Ich soll zugeben, daß Leute, die ich mit Gütern ausgestattet habe, mir Feinde damit suchen? Das kann, das wird nicht sein. Ist der Friede geschlossen, dann werden wir sehen. Alles hat seine Zeit, Jeder hat seine Natur. Mir ist es nicht gegeben, ein Engel zu sein, ich wiederhole: man muß den alten Arm des Kaisers wieder fühlen."

Die Herren Räthe gaben, um diesen alten Arm nicht gegen sich aufgehoben zu sehen, nach. Als Schlußartikel fügte der Kaiser hinzu: „Das französische Volk untersagt für ewige Zeiten der Regierung, den Kammern und den einzelnen Bürgern jeden Antrag auf Einsetzung der Bourbons, auf Herstellung des alten Adels, der Lehnsrechte, oder eines bevorzugten Gottesdienstes (culte), und auf irgend eine Anfechtung des Verkaufs der Nationalgüter."

Daß es aber Napoleon nicht redlich mit den freisinnigen Zugeständnissen meinte, erkannten Constant und dessen Freunde daran, daß er ihnen erklärte: er werde die von ihm gut geheißenen Artikel der Nation zur Annahme als eine „Zusatzacte" (acte additionel) zu den Constitutionen des Kaiserreichs vorlegen. So hatten es die Liberalen nicht gemeint, welche sich schmeichelten, von dem Kaiser berufen worden zu sein, um eine neue, von der Kaiserwirthschaft sich gänzlich lossagende Magna charta für Frankreich zu verfassen. Als Constant sich erlaubte, Bemerkungen gegen die Erwähnung der Constitution des Kaiserreichs zu machen, entgegnete ihm Napoleon mit Heftigkeit: „Ihr wollt mir meine Vergangenheit rauben, ich will sie festhalten. Was soll denn aus meiner eilfjährigen Regierung werden? Ich glaube einigen Anspruch darauf zu besitzen. Die neue Verfassung soll an die alte sich anschließen, die Erinnerung an mehrjährigen Ruhm wird ihr einigen Werth verleihen." Constant faßte sich ein Herz und bemerkte dem Kaiser, daß ihm gegenwärtig Popularität nöthiger sei, als ruhmreiche Erinnerungen, daß ihm diese sogar schädlich werden könnten. Trotz dem, daß der Kaiser im Staatsrathe sowohl, wie in dem Ministerrathe noch manchen warnenden Widerspruch erfuhr, beharrte er dennoch bei seinem ausgesprochenen Entschluß, die Regierung und den Bestand des Kaiserreichs als nicht unterbrochen durch die Rückkehr der Bourbons anzusehen. Nicht eine

neue Constitution, nur einige Zusatz-Paragraphen zu der früheren war er geneigt, zu bewilligen. Er hatte Ludwig XVIII. den Vorwurf gemacht, daß er seine Ordonnanzen „im zwanzigsten Jahre Unserer Regierung" unterzeichnete, und beging jetzt denselben Fehler, indem er die königliche Zwischenregierung während seiner Abwesenheit auf Elba als nicht vorhanden ansah.

Am 23. April erschien die, in fünf Titeln und fünfundsechzig Paragraphen abgefaßte, „Zusatzacte" mit folgendem Vorworte: „Zusatzacte zu den Constitutionen des Reichs." „Napoleon von Gottes Gnaden und durch die Constitutionen des Reichs Kaiser der Franzosen, allen Gegenwärtigen und Zukünftigen Gruß.

„Seit Wir vor funfzehn Jahren durch den Wunsch Frankreichs zur Regierung des Staats berufen wurden, haben Wir zu verschiedenen Zeiten die constitutionellen Formen nach den Bedürfnissen und Verlangen der Nation und mit Benutzung der Lehren der Erfahrung zu vervollkommnen gesucht. Die Verfassungen des Reichs haben sich demnach aus einer Reihe von Acten gebildet, welche mit der Annahme des Volkes bekleidet (revêtus) worden sind. Wir hatten damals zum Zwecke, ein großes europäisches Bundessystem zu organisiren, für das Wir uns entschieden hatten, weil es dem Geiste der Zeit gemäß und dem Fortschritte der Gesittung günstig zu sein schien. Um dasselbe vervollständigen und ihm die ganze Ausdehnung und die Festigkeit geben zu können, hatten Wir mehrere innere Einrichtungen vertagt, welche ganz besonders bestimmt waren, die Freiheit der Bürger zu beschützen. Für die Zukunft haben Wir keinen andern Zweck, als die Wohlfahrt Frankreichs durch die Befestigung der öffentlichen Freiheit zu vermehren. Hieraus ergiebt sich die Nothwendigkeit mehrerer wichtiger Abänderungen in den Verfassungen, Senats-Consulten und anderen Acten, welche dieses Reich regieren. Wegen dieser Gründe, da Wir einerseits wünschen, von dem Vergangenen beizubehalten, was gut und heilsam ist, andererseits die Verfassung in allen Stücken nach den Wünschen und Bedürfnissen der Nation, so wie nach dem Friedensfuße, auf welchem Wir mit Europa zu bleiben wünschen, einzurichten, haben Wir Uns entschlossen, dem Volke eine Reihe Verfügungen vorzuschlagen, die seine Verfassungsacte abändern und zu dem Zwecke vervollkommnen werden, die Rechte der Bürger mit völliger Sicherheit zu umgeben, dem Repräsentativsystem seine vollständige Ausdehnung zu verleihen, die vermittelnden Körperschaften (les corps intermédiaires) mit der wünschenswerthen

Achtung und Gewalt auszustatten, mit einem Worte, den höchsten Grad politischer Freiheit und persönlicher Sicherheit mit der Kraft und Centralisirung zu verbinden, welche nothwendig sind, wenn das Ausland die Unabhängigkeit des französischen Volkes und die Würde Unserer Krone achten soll. Demgemäß sollen die nachfolgenden Artikel als eine, die Reichsverfassung ergänzende Acte, der freien und feierlichen Annahme aller Bürger im ganzen Umfange Frankreichs unterbreitet werden." Es folgen nun die Titel und Paragraphen der Zusatzacte, welche, in freisinnigster Weise abgefaßt, eine Gewähr der öffentlichen Freiheiten des constitutionell gewordenen Kaiserreichs enthielten.

Benjamin Constant und seine Freunde begnügten sich für's Erste mit den Zugeständnissen, welche der Kaiser der constitutionellen Verfassung gemacht hatte; sie faßten Vertrauen zu dem, was er zugesagt, wozu er sich verbindlich gemacht hatte. Nicht so die Republikaner und die, welche für Aufrechthaltung der von dem Kaiser verheißenen Verfassung eine zuverlässigere Gewähr, als sein Wort verlangten. Das Organ dieser Partei war „le Censeur", früher ein Tageblatt, welches jetzt, um der vorgängigen Druckerlaubniß enthoben zu sein, in einzelnen Bänden erschien, dennoch aber vornehmlich die Tagesfragen behandelte. Die Herausgeber, Comte und Dunoyer, waren gewiegte Publicisten, welche, durch die Preßfreiheit geschützt, dem Kaiser gegenüber mit Muth und Entschiedenheit auftraten. Sie unterwarfen die Beweggründe der Rückkehr des Kaisers, seine constitutionellen Verheißungen, so wie die Berufung des Maifeldes einer strengen Beurtheilung. „Eine Bewegung der Truppen," so heißt es in einem Aufsatze über die Berufung der Wahlcollegien, „gebilligt, oder auch nicht gebilligt durch die geheime Zustimmung der Bürger, hat die Bourbons gezwungen, Frankreich zu verlassen und zerstreut die Elemente unserer politischen Constitution; diese militairische Operation hat an und für sich keinen gesetzlichen Charakter. Die Nation, welche anders als durch geordnete Abstimmung handelt, ist nicht die Nation; das ist eine Armee; eine mehr oder minder zahlreiche Menge, deren Acte des vollgültigen Rechtes ermangeln. Wie können wir eine Constitution haben, wenn wir keine andere constituirte Gewalt als die ausübende haben, und wie kann diese für constituirt gelten, so lange nicht eine andere Gewalt vorhanden ist? Wir befinden uns daher bis jetzt in einem Zustande völliger Anarchie." .... „Jedenfalls ist es von Wichtigkeit zu wissen, wo wir sind und wohin wir gehen; uns offen den Zustand der Anarchie, in

welchem wir uns befinden, einzugestehen, um zu wissen, wann wir eine Regierung haben werden; vor Allem aber hüten wir uns vor der Anwendung gesetzlicher Formeln, ohne damit einen strengen Sinn zu verbinden; denn zu jeder Zeit beginnt der Despotismus mit einer geschickten falschen Auslegung (par d'adroits contresens). Deshalb würde es besser sein, für den Moment in Napoleon einen freiwillig und durch Zuruf erwählten Dictator anzuerkennen, als eine constitutionelle Gewalt, ganz allein vorhanden, während der Abwesenheit aller anderen.... O! wenn es, um frei zu sein, nichts weiter bedurft hätte, als Freiheitshymnen zu singen, was würden die Franzosen für ein Volk sein! Kann man mit fanatischen Liedern, mit knabenhaften Declamationen eine feste Gewähr der Rechte und des Gleichgewichtes der Gewalten erreichen? Lassen wir alle dergleichen revolutionaire Paraden und gehen wir ernstlich an die großen Fragen heran.... Was ist jenes Maifeld, welches man vorbereitet, um uns eine Constitution zu geben? Ist es jene mittelalterliche Versammlung der Lehnsträger und ihrer Lehnsherren, um ihre gegenseitigen Streitigkeiten zum Austrag zu bringen? Keineswegs; es ist eine Vereinigung von Wahlcollegien unserer Departements, welche wir gefälligst als Repräsentanten der Nation anerkennen, welche wir beauftragen werden, eine constitutionelle Charte abzuschaffen oder anzuerkennen, und welche wir einladen, gelegentlich der Ceremonie beizuwohnen, wo die Kaiserin und der Kronprinz gekrönt werden sollen. Glücklicher Weise liegt hierin noch einige Aehnlichkeit mit den Beschäftigungen des Maifeldes alter Zeit, ohne daß man diese auffallende (bizarre) Benennung versteht. Sonderbar bleibt es immer, daß man bei einem so entschiedenen Hasse des Feudalwesens gerade der Zeit der Feudalherrschaft eine ihrer feierlichsten Formeln entlehnt. Lassen wir indessen den Namen gelten. Fragen wir: mit welchem Rechte legen diese wenigen tausend Bürger der Mehrheit der Franzosen eine Constitution auf? Wie kommt es, daß die Volkssouverainetät Wahlcollegien zugetheilt wird, während die Nation selbst mit Sicherheit einer constituirenden, speciell und gesetzmäßig berufenen Versammlung keine anderen Befugnisse übertragen kann, als ihr die Verfassungsentwürfe vorzulegen?.... Was aber allen Grundsätzen zuwider läuft, ist, daß eine Constitution, zu deren Abfassung wir und unsere Repräsentanten nicht im Entferntesten hingezogen wurden, durch eine Commission des Ministerrathes Napoleons einem so geringen Bruchtheile der Nation zur definitiven Annahme zugestellt werden soll. Das läuft ohngefähr auf dasselbe

hinaus, wie man es 1804 gemacht hat. Man könnte sehr leicht denselben Weg einschlagen, uns in Form einer Quittung eine bereits in Kraft seiende Verfassung einzeln unterzeichnen lassen, wie damals, als Napoleon, durch den Senat als Kaiser proclamirt, die Bürger von der Höhe seines Thrones einlud, ihre Stimmen über die kaiserliche Constitution abzugeben."

Selbst bitteren Scherz erlaubt sich der „Censeur", wenn er, um die Anzahl der Stimmen zu vervielfältigen, vorschlägt: den Saal akustisch mit einem vielfach wiederholenden Echo versehen zu lassen. Dann wird die Frage aufgeworfen, ob es nicht an der Zeit sei, nachdem die Orden der Lichtnachtmütze und der Lilie in Mißcredit gekommen, einen neuen Orden zu stiften, welcher, ohne dem Fortschritte der Verfinsterung Einhalt zu thun, den Zuständen der Gegenwart angemessen sein würde? Ein Orden des Säbelregiments wird in Vorschlag gebracht.

Da Napoleon und seine Soldaten das Wort „la gloire" aller Orten vernehmen ließen, stellt der Censeur die Frage: „Was ist denn eigentlich der Ruhm? Besitzt ein Löwe, welcher alle Thiere des Landes zittern macht, Ruhm? Hat ein armseliges Volk, welches sich nicht zu regieren versteht und bei seinen Nachbarn nur Schrecken oder Haß erregt, Ruhm? Wenn es wahr ist, daß der Ruhm ausschließlich Eigenthum der Männer ist, welche sich durch das Gute, welches sie ihren Nebenmenschen erwiesen, berühmt gemacht haben, worauf beschränkt sich wohl der Ruhm eines erobernden Volkes? Diese Fragen werden ohne Zweifel entschieden werden, sobald wir es überdrüssig sein werden, zu sprechen, ohne zu verstehen, was wir sprechen."

Wir führten bereits an, wie freigebig der zurückgekehrte Kaiser mit den, von ihm früher mit Füßen getretenen, Grundsätzen der Revolution geworden war; es mochte ihn keineswegs angenehm berühren, als in der entfesselten Presse die öffentliche Meinung ihn beim Worte nahm. „Gegenwärtig" — heißt es in der angeführten Zeitschrift*) — „proclamirt man die Volkssouverainetät; der Staatsrath selbst, indem er — so sagt er — die Grundsätze darlegt, welche die Richtschnur seiner Ansichten und seines Verhaltens bilden, erkennt an, „„daß die Souverainetät dem Volke beiwohnt, der einzigen legitimen Quelle der Macht."" Wir halten dies Bekenntniß für aufrichtig, wir glauben, daß man nicht beab-

*) Le Censeur. Bd. V. S. 276.

sichtigt, hiermit ein Volk zu betrügen, welches man wohl für einige Zeit unterjochen, aber nicht mehr täuschen kann. Von diesem Grundsatze ausgehend, gehen wir an unsere Aufgabe. —

„Als die verbündeten Heere in Paris einrückten, befanden sich die Franzosen im Zustande einer solchen Unterdrückung, Erniedrigung und Elendigkeit, daß sie es nicht einmal empfanden, wie schmachvoll für sie die Anwesenheit der Feinde in ihrer Hauptstadt war. Die kaiserliche Regierung, welche so lange auf ihnen lastete, brach zusammen und sie sahen den Sturz derselben mit allgemeinem Jubel. Die alten Republikaner, selbst jene, welche von der Rückkehr der Bourbons Alles zu fürchten hatten, theilten in dieser Beziehung die Gefühle ihrer Mitbürger. Ein Mann, den man niemals der Feigheit oder der Schmeichelei geziehen, Carnot, schrieb damals: „„Die Rückkehr der Bourbons rief in Frankreich einen allgemeinen Enthusiasmus hervor; sie wurden mit einem unaussprechlichen Herzenserguß (effusion de coeur inexprimable) aufgenommen; die alten Republikaner theilten aufrichtig die Begeisterung der allgemeinen Freude. Napoleon hatte sie vorzugsweise unterdrückt; alle Klassen der Gesellschaft hatten so sehr gelitten, daß es in der That nicht eine einzige Person gab, die nicht trunken vor Freude war.““

„Als der Senat und der gesetzgebende Körper die Absetzung des Kaisers decretirten, waren sie nichts anderes, als das Organ der öffentlichen Meinung; und es war dies vielleicht seit zwölf Jahren das erste Mal, daß sie einen, mit den Wünschen der Bürger übereinstimmenden, Beschluß faßten. Wenn es also wahr ist, daß die Souverainetät in dem Volke ihren Sitz hat, wie der Staatsrath sagt, so ist es unbestreitbar, daß die kaiserliche Regierung auf gesetzlichem Wege gestürzt wurde. . .

„Im Uebrigen,“ fährt der Censeur fort, „ist es sehr gleichgültig, ob Napoleon der Herrschaft entsagt oder nicht entsagt hat, ob seine Entsagung eine freie oder eine erzwungene war; denn wenn man behauptet, daß eine Regierung, nachdem sie alle, von dem Volke, welches sich ihr anvertraute, festgestellten Garantien zertrümmerte oder zu zertrümmern versuchte, nicht ohne seine eigene Zustimmung gestürzt werden könne, so müßte man auch zugeben, daß Ludwig XVI. die Krone beständig behalten und sie auf diejenigen seiner Verwandten, welche ihn überlebten, übertragen habe.

„Der Vernichtung der kaiserlichen Regierung folgte die Rückkehr der Bour-

bons, welche sich der Herrschaft auf dem Wege der That bemächtigten, ohne die Bedingungen angenommen zu haben, unter welchen sie berufen wurden. Indessen verschwand, was ihre Verwaltung Unregelmäßiges hatte, nachdem die Mehrheit der Bürger, wenigstens stillschweigend, die Charte angenommen hatte, durch welche die Rechte der Nation zum großen Theil wieder hergestellt und geheiligt worden waren.“ Mit großem Freimuthe wird nun die Frage gestellt, aus wessen Machtvollkommenheit der Kaiser die Herrschaft wieder aufgenommen? „Die Vertreibung der Bourbons,“ heißt es am Schlusse, „kann nicht zu Gunsten eines Anderen Rechtsansprüche begründen, und wie man auch die Sache ansehen mag, man kann nicht in Abrede stellen, daß die gegenwärtige Regierung nur eine provisorische ist, oder daß das französische Volk Eigenthum des ersten besten, der sich seiner bemächtigt, sei. Es bedeutet wenig, daß Napoleon von der Armee und von den Einwohnern des Landes, durch welches er kam, zum Kaiser ausgerufen wurde, es bedeutet wenig, daß die verbündeten Mächte die Uebereinkunft, welche sie mit ihm abgeschlossen, gehalten haben oder nicht. Frankreich gehört weder den Soldaten noch den Bewohnern, welche sich auf dem Wege von Cannes bis Paris einfanden, noch auch den verbündeten Heeren. ... Vielleicht, daß unsere Ansichten irrig sein mögen; haben wir aber Irrthümer begangen, so sind sie von der Art, daß sie nur durch eine Versammlung von Repräsentanten des Volkes berichtigt werden können, deren Berathungen von jeder Beeinflussung frei sind.“ — Am empfindlichsten aber für den Imperator war es, daß in öffentlichen Blättern erklärt wurde: daß für das Haupt einer constitutionellen Monarchie der Titel „König“ angemessener erscheine, als der eines „Kaisers“, mit welchem die unbeschränkte Herrschaft zu sehr verwachsen sei. —

Alle diese Bedenken und Vorwürfe hoffte Napoleon durch die Berufung solcher Männer wie Carnot, Constant, Fouché und anderer Häupter der republikanischen und constitutionellen Parteien zum Schweigen zu bringen, vor Allem aber rechnete er mit großer Zuversicht auf den Erfolg, welchen er bei der großen Comödie des Maifeldes zu erreichen hoffte.

Nicht zurückhaltender als die Constitutionellen ließen die Royalisten ihre Stimme in der censurfrei gewordenen Presse vernehmen. Von Herrn v. Kergorlay, der schon vor dem ersten Sturze Napoleons feindlich gegen ihn aufgetreten war, erschien eine Erklärung: „daß er nicht für die Zusatzacte gestimmt

habe, weil sie den Bürgern nicht die Freiheit lasse, die Herstellung der Dynastie der Bourbons zu beantragen, worin er das einzige Glück Frankreichs sehe." Die Royalisten, denen durch die zurückgekehrten Bourbons große Geldmittel zugeflossen waren, verwendeten diese zur Verbreitung von Schmähschriften auf den gestürzten Tyrannen; eine Erhebung der Vendée und Bretagne wurde vorbereitet. Dem Kaiser erweckte dergleichen keine Besorgniß, da er wußte, daß die große Mehrheit des Volkes auf seiner Seite stand.

Einen noch ausgedehnteren Gebrauch von der verstatteten Preßfreiheit machten die alten Republikaner, welche den Kaiser gern beim Worte genommen hätten, als er äußerte: „er dürfe nur die rothe Mütze aufsetzen und kein Fremder würde ungestraft den Boden Frankreichs bewaffnet betreten."

„Der Kaiser," heißt es in einer der republikanischen Flugschriften jener Zeit, „könnte jetzt einen Entschluß fassen, welcher Europa zittern machen und den Mißvergnügten im Innern jeden Vorwand rauben würde. Er müßte zu den Souverainen Europas sagen: „„Ich war auf den Thron gestiegen, damit Frankreich durch den Besitz derselben Institutionen, derselben Regierungsform, wie eure Staaten, euch Vertrauen einflößen und in die europäische Familie aufgenommen werden sollte. Ihr wollt diesen meinen kaiserlichen Thron nicht anerkennen? Nun gut! Ich steige von ihm herab. Ich bin wieder der erste Consul der französischen Republik."" Zu der französischen Nation müßte er sagen: „„Die fremden Souveraine haben es auf eure Unabhängigkeit, auf eure Freiheit abgesehen, wenn sie auch vorgeben, daß sie mehr als eine Million Soldaten unter die Waffen gerufen haben, nicht um gegen Frankreich, sondern nur gegen meine Person Krieg zu führen und daß man nur einen Sturmlauf gegen meinen Thron unternehmen werde. Nun gut! Ich zerschlage diesen Thron mit eigenen Händen, ich bin ein Diener des Staats auf Zeit, ich will nur noch der General sein, der für das Vaterland fechten und sterben will; nicht die Nation wird ihre Existenz auf das Spiel setzen zur Vertheidigung der Dynastie Napoleons, wohl aber ist Napoleon bereit, sich aufzuopfern, um die Unabhängigkeit des französischen Volkes für alle Zeit sicher zu stellen!""

„Man bedenke einmal, welche Begeisterung diese großherzige, freiwillige Abdankung in Frankreich hervorrufen würde! Wie der Kaiser, der sich in einer engherzigen Politik nach allen Seiten hin gehemmt findet, einen offenen und ehrenvollen Weg einschlagen könnte! Dann braucht er den Krieg, mit welchem

man ihm droht, nicht zu fürchten, denn er wäre nicht mehr Gegenstand und Vorwand desselben. Ohne Zögern muß er mit seinen Heeren aufbrechen, um die von nun an unangreifbaren Grenzen der Republik an die Ufer des Rheins zu versetzen; er muß den Ruf der Freiheit in dem von den Aristokraten unterdrückten Bergvolk der Schweiz, in dem, unter dem östreichischen Joche seufzenden, Italien, in Holland, welches nicht vergessen kann, daß sein König ehedem nur sein Statthalter war, ertönen lassen. Dieser Ruf würde vielleicht selbst in dem so unwürdig hingeopferten Sachsen,*) vor Allem aber in Polen gehört werden, welches immer fürchten muß, daß nach dem milden Scepter Alexanders unter dessen Nachfolgern die Knute der Knechtschaft regieren werde. Würden auch nicht sogleich auf allen Punkten Insurrectionen losbrechen, überall würde sich eine active Gährung einstellen; überall würden die Fürsten unter ihren Füßen jenes dumpfe Getöse, jenen unterirdischen Donner zu hören glauben, welcher immer den großen Erderschütterungen vorangeht, und nur mit Zagen und Zurückhaltung würden sie ihre Söldlinge gegen eine Nation marschiren lassen, welche mit der Proclamirung ihrer eigenen Rechte und Freiheiten die aller anderen Nationen proclamirt hätte."

Als die Erklärung der verbündeten Mächte bekannt geworden war, welche keinen Zweifel an einem erneuten Einmarsch der Fremden übrig ließ, regten sich vor allen Anderen die alten Freiheitskämpfer aus den Zeiten der Revolutionskriege. Freiwillige von Nantes und Rennes traten am 22. April zu einem bewaffneten Bunde zusammen, ähnlich jener Conföderation, welche ihre Väter 1790 zu Pontivy zur Vertheidigung des Vaterlandes geschlossen hatten. Als Zweck des neuen Bundes wurde Vertheidigung des Vaterlandes, der Freiheit und des Kaisers genannt. Jedes Mitglied war verpflichtet, sich in derselben Weise wie die Nationalgarde, welcher der Bund sich anschloß, zu bewaffnen. Die „fédérés" — so nannten sich diese verbündeten Freiwilligen — stellten sich der öffentlichen Behörde zur Verfügung; der Dienst sollte nicht eher aufhören, als bis der Kaiser erklärt haben werde, daß das Vaterland nicht mehr in Gefahr sei. Die „fédérés" verpflichteten sich: aus allen Kräften den liberalen Grund-

*) Der Aufruhr der sächsischen Garde- und Grenadier-Bataillone in Lüttich, wo sie am 2. Mai 1815 in die Wohnung Blüchers eindrangen und ihn zwangen, die Stadt zu verlassen, hatte in Paris die größte Hoffnung auf die Unzuverlässigkeit der ehemaligen Rheinbundtruppen erweckt.

säßen Geltung zu verschaffen, die öffentliche Stimmung zu Gunsten der gegenwärtigen Umstände zu leiten, im Lande die öffentliche Sicherheit zu schützen, bedrohten Städten und Dörfern zu Hülfe zu eilen und jeden Anschlag gegen Verfassung, Freiheit und Kaiser zu vereiteln. — Binnen kurzer Zeit hatten sich alle jungen Männer der wohlhabenden und gebildeten Stände der fünf Departements der Bretagne sich in die Listen der Freiwilligen eingezeichnet.

Der Kaiser, welcher bekanntlich als General und erster Consul sich keineswegs als Freund solcher bewaffneten Freiwilligen gezeigt, vielmehr die Pariser Sectionen am 5. October 1795 an der Kirche von St. Roche unbarmherzig niederkartätscht hatte, nahm unter gegenwärtigen Verhältnissen dergleichen Anerbietungen mit aufmunternder Zustimmung auf. Versprach er sich auch nicht eben viel von dem Beistande dieser liberalen Freiheitskämpfer, so benutzte er ihre Erhebung doch gern, um den Verbündeten bange zu machen vor dem Wagniß, den geheiligten Boden Frankreichs zu betreten.

Dem Beispiele der Föderation in der Bretagne folgten die Departements an der östlichen Grenze; in Straßburg, Dijon, Lyon bildeten sich Clubs, von denen Aufrufe zur allgemeinen Volksbewaffnung erlassen wurden. „Wer hat," so heißt es in dem von den Föderirten von Dijon erlassenen, „ohne Entrüstung die Proclamationen der Alliirten und eines Königs lesen können, der sich unser Vater nennt und uns zwölfhunderttausend Feinde in das Land ruft. Föderiren wir uns! Denn in ihren Augen sind wir Alle mit Schuld beladen. Ihr aus der Dauphinée, die ihr den Helden, der uns befreit hat, zuerst empfingt; Lyoner, die ihr so stolz darauf seid, daß ihr ihm noch theurer geworden; alte Freunde der Freigrafschaft, Elsasser, des französischen Namens so würdig, den man uns rauben möchte; Lothringer, vor deren drohender Kraft der Feind gezittert hat, und ihr, unglückliche Bewohner der Champagne, föderiren wir uns! Es meinen die alliirten Herrscher uns zu veruneinigen, indem sie vorgeben, nur den Kaiser stürzen zu wollen. Die Thoren! Frei wie unsere Väter haben wir den, welchen sie in die Acht erklärten, zu dem unsrigen gemacht, mit uns haben sie es zu thun! Stolz auf unsere Wahl, hat der Held unsere Wünsche gehört, sein edles und dankbares Herz wird sie gewähren" u. s. w. In dem Aufrufe, welchen die Föderirten von Lyon erließen, heißt es: „Um den Kriegersinn in uns zu ersticken, der uns von jeher die Kraft gegeben, Freiheit und Ruhm höher zu achten, wollen die Könige Europas uns auseinander reißen. Ausgeschieden

unter den Benennungen jener alten Völkerschaften, deren barbarische Kriege einige dunkle Jahrhunderte unserer Geschichte füllen und welche die wohlthätige Politik in eine einzige Nation verschmolzen hat, würden wir nicht mehr das gleiche Vaterland, die gleichen Gesetze, denselben Fürsten haben. Wir würden, wie Deutschland, unter das Joch von schwachen und herrschsüchtigen Prinzen, die selbst wieder fremden Mächten dienstbar sind, uns beugen müssen, nachdem wir so stolz auf unsere Freiheit gewesen, daß wir nur den als unseren Fürsten anerkennen wollen, den alle Völker für den Helden des Jahrhunderts, für den größten Mann der Erde erklärt haben. Dagegen aber erhebt sich die Nation, die immer kriegerische, die immer furchtbare. Die Könige wollen uns auflösen; nun so laßt uns, wenn es möglich ist, noch enger aneinander schließen. Die Lyoner schlagen euch einen heiligen Bruderbund vor. Sendet eure Abgeordneten zu uns, wir wollen jenes Bündniß erneuen, das zum Schrecken der Könige am Morgenrothe der Freiheit geschlossen wurde, das Beispiel unserer Väter befolgen, jene nie bezwungenen Völker Galliens und des alten Germaniens, welche der römischen Macht widerstanden" u. s. w.

Die wehrhafte Bevölkerung der Vorstädte von Paris, welche in den Blutscenen der Revolution und in den ersten Feldzügen der Republik eine gewaltige Thatkraft bewährt hatte, blieb hinter den Bevölkerungen der Provinzen nicht zurück. Der Kaiser hatte in den Waffenschmieden und bei den Befestigungsarbeiten der Hauptstadt für hinreichende Beschäftigung und einträglichen Lohn, Fouché durch seine Spießgesellen aus der Blüthezeit der Jacobinerclubs für republikanische Aufregung gesorgt und Napoleon hatte Erfahrung genug gemacht, um zu wissen, daß, wenn es noch einmal zu einem Kampfe vor den Mauern von Paris oder innerhalb derselben kommen sollte, er nicht auf die verzärtelten Muttersöhnchen der vornehmen Welt in Glacéhandschuhen, nicht auf die wohlhäbigen Gewürzkrämer und feinen Modehändler, vielmehr allein nur auf die rohen Fäuste der Arbeiter der Vorstädte mit Zuversicht rechnen könne. Alles war ihm jetzt daran gelegen, als Mann des Volkes zu erscheinen. Am 6. Mai in aller Frühe ritt der Kaiser, nur von drei Adjutanten begleitet, nach der Vorstadt St. Antoine und besichtigte die großen Gewehrfabriken; bald umdrängte ihn eine zahlreiche Volksmasse und begrüßte ihn mit wiederholtem Lebehoch! Leutselig nahm der Kaiser Bittschriften in Empfang und ertheilte Bescheid auf manches Anliegen, welches die Armuth an ihn richtete. Da von mehreren

Arbeitern darüber Klage erhoben wurde, daß man ihnen, als sie im vergangenen Jahre an den Barrièren sich zur Vertheidigung der Hauptstadt eingefunden, keine Waffen gegeben habe, gab ihnen der Kaiser die Versicherung, daß schon jetzt für sie 40,000 Gewehre bereit lägen und 1000 Officiere der Linie Befehl erhalten hätten, die Führung der braven Vorstädter zu übernehmen; indessen hoffte er, die Fremden würden es nicht wagen, die geheiligte Grenze Frankreichs zu überschreiten. —

Bei seinen Besuchen der Vorstädte gewann der Kaiser die Ueberzeugung, daß er bei der dortigen Bevölkerung in hoher Achtung und Gunst stehe, daß aber auch dort die, von ihm mit eiserner Hand niedergehaltenen, Naturmächte der Revolution und der Republik sich zu regen begönnen. In den Clubs, welche in den verschiedenen Stadttheilen sich versammelten, ließen sich Jacobiner aus den Jahren 1791 und 1793 als Redner vernehmen. Die Vorstädte St. Antoine und St. Marceau traten zu einer Conföderation zusammen und erließen einen Aufruf, worin sie erklärten: „Wir Alle verlangen bewaffnet und organisirt zu werden, gleiche Rechte und gleiche Pflichten nehmen wir für alle Bürger in Anspruch. Wir wollen als Tirailleure desjenigen Theils der Nationalgarde, welcher außerhalb der Barrière ficht, verwendet werden. Durch unsere Haltung wollen wir den Verräthern (den Royalisten), welche zum zweiten Male das Vaterland schänden möchten, Schrecken einjagen, und schwören wir, daß die Hauptstadt nicht wieder Gesetze von den Fremden erhalten soll.

„Unser Gelübde lautet: es widmen alle waffenfähigen Bürger der beiden Vorstädte St. Antoine und St. Marceau sich der Vertheidigung der Hauptstadt und stellen sich unter die Behörde und unter die Chefs der Nationalgarde; sie nehmen mit Freuden jeden Bürger der Hauptstadt auf, der nicht bereits bei der Nationalgarde steht; sie schwören dem Kaiser unbedingten Gehorsam und unverbrüchliche Treue; die Losung unserer Föderation ist und bleibt: Es lebe die Nation! Es lebe der Kaiser!"

Den heimlichen Umtrieben der Royalisten und dem offenen Andrange der Constitutionellen einen drohenden Fingerzeig zu geben, gewährte der Kaiser der Arbeiterbevölkerung der Vorstädte die Bitte, über sie in dem Hofe der Tuilerien Heerschau zu halten, was sonst nur ein Vorzug der Truppen des Heeres und der Nationalgarde war. Mißtrauisch aber, wie der Kaiser war, fand er für gut, an demselben Sonntage, wo die föderirten Vorstädter in den Tuilerien in ihren

Blousen und Arbeiteranzug erschienen, eine große Parade der Truppen und der Nationalgarde anzubefehlen. Auf dem Bastilleplatze hatten die Vorstädter sich in guter Ordnung, 15—20,000 Mann stark, versammelt; sie waren noch ohne Waffen; da jedoch sehr Viele von ihnen alte Soldaten waren, marschirten sie in vortrefflicher Haltung, vorauf die dreifarbige Fahne; die Stelle der Musik ersetzte die Marseillaise und andere Lieder aus der Zeit der Revolution. Napoleon hatte, um in dem Aufzuge Ordnung zu erhalten, einen besonderen Befehl für die „föderirten Soldaten" erlassen; er glaubte ihnen dadurch, daß er sie „Soldaten" und nicht „Bürger" anredete, eine besondere Ehre zu erweisen. Wie bunt gemischt auch der Aufzug war, da sich demselben Arbeiter der verschiedenartigsten Werkstätten, die berußten Waffenschmiede, die gebräunten Steinsetzer, die mehlbestäubten Sackträger, Müller und Bäcker und die schwarzen Kohlenträger angeschlossen hatten, der massenhafte Aufmarsch einer solchen Volksmannschaft machte einen achtunggebietenden Eindruck selbst auf den Kaiser. Sobald sie in dem Hofe der Tuilerien aufmarschirt waren, trat der Kaiser an sie heran, von ihrem aus rauhen Kehlen, aber treuen Herzen gerufenen „Vive l'Empereur!" empfangen. Als er ihnen seinen Dank bezeugt, trat einer der Arbeiter vor. „Sire," so hub der Sprecher an, „wir haben die Bourbons mit Gleichgültigkeit und Kälte aufgenommen, weil sie Fremdlinge in Frankreich geworden waren und weil wir die, von Fremden uns aufgedrungenen, Könige nicht lieben. Euch aber haben wir mit Begeisterung begrüßt, weil Ihr der Mann der Nation, der Vertheidiger des Vaterlandes seid und weil wir von Euch eine ruhmvolle Unabhängigkeit und eine wohlbedachte Freiheit erwarten. Ihr versichert uns dieser beiden kostbaren Güter; Ihr weihet für immer die Rechte des Volkes; Ihr werdet durch die Constitution und das Gesetz herrschen. Wir kommen, Euch unsere Arme, unsern Muth und unser Blut zur Vertheidigung anzubieten." Im weiteren Verlauf der Anrede wird Klage darüber geführt, daß man die Vorstädter im vergangenen Jahre nicht bewaffnet habe; dann würden die Feinde so lange aufgehalten worden sein, bis der Kaiser herbeigeeilt wäre und sie in den Rücken gefaßt hätte. Der Redner schloß mit der Versicherung, daß sie Alle fest daran glaubten, daß er über seine Feinde triumphiren und dann im Frieden über Frankreich wie ein guter König herrschen werde. — Der Kaiser antwortete: „Föderirte Soldaten der Vorstädte St. Antoine und St. Marceau! Ich kehrte allein zurück, weil ich auf die Bevölkerung der Städte, die Bewohner der Dörfer

und auf die Soldaten der Armee zählte, deren Anhänglichkeit an die Nationalehre ich kannte. Ihr habt mein Vertrauen gerechtfertigt; ich nehme euer Anerbieten an; ich werde euch Waffen geben. Eure robusten Arme, an die härteste Arbeit gewöhnt, eignen sich besser, als alle anderen zur Führung der Waffen. Was den Muth betrifft, so seid ihr Franzosen.... Föderirte Soldaten! Wenn es unter den Hochgebornen der vornehmen Klassen der Gesellschaft solche gab, welche den französischen Namen entehrten, sind Vaterlandsliebe und nationales Ehrgefühl von der Bevölkerung der Städte, dem Landvolke und von den Soldaten der Armee unbefleckt erhalten worden. Ich bin sehr erfreut, euch zu sehen; ich habe Vertrauen zu euch. Es lebe die Nation!"

Der Erfolg dieser Blousenmänner-Parade entsprach keineswegs den Erwartungen des Kaisers; es lag nun einmal nicht in seinem Wesen, der Mann des Volkes zu sein, es fehlte die gegenseitige Sympathie. Den „föderirten Soldaten", wie er die Arbeiter angeredet hatte, entging es nicht, daß der Kaiser aus Mißtrauen gegen sie eine große Truppenmasse außerhalb des Hofes versammelt hatte, für den Fall, daß die Vorstädter ihn ersuchen möchten, den Soldatenhut mit der rothen Mütze zu vertauschen. Die glänzend uniformirten Garde-Grenadiere aber blickten unter ihren thurmhohen Bärenmützen hochmüthig auf die schmutzigen Blousenmänner herab, mit denen zu fraternisiren sie wenig Lust bezeigten. Die Umgebung des Kaisers war froh, die unsaubere Bande in guter Ordnung aus dem Hofe der Tuilerien abziehen zu sehen, in welchen sogleich die Garde zur Festparade einzog.

Auch der Zweck, den Royalisten durch das Aufgebot der Massen Furcht einzujagen, wurde nicht erreicht; vielmehr triumphirte das bourbonische Hofgeschmeiß in seinem Versteck, und im Salon der Gräfin B. rief die Marquise L. mit verspottender Hoffahrt: „Nun ist er verloren, er hat sich gemein gemacht." Mit verstohlener Frechheit zeigte man in den Cirkeln der bourbonischen Camarilla allerhand Spottbilder auf den Kaiser. Man hatte ihn in seinem Krönungsornat abgebildet, auf dem Scepter war eine rothe Mütze aufgesteckt, zu welcher er schmunzelnd aufblickte, mit der Unterschrift: „On revient toujours à ses premiers amours" (man kehrt zu seiner ersten Liebe stets zurück). Auf einem zweiten Blatte war er als Lumpensammler abgebildet, mit dem Laternchen und dem Rinnsteinstocher, einen Korb auf dem Rücken, in welchen anderes Lumpen-

pack Bittschriften wirft. Ein drittes Blatt zeigte den kleinen Corporal zwischen zwei betrunkenen Blousenmännern, mit denen er Brüderschaft trinkt.

Der Doppelgänger Fouché übte im Geheimen Nachsicht gegen die Royalisten, verlangte jedoch von dem Kaiser eine Ermächtigung, strenger als bisher gegen sie einzuschreiten. Außer der Strafe der Vermögenseinziehung, welche aufs Neue den Landesverräthern angedroht wurde, verfügte der Kaiser, daß alle Franzosen, die sich bei dem Grafen von Lille (Ludwig XVIII.) oder im Dienste desselben außerhalb Frankreichs befänden, binnen Monatsfrist zurückkehren sollten, und daß gegen jeden verdächtigen Verkehr mit dem Hoflager in Gent, sowie gegen das Tragen anderer Abzeichen, als der dreifarbigen Cokarde, schwere Strafe verhängt werden sollte. —

Mehr Besorgniß aber, als die verkümmerten Ludwigsritter mit ihrer weißen Bandschleife und der kleinen silbernen Lilie am Hoflager in Gent, machte dem Kaiser die, von den Engländern angeregte und unterstützte, Erhebung des Landvolkes in der Vendée. Anfangs verfuhr er mit Nachsicht gegen die Chouans, und begnügte sich mit Ausweisung derselben aus Paris (den 25. März), um vor ihren Dolchen und Höllenmaschinen sicher zu sein. Von Fouché unter der Hand begünstigt, waren mehrere derselben in Paris geblieben; immer frecher erhoben die Legitimisten ihr Haupt. „Man spottet meiner," äußerte der Kaiser, „weil ich mich noch nicht furchtbar gezeigt habe." Er griff wieder zum Schrecken und der bereits verkündeten Amnestie wurden vierzehn hervorragende Legitimisten und Häupter der Chouans für verlustig erklärt; dies waren: de Laroche-Jacquelin, Sosthène, de Laroche-Foucault, Talleyrand, der Marschall Marmont, Dalberg, Abbé Montesquiou, Jaucourt, Beurnonville, der Maire Lynch von Bordeaux, Vitrolles, Alexis v. Noailles, Bourienne, der Advocat Bellart. Diese sämmtlich wurden beschuldigt, vor der Abdankung zum Umsturz der kaiserlichen Regierung beigetragen zu haben; sie sollten vor Gericht gestellt und ihre Güter confiscirt werden. Es machte einen höchst ungünstigen Eindruck, daß dies Decret, da Bertrand sich weigerte, es gegenzuzeichnen, nur mit der Unterschrift Napoleons versehen, bekannt gemacht wurde.

Ein, unmittelbar nach der Rückkehr des Kaisers durch den Herzog von Bourbon unternommener, Versuch, die Erhebung der Vendée zu Gunsten des Königs zu veranlassen, war mißlungen; der Herzog fand keinen Anhang und war zuletzt froh, daß ihm von dem kaiserlichen Oberst Noireau gestattet wurde, sich

am 6. April in Nantes nach Spanien einzuschiffen. Die Herzogin von Angoulême, „der einzige Mann in der Familie Bourbon", wie sie Napoleon nannte, hoffte Bordeaux, „das Herz des königlichen Frankreichs", dem Könige durch ihre Gegenwart treu zu erhalten; vergebens! Mit geringer Mannschaft entfaltete General Clauzel die dreifarbige Fahne vor den Thoren und die Besatzung ging zu ihm über. Die Herzogin rettete sich in eiligster Flucht auf ein Schiff. Ebenso kläglich endete das Unternehmen ihres Gemahls, welcher nach dem Einzuge Napoleons in Paris den Versuch wagte, Lyon zu besetzen. Von den Generalen Grouchy und Gilly umringt, hatte er es als eine Gnade anzusehen, daß ihm von Napoleon unbehinderte Einschiffung nach Spanien bewilligt wurde. Als später die verbündeten Heere Englands und Preußens in den Niederlanden sich sammelten und ihr baldiges Einrücken in Frankreich bevorstand, riethen die, dem Könige nach Gent gefolgten, Legitimisten, sich an dem Kampfe für die Wiederherstellung des Thrones zu betheiligen, weil dadurch den Fremden der Vorwand genommen werde, als sei ihnen allein die Zurückführung des „Ersehnten" zu verdanken. Die Erhebung der Vendée wurde aufs Neue in Anregung gebracht. Die beiden ritterlichen Brüder August und Ludwig de Laroche-Jacquelin, der Marquis v. Autichamp, die Barone von Suzannet und Sapineau stellten sich an die Spitze des Aufstandes. Dem Marquis Ludwig de Laroche-Jacquelin hatte der König in Gent eine Bestallung als General en chef ausfertigen lassen; ihn mit Geld und Waffen zu versehen, hatte die englische Regierung übernommen. Der Marquis machte von Gent einen Abstecher nach London, von wo er zu Anfang des Mai mit einer Ladung Kriegsmaterial der heimathlichen Küste zusteuerte. Es gelang, Waffen und Munition sicher ans Land zu bringen; am 15. Mai riefen die Sturmglocken das Landvolk vieler Ortschaften zum Aufstande, einige Tausend fanden sich an den, ihnen bezeichneten, Sammelplätzen ein, um die Waffen in Empfang zu nehmen und gegen den Feind geführt zu werden. Napoleon war auf seiner Hut; er hatte den General Travot mit einer fliegenden Colonne nach der Vendée geschickt, dem es auch gelang, einzelne Waffentransporte aufzufangen und die noch unbewachten Haufen durch gütliches Zureden zum Nachhausegehen zu bewegen. Um den Aufstand im Entstehen zu erdrücken, schickte Napoleon jetzt noch eine Division unter General Lamarque nach der Vendée, mit der Weisung, „rasch zu handeln, aber zugleich in Verbindung mit dem Obersten Travot die, von demselben empfohlenen,

gütlichen Mittel und Wege nicht unversucht zu lassen, damit es nicht nöthig sei, eine beträchtliche Truppenmacht in der Vendée zurückzulassen.“ Unter den Häuptern der alten Chouans entstand Uneinigkeit, als Ludwig de Laroche-Jacquelin, sein, ihm von dem Könige ertheiltes, Patent als Oberfeldherr gegen die älteren Anführer geltend machte. Aus Paris kehrten einige, von Fouché für Erhaltung des Friedens gewonnene, Häuptlinge nach der Vendée zurück und die, zum Bürgerkriege bereits aufgewiegelten, Bauern ließen sich durch Geld und gütliches Zureden zur Heimkehr in ihre friedlichen Hütten bewegen. Immer aber hielt es Napoleon für rathsam, in der Vendée ein Truppencorps zurückzulassen. Ein noch größeres mußte verwendet werden, um die royalistische Bevölkerung der Hauptstadte des Westens und Südens: Bordeaux, Toulouse und Marseille niederzuhalten; eine schwere Aufgabe, mit welcher der Marschall Brune beauftragt wurde und sie glücklich durchführte.

Waffen und Geld! wurde als Losung und Feldgeschrei von allen Seiten dem Kaiser entgegengerufen; sollten Eisen und Blei in die Waffenwerkstätten gelockt werden, mußten Gold und Silber ihre klangvollen Stimmen ertönen lassen.

Ungeheure Summen waren erforderlich das, von den Bourbons vernachlässigte, Kriegsmaterial nicht etwa nur wieder auf den früheren Stand zu bringen, es mußte dasselbe, da bis zum October das Heer bis auf 800,000 Mann vermehrt werden sollte, mindestens verdreifacht werden. Für die Artilleriewerkstätten mußte Rohmaterial: Kupfer, Zink, Messing und anderes, zum Bronzeguß nöthige, Metall, für die Werkstätten der Gewehr- und Klingenschmiede Eisen, Nutzhölzer für die Büchsenschäfter und Wagenbauer, Schwefel und Salpeter für die Pulverfabriken, Blei für die Kugelgießereien, Leder, Leinwand, Kälber- und Pferdehaare für die Sattler, wollene Tuche für die Schneider zu den Uniformen, Leder für die Schuhmacher und das nöthige Material für alle die unzähligen anderen, bei Ausrüstung eines Heeres in Anspruch genommenen, Fabrikanten, Handwerker und Gehülfen derselben beschafft werden. Maurer, Ziegelbrenner, Steinbrecher, Zimmerleute, Tischler und Drechsler, Grobschmiede und Schlosser und welches Handwerk und Gewerbe man nur immer nennen mag, Strumpfwirker, Knopfmacher, Posamentierer, Näherinnen und Stickerinnen, Alle hatten vollauf zu thun, nicht nur für die Soldaten in Reih und Glied, auch für die Festungen, die aufs Neue ausgestattet, für die Häfen und Schiffswerfte, wo die Marine

wieder hergestellt werden sollte. Mehr als Eine Million Hände waren alltäglich beschäftigt zu hämmern, zu gießen, zu schmieden, zu feilen, zu schleifen, zu sägen, Holz zu fällen und zuzuhauen, in den Ziegelöfen zu brennen, in den Steinbrüchen zu sprengen, zu zimmern und zu bauen, zu wirken und zu weben, zu schustern und zu schneidern und anzufertigen, was irgend Bedarf des Heeres für den bevorstehenden Krieg war. Am Schlusse der Woche öffneten sich diese Hunderttausende arbeitsamer Hände, ihren Lohn in Empfang zu nehmen, welcher reichlich und pünktlich gezahlt wurde. „Man sieht wohl," sagten die Handwerker, „der große Entrepreneur ist zurückgekehrt. Alles war todt, nun ist Alles wie neu belebt; wir darbten im Müßiggange, jetzt haben wir Arbeit, Weißbrot und Wein vollauf!" Die Tuchfabrikanten, die Hutmacher, die Lederfabrikanten, Mehl-, Branntwein-, Pferde- und Fourage-Lieferanten erhielten Vorausbezahlung. Den, von Ludwig XVIII. entlassenen, Officieren und aus den Invalidenhäusern heimgeschickten Soldaten wurde der rückständige Sold ausgezahlt und ebenso alle, von dem Könige gestrichenen, Gehälter. Die spätere Erfindung freiwilliger oder erzwungener Anleihen war damals noch nicht gemacht; außerdem war Napoleon ein Feind des Papiergeldes. Um so größer war die Verwunderung darüber, daß ihm so große Summen flüssigen Geldes zur Verfügung standen. Allgemein war das Gerücht verbreitet, der Kaiser habe in den Kellern der Tuilerien einen Schatz von 100 Millionen in Gold 1814 einmauern und vergraben lassen, welchen er sogleich nach seiner Rückkehr gehoben habe. Nicht Napoleon, wohl aber Louis XVIII. hatte bei seiner Flucht einen Schatz zurückgelassen. Die Silberkammer in den Tuilerien, welche uneingepackt vorgefunden wurde, lieferte an die Münze Silber zu 6 Millionen Francs ab. In den, durch das Königreich vertheilten, Schatzkammern befanden sich 50 Millionen. Der Finanzminister, Herzog von Gaëta, machte, unterstützt von dem patriotisch-napoleonisch gesinnten Banquier Lafitte, so geschickte Operationen, daß, ohne die mindeste Erhöhung der Steuern, die Forderungen der Staatsgläubiger befriedigt werden konnten. Der Staatsschatz verkaufte 4 Millionen Renten aus der Tilgungskasse zu 50 Procent, für welche die Wälder, welche dem Staate gehörten, verpfändet wurden; die hierdurch erzielte Einnahme betrug 40 Millionen baaren Geldes. Die Steuern gingen pünktlich ein und die, in Betreff freiwilliger Beiträge für das Staatsbedürfniß sonst so zähen, Franzosen brachten bedeutende Summen auf, die in einigen Departements mehr als eine Million Fr. betrugen.

„Bei allen Paraden" — erzählt der Kaiser — „wurden mir von ungenannten Bürgern Packete mit Banknoten zugestellt, so daß ich, bevor ich mich in meine Gemächer zurückzog, dem Schatzmeister Grafen Mollien zu öfteren Malen 80,000 bis 100,000 Francs überweisen konnte."

Von den liberal gesinnten Parteien im Innern, auf deren Zustimmung und Unterstützung Napoleon mit Zuversicht rechnen durfte, sah sich der, an unbeschränkte Herrschaft gewöhnte, Kaiser von Tag zu Tage mehr in die ihm unbequeme Zwangsjacke einer constitutionellen Charte gesteckt; denn obschon er sich trotz der Zusatzacte wenigstens eine Hand, und zwar die, in welcher er den Degen führte, frei zu halten gedachte, hatte er Geister herauf beschworen, von denen er wohl wußte, daß sie nicht mehr so leicht wie vordem durch sein bloßes Wort: „Alter Besen, sei's gewesen!" zu bannen sein würden. Auch kannte er Frankreich nicht mehr, wenn er meinte, dasselbe durch eine Komödie, welche ihren Titel aus der Vasallenzeit des Mittelalters, ihre Bedeutung aus der Revolution, ihren Flitterstaat aus seiner Kaiserherrschaft zusammengeborgt hatte, zu dem Riesenkampfe, welchen es gegen das verbundene Europa aufs Neue bestehen sollte, begeistern zu können; die Erfolge des Maifeldes blieben weit hinter der Erwartung, welche er davon gehegt hatte, zurück. Er hatte dies selbst verschuldet. War schon die Art und Weise der Ankündigung der Zusatzacte von den einsichtigen Liberalen für nichts anderes als ein „Octroyiren", wie es sich Ludwig XVIII. bei Ertheilung der Charte erlaubt hatte, gehalten worden, so nahm man nicht geringeren Anstoß an der Abstimmung in den Wahlcollegien. Diese waren durch die Verfassung von 1802, als Bonaparte erster Consul war, auf Lebenszeit ernannt worden; wie konnten sie nach Verlauf von zwölf Jahren unter so ganz veränderten Verhältnissen geeignet sein, für die Repräsentanten des allgemeinen Volkswillens zu gelten. Die Betheiligung bei der Abstimmung war nicht zahlreich; die wohlhabenden, Ruhe und Behaglichkeit liebenden, Bürger hatten kein Vertrauen zur Zukunft und leisteten der Aufforderung keine Folge; die Royalisten hielten sich zurück oder verweigerten, wenn sie erschienen, das von jedem Wähler geforderte Gelöbniß, „den Reichsverfassungen und dem Kaiser gehorsam zu sein," so daß sie zurückgewiesen werden mußten. So kam es, daß vornehmlich die früheren Republikaner und die entschiedenen Constitutionellen den Wahlplatz behaupteten und die Abgeordneten wählten. Hätte der Kaiser sich aufrichtig an die arbeitende Klasse und an das Landvolk gewendet,

so würde er einen mächtigen Rückhalt gewonnen haben, zumal er das Heer unbedingt für sich hatte. In den wohlhabenden und sogenannten gebildeten Ständen organisirten die Liberalen eine Widerstandspartei gegen den Alleinherrscher. Die aus den Departements gegen Ende Mai in Paris eingetroffenen Abgeordneten, denen sich eine große Anzahl Wahlmänner auf eigene Kosten angeschlossen hatten, verständigten sich in den Clubs und in den Versammlungen darüber, „daß man in Zukunft keine Senatsconsulte, keine stummen Kammern, keine Willkür, keinen unbeschränkten Gebieter mehr haben wolle." Nur für den Krieg erkannte man die Unentbehrlichkeit des großen Generals an; allein nicht zu Angriff und Eroberung, nur zur Vertheidigung sollten die Waffen erhoben werden.

Auf dem Marsfelde bei Paris, einem großen, mit amphitheatralischen Erdwällen umgebenen Platze, auf welchem am 14. Juli 1790 und 1793 der Jahrestag der Erstürmung der Bastille durch große Verbrüderungsfeste begangen wurde, waren die Anordnungen zu dem kaiserlichen Maifeste getroffen worden.*)

An dem schönsten Frühlingsmorgen, den 1. Juni 1815, strömte halb Paris hinaus nach dem Marsfelde; denn wo das Publikum freien Zutritt zum Schauspiel hat, fehlen die Zuschauer niemals. Schon vor Tage waren die Plätze auf den Erdwällen ringsumher von Neugierigen eingenommen. Für die Abgeordneten der Departements, der Armee und der Marine, sowie für die zum Feste Eingeladenen waren zu beiden Seiten des Thrones, welcher auf erhöhter Tribüne vor der Militairschule stand, zwei mit rothem Tuche bedeckte Estraden mit Sitzplätzen errichtet. Ein zweiter Thron war in der Mitte des Platzes aufgestellt und davor ein reichgeschmückter Altar mit brennenden Kerzen. Die Kaisergarden, die Nationalgarde und die Besatzung von ganz Paris zog mit klingendem Spiel in Parade auf und nahm im weitesten Umkreise Stellung. Auf den Seitengerüsten, zunächst dem Throne, nahmen die Großwürdenträger, Minister und Marschälle ihre Plätze ein. Einer Tribüne für die Gesandtschaften der auswärtigen Mächte bedurfte es nicht; dergleichen waren nicht vorhanden.

Um 11 Uhr verkündete Kanonendonner die Abfahrt des Kaisers aus dem

---

*) Das Nähere über die Feste von 1790 und 1793 findet man in Preußens neuerer Geschichte von F. F. Th. I. S. 106 und 180.

Schlosse der Tuilerien. Die Garde-Grenadiere und Jäger zu Pferde eröffneten den Zug; diesen folgten in vierzehn sechsspännigen Staatscarossen die Brüder und Vettern des Kaisers und die großen Hofchargen. Eine zweite Abtheilung der Garde zu Pferde ritt dem nun folgenden, mit acht Schimmeln bespannten Krönungswagen vorauf, in welchem der Kaiser im Krönungsornat, das Haupt, anstatt der Krone, mit rothem Sammetbarett mit dem Krondiamantenknopfe und Reiherfeder bedeckt, einen mit goldenen Bienen reich gestickten Purpurmantel tragend, wie in einer Glaslaterne saß, nach allen Seiten hin sichtbar, aber einsam. Die mit großer Zuversicht angekündigte Krönung der Kaiserin konnte nicht stattfinden; Marie Louise hatte von dem Kaiser Franz den erbetenen Urlaub nicht erhalten. Die Pferdegeschirre, Livreen und Uniformen starrten von Gold; der Kaiser fuhr innerhalb des Hofraumes der Militairschule vor, von wo aus ein Gang zu dem Throne führte, welchen er, umgeben von großem Gefolge, von Pagen und Kammerherren, welche die Schleppe des schweren Kaisermantels schleppten, unter Kanonengruß, Trompetengeschmetter, Trommelwirbel und Zuruf der Menge die Stufen hinanstieg. Die Erinnerung an das Verbrüderungsfest der Nation, zumal an das zweite, welches an derselben Stelle den 14. Juli 1793 begangen wurde, konnte bei Allen, welche jener Feier beigewohnt hatten, nur den bittersten Ingrimm erzeugen. Anstatt des Altars des Vaterlandes, welcher damals hier aufgerichtet stand, war ein katholischer Meßopferaltar errichtet, an welchem der Bischof von Tours, unter Beistand von einem Cardinal, vier Bischöfen und zahlreicher Priesterschaft, die es an Geplärr und Geklingel, Rauchfaß- und Weihrauchschwenken nicht fehlen ließ, die Messe celebrirte. Nicht minder grell trat der Widerspruch zwischen dem Helden der Republik und dem Kaiser von Gottes Gnaden hervor, wenn die Augen sich nach dem Throne wendeten, wo man den „kleinen Corporal“ aus der Last einer überladenen Theatergarderobe nicht herauszufinden vermochte. Nachdem die Priesterschaft ihren Hocuspocus*) vollbracht, kam die Reihe an die Abgeordneten. Fünfhundert an der Zahl näherten sich dem Throne und der Sprecher, ein Herr Duboy aus Angers, Wähler und Repräsentant des Departements der Maine und Loire, nahm das Wort. „Sire,“ so begann er, „das französische

---

*) Abkürzung der, die Transsubstantiation — Verwandlung der Hostie in Fleisch und Blut — bezeichnenden Worte: hoc est corpus meum.

Volk hat Ihnen die Krone zuerkannt. Sie haben dieselbe gegen seinen Willen niedergelegt. Seine Stimme legt Ihnen die Pflicht auf, die Krone wieder zu übernehmen. Ein neuer Vertrag ist zwischen der Nation und Ew. Majestät geschlossen worden." Der Redner erinnerte die Feinde, welche Frankreich aufs Neue bedrohen, an den Triumphzug des Kaisers von Cannes nach Paris, wodurch die Einmüthigkeit des Volkes verbürgt worden sei. Er versicherte, daß die Nation das vollste Vertrauen in die Verheißungen des Kaisers setze. „Und," fügte er hinzu, „sollten wir gezwungen werden, zu kämpfen, dann möge nur ein Schrei aus allen Herzen schallen: Auf den Feind los, der uns wie die unterste aller Nationen behandeln will! Schaaren wir uns fest um den Thron, auf dem der Vater und das Oberhaupt des Volkes und des Heeres sitzt. ... Ein jeder Franzose ist Soldat; der Sieg wird Ihren Adlern folgen und unsere Feinde, die bei uns auf Spaltungen rechnen, sollen bald bereuen, uns herausgefordert zu haben." In seinen Ruf am Schlusse der Rede: „Es lebe die Nation! Es lebe der Kaiser!" stimmte die versammelte Menge ein. Jetzt näherte sich der mehr als wohlbeleibte Reichskanzler Cambacérès, welcher, unter dem fürstlichen Mantel keuchend, die Stufen des Thrones erklimmte, dem Kaiser und legte ihm das Ergebniß der Abstimmung über die Annahme der Zusatzacte vor. Es waren 1,288,356 bejahende Stimmen von Bürgern, 4209 verneinende; von dem Heere 222,000 Ja, 302 Nein; von der Marine 22,000 Ja, 275 Nein. Ein Waffenherold rief jetzt auf Befehl des Kaisers aus, daß die Zusatzacte von der französischen Nation angenommen sei. Ein Trompetentusch und obligates Vivat gaben die zustimmende Freude des Volkes zu erkennen.*)

Ein Kämmerer stellte ein Tischchen vor den Kaiser, der Reichskanzler händigte dem Prinzen Joseph die Urkunde und eine Feder ein, welcher beides dem Kaiser überreichte, von dem die Unterschrift rasch vollzogen wurde. — Sitzend und mit bedecktem Haupte sprach hierauf der Kaiser vom Throne herab mit vernehmlicher Stimme: „Meine Herren Wahlmänner der Departements- und Arrondissements-Collegien, meine Herren Abgeordneten der Armee des Landes und Meeres zum Maifelde! Als Kaiser, als Consul, als Soldat verdanke ich

---

*) Die Anzahl der Stimmenden war so gering gewesen, daß der „Moniteur" für gut fand, das Publikum darüber im Ungewissen zu lassen. In dem officiellen Artikel vom 2. Juni wird berichtet: „Die Zusatzacte ist von der ganzen Nation fast mit Einstimmigkeit angenommen worden; nicht mehr als 4209 Stimmen waren verneinend."

Alles dem Volke. Im Glücke, im Unglücke, auf dem Schlachtfelde, im Rathe, auf dem Throne, in der Verbannung war Frankreich der einzige und beständige Gegenstand meiner Gedanken und meiner Handlungen. Wie jener König von Athen,*) habe ich mich für mein Volk geopfert und gehofft, es werde dann das gegebene Wort gehalten werden, daß der Vollbestand Frankreichs, seine Ehre und seine Rechte ihm gesichert bleiben sollten. Meine Entrüstung, als ich diese Rechte, die geheiligte Erwerbung von fünfundzwanzig Siegesjahren, verkannt und verloren für immer sah, das Wehegeschrei der geschändeten Ehre Frankreichs und der Wunsch der Nation haben mich auf diesen Thron zurückgeführt, der mir theuer ist als das Palladium der Unabhängigkeit, der Ehre und der Rechte des Volkes.

„Franzosen! Als ich unter dem Jubel des Volkes die Provinzen des Reiches durchzog, um nach meiner Hauptstadt zurückzukehren, hatte ich das Recht, auf einen langen Frieden zu zählen; die Nationen sind gebunden durch die Verträge, die von ihren Regierungen, wer immer diese sein mögen, geschlossen worden sind.**) Mein Augenmerk richtete sich jetzt ausschließlich auf die Mittel, einen festen Grund der Freiheit durch eine Constitution zu legen, welche dem Willen und dem Vortheile des Volkes entspräche. Ich berief das Maifeld. Bald erfuhr ich, daß die Fürsten, die alle Grundsätze verkennen, der öffentlichen Meinung und den Interessen der Nationen Hohn sprechen, uns angreifen wollen. Sie beabsichtigen, das Königreich der Niederlande zu vergrößern, sie wollen demselben zur Schutzwehr alle unsere festen Plätze an der Nordgrenze geben, wollen das Elsaß und Lothringen unter sich zur Ausgleichung der noch immer unter ihnen obwaltenden Streitigkeiten theilen. Wir mußten uns zum Kriege rüsten.

„Indessen, da ich mich persönlich aufs Neue den Wagnissen der Schlachten aussetzen muß, war es meine erste Sorge, ohne Verzug die Nation zu constituiren. Das Volk hat die Urkunde, die ich ihm vorgelegt, angenommen.

„Franzosen! Sobald wir jene ungerechten Angriffe zurückgeschlagen und Europa bewiesen haben werden, was man den Rechten und der Unabhängigkeit von achtundzwanzig Millionen Franzosen schuldig ist, wird ein feierliches, in den

*) Kodros.

**) Dann hätte Frankreich Ludwig XVIII. nicht fortschicken dürfen.

nunmehr verfassungsmäßigen Formen erlassenes, Gesetz die verschiedenen Verfügungen unserer jetzt zerstreuten Grundsätze in ein Ganzes vereinigen.

„Franzosen! Ihr werdet in eure Departements zurückkehren. Sagt den Bürgern, daß die Umstände groß sind; daß wir mit Einigkeit, Energie und Ausdauer siegreich aus diesem Kampfe eines großen Volkes gegen seine Unterdrücker hervorgehen werden; daß die kommenden Geschlechter unser Verhalten mit Strenge beurtheilen werden; daß eine Nation Alles verloren habe, wenn sie ihre Unabhängigkeit verliert. Sagt ihnen, daß die ausländischen Könige, die ich auf den Thron erhoben (Baiern! Würtemberg! Sachsen! hört! hört!) oder die mir die Erhaltung ihrer Krone verdanken und die alle zur Zeit meines Glückes sich um mein Bündniß und den Schutz des französischen Volkes bewarben, heut all ihre Streiche gegen meine Person richten. Wenn ich nicht sähe, daß es das Vaterland ist, auf welches sie es abgesehen haben, ich würde ihnen dies Dasein, gegen welches sie sich so erbittert zeigen, auf Gnade und Ungnade überlassen. Sagt aber auch den Bürgern, daß, so lange mir die Franzosen die Gesinnungen der Liebe erhalten, von der sie mir so viele Beweise gegeben haben, die Wuth unserer Feinde ohnmächtig sein werde. Franzosen! Mein Wille ist der des Volkes, meine Rechte sind die seinigen, meine Ehre, mein Ruhm, mein Glück können keine anderen sein, als die Ehre, der Ruhm, das Glück Frankreichs!"

Diese, in einem feierlichen Momente von dem Helden des Jahrhunderts mit Würde, Sicherheit und dem ihm eigenen kraftvollen Wohllaut der Stimme gesprochene, Rede machte, zumal auf die zunächst Stehenden, einen gewaltigen Eindruck; der Zuruf und die Begeisterung, welche der nächste Kreis kund gab, pflanzte sich in brausenden Wellenschlägen bis zu den entferntesten Tribünen fort. —

Die Clerisei nahte jetzt den Stufen des Thrones und der Erzbischof von Bourges, als Stellvertreter des Groß-Almoseniers von Frankreich, bot dem Kaiser ein Evangelienbuch dar, auf welches derselbe die Hand legte und folgenden Eid leistete: „Ich schwöre, die Constitution des Reichs zu beachten und beachten zu lassen!" Der Fürst-Erzkanzler des Reichs, Cambacérès, trat hierauf heran und leistete den Eid: „Ich schwöre Gehorsam den Constitutionen des Reiches und Treue dem Kaiser!" Die Versammlung wiederholte: „Wir schwören!" Dem Tedeum, welches die zum Altar zurückgekehrte Priesterschaft

anstimmte, wurde eine nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt. Nach Beendigung desselben traten die Präsidenten der Wahlcollegien vor, um die, den Nationalgarden ihrer Departements bestimmten, Adler in Empfang zu nehmen. Der Minister des Innern (General Carnot), der des Krieges (Marschall Davoust) und der der Marine (Herzog Decrés) hielten die, für die Nationalgarde von Paris, für das erste Regiment der Armee und für das erste Marinecorps bestimmten, Fahnenstangen mit den, in der Sonne strahlenden, vergoldeten Adlern und den dreifarbigen Flaggen.

Napoleon ließ den Kaisermantel auf dem Throne zurück, trat vor und sprach: „Soldaten der Land- und Seetruppen! Ich vertraue euch den kaiserlichen Adler mit den Nationalfarben an. Ihr schwört, ihn mit euerm Blute gegen die Feinde des Vaterlandes und dieses Thrones zu vertheidigen! Ihr schwört, daß er immerdar euer Zeichen der Vereinigung sein werde. Ihr schwört es!“ Aus dem weiten Umkreise erscholl es wiederholt: „Wir schwören es!“ Unter diesem allgemeinen Zuruf begab sich der Kaiser, umgeben von den Adlern der sämmtlichen bewaffneten Corps von Frankreich mit seinem ganzen Gefolge nach dem zweiten, in der Mitte des Maifeldes errichteten, Thron, um als Oberst der Nationalgarde von Paris ihr und der Kaisergarde die Adler zu übergeben. Der Graf Chaptal, Präsident der Wahlcollegien in Paris, und der General-Lieutenant Graf Durosnel hielten den Adler der Nationalgarde von Paris, der General-Lieutenant Graf Friant den der Kaisergarde. Die Truppen stellten sich in Bataillonen und Escadronen um den Thron, die Officiere standen in vorderster Linie. Der Kaiser hub an: „Soldaten der Nationalgarde von Paris! Soldaten der kaiserlichen Garde! Ich vertraue euch den kaiserlichen Adler mit den Nationalfarben an. Ihr schwört zu sterben, wenn es gilt, ihn gegen die Feinde des Vaterlandes und des Thrones zu vertheidigen!“ Aus allen Reihen erscholl der Ruf: „Wir schwören es!“ Ein Trommelwirbel gebot Schweigen; der Kaiser fuhr fort: „Ihr schwört, niemals ein anderes Zeichen der Vereinigung anzuerkennen!“ Die Truppen riefen: „Wir schwören!“ Der Kaiser: „Soldaten der Nationalgarde von Paris! Ihr schwört, niemals zu dulden, daß der Feind noch einmal die Hauptstadt der großen Nation besudele. Eurer Tapferkeit vertraue ich sie an!“ Ohne Ende erscholl es: „Wir schwören!“ Darauf beruhigender Trommelwirbel. Der Kaiser zu seiner Garde gewendet: „Und ihr, Soldaten der kaiserlichen Garde, ihr schwört, in dem beginnenden

Feldzuge euch selbst zu übertreffen und lieber Alle zu sterben, als zu dulden, daß der Feind dem Vaterlande Gesetze vorschreibe!" „Wir schwören es!" rief die Kaisergarde. „Wir schwören es!" wiederholte die Nationalgarde. „Wir schwören es!" brüllte ringsumher die Menge. Gewiß hatte keiner von all diesen Schwörenden eine Ahnung davon, daß schon in den ersten Tagen des nächsten Monats „die Hauptstadt der großen Nation von den Fremden besudelt" werden würde!

Die Feier des Maifeldes schloß mit einem Vorbeimarsch der Truppen und Nationalgarden, im Ganzen 50,000 Mann, vor dem Kaiser. Dieser zog sich hierauf in die Zimmer der Militairschule zurück, von wo er unter demselben Geleit, wie er gekommen, nach dem Schlosse der Tuilerien fuhr. — Am 12. Juni verließ der Kaiser Paris und traf am folgenden Tage bei seinem schlagfertigen Heere an der niederländischen Grenze ein.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Aufgebot von mehr als einer Million Krieger gegen einen einzigen Mann. — Aufzählung der Streitkräfte der Verbündeten. — Napoleon droht mit 2,250,000 Bajonetten. — „Bange machen gilt nicht." — Der Aufbruch des französischen Heeres nach der niederländischen Grenze. — Napoleons Aufruf an sein Heer den 14. Juni. — Blücher entbietet „den Kameraden" seinen Gruß. — Unsichere Spione. — Wellingtons Anstalten für den Feldzug. — Verabredung mit Blücher am 2. Mai. — Die ausgedehnten Cantonnements der Engländer und Preußen. — Meuterei und Aufruhr dreier sächsischer Grenadier-Bataillone in Lüttich.



Eine ungeheure Heeresmacht von mehr als einer Million Krieger ward von den Verbündeten aufgeboten, um gegen einen einzigen Mann in das Feld geführt zu werden. Wiederholentlich wurde von Seiten der Verbündeten erklärt: „Wir führen nicht gegen Frankreich, wir führen nur gegen Napoleon Krieg." Nur war freilich an diesen nicht zu kommen, ohne das ihm anhängende Frankreich stellenweise unsanft zu berühren.

Ueber den Plan des Feldzuges hatte man sich im Ganzen und Großen bald verständigt; man nahm, wie uns bereits bekannt, denselben wieder auf, welcher sich im Feldzuge des vergangenen Jahres bewährt hatte und zu dessen Ausführung diesmal bei Weitem größere Kräfte zu Gebot standen. Das Heer Napoleons mußte geschlagen, vernichtet, Paris erobert werden; dies war die Aufgabe. Von den Verbündeten hatten an Truppen zugesichert:

Preußen	252,000	Mann,
Oestreich	250,000	"
Rußland	225,000	"
England	50,000	"
Baiern	56,000	"
Niederlande	50,000	"
Würtemberg . . .	20,000	"
Baden	20,000	"
Sachsen	16,000	"
Hannover	20,000	"
Hessen-Cassel . . .	12,000	"
Hessen-Darmstadt .	8000	"
Braunschweig . . .	7000	"
Nassau	3000	"
Die kleinen deutschen Fürsten und Freistaaten	20,000	"
Sardinien	15,000	"
Dänemark	15,000	"
	1,039,000	Mann.

Aus diesen Streitkräften wurden folgende Heere gebildet:

I. Das niederländische Heer, unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Herzogs Wellington, bestand aus:

Engländer, Schotten und Irländer	40,000	Mann,
Holländer und Belgier	30,000	"
Hannoveraner	20,000	"
Braunschweiger	7000	"
Nassauer	3000	"
	100,000	Mann.

(Die Dänen und Hanseaten sollten diesem Heere sich anschließen.)

II. Das niederrheinische preußische Kriegsheer, unter dem Oberbefehl des preußischen Feldmarschalls Fürsten Blücher von Walstatt, bestand aus dem:

ersten preußischen Armeecorps	34,000 M.	(General v. Ziethen),
zweiten " "	36,000 "	(General v. Borstell),
dritten " "	33,000 "	(General v. Thielemann),
vierten " "	37,800 "	(General Bülow v. Dennewitz)
und aus dem norddeutschen Bundescorps	26,200 "	(Gen. Kleist v. Nollendorf).
	167,000 M.	

III. Das mittelrheinische oder russische Kriegsheer, unter dem Oberbefehl des russischen Feldmarschalls Grafen Barclai de Tolly, bestand aus dem:

dritten Armeecorps (v. Dochtorow),
vierten " (v. Rajewski),
fünften " (v. Sacken),
sechsten " (Graf Langeron),
siebenten " (Sabanejew),
Grenadiercorps (v. Yermolow),
zweiten Reserve-Cavalleriecorps (v. Winzingerode),
dritten " " (Graf Pahlen),
angeblich nach den Listen 167,950 Mann.

IV. Das oberrheinische, östreichische, bairisch-würtembergische Heer, unter dem Oberbefehl des östreichischen Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg, bestand aus dem:

ersten Armeecorps . .	24,000 M.	(Feldzeugmeister Graf Colloredo),
zweiten " . .	34,350 "	(General der Cavallerie Fürst Hohenzollern-Hechingen),
dritten " . .	43,814 "	(Kronprinz v. Würtemberg),
vierten " . .	57,040 "	(Feldmarschall Fürst Wrede),
der östreichischen Reserve	44,800 "	(Erzherzog Ferdinand),
dem Blocadecorps . .	33,314 "	(Erzherzog Johann),
dem sächsischen Truppencorps	16,774 "	(Herzog von Coburg).
	254,092 Mann.	

V. Das Neutralitätsheer der Schweizer, unter dem Befehl des Generals Bachmann, 36,524 Mann.

VI. Das östreichische Heer von Ober-Italien, unter dem Oberbefehl des Generals der Cavallerie v. Frimont, bestand aus dem:
ersten Armeecorps (Feldmarschall-Lieutenant Radiwojewich),
zweiten " (Feldmarschall-Lieutenant Graf Bubna),
dritten Reservecorps (Feldmarschall-Lieutenant Graf Meerville),
vierten piemontesischen Armeecorps (General-Lieutenant Graf Latour),
zusammen 60,000 Mann.

VII. Das östreichische Kriegsheer von Neapel, unter dem Oberbefehl des Feldmarschall-Lieutenants v. Bianchy, bestand aus drei Armeecorps unter den Feldmarschall-Lieutenants Grafen Neipperg, Mohr und Nugent, zusammen 40,000 Mann.

Da sich der König Joachim (Murat) von Neapel den Verbündeten als Kampfgenosse aufgedrängt hatte, zog sich die Linie des Kriegsschauplatzes von Dünkirchen längs der niederländischen Grenze auf dem linken Rheinufer stromaufwärts nach Basel, zur Schweiz, deren Neutralität aufrecht erhalten werden sollte, nach Sardinien, Ober- und Mittel-Italien bis nach Neapel.*) Einen

---

*) Murat verlangte zu Anfang des Jahres 1815 von Oestreich für 80,000 Mann freien Durchmarsch durch den Kirchenstaat und Ober-Italien, um den Einmarsch eines französischen Heeres, welches sich zwischen Lyon und Chambery sammelte, zu verhindern. Als er dann Napoleons Entwürfe in Elba ihrer Reife näher wußte, brach er, zu des Kaisers, wie zu seinem eigenen Verderben, taub gegen die Vorstellungen von Weib, Ministern und Generalen, unbedachtsam los, rückte in den Kirchenstaat ein, nöthigte seinen unversöhnlichsten Feind, den Papst, mitten in der heiligen Woche zur Flucht und erbitterte dadurch die Italiener, auf deren Erhebung er hoffte. Dabei beging der, aller Treue und allen Glaubens bare Mann die Thorheit, Oestreich im März und April wiederholt seiner Treue zu versichern, während er mit Napoleon verhandelte; er ließ seine Truppen gegen die Oestreicher schlagen und nannte es dann ein Mißverständniß. So verwirkte er sich selbst bei englischen Staatsmännern, die ihm wohlgesinnt waren, alle Gunst und machte sich bei Oestreich und bei Napoleon zugleich verachtet und verstoßen. Oestreich erklärte ihm den Krieg (den 10. und 13. April). Sein Heer, schon 1813 nicht mehr gestimmt, für Frankreich zu kämpfen, ward überall geworfen; ein Aufstand (den 15. Mai) zwang seine Gemahlin, aus Neapel zu fliehen, wo die Oestreicher acht Tage später einzogen. Von Napoleon zurückgewiesen, war Murat unsinnig genug, noch nach dessen Sturz die gleiche Ueberrumpelung, die dem Kaiser in dem Lande seines Ruhmes nur auf hundert Tage geglückt war, an der neapolitanischen Küste zu versuchen, in dem Lande, in dem er nicht zu Haus war und wo Fra Diabolo mit seiner Räuberbande und das Lumpenpack der Lazzaroni sich für ihren legitimen König erhoben hatten. Und noch nach seiner Gefangenschaft, nach diesem wahnwitzigen Versuche war er verblendet genug zu hoffen, Ferdinand VII. werde mit ihm seine Reiche theilen, der eben befahl, ihn als Rebellen

Weltbrand drohte die, von Napoleon geschwungene, Kriegsfackel von dem atlantischen Meere bis zu dem Golf von Neapel zu entzünden, den zu löschen Ströme des kostbarsten Menschenblutes durch Bruderhand vergossen werden mußten.

Das französische Heer war von Ludwig XVIII. auf 120,000 Mann herabgesetzt worden. Napoleon hatte bereits am 1. Juni 363,000 Mann unter Waffen, von denen 217,000 Mann marschfertig, 146,000 Mann noch ausexercirt wurden. Außerdem wurden bis zum 1. Juni zur Besatzung von Festungen und Küsten errichtet 200 Bataillone Nationalgarden, 20 Marine- und 10 Artillerie-Regimenter, so daß im Ganzen 569,000 Mann ins Feld rücken sollten. Durch neue Conscriptionen sollte das Heer bis zum 1. October auf 800,000 Mann gebracht, die gesammte Nationalgarde zur Vertheidigung des Vaterlandes aufgeboten, in 3130 Bataillone formirt und die eindringenden Feinde mit 2,250,000 Bajonetten empfangen werden.

„Bange machen gilt nicht!“ war der preußischen Landwehr bewährter Wahlspruch und auf die drohende Ankündigung des Pariser „Moniteurs“ wurde mit gutem Humor erwidert: „Als vordem einmal der König von Frankreich dem deutschen Kaiser Otto dem Großen zum Gruße die Drohung entboten: „„er werde mit einem so starken Zuge in Deutschland ankommen, daß seine Rosse den Rhein aussaufen würden,““ ließ ihm hinwiederum der deutsche Kaiser entbieten: „„er werde zuvor hinüberkommen und sein ganzes Königreich Frankreich mit Schaubhüten*) zudecken.““ Und so sei denn hiermit dem Kaiser der Franzosen kund und zu wissen gethan, wie aller Orten in Deutschland sich die Schaubhüte aufgemacht haben zu Roß und zu Fuß mit einmalhunderttausend Kanonen, darunter zehntausend fünfhundertpfündige Feldschlangen, eine jede von zwölf Elephanten gezogen, deren jeder einen Montalembertischen Thurm mit einhundert Bewaffneten und zehn Posaunenbläsern trägt, vor deren Schalle die Wälle von Straßburg und Lille niederstürzen werden wie einstens die Mauern von Jericho. Hinter dieser sehr zahlreichen und furchtbaren Macht folgt der

vor ein Kriegsgericht zu stellen und erschießen zu lassen. So nahm König Joachim Murat von Neapel, der Schwager des Kaisers Napoleon, der tapferste Reiter-General der französischen großen Armee, ein schmachvolles Ende. Zum Tode verurtheilt, wurde er am 13. October 1815 im Schlosse zu Pizzo in Calabrien erschossen. (Mit kleinen Berichtigungen nach Gervinus a. a. S. 180.)

*) Eine Art grober Strohhüte.

russische Landsturm, Buräten, Wogulen, Samojeden, Jakuten, Kalmücken, Tschektschen und Kamtschadalen, Gog und Magog, die auf Rhinozerossen reiten, mit allen einäugigen, dreibeinigen, drachenköpfigen Völkerschaften der alten Fabel, alle brennend vor Begier, auf die Franzosen sich zu stürzen. Sicherlich wird es hart hergehen, kommen die paar Nationalgarden und Sanscülotten mit diesen Eisenfressern ins handgreifliche Gemenge und zum Zusammenstoß mit den Elephanten und Einhornen am Rhein oder an der Seine!" — Zur Erwiderung solchen Scherzes in gleichem Tone war man in Frankreich nicht aufgelegt. Napoleon verließ Paris am 12. Juni und traf am 13. über Laon in der kleinen Festung Avesne ein. Da ihm jede Aussicht auf ein friedliches Abkommen mit den Verbündeten benommen war, beeilte er sich, dem vereinten Einbruch ihrer Heere in Frankreich zuvorzukommen und sie einzeln zu schlagen. Bevor das russische Heer am Mittelrhein, das östreichische am Oberrhein versammelt wären, gedachte er einen entscheidenden Schlag gegen das preußisch-englische Heer in den Niederlanden zu führen. Er war genau davon unterrichtet, daß wegen mangelnder Verpflegung das Heer Blüchers in weit auseinander liegenden Dörfern cantonnirte, daß das vierte preußische Armeecorps (Bülow) noch um mehrere Tagemärsche zurück in der Gegend von Lüttich sich befand und Wellingtons Heer ebenfalls keine concentrirte Stellung einnahm und nicht in geschlossener Verbindung mit dem preußischen Heere stand. Gelang es ihm, sich zwischen Wellington und Blücher einzudrängen, erst das preußische Heer vereinzelt anzugreifen, zu schlagen, vielleicht sogar, da dasselbe ohne gesicherten Rückhalt gegen alle Regeln der Kriegskunst vorgegangen war, zu vernichten, dann mit Ungestüm sich auf das englische zu werfen, siegreich in das, ihm befreundete, Brüssel einzuziehen und Wellington zum Rückzuge nach Holland und mit dem Reste seiner geschlagenen Armee zum Einschiffen nach England zu nöthigen, dann war er sicher, daß der Kaiser von Rußland nicht darauf bestehen würde, Ludwig XVIII. zum zweiten Male nach Paris zurückzuführen und der Schwiegerpapa in Wien sich wohl herbeilassen dürfte, Marie Louise und den König von Rom wiederum nach den Tuilerien zu schicken. Die gesammte Kraft seines Heeres hatte Napoleon nach der niederländischen Grenze aufbrechen lassen.

Das vierte Corps unter General-Lieutenant Gérard brach den 6. Juni von Metz auf und traf am 14. bei Philippeville, General-Lieutenant Graf Vandamme mit dem dritten Corps, von Mezières kommend, am 13. in Avesne

ein. Die General-Lieutenants Graf Erlon und Graf Reille waren von Lille und Valenciennes am 13. in Maubeuge, ebendaselbst das sechste Corps unter dem General-Lieutenant Grafen Lobau und das erste Corps der Reserve-Cavallerie unter General Grouchy am 13. angelangt. Die Garden unter Marschall Mortier waren, die Adler mit Trauerflor umhüllt, am 8. aus Paris ausmarschirt und in Laon und Avesne eingetroffen. Die gesammte Streitmacht Napoleons belief sich auf 150,000 Mann und 400 Kanonen. Da die Frucht noch auf dem Felde stand, auf gefüllte Scheunen und Magazine in den Niederlanden nicht gerechnet werden konnte, führte das französische Heer einen großen Zug von 500 gefüllten Proviantwagen mit sich.

Aus dem Hauptquartier Avesne den 14. Juni erließ der Kaiser an sein Heer nachstehenden Tagesbefehl: „Soldaten! Heut ist der Jahrestag von Marengo und Friedland, welcher zweimal das Schicksal Europas entschied. Damals, wie nach Austerlitz und nach Wagram, waren wir zu großmüthig. Wir glaubten den Betheuerungen und Schwüren der Fürsten, welche wir auf ihren Thronen ließen. Heut indessen, aufs Neue unter sich verbündet, bedrohen sie Frankreichs Unabhängigkeit und seine geheiligtesten Rechte. Sie haben den allerungerechtesten Angriff begonnen; marschiren wir ihnen entgegen, sie und wir, sind wir nicht immer noch dieselben Menschen? Soldaten! Bei Jena waret ihr gegen dieselben, jetzt so anmaßenden, Preußen Einer gegen Zwei und bei Montmirail Einer gegen Drei. — Mögen diejenigen von euch, welche Kriegsgefangene der Engländer waren, euch von ihren Pontons (schwimmende Gefängnisse) und von den schrecklichen Leiden, welche sie erdulden mußten, eine Schilderung machen.

„Die Sachsen, die Belgier, die Hannoveraner, die Soldaten des Rheinbundes seufzen darüber, daß sie gezwungen sind, ihren Arm der Sache solcher Fürsten leihen zu müssen, welche Feinde der Gerechtigkeit und der Rechte aller Völker sind. Sie wissen, daß jene Coalition unersättlich ist; nachdem sie zwölf Millionen Italiener, eine Million Sachsen, zwei Millionen Belgier verschlungen hat, will sie nun auch noch die deutschen Staaten zweiten Ranges verschlingen.

„Die Unsinnigen! Ein Augenblick des Glücks verblendet sie! Die Unterdrückung und Erniedrigung des französischen Volkes sind außer ihrer Macht! Betreten sie Frankreich, dann werden sie dort ihr Grab finden.

„Soldaten! Wir haben Gewaltmärsche zu machen, Schlachten zu liefern, Gefahren zu bestehen; allein mit Ausdauer wird der Sieg unser sein; die Rechte, die Ehre, das Glück des Vaterlandes werden wieder erobert werden. Für jeden Franzosen, der ein Herz hat, ist der Augenblick gekommen, zu siegen oder zu sterben!"

Der Tagesbefehl wurde bei den einzelnen Truppentheilen vorgelesen und mit dem Zuruf: „Es lebe der Kaiser!" aufgenommen. Die Nationalgarde von Avesne verlangte, sich dem Heere anschließen zu dürfen. „Die Bürger" — so berichtet der „Moniteur" — „riefen dem Kaiser zu: „Donnez-nous des cartouches et des Prussiens!" *) Beides erhielten sie nach Verlauf weniger Tage und mehr davon, als ihnen lieb war, doch nicht von ihrem Kaiser.

Auch unserem Oberfeldherrn stand die Rede zu Gebot; Blücher entbot schon vor seiner Ankunft im Hauptquartiere dem Heere von Berlin aus nachstehenden Gruß: „Kameraden! Seine Majestät hat mir wieder den Oberbefehl anzuvertrauen geruht. Mit gerührtem Danke weiß ich die mir dadurch zu Theil gewordene Gnade zu erkennen. Ich freue mich, euch wieder zu finden auf dem Felde der Ehre, zum neuen Kampfe bereit, zu neuen Hoffnungen berechtigt. Noch einmal soll es uns vergönnt sein, für die große Sache, für die allgemeine Ruhe zu kämpfen. Die Bahn des Ruhmes ist euch wieder eröffnet; die Gelegenheit ist da, den erlangten Waffenruhm durch neue Thaten zu erhöhen. An eure Spitze gestellt, bin ich des ehrenvollen Ausganges, auch des glücklichen gewiß. Schenkt mir in dem neuen Kampfe das Vertrauen wieder, das ihr im vorigen mir bewiesen habt, und ich bin überzeugt, daß wir die Reihe glänzender Waffenthaten glorreich verlängern werden.

Blücher."

So lange der Feldmarschall noch nicht in dem Hauptquartiere zu Lüttich eingetroffen war, führte, da General Kleist nach Coblenz zurückgekehrt war, um hier ein Armeecorps aus Bundestruppen zu organisiren, General Gneisenau den Oberbefehl. Mit ihm unterhielt Wellington einen lebhaften Verkehr; dem englischen Hauptquartiere war der preußische General Müffling und dem preußischen der englische Oberst Hardinge zugetheilt worden. Da Wellington aus dem Hoflager Ludwigs XVIII. in Gent genaue Nachrichten über die Rüstungen, die

*) „Gebt uns Patronen und Preußen!"

Bewegungen und den Aufbruch des Heeres unter Napoleon erhielt, auch in Paris gut bezahlte Spione — Fouché selbst soll dazu gehört haben — unterhielt, glaubte er von jedem, was dort vorging, genau unterrichtet zu sein. Auch aus Blüchers und Ziethens Hauptquartieren wurden ab und zu Kundschafter für ein mäßiges Trinkgeld nach Paris geschickt. Der General v. Ziethen hatte einen Berliner Juden engagirt, welcher für 100 Ducaten als Spion nach Paris ging. Nach viertägigem Aufenthalt kehrte er von dort (den 14. Juni) nach Charleroi in Ziethens Hauptquartier zurück und überbrachte als zuverlässigste Nachricht die Versicherung: „daß Napoleon nicht vor drei Monaten den Krieg anfangen könnte." Und Tags darauf schlug er los!*)

An Gneisenau in Lüttich schrieb Wellington den 15. April aus Brüssel: „Es ist gewiß, daß mir zwei feindliche Corps von 45,000 Mann Infanterie und 7200 Mann Cavallerie gegenüber zwischen dem Meere und der Sambre stehen." Er machte hierauf einen Ausflug nach der Grenze, wo er vier Tage lang umherritt und über Alles genaue Erkundigungen einzog. Hierauf schrieb er am 29. April an seine Corps-Generale: „daß er nach den erhaltenen Berichten, wonach die Garden von Paris abmarschirt und Napoleon im Begriff sei, die Nordgrenze zu besuchen, die Cantonnements concentriren wolle, um schnell dem Feinde entgegentreten zu können. Derselbe könne angreifen: 1. zwischen der Lys und Schelde; 2. zwischen Schelde und Sambre; 3. auf beiden Seiten der Schelde. In jedem dieser Fälle sollte die Infanterie bei ihren Divisions-, die Cavallerie bei ihren Brigade-Quartieren sich sammeln, das linke Ufer der Schelde sollte geräumt, die Brücke bei Avelghem abgebrochen und die Gegend bei Oudenarde und Gent überschwemmt werden." Die Festungen Ostende, Newport und Antwerpen wurden auf Wellingtons Befehl in Vertheidigungszustand gesetzt; an der Befestigung von Ypres, Tournay, Mons, der Citadelle von Gent, an Ath und einem Brückenkopfe bei Oudenarde an der Schelde wurde mit unausgesetzter Anstrengung gearbeitet. Von England ward Kriegsmaterial in Masse, darunter 200 Stück Belagerungsgeschütz, über Ostende und Antwerpen herbeigeschafft.

Am 2. Mai hielten Blücher und Wellington eine Besprechung, wobei, da Blücher weder Französisch noch Englisch, Wellington kein Deutsch verstand,

*) Militairisches Wochenblatt 1846. Nr 8. S. 35.

Gneisenau und Müffling als Dolmetscher dienten. Die nächste Veranlassung hierzu war die, Tags vorher in Lüttich ausgebrochene, Meuterei der Sachsen, welche man mit napoleonisch-rheinbündischen Umtrieben in Verbindung vermuthete. Kann nun auch jener beklagenswerthe Aufruhr, da er einmal geschichtlich geworden ist, hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden, so wird eine leidenschaftslose und wahrheitsgetreue Erzählung wenigstens dazu beitragen, über die Schuldigen — und deren gab es auf beiden Seiten — ein mildes Urtheil zu sprechen und zwar um so mehr, als der Hauptschuldige und Urheber dieser schmachvollen Vorgänge, der Wiener Congreß, nicht vor Gericht gestellt werden konnte. Möge bei den uns demnächst bevorstehenden „Annexionen" nie wieder ein Congreß, sondern die Zustimmung der Nation entscheiden!

Aus den königlich sächsischen Regimentern war nach ihrem Uebergange zu den Verbündeten in der Schlacht bei Leipzig ein eigenes, das dritte deutsche Armeecorps gebildet, Landwehr nach preußischem Vorbild errichtet worden und die Freiwilligen in „das sächsische Banner" eingetreten. Die Organisation dieser Truppen wurde dem, aus der Festung Torgau zu den Verbündeten übergegangenen, von dem Kaiser Alexander als russischer General-Lieutenant angestellten, früheren sächsischen General-Major, seit März 1815 preußischen General-Lieutenant v. Thielemann übertragen. Das dritte deutsche Armeecorps wurde anfänglich dem, unter Befehl des Kronprinzen von Schweden stehenden, Nordheere zugetheilt, später unter den Befehl des Herzogs von Weimar gestellt. Diesem führte Thielemann das sächsische Armeecorps zu, welches im Januar den Marsch nach Holland antrat. Daß sich in dem holländischen Feldzuge die sächsische Landwehr keinen besonderen Ruhm erworben, ergiebt sich aus dem strengen Tagesbefehl, welchen Thielemann an dieselbe nach dem Gefecht bei Courtray (Cortryk) erließ. Ihre Feldflucht wurde noch nach der Heimkehr in einem Tagesbefehl gerügt, in welchem es heißt: „Zur Ehre der sächsischen Nation soll das Verhalten jener Truppen genau untersucht und ein Jeder gewissenhaft und ohne Schonung angezeigt werden, welcher Veranlassung zu jenem strengen Befehle des General-Lieutenants v. Thielemann gegeben habe."

So lange es als eine abgemachte Sache erschien, daß vermöge des Eroberungsrechtes und mit Zustimmung des Wiener Congresses der König von Preußen in den Besitz des ganzen Königreichs Sachsen kommen werde, war sowohl bei der Bevölkerung, wie bei dem Heere von einer Auflehnung gegen solchen

Beschluß nirgend eine Spur zu finden. Die gutmüthigen Sachsen fügten sich in ihr Schicksal, preußisch zu werden, wie sie sich darein gefügt hatten, rheinbündisch zu werden. Die verbündeten Fürsten und Feldherren hatten nach dem feierlichen Lossagen des sächsischen Heeres von der Sache ihres Königs es nicht der Mühe werth geachtet, sie besonders in Eid und Pflicht zu nehmen. Thielemann begnügte sich damit das bisherige Feldzeichen abzuschaffen und anstatt der grün-weißen Cokarde eine grün-schwarz-gelbe einzuführen. „Es kann der Armee," so lautet sein Befehl vom 1. November 1813, „nicht anders als erfreulich sein, daß von Seiner kaiserlich russischen Majestät die Erlaubniß ertheilt worden ist, von nun an die Nationalfarbe zum Feldzeichen zu tragen. Es ist selbige nach dem sächsischen Rautenkranze die grüne, zu welcher zum unvergeßlichen Andenken an die erhabenen Befreier Deutschlands und Wiederhersteller des sächsischen Vaterlandes die gelbe und schwarze Farbe hinzugefügt werden soll." Die nach französischem Muster eingeführten Abzeichen der Grade der Officiere wurden ebenfalls abgeschafft.

Erst später, als nach dem, von Talleyrand geltend gemachten, Legitimitätsprincip für die Wiedereinsetzung des Königs von Sachsen in sein ungetheiltes Königreich sich in England, Oestreich und Baiern Stimmen erhoben, fanden diese auch in Sachsen Wiederhall, vornehmlich aber war es hier der, unter dem Namen „Adelskette" später bekannt gewordene, Junkerbund, welcher alle Mittel aufbot, um in der Bevölkerung und im Heere Aufregung zu Gunsten der Rückkehr des Königs in seine Staaten hervorzurufen und zu unterhalten, wobei die in Freiheit gebliebenen Brüder des Königs, die Prinzen Anton und Maximilian, und die katholisch-östreichische Partei in Dresden nicht unthätig blieben.

Da der „Rheinische Merkur" in der sächsischen Frage Partei für Preußen und dafür, daß es Sachsen ungetheilt erhalte, nahm, richtete sich der Haß der sächsischen Officiere gegen den Herausgeber in so ungesetzlicher Weise, daß ein sächsischer Hauptmann ihm in Coblenz mit vier Mann auf das Zimmer rückte und ihn auf die Hauptwache in Arrest brachte. General Thielemann, damals noch in russischen Diensten und Befehlshaber des sächsischen Armeecorps, fand sich veranlaßt, an die Herren Generale des dritten deutschen Armeecorps aus Coblenz den 31. Juli 1814 einen Tagesbefehl zu erlassen, worin es heißt: „Der hier lebende Verfasser des „Rheinischen Merkurs", Dr. Görres, hat in

diesem Blatte einen Aufsatz bekannt gemacht, unter dem Titel: „Sachsens Pflicht und Recht“, worin er die, jedem Sachsen so heilig sein sollende, Untheilbarkeit des Vaterlandes auf die wünschenwertheste Weise als eine pflichtmäßige Forderung beweist, den übrigen Tugenden des Königs alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, ihn aber wegen seines Ueberganges von Prag (Rückkehr zu Napoleon nach Dresden) der Wortbrüchigkeit beschuldigt. Der Hauptmann v. D.... hat sich für befugt erachtet, den Advocaten des Königs von Sachsen zu machen und hier in meinem Hauptquartiere ohne die geringste Anfrage sich erlaubt, den Professor Görres mit bewaffneter Macht aus seinem Quartiere holen und auf die Wache werfen zu lassen. So sehr ich nun die Anhänglichkeit des Herrn v. D. an den König besonders ehre, weil sein Vater wegen Veränderung der Religion von dem königlichen Hause fortwährend mit Wohlthaten überhäuft worden ist, so kann ich doch seine Handlungsweise nichts Anderem als einer Zerrüttung des Verstandes zuschreiben, welches aus der, in Torgau bewiesenen, zügellosen Anhänglichkeit an die Franzosen fast unwiderruflich hervorgeht, und habe ihn deswegen sofort zum Depot nach Sachsen versetzt. Hierbei muß ich bemerken, daß ich den Ausfall des Dr. Görres auf den König von Sachsen von Herzen tadle, mich aber eben so wenig wie die Armee aus zweierlei Gründen gar nicht für berechtigt halte, officiell als Advocat des Königs aufzutreten:

„1) weil die verbündeten Souveraine die Handlungsweise des Königs selbst für nichts Anderes angesehen haben;

„2) weil ich mich um so weniger für befugt halte, der, durch die allerhöchsten Behörden tolerirten, Preßfreiheit des Dr. Görres Schranken setzen zu wollen, da die Preßfreiheit als das Palladium der Freiheit der Völker und als das schönste Kleinod der errungenen Siege von jedem Vernünftigen angesehen werden muß. Glaubt Jemand privatim den Dr. Görres widerlegen zu können, so steht einem Jeden der Weg der Presse und der öffentlichen Blätter offen; glaubt aber Jemand als Staatsdiener es thun zu müssen, so muß ich hierbei feierlichst erklären, daß jeder Sachse des Eides gegen seinen König entbunden ist und keinen anderen Souverain als die alliirten Mächte anzuerkennen hat, und daß ich verpflichtet bin, einen Jeden, der einen anderen Souverain anerkennen will, aus der Liste der Armee auszustreichen, welche ich im Namen Seiner kaiserlich russischen Majestät und der verbündeten Mächte zu commandiren die Ehre habe.“

In einer noch entschiedeneren Weise trat Thielemann bei einer, von ihm

in Coblenz veranstalteten, Feier des Geburtstages des Königs von Preußen am 3. August 1814 auf, zu welcher er sämmtliche Commandeure des sächsischen Corps, auch andere Officiere und Civilbeamte eingeladen. Auf das Wohl des Königs Friedrich Wilhelms III. brachte er folgenden Trinkspruch aus: „Auf daß bald das ganze nördliche protestantische Deutschland unter dem gerechten, weisen, kräftigen und milden Scepter Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelms III. vereinigt werde! Dieser erhabene Fürst, Er lebe hoch!"

Von den anwesenden sächsischen Officieren stimmten nur wenige in dies Lebehoch ein, mehrere gossen ihre Gläser auf die Teller und unter den Tisch, was so viel als „Pereat" bedeuten sollte.

Bald geschahen von Seiten der sächsischen Officiere noch andere Kundgebungen, denen Thielemann sowohl als der General v. Kleist mit Entschiedenheit entgegenzutreten für nöthig erachteten. Auf dem Rückmarsch durch Hessen überreichte der sächsische General-Lieutenant v. Lecoq dem General Thielemann am 1. September 1814 in Marburg mehrere Adressen, von den Officiercorps der einzelnen sächsischen Regimenter unterzeichnet, mit dem Gesuche, dieselben an die hohen Verbündeten in Wien abzugeben. In diesen Adressen und Bittschriften an die verbündeten Monarchen erklärten die sächsischen Officiere, „daß es die sächsische Armee zu Boden drücken müsse, wenn man den Uebergang derselben bei Leipzig für einen Beweis der Abtrünnigkeit von ihrem Könige genommen, während sie diesen Schritt nur gethan, um ihren König und ihr Vaterland zu retten. . . . Wir versichern, daß wir jetzt keine andere Wohlthat kennen, als daß wir unsern König Friedrich August, dem allein wir den Eid der Treue bis in den Tod gelobten, wieder in seinem Reiche und in unserer Mitte sehen." In einer anderen Adresse wird der Bedenklichkeit erwähnt, welche der sächsische Hof darüber geäußert, daß ihm Beweise für die Anhänglichkeit der Armee fehlten. „Müßten wir nicht," heißt es in dieser Adresse, „vielmehr vom tiefsten Schmerz ergriffen sein, wenn bei unserm verehrungswürdigen Könige und seiner Familie auch nur die leiseste Vermuthung vom Gegentheile erzeugt werden sollte? Könnte in diesem Falle das Heer dem Monarchen anders als meineidig erscheinen, da es durch den Eid, dessen es noch nie entbunden war, mit den innigsten Banden an seinen Regenten gekettet bleibt." Zwar legten die Bittsteller Verwahrung gegen den Verdacht ein, als könne ihnen der Schritt, den sie gethan, als ein Verbrechen ausgelegt werden; allein der General Thielemann, an welchen

der General v. Lecoq die Adressen zur weiteren Besorgung an den General v. Kleist sandte, durch den sie nach Wien gelangen sollten, war weder mit dem Inhalt derselben, noch überhaupt mit der Bildung eines Adressenvereins im sächsischen Officiercorps einverstanden. Er übersandte dem General v. Kleist die Adressen mit dem Bemerken, daß er den Schritt der sächsischen Officiere für „revolutionair" erklären müsse; außerdem trug er darauf an, die Haupturheber der Adressen, den General v. Lecoq und den Obersten v. Zezschwitz, von dem Heere zu entfernen. Da es bedenklich war, bei solchen Kundgebungen und bei noch unerledigter Lösung der sächsischen Angelegenheit in Wien, den sächsischen Truppen den Rückmarsch nach Sachsen antreten zu lassen, gab General v. Kleist Befehl, daß dieselben nach dem Rhein, und zwar zunächst nach Coblenz geführt würden, wohin das sächsische Corps am 8. September den Marsch antrat und daselbst am 15. eintraf. An den General Thielemann richtete der General v. Kleist aus seinem Hauptquartiere zu Aachen den 9. September 1814 nachstehendes Schreiben: „Ew. Excellenz geehrtes Schreiben vom 2. d. Mts. nebst den Adressen der sächsischen Brigaden habe ich erhalten. Nach allen Rechten des Krieges konnte Sachsen 1813 von den alliirten Mächten als ein feindliches Land behandelt werden. Es geschah nicht, weil der größte Theil der Armee in der Schlacht von Leipzig zu uns übertrat, weil in der sächsischen Nation, wie in der Armee nur Eine Stimme, Ein Wunsch war, der: sich an die ehrenvolle deutsche Sache anzuschließen. Der König von Sachsen wurde entfernt, weil er nicht in Uebereinstimmung mit seinem Volke handelte, die Armee hatte ihm den Gehorsam aufgesagt, hatte sich selbst von ihrem Eide entbunden, und als das dritte deutsche Armeecorps sich unter dem Schutze der Alliirten für die allgemeine Sache bewaffnete, that sie es zum zweiten Male. Wer in der Armee die Waffen für etwas Anderes ergriffen hätte, als für die deutsche Sache, die von den Alliirten verfochten ward, wäre ein Verräther gewesen, wer von seinem Eide sich nicht entbunden glaubte, konnte nicht in der Armee dienen und gehörte als Kriegsgefangener an das rechte Ufer der Weichsel. . . . Wenn der König von Sachsen, als zur feindlichen Partei gehörig, entfernt worden ist und keine öffentliche Erklärung der hohen alliirten Mächte diesen Standpunkt verändert hat, so konnte Jeder, der sich dem Könige gehorsam bekannte, als ein Anhänger einer strafbaren Partei angesehen werden; indeß bleibt so viel gewiß, daß der Augenblick nicht glücklich gewählt war, um

Sr. Majestät dem Könige von Sachsen von Seiten des dritten deutschen Armeecorps Treue und Liebe zuzusichern.

„Da aber in der Adresse der meisten Regimenter gesagt ist, daß das Heer mit den Banden eines noch nicht gelösten Eides an den König geknüpft sei, und dies sowohl allen Handlungen der Armee selbst widerspricht, als auch eine Aufkündigung des Gehorsams gegen die hohen alliirten Mächte in sich faßt, so kann ich diese, außer den Grenzen aller Ordnung liegende, Erklärung nicht mit Stillschweigen übergehen. . . . Kraft meines Commandos und der mir verliehenen Vollmachten ertheile ich Ew. Excellenz folgenden Auftrag: Sie versammeln sämmtliche Generale, Brigadiers und Commandeure der Regimenter und eröffnen ihnen, wie ich die eingereichte Adresse ansehen muß; wie leid es mir thut, daß dieser Schritt nicht gehörig geprüft worden ist, und daß ich mich deshalb an den ältesten General und an den Chef des Generalstabes halte. Dem General-Lieutenant v. Lecoq und dem Obersten v. Zezschwitz geben Sie daher auf, sich sofort nach Dresden zu begeben und sich bei dem Fürsten Repnin zu melden, dem beide Officiere die Gründe vorlegen werden, welche sie berechtigen, sich jetzt mit einem Male durch einen Eid an den König von Sachsen gebunden zu halten, nachdem sie so lange ihre Pflichten gegen die alliirten Mächte, wozu ihr Vaterland gehört, erfüllt haben. Ich verlange hierüber strenge Untersuchung."

Die übrigen Generale, Brigadiers und Commandeure sollte Thielemann auf das Ungehörige der Adressen aufmerksam machen. Die Adressen der drei Cavallerie-Regimenter wurden nicht beanstandet und der General v. Kleist erklärte sich zu deren Weiterbeförderung bereit.

Eindringliche Vorstellungen des Generals Thielemann bewogen die sächsischen Generale und Brigadiers, nicht nur in den Adressen die Versicherung, daß sie mit ihrem Eid sich fortwährend dem Könige von Sachsen verpflichtet erachteten, zu streichen, sondern sogar nachstehenden Revers zu unterzeichnen:

„Wir Endesunterzeichneten erklären hiermit auf das Feierlichste und bei unserer Ehre durch unsere Namensunterschrift, daß wir die hohen alliirten Mächte als die einzigen Souveraine anerkennen, welchen wir bis zur hohen Entscheidung über das Schicksal unseres Vaterlandes in demselben Maße angehören, als ob wir ihnen den feierlichsten Eid geleistet hätten, und in unserer Pflichterfüllung keine andere Autorität anerkennen werden als die des, uns von den hohen

Alliirten jedesmal vorgesetzten Generals en chef des dritten deutschen Armeecorps." Folgen die Unterschriften sämmtlicher Generale, Brigadiers und Regiments-Commandeure der sächsischen Truppen.

General v. Kleist nahm hierauf den Befehl, daß General v. Lecoq und Oberst v. Zezschwitz zur Verantwortung gezogen werden sollten, zurück und beide blieben vorläufig noch bei dem Armeecorps, welches an den Rhein zurückverlegt wurde.

Neue Veranlassung zu Mißtrauen gegen die Zuverlässigkeit des gegebenen Ehrenwortes erregten die Aeußerungen, welche General v. Lecoq und andere Officiere bei einer, am 23. December veranstalteten, Geburtstagsfeier des Königs von Sachsen laut werden ließen, in Folge dessen Lecoq und Zezschwitz von dem Heere entfernt wurden. Wir erinnern uns der hartnäckigen Weigerung des Königs von Sachsen nach seiner Ankunft in Preßburg (März 1815), die Bedingungen anzunehmen, unter denen ihm nach den Bestimmungen des Congresses ein Theil seiner Staaten zurückgegeben werden sollte. Auf eine Anfrage des, die sächsischen Truppen am Rhein commandirenden, Obersten v. Zezschwitz bei dem Könige, wie sich die sächsische Armee bei fortdauerndem provisorischen Zustande im Falle eines Krieges, den man nach der Rückkehr Napoleons als unvermeidlich ansehen durfte, zu verhalten habe, ertheilte der, bei dem König anwesende, General v. Zeschau folgende Antwort: „Der König ist von dem guten Geiste, welcher die Armee belebt, von dem edlen und mannhaften Benehmen des größten Theils des Officiercorps und von der Treue, Liebe und Ergebenheit, welche sich so laut und unverstellt bei den Truppen für ihn äußert, tief gerührt und es gereicht ihm diese Anhänglichkeit in den noch fortwährenden unglücklichen Verhältnissen zum lindernden Trost. Demnächst soll ich Ew. Hochwohlgeboren auf Ihre dringende Anfrage zu erkennen geben: „„Die gegenwärtige Lage Sr. Majestät gegen das Land und die Unterthanen, welche sich im Wesentlichsten noch nicht verändert hat, gestattet demselben noch nicht, Befehle an die Armee zu erlassen. Se. Majestät wären überzeugt, daß solche nichts thun würde, was ihrer Ehre und ihren, dem Könige geleisteten, Pflichten nicht entspräche; mißbilligten aber keineswegs, daß die königlich sächsischen Truppen, vereint mit den verbündeten Armeen, an dem, wahrscheinlich sich erneuernden, Kampfe Theil nähmen und den Bestimmungen folgten, die sie zu diesem Zwecke von den Befehlshabern besagter Armeecorps erhalten dürften.""

Das sächsische Truppencorps, gegen 18,000 Mann stark, war dem dritten deutschen Armeecorps zugetheilt geblieben, unter dem Befehl des, von demselben hochgeachteten, preußischen Generals v. Kleist. Mochten auch einige der älteren Officiere die seit der Schlacht von Leipzig verborgen gehaltenen Bänder mit dem, unter Napoleons Adlern erhaltenen, Orden der Ehrenlegion wieder blicken lassen, die Truppen waren im Allgemeinen gut deutsch gesinnt und theilten keineswegs die bonapartistischen Gesinnungen einzelner Officiere.

Den Verhandlungen des Congresses über die Theilung Sachsens, den darüber erschienenen Streitschriften und Zeitungsartikeln waren die Officiere und Soldaten des sächsischen Heeres mit der gespanntesten Theilnahme gefolgt. In Folge einer Aufforderung, welche der, damals noch in russischen Diensten stehende, General Thielemann aus Cöln unter dem 22. Februar 1815 an die sächsischen Officiere richtete: sich zu erklären, wer von ihnen in sächsischen Diensten verbleiben, oder in preußische zu treten bereit sei? hatten sich Mehrere zu dem Eintritt in das preußische Heer gemeldet. „Die hohen Alliirten," so lautet Thielemanns amtliches Schreiben: An die Herren Brigadiers, „haben zu Wien über das Schicksal Sachsens entschieden, wonach das Land auf folgende Weise getheilt wird" ... (er theilt die uns bekannte Theilungslinie mit). „Ich ersuche Ew. Hochwohlgeboren, die Officiere Ihrer Brigade zu befragen, in welchem Heere sie dienen wollen, und mir dies mittelst einer Liste bekannt zu machen. Es ist wohl überflüssig, Sie zu bitten, hierbei Alles anzuwenden, was die erregten Leidenschaften mäßigen kann, damit junge Männer nicht durch Uebereilung sich unglücklich machen, indem sie nicht bedenken, daß Se. Majestät der König von Sachsen nicht in der Lage sein kann, ihrer Aller Anhänglichkeit durch Anstellung zu belohnen. Zugleich erinnere ich die schleunigste Einsendung der Nationallisten der gemeinen Mannschaft." Durch diesen eben so unzeitigen, als ungeschickten Befehl wurde unter den sächsischen Officieren Zwiespalt, unter den Truppen große Aufregung veranlaßt. Thielemann selbst wurde jetzt preußischer General; die sächsischen Generale Ryssel und v. Brause traten ebenfalls in preußische Dienste; die Generale v. Lecoq und v. Zezschwitz waren, wie erwähnt, auf Thielemanns Veranlassung vom General-Gouverneur Fürsten Repnin nach Dresden abgerufen worden, so daß sich bei den sächsischen Truppen nicht ein einziger sächsischer General befand. Den Oberbefehl über die, am 10. April nach Lüttich und in die Umgegend verlegten, Sachsen übernahm der General

Gneisenau; unter ihm commandirte General Ryssel, welcher sein Quartier ebenfalls in Lüttich nahm, wo am 19. der Feldmarschall Fürst Blücher eintraf. Dem sächsischen 1. Garde-Bataillone, dem 2. und 3. Grenadier-Bataillone und dem 2. Linien-Regimente wurde die Auszeichnung zu Theil, die alleinige Besatzung des Hauptquartiers, mit Ausschluß preußischer Truppen, zu bilden.

Im Hauptquartiere Blüchers war man darauf gefaßt, daß die Auseinandersetzung mit dem Könige von Sachsen nach den Bestimmungen des Congresses in geographischer, finanzieller, vor Allem aber in militairischer Rücksicht große Schwierigkeiten bereiten werde. In dem Cabinet des, noch in Wien verweilenden, Königs von Preußen hatte man diese letztere Rücksicht für diejenige genommen, die am kürzesten abgefertigt werden könne. Am 30. April traf der General Grolmann als Courier aus Wien in Lüttich ein und überbrachte dem Feldmarschall nachstehende Cabinetsordre des Königs aus Wien vom 22. April 1815: „Da die Anfertigung der Tractate über die Theilung von Sachsen und die geregelte Auseinandersetzung des Schuldwesens dieses Landes die Ratification der, durch sämmtliche Mächte zu vollziehenden, Verhandlungen vielleicht noch um einige Tage verzögern könnten, es aber von höchster Wichtigkeit ist, jeden Zeitverlust in den Vorkehrungen zu verhüten, welche erforderlich sind, die sächsischen Truppen in den Stand zu setzen, daß sie sogleich nach der Publication der abgeschlossenen Verträge zu ihrer neuen Bestimmung abrücken, um an dem Kriege gegen den allgemeinen Feind Theil nehmen zuk önnen, so trage Ich Ihnen auf, folgende militairische Vorkehrungen treffen zu lassen:

„Aus sämmtlichen Regimentern des sächsischen Armeecorps nach allen Waffengattungen sollen zwei Brigaden formirt werden. Zur ersten Brigade sind diejenigen Regimenter zu bestimmen, welche nach den früheren Berichten hauptsächlich aus Soldaten derjenigen Provinzen bestehen, die künftig zu dem preußischen Antheil gehören werden, wogegen die zweite Brigade aus denjenigen Regimentern zu bilden ist, welche der Mehrzahl nach aus den Provinzen formirt sind, die unter der Regierung des Königs von Sachsen bleiben. Die zweite Brigade behält ihren eigenen Stab und ihre eigene Verpflegung. Die erste wird einem Corps meiner Armee zugetheilt. Denjenigen Officieren, welche von der einen Brigade zur andern versetzt zu werden wünschen, wird dieses unweigerlich gestattet. Ich trage Ihnen auf, diese Beschlüsse dem sächsischen Armeecorps bekannt zu machen und sie demnächst unverzüglich ausführen zu

lassen. Sollten sich Officiere finden, welche eine Anstellung weder bei der einen, noch bei der anderen Brigade wünschen möchten, so ist denselben sofort die Entlassung zu bewilligen. Das General-Gouvernement zu Dresden ist angewiesen, dieselben als Verabschiedete zu betrachten, zu welchem Ende sie dem General-Gouvernement namhaft zu machen sind.

Friedrich Wilhelm."

Der Congreß hatte, wie uns genugsam bekannt, bereits so viele Millionen Seelen getheilt, vertauscht und verschachert, daß man kein Arg dabei hatte, als man die Theilung einiger tausend sächsischer Seelen, wenn sie auch Patrontasche und Säbel trügen, zu befehlen geruhte.

General Ryssel, früher in sächsischen Diensten, welcher das unmittelbare Commando über das sächsische Armeecorps führte, erhielt am 1. Mai vom General Gneisenau die Ordre: sämmtliche Brigade- und Regiments-Commandanten der sächsischen Armee zum 2. Mai Abends 6 Uhr in das Hauptquartier Gneisenau's in Lüttich einzuladen. Zugleich war eine Ordre des Fürsten Blücher eingegangen, welche die sofortige Theilung der sächsischen Armee in eine preußische und eine sächsische Brigade befahl. „Wir waren," berichtet der königlich sächsische Oberst Adolf v. Zezschwitz,*) „um Graf Gneisenau's nähere Eröffnung zu erhalten, Abends 6 Uhr zu ihm beschieden. Er war nicht zu Hause; wir erwarteten in seinem Zimmer eben seine Rückkehr, als wir durch einen dumpfen Lärm aufmerksam gemacht wurden. Gleich darauf erblickten wir eine gedrängte große Masse unserer Soldaten, die sich vor der nahe gelegenen Wohnung des Fürsten Blücher versammelt hatten und unter unzähligen lauten Vivats, die sie ihrem Könige brachten, in mannigfaltigen Ausdrücken, ohne sich jedoch eine unanständige Aeußerung zu erlauben, die Versicherung ausriefen, sie würden sich nicht theilen lassen, bis es ihnen ihr König befohlen habe. Wir eilten sogleich unter den Haufen und durch ernstliche Vorstellungen gelang es uns, nach einiger Zeit die Soldaten wieder auseinander und zur Ruhe zu bringen, ohne daß von ihnen außer der polizeiwidrigen Zusammenrottung irgend etwas weiteres Strafbares begangen worden wäre. Um indessen wiederholten Auftritten zu begegnen, wurde die ganze Garnison in Lüttich sogleich auf ihren Rendezvous (Appellplätzen) zum Verlesen gestellt und sämmtlichen Officieren

*) v. Z., Aus den Papieren eines sächsischen Staatsmannes.

empfohlen, die Gemüther durch gütiges und überzeugendes Zureden möglichst zu beruhigen. Der General Graf Gneisenau war indessen zurückgekehrt und eröffnete uns die vorzunehmenden Verfügungen. Es ward von uns keine Vorstellung, keine Bitte unversucht gelassen, eine Abänderung oder einen Aufschub des von dem Marschall Blücher gegebenen Befehls zu erlangen; allein auf nichts ward gehört, man bestand auf der augenblicklichen, auf der buchstäblichen Ausführung der anbefohlenen Maßregeln. . . .

„Bei den aufgestellten Truppen war mittlerweile Alles gethan worden, die erbitterten Gemüther möglichst zu besänftigen und der commandirende Stabsofficier, überzeugt, daß seine und der Officiere Ermahnungen zur Beobachtung einer ruhigen militairischen Ordnung gefruchtet haben und das Versprechen der Soldaten, ruhig in ihre Quartiere zu gehen, gehalten werden würde, ließ endlich die Mannschaften auseinander gehen. Leider hatte er sich geirrt.

„Ich war eben mit dem größten Theile der Stabsofficiere in meinem Quartiere in Berathung über die Mittel begriffen, wie die anbefohlenen Maßregeln mit möglichster Ruhe auszuführen seien, als ein Ordonnanz-Officier des Fürsten Blücher hereintrat und uns die Nachricht brachte, die sächsischen Soldaten seien aufs Neue in großen tumultuarischen Massen vor dem Quartiere des Fürsten erschienen und so eben habe dieser tobende Haufen die Fenster des Marschalls Blücher mit Steinen eingeworfen.“ —

Aus dem Rapport des wachhabenden Officiers der Hauptwache, Gideon Karl Geibler, Capitain und Bataillons-Commandant, unter dem 31. Mai 1815 aus Namur an den Oberst v. Zezschwitz sei hier Folgendes eingeschaltet: „Am 2. Mai Abends in der achten Stunde befahl mir General v. Ryssel, ich solle als wachhabender Capitain mit einigen Mann eine Patrouille gegen die Wohnung Sr. Durchlaucht des Fürsten Blücher machen, indem sich in deren Nähe mehrere Soldaten sammelten; ich sollte sie zerstreuen, um tumultuarische Auftritte zu verhindern. Ich nahm 12 Mann Unterofficiere und Grenadiere mit mir; als ich mich bis auf ungefähr 150 Schritte dem Ausgange der Straße, wo man auf den freien Platz der Maas kommt, an welchem Se. Durchlaucht wohnten, genähert, kam der General v. Müffling auf mich zu und fragte, wohin ich wolle, worauf ich erwiderte: ich sei der Capitain der Wache und wolle die versammelten Soldaten zur Ruhe verweisen; er befahl mir die größte Eile, „„indem der Fürst in Gefahr sei““. Ich näherte mich schleunigst dem

Platze; als die in starker Masse angehäuften Soldaten mich erblickten, wollten sie mit größter Schnelle auseinander eilen, jedoch konnte ein großer Theil nicht nach der Maasbrücke zurückfliehen, indem ich von der Straße aus gerade vorgegangen war und sie mithin von dieser Seite abgeschnitten hatte; es wurden daher viele Soldaten vom General v. Müffling und mehreren preußischen Officieren, welche mit blanken Säbeln in sie eindrangen, ereilt; diese Soldaten riefen nach Hülfe, worauf sich im Augenblick die ganze Masse sammelte und auf den General v. Müffling und die anderen Officiere losging. Die Gefahr, in welcher sich der General v. Müffling nun befand, war nicht zu verkennen; ich bat ihn daher dringend, seinen Säbel einzustecken und sich schleunigst aus dem Gedränge zu ziehen, weil sonst die erhitzten Gemüther noch feuriger würden und ich dann zu schwach sei, um ihn schützen zu können; ich würde aber gewiß Alles anwenden, die Ruhe baldigst herzustellen. Als ich sah, daß sich der General v. Müffling und die Officiere nach der Wohnung Sr. Durchlaucht zurückzogen, suchte ich sie so viel als möglich zu decken und den Eingang des Hauses noch vor dem Andrang der Soldaten zu gewinnen; ehe nun der General das Haus erreichen konnte, fing man an mit Steinen auf ihn zu werfen. Dies artete zuletzt dahin aus, daß man in die Fenster Sr. Durchlaucht warf. Ich sprang hervor und rief: „„Ist dies ein Betragen von Soldaten und gesitteten Menschen, die Fenster einzuwerfen?““ Der klügere Theil stimmte mir sogleich bei und rief: „„Halt! Keiner werfe mehr in die Fenster!““ worauf es augenblicklich unterblieb.

„Der Andrang auf das Haus ward nun heftiger; ich trat abermals hervor und fragte: was sie nun noch wollten? Sie sollten mir es ruhig sagen, worauf Mehrere erwiderten: „„es wären einige ihrer Kameraden arretirt und im Hause verborgen.““

„Da nun während dieser Zeit sich Se. Durchlaucht aus seinem Quartier entfernt hatten, so trug ich kein Bedenken, den Leuten vorzustellen, sie sollten Einige aus ihrer Mitte wählen, ins Haus hineingehen und suchen.“ Am Schluß des Rapports berichtet Capitain Geibler, daß kein arretirter Soldat im Hause gefunden worden sei, „worauf die ganze Masse beruhigt auseinander gegangen.“*)

---

*) Im Ganzen wahrheitsgetreu; zu berichtigen wäre nur — und zwar nach Mitthei-

Wir nehmen hier die Aufzeichnung des Obersten v. Zezschwitz wieder auf. „Noch vor meinem Eintreffen in dem sehr entfernten Quartiere des Fürsten hatte derselbe bereits für gut befunden, die Stadt zu verlassen. Ich wollte ihm nacheilen, als mir der General v. Müffling begegnete und mir den Befehl des Marschalls überbrachte: sofort das Commando der Stadt zu übernehmen und die Anordnung zu treffen, daß das Garde-Bataillon noch in der Nacht nach Huy auf der Straße nach Namur abmarschire. Ich versammelte hierauf sogleich sämmtliche Officiere bei mir und wir nahmen alle nur denkbaren Maßregeln, um Ordnung und Ruhe wieder herzustellen. Gegen 1 Uhr versammelten sich die Compagnien der Garde zum Abmarsch; allein, wie es allerdings zu besorgen war, in dem Geiste des Aufruhrs, der nun einmal entbrannt war, widersetzte sich der größte Theil der Mannschaft dem anbefohlenen Abmarsch mit den Aeußerungen, sie würden vor dem Thor von den preußischen Truppen in Empfang genommen und entwaffnet werden." Der Oberst erzählt nun, wie es seinen und den Bemühungen des Commandeurs des Bataillons, Majors v. Römer, endlich gelungen, die Mannschaften zum Ausmarsch zu bewegen. In der Nacht noch erhielt Zezschwitz nachstehenden Tagesbefehl Blüchers, aus Lüttich vom 3. Mai datirt:

„Soldaten der sächsischen Garnison von Lüttich! Unter euch ist eine Horde Meutemacher, die das Vertrauen verletzt hat, das ich in euch setzte, indem ich ohne eine andere Macht, als die aus eurer Mitte, mein Hauptquartier unter euch aufschlug. Diese Horde Meuterer hat sich, alles Ehrgefühls vergessend, an meiner Wohnung vergriffen, ich kann mich mit Sicherheit nicht mehr unter euch befinden, ihr werdet daher Lüttich sogleich verlassen. Was zur Untersuchung des verübten Frevels geschehen soll, werdet ihr ferner erfahren. Denjenigen Officieren, welche sich rühmliche Mühe um die Stillung des Aufruhrs gegeben haben, verbleibt der Dank ihres Feldherrn.

Der Feldmarschall Blücher."

Ein zweiter Befehl bestimmte, daß bis zum nächsten Vormittag 10 Uhr

---

lungen aus des Generals v. Müfflings Munde: daß er und einige andere Officiere erst dann, als Befehl und Zureden nichts gefruchtet, die Soldaten, welche schon vor Ankunft des Capitains Geibler Steine in die Fenster warfen, mit gezogenem Degen zurücktrieben. Von einem beruhigten Auseinandergehen war nichts zu spüren; der Tumult währte bis tief in die Nacht.

die Stadt Lüttich von den sächsischen Truppen geräumt sein sollte und zwar war den beiden Grenadier-Bataillonen der Marsch nach Verviers und Mastricht, demnach in entgegengesetzter Richtung von dem des Garde-Bataillons angewiesen.

Sobald die Grenadiere hiervon Kenntniß erhielten, tobten und lärmten sie aufs Neue, erklärten, daß sie verlangten zu ihren Kameraden von der Garde geführt zu werden, auch zwangen sie diejenigen ihrer Officiere, von denen bekannt geworden war, daß sie sich bereit erklärt hatten, in den preußischen Dienst zu treten, ihre Reihen zu verlassen. Um weiteren Fortschritt des Aufruhrs zu verhüten, gab der, in Lüttich zurückgebliebene, mit Vollmacht von Blücher versehene, General v. Grolmann nach, daß die beiden Grenadier-Bataillone den Marsch ebenfalls nach Huy antreten sollten. —

Auf den Bericht des sächsischen Oberst lassen wir nun den eines preußischen, des Oberst v. Pfuel, damals dem Hauptquartiere Blüchers zugetheilt, folgen:

„Wir hatten," so lautet v. Pfuels mündlicher Bericht, „bei dem Feldmarschall Fürsten Blücher am 2. Mai, dem Erinnerungstage der Schlacht von Groß-Görschen, zu Mittag gegessen; Gneisenau war nach seiner Wohnung gegangen, der Fürst hatte sich in sein Zimmer zurückgezogen, Müffling und Grolmann waren noch geblieben; ich und Nostitz saßen in einer Fensternische. Da hörten wir einen immer näher herankommenden Lärm auf der Straße und erkannten alsbald an den rothen Uniformen und Grenadiermützen, daß die tobende Menge Leute von den sächsischen Garde- und Grenadier-Bataillonen waren, welche die Besatzung bildeten. Sie machten unter unseren Fenstern Halt, riefen dem Könige von Sachsen „Vivat!" dem Könige von Preußen „Pereat!" und zogen tumultuirend weiter. Kein sächsischer Officier ließ sich blicken, um dem Scandal Einhalt zu thun. Der Feldmarschall, zu dem Gneisenau zurückgekehrt war, schickte auf der Stelle an den sächsischen Oberst v. Zezschwitz und an den Commandeur des Garde-Bataillons, Major v. Römer, den Befehl, die Mannschaften auf dem Appellplatze zu versammeln, worauf dann der weitere Befehl erfolgte, daß das Garde-Bataillon noch in der Nacht nach Huy, die anderen beiden Bataillone am nächsten Tage nach Verviers marschiren sollten. Ich wurde beauftragt, mit Courierpferden nach Huy zu fahren und dem dortigen Brigade-Commandeur den Befehl zu überbringen, ungesäumt das erste

pommersche Infanterie-Regiment nach Lüttich aufbrechen zu lassen. Da ich dem Major v. Römer noch vor meiner Abfahrt begegnete und er mir sagte, er gehe zum Fürsten, ihm zu melden, daß das Garde-Bataillon sich weigere, auszumarschiren und sich von den beiden anderen Bataillonen trennen zu lassen, theilte ich ihm meinen Auftrug mit und bedeutete ihm, daß es leicht zu einem blutigen Zusammentreffen kommen dürfte, wenn das pommersche Regiment die sächsische Garde noch in Lüttich finden würde. Römer begab sich hierauf zu seinem Bataillon zurück und dasselbe marschirte noch während der Nacht ab. Unterdessen hatten sich erst in kleineren, dann in größeren Trupps aufs Neue die beiden anderen Bataillone zusammengerottet. Sie hatten den Schnapsläden gut zugesprochen und es, wie ich nach meiner Rückkehr erfuhr, nicht mehr bei Vivat! und Pereat! bewenden lassen, sie hatten Steine aufgerafft, in Blüchers und Gneisenau's Quartieren die Fenster eingeworfen und würden in des Feldmarschalls Quartier eingedrungen sein, wenn nicht der sächsische wachhabende Hauptmann Geibler die Meuterer zurückgedrängt hätte."

Vergebens hatten die Generale Müffling, Grolmann, Ryssel und andere preußische Officiere versucht, dem Tumult Einhalt zu thun, sie wurden durch Steinwürfe gezwungen, sich in das Innere des Hauptquartiers zu flüchten, und da man bei dem immer mehr anwachsenden Lärm und den Drohworten der betrunkenen Masse das Aergste besorgen mußte, sahen Blücher und sein gesammtes Hauptquartier sich gezwungen, das Haus durch eine Hinterthür, und demnächst auch die Stadt zu verlassen. Blücher begab sich noch in der Nacht nach dem nahgelegenen Dorfe Orey.

„Als ich," erzählt Oberst Pfuel, „von Huy, von wo sogleich das 1. pommersche Regiment aufbrach, nach Lüttich zurückfuhr, begegnete ich der Colonne des von da abmarschirten Garde-Bataillons; einzelne Grenadiere richteten Schimpfreden und Drohungen gegen mich, so daß ich meine Pistolen zur Hand nahm; sächsische Officiere nahmen mich gegen Insulte ihrer Leute in Schutz. In Lüttich angekommen, fuhr ich vor Blüchers Quartier vor, fand die Fenster eingeschlagen, vom Hauptquartier war nichts zu hören noch zu sehen; ebenso sah es in Gneisenau's Wohnung aus. Von einem preußischen Officier, dem ich zufällig begegnete, erfuhr ich, daß nach dem Abmarsch des Garde-Bataillons die beiden Grenadier-Bataillone heut (am 3. Mai) erneuten Tumult erhoben hätten, in welchem sie gegenwärtig noch verharrten. Die Sache stehe nun so, daß die

beiden Infanterie-Bataillone Befehl erhalten hätten, abzumarschiren, und zwar nach anderen Richtungen als die Garde, daß sich jedoch die Mannschaft hartnäckig weigere, dem Befehle nachzukommen, vielmehr darauf bestände, beisammen zu bleiben und mit dem Garde-Bataillon wieder vereinigt zu werden. Da mir ein Haus bezeichnet wurde, in welchem ich die sächsischen Officiere versammelt finden würde, begab ich mich dahin, und als diese Herren mir versicherten, sie seien außer Stande, ihre Leute zum Abmarsch zu bewegen, machte ich ihnen in eindringlicher Weise bemerklich, daß nach Verlauf weniger Stunden das 1. pommersche Regiment hier einrücken werde und daß, wenn dies Regiment höre, welche Beleidigung unser Feldmarschall von den sächsischen Bataillonen erfahren habe, denen er die Auszeichnung und das Vertrauen erwiesen, sie als einzige Besatzung des Hauptquartiers zu wählen, dann würde nicht ein Gebein von ihnen Allen heil aus der Stadt kommen. Dies machte die Officiere bedenklich; sogleich warf sich einer von ihnen aufs Pferd und sprengte davon, Erkundigungen einzuholen. Er war nach Verlauf einer halben Stunde mit der Nachricht zurückgekehrt, daß er die pommerschen Quartiermacher bereits nahe vor der Stadt angetroffen habe. Die sächsischen Officiere eilten sofort zu ihren Bataillonen, welche jetzt unweigerlich abmarschirten, es jedoch durchsetzten, dem nach Huy abmarschirten Garde-Bataillon zu folgen." Der Feldmarschall war in die traurige Nothwendigkeit versetzt, gegen die Meuterer nach strengstem Kriegsrecht zu verfahren. Sein Spruch lautete: „Die drei sächsischen Bataillone, welche die Besatzung des Hauptquartiers in Lüttich bildeten, werden wegen Meuterei, offenen Aufruhrs und verübten thätlichen Vergehens gegen die Person des Oberbefehlshabers und der Officiere seines Generalstabes, und Ungehorsams gegen ihre eigenen Officiere entwaffnet, ihre Fahne wird verbrannt, die Rädelsführer erschossen, und sollte die Auslieferung derselben nicht erfolgen, die entwaffnete Mannschaft decimirt." Die Ausführung dieses Befehls war dem General Borstell, welcher das zweite Armeecorps commandirte, aufgetragen. Der Commandeur des Garde-Bataillons, v. Römer, wandte sich an den General Borstell und beschwor ihn mit Bitten und Thränen, von dem Garde-Bataillon die Schmach abzuwenden, daß die Fahne desselben, ein Geschenk der Königin, welche sie und die Prinzessin Auguste mit Allerhöchsteigenen Händen gestickt, verbrannt werde. Borstell, der gewiß einer der tapfersten und gestrengsten Heerführer, zugleich aber auch ein galanter Hofmann war, gab dem Major v. Römer das

Versprechen, daß die Fahne der Garde nicht verbrannt werden sollte. Auf eine dringende Vorstellung an Blücher erhielt Borstell den wiederholten Befehl, ohne Verzug die Fahne verbrennen zu lassen. Borstell schrieb noch einmal zurück mit Hinzufügen, daß hierüber bei Sr. Majestät dem Könige angefragt werden möge. Jetzt blieb dem Feldmarschall nicht Anderes übrig, als Borstell den Befehl zugehen zu lassen, das Commando des zweiten Armeecorps an den General v. Pirch I. abzugeben und sich bis auf Weiteres zurück nach Magdeburg zu verfügen. Als General Borstell, der Sieger bei Großbeeren und Dennewitz, der von seinen tapferen Pommern hochverehrte Führer, sich in Namur verabschiedete, versammelten sich die dort liegenden Bataillone und erklärten, daß sie von ihrem braven General, „unserm ollen Borstell“, nicht lassen würden. Es bedurfte einer kräftigen Ermahnung von Seiten Borstells, um die aufgeregten Gemüther zur Ordnung zu bringen. Für das gesammte Heer aber war der Abgang Borstells ein unersetzlicher Verlust. An den Commandeur des sächsischen Garde-Bataillons, Major v. Römer, machte Borstell aus seinem Hauptquartier Namur am 6. Mai nachstehende Mittheilung:

„Mit Schmerz und Betrübniß mache ich Ihnen, Herr Major, bekannt, daß unser Oberfeldherr, des Herrn Fürsten Blücher von Walstatt Durchlaucht, in Rücksicht, daß das ganze Grenadier-Regiment, wenige Individuen ausgenommen, an den tumultuarischen Auftritten vom 2. d. M. in Lüttich Theil genommen und späterhin durchgängig einen verderblichen Geist des Ungehorsams gegen seine eigenen Officiere dargethan, nach den Grundsätzen einer nothwendigen Strenge beschlossen hat, das Grenadier-Regiment nicht mehr bestehen zu lassen. Als Anerkennung Ihres und des guten Benehmens der Officiere des Garde-Bataillons sollen diesen ihre Degen gelassen und ihnen mein Hauptquartier bis auf Weiteres zum Aufenthalte angewiesen sein. Das Grenadier-Bataillon wird mit Zurücklassung seiner Waffen, unter einer angemessenen Begleitung preußischer, ihr Unglück ehrender, Krieger, nach Tirlemont, als dem einstweiligen Bestimmungsort, geführt werden. Die Fahne des Regiments wird abgegeben. Ich habe mich für die schleunigste Vereinigung des Bataillons mit den Gefährten seines Unrechts bei dem Herrn Feldmarschall Durchlaucht verwendet; mir bleibt nur noch der herzliche Wunsch und die Aufforderung übrig, daß Sie Ihren ganzen Einfluß auf das Ihrem Befehl untergebene Bataillon verwenden mögen, daß es sein früheres Vergehen nicht jetzt durch neue Widersetzlichkeiten vermehre,

dadurch sein Schicksal verschlimmere und mich zwinge, die über das Bataillon unabänderlich verhängte Strafe mit Gewalt vollziehen zu lassen.

v. Borstell."

General-Major v. Pirch I., welchem der Oberbefehl des zweiten Armeecorps an Borstells Stelle übertragen worden war, hatte in Gemeinschaft mit dem General-Major v. Kraft die zur Entwaffnung des Bataillons, zum Erschießen der Rädelsführer und zur Verbrennung der Fahne nothwendigen Anordnungen getroffen. Zwar hatte man den beiden Grenadier-Bataillonen verstattet, dem vorausmarschirten Garde-Bataillon auf derselben Straße zu folgen, dennoch aber eine Vereinigung der drei Bataillone dadurch verhindert, daß einem jeden derselben eine abgesonderte Biwacht angewiesen wurde, wo sie sich von überlegener preußischer Mannschaft umgeben sahen. Die sächsischen Truppen kamen jetzt, wo ihnen bei der geringsten Widersetzlichkeit angedroht wurde, daß sie von den preußischen Kanonen niederkartätscht werden würden, den Befehlen ihrer Commandeure unweigerlich nach. „Still gestanden! Gewehr bei Fuß! Gewehre zusammengestellt! Kehrt! Marsch! Halt!" — Dies waren die Commandoworte, durch welche die Entwaffnung ausgeführt wurde. In den, zwischen den Mannschaften und ihren in Pyramiden zusammengestellten Gewehren frei gewordenen, Raum rückten die preußischen Bataillone ein. Die sächsischen Grenadiere wurden compagnieweise aufgefordert, die Rädelsführer zu bezeichnen, wobei ihnen bekannt gemacht wurde, daß, im Fall sie dies verweigerten, abgezählt und der zehnte Mann erschossen werden würde. Unter heftigem Toben und Geschrei: „Keinen Kameraden verrathen! Keinen Namen nennen!" wurde die Aufforderung zurückgewiesen. Der commandirende preußische General befahl die Abzählung bei dem Garde-Bataillon zu beginnen. Der zehnte, der zwanzigste, der dreißigste Mann wurden abgezählt und mußten vor die Front treten; nur leises Schluchzen vernahm man. Als nun aber der vierzigste hervortreten mußte, ein junger, schön gewachsener Mann, da brach ein allgemeiner Jammer los. „Unschuldig Blut!" riefen Hunderte von Stimmen unter lautem Geheul und dazwischen wurden Namen derjenigen gerufen, welche die Verführer gewesen seien. Nur einer, und zwar der Jüngste von Allen, ein Tambour, hatte den ehrenhaften Muth, vorzutreten und das Bekenntniß abzulegen, daß er einer der Rädelsführer gewesen sei. Nachdem hierauf noch sechs Grenadiere von ihren eigenen Kameraden als die Anstifter bezeichnet worden waren und diese sich für schuldig

bekannten, wurde jede weitere Nachforschung unterlassen. Diese sieben unglücklichen Opfer ihrer gutmüthig-sächsischen Königthümelei wurden hinter die preußische Front geführt, worauf an jedem Einzelnen der auf Todtschießen lautende Befehl vollzogen wurde.

Die entwaffneten Bataillone wurden von preußischen Truppen als Kriegsgefangene zunächst nach Tirlemont transportirt.

Die Fahne des Garde-Bataillons befand sich, nachdem Borstell sein Commando an den General v. Pirch I. abgegeben, in dessen Quartier in Namur und zwar unter Bewachung durch den sächsischen Hauptmann v. Dziembowski nebst zwei Unterofficieren und einem Grenadier. Der Major machte noch einen Versuch, von Blücher die Zurückgabe der Fahne zu erhalten; es war vergeblich. General v. Borstell machte sich noch der Dienstverletzung schuldig, sächsischen Garde-Officieren zu gestatten, den Namenszug des Königs von Sachsen und den sächsischen Rautenkranz aus dem Fahnenblatt herauszuschneiden, welches nun ohne diese — wohl den am meisten schuldigen Theil bezeichnenden — Symbole den Flammen übergeben wurde.

Durch die Meuterei des Garde-Bataillons in Lüttich war gegen das gesammte sächsische Heer ein so großes Mißtrauen entstanden, daß Blücher auf dem Zurückmarsch derselben bis an und über den Rhein bestand. Wellington, welchem der Antrag gemacht wurde, das sächsische Armeecorps unter seinen Befehl zu nehmen, lehnte dies ab. Er schreibt bereits unter dem 3. Mai aus Brüssel an Hardenberg: „Was die Sachsen betrifft, werden Ew. Hoheit vielleicht mit diesem Courier den Bericht über deren Betragen in Lüttich am gestrigen Abend erhalt.n. Da ich nicht genug gute Truppen habe, um über ein Corps zur Beaufsichtigung und In-Ordnung-Halten eines anderen, zur Meuterei geneigten, verfügen zu können, glaube ich besser zu thun, mit diesen Truppen nichts zu schaffen zu haben; und sollten sie sich aus der Affaire von gestern Abend nicht auf eine ehrenvolle, dem militairischen Charakter angemessene Weise herausziehen, dann würde ich, bei aller Achtung vor den Mächten, welche einen Theil jener Truppen unter meinen Befehl gestellt haben, dieselben bitten, mich mit dem Commando derselben zu verschonen.“ In einem Schreiben an den, in Blüchers Hauptquartier befindlichen, englischen Oberst Hardinge äußert er, daß er die Sachsen in dem Verdacht habe, daß sie noch immer eine heimliche Neigung für Napoleon hätten und fügt hinzu: „Die Meuterei betreffend, empfehle ich,

die sächsische Garde und die beiden Grenadier-Bataillone zu entwaffnen und als Gefangene nach den preußischen Provinzen zurückzuschicken. . . . In Betreff der anderen sächsischen Regimenter, so leuchtet ein, daß sie für keinen Theil des Heeres während des Krieges von irgend einem Nutzen sein würden; und unsere Aufgabe muß sein, zu verhindern, daß sie Unfug begehen (to prevent them for doing mischief). Ich weiß genug von der Stimmung in Sachsen, von den Verhandlungen des Königs von Sachsen mit den verbündeten Mächten und von dem Charakter des Königs, um überzeugt zu sein, daß es nicht räthlich wäre, die sächsischen Truppen zurück nach Sachsen zu schicken. Ich kann nur empfehlen, sie in geringer Anzahl als Garnison nach Bedürfniß der Verbündeten zu verwenden. Dadurch werden andere Truppen abgelöst und die Sachsen werden von ihrer Anhänglichkeit an Napoleon geheilt oder müssen sie verbergen. Ist dieser Grundsatz angenommen, dann wird der Feldmarschall am besten wissen, wie er auszuführen sein wird. Ich glaube nicht, daß 14,000 Mann bei der Entscheidung des Schicksals des Krieges von großem Gewicht sein werden; aber die schlimmste von allen Maßregeln würde sein, 14,000 Mann im Felde zu haben, denen man nicht trauen dürfte und zu deren Beaufsichtigung ein gutes Theil Truppen verwendet werden müßte." In einem Schreiben an Blücher vom 7. Mai wünscht er diesem Glück zur schnellen Beendigung des Aufstandes der Sachsen, lehnt es jedoch ab, die drei Bataillone in Antwerpen einzuschiffen und nach preußischen Häfen zu transportiren. Er schlägt vor, sie durch Holland und Hannover nach Preußen zu schicken. Als demungeachtet Blücher die sächsischen Bataillone nach Antwerpen dirigirte und dort auf Kosten der preußischen Regierung Schiffe miethen lassen wollte, befahl Wellington, daß sie in Löwen Halt machen mußten, worauf sie den Marsch als Gefangene nach Crefeld antraten.

An den Fürsten Hardenberg, welcher noch einmal an Wellington wegen Aufnahme der Sachsen unter seinen Befehl geschrieben hatte, antwortete derselbe aus Brüssel vom 5. Juni: „Ich erhielt Ihren Brief vom 24. Mai. Ueber die sächsischen Truppen kann ich nicht eher etwas sagen, als bis ich weiß, wie sie sich aus der Affaire mit der preußischen Armee gezogen haben, da ich weder mit Meuterern, noch mit solchen, die es mit Napoleon halten, etwas zu thun haben will." In derselben Weise wurde der König von Sachsen abschläglich beschieden. Wellington schreibt aus Brüssel den 6. Juni an den, im preußi-

schen Hauptquartier befindlichen, Oberst Hardinge: „Sie werden mich verbinden, wenn Sie dem Marschall Blücher sagen, daß ich einen Brief von dem Könige von Sachsen erhielt, in welchem er den Wunsch ausspricht, ich möge den Befehl über die sächsischen Truppen übernehmen. Es geschieht dies in Folge eines Arrangements der Verbündeten. Allein ich ersuche Sie, dem Marschall zu sagen, daß ich über diese Truppen kein Commando irgend einer Art übernehmen werde, bis ich von ihm in Kenntniß gesetzt werde, daß er ihnen einen Marsch angewiesen hat, um sie unter meinen Befehl zu stellen.“ Unterdessen hatte bereits ein Befehl Blüchers vom 2. Juni bestimmt, daß das sächsische Corps, da sich dasselbe wiederholt bedeutende Excesse habe zu Schulden kommen lassen, sofort den weiteren Rückmarsch nach Paderborn antrete, wo die Trennung in die sächsische und preußische Brigade ausgeführt werden solle. Da noch immer die Eidesentbindung von dem Könige von Sachsen nicht eingetroffen war, stand zu befürchten, daß es zu erneuten Widersetzlichkeiten kommen werde. Der mit der Ausführung der Trennung der Mannschaften beauftragte preußische General-Major v. Lobenthal verständigte sich mit dem sächsischen Oberst v. Zezschwitz dahin, daß man zuvörderst mit der Theilung des Materials beginnen sollte, womit man einige Tage zubrachte, bis der sächsische General-Lieutenant v. Lecoq aus Wien eintraf, welcher den verschiedenen Truppentheilen die von dem Könige Friedrich August ausgestellte Eidesentlassungs-Acte vorlas, ausgestellt „Wien, den 22. Mai 1815“, worin Se. Majestät erklärte: „Zufolge der, den verbündeten Mächten ertheilten, Zusage entlasse Ich euch, ihr Unterthanen und Soldaten der von mir abgetretenen Provinzen, eures Eides und eurer Pflichten gegen Mich und Mein Haus und Ich befehle euch, treu und gehorsam zu sein eurem neuen Landesherrn.“

Nicht eher, als bis dem Könige von Sachsen eine peremtorische Frist der Verzichtleistung gestellt und im Weigerungsfalle ihm mit dem Verluste auch des ihm noch zugebilligten Theiles Sachsens gedroht wurde, fügte er sich und gab die Hoffnung auf den aus Elba zurückgekehrten „Retter“ — „notre sauveur“ hatte ihn die Königin genannt — endlich auf.

Die Franzosen versäumten es nicht, die Nachrichten, welche ihnen über die Mißstimmung der sächsischen Truppen zugingen, zu ihrem Vortheil auszubeuten. „Die Sachsen,“ läßt sich der „Moniteur“ aus Lüttich vom 1. Mai berichten, „sind noch immer bei uns. Sie fahren fort, die Preußen zu nöthigen, auf das Wohl

des Königs von Sachsen und des Kaisers Napoleon zu trinken, und wenn sie es weigern, zwingen sie sie dazu mit gezogenem Säbel. Es ist gewiß, daß der Kaiser, sobald er erscheint, hier 20,000 Mann bereit findet, zu ihm überzugehen, der Moment ist günstig, wir sind hier nur von Sachsen und Belgiern umgeben.“

In einem zweiten Berichte aus Lüttich vom 3. Mai heißt es: „Diese Nacht zogen die Sachsen vor die Wohnungen der beiden preußischen Generale Blücher und Ryssel; ihre Absicht war, mit ihnen kurzen Prozeß zu machen. Da sie sie nicht fanden, begnügten sie sich damit, ihnen die Fenster einzuwerfen und das Hausgeräth zu zerschlagen. Gegen Mitternacht erhielten die sächsischen Garde-Grenadiere Befehl, auszurücken; sie thaten es unter dem Rufe: „„Es lebe der König von Sachsen! Es lebe der Kaiser der Franzosen!““ Fast sämmtliche Officiere stimmten in den Ruf der Soldaten ein. In dem Moment, in welchem ich schreibe, durchziehen die Sachsen die Straßen mit dem Säbel in der Hand, suchen die Preußen auf, fordern sie heraus und behandeln sie als Feiglinge und Räuber. Ein sächsischer Officier hat bereits einen preußischen Commandanten niedergehauen“ u. s. w. Davon, daß der Aufruhr gestillt, die Sachsen zurückgeschickt wurden, wird in dem Moniteur nichts gemeldet.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Die ausgedehnten Cantonnements der Engländer und Preußen. — Eine zweite Zusammenkunft Blüchers und Wellingtons am 29. Mai. — Die Oestreicher und Russen bleiben noch weit zurück. — Wellington ist über Napoleons Absichten mit Blindheit geschlagen; — er schreibt den 15. Juni an den Kaiser Alexander: Napoleon werde unsern Angriff an der Aisne erwarten. — Mangelhafte Anordnungen in Blüchers Hauptquartier. — Das spätere Bekenntniß Gneisenau's „wir wurden überrumpelt". — Grolmann rechtfertigt die weitläufigen Cantonnirungen. — Wie sich der Feldmarschall aus der Geldklemme hilft. — Mängel und Mangel aller Art bei dem preußischen Heer.



In Folge einer Besprechung, welche Wellington und Blücher am 2. Mai gehalten hatten, war das preußische Heer näher an das englische herangerückt, allein die Cantonnements lagen immer noch so weit auseinander, daß, wenn Napoleons Angriff nicht etwa in der Gegend bei Binche erfolgte, eine kräftige Zusammenwirkung beider Heere nicht statthaben konnte; denn die preußische Linie ging fast parallel mit der Grenze über Namur, Lüttich nach Köln, berührte also in der Gegend von Binche, fast im rechten Winkel die englische, welche senkrecht auf die Grenze lief. Die Ausdehnung von der Schelde bis Binche zu decken übernahm Wellington; von da links Blücher. Die Cantonnements des englischen Heeres erstreckten sich von Oudenarde bis Binche 10 deutsche Meilen lang, Wellington hatte seinen Rückhalt in Brüssel hinter seinem linken Flügel. Die Cantonnements des preußischen Heeres erstreckten sich von Binche bis Namur 7 Meilen und jenseits der Maas von Dinant nach Cinay noch 4 Meilen; außerdem blieb das 4. preußische Armeecorps (Bülow) hinter dem linken Flügel in Lüttich zurück.

Nach Wellingtons Berechnung konnte er sein Heer 22 Stunden nach erhaltener Nachricht auf einem der verabredeten Sammelplätze bei Oudenarde,

Grammont, Ath, Enghien, Soignies, Nivelles oder Quatrebras vereinigt haben, um dem Feinde den Einbruch zu wehren.

In Blüchers Hauptquartier war man der Ansicht, binnen 24 Stunden nach erlassenem Befehl sämmtliche vier Armeecorps auf einem der Sammelplätze bei Ciney, Namur oder Sombref beisammen haben zu können. Später zeigte es sich, daß beide Feldherrn sich stark verrechnet hatten. Die Engländer konnten Quatrebras, die Preußen Sombref kaum 36 Stunden nach erhaltener Ordre erreichen. Durch geringe Zufälligkeiten konnte das Eintreffen noch um viele Stunden sich verzögern.

Am 29. Mai fand eine zweite Besprechung Blüchers mit Wellington in Brüssel statt, bei welcher verabredet wurde, den Feldzug um die Mitte des Juni durch einen gemeinschaftlichen Einmarsch in Frankreich zu eröffnen. An Henry Wellesley schreibt Wellington aus Brüssel den 2. Juni: „Bis jetzt haben wir noch nichts gethan. Gegen den 16. d. hoffe ich werden wir anfangen; ich werde mit 70 bis 80,000 Mann in Frankreich einrücken; die Preußen, nah bei mir, doppelt so stark." Unter demselben Datum schreibt er an den Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg: . . . . „Bei so bewandten Umständen wird es für mich dringend, das Wann? und Wie? Ihrer Operationen zu erfahren, wann Sie diesen oder jenen Punkt der verabredeten Operation erreichen werden, um auf Ihre Unterstützung bei dem eigenen Vorrücken rechnen zu können."

Für jetzt aber war auf keine Unterstützung von Seiten der Oestreicher und noch weniger von Seiten der Russen, welche letztere vor dem 1. Juli am Rhein nicht eintreffen konnten, zu rechnen. Von Schwarzenbergs Heer standen am 15. Juni, als die preußischen Kanonen bereits an der Sambre losdonnerten, das erste Corps bei Freiburg im Breisgau; das zweite bei Offenburg; das dritte bei Bruchsal; das vierte bei Mannheim; das fünfte bei Cannstadt. — Da Schwarzenberg, wie dringend er auch hierzu von Blücher und Wellington aufgefordert wurde, kein Corps nach Zweibrücken vorgehen ließ, um von dieser Seite die französische Grenze zu bedrohen, gewann Napoleon den Vortheil, ein bei Metz aufgestelltes Corps zu sich heranzuziehen und gegen Blücher in's Feld zu führen, während Schwarzenberg und die Seinen im Hauptquartiere zu Heidelberg auf „dem faulen Pelze", einer wohlbekannten Kneipe, sich gütlich thaten.

Wellington, von der Ansicht ausgehend, er werde den Angriff nach seinem Belieben durch Ueberschreiten der Grenze beginnen können, gedachte damit zu

zögern, bis das russische Heer am Rhein eingetroffen sein und Schwarzenberg die französische Grenze überschreiten werde; dies stand vor dem 1. Juli nicht zu erwarten. Mit einer so unbegreiflichen Blindheit war Wellington geschlagen, daß er, ungeachtet er von einigen seiner Spione gut bedient wurde und durch französische Ueberläufer genaue Nachrichten über das Vorrücken des französischen Heeres und die Ankunft Napoleons bei seinen Truppen erhielt, dennoch keine Anstalten machte, seine Truppen zusammenzuziehen, um auf einen Angriff gefaßt zu sein. Derselbe Vorwurf trifft Blücher und seinen Generalstab.

In drei verschiedenen Depeschen vom 6., 7. und 10. Juni giebt Wellington Blücher Nachricht davon, daß der Feind stark bei Maubeuge sei, daß Napoleon am 9. daselbst ankommen werde, um dann weiter gegen Lille zu gehen und daß ein Angriff sofort zu erwarten sei.*)

An den Oberst Hardinge, welcher sich in Blüchers Hauptquartier befand, schreibt Wellington aus Brüssel den 11. Mai: „Brockhausen (der preußische Gesandte im Haag) hat an Gneisenau geschrieben, der Feind sammle sich stark an der Maas und habe vor, uns von dieser Seite her anzugreifen. Meine Ansicht ist: der Feind hat diese Stellung in Absicht einer Defensive eingenommen. Er kann nicht daran denken, uns im Luxemburgischen anzugreifen. Man meint, er habe unseren Angriff am 10. erwartet."

Am 12. erfuhr Wellington mit Bestimmtheit, daß die französischen Corps näher aneinander rückten; von seinen Vorposten bei Dornik ging am 13. die Meldung ein, daß sich die feindlichen Truppen ihnen gegenüber rechts weggezogen hätten; er verweilt unbekümmert in Brüssel, von wo er den 13. Juni an den General Lord Lynedoch schreibt: er nehme die Mitgliedschaft des zu errichtenden military-club sehr gern an. „Neues," fügt er hinzu, „giebt es hier nichts. Wir haben Nachricht, daß Bonaparte bei der Armee angekommen sei und uns angreifen wolle; allein ich habe Nachrichten aus Paris vom 10., an welchem Tage er noch dort war, und ich schließe aus seiner Rede in der Deputirtenkammer, daß seine Abreise schwerlich so bald stattfinden wird. Ich denke, wir sind hier jetzt zu stark für ihn."

Noch am 15. Juni beharrte er steif und fest dabei, daß Napoleon nicht zum Angriff vorgehen, vielmehr Stellung an der Aisne nehmen und die Ver-

---

*) Dispatches T. XII. S. 449, 453, 457.

bündeten dort erwarten werde. An diesem Tage — wohlgemerkt am 15. Juni — an welchem Napoleon die Sambre überschreiten ließ und das erste preußische Armeecorps zurückdrängte, schrieb Wellington in voller Gemüthsruhe an den Kaiser Alexander: „Er sei vollkommen damit einverstanden, sein Heer nicht weiter auszudehnen, als der Unterhalt der Truppen es nöthig mache, auch ferner damit, daß das östreichisch-sardinische Heer in Italien abgesondert Krieg führe und daß das Centrum der verbündeten Heere sich nach Umständen rechts oder links wende. Dieses Centrum bestehe aus Russen; der rechte Flügel aus Blücher und Wellington; der linke aus Schwarzenberg. Großen Uebelstand sehe er nicht dabei, daß dieser sich bis zur Schweiz ausdehne, worauf derselbe so hohen Werth lege. Eine jede der Armeen sei stark genug, es mit dem Feinde aufzunehmen, weshalb die Ausdehnung nicht die gewöhnlichen Uebel habe; sie erleichtere den Aufenthalt, sichere die linke Flanke und entziehe dem Feinde Land.

„In Betreff des Centrums wär' es früher seine Meinung gewesen, daß solches 150,000 Mann, also so stark wie jeder Flügel, nach der Maas zwischen Verdun und Sedan marschire, von wo es für den rechten, wie für den linken Flügel zur Hand gewesen und von dem ersteren bei dem Uebergange über die Maas und beim Vordringen nach der Oise und oberen Aisne hätte unterstützt werden können.

„Da aber ein jedes der drei großen Heere 50,000 und 60,000 Mann stärker in's Feld rücke, als er angenommen (obschon er dies mit Gewißheit nur vom rechten Flügel wisse), so könne auch das Centrum anders agiren.

„Ist also," fährt er fort, „ein jedes der drei Heere so stark, um ganz selbstständig zu agiren, dann würde ich das Centrum auf Trier dirigiren, um die Operationen gegen die Stellung zu begünstigen, welche der Feind sicher an der Aisne nehmen wird. Wollen wir diese Stellung auf ihrer linken Seite umgehen, somit in den nördlichen Provinzen Frankreichs operiren, wo wir reichlicheren Unterhalt und eine uns günstigere Stimmung als in der Champagne finden, dann muß das Centrum von Trier auf Luxemburg, von da auf Stenay und Sedan dirigirt werden. Soll aber die Linie der Aisne auf ihrem rechten Flügel umgangen werden, besonders wenn der linke Flügel (Schwarzenberg) nicht so stark ist, als ich annehme, dann muß das Centrum von Trier auf St. Dizier gehen. Dann sind das Centrum und der linke Flügel stark genug, um die Operationen längs der Marne zu verfolgen, während der rechte Flügel (Blücher

und Wellington) stark genug ist, sich an der Aisne zu behaupten. Zwar würden die Armeen des Centrums und des linken Flügels in ein schlechtes und erschöpftes Land kommen; indessen wäre diese Richtung die gradeste zu unserem Ziele (Paris), die natürlichste für ein jedes der Heere und diejenige, welche die Oestreicher am willigsten annehmen würden.

„Demnach wäre der Marsch direct von Trier auf St. Dizier, die Maas eher oberhalb, als unterhalb Verdun überschreitend, und Luxemburg ganz bei Seite lassend, der beste.

„Auf dem rechten Flügel werden wir wohl zur Belagerung von Maubeuge genöthigt sein. Marschall Blücher glaubt, daß ihm die Festung Givet nichts nützen werde. Jedenfalls sind wir stark genug für Alles, was wir unternehmen müssen."

Kaum war Wellingtons Courier mit dieser Depesche abgefahren, als Eilboten von Blücher die Nachricht von dem Angriff Napoleons an der Sambre überbrachten.

Die Zuversicht, mit welcher Wellington noch am 15. Juni dem Kaiser Alexander schreibt, daß Napoleon nicht zum Angriff vorgehen, vielmehr die Verbündeten an der Aisne erwarten werde, beruhte vornehmlich auf falschen Nachrichten, welche er von Fouché erhielt. Dies geht unzweifelhaft aus den Aufzeichnungen hervor, welche jener „misérable" hinterlassen hat. „In einem so entscheidenden Augenblicke (als der Kaiser zur Armee abging) wurde meine Lage," schreibt Fouché, „eben so kritisch als schwierig; ich wollte Napoleon nicht mehr . . . Auf einer anderen Seite hatte ich Verpflichtungen gegen Ludwig XVIII. . . . Ueberdies hatten meine Agenten dem Fürsten Metternich und Herzog Wellington goldene Berge versprochen. Der Generalissimus der englischen Armee war in der Erwartung, von mir den Operationsplan zu erhalten.

„In dem ersten Augenblicke . . . allein die Stimme des Vaterlandes, der Ruhm der französischen Armee, die in meinen Augen nur die Nation war, endlich das Ehrgefühl, machten mich bei dem Gedanken schaudern, daß mein Name, der Name des Herzogs von Otranto, jemals das Beiwort eines Verräthers erhalten könnte, und mein Entschluß blieb rein. Etwas jedoch mußte unter diesen Umständen ein Staatsmann thun, dem es nicht gestattet ist, unentschieden zu bleiben. Hier ist der Entschluß, den ich faßte. Ich wußte mit Gewißheit, daß der unvermuthete Angriff Napoleons zwischen dem 16. und 18. Juni erfolgen

würde, indem der Kaiser am 17. dem von den Preußen getrennten englischen Heere eine Schlacht zu liefern beabsichtigte, nachdem er vorher Blücher niedergeworfen hätte. Er konnte um so mehr auf einen glücklichen Erfolg dieses Planes rechnen, da Wellington, durch falsche Nachrichten hintergangen, die Eröffnung des Feldzuges bis auf den 1. Juli verschieben zu können glaubte. Der glückliche Ausgang von Napoleons Unternehmung beruhte demnach auf einer Ueberraschung. Danach richtete ich meine Schritte ein. An dem Tage der Abreise Napoleons sendete ich Madame D . . . mit Nachrichten in Chiffern ab, welche den Feldzugsplan enthielten. Zugleich legte ich ihr da, wo sie die Grenze überschreiten mußte, eine Menge Schwierigkeiten in den Weg, so daß sie erst später in dem Hauptquartier zu Brüssel eintreffen konnte. Daher die unbegreifliche Sicherheit des Generalissimus, worüber Jedermann erstaunt war und die so verschiedene Muthmaßungen erzeugte." *)

In Blüchers Hauptquartiere hatte man über den Aufbruch Napoleons und seine Ankunft bei der Armee zuverlässigere Nachrichten, als in dem Wellingtons, allein man war auch hier leichtsinnig genug, sie unbeachtet zu lassen. Vernahmen wir doch, nachdem Alles herrlich vollbracht und gelungen war, aus Gneisenau's Munde das offene Geständniß: „man rechnete am 15. Juni noch nicht auf den Angriff, man hatte zwar Nachrichten, aber man traute ihnen nicht und wurde überrumpelt." Dieses „des genialen Mannes würdige", sich selbst ein strenges Urtheil sprechende, Geständniß wird durch eine nicht minder offene Erklärung des tapferen Commandeurs der 1. Brigade des ersten Armeecorps, Generals v. Steinmetz, bekräftigt, welcher sich über die von ihm selbst am 14. Juni gemachten Erfahrungen also ausspricht: „Die Nachrichten in den Hauptquartieren der General-Commandos über die früher stattgehabten Bewegungen des Feindes waren schlecht, die Brigade-Commandeure konnten daher keine Dispositionen erhalten und man könnte also nicht der Armee, wohl aber den General-Commandos (namentlich dem Blücherschen und Ziethenschen Hauptquartiere) den Vorwurf machen, daß wir am 15. Juni überfallen wurden." **)

---

*) Damitz will zwar für unbedingte Glaubwürdigkeit dieser Memoiren nicht einstehen, findet jedoch darin „sehr schätzbare Aufschlüsse". (Gesch. des Feldzuges 1815. I. 104.)

**) Militairwochenblatt 1846, Nr. 8.

Im strengen Sinne des Wortes kann wohl eine kleinere oder größere vereinzelte Abtheilung, eine Stellung, selbst eine Festung überrumpelt oder überfallen werden, nicht aber ein Heer von 150,000 Mann. Der richtigere Ausdruck für das, was dem preußischen Heere am 15. Juni begegnete, möchte sein, daß es auf den Angriff an diesem Tage nicht vorbereitet und zu einer Schlacht am folgenden Tage nicht gesammelt war.

Durch die Schwierigkeiten, welche der König der Niederlande der Verpflegung der Preußen machte, zum Theil auch durch die Unmöglichkeit, selbst bei dem besten Willen der Einwohner die nöthigen Lebensmittel für Mann und Roß herbeizuschaffen, sah sich Blücher gezwungen, die Truppen in sehr weitläufige Cantonnements zu verlegen. Auf den Feldern stand die Frucht in Halmen, man war der Ernte nahe und würde diese durch Biwachten von mehreren hunderttausend Mann vernichtet haben.

Bei der oben erwähnten Zusammenkunft Blüchers und Wellingtons am 29. Mai in Brüssel wurde die Eröffnung des Krieges als nahe bevorstehend in Erwägung gezogen. Man kannte die Vertheilung der französischen Armeecorps und deren Stärke genau und da es keinem Zweifel unterlag, daß das nächste Ziel der Unternehmung Napoleons Brüssel sein werde, nahm man an, daß er dies auf drei Heerstraßen versuchen könne:

1. von Valenciennes gegen Ath und Brüssel;
2. von Maubeuge über Mons, Braine le Comte, Nivelles;
3. von Philippeville über Charleroi gegen Brüssel.

Im ersten Falle wollten die Engländer bei Ath, im zweiten bei Braine le Comte oder Nivelles Stand halten; die Preußen sollten sich bei Sombref versammeln und von da nach Umständen die Engländer unterstützen. Im dritten Falle sollten sich die Preußen bei Sombref so aufstellen, daß ihnen die Engländer, die sich in Quatrebras sammeln würden, sicher zu Hülfe eilen könnten. Demnach sollte ein jedes der beiden Heere sich erst in sich vereinigen — die Engländer auf einem der Punkte ihrer Linie von 10 deutschen Meilen Ausdehnung von Oudenarde bis Quatrebras, die Preußen auf der von Sombref bis Cinay 6 deutsche Meilen langen, durch die Maas getrennten Linie und alsdann einander unterstützen. Von Namur bis Nivelles bildete eine Heerstraße die Verbindung; von da ab wurde sie durch das Senneflüßchen und kleine Wege bis Braine le Comte erschwert; nur Seitenchausseen führten von

hier auf Umwegen nach Oudenarde. Die französische Grenze, an welcher die feindliche Armee sich zusammenzog, war von dieser 16 Meilen langen Linie des englisch-preußischen Heeres zum Theil nur 5 Meilen, bei Solre-sur-Sambre noch weniger entfernt.

Da dem preußischen Hauptquartiere nach glücklich vollbrachtem Feldzuge von allen Kriegskundigen wegen dieser unverhältnißmäßigen Ausdehnung des Heeres sehr strenge Vorwürfe gemacht worden sind, haben es die dabei zunächst betheiligten Führer nicht unterlassen, ihre Rechtfertigung zu versuchen. „Es ist," bemerkt General Grolmann,*) „bei Beurtheilung des Vorposten-Arrangements des preußischen Heeres, sowie der Aufstellung der einzelnen Armeecorps zu Anfang des Feldzuges 1815 nie das höchst nachtheilige Verhältniß, welches durch die Verpflegung der Truppen entstand, hinlänglich hervorgehoben worden. Der Feldmarschall befand sich nicht im Besitz von Geldmitteln, um Ankäufe für die Verpflegung des Heeres auszuführen.**) Die

*) Grolmann hatte als General-Quartiermeister für Unterbringung der Truppen zu sorgen. Er hielt nach beendeten Feldzügen Vorträge vor Officieren über Kriegsgeschichte. Nach seinem Tode hat sie der Major v. Damitz herausgegeben unter dem Titel: „Geschichte des Feldzuges 1815." Berlin 1837. Die hier angeführte Stelle s. Th. I. S. 43.

**) Blücher suchte sich in ähnlicher Weise aus der Noth zu helfen, wie der Held der spanischen Romanze, der Cid Campeador, welcher sich aus dringender Geldverlegenheit dadurch rettete, daß er zweien Juden von Valencia zwei mit Sand gefüllte, verschlossene Truhen, unter der Versicherung, daß sie sein Gold- und Silbergeräth enthielten, und dazu sein Wort verpfändete, das Pfand binnen Jahresfrist einzulösen, was er auch that. Als der General-Intendant Ribbentrop dem Feldmarschall seine Noth klagte, daß alle Kassen erschöpft seien, das Finanzministerium ihn ohne Hülfe lasse, die Armee seit zwei und einem halben Monat keinen Sold erhalten habe und in Belgien für jedes Pfund Brot und Fleisch baare Zahlung verlangt würde, entgegnete Blücher gelassen: „Ich werde Wechsel ausstellen." Ribbentrop zuckte mit den Achseln. — „Ich verstehe Ihr Achselzucken, Sie meinen, das Accept wird fehlen; das wär' doch sonderbar. Als ich noch keinen Namen hatte, hab' ich genug Schulden auf meinen Namen gemacht und jetzt sollte sich Niemand finden, der auf meinen Namen borgt? Wie viel brauchen Sie?" „„Wenn wir für's Erste nur einige hunderttausend Thaler, eine halbe Million etwa, aufbringen könnten."" „Na, so schreiben Sie: Gegen diesen meinen Sola-Wechsel — — zahlbar in der Bank von England — ich denke, wir nehmen eine runde Summe, etwa 100,000 Pfund Sterling, die englische Regierung wird mich nicht im Stich lassen und kann sich bei den Subsidien bezahlt machen. Ihre Sorge ist, daß Sie meinen Wechsel unterbringen und baar Geld anschaffen." Die Wechsel wurden in aller Form ausgestellt; es gelang unserem General-Intendanten, dieselben bei der patriotischen Kaufmannschaft in Elberfeld unterzubringen und auf Blüchers Namen so eine ansehnliche Geldsumme zu erhalten. Die englische Regierung acceptirte die auf sie gezogenen Wechsel, und die Elberfelder Patrioten hatten ein gutes und zugleich ehrenhaftes Geschäft gemacht.

niederländischen Behörden zeigten durchaus keinen Willen, die Anlegung von Magazinen zu fördern, und waren nur durch die ernstesten Vorstellungen und durch den Befehl, daß die Truppen sich selbst in ihren Cantonnements mit einem eisernen Verpflegungsbestand auf drei Tage beim Beginn der Operationen versehen sollten, dahin zu vermögen, wenigstens etwas für die Verpflegung der Truppen zu thun."

Von nicht minderer Wichtigkeit, als die Lieferung von Lebensmitteln, ist für ein Heer im Felde die Gestellung von Vorspann und Wagen; auch hierin zeigten die Belgier sich keineswegs gefällig. „Konnte es doch der General Ziethen nicht dahin bringen, in den Brigadebezirken für den Fall eines plötzlichen Aufbruches Fuhren-Parks vom Lande aufstellen zu lassen. Nicht allein, daß die Landesbehörden dabei nicht zu Hülfe kamen, so wurde diese Maßregel auch noch dadurch gestört, daß die uns nahe stehenden Engländer alle ihnen vom Lande gemachten Lieferungen und Gestellungen von Wagen und Gespann baar und zu hohen Preisen bezahlten." *)

Unter diesen Umständen war eine Zusammenziehung der Corps oder einzelner Truppenabtheilungen in Lägern oder Biwachten ganz unausführbar. Da der Feldmarschall von den Landesbehörden durchaus keine Unterstützung erhalten konnte, mußte er sich an den guten Willen der Bewohner wenden, für welche die Last der Einquartierung mit jedem Tage drückender wurde. Dieses Verhältniß des Miternährens der Truppen durch die Einwohner mußte auf die militairischen Anordnungen Einfluß haben. Man konnte die Truppen nicht zu dicht legen, wenn man die Unterhaltung derselben ferner möglich machen wollte. In dieser Beziehung befand sich das preußische Heer, im Vergleich mit dem englischen, für welches reichlich gefüllte Kriegskassen und Magazine vorhanden waren, sehr im Nachtheil. Ein zweiter Umstand, durch welchen Blücher sich genöthigt sah, eine ausgedehntere Aufstellung als Wellington einzunehmen, war, daß während dieser nur einen Punkt, Brüssel, zu decken hatte und sein Heer auf den dahin führenden Straßen schnell und sicher zusammenziehen konnte, der preußische Feldherr die Aufgabe hatte, sein Heer, je nachdem der feindliche Angriff erfolgte, auf dem rechten oder linken Ufer der Maas zu concentriren und die Punkte von Cinay, Namur und Sombref zu decken. Dies veranlaßte Blücher,

*) v. Reiche, Chef des Generalstabes des ersten Armeecorps, Bemerkungen rc. S. 8.

seiner Vorpostenkette eine Ausdehnung von zwölf Meilen, von Rochefort bis Binche, zu geben. Den Vorposten des ersten Armeecorps wurde die Bewachung des rechten und linken Ufers der Sambre, Hauptpunkt Thuin, anvertaut; den des zweiten Armeecorps das linke Ufer der Maas, Hauptpunkt Namur, und die Straße nach Philippeville; den des dritten Armeecorps das rechte Ufer der Maas, Hauptpunkt Dinant, zu halten befohlen. Bei der großen Ausdehnung konnte die Vorpostenkette nur aus sehr dünnen Gliedern bestehen und daher leicht durchbrochen werden. Für die einzelnen Vorposten-Commandos waren Alarmplätze zum Sammeln bestimmt und die Punkte für den Fall des Rückzuges angegeben.

Da das vierte Armeecorps noch weit zurück in Lüttich gelassen wurde, hatte Blücher bis zum 17. Juni nur über drei Armeecorps im Fall einer Schlacht zu verfügen. Das erste Armeecorps, rechter Flügel (General Ziethen), Hauptquartier in Charleroi; 1. Brigade bei Fontaine l'Evêque; 2. bei Marchienne-au-pont; 3. bei Fleurus; 4. bei Moustier-sur-Sambre.

Reserve-Cavallerie und Artillerie hinter Sombref.

Das zweite Armeecorps, Centrum (bis zum 9. Mai Borstell, nach ihm General Pirch I.), von Namur bis Huy.

Das dritte Armeecorps, linker Flügel (General Thielmann), von Dinant über Cinay gegen Huy.

Das vierte Armeecorps, Rückhalt (General Bülow), in Lüttich und Umgegend. Im Ganzen 116,000 Mann mit 312 Geschützen, ohngefähr aus $\frac{1}{3}$ alter, $\frac{1}{3}$ neuer Truppen der Linie, $\frac{1}{3}$ der Landwehr bestehend.

Die ruhmreichen Waffenthaten, welche das preußische Heer in diesem Feldzuge vollbrachte, sind um so bewundernswürdiger, wenn wir dabei in Anschlag bringen: die bunte Zusammenstellung der alten und neugebildeten Truppentheile, die Unzuverlässigkeit und Ungeübtheit der Mannschaften aus neuerworbenen Provinzen, die Ungleichheit und theilweise Untauglichkeit der Waffen, die Mangelhaftigkeit der Bekleidung und Verpflegung und — was das allerbedenklichste war, Unsicherheit, Uneinigkeit und Unfähigkeit der Aufführung in mehr als einem Hauptquartiere. Nur Einiges sei von all' diesen gefahrdrohenden Uebelständen hier erwähnt.

Da es damals noch keine elektrischen Telegraphen gab, war befohlen, die Nachricht von einem feindlichen Ueberfall durch verabredete Signalschüsse aufgestellter Lärmkanonen den entfernteren Truppentheilen anzukündigen, freilich

eine sehr unzuverlässige Post, da bei entgegengesetztem Winde der Schall ebenfalls einen entgegengesetzten Weg einschlägt. Mit einigen Corps stand das Hauptquartier durch eine Brieforbonnanzen-Kette in Verbindung, so daß im gestrecktesten Galopp die Befehle und Nachrichten von einem Posten zu dem anderen befördert wurden. Nicht nach allen Richtungen hin war diese Einrichtung getroffen; es wurden oft die wichtigsten Befehle reitenden Boten, auch wohl Ordonnanzen zu Fuß zur schleunigen Beförderung nach weit entfernten Orten anvertraut. So wurde der Befehl des Fürsten Blücher an die Armeecorps zur Concentrirung der Armee, welcher von Namur den 14. Juni Nachts 11½ Uhr abgeschickt wurde, am 15. Juni Morgens beim dritten Armeecorps und zwar in Cinay, 6 Stunden von Namur, beim General v. Thielmann 4¾ Uhr, in Huy, ebenfalls 6 Stunden von Namur, bei dem Stabe der 12. Brigade um 9 Uhr, in Hanut, 7 Stunden von Namur, bei dem 5. Husaren-Regimente 12 Uhr Mittags, bei einer Abtheilung des 25. Regiments, 4 Stunden von Namur, um 9 Uhr des Morgens abgegeben. Eine Folge der, der Zeit nach sehr ungleich eingehenden, Marschordre war ungleiches Eintreffen der Abtheilungen auf den Sammelpunkten (Rendezvous) mit allen daraus hervorgehenden Verzögerungen.

So z. B. mußte eine Abtheilung des zur 5. Brigade des zweiten Armeecorps gehörenden 25. Infanterie-Regiments, welche die Marschordre am 14. Juni früh 9 Uhr auf dem Exercierplatze erhielt, zuvörderst nach dem Cantonnement zurückmarschiren, um das Gepäck zu holen. Da nun einzelne Compagnien dieses Regiments in zerstreuten Gehöften und Dorfschaften einquartiert lagen, vergingen mehrere Stunden, bevor nur die Compagnie, und noch mehrere, bevor die drei Bataillone sich gesammelt hatten. So geschah es, daß das genannte Regiment erst gegen 8 Uhr des Abends am 15. in Namur, dem ihm angewiesenen Sammelpunkte, vollständig beisammen war, ohne daß den Leuten Speise, Trank und Erholung gegönnt wurde, und daß es die Nacht vom 15. zum 16. hindurch marschiren mußte und, am 16. Morgens bei Wagnelé angekommen, ohne seit dem 15. Morgens etwas genossen zu haben, sogleich ins Gefecht geführt wurde. Und so erging es nicht etwa nur einem, sondern einer großen Anzahl der Regimenter.

Ein noch größerer Uebelstand war, daß ungeachtet der Anstrengung, welche das Kriegsministerium und das Obercommando gemacht hatten, es doch nicht möglich gewesen war, das Heer bis zum 15. Juni in schlagfertigen Stand zu setzen. Eine große Anzahl der Regimenter war noch nicht vollzählig und erhielt

noch Anfangs Juni Recruten, welche noch nie ein Gewehr in der Hand gehalten, viel weniger einen Schuß abgefeuert hatten. „Diejenigen jungen Leute,“ so lautet ein Befehl des Generals Ziethen vom 5. Mai, „welche noch gar nicht nach der Scheibe geschossen haben, müssen in den Cantonnements darin geübt werden. Ich bestimme dazu 8 Patronen pro Mann.“ In einem Tagesbefehl Ziethens vom 11. Mai heißt es: „Wenn sich im Corps Soldaten befinden, welche zu der Artillerie freiwillig überzugehen wünschen, so kann dies geschehen.“

Es fehlte bei einigen Batterien so sehr an Bedienung, daß das 30. Infanterie-Regiment am 15. Juni, als man bereits den Kanonendonner an der Sambre vernahm, auf dem Marsch dahin einige zwanzig Mann zur Artillerie abgeben mußte. Die freiwilligen Jäger, welche ihre eigenen Büchsen mitbrachten, von denen jede ein anderes Caliber schoß, gossen sich die Kugeln ein jeder in eigener Form. Die Anzahl geübter Schützen war sehr gering und die Compagnieführer hielten fleißige Schießübungen für nothwendig. Diese wurden durch einen Befehl aus dem großen Hauptquartiere vom 10. Juni 1815 eingeschränkt, dahin lautend: „die freiwilligen Jäger, so zur Uebung nach der Scheibe schießen, dürfen nicht mehr als 20 Patronen verschießen.“ Die freiwilligen Jäger des 2. Infanterie-Regiments bekamen erst am 15. Juni Pulver und Blei und gossen in Gembloux, nicht fern von dem Schlachtfelde, die Kugeln, von welchen am folgenden Tage Gebrauch gemacht wurde.

Während des Marsches nach dem Rheine, und als bereits der Vorpostendienst an der Maas und Sambre begonnen hatte, trafen bei verschiedenen Regimentern Recruten als Ersatzmannschaft ein, ja selbst am 15. und 16. Juni kam es vor, daß, als einzelne Brigaden bereits im Feuer standen, den auf dem Schlachtfelde noch im Rückhalt stehenden Bataillonen neu angekommene Mannschaften zugetheilt wurden.

Bewaffnung und Bekleidung waren bei einzelnen Regimentern mangelhaft bis zur Unanständigkeit. Aus der Infanterie des Lützowschen Corps wurde das 25. Linien-Regiment gebildet. Am 16. Mai trafen bei demselben 1000 Mann des 3. und 10. Ersatzbataillons aus dem Halberstädtischen und den ehemals königlich westphälischen Gebietstheilen ein. Nach ihrer Einstellung in das Regiment mußten sie die mitgebrachten Uniformen ihrer früheren Ersatzbataillone beibehalten, während die Lützowschen Jäger noch ihre alten schwarzen Waffenröcke trugen.

Eben so verschiedenartig war die Kopfbedeckung, welche in preußischen

Czackos mit runden Deckeln, in spitz zulaufenden englischen Cäppies und in preußischen Landwehrmützen bestand. Mäntel galten bei einem Sommerfeldzuge für so entbehrlich, daß sie nur in geringer Anzahl vorhanden waren.

Das Regiment hatte damals den Vorpostendienst bei Givet, so daß es zum Exercieren und zu Schießübungen an der nöthigen Zeit fehlte. Nach der am 19. Mai erfolgten Ablösung vom Vorpostendienste bezog es Cantonnements in und bei Namur.

Bei dem Vorbeimarsch vor dem Feldmarschall Blücher in Namur, am 23. Mai, machte dieser sehr ungehaltene Bemerkungen gegen den Regiments-Quartiermeister über „so'n buntscheckichten Aufzug"; den Leuten aber rief er gutmüthig tröstend zu: „Wartet man noch eine kleine Weile, dann marschiren wir nach Frankreich und lassen uns alle neue Hosen anmessen."

Noch bedenklicher aber, als Ungleichheit und Mangelhaftigkeit der Kleidung war es, daß dieselben Uebelstände bei der Rüstung und Bewaffnung stattfanden. Lederzeug, Patrontaschen und Tornister waren in allen Sorten vorhanden. „Ein besonderer Uebelstand," wird in der Geschichte des 25. Regiments bemerkt,*) „entsprang aus den zu kleinen Patrontaschen, welche für den Feldgebrauch höchst unzweckmäßig waren und das Verfeuern der Patronen nach kurzer Zeit herbeiführten. Eine Reserve-Munition im Tornister wurde nicht mitgeführt; dagegen waren die Munitionswagen, welche in der Regel der Brigade-Batterie attachirt wurden, mit Vorrath an Patronen versehen, was freilich den Nachtheil hatte, daß die Munitionswagen sehr oft in weiter Entfernung standen oder nicht aufzufinden waren.

„Die Schutzwaffe bestand bei dem ersten Bataillon aus englischen Gewehren, bei dem zweiten aus englischen und französischen, bei dem dritten (Füsilier-Bataillon) nur aus französischen. Die Verschiedenheit des Calibers führte zu der nothwendigen aber zeitraubenden Maßregel, daß ein Theil der vorhandenen Patronen vollständig umgearbeitet werden mußte. Gewehrriemen waren im Ganzen nur 100 Stück vorhanden. Da bei einem jeden Bataillon noch über 300 Gewehre fehlten, sollte einstweilen ein Bestand von Büchsen als Aushülfe dienen. Von Seitengewehren war kaum die Probe vorhanden; das erste Bataillon besaß nicht ein einziges Seitengewehr; das zweite Bataillon 15; das

*) Stawitzki, Geschichte des 25. Infanterie-Regiments. Coblenz 1857. S. 37.

dritte 10 Stück. Die Hälfte der Mannschaft war mit schwarzen Säbelkoppeln und weißen Bandelieren versehen. Die Tornister bestanden zum Theil aus englischen, von gelber Wachsleinwand, zum Theil aus preußischen Commißtornistern von Kalbfell. Da an Wäsche und Schuhen kein Ueberfluß war, behalfen sich viele Leute mit einem leinenen Brotbeutel, in welchem ein verschimmeltes vierpfündiges Commißbrot als sogenannte „dreitägige eiserne Ration" mitgeschleppt wurde.

„Am 13. Juni — also drei Tage vor der Schlacht bei Ligny — erhielt das Regiment einen neuen Ersatztransport von 330 Mann zur sofortigen Einstellung. In den Clevеschen Landen ausgehoben, sämmtlich ausgediente Soldaten des französischen Heeres, war dieser Ersatz eine höchst unwillkommene Ergänzung."

Der Mangel an Kleidung zwang dazu, diese, als Soldaten der großen Armee Napoleons, an das feinste Tuch, an die vollständigste Ausrüstung, an die reichlichste Kost gewöhnten Leute in grobe, abgetragene Monturen preußischer Feldregimenter zu stecken, ihnen englische Czackos aufzusetzen, unbrauchbare Gewehre und statt des bei den Franzosen eingeführten Feldzwiebackes das aus geschrotenem Roggen und Gerste gebackene Commißbrot zu geben. Dergleichen alte Schnurrbärte fühlten sich noch so sehr als Franzosen, daß sie mit größtem Widerwillen in das preußische Heer eintraten. Dem Major v. Gayl, welcher diese Ersatzmannschaften führte, wurden Drohbriefe zugeschickt, welche nichts Gutes verhießen.*)

---

*) Ein solcher befindet sich noch in unseren Händen; er lautet:

„Hochwohlgeborner Herr Major,

„Ich muß Ihnen benachrichtigen, daß wir sehr unzufrieden sind mit dem, was mit uns vorgegangen ist; wir alle sind in französischen Diensten gewesen, wie Sie wohl wissen, und hofften erlöst zu sein und jetzt werden wir wieder zuerst weggenommen, dieses ist das größte Unrecht, das jemals vorgegangen ist. Recht ist es, der König muß Soldaten haben, aber sind nicht noch andere genug, die noch nichts mitgemacht haben, warum sind die nicht die erste vor Soldat? Zur Landwehr wollen wir uns verpflichten, aber Soldaten wollen wir nicht sein, wir versprechen Euch eidlich, daß Ihr nicht manchen zum Regiment bringen werdet und die Ihr noch mit großer Mühe dahin bringt, die werden durch Verzweiflung dahin kommen, Sachen auszuführen, woran Ihr gar nicht denken werdet; nie werdet Ihr das Glück haben, an uns gute und vertraute Soldaten zu sehen; nein, mit Unrecht sind wir weggenommen, wir können unmöglich treu mit so was sein, dies kann kein Soldatenherz, wir suchen uns zu rächen, wo nur die erste Gelegenheit sich darbietet, im Großen oder im Kleinen. Wir sind keine Freiwilligen, wie sie vorgeben, wir sind willig unser Vaterland zu schützen, aber nicht als active Soldaten, dieses ist unser aller Gesinnung. Wir grüßen Ihnen vielmal." Dem Verf. war gestattet von dem Originalbrief Abschrift zu nehmen, welche er bereits in seinem „der Fürst Blücher von Walstatt" Leipzig 1821 abdrucken ließ.

Auf dem Marsche vom Rhein bis an die niederländische Grenze liefen dem Major von 330 Mann 117 davon.

Fast bunter noch und unvollständiger in Betreff der Bewaffnung und Bekleidung sah es bei dem Detachement der freiwilligen Jäger des Regiments aus. Zu demselben hatten sich, wie zu Anfang des Krieges, aus allen Gauen Deutschlands kampflustige Jünglinge aller Stände zusammengefunden; zahlreich waren besonders Mecklenburg und die Hansestädte Hamburg und Bremen dabei vertreten; den Stamm bildeten Jäger des ehemaligen Lützowschen Freicorps.

„Ein so seltsames Gemisch an Bildung und Sitte das Ganze war," lautet der Bericht eines freiwilligen Jägers jenes Detachements,*) „eben so verschieden zeigte sich Ausrüstung und Bewaffnung. Neben der reichsten Equipirung und den schönsten Lütticher Büchsen fanden sich ärmliche Bekleidung und wunderliche Exemplare von Schießwaffen. Die Mehrzahl trug noch die schwarze Uniform, selbst in Berlin war bei dem Abmarsch der ersten Abtheilung noch nichts über eine Abänderung bekannt; nur der zweite Transport von dieser kam zum Theil in grüner Uniform an. Das Costüm der Ausländer war mitunter etwas abenteuerlich, da die Schneider in den verschiedenen Gauen Deutschlands aus der ohnehin verpönten schwarzen Litefka ein Phantasiestück nach ihrer Weise gemacht hatten."

Seit Ende Mai bis zur Hälfte des Juni hatten sich nach und nach etwa 120 bis 130 Mann in dem Stabsquartier des Regiments zu Franc-Waret unfern der Straße von Namur nach Löwen gemeldet. Der Lieutenant Hochstein war von dem Regimentschef dem Detachement als einstweiliger Führer zugetheilt worden. Die Organisation war noch nicht so weit vorgeschritten, daß Oberjäger gewählt worden waren.

„Uebrigens fehlte es an Allem, vornehmlich an Schießbedarf. Nur die, welche eigene Munition führten, waren vollständig damit versehen. Die anderen hatten nur theilweise gefüllte Patronen, das übrige in ungefüllten Hülsen erhalten, da es an Pulver mangelte; ebenso fehlte es an Leinwand und Talg zu den Kugelpflastern. Lebensmittel hatte Niemand. Viele waren sogar am 15. früh, als plötzlich zum Aufbruch geblasen ward, ohne Frühstück abmarschirt.

*) Ein Beitrag zur Geschichte des königlich preußischen 25. Infanterie-Regiments. Vergl. Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges. 1858. Heft 1. (Verf. Nobiling, 1848 Major der Bürgergarde von Berlin.)

Mit Kochgeschirr waren gleichfalls nur diejenigen versehen, welche sich dasselbe auf eigene Kosten angeschafft hatten. — Etwa eine Stunde von Namur war der Sammelplatz des Regiments, auf welchem die freiwilligen Jäger als die ersten eintrafen. Unter freiem Himmel wurde hier Anstalt gemacht sich zu helfen, so gut es nur anging; Hemden und Tücher mußten zerschnitten werden zu Kugelpflastern, der Pulvervorrath wurde so gleichmäßig als möglich vertheilt, allein es mußte Anweisung gegeben werden auf die Patronen der im ersten Gefechte gebliebenen Kameraden und auf die Patrontaschen der Feinde."

Sehr zeitraubend und viel Uebung und Geschick erforderte das Einschrauben passender Flintensteine. Die schöne Erfindung der Zündhütchen war noch nicht gemacht; durch den aus dem stählernen Pfannendeckel vermöge des Steines hervorgelockten Funken wurde das, auf die Pfanne nach jedem Schusse frisch aufgeschüttete, Pulver und durch dieses die Ladung entzündet. Nach wenigen Schüssen verschlemmte sich das Zündloch, das Pulver blitzte ab, der stumpfe Feuerstein schlug keine Funken mehr.

„Auf die Meldung, daß die Jäger (am 15. Juni) weder mit Brot noch sonst mit Lebensmitteln versehen seien, wurde ein Wagen nach Namur geschickt, um dort „zu fassen" und nachzubringen. Am späten Nachmittage wurde aufgebrochen und bei Namur vorbei nach Onoz, wo wir um Mitternacht eintrafen. Nach kurzer Rast auf freiem Felde ging es am frühen Morgen (den 16.) auf der Chaussee weiter bis zur Römerstraße. Die meisten unserer Jäger hatten seit 24 Stunden nichts gegessen; hier war bei Vorsichtigen nur noch dürftiger Vorrath zu einigen Tassen Kaffee vorhanden, wovon kameradschaftlich mitgetheilt wurde.

„Als das Kanonenfeuer bereits den Anfang der Schlacht verkündete, kam der erwartete Wagen aus Namur zurück, allein eben so leer wie er abgefahren war. So kam es denn, daß die Jäger nicht nur auf die Patrontaschen der Feinde angewiesen wurden, sondern auch auf deren Brotbeutel. Um uns wenigstens einige Erleichterung zu gewähren, wurde befohlen, die Tornister auf den leeren Wagen abzulegen.

„Das Anerbieten zuverlässiger Marketenderinnen, Uhren, Ringe, Geld und dergleichen in Verwahrung zu nehmen, damit sie, im Fall wir bleiben oder in Gefangenschaft gerathen sollten, nicht in Feindes Hand kämen, wurde von Vielen angenommen, so daß manche jener Töchter des Regiments eine gute Erbschaft am Tage der Schlacht angetreten haben mag.

„Während des Aufmarsches der Brigade meldete sich ein gedienter Officier, ehemaliger Lützower, Lieutenant Luckow, bei dem Lieutenant Hochstein und zeigte ihm an, daß ihm, Luckow, als älterem Officier, durch Befehl des Regimentschefs die Führung des Jäger-Detachements übergeben worden sei. — So übereilt mußten die wichtigsten Anordnungen getroffen werden; in dem Augenblicke des Vormarsches zum Gefecht erhielten wir einen Führer, welcher eben so wenig uns, als wir ihn kannten." —

Nicht nur die Compagnien und Regimenter hatten noch nicht die vollzählige Mannschaft, selbst bei den Brigaden wurde dieselbe Klage geführt. „Den 20. Mai bei dem Armeecorps des Generals v. Ziethen angekommen" — so schreibt der Commandeur der 1. Brigade, General v. Steinmetz — „fand ich von den Truppen meiner Brigade nur das 1. westphälische Landwehr-Regiment, 2 Schützen-Compagnien, das 1. schlesische Husaren-Regiment und 2 Batterien vor. Erst am 4. und 6. Juni trafen das 24. und 2. brandenburgische Infanterie-Regiment bei der Brigade ein." Das 13. und 20. Infanterie-Regiment hatten Befehl vorläufig noch in Mainz zu bleiben. —

Aehnliche Uebelstände, wie bei der Infanterie, kamen auch bei der Errichtung neuer Cavallerie-Regimenter vor. „Das 6. Ulanen-Regiment, auf höchsten Befehl aus Husaren in Ulanen umgeschaffen, hatte nicht allein den Gebrauch der neu erhaltenen Waffe in Zeit von 4 Wochen zu lernen, sondern es mußten sich auch, als es eine Schwadron zur anderweitigen Bildung eines Husaren-Regimentes hatte abgeben müssen und dafür 100 Mann der aufgelösten russisch-deutschen Legion, sowie 3 Rittmeister und 11 Lieutenants von 7 anderen Regimentern verschiedener Waffengattungen erhalten hatte, alle diese fremd- und verschiedenartigen Elemente erst zu einem Ganzen verschmelzen, was, da das Regiment ursprünglich den Vorposten der 2. Brigade zugetheilt war, doch wohl so in die Augen springende Schwierigkeiten machte, daß man es endlich am 8. Juni von den Vorposten ablöste, um der Mannschaft Zeit zu geben, die Führung der neuerhaltenen Waffe einzuüben, von welcher sie schon in den nächsten Tagen ernsthaften Gebrauch zu machen bestimmt waren."*) Wir werden sehr bald zu erwähnen haben, wie gerade dies Regiment am 15. Juni mit großer Auszeichnung focht und vornehmlich zur Deckung des Rückzuges der Brigade Steinmetz beitrug.

*) Militair-Wochenblatt 1846 Nr. 8. S. 35.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Napoleon reitet auf Kundschaft am 14. Juni. — Stellung des französischen Heeres. — Der Kaiser beschließt: den ersten Angriff auf Blücher. — Die Zopf-Disposition Ziethens. — Napoleon ruft der preußischen Landwehr zu: „pauvre Landwehr! demain tu ne seras plus!“ — Ziethens Meldungen an Blücher und Wellington von der Ankunft des Kaisers bei dem Heer und dem am 15. bevorstehenden Angriff. — Napoleons Donnerwetter-Disposition für den 15. Juni. — Saum- und Traumseligkeiten in Ziethens Hauptquartier. — Das erste preußische Armeecorps wird zum Rückzuge gezwungen. — Wellington glaubt nicht an Napoleons Angriff. — Der Marschall Ney marschirt gegen das englische Heer bei Quatrebras. — Stellung des französischen Heeres am 15. zur Nacht. — Ziethens Meldung an Blücher. — Marschbefehl Blüchers am 15. Juni. — Das Ausbleiben des vierten Armeecorps. — Wellington am 15. auf einem Tanzvergnügen in Brüssel. — v. Pfuel und v. Müffling machen vergebliche Versuche Wellington aus seiner Seelenruhe herauszureißen.



Sobald Napoleon darüber Gewißheit hatte, daß die Oestreicher den Oberrhein, die Russen den Mittelrhein nicht vor Ende Juni, Wellington und Blücher nicht vor dem 1. Juli die französische Grenze überschreiten würden, stand sein Entschluß fest, die Ankunft der Russen und Oestreicher nicht abzuwarten, sondern sich, sobald als möglich, auf eines der beiden, in ausgebreiteten Cantonnirungen in den Niederlanden stehenden, Heere zu werfen und diese einzeln zu schlagen. Er hatte, wie wir bereits wissen, am 12. Juni Paris verlassen, war am 13. in Laon und Avesne und machte am 14. einen Kundschaftsritt an der Kette seiner Vorposten, an der Sambre entlang. Sein Heer biwachtete am 14. Juni des Abends in drei nah an einander gerückten Lagern. Auf dem rechten Flügel vorwärts Philippeville:

das 4. Corps, 16,000 Mann mit einer Division schwerer Reiterei unter General Gérard. Die Mitte: 3. Corps (Vandamme), 6. Corps (Lobau), Garde, Cavallerie-Reserve (Grouchy), zusammen 66,000 Mann, zwischen Beaumont und der Grenze. Linker Flügel: 1. Corps (Erlon), 2. Corps (Reille), zusammen 44,000 Mann, auf beiden Seiten von Solre-sur-Sambre.

Demnach betrug die Gesammtstärke des, von Napoleon zum Angriff bestimmten, Heeres 126,000 Mann in einer Stellung von kaum 5 Meilen Ausdehnung und in gleicher Entfernung von der Mitte des englisch-preußischen Heeres, welches in einer Ausdehnung von 16 Meilen von der Schelde bis Cinay cantonnirte.

Für den 14. Juni befahl der Kaiser:

„1) Das 4. Corps (Gérard) marschirt von Philippeville auf Charleroi.

„2) Die Cavallerie-Division Domont (vom 3. Corps), das 1. Cavalleriecorps (Pajol), das 3. Corps (Vandamme), die Garde, das 6. Corps (Lobau) rücken von Beaumont gleichfalls auf Charleroi.

„3) Das 2. Corps (Reille), das 1. (Erlon) gehen von Solre-sur-Sambre über Thuin und Abbaye de Lannes auf Marchienne-au-pont.

„Die vorderen Colonnen eines jeden Corps brechen halb drei Uhr des Morgens auf. Marchienne muß um 9 Uhr besetzt, die Sambre bis Mittag überschritten, die ganze Armee an diesem Tage jenseits derselben sein." —

Napoleon hatte sich dafür entschieden, den ersten Angriff gegen die Preußen zu richten und Blücher die erste Schlacht zu liefern. „Bei den Berechnungen," — heißt es in der auf St. Helena unter Napoleons Augen verfaßten Geschichte des Feldzuges von 1815 — „gegen wen der erste Angriff zu richten sei, mußte der Charakter der beiden Oberbefehlshaber von entscheidendem Gewicht sein: die Husarennatur des Generals Blücher, seine Thätigkeit, sein entschiedener Charakter, contrastirten sehr mit dem umsichtigen Charakter, der langsamen und methodischen Art und Weise des Herzogs Wellington. Auch war vorauszusehen, daß die preußische Armee die zuerst vereinigte sein, sowie auch mehr Entschiedenheit und Pünktlichkeit zeigen würde, wenn es gelte, seinem Verbündeten zu Hülfe zu eilen. Und wenn Blücher nur zwei Bataillone beisammen gehabt hätte, würde er sie zur Unterstützung der Engländer verwendet haben, während man denken konnte, daß Wellington, bevor er nicht seine ganze Armee versammelt gehabt hätte, die Franzosen nicht angreifen würde, um Blücher

frei zu machen. Alle diese Gründe entschieden dafür, den ersten Angriff gegen das preußische Heer zu richten."*)

Die hohen Ufer der Sambre bei Thuin und das vielfach durchschnittene Terrain boten einem umsichtigen General, dem ein ganzes Armeecorps zur Verfügung gestellt war, vortreffliche Gelegenheit dar, den Feind aufzuhalten. Den Brigadechefs der 1. und 2. Brigade, den Generalen Steinmetz und Pirch II., ist von vielen Seiten der Vorwurf gemacht, ihre Stellung zu früh aufgegeben zu haben; die ihnen von dem commandirenden Generale des ersten Armeecorps ertheilte Instruction spricht sie frei von jeder Verantwortlichkeit. Man wird sehr an die Zopf-Dispositionen von Braunschweig und Hohenlohe vor der Schlacht von Jena erinnert, wenn man die Instruction liest, welche der General Ziethen (5. Juni) an den Commandeur der 2. Brigade, General Pirch II., erließ. Es heißt darin: „1. Da die Brücken über die Sambre von Stein sind und nicht ruinirt werden können, auch nicht mit Geschütz besetzt werden sollen, muß sich die Vertheidigung auf ein wirksames Tirailleurfeuer einschränken." Dem Commandeur des Füsilier-Bataillons des 1. westpreußischen Infanterie-Regiments wird aufgegeben, das Städtchen Marchienne zu vertheidigen. Die Instruction läßt sich auf so viele, sich von selbst verstehende, Einzelheiten ein, als wäre sie für einen ganz neugebackenen Unterlieutenant bestimmt. „Da," heißt es darin, „das Bataillon sich nicht ohne Verbindung mit der 1. Brigade von der Sambre zurückziehen kann, so wird ein berittener Officier zum Oberst v. Hoffmann (Brigadechef) nach Fontaine l'Evêque geschickt, der fleißig hin- und herreitet und dem Commandeur des Bataillons Nachricht bringt, welche Maßregeln die 1. Brigade nimmt und wenn eher dieselbe sich hinter den Pietonbach zurückzieht u. s. w."**) Da selbst das, die Vorhut bildende, erste Armeecorps bis zur Ankunft des Kaisers und dem Aufbruch des feindlichen Heeres in sehr weitläufigen Cantonnirungen zerstreut lag, glaubten unsere commandirenden Generale durch Aufstellung von Lärmkanonen hinreichend dafür gesorgt zu haben, die Regimenter in kurzer Zeit auf den, einem jeden bestimmten, Alarmplätzen beisammen zu haben. Auch diese Instructionen schmecken noch sehr nach

*) Campagne de 1815, écrit à St. Hélène. Berlin 1819.

**) Unterzeichnet ist diese Instruction von dem Generalstabs-Officier der 2. Brigade, Hauptmann Decker. Sie enthält aber so ausführliche Vorschriften über das Aufgeben einer sehr wichtigen Position, daß sie nicht ohne Genehmhaltung des commandirenden Generals erlassen werden durfte. Ausführlich mitgetheilt im Milit.-Wochenblatt 1846 Nr. 5. S. 19.

„Zopf". In der für den Artillerieposten bei Mont-sur-Marchienne heißt es: „Dieser Artillerieposten von 2 Kanons ist dazu bestimmt, 3 Signalschüsse zu thun, sobald der Feind wider Vermuthen unsere Vorpostenchaine durchbrechen und die Cantonnirungen der Brigade bedrohen sollte. Zu gleichem Zweck sind 2 Kanons von der 1. Brigade bei Fontaine l'Evêque postirt und da dieselben der französischen Grenze näher stehen, als die von Mont-sur-Marchienne, so ist es wahrscheinlich, daß der Alarm von dort aus gegeben wird. In diesem Falle müssen die Signalschüsse ohne Verzug bei Mont-sur-Marchienne wiederholt und dadurch der Alarm auf der Seite nach Charleroi und Châtelet verbreitet werden."

Der sehr leicht mögliche Fall, der auch wirklich eintrat, daß der Wind den Schall nach gerade entgegengesetzter Richtung tragen könne, so daß man in einer Entfernung von nur funfzig oder hundert Schritten vom Schuß nichts vernahm, war außer Acht gelassen. Dagegen wurde der Artillerieposten verantwortlich gemacht, keinen unnützen Alarm zu machen, damit das Armeecorps nicht unnützer Weise alarmirt werde. „Die 3 Schüsse," so lautet die vom General Pirch II. unterzeichnete Instruction, „müssen in regelmäßigen Pausen von einer Minute Zwischenzeit gegeben werden; die Kugeln werden abgebunden und starke Verschläge gebraucht. Die Kanonen bleiben jederzeit abgeprotzt und geladen."

Die Anhäufung der feindlichen Truppen auf dem rechten Ufer der Sambre seit dem 13. Juni, die Ankunft des Kaisers und dessen Kundschaftsritt am 14., sowie die bereits an diesem Tage begonnene Bewegung des französischen Heeres entging der Wachsamkeit unserer im Vorpostendienst wohl eingeübten Truppen nicht, und hätten unsere General-Lieutenants so gut auf ihren Dienst gepaßt als unsere Lieutenants, es würde am 15. und 16. besser um uns gestanden haben. Bei dem Lieutenant Ludwig (früher bei dem Lützowschen Corps), welcher auf dem äußersten Vorposten in Thuin mit einiger Mannschaft des 5. westphälischen Landwehr-Regiments stand, meldete sich am 14. ein französischer Sergeant-Major, von Geburt ein Schweizer, als Ueberläufer, welcher die erste zuverlässige Nachricht brachte, daß Napoleon bei dem Heere angekommen sei, daß er an diesem Tage die Linie der Vorposten beritten, und als er durch sein Fernrohr ihm gegenüber die preußische Landwehr an ihren Mützen mit dem Kreuz erkannt, ausgerufen habe: „Pauvre Landwehr! demain tu ne

seras plus!"*) An dergleichen Ueberläufern fehlte es nicht; der General Steinmetz, der in einem Privatbriefe vom 14. Juni 1815 wegen der bei dem französischen Volk getheilten Meinung für den bevorstehenden Kampf das Beste erwartete, fügte hinzu: „auch werde ich dies hier am besten durch die Menge ankommender Deserteure gewahr. Heute sind allein schon zehn Mann angekommen und alles Linientruppen." —

Dem General Ziethen meldete General Steinmetz aus Fontaine l'Evêque um 12 Uhr Nachts den 13. Juni außer der Ankunft Napoleons, seiner Garden und des zweiten Armeecorps in Maubeuge, daß Mittags 1 Uhr vier feindliche Bataillone aus Solre-sur-Sambre über den Fluß gegangen und in Merbes le Château so stark lägen, daß 2 Compagnien auf ein Haus angewiesen seien, und zwar alles Truppen von den besten Jäger-Regimentern. „Ich zweifle nun nicht," heißt es am Schlusse der Meldung, „daß die Aussagen eines Sergeant-Major, den ich Ew. Excellenz überschicke, wahr sind, nach welchen wir heut oder morgen angegriffen werden sollen und ich habe darum die Vorposten das Gewehr zur Hand nehmen lassen und befohlen den Tag zu erwarten. Morgen ist der Jahrestag von Marengo."

Nicht allen Ueberläufern wurde ein gleiches Vertrauen geschenkt; oft freilich wurden gerade diejenigen als Verräther behandelt, welche in ehrlichster Absicht zu uns kamen. „Die Aussagen der Deserteure" — meldet Steinmetz an Ziethen — „sind vorläufig schnell aufgenommen und bitte Ew. Excellenz mir solche zurückschicken zu lassen. Ob der Tambour-Major keine Canaille ist, lasse ich dahingestellt sein; ich habe ihn darum noch die Nacht fortgeschickt."

Auch von dem Befehlshaber der 2. Brigade, General Pirch II., ging die Meldung von der Ankunft Napoleons ein. „Nach den so eben von den Vorposten eingegangenen Nachrichten," schreibt er aus Marchienne den 14. Juni an den General Ziethen, „hat sich die französische Armee in der Gegend von Beaumont und Merbes le Château zusammengezogen und soll morgen den 15. uns bestimmt angreifen wollen. Die Armee soll 150,000 Mann stark sein und unter dem Befehl des Generals Vandamme, Jerome Bonaparte und eines anderen vornehmen Generals stehen . . . . Ein Schweizer Deserteur sagt so eben: Napoleon habe vorgestern bei Rocroy Revue gehalten und wäre von Alt und Jung mit lautem, an Wahnsinn grenzendem Jubel empfangen worden."

*) Arme Landwehr! Morgen ist's aus mit dir!

Sehr zuverlässige Nachrichten gingen den preußischen Vorposten durch Anwohner der Grenze zu. In Dampremy erhielt man am 14. Juni des Abends durch einen Bauer die Nachricht, Napoleon sei bei der französischen Armee angekommen und werde morgen angreifen und dieselbe Nachricht brachten flüchtige Landleute in die hintersten Cantonnirungen, namentlich in die Commune Gouy la Haye, wo sie ihr Vieh in Schutz bringen wollten, welches sie bei den Preußen besser, als bei ihren eigenen Landsleuten verwahrt glaubten.

Der Kaiser erließ am 14. Juni Nachmittags die für den Beginn der Feindseligkeiten am nächsten Morgen nöthigen Befehle. Wie alle Dispositionen Napoleons den großen Feldherrn kennzeichnen, so auch diese; kurz und bündig ist jede Anordnung, auch wenn sie bis in das Einzelne geht, abgefaßt. Da weiß ein Jeder, woran er sich zu halten hat, und der Kaiser ist sicher: wie er es spricht, so geschieht's!

„Die leichte Cavallerie-Division des Generals Domont wird um 3½ Uhr des Morgens aufsitzen und sich auf der Straße gegen Charleroi vorbewegen; nach allen Richtungen sollen Reitertrupps, die zum wenigsten eine Stärke von 50 Mann haben, die Gegend durchstreifen und sie von feindlichen Posten reinigen.

„Zu gleicher Stunde wird der General-Lieutenant Pajol das erste Cavalleriecorps versammeln und der Bewegung des Generals Domont, der seinen Befehlen untergeordnet ist, folgen. Die zwei Divisionen seines Corps halten sich stets geschlossen und machen keine Entsendungen, welche der voraufmarschirenden 3. Division überlassen bleiben. Domont nimmt seine Artillerie nicht mit; sie wird hinter dem ersten Bataillon des dritten Armeecorps bleiben.

„General-Lieutenant Vandamme läßt 2½ Uhr Reveille schlagen und eine halbe Stunde darauf sein Corps sich gegen Charleroi in Marsch setzen. Alle Wagen und Bagagen fahren weiter zurück auf und folgen erst dann, nachdem das sechste Corps und die kaiserlichen Garden an ihnen vorüber gegangen sind.

„Die Feldspitäler und Batterien folgen den Divisionen; jeder andere Wagen, der sich zwischen den Colonnen befindet, wird verbrannt.

„Der Graf Lobau wird um 3½ Uhr Reveille schlagen, um 4 Uhr sein Corps abmarschiren lassen. Es ist bestimmt, den Grafen Vandamme zu unterstützen. Was für die Marschordnung des dritten Corps bestimmt ist, gilt auch für das sechste.

„Die junge Garde bricht um 5 Uhr auf und folgt dem sechsten Armeecorps.

An sie reihen sich zunächst die Gardejäger zu Fuß; sie schlagen um 5 Uhr Reveille und brechen um 5½ Uhr auf. Eine halbe Stunde danach folgen die Gardegrenadiere zu Fuß. Den zuvor bestimmten Anordnungen in Hinsicht auf Wagen und Bagage hat auch die Garde nachzukommen.

„Marschall Grouchy wird 5½ Uhr das an der Straße zunächst liegende Cavalleriecorps aufsitzen lassen, um die Bewegungen des Centrums zu begleiten. Die zwei übrigen Cavalleriecorps folgen eines dem anderen nach einer Stunde Zwischenzeit. Ihr Marsch muß auf Seitenwegen geschehen, um nicht auf der Hauptstraße Ueberfüllung zu veranlassen.

„Graf Reille hat 2½ Uhr Reveille schlagen zu lassen, um 3 Uhr bricht sein Corps auf, um sich nach Marchienne zu bewegen. Um 9 Uhr muß dieser Ort besetzt sein. Alle Brücken werden besetzt und verhütet, daß Niemand passire. Der Graf hat seinen Marsch zu beschleunigen, um dem Feinde zuvorzukommen, damit die Brücken, besonders jene von Marchienne, über die er wahrscheinlich zu debouchiren haben wird, nicht früher zerstört werden können. Sollten sie beschädigt sein, so sind sie augenblicklich auszubessern.

„Während des Marsches wird der General Reille von den Landleuten alle möglichen Nachrichten von der Stärke und Stellung des Feindes einholen. Er wird deswegen auch zu Thuin und Marchienne die auf der Post befindlichen Briefe in Empfang nehmen, sie öffnen und dem Kaiser das Bezughabende wissen lassen.

„Graf Erlon läßt das erste Armeecorps um 3 Uhr abmarschiren. Er folgt der Bewegung gegen Charleroi und sucht baldmöglichst die linke Flanke des zweiten Corps zu gewinnen, um es zu sichern und nöthigenfalls zu unterstützen. Eine Cavallerie-Brigade wird die Verbindung mit Maubeuge unterhalten und durch Entsendungen auf der Straße von Binche und Mons, die übrigens die Grenze nicht überschreiten und sich überhaupt in Nichts einzulassen haben, Nachrichten über den Feind einziehen. Der Graf wird Thuin durch eine Division besetzen, die Brücke, sollte sie beschädigt sein, herstellen und ohne Verzug einen Brückenkopf auf dem linken Ufer ausführen lassen. Dasselbe soll an der Brücke geschehen, die neben der Abtei d'Almes über die Sambre führt.

„Das vierte Armeecorps (Moselarmee) hat heut den Befehl erhalten, vor Philippeville Position zu nehmen. Ist diese Bewegung ausgeführt, und sind die Divisionen vereinigt, so wird General Gérard um 3 Uhr gegen Charleroi

aufbrechen, vor welchem Orte er mit dem dritten Corps ungefähr zu derselben Zeit anlangen wird. Zur Rechten hat der General das Terrain vollkommen zu reinigen und alle Debouchéen gegen Namur durchstreifen zu lassen. Sein Corps wird in Schlachtordnung marschiren. Alle Bagagen bleiben in Philippeville. Der General-Lieutenant l'Héretier hat die 14. Reiterdivision zu befehligen, ihn nach Charleroi zu begleiten, dort aber sich an das vierte Corps anzuschließen.

„Die General-Lieutenants Reille, Vandamme, Gérard unterbrechen ihre gegenseitige Verbindung nie und trachten in Masse und vereinigt vor Charleroi anzukommen. Bei ihren Avantgarden sollen sich Officiere, die des Flämischen kundig sind, befinden, um überall Nachrichten einzusammeln; diese Officiere haben sich für Führer von Streifpartien auszugeben und des Abmarsches der Armee nicht zu erwähnen.

„Bei jedem Armeecorps marschiren nach dem ersten leichten Infanterie-Regimente sämmtliche Sappeurs, um die Straßen auszubessern, die Seitenwege tauglich zu machen und Brücken über die Gewässer zu legen, welche die Wege durchschneiden. Stößt man auf den Feind, so werden diese Truppen nicht in's Gefecht gebracht.

„Die Garde zu Pferde bricht um 8 Uhr nach Charleroi auf. Der Kaiser ist auf der Hauptstraße bei der Avantgarde zu finden. Die General-Lieutenants werden Sorge tragen, daß Se. Majestät durch öftere Meldungen sowohl von ihren Bewegungen, als von den eingezogenen Erkundigungen schnelle Kenntniß erlange. Er theilt ihnen mit, daß seine Absicht dahin gehe, vor Mittag die Sambre passirt zu haben und heut noch die ganze Armee auf das linke Ufer zu bringen.

„Ueber die Sambre werden drei Brücken geschlagen. Die Bagagen haben stets 3 Stunden hinter der Armee zu bleiben und setzen über die Sambre nicht ohne ausdrücklichen Befehl des Major-Generals. Kein Wagen darf ohne Erlaubniß des General-Wagenmeisters, dem 50 Gensdarmes beigegeben sind und der für die Ordnung verantwortlich bleibt, aus der Reihe herausfahren."

Im Wesentlichen wurden die vorgeschriebenen Marschrichtungen ausgeführt. Sämmtliche Armeecorps brachen vor Tagesanbruch auf, überschritten die Sambre noch vor Mittag, so daß der linke Flügel über Thuin seine Richtung nach Marchienne nahm, das Centrum in Charleroi eindrang; nur der rechte Flügel erhielt die veränderte Bestimmung, auf Châtelet zu marschiren. Der Kaiser

hielt die hundert Fäden der einzelnen Abtheilungen an einer einzigen Schnur in sicherer Hand.

Nicht also stand es auf Seiten des preußischen Oberbefehls. Am 13. Abends war man in dem Hauptquartiere Ziethens in Charleroi ganz genau davon unterrichtet, daß Napoleon mit zwei Corps in Maubeuge wäre, daß ansehnliche Kräfte bei Solre-sur-Sambre über den Fluß und bis Sart la Bussière an der Grenze 1¾ Meile von Binche gegangen; in der Nacht zum 14. hatte man gewaltige Biwachtfeuer bei Beaumont und Valcourt gesehen. „Die bestimmtesten Nachrichten über die Nähe des Feindes waren da, doch ließ man unglaublicher Weise die vorderen Truppen der 1. und 2. Brigade des ersten Armeecorps (Ziethen), trotz aller Vorstellung höherer Officiere, in ausgedehnten Quartieren hinter den, von jenseit Binche über Thuin bis Gerpinnes aufgestellten, Vorposten. Gegen 4 Uhr Morgens am 15. fielen die ersten Schüsse bei den Vorposten. Der General Ziethen, welcher sein Hauptquartier in Charleroi hatte, war von den Absichten des Feindes vollständig unterrichtet. Die hinter der Vorpostenkette cantonnirenden preußischen Truppen waren schon am frühesten Morgen in ihren Quartieren zu den Gewehren getreten. Da erklärte General Ziethen — von seinem Ahnherrn aus Friedrichs Zeit war kein Blutstropfen in ihm — „man müsse die Angriffsmaßregeln des Feindes sich weiter entwickeln lassen;" worauf die Truppen den Befehl erhielten, bis auf weitere Meldungen von den Vorposten in ihre Quartiere zurückzumarschiren und sich auf das erste Signal zum Ausrücken bereit zu halten." —

Die Meldung Ziethens (vom 14. Abends 10 Uhr) an Blücher von dem Erscheinen des französischen Heeres erhielt dieser in Namur 11 Uhr, worauf er an Ziethen, mit Beziehung auf eine bereits unter dem 2. Mai gegebene Instruction, befahl: „das erste Armeecorps zieht sich vor der Uebermacht fechtend nach Fleurus zurück." Demgemäß erließ der General Ziethen am 15. Juni des Morgens 8 Uhr, nachdem die Vorhut an verschiedenen Punkten bereits 3 Stunden lang im Gefecht war, an den Chef der 1. Brigade den Befehl: „das Terrain nach Maßgabe des Vorrückens des Feindes langsam gegen Fontaine l'Evêque zu räumen, indem es nicht die Absicht sei, sich in einzelne hartnäckige Gefechte einzulassen. Der rechte Flügel ist so weit vorzunehmen, als das Vorbringen des Feindes es erfordert. Ew. Excellenz ziehen sich sodann mit der Brigade in gleicher Höhe mit dem General v. Pirch II. (Chef der 2. Brigade)

bis Courcelles und wird es erfordert, daß General Pirch Marchienne räumen muß, so treten Sie gemeinschaftlich mit demselben ihren Rückzug an, nämlich die 1. Brigade in die Position hinter Gosselies und die 2. Brigade hinter Charleroi."

Da ein ausdrücklicher Befehl aus Blüchers Hauptquartier, wie schon erwähnt, die Zerstörung der steinernen Brücken über die Sambre, sowie die Vertheidigung derselben durch Geschütz untersagt hatte, die Anlegung von Verschanzungen, Brückenköpfen, Barrikaden nirgend befohlen war, so stellten sich dem Feinde keine besonderen Schwierigkeiten bei dem Uebergange über die Sambre entgegen. Außerdem hatte in dieser Jahreszeit das Flüßchen viele seichte Stellen, welche oberhalb Thuin einzelne feindliche Abtheilungen durchwatet hatten.

Von dem Zuruf der Lärmkanonen, worauf Ziethen die entfernteren Abtheilungen angewiesen hatte, war wenig oder nichts vernommen worden. Der Major v. Arnauld, welcher aus dem holländischen Hauptquartiere St. Symphorien am 15. Juni nach Charleroi ritt, theilt uns mit: „Auf meinem Rückwege von St. Symphorien fand ich die, aus dem Brigade-Quartier mittlerweile beorderten, Truppen der Brigade einzeln aus ihren verschiedenen Cantonnements marschirend auf dem Wege nach Courcelles. Man hörte keinen Alarmschuß, es herrschte hier der tiefste Friede." Andere Posten hatten die ersten Alarmschüsse vernommen und hatten sich nach den ihnen angewiesenen Sammelplätzen begeben. „Während unseres Marsches am 15. des Morgens 9 Uhr" — so lautet der Bericht eines Officiers des 6. Ulanen-Regiments — „hatte sich der Himmel umzogen und jetzt fiel wohl eine gute Stunde lang ein dichter Nebelregen, der die Forttragung des Schalles hemmte und nur einzelne Schüsse hin und wieder und sehr schwach hören ließ."

Da General Ziethen nicht für die unerläßlich feste Verbindung der, unter seinem Befehl stehenden, vier Brigaden gesorgt, kam es an verschiedenen Punkten zu einzelnen Gefechten, wobei es weniger dem General-Commando und den Brigadechefs, als vielmehr einzelnen Compagnie- und Schwadronführern zu danken war, daß wir uns noch leidlich aus der Affaire zogen. Ziethen war am 14. von der Stärke des übermächtigen Feindes und von dem, am nächsten Morgen bevorstehenden, Angriff, auch auf welchen Punkten derselbe statthaben würde, genau unterrichtet; ein Rückzug in geschlossener Ordnung wurde durch das durchschnittene Terrain begünstigt; statt dessen wurden die Truppen bei

Thuin, Charleroi, Gosselies und Gilly in hartnäckige Gefechte, welche von des Morgens 3 Uhr bis des Abends 8 Uhr währten, verwickelt. Das erste Armeecorps hatte in den Gefechten des heutigen Tages 1200 Mann verloren; einige Bataillone waren so zusammengeschmolzen, daß aus zweien eins gebildet wurde. Nicht aber nur am Leib, auch an der Seele war durch so ungeschickte Führung dem Heere großer Schaden zugefügt worden. Dieser erste Schlag veranlaßte um so größere Niedergeschlagenheit, als durch die Reihen der Soldaten bis auf den letzten Tambour die Rede ging, daß nur die schlechte und ungeschickte Führung so viele brave Kameraden ganz unnützer Weise geopfert habe. Was uns vor noch größerem Verluste bewahrte, war, daß Napoleon unseren Feldherren mehr Geschick und Talent zutraute, als sie besaßen. Ihm konnte es gar nicht in den Sinn kommen, daß nicht bereits am 15. Blücher mit seinem gesammten Heer zu seinem Empfange bereit stehen werde. Gegen Wellington mußte er ebenfalls auf seiner Hut sein, so daß er die heut so leicht errungenen Vortheile nicht mit jenem Nachdruck, welcher ihm sonst eigen war, benutzte. Ebenso zeigten seine Generale und Marschälle nicht mehr den früheren Unternehmungsgeist. „Dadurch, daß der linke Flügel der Franzosen nach Marchienne, der rechte unterwegs nach Châtelet, beide auf schlechten Wegen geführt wurden, und daß im Centrum das Corps Vandamme zu spät aufgebrochen war, verlor Napoleon drei kostbare Stunden, den halben Feldzug. Napoleon machte hierauf Halt bei Lambusart vor dem kaum noch eine halbe Meile entfernten Fleurus mit 2 Armeen, 2 Cavalleriecorps, blos weil rechts Gérard mit dem vierten Corps noch nicht eingetroffen war und weil er Blücher mit der ganzen preußischen Armee vor sich zu haben glaubte. Von Lambusart kehrte er nach Charleroi zurück, wo er Nachtquartier nahm."

Wellington war ebenso genau, wie Blücher, von der Ankunft Napoleons bei seinem Heer am 13. Juni unterrichtet; er blieb jedoch ruhig in Brüssel und schrieb ja noch am 15. den oben mitgetheilten Brief an den Kaiser von Rußland, worin er seine Ansicht dahin ausspricht, daß Napoleon nicht zum Angriff vorgehen werde. Dergleichen Bornirtheiten traute Napoleon dem vielerfahrenen Wellington nicht zu und traf daher Maßregeln, um bei dem Vorgehen gegen die Preußen seinen linken Flügel gegen ein zur Hülfe anrückendes englisches Corps zu schützen. Hiermit beauftragte er den Marschall Ney, welcher 4 Uhr Nachmittags den Kaiser hinter Charleroi traf und von ihm Befehl er-

hielt, mit dem zweiten Corps und der leichten Gardecavallerie ungesäumt auf Quatrebras vorzudringen, Alles vor sich niederzuwerfen und das Vordringen eines englischen Corps von dieser Seite zu verhindern. Ney's Vorhut traf gegen 6 Uhr bei Frasne auf den äußersten linken Flügel der Engländer. Zwei Bataillone Nassauer, welche hier standen, zogen sich zurück und da Prinz Bernhard von Weimar, zu dessen Brigade sie gehörten, mittlerweile noch einige Bataillone herangezogen, und vor und in dem Walde von Bossu bei Quatebras eine feste Stellung eingenommen hatte, sah Ney sich genöthigt, hier um 8 Uhr Halt zu machen.

Das französische Heer nahm am 15. zur Nacht folgende Stellung ein:

Die Reiterei unter Piré, die Infanterie-Division Bachelu und die leichte Gardecavallerie in und bei Frasne.

Zwei Divisionen (Foy und Jerome) von Reille mit Ney bei Gosselies.

Die Division Girard bei Heppignes.

Das erste Corps (Erlon) bei Marchienne.

Vom Centrum stand das dritte Corps (Vandamme) mit der leichten Cavallerie Domont in dem Walde von Fleurus. Das erste Cavalleriecorps bei Lambusart, die Garde zwischen Charleroi und Gilly. Das sechste Corps (Lobau) und das Cavalleriecorps Kellermann noch hinter Charleroi. Vom rechten Flügel blieb das vierte Corps (Gérard) bei Châtelet, wo es erst spät über die Sambre gegangen war, in der Biwacht.

Blücher erhielt Ziethens erste Meldung von dem Angriff des Feindes in Namur am 15. Juni früh 10 Uhr, also lautend:

„Seit $4\frac{1}{2}$ Uhr sind mehrere Kanonen- und jetzt auch (die Zeit ist nicht angegeben) Kleingewehrschüsse auf dem rechten Flügel gefallen. Es ist noch keine Meldung eingegangen; sobald diese eingeht, werde ich nicht verfehlen, sie Ew. Durchlaucht gehorsamst einzureichen. Ich lasse Alles in die Position rücken und wenn es sein muß, bei Fleurus concentriren.

„Charleroi, den 15. Juni 1815. v. Ziethen."

Hierauf antwortet Blücher aus Namur den 15. Juni Morgens 11 Uhr. „Ew. Excellenz ersuche ich, Ihre Bewegungen so einzurichten, daß Sie, wenn es möglich ist, nicht weiter als bis Fleurus heut zurückgehen, da ich morgen in der Gegend von Sombref die Armee zu concentriren gedenke. Ich selbst werde mein Hauptquartier nach Sombref verlegen."

Blücher erließ aus Namur den 15. früh 10 Uhr folgende Marschbefehle:

„Das zweite Armeecorps rückt von Namur nach Onoz (auf dem Wege nach Sombref);

„das dritte Corps von Cinay nach Namur und von da den 16. nach Sombref;

„das vierte Corps den 16. von Hanut nach Sombref."

Blücher und sein Generalstab waren fest entschlossen, am 16. eine Schlacht anzunehmen. Mit Zuverlässigkeit war auf die rechtzeitige Versammlung des Heeres, auf das pünktliche Eintreffen des vierten Armeecorps und auf die Zusage Wellingtons, mit 20,000 Mann uns zu unterstützen, gerechnet; diese drei unerläßlichen Bedingungen eines glücklichen Erfolges blieben unerfüllt und somit konnte die Schlacht schon vor ihrem Beginn für verloren gelten.

Zur Aufklärung über das unerklärliche Ausbleiben Bülows wird Folgendes mitgetheilt:

Den Befehl Blüchers aus Namur vom 14. Juni Nachmittags,*) wonach Bülow sein Corps auf dem linken Ufer der Maas zusammenziehen und alle Anstalten treffen sollte, um Hanut in einem Marsche erreichen zu können, erhielt Bülow in Lüttich den 15. früh.

Ein zweiter Befehl aus dem Hauptquartier Namur, den 14. Juni 1815 Abends 12 Uhr, lautet:

„Ew. Excellenz gebe ich mir die Ehre ergebenst zu ersuchen, das unter Dero Befehl stehende vierte Armeecorps morgen als den 15. d. bei Hanut in gedrängten Cantonnirungen concentriren zu lassen. Die eingehenden Nachrichten machen es immer wahrscheinlicher, daß die französische Armee sich uns gegenüber zusammengezogen hat und daß wir unverzüglich ein Uebergehen zur Offensive derselben zu erwarten haben. ... Bis auf Weiteres bleibt das Hauptquartier des Feldmarschalls Durchlaucht noch in Namur; das Ew. Excellenz dürfte sich wohl am zweckmäßigsten in Hanut befinden und ersuche ich Ew. Excellenz, einen Brief-Ordonnanzposten in Hanrot stellen zu lassen.

Gr. N. v. Gneisenau."

In einem dritten Befehl vom 15. früh 9 Uhr wurde Bülow aufgegeben: „sofort nach Hanut zu marschiren, da der Feind loszubrechen drohe; von Lüttich

*) Nach Grolmanns Vorträgen schon am 13. Juni. Man vergl. Damitz I. S. 70.

aus sollten alle Transporte nicht mehr nach Namur, sondern nach Gembloux dirigirt werden. Blücher bleibe noch in Namur, Bülow werde am besten sein Quartier in Hanut nehmen."

Diesen Befehlen gab Bülow keine Folge; „das vierte Corps verblieb noch am 15. aus unzureichenden Gründen in seinen Quartieren, Bülow selbst in Lüttich."*)

In der gewissen Voraussetzung, daß Bülow den Marsch nach Hanut angetreten habe, sandte Blücher aus seinem Hauptquartier Namur den 15. Juni 1815 Mittags 11½ Uhr nachstehenden vierten Befehl ab.

„Der Feind hat heut Morgen die Feindseligkeiten angefangen und drängt mit Heftigkeit die Vorposten des ersten Corps auf beiden Ufern der Sambre auf Charleroi zurück. Bonaparte ist mit seinen Garden selbst zugegen. Ew. Excellenz ersuche ich daher, sobald Ihr Corps die nöthige Ruhe bei Hanut genossen hat, spätestens morgen früh mit Tagesanbruch aufzubrechen und auf Gembloux zu marschiren, auch mich von der Stunde Ihres Eintreffens genau zu benachrichtigen. Ich werde noch heute mein Quartier nach Sombref verlegen, wohin ich die ferneren Meldungen erwarte. Blücher."

Dieser so hochwichtige Befehl wurde, mit † † (d. h. immer im Trabe) bezeichnet, durch eine reitende Ordonnanz nach Hanut geschickt, indem Blücher mit Zuverlässigkeit darauf rechnete, daß Bülow bereits daselbst eingetroffen sein werde. Bülow aber saß noch ruhig in Lüttich, zwölf bis vierzehn Stunden war sein Armeecorps von der, für den 16. zur Schlacht bestimmten, Aufstellung entfernt. Zu noch größerer Verzögerung hatte die Ordonnanz, anstatt spornstreichs nach Lüttich weiter zu reiten, den Brief an Bülow in Hanut auf der dortigen Bürgermeisterei zur Bestellung an General Bülow, sobald derselbe eintreffen werde, abgegeben; der Brief war liegen geblieben und Bülow erhielt ihn erst des Morgens am 16. in Lüttich und auch jetzt nur durch einen glücklichen Zufall.

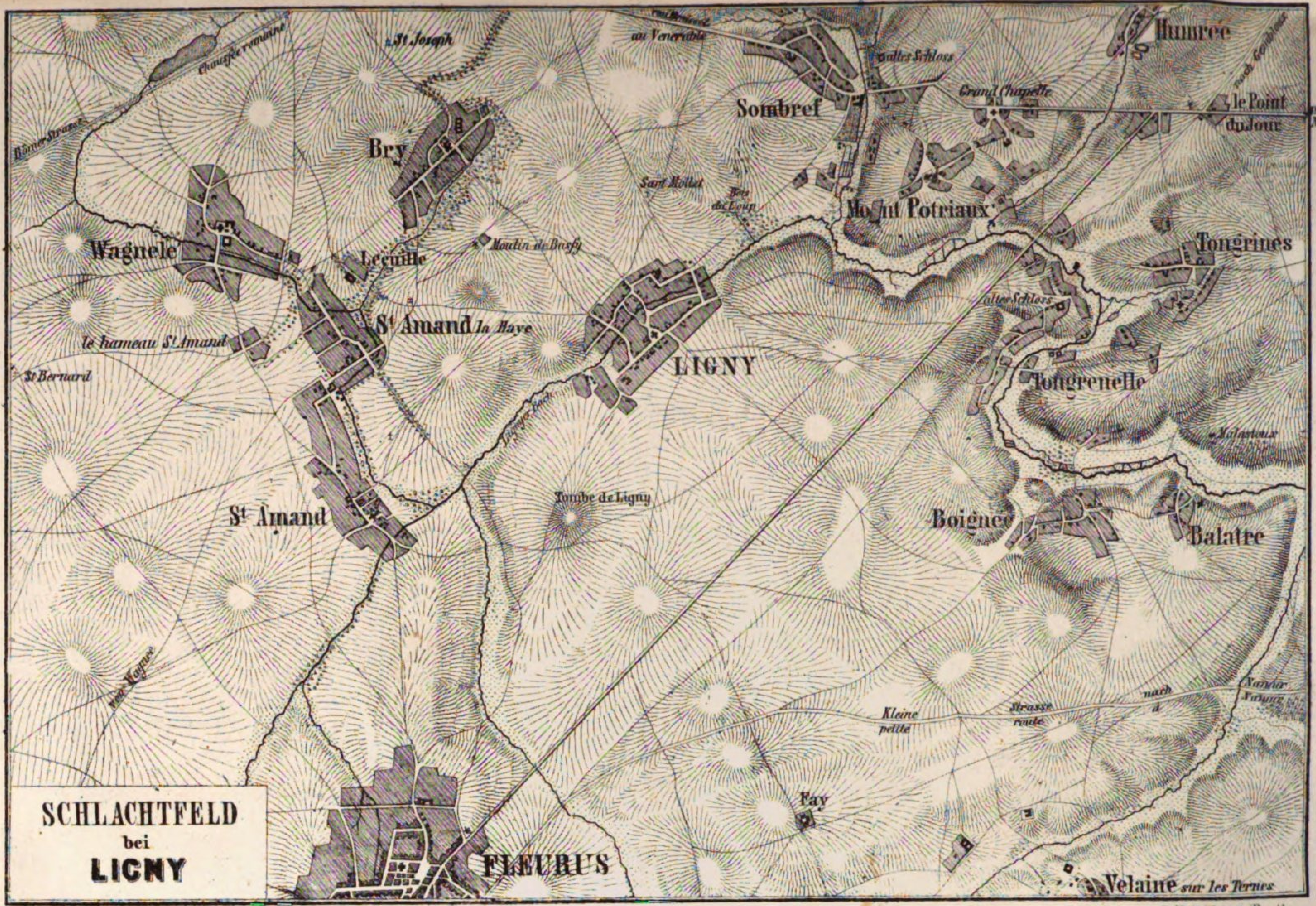
---

*) Hoffmann, Geschichte des Feldzuges 1815. 2. Ausg. S. 15. Diese „unzureichenden Gründe" waren, daß jene Befehle nicht von Blücher, sondern allein von Gneisenau unterzeichnet waren. Bülow hielt die unmittelbare Ausführung dieser, nur von dem Chef des Hauptquartieres unterzeichneten, Befehle nicht für dringend. Er sandte den Rittmeister v. Below in das Hauptquartier Blüchers, welchem er in später Nacht gegen 11 Uhr am 15. in Sombref die Meldung machte, daß das vierte Corps am 16. Mittags in Hanut eintreffen werde.

Blücher war am 15. gegen 3 Uhr Nachmittags von Namur nach Sombref aufgebrochen; als man auf dem Wege dahin den Kanonendonner von der Sambre her vernahm, hielt er es für nöthig, an Bülow eine Eilbotschaft zu senden. Der Feldjäger Roth, ein zuverlässiger Mann und tüchtiger Reiter, erhielt von Blücher, noch bevor man Sombref erreicht hatte, den Auftrag, sofort nach Hanut zu reiten und an den General Bülow mündlich auszurichten: „daß der Feldmarschall morgen bei Sombref eine Schlacht annehmen würde und bestimmt darauf rechne, daß das vierte Armeecorps dazu um 10 Uhr Morgens bei Sombref eintreffe." Es war spät Nachmittag, als der Feldjäger abritt; erst bei einbrechender Nacht (nach 9 Uhr) erreichte er, obschon er tüchtig lostrabte, Hanut. Von den bereits angekommenen Quartiermachern des vierten Armeecorps erfuhr Roth, daß der General die Nacht noch in Lüttich bleiben und erst morgen (den 16.) mit dem Corps in und bei Hanut eintreffen werde. Die Wichtigkeit dieser Nachricht in ihrer ganzen Bedeutung erkennend, schrieb unser Feldjäger sofort an den General Gneisenau, meldete, was er gehört, und fügte ausdrücklich hinzu: „unter diesen Umständen sei es unmöglich, daß das vierte Armeecorps morgen zur Schlacht eintreffen könne." Dieses Schreiben schickte er durch Ordonnanz eiligst nach Sombref und da ihm „zufällig" unter anderen Briefen an den General Bülow auch das Schreiben aus Namur vom 15. Juni 11½ Uhr Mittags zu Gesicht kam, nahm er dasselbe an sich und sprengte mit untergelegten Postcourierkleppern nach Lüttich, welches er, trotz aller Anstrengung, erst bei Sonnenaufgang am 16. erreichte. „Aber mein Gott!" rief Bülow erstaunt, als er die Botschaft vernahm, „warum hat man mich nicht benachrichtigt, daß der Feind schon die Offensive ergriffen hat?" Sogleich wurde Generalmarsch getrommelt und geblasen; das Corps brach auf, allein das Versäumte war nicht mehr nachzuholen.*)

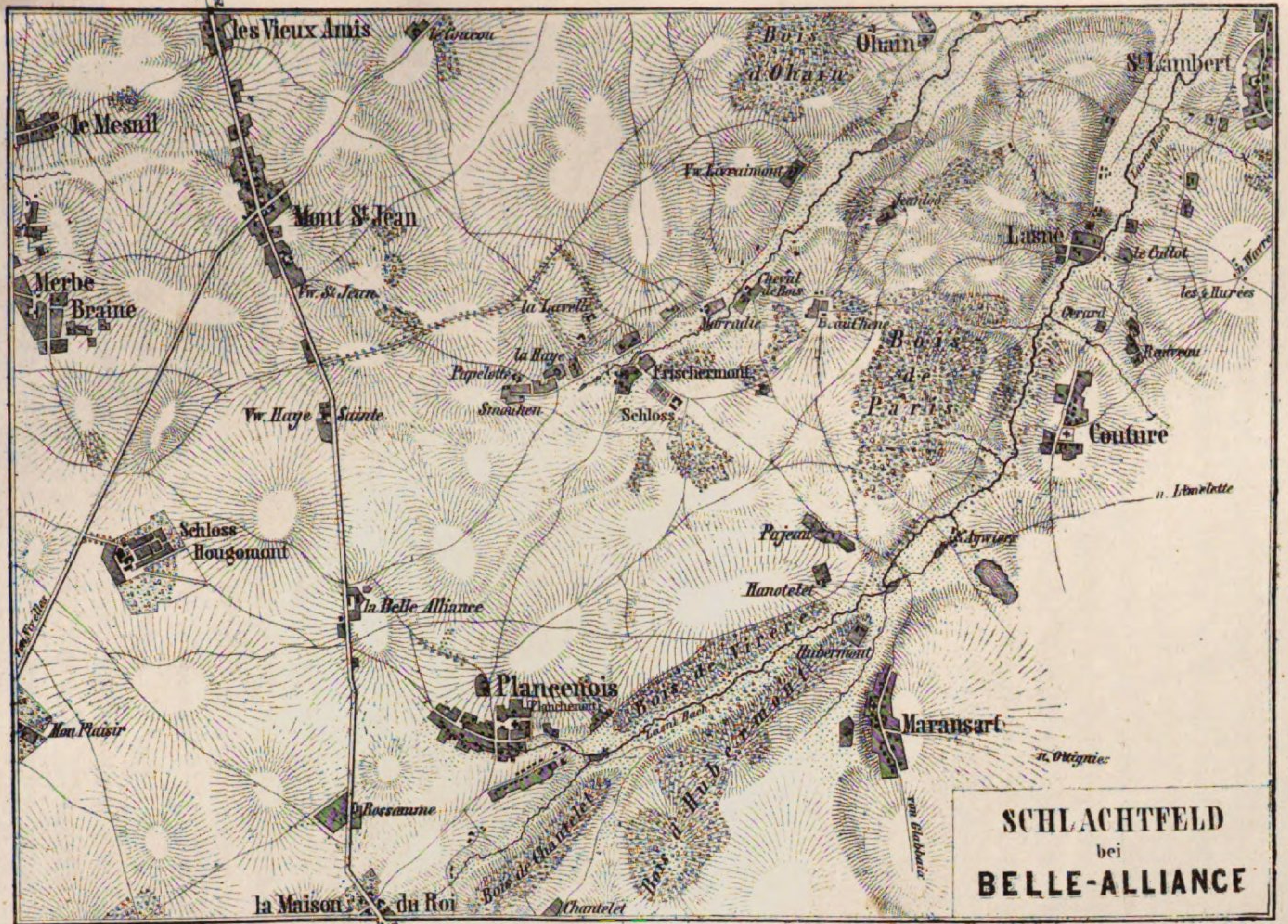
Sich der Unterstützung Wellingtons zu versichern, schickte Blücher den Oberst v. Pfuel den 15. nach Brüssel, um mit dem Feldherrn des englischen Heeres Näheres zu verabreden. Dem preußischen Oberst ward es schwer, an den Herzog zu gelangen, welchen er nach 10 Uhr Abends auf einem glänzenden Balle, den die Herzogin von Richmond ihm zu Ehren veranstaltet hatte, von einer undurchdringlichen Sternenschanze schöner Damen umringt fand. Als es

*) Dem Verf. war der Feldjäger, später Forstmeister, Roth persönlich bekannt.



Verlag von G. Hempel. Berlin.

Lith. Anst. J. Hagelberg Berlin



Lith. Anst. J. Hagelberg Berlin.

Verlag von G. Hempel in Berlin

Pfuel endlich durch des, im englischen Hauptquartier als commandirt anwesenden, Generals v. Müfflings Zudringlichkeit gelang, seine Meldung bei dem Herzoge anzubringen, versicherte dieser mit der Seelenruhe eines Lords auf dem Wollsack, daß Blücher im Irrthum sei, wenn er meine, daß Napoleon den ersten Angriff auf die Preußen machen werde. „Ich bin von Allem wohl unterrichtet und habe meine Maßregeln so getroffen, daß ich in 6 Stunden die Meldung von meinen Vorposten erhalten kann; 8 Stunden sind erforderlich zur Ueberbringung meiner Befehle; 8 Stunden sind dann hinreichend, die Truppen auf dem Schlachtfelde vereinigt zu sehen. Sagen Sie dem Feldmarschall Blücher, der Herzog von Wellington wird 22 Stunden nach dem ersten Kanonenschusse seine Armee nach den eintretenden Umständen bei Quatrebras oder Nivelles concentrirt haben."

Bereits früh 4 Uhr hatte General Ziethen einen Feldjäger an den Herzog v. Wellington nach Brüssel abgeschickt, welcher ihm 11 Uhr Vormittags die Nachricht von dem Angriff der Franzosen auf Thuin überbrachte. Gewiß ist es, daß Wellington erst um 4½ Uhr Nachmittags den 15., nachdem ihm General Müffling die Anzeige Ziethens nochmals vorgelegt hatte: „er werde angegriffen, werde aber nur Schritt vor Schritt zurückgehen, um der Armee Zeit zum Sammeln zu gewinnen," den Befehl erließ, daß sich die Divisionen Perponcher und Chassé noch in der Nacht bei Nivelles (also auch jetzt noch nicht bei Quatrebas) versammeln, auch die Division Alten von Braine le Comte dahin marschiren sollte, jedoch erst bei bestimmt erkanntem Angriff. An die übrigen Brigaden ergingen erst spät am Abend Marschbefehle, nachdem um 10 Uhr Abends von Blücher die wiederholte Meldung eintraf, daß Napoleon die Sambre bei Charleroi überschritten habe.

Nicht ohne Besorgniß war Wellington für Gent. Dem Herzoge von Berry schreibt er aus Brüssel den 15. Juni 9½ Uhr Abends: „Ew. Hoheit beehre ich mich zu benachrichtigen, daß der Feind heute Morgen die preußischen Posten bei Thuin angegriffen hat; er scheint Charleroi zu bedrohen." Dem Herzoge von Feltre giebt er gleichzeitig dieselbe Nachricht mit dem Zusatze, daß er seit 9 Uhr des Morgens keine Nachricht aus Charleroi habe; indessen räth er Ludwig XVIII. sich zur Abreise von Gent fertig zu halten. Eine nach Mitternacht eingehende Meldung des Generals Dörenberg, welcher die Vorposten bei Mons commandirte, berichtete, daß die Franzosen sich rechts gegen die Sambre gezogen hätten

und ihm kein Feind mehr gegenüber stehe. Vornehmlich verdankte man es den eindringlichen Vorstellungen des Herzogs von Braunschweig, welcher Wellington aus dem Ballsaale fortzog, daß er Befehl zum Aufbruch ertheilte.*)

„Welche Verspätung," ruft v. Hoffmann aus,**) „bei so ausgedehnter Cantonnirung! Hielt Wellington auch den Angriff an der Sambre gegen Blücher für bloßen Schein und für den wirklichen den gegen sich von Maubeuge aus auf Soignies, Nivelles und Quatrebras, so mußte er auch für diesen Fall bei der ersten Meldung seine Truppen schleunigst bei Soignies, Nivelles und Quatrebras concentriren, denn beide Angriffe waren sicher gleichzeitig. Es ist, als ob beide Feldherren das Gewöhnlichste versäumen sollten, um nachher Ungewöhnliches zu thun." —

*) Diese Scene hat W. Hensel im Auftrage des Herzogs von Braunschweig in einem großen historischen Gemälde dargestellt.

**) Feldzug 1815, S. 36.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Die Schlacht von Ligny. – Kriegsrath bei Blücher. – v. Reiche's Aufschlüsse über die Wahl des Schlachtfeldes. – Das improvisirte Schlachtfeld eine terra incognita! – Stellung des ersten, zweiten und dritten Armeecorps am 16. Juni. – Napoleon ertheilt dem Marschall Ney Befehl, Brüssel zu besetzen; – er selbst will nachkommen. – Wellington und Blücher halten bei der Windmühle von Bry Kriegsrath. – Müfflings Bericht davon. – Abweichende Berichte über Wellingtons Zusage. – Napoleon giebt Befehl zum Angriff. – Die preußische Aufstellung und mangelhafte Anordnung. – Die Lage und Beschaffenheit der Dörfer Sombref, St. Amand, Wagnelé, Ligny. – Die Schlacht von Ligny besteht aus zusammenhanglosen Dorfgefechten. – Die Schlacht von $2^1/_2$ bis 5 Uhr Nachmittags. – Das 25. Infanterie-Regiment nimmt St. Amand und muß es wieder verlassen. – Die tapferen freiwilligen Jäger in Wagnelé. – Eine Mord- und Todtschlagscene. – Der Major von Witzleben nimmt St. Amand le Hameau. – Die feldflüchtigen Rheinländer und Westphalen. – Der tollkühne Lieutenant Schnelle. – Für die Verwundeten ist nicht gesorgt. – Eine Wanderung über das Schlachtfeld in der Abenddämmerung.



Darüber, daß Napoleon die am 15. errungenen Vortheile am nächsten Tage weiter verfolgen und dem preußischen Heere eine entscheidende Schlacht liefern werde, war man in dem Blücherschen Hauptquartiere nicht im Zweifel; es handelte sich nur darum, ob man, was man am Morgen des 16. noch in seiner Hand hatte, der Schlacht ausweichen oder sie annehmen sollte. Ueber drei Vorschläge wurde im Kriegsrathe verhandelt: 1. Sollen wir uns in

engere Verbindung mit dem englischen Heere setzen? 2. Sollen wir, der Schlacht ausweichend, uns gegen Gembloux zurückziehen, um uns durch unser viertes Armeecorps, welches heut auf dem Schlachtfelde nicht eintreffen kann, zu verstärken? 3. Sollen wir die Schlacht annehmen?

Wie gewichtig auch die Bedenken waren, welche gegen den dritten Vorschlag erhoben wurden, so entschied sich dennoch Blücher, dem das Gewagteste, gleichviel, ob er die knöchernen Würfel über den grünen Tisch oder die eisernen über das Schlachtfeld rollen ließ, immer das Willkommenste war, für die Annahme der Schlacht und Gneisenau stimmte ihm, obschon aus anderen Gründen, bei.

Was zur Annahme der Schlacht und zur Wahl des Schlachtfeldes, als damit in engster Verbindung stehend, geführt hat, darüber erhielten wir durch den Chef des Generalstabes des ersten Armeecorps, General v. Reiche, die zuverlässigste Auskunft.*) Zuvörderst wird daran erinnert, daß Blücher bereits in den ersten Tagen des Mai den Befehl erließ, wonach sämmtliche vier Armeecorps sich bereit halten sollten, sogleich nach Fleurus abrücken zu können, um dort auf jeden Fall die weitere Entwickelung des Feindes abzuwarten. Da weiter keine Andeutung gegeben war, an welchen Punkten die verschiedenen Armeecorps Platz zu nehmen hätten, es jedoch keinem Zweifel unterlag, daß das erste und zweite Armeecorps, als dem Feinde am nächsten, den ersten Stoß würden auszuhalten haben, so verabredeten die commandirenden Generale dieser beiden Corps, Ziethen und Borstell, welcher letztere damals noch das zweite Armeecorps commandirte, für beide Armeecorps eine gemeinschaftliche Aufstellung zu ermitteln. Gemäß der deshalb angestellten Recognoscirung entschied man sich für eine vorläufige Stellung mit dem rechten Flügel an dem Dorfe Ligny und dem sumpfigen Wiesengrunde des Ligny-Baches und mit dem linken Flügel hinter dem Gehöfte la Fay vorbei bis gegen den von den beiden Oertern Baulet und Wenfersee gegen den Ligny-Bach sich hinabziehenden Grund. Die Ausdehnung dieser Stellung betrug gegen 4500 Schritt, welche für beide Armeecorps passend gefunden wurde. Der Fürst Blücher genehmigte die getroffenen Anordnungen; auch war in den späteren Befehlen des Fürsten auf diese Stellung vielfach Bezug genommen.

*) General v. Reiche fand sich durch des Generals v. Hoffmanns Geschichte des Feldzugs 1815 veranlaßt, hierzu „Bemerkungen" Berlin 1849 (nur 24 Seiten) drucken zu lassen, auf welche Hoffmann in einer zweiten Ausgabe 1851 antwortete.

Als nun der 15. Juni erschien und mit ihm der feindliche Angriff zunächst gegen das erste Armeecorps geführt wurde, dieses seinen Rückzug gegen Fleurus nehmen mußte, nahm dasselbe, dort angekommen, die verabredete Stellung ein.

Bereits war die Nacht eingebrochen, ohne daß vom zweiten Armeecorps etwas zu sehen war. Man vermuthete, daß über dasselbe anderweit verfügt sein möchte. Hierüber Gewißheit zu erhalten, zugleich von dem erfolgten Eintreffen des Armeecorps Meldung zu machen, schickte der General Ziethen den Chef seines Generalstabes v. Reiche*) nach Sombref, wo der Feldmarschall Blücher bereits sein Hauptquartier genommen hatte.

Der General Gneisenau, der die Meldung entgegen nahm, erwiderte in Betreff des zweiten Armeecorps, daß dasselbe als wie morgen den 16. eintreffen könnte, dabei bemerkend, daß das dritte Armeecorps erst gegen 3 Uhr Nachmittags zu erwarten sei, dagegen vom vierten Armeecorps noch gar keine Meldung eingegangen sei.

Bei dieser unerfreulichen Eröffnung erlaubte sich Oberst v. Reiche den Vorschlag, über den Ligny-Bach zurückzugehen und sich auf den Höhen von Sombref (Point du jour) aufzustellen und in dieser Position den Angriff des Feindes zu erwarten, oder den übrigen Armeecorps entgegen zu gehen und auf diese Weise die Vereinigung der ganzen Armee zu bewirken. Der General Gneisenau erwiderte hierauf: „daß wir uns in der Lage befänden, die Schlacht annehmen zu müssen, damit die Armee sich vereinigen könne; über den Ligny-Bach zurückzugehen, dürfe keinenfalls geschehen, weil die Engländer solches als den Anfang eines Rückzuges nach dem Rhein ansehen und zu ihren Schiffen nach Antwerpen zurückkehren würden. Unter diesen Umständen müsse das erste Armeecorps die Schlacht annehmen, wenn es auch allein bleiben sollte.“ Auf die Bemerkung, daß die ausgewählte Stellung zwischen Ligny und dem Wenferseer Grunde für ein Armeecorps zu ausgedehnt sei, es daher nachgegeben werden möchte, eine mehr concentrirte Stellung einnehmen zu dürfen, erklärte der General Gneisenau sich mit diesem Vorschlage einverstanden, wobei der eben eintretende General Grolmann noch die Bedingung hinzufügte, daß für den möglichen Fall eines Rückzuges auf die Festhaltung der Römerstraße Bedacht genommen werden müsse.

*) Derselbe, dem wir diese Mittheilung verdanken.

Mit diesem Bescheide kehrte Oberst Reiche zum General Ziethen zurück, den er auf der Tombe de Ligny,*) wo er ihn verlassen hatte, wieder antraf. Es wurde hier für eine Stellung in einem mehr durchschnittenen Terrain, welche die Schwäche unserer Truppen weniger übersehen ließe, auch geeignet sei, das Gefecht länger hinzuhalten, als in einem offenen Terrain, entschieden. In Betracht, daß bei dem drohenden Angriff des Feindes keine Zeit zu verlieren sei, wurde die Gruppe der Dörfer St. Amand, Bry und Ligny mit der Windmühlenhöhe Busy im Mittelpunkte — da wir nichts Besseres hatten — zum Schlachtfelde ausersehen, um so mehr, als dabei das Festhalten der Römerstraße, auch eine leichtere Verbindung mit den Engländern ermöglicht wurde.

Oberst Reiche verfügte sich hierauf wieder nach Sombref, wo der Vorschlag des Generals Ziethen Genehmigung fand. Demgemäß wurde die Disposition dahin gegeben, daß das Dorf Bry den rechten Flügel, das Dorf Ligny den linken Flügel, die Höhe von Busy die Mitte abgeben und St. Amand zur Deckung der Front dienen sollte. Eine in das Einzelne gehende Disposition zu geben, war in dem Drange des Augenblicks nicht mehr möglich und mußten die Details der Anordnungen und in welcher Art sie sich gegenseitig aushelfen und unterstützen könnten, den bezüglichen Brigadechefs überlassen bleiben.

„Wie man sieht" — bemerkt Oberst v. Reiche — „war das Schlachtfeld für die Schlacht am 16. ein völlig improvisirtes und als solches (für Blücher und seinen Generalstab) eine terra incognita, eine ganz unbekannte Landschaft!"

Am 16. im Laufe des Vormittags nahmen die drei Armeecorps, welche nach und nach in sehr erschöpftem Zustande auf den ihnen bezeichneten Punkten eingetroffen waren, folgende Stellung ein:

Erstes Armeecorps, Ziethen:

Die 1. Brigade stand auf dem leicht auffsteigenden Hügelrande zwischen Ligny und St. Amand la Haye, vor der Front lag Groß St. Amand; die Füsilier-Bataillone des 12. und 24. Regiments und das 2. Bataillon des 2. westphälischen Landwehr-Regiments hatten Bry besetzt.

---

*) Grab von Ligny, ein Name verhängnißvoller Vorbedeutung.

Die 2. Brigade stand hinter der ersten, an der Windmühle von Bry. Beide Brigaden hatten Tags vorher im Gefecht gestanden, waren auf dem Rückzuge übel zugerichtet worden und von dem Nachtmarsche erschöpft, ohne daß ihnen an Speise und Trank etwas zur Stärkung gereicht werden konnte.

Die 3. Brigade stand bei dem Bois du Loup (Wolfgehölz) unterhalb Ligny; die 4. Brigade bei Ligny; die Reserve-Cavallerie des Corps hielt zwischen dem Bois du Loup und Bry.

Zweites Armeecorps, Pirch I.:

Die 5. Brigade an dem Anschluß der Römerstraße an die Chaussee von Namur;

Die 6. Brigade hinter der Windmühle von Bry; die 7. und 8. links davon gegen Sombref.

Die Reserve-Cavallerie hinter der Chaussee auf der westlichen Seite von Sombref. Durch Gewaltmärsche aus den zerstreut liegenden Cantonnements am 14., 15. und 16. war die Mehrzahl der Mannschaften in hohem Grade erschöpft.

Drittes Armeecorps, Thielemann:

Die 9. Brigade hinter Mont Potriaux; die 10. bei der Höhe von Tongrines; die 11. und 12. bei Point du jour; die Reserve-Cavallerie links davon. —

Den Gang der heutigen Schlacht durch eine fest bestimmte Anordnung vorzuzeichnen, war dem Feldmarschall Blücher nicht möglich; Alles hing davon ab, auf welchen Punkt der Feind seinen Hauptangriff richten und ob Wellington uns rechtzeitig und kräftig unterstützen werde; beides entschied sich erst in den Mittagsstunden von 12 bis 2 Uhr.

Napoleon hatte sich in Charleroi nur zwei Stunden Schlaf gegönnt. Dem Marschall Ney, den er um 2 Uhr des Morgens (den 16.) nach einer längeren Besprechung entließ, schickte er folgenden schriftlichen Befehl nach: „Der Marschall Ney wird mit dem ersten und zweiten Corps und mit dem zweiten Cavalleriecorps auf Quatrebas gehen, daselbst Halt machen, gegen Brüssel recognosciren, sowie gegen Nivelles, von wo der Feind sich wahrscheinlich zurückgezogen hat. Der Kaiser dirigirt den rechten Flügel, das dritte und vierte Armeecorps und das erste, zweite und vierte Cavalleriecorps, sämmtlich unter Grouchy, zusammen ungefähr 45,000 Mann, auf Sombref; er selbst geht mit den Garden auf Fleurus. Er (der Kaiser) wird den Feind, wo er ihn findet, angreifen

und bis Gembloux die Straße frei machen (éclairer). Er wird 3 Uhr Nachmittags oder am Abend das Weitere bestimmen; der Marschall Ney wird sich dann bereit halten, auf Brüssel zu marschiren; der Kaiser wird ihn mit der Garde von Fleurus oder Sombref aus unterstützen und wünscht er selbst den kommenden Morgen (den 17.) in Brüssel einzutreffen. Der Marschall Ney soll noch diesen Abend (den 16.) aus der Gegend von Quatrebras aufbrechen, im Fall er noch bei Tage Befehl dazu erhält, wo er denn nach Zurücklegung von 3 bis 4 Wegstunden Morgens 7 Uhr Brüssel erreichen wird. Demgemäß möge Ney 6 Divisionen Infanterie bei Quatrebras, 1 Division vorwärts gegen Brüssel, 1 bei Marbois, das dritte Cavalleriecorps, 3000 Pferde, bei dem Anschluß der Römerstraße an die Chaussee von Namur aufstellen."

Eine Stunde später (gegen 10 Vormittags) schrieb Napoleon an Ney, nach erhaltenen Nachrichten zeige der Feind viele Truppen bei Quatrebras. Ney solle deshalb die beiden Infanteriecorps mit dem Cavalleriecorps vereinigen und dort Alles vor sich niederwerfen. Es könnten bei Quatrebras nur (englische) Truppen von Brüssel sein, da Blücher gestern (den 15.) noch in Namur gewesen. Grouchy marschire auf Sombref, der Kaiser gehe nach Fleurus.

Noch bevor Napoleon hier eintraf, hatten seine Truppen Fleurus besetzt und nahmen davor ausgebreitete Stellung. Der Kaiser wurde, wie immer, mit jubelndem „Vive l'Empereur!" begrüßt, welches bis zu unseren Truppen herüberscholl. Ebenso ertönte zu derselben Stunde wiederholter Hurrahruf in unseren Reihen, mit welchem wir zuerst unseren Feldmarschall Vorwärts und bald darauf auch Wellington begrüßten.

Die Anhöhe von Busy, genau zwischen Bry und Ligny gelegen, gewährt einen freien Ueberblick des Terrains bis Fleurus und bildet den höchsten Punkt der rückwärts von Ligny sich erhebenden Anhöhe. Von diesem Punkte aus wurde von den Officieren des Blücherschen Generalstabes Napoleon mit seinem Gefolge genau beobachtet, als er von der Windmühlenhöhe de Cendre das vor Fleurus sich ausbreitende Schlachtfeld überblickte.

Die Infanterie der 5. Brigade hatte an dem Gelände und dem Feldrain von Trois-Barettes die Gewehre zusammengestellt und nach angestrengtem Nachtmarsch sich in glühender Mittagssonne zu kurzer Rast gelagert, als bald nach 12 Uhr eine aufwirbelnde Staubwolke und Hufschlag einen Trupp Reiter ankündigte, welcher von Quatrebras her seinen Weg nach der Windmühle von

Bry nahm. Allen vorauf galoppirte spornstreichs, aber ohne Sporen, mit segelnden Armen, vorn übergebogen wie ein Jockey auf der Rennbahn, ein bürgerlich gekleideter Reiter im blauen Oberrock, weißen Beinkleidern, weißer Halsbinde, ohne rasselnden Sarras an der Seite. Nur die Kopfbedeckung konnte für militairisch gelten; sie bestand in einem, wie ein Kahnmodell geformten, niedrigen, schwarzen Klappfilzhut, mit rückwärts niedergebogenem Federbusch von schwarzen Hahnenfedern. An der linken Seitenfläche des Hutes waren verschiedenartige Cokarden angebracht; eine große schwarze bezeichnete den englischen, eine schwarze mit rothem Kreuze den portugiesischen, eine rothe den spanischen und eine orangenfarbene den niederländischen Dienst; im Fluge war der Herzog Wellington erkannt, dem wir ein lautes „Hurrah!" zuriefen.

Nicht minder fabelhaft als sein Anzug erschien den, an das „ordonnanzmäßige" gewöhnten, preußischen Soldaten der Anzug der Begleiter des britischen Feldherrn. Während wir in der ausgepolsterten Uniform mit steifer Halsbinde und steifem Kragen, „in drangvoll fürchterlicher Enge eingekeilt", aushalten mußten zum Ersticken, ritten die Engländer mit aufgeknöpfter Uniform, losem seidenen Halstuch, mit elastischer Feldbinde, an der Seite einen Kindersäbel, der nicht wie die unsrigen in eiserner Scheide dem Pferde die Schenkel zerschlug. Gegen die brennenden Sonnenstrahlen suchten einige durch Fächer und Schirme aus Blättern, andere durch Sonnen- und Regenschirme sich zu schützen.

Wellington hatte des Morgens (den 16.) 5 Uhr Brüssel verlassen und war um 11 Uhr in Quatrebras eingetroffen. Hier erst erfuhr er, daß General Ziethen mit dem ersten Armeecorps schon seit gestern Mittag die Sambre verlassen, Napoleon solche bei Charleroi und Marchienne überschritten habe und nach den Gefechten diesseits und bei Gosselies Abends gegen Quatrebras vorgedrungen sei.

Die Veranlassung zu der Besprechung Wellingtons mit Blücher war folgende. „Um 12 Uhr Mittags (den 16.) vor Frasne den Feind beobachtend" — berichtet General Müffling — „mußten wir annehmen, Napoleon hat mit der Colonne des rechten Flügels bei Fleurus und mit der des linken in der Gegend von Gosselies zugebracht. Er wird diese beiden Flügel zum Angriff auf Blücher vereinigen. Was sich bei Frasne befindet, ist unbedeutend. — Diese Betrachtung drängte mir den Wunsch auf, der Herzog möchte sofort den Befehl zum Vorrücken nach Frasne ertheilen; allein die Frage, ob Blücher die Schlacht

annehmen werde, war immer noch nicht gelöst, denn es hing nicht allein vom Zustande des Corps von Ziethen ab, sondern auch von der Vereinigung sämmtlicher vier preußischen Corps. —

„„Kommen Sie, wir reiten zu Blücher,““ sagte Wellington zu mir, „„dort gewinnen wir eine klare Ansicht.““

„Wir fanden den Fürsten Blücher an der Windmühle von Bry, entschlossen, die Schlacht anzunehmen, obgleich das Corps von Bülow noch fehlte. Napoleon war bereits im Vorrücken von Fleurus begriffen. Von seinem linken Flügel, welcher die Nacht in Gosselies zugebracht haben mußte, hörte und sah man nichts. Es blieb daher völlig ungewiß, ob Napoleon sich zum Angriff des rechten Flügels, des Centrums oder des linken Flügels der preußischen Armee concentriren werde.... Wie der Herzog die Sache ansah, weiß ich nicht, indeß schlug er vor, mit der englischen Armee auf Frasne vorzurücken und bei der Schlacht in der Richtung gegen die Römerstraße sich an die preußische Armee anzuschließen. Ich erwartete, daß dieser Vorschlag angenommen werden würde; allein der Wortführer, General v. Gneisenau, unterstützt vom General Grolmann, trat dem Herzoge mit der bestimmten Ansicht entgegen, daß Napoleon den linken preußischen Flügel angreifen werde und daß die, von ihm, dem Herzoge, vorgeschlagene Bewegung so viel Zeit erfordere, daß sie der Absicht, die preußische Armee dadurch zu unterstützen, in keiner Weise entspreche. In dem Augenblicke, als dies besprochen wurde, sah man tiefe Infanterie-Colonnen aus Fleurus sich nähern, ohne eine bestimmte Richtung erkennen zu können; dagegen war von der Seite von Gosselies nichts zu gewahren.*)

„Wellington äußerte sich nicht, sondern fragte: „„Nun gut, was wollen Sie, daß ich thun soll?““ worauf Gneisenau äußerte: Alles von Quatrebras auf der Chaussee nach Sombref bis an die Römerstraße marschiren und dort als Reserve für die preußische Armee aufstellen zu lassen. „„Das kann,““ entgegnete Wellington, „„doch nur für den Fall eintreten, wenn ich nicht selbst bei Quatrebras angegriffen werde?““ Dies wurde bejaht. Wellington stieg wieder zu Pferde und ritt im Galopp nach Quatrebras zurück.... Ich verweilte,“ so

*) „Es ist gewiß“ — bemerkt Damitz nach Grolmanns Mittheilungen — „daß der englische Feldherr noch auf dem Schlachtfelde von Ligny, bevor man über die Entwickelung des französischen Heeres Gewißheit hatte, zweifelte, daß der Hauptangriff gegen Blücher geschehen würde.“ (Damitz I. S. 105.)

schließt Müfflings Aufzeichnung, „noch bei Blücher, um gegen Gneisenau und Grolmann meine Ueberzeugung auszusprechen, daß die Divisionen Picton und Herzog von Braunschweig vor Abends 6 Uhr nicht bei Quatrebras eintreffen könnten; daß Wellington angegriffen werden würde und sie daher auf eine Unterstützung von der englischen Armee nicht zu rechnen hätten. Daß Bülow nicht ankommen konnte, war um diese Zeit (2 Uhr Nachmittags) gewiß. Ich holte den Herzog von Wellington ein; wir fanden bei unserer Ankunft in Quatrebras den Marschall Ney bereits dergestalt im Angriff, daß ich dem Fürsten bestimmt melden konnte: der Herzog kann keine Hülfe senden."

Ueber die bei dieser denkwürdigen Zusammenkunft getroffenen Verabredungen, insbesondere über die von Wellington ertheilte Zusicherung, Blücher kräftig zu unterstützen, weichen die Berichte der dabei gegenwärtigen Zeugen in dem wesentlichsten Punkte ab. Müffling will nichts von einer Zusage Wellingtons gehört haben; dagegen berichtet Damitz nach Grolmanns Aufzeichnungen: „Man kam über die Art, sich gegenseitig zu unterstützen, darin überein, daß eine Operation mit allen disponiblen Kräften des Herzogs über Frasne nach Gosselies den Feind in Flanke und Rücken nehmen und seinen Rückzug nach Charleroi bewerkstelligen würde. Jedoch mußte dies Vorrücken mit sehr überlegenen Kräften, wo möglich mit der ganzen englischen Armee geschehen und man mußte bis 4 Uhr Nachmittags den Erfolg dieser Operationen absehen können. Von 5 Uhr an lag es in der Natur der Dinge, daß die Wechselfälle in der Schlacht eintreten mußten, und dann wurde eine directe Unterstützung durch ein englisches Corps vortheilhafter, als eine entfernte Angriffsbewegung. Diese directe Unterstützung dem preußischen rechten Flügel zuzuführen, sollte den eingetretenen Umständen und dem Ermessen des Herzogs überlassen bleiben. — Während dieser Besprechung war die französische Armee über Fleurus vorgerückt. Der Herzog schien jetzt erst die bestimmte Ueberzeugung zu gewinnen, daß Napoleon mit seiner Hauptstärke gegen die Preußen operire. Bis 1¾ Uhr wartete derselbe die völlige Entwickelung des französischen Heeres ab und eilte dann erst zu seinem Heere zurück. Als der Herzog von Wellington die bestimmte Versicherung der Hülfeleistung gab, bediente er sich der Worte: „„Ich bin überzeugt, daß um 2 Uhr so viel Truppen versammelt sein werden, daß ich die Offensive sogleich ergreifen kann."" Nach anderen Ohrenzeugen rief der Herzog, als er wieder zu Pferd gestiegen

war, dem Feldmarschall zu: „A 4 heures je serai ici!“*) Nach dieser festen Zusicherung wurde von preußischer Seite erst eigentlich definitiv die Schlacht anzunehmen beschlossen.

Napoleon hatte mit seinem Vorgehen gezögert, um Blücher, dessen ungestüme Sinnesart ihm bekannt war, aus seiner Stellung herauszulocken. Da dies nicht geschah, äußerte er gegen seine Umgebung: „Le vieux renard ne débusque pas“ (der alte Fuchs geht nicht aus dem Bau heraus), worauf er seiner Seits die Befehle zum Angriff ertheilte. Von der Anhöhe bei de Cendre übersah der Kaiser den Aufmarsch der Preußen in Massen Fleurus gegenüber und bei Tongrines; er schloß aus dieser ruhigen Haltung und aus der Aufstellung in der Richtung von Sombref auf Gosselies, Blücher erwarte die Engländer oder wolle sich nach deren linken Flügel hinziehen. Sofort ertheilte er Vandamme Befehl, mit dem dritten Corps auf Groß St. Amand, der Division Girard links davon mit der Cavallerie-Division Domont vom dritten Corps vorzugehen. Dem, zu dem Kaiser nach der Windmühle von Fleurus gerufenen, General Gérard zeigte der Kaiser den Kirchthurm von Ligny und befahl ihm, mit dem vierten Corps dorthin zu marschiren! Diesem zur Rechten rückten das erste und zweite Cavalleriecorps Pajol und Exelmanns mit der leichten Cavallerie-Division Morin vom Corps Gérard in der Richtung von Boignée vor. Das sechste Corps (Lobau), bis jetzt bei Charleroi bereit gehalten, wurde nach Fleurus geschickt.

Um 2 Uhr ließ der Kaiser an Ney schreiben, der Feind habe zwischen Sombref und Bry ein Corps, welches Grouchy um 2½ Uhr mit dem dritten und vierten Corps angreifen werde. Ney solle nun den ihm gegenüber stehenden Feind (die Engländer bei Quatrebras) nachdrücklich angreifen und schlagen, dann sich zu Grouchy wenden, um den von diesem angegriffenen Feind zu umzingeln. Sollte indessen dieser schon früher geschlagen werden, so werde der Kaiser das Gleiche für Ney thun. Ney solle den Kaiser sofort von seiner Lage und Disposition unterrichten.

Blücher und sein Generalstab blieben, nachdem Wellington sie verlassen hatte, noch einige Zeit bei der Windmühle von Bry halten, von wo aus man das Vorgehen der französischen Colonnen gegen St. Amand und Ligny seit 2 Uhr genau bemerkte.

---

*) „Um 4 Uhr werde ich hier sein!“ Clausewitz, Hinterlassene Schriften, Bd. VIII. Feldzug 1815. S. 67.

Die Schlacht von Ligny wird vom General Hoffmann sehr richtig als „ein von Ligny bis Wagnelé an 6000 Schritte langes Dorfgefecht" bezeichnet.*) Es verdient diese Schlacht als ein Musterstück ungeschickter Anordnung von Seiten des preußischen Oberbefehles, verfehlter, alles Zusammenhaltens barer Führung von Seiten des Unterbefehles jüngeren und älteren Militairs zu genauem Studium empfohlen zu werden. Wir beschränken uns darauf, nur einzelne Knotenpunkte der Schlacht näher zu bezeichnen.**)

Aus den Anordnungen Napoleons geht deutlich hervor, daß er heut (den 16.) einen Hauptschlag gegen Blücher zu führen, diesen von Wellington abzudrängen, zu schlagen, den geschlagenen zum Rückzuge nach dem Rheine zu zwingen gedachte, um sich am folgenden Tage mit aller Macht auf Wellington zu werfen, diesen zum Rückzuge nach Antwerpen und Holland zu nöthigen, während er selbst als Sieger in Brüssel einzuziehen hoffte.

Die Aufgabe, die sich Blücher gestellt, war, den Stoß Napoleons mit vorgehaltener Waffe zu pariren, im Fall dies gelänge, einen kräftigen Nachstoß zu führen und in der genommenen Stellung zu bleiben, bis durch das Eintreffen Bülows mit dem vierten Armeecorps und durch die, von Wellington in Aussicht gestellte, Unterstützung am nächsten Tage zum gemeinschaftlichen Angriff geschritten werden könne.

Daß dem Feldmarschall Blücher und seinem Generalstabe die zur Schlacht gewählte Gegend eine „terra incognita", ein unbekanntes Land, war, wurde bereits erwähnt; es waren nicht einmal genaue Landkarten der dortigen Landschaft vorhanden und die bei den Generalstäben der verschiedenen Armeecorps vorhandenen stimmten nicht überein. Erst wenn die Rathsherrn vom Rathhause, die Feldherrn vom Schlachtfelde kommen, sind sie klug; vier Tage nach der Schlacht hatten wir eine vollständige Kenntniß der Gegend, die wir am Tage der Schlacht gar nicht, oder nur sehr wenig kannten.

Ueber die „Gegend von Sombref" berichtet post festum General Hoffmann: „Die Chaussee von Nivelles über Quatrebras, Sombref nach Namur geht über das wellenförmige Terrain zwischen der Sambre und der Dyle. Zwischen Sombref und Fleurus ist ein großes Defilee. Es wird gebildet durch

*) Hoffmann, Geschichte des Feldzugs 1815. S. 60.
**) Ausführlicheres findet man in Damitz I. 118 u. f.

den oberhalb Wagnelé entspringenden Bach, welcher von da im weiten Thale durch St. Amand fließt und am unteren Ende desselben zwei Zuflüsse von Fleurus her aufnimmt, hierauf als Ligny-Bach durch dies Dorf gegen Mont Potriaux bei Sombref hinzieht, aber durch ein von da kommendes Defilee wieder abgewendet, in großen Krümmungen über Vilrets in den Ornau-Bach fällt. Dies große Defilee, ungefähr parallel mit der Chaussee, wird durch das erwähnte, von Sombref kommende breite Thal in zwei gleiche Theile, Halbbogen, in den von Wagnelé bis Sombref und in den von da bis Vilrets geschieden, welche zwei verschiedene Aufstellungen bieten. Im letzteren, dem östlichen Halbbogen, hat der Ligny-Bach hohe Thalwände von schwerem Zugange und freier Aussicht, aber unterbrochen durch die Schluchten von Humrée und Tongrines. In dem westlichen Bogen aber sind die Wände sanft zugänglich, jedoch durch die Schlucht von Bry getrennt; der Bach selbst ist der sumpfigen Ufer wegen meist nur auf Brücken zu passiren und die Uebersicht des Thales durch die dortigen Gehöfte und Bäume sehr erschwert.

„Die Aufstellung in dem westlichen Bogen war besonders der Engländer wegen wichtig, die sonst abgetrennt gestanden hätten; dagegen stand man im östlichen, wo man auch freiere Aussicht hatte, fester wegen der größeren Hindernisse vor der Front und der gesicherten Anlehnung des rechten Flügels, der im westlichen ganz offen war, wegen des gesicherten Rückzuges nach Namur und besonders nach Bülow über Gembloux, wohin der, durch die Mitte der Position, Point du jour, gehende, Weg führte.

„Das Gelände auf beiden Seiten des Ligny-Baches war ungefähr gleich hoch und daher die Uebersicht auf keiner besonders begünstigt. Dagegen war die Bewegung des Feindes von Fleurus aus, nach jedem Punkte der preußischen Linie, von Balatre an bis über Wagnelé hinaus, leicht, kurz und sicher; die der Preußen in dieser Strecke durch die angeführten Einfallsschluchten sehr erschwert."

Würde „der alte Fuchs", wie es Napoleon von Blücher meinte, sich ruhig in seinem Bau verhalten, sich auf Vertheidigung und tapfere Abwehr beschränkt haben, so bot die durchschnittene Gegend, Bäche mit sumpfigen Ufern und hohen Thalrändern, Dörfer mit zerstreut liegenden Gehöften, steinernen Häusern, Obstgärten und Feldern mit hohem Getreide, vortreffliche Deckung. Statt dessen wurden unsere Colonnen, sobald sich irgendwo feindliche Tirailleure zeigten, zum Angriff vorgeschickt und dann geschah es, daß im entscheidenden Mo-

mente, an dem wichtigsten Punkte, nicht mehr der Feldmarschall, auch nicht der das Armeecorps befehligende General, meist nicht einmal der Befehlshaber der Brigade den Zügel der Schlacht in den Händen hielt, vielmehr einzelne Bataillons- und Compagnieführer, Lieutenants und wo diese todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde lagen, einzelne Soldaten, ja selbst Hornisten und Tambours sich an die Spitze der sich wieder gesammelten Kameraden stellten und dem Feinde die Stirn boten.

Zu den unglückseligsten Irrungen und Mißgriffen mußte es führen, daß den Brigade-Generalen Weg und Steg auf dem Schlachtfelde unbekannt war, daß sie keine des Landes kundigen Führer hatten und daß, wie es immer und aller Orten der Fall zu sein pflegt, auf den Landkarten der Name der Dörfer ganz anders lautete, als in der landesüblichen Mundart der Bewohner. Als der General Jürgas gegen 7 Uhr von Blücher Befehl erhielt, mit der 5. Brigade über Wagnelé gegen St. Amand vorzugehen und dies letztere Dorf gegen den Feind zu behaupten, erhob sich zwischen dem Brigade-General und einigen mit Karten versehenen Adjutanten eine Meinungsverschiedenheit über die Lage von St. Amand. Jetzt freilich wissen wir dort Bescheid. — „St. Amand besteht aus drei Dörfern, welche in unmittelbarem Zusammenhange zu einander stehen: 1. Grand St. Amand, 2. St. Amand la Haye mit dem vorliegenden St. Amand le Hameau, 3. Wagnelé. — Das eigentliche oder Grand St. Amand, auf der äußersten Seite nach Fleurus gelegen, bildet den, gegen den Angreifer hin am meisten vorspringenden, Punkt. Es gewährte seiner exponirten Lage und inneren Beschaffenheit nach für die Vertheidigung nur entschiedene Nachtheile. Das dem Feinde zugekehrte Gelände (Lisière) lehnt sich an einen Abhang, welcher dem Feinde gestattet, das Dorf durch ein wirksames Geschützfeuer zu dominiren; die rückwärts gelegene Front des Dorfes wird durch den Wagnelé-Bach bezeichnet, der in den Ligny-Bach mündet und dadurch seinen tief eingeschnittenen, durch Wiesengründe und dichtes Gesträuch begleiteten Lauf beschließt. Durch diesen schwer zu passirenden Bach konnte der Besitz von Grand St. Amand, der von preußischer Seite schwer zu behaupten war, auch dem Feinde keine bleibenden Vortheile bieten, indem ein Vorbrechen über das Dorf St. Amand hinaus durch die verwachsenen Ufer des Wagnelé-Baches erschwert und von den dominirenden Höhen sogleich in wirksames Feuer genommen werden konnte. Das Hervorbrechen aus St. Amand wurde außerdem günstig flankirt durch die zweite Ort-

schaft der Dörfergruppen von St. Amand. — St. Amand la Haye, im rechten Winkel angrenzend, tritt hinter Grand St. Amand zurück; es konnte somit, selbst wenn Grand St. Amand verloren war, das weitere Vordringen des Angreifers im Schach halten und das Gefecht zum Stehen bringen. Vor St. Amand la Haye liegt St. Amand le Hameau, welches, aus einem Gehöft mit wenigen umliegenden Häusern bestehend, der vorspringenden Lage und vortheilhaften Widerstandsfähigkeit wegen, einen nicht unerheblichen Stützpunkt der Vertheidigung bildet. Rückwärts von le Hameau liegt das Dorf Wagnelé, welches die Gruppe der zusammengehörigen Dorfschaften beschließt. Vor Allem mußte dieser vorspringende Ort mit seiner breiten Front und den günstig vorgebogenen Flanken besetzt und aufs Aeußerste vertheidigt werden. Rechts von Wagnelé war Spielraum für die zahlreiche Artillerie und auch die Cavallerie fand in der Richtung nach Mellet hin freies, vortheilhaftes Terrain. Die Gebäude sämmtlicher drei Ortschaften bestehen meist aus steinernen, mit Stroh gedeckten Häusern, unter welchen sich einzelne durch eine hervortretende Vertheidigungsfähigkeit auszeichnen, wie unter anderen das Vorwerk von St. Amand, das Schloß zwischen Grand St. Amand und la Haye und die hinter la Haye gelegene Ortschaft le Caille, welche zum Rückhalt diente.

Wie schon oben bemerkt, zersplitterte und verkrümelte Blücher sein, für ein so ausgedehntes Schlachtfeld viel zu geringes, Heer von Wagnelé bis Ligny so sehr, daß von einem kräftig geführten Schlag eben so wenig, als von einem zusammengehaltenen Widerstand die Rede sein konnte. Ein Bericht über die Schlacht von Ligny hat nur von vereinzelten, zusammenhanglosen Dorfgefechten zu melden. 1. Die Schlacht von 2½ bis 5 Uhr. Gefecht bei St. Amand. — Drei schwache Bataillone der 3. Brigade des ersten Armeecorps (Ziethen), welche Grand St. Amand besetzt hielten, wurden von Vandamme mit Uebermacht angegriffen und nach lebhaftem Widerstande gezwungen, sich nach Ligny zurückzuziehen. Anstatt nun jetzt diese ganz unhaltbare Spitze aufzugeben, dem Feinde aber das Hervorbrechen von da zu verwehren, erhielt die 1. Brigade (v. Steinmetz) von Blücher Befehl, St. Amand wieder zu nehmen. Oberst Hoffmann ging mit vier Bataillonen des 12. und 24. Regiments vor. Das 12. dirigirte er nach dem, auch von der Division Girard angegriffenen, St. Amand la Haye, mit dem 24. ging er selbst auf Grand St. Amand, drang über den Bach bis gegen den Kirchhof; jetzt aber von allen Seiten angegriffen, zog er sich

unter großem Verluste nach den Höhen zurück, wo nun zwischen St. Amand la Haye und Ligny die Reserve-Artillerie des ersten Corps aufgefahren wurde. Sie wuchs bis zu 40 Geschützen.

Das 12. Regiment unter dem tapferen Oberst Othegraven warf den Feind aus la Haye und behauptete sich, unterstützt von zwei Bataillonen des 1. westphälischen Regiments, dem Rest der 1. Brigade, der noch dahin gesendet wurde, lange daselbst, bevor es den Ort der Uebermacht des immer stärker anwachsenden Feindes überließ, der nun auch von St. Amand im Vordringen war. Diesem Angriff auf la Haye und Wagnelé wollte Blücher kräftig begegnen. Gegen ersteres ward daher die 2. Brigade beordert und die 5. mit der Reserve-Cavallerie sollte über Wagnelé dem Feind in die Flanke fallen.

General Pirch II. machte mit der 2. Brigade gegen 4 Uhr einen tapferen, aber vergeblichen Angriff auf la Haye. Hierauf sammelte er sich und nahm nun unter den Augen des Fürsten Blücher la Haye in einem stürmischen Angriff. Der Feind führte fortwährend neue Massen gegen St. Amand vor; Blücher, dem nur geringe Kräfte zu Gebot standen, gab Befehl, die 5. Brigade zur Unterstützung heranzuziehen. Der Bericht des Führers derselben, General v. Tippelskirch, lautet: „Nachdem die Brigade gegen 4 Uhr in Wagnelé angelangt war und kaum erst zur Entwickelung sich vorbereitet hatte, erhielt sie Befehl, schnell gegen das Dorf St. Amand vorzugehen, welches eben erst vom ersten Corps genommen werden sollte, um diesen Angriff zu unterstützen und den Feind in die linke Flanke zu nehmen. Die Bewegung wurde dergestalt ausgeführt, daß man links schwenkte, wobei das Dorf Wagnelé zwischen der Mitte und dem rechten Flügel blieb und folglich die Schwenkung durch dasselbe ging." Zwar schließt General Tippelskirch seinen amtlichen Bericht mit der Versicherung, daß der Angriff mit vieler Schnelligkeit und Ordnung ausgeführt worden sei; dem war nicht also und die Schuld des Mißlingens lag einzig und allein an der Unfähigkeit des Brigade-Generals. Daß er die Schwenkung der Brigade ausführen ließ, ohne Rücksicht auf ein dazwischen liegendes Dorf mit vielen Hecken, Gräben, Gartenmauern und Gebäuden, veranlaßte Trennung und Verwirrung, außerdem war verabsäumt worden, vor Ausführung der Schwenkung die nächste Umgebung des Dorfes durch Tirailleure zu besetzen und dasselbe an der rechten Seite mit Reiterei, Fußvolk und Geschützen rasch zu umgehen. Die Besetzung Wagnelé's wurde unterlassen, so daß für einen etwaigen Rückzug jeder

Haltpunkt fehlte. Beim Vorgehen aus Wagnelé hatte man unterlassen, Schützen zur Deckung voraufzuschicken, wodurch ein unerwartetes Zusammentreffen mit dem im Versteck lauernden Feind veranlaßt wurde. Dem Führer des 25. Regiments, Major v. Helmenstreit, welcher die Spitze führte, war mündlich der Befehl ertheilt worden: „Das Dorf Wagnelé soll eiligst passirt werden; jenseit desselben werden die weiteren Befehle des Generals v. Jürgas das eigentliche Angriffsobject bestimmen." Allein weder ein Befehl vom General v. Jürgas, noch die Bezeichnung eines Angriffsobjectes waren zur Stelle.

„Es war gleich nach 4 Uhr, als die beiden Musketier-Bataillone des 25. Regiments, welche durch Wagnelé ohne Hinderniß marschirt waren, aus dem Dorfe vorbrachen. Beide Bataillone, nach der Mitte in Colonne gesetzt, marschirten den, mit hohem Getreide bedeckten, Abhang hinauf, um die hier ansteigenden Höhen zu gewinnen. Das hohe Getreide hinderte jede Uebersicht des vor- und nebenliegenden Terrains; hierdurch geschah es, daß die Bataillone einander zu nah kamen und ihnen der zum Aufmarsch in Linie nöthige Raum fehlte. Nach einem raschen und entschlossenen Vorgehen gelang es dem 2. Bataillon, sich dem Rande der Höhen von St. Amand bis auf 100 Schritt zu nähern. Bei drückendster Sonnengluth ging es unaufhaltsam vorwärts durch mannshohes Korn, das unabsehbar und undurchdringlich wie ein Wald von Halmen, oder wie ein dichtes Röhricht sich ausbreitete. Bei diesem beschwerlichen Marsche wurde zu beiden Seiten bereits Gewehr- und Geschützfeuer gehört; in der Front blieb noch Alles ruhig. — Plötzlich, in einer Entfernung von 60 bis 100 Schritt, fielen gegen die Front des immer noch in Colonne marschirenden 2. Bataillons zwei volle Infanteriesalven und eine Kugelsaat schlug in das Bataillon ein.

„Wir standen dicht vor den feindlichen Linien der Division Girard, welche mit ruhiger Festigkeit, durch das hohe Getreide verborgen, uns so nahe, daß man das Weiße im Auge unterscheiden konnte, heranließen. Der Major v. Seydlitz, Commandeur des 2. Bataillons, der mitten in der Colonne zu Pferde hielt (was nach Einführung der Miniébüchsen und Zündnadelgewehre wohl eingestellt werden wird), commandirte: „„Bataillon, links und rechts deployirt!"" was auch mitten unter dem Kugelregen ausgeführt wurde. Als nun aber das 1. Bataillon rechts von dem 2. im Schnelllauf vorging, um in die Linie einzurücken, fehlte es hierzu an dem nöthigen Zwischenraum, so daß es nöthig wurde, das

1. Bataillon, welches mit seinem linken Flügel die Feuerlinie des 2. maskirte, mit „Rechts um!“ weiter nach rechts hin zu ziehen. Diese höchst mißliche Bewegung wurde von dem unterdessen immer näher hervorrückenden Feinde mit lebhaften Bataillonssalven begleitet, während gleichzeitig ein Kartätschenhagel die sich eben entwickelnden Linien unserer beiden Bataillone überschüttete. Dennoch hielten sich beide Bataillone, ohne zu wanken und begannen ein wirksames Feuer gegen den anrückenden Feind. In diesem Augenblicke stürzten sich von links her, von St. Amand le Hameau, die hier fechtenden Tirailleure des 5. westphälischen Landwehr-Regiments flüchtend auf die stehenden Linien der beiden Bataillone und durchbrachen dieselben in wilder Hast. Hierdurch litt die Festigkeit der zum großen Theil aus Recruten und Ersatzmannschaften bestehenden Bataillone. Kaum bemerkten die Gegner die nachtheilige Lage unserer beiden Bataillone, als sie mit gefälltem Bajonett eindrangen und die Unseren zum Rückzuge nöthigten. Zwei Bataillone neuformirter Truppen hatten hier im Gefecht gestanden gegen die gesammte Division Girard.

„Daß der Rückzug kein geordneter war, lag in dem Umstande begründet, daß von einer eigentlichen Anordnung des Rückzuges keine Rede war und selbst nicht einmal die nöthigen Commandos gegeben wurden. Viel trug hierzu bei, daß der Treffen-Commandeur, Major v. Röbell, schwer verwundet und der Commandeur des 2. Bataillons, Major v. Seydlitz, dessen Pferd in Folge erhaltener Verwundung durchging, in einen tiefen, mit Wasser angefüllten Graben geworfen wurde, aus welchem ihn erst später der Unterofficier Schmelzer unter dem feindlichen Feuer herauszog, wofür dieser das eiserne Kreuz erhielt.“

Die, ihrem eigenen Ermessen überlassenen, Leute der beiden Bataillone befolgten instinctmäßig die Vorschriften der Kriegskunst Heinrich v. Bülows: sie machten einen excentrischen Rückzug im zerstreuten Gefecht bis nach Wagnelé, wo sie sich wieder sammelten. Sie thaten dies unter dem Schutz der hier aufgefahrenen 10. Batterie und eines tapferen Häufleins freiwilliger Jäger der Detachements des 25., des 1. pommerschen Regiments und der ehemaligen deutsch-russischen Legion.

Lieutenant Luckow, Führer der Freiwilligen des 25. Regiments, war allein vorgegangen, um Erkundigung einzuziehen. Durch einen glücklichen Zufall kam der Regiments-Commandeur, Major Helmenstreit, ihm entgegen geritten, welcher ihm zurief: „Sie kommen mir wie gerufen! Besetzen Sie augenblicklich die

Lisière (Dorfrand) von Wagnelé mit Ihren Jägern und handeln dann nach eigenem Ermessen." Und in der That finden wir hier, wo der commandirende General des Armeecorps, mindestens der der Brigade, wenn auch nur vorübergehend, auf dem Posten hätte sein müssen, es dem Lieutenant eines Detachements freiwilliger Jäger anheimgestellt, „nach eigenem Ermessen zu verfahren". Wär' es Napoleon gelungen, durch Wegnahme von Wagnelé unseren rechten Flügel zu werfen und dann die Aufstellung des preußischen Centrums bei Ligny und des linken Flügels aufzurollen, so würde sein Sieg entscheidender, unsere Niederlage bei weitem verderblicher geworden sein.

Wir kehren zurück nach Wagnelé. Da die Führer der beiden anderen Detachements keinen Befehl zum Vorgehen erhielten, führte Lieutenant Luckow seine Freiwilligen allein vor.

„Der erste Zug, vom Lieutenant Hochstein geführt, ging zu Zwei und Zwei im zerstreuten Gefecht vor. Als die Jäger sich durch Gehöfte, Hecken und Gärten durchgearbeitet und den jenseitigen Dorfrand erreicht hatten, sahen sie auch sogleich Gegner vor sich, Tirailleure der französischen Garde. In wilder Eile drangen die Unseren vor und zwangen jene zum Rückzuge. Der zweite Zug, der geschlossen blieb, folgte anfänglich der Dorfstraße, kam durch die Gehöfte ins Freie zu gleicher Zeit mit dem ersten Zuge, nur aber viel weiter links von demselben. Als Lieutenant Luckow diesen im Gefecht sah und sich in einem ganz unbesetzten Raume befand, mußte auch der zweite Zug nach und nach bis auf die letzte Rotte zum Tirailliren vorgehen. Man befand sich auf dem äußersten rechten Flügel der Armee und ganz in der Flanke desselben.

„Kaum hatte auch der zweite Zug die Anhöhe jenseit des Dorfes erreicht, als auf seinem linken Flügel eine dichte Masse feindlicher Tirailleure sich zeigte, gegen welchen die Unseren unter Gesang und Hurrah ein wirksames Feuer eröffneten, vor dem jene zurückwichen. Fast überall war mannshohes Getreide, und nur einzelne Felder mit Pferdebohnen gestatteten eine freie Durchsicht. — Bei dem Verfolgen des, nach entgegengesetzter Richtung den Rückzug antretenden, Feindes kamen die beiden Züge der Unseren von einander, so daß dazwischen eine ansehnliche Lücke entstand. Die Feinde, welchen dies nicht unbemerkt blieb, schickten jetzt Geschütze und eine Infanterie-Colonne gegen uns vor. Da erhielten noch zu rechter Zeit jene zwei, in Wagnelé zurückgebliebenen, Jäger-Detachements Befehl zum Vorgehen und rückten in jene Lücke ein, wodurch dem

Feinde das weitere Vordringen hier gewehrt wurde. Jenseit des Dorfes kam es in einzeln liegenden Gehöften und umzäunten Gärten, welche unsere Jäger von dem Feinde besetzt fanden, zum blutigsten Einzelkampfe."

„Wir hatten" — erzählt ein Mitkämpfer — „mit großen Tirailleurschwärmen die Feldgärten eines Gehöftes umstellt, welches von Wagnelé etwas entfernt lag; wie es sich nachher zeigte, war dasselbe von einer Voltigeur- und zwei Grenadier-Compagnien des 70. französischen Regiments besetzt, welche als Reserve für die in den Dörfern selbst fechtenden dienen mochten. Die äußere Umfassung der Gärten wurde von einer Hecke und einer Anzahl junger, aber hochgewachsener Pappeln gebildet. Hier standen die Unsrigen ziemlich sicher; allein sowie man durch die Einfriedigung in den Garten selbst vordrang, war das feindliche Feuer, das aus den Fenstern, Dächern und Mauerluken erfolgte, so wirksam, daß die Angreifer reihenweise stürzten. — Nachdem einige Angriffe gegen die, durch Hecken und Bäume verdeckten, Häuser vergeblich gemacht worden waren, sah man ein, daß auf diesem Wege nicht einzudringen sei, aber eine Umgehung von der Feldseite her zum Ziele führen könne. Lieutenant Schmied, zugleich Auditeur, forderte Freiwillige auf und ging unter dem Rufe: „„Es lebe der König!"" voran; eine Anzahl Jäger und Füsiliere folgten ihm. Zwischen den Getreidefeldern und den Hecken drang man, trotz des feindlichen Feuers, vor. Etwa 30 bis 40 Mann mit ihrem Führer erreichten den hinteren Ausgang des Gehöftes; die französischen Voltigeure waren im Begriff, sich auf uns herauszustürzen; eine Salve aus unseren Büchsen auf zehn Schritt streckte eine so große Anzahl von ihnen nieder, daß der Ausgang mit Todten und Verwundeten versperrt war. Ueber die Leichname brach jetzt eine Anzahl beherzter Feinde hervor, von einem alten Capitain geführt, welcher mit gezogenem Degen auf uns eindrang. Der Füsilier Alte von der 4. Compagnie des 25. Regiments rannte ihm das Bajonett durch den Leib, und als er sich noch einmal erhob, erhielt er von dem Jäger Stosch einen Schlag mit dem Büchsenkolben gegen den Schädel, daß er todt niedersank. Alte riß dem gebliebenen Officier die Epauletten ab, Stosch nahm den Degen und suchte nach anderer Beute. Da stürzten plötzlich aus derselben Thür die noch zurückgebliebenen französischen Grenadiere heraus, den Adler und zwei dreifarbige Fahnen in ihrer Mitte. Die Unseren empfingen sie mit einem Kugelregen, einer der Fahnenträger stürzte, in den Kopf getroffen; krampfhaft hielt er die Fahnenstange fest, auf welcher, als

er im Todeskampfe noch einmal aufsprang, der, bisher durch das dreifarbige Fahnenblatt verdeckte, Adler sichtbar wurde. Mit Hurrah stürmten die Jäger darauf los; da sie aber Büchsen ohne Bajonett führten, vermochten sie nicht in die geschlossene Schaar der Grenadiere, welche ihnen ihre ellenlangen Gewehrspieße entgegenhielten, einzudringen; Verstärkung kam ihnen zu Hülfe und deckte ihren Rückzug."

Während der Feind durch drei Detachements freiwilliger Jäger, welche hier ganz auf eigene Faust fochten, beschäftigt und länger als eine Stunde aufgehalten wurde, hatten die aufgelösten Bataillone sich hinter Wagnelé wieder gesammelt, das noch nicht in das Gefecht gekommene 3. Bataillon unter der umsichtigen Führung des trefflichen Jäger-Majors v. Witzleben nahm die Spitze. General Jürgas, welcher die, sieben Regimenter starke, Reserve-Cavallerie commandirte, befahl, da ein anderer Commandirender nicht zur Stelle war, dem Major v. Witzleben mit seinem und dem Füsilier-Bataillon des 1. pommerschen Regiments den Feind aus St. Amand le Hameau zu vertreiben. Mit Hurrah drang Witzleben in das Dorf ein, aus welchem nach hartnäckigem Kampfe der Feind erst dann wich, als zur Unterstützung der Unseren von der einen Seite her das 11. Husaren-Regiment, von der anderen die Batterie Nr. 10 herbeikamen. Major v. Witzleben ordnete sofort die Besetzung des Dorfrandes von le Hameau so an, daß zwei Schützenzüge zur Linken des von l'Allouette nach Bry führenden Weges aufgestellt wurden. St. Amand le Hameau wurde von jetzt an unausgesetzt bis zum Ende der Schlacht von den Unsern behauptet. Die gegenüber stehende Division Girard war zum Theil durch starke Verluste, zum Theil durch das Entziehen der Garde-Bataillone unter General Duhesme, welche der Kaiser anderweitig verwendete, erschüttert und geschwächt worden. Auf unserer Seite unterstützten sich die Füsiliere, Husaren und Artilleristen vortrefflich. Die Füsiliere, welche sich verschossen hatten, liefen zu den Husaren, welche ihnen von ihren Patronen mittheilten. Auch die kurzen, gezogenen Büchsen, welche das 11. Husaren-Regiment führte, nahmen unsere Jäger von den Todten und Verwundeten, um nur ihrerseits das Gefecht fortsetzen zu können.

„Während innerhalb des Dorfes le Hameau die genannten Füsilier-Bataillone in einen hartnäckigen Kampf verwickelt waren, erhielten die, hinter Wagnelé gesammelten, beiden Musketier-Bataillone des 25. Regiments Befehl, die zwischen Wagnelé und St. Amand le Hameau ansteigenden Höhen, welche mit

feindlichen Batterien und Colonnen besetzt waren, zu nehmen. Es galt, die erhaltene Scharte auszuwetzen; die Officiere schritten voran und die Mannschaft der alten Lützower hielten jetzt geschlossen zusammen, seitdem von der, erst am Morgen der Schlacht dem Regimente zugetheilten, rheinländischen Ersatzmannschaft nicht weniger als 179 Mann feldflüchtig geworden waren.*)

„Das 2. Bataillon unter Major v. Seydlitz, der nach seinem Sturze zum Regiment zurückgekehrt war, nahm seine Tirailleure vor und rückte in Colonnen den kühn vordringenden Schützenzügen nach. Premier-Lieutenant v. Bockum, der diese Tirailleure führte, zeichnete sich bei diesem Vorgehen durch entschlossene und umsichtige Führung aus, stürmte die Anhöhe hinan und beschoß von hier aus vortheilhaft die auf dem Plateau sich zurückziehenden feindlichen Tirailleure. Da diesem kühnen Vorgehen der nachhaltige Angriff des 1. pommerschen und des 3. Bataillons des 5. westphälischen Landwehr-Regiments folgte, gelang es, die feindlichen Bataillone zu werfen und die Anhöhe zwischen Wagnelé und le Hameau zu behaupten.

„Hauptmann v. Machnitzky rückte in die Aufstellung zwischen dem 2. Bataillon und dem in und bei St. Amand le Hameau fechtenden Füsilier-Bataillon des Regiments ein. Er nahm einen erfolgreichen Antheil an dem weiteren Gefechtsgange. Als nämlich dieser Officier sich zunächst als Deckung der Batterie Nr. 10, welche vor den äußersten, links von Wagnelé gelegenen Häusern etablirt war, aufgestellt hatte, gewahrte er in nicht zu weiter Entfernung ein feindliches Bataillon, welches sich nach St. Amand le Hameau zu ziehen schien, als eben das 2. Bataillon den Sturm gegen die dortige Anhöhe unternahm. Machnitzky rückte jetzt aus seiner Stellung seitwärts Wagnelé vor und folgte dem feindlichen Bataillone, welches bald in den Vertiefungen des Geländes den Blicken entschwand, dann aber mit den Kopfbedeckungen aus dem hohen Getreide wieder auftauchte. . . .

„Lieutenant Schnelle, ein braver Mecklenburger, immer voran, wo es einen kühnen Streich galt, führte die Tirailleure und war, begünstigt durch das hohe Getreide, mit solcher Entschlossenheit vorgegangen, daß er sich plötzlich in der unmittelbaren Nähe derjenigen Abtheilung des feindlichen Bataillons befand,

*) Nach den Angaben bei Damitz waren nicht weniger als 8000 Mann Rheinländer und Westphalen während und nach der Schlacht am 16. davon gelaufen; jetzt würden sie treuer aushalten, wenn es gelten sollte, den freien deutschen Rhein zu vertheidigen.

bei welcher die dreifarbige Fahne den goldenen Adler umflatterte. Tollkühn stürzte sich Schnelle auf den Fahnenträger und war im Begriff, ihm das Kleinod zu entreißen, als eine Gewehrkugel ihn schwer verwundet niederstreckte. Wir Anderen drangen vor, den Kameraden zu retten und vor dem überraschenden und ungestümen Angriff einer Handvoll Entschlossener wich das Bataillon zurück.*) Der Unterofficier Zwirner von der 4. Compagnie zeichnete sich bei diesem Angriff und in weiterem Gefechtsverlauf durch Entschlossenheit und Aufmunterung der ihm untergebenen Leute so aus, daß die Officiere des Bataillons ihn später als den Würdigsten unter sämmtlichen Officieren und Soldaten zur Belohnung durch das eiserne Kreuz bezeichneten. Der freiwillige Ober-Jäger Deissenroth,**) der als der beste Schütze des Detachements schon in den Feldzügen 1813 und 1814 sich ausgezeichnet hatte, that sich auch heut vor allen Anderen hervor, so daß ihn die Kameraden zum eisernen Kreuze vorschlugen. Todte und Verwundete lagen zahllos umher und was das Jammervollste war — hülflos! Denn erst in unseren Friedenszeiten hat man Hülfs-Compagnien mit Tragbahren und Wagen zur Aufnahme und Transport der Verwundeten organisirt.

Auf der Anhöhe hatte Hauptmann v. Machnitzky das 1. Bataillon entwickelt und beschoß mit günstiger Wirkung die gegenüber stehende feindliche Abtheilung, bis auch er von zwei Gewehrkugeln getroffen zu Boden sank. Er wurde von den Seinen auf Gewehre gelegt und zurückgetragen; Lieutenant Stargard trat für ihn ein, und so nach einander die Lieutenants Schmied (todt), Schmidt, Richter, Pirner (schwer verwundet), Förster (zwei Kugeln in Knie und Schenkel), Schmidt III. (geblieben), v. Borowski (schwer verwundet, verblutete

---

*) „Als Schnelle, seinen Leuten weit voraufeilend, eine Fahne zu erobern eben im Begriff war, stürzte er, von einer Gewehrkugel in den Schenkel getroffen, nieder, so daß er schwer verwundet zu Boden sank. Die Feinde wichen unserem Anlauf; wir hoben den Verwundeten auf ein Pferd, an welchem sein Blut herunterquoll und brachten ihn nach dem nahen Dorfe. Er lechzte nach Wasser; mit einigen Soldaten brach ich in ein brennendes Haus ein und fand Wasser. O, wie ihn das erquickte und uns Alle! Als Andere eine Schaale Milch gierig einsogen, nahm eine Kanonenkugel einem pommerschen Officier neben mir den Kopf weg.“ (Aus Lieut. Nagels Tagebuche.) Schnelle starb in Folge seiner Verwundung im Lazareth zu Löwen. Auf seinen Wunsch ward nach beendetem Feldzuge sein Degen an der Körner-Eiche aufgehangen.

**) Gegenwärtig (1865) pensionirter Briefträger in Berlin.

ohne Hülfe).*) „Diese Verluste erbitterten die Leute bis zur Wuth; Pardon wurde nicht mehr gegeben, mit Kolben und Bajonett wurde niedergemacht, was vom Feinde den Unsern in die Hände fiel.“ —

Das feindliche Bataillon, durch den unwiderstehlichen Angriff erschüttert, zog sich über die Hochebene seitwärts von le Hameau fechtend zurück unter den Schutz von Cavallerie und Artillerie. Den Unsern gebot der große Verlust und die Ermattung durch Marsch, Kampf, Hunger und Durst den Rückzug anzutreten, welcher, unverfolgt vom Feinde, nach Wagnelé fortgesetzt wurde, dessen Behauptung, wie bereits angeführt, wir dem tapfern Jäger-Detachement unter Lieutenant Luckows und Hochsteins Führung zu verdanken hatten. Bei Wagnelé, wo sämmtliche Bataillone der 5. Brigade nach und nach sich einfanden und nothdürftig ordneten, traf Befehl vom General Jürgas ein, daß die Brigade, welche 6 Stunden im anhaltendsten Gefecht gestanden und ihre Munition verschossen hatte, von der 7. Brigade, welche unter General Brause bei Trois-Barettes stand, abgelöst werden sollte.

Die drei zusammengeschmolzenen Bataillone des 25. Infanterie-Regiments wurden noch am Abend mit Patronen, aber nicht mit Brot und Branntwein versehen und der Nachtmarsch zum Rückzuge mußte angetreten werden. An die

---

*) Wie traurig es um die Sorge für die Verwundeten damals stand, davon weiß der Verf. dieses aus eigenem Erlebniß zu erzählen. Von zwei Gewehrkugeln getroffen, lag ich eine Zeit lang bewußtlos auf dem Schlachtfelde inmitten Verwundeter und Todter in brennender Sonnengluth. Aus der Ohnmacht erwacht, gewahr ich einen Chirurg mit Verbinden beschäftigt. Von Hunderten ward er angerufen, ich war so glücklich, daß er sich meiner annahm. Er gab mir die Zügel seines Pferdes zu halten und es gelang ihm, mich von einer Kugel, die oberhalb der Kniescheibe eingedrungen war, zu befreien. Noch war der Verband nicht angelegt, als unter uns der Boden zitterte, diesmal nicht von dem Kanonendonner, sondern von heransprengender feindlicher Cavallerie. Der Chirurg, mehr auf seine, als auf meine Sicherung bedacht, packte schnell zusammen und beeilte sich, sein Pferd zu besteigen. Ich aber hielt die Zügel fest um die linke Hand gewickelt, in der Rechten den Degen und als der Chirurg mit Gewalt mir die Zügel entreißen wollte, sah ich mich gezwungen, obwohl am Boden sitzend, von meiner Waffe Gebrauch zu machen. Andere Verwundete, welche wenigstens auf ganzen Beinen standen, kamen zur Unterstützung herbei, zwangen den Chirurg mir sein Pferd zu überlassen, so daß ich dem Schicksale vieler braver Kameraden glücklich entging, über deren Leiber zehn Regimenter Cürassiere wenige Minuten später hinwegritten, so daß von ihnen nicht ein ganzes Gebein über der Erde blieb. Mit anderen Verwundeten wurde ich nach Löwen gebracht. Wie traurig es einem anderen braven Kameraden, dem schwer verwundeten Lieutenant Pirner, erging, möge man in Stawitzki, Geschichte des 25. Infanterie-Regiments, S. 84 nachlesen.

Abberufung des Jäger-Detachements war in der Hitze des Gefechts nicht gedacht worden. Spät am Abend, als nur noch an einzelnen Punkten gefochten wurde, sammelte sich das, während des Dorfsgefechts in Wagnelé ganz auseinander gekommene, Detachement und trat, da man überall den Hörnerruf „Zurück!" vernahm, ebenfalls den Rückzug an. „Auf der Höhe über dem Dorfe Wagnelé" — so erzählt unser Freiwilliger — „erschien am fernen Horizont weithin sichtbar ein hoher Heuschober. Hier hatten wir vor dem Gefecht gestanden und da nach jener Seite hin das Gefecht ganz aufgehört hatte, wandten wir uns dahin zurück, in Erwartung das Regiment da zu finden. Der Weg ging am Dorfrand entlang mitten über das Schlachtfeld. Ruhig war Alles geworden, zwischen den Hunderten von Todten vernahm man nur das Gestöhn und den Hülferuf einzelner Verwundeter. War es nun der Contrast der Stille gegen den Lärm des eben noch tobenden Gefechtes, war es das eigenthümliche Dämmerlicht des blutrothen Abendhimmels, man fühlte einen heiligen Schauer durch die Seele zittern. Schweigend eilten wir schnellen Schrittes vorüber. —

„In der Nähe von Wagnelé angekommen, gewahrten wir eine dunkle Masse Infanterie, welche sich vom Felde aus dem Dorfe näherte. In der Hoffnung, es sei unser Regiment, legten wir uns nieder dasselbe zu erwarten. Um uns Gewißheit zu verschaffen, rückten wir sacht in das Dorf hinein. Kaum aber war die Dorfstraße erreicht, als wir zu eben nicht angenehmer Ueberraschung in der Dämmerung bemerkten, daß wir uns mitten unter französischen Voltigeurs befanden." Nicht unwahrscheinlich ist es, daß dies eine Abtheilung des ersten Corps (Erlon) gewesen, welches also doch an der Schlacht Theil genommen hat. Nach dem erst neulich (1857) erfolgten Tode des Generals Durutte hat dessen Sohn Memoiren herausgegeben, aus denen sich ergiebt, daß die Division Durutte nebst noch drei Cavallerie-Regimentern des Erlonschen Corps an der Schlacht von Ligny Theil genommen und daß sie es war, die bei einbrechender Dunkelheit sich Wagnelé's bemächtigt hat.*) „Schon machten sich einige der Unsern fertig, um aufs Neue mit dem Feinde anzubinden, was jedoch durch die Besonneneren verhindert wurde. — Hier war eiligster Rückzug in möglichster Stille geboten; wir schlichen in ein Gehöft und durch dessen Garten erreichten

*) (Robiling) Beitrag zur Geschichte des 25. Infanterie-Regiments. 1858. S. 33. In keinem der bis dahin erschienenen französischen, preußischen und englischen Schlachtberichte finden wir dieses erheblichen Punktes gedacht.

wir, nur noch 50 bis 60 Mann stark, glücklich das Freie. Draußen aber wußte Niemand zu sagen, wohin nun? — Reiter jagten hin und her, die eingebrochene Dunkelheit ließ nicht unterscheiden, ob man Freund oder Feind vor sich habe. Eine geschlossene Abtheilung Cavallerie kam uns so nahe, daß sie als französische Lanciers erkannt wurde; eine Salve, die, wie es schien, von guter Wirkung war, vertrieb sie. Durch das Schießen wurden neumärkische Dragoner herbeigezogen, welche uns endlich zurechtwiesen, so daß wir wunderbarer Weise zu unserem Regimente gelangten. Dasselbe war der letzte Theil der Brigade, welche das Schlachtfeld verließ. Beim allgemeinen Rückzuge war dem Regimente die Brüsseler Straße über Marbais nach Tilly angewiesen, wo die Brigade nach einem beschwerlichen Nachtmarsche eine Biwacht bezog, in welcher wenigstens die müden Glieder eine ruhige, wenngleich nasse, Schlafstelle fanden." —

Zu gleicher Zeit wie gegen unsern rechten Flügel bei Wagnelé ließ Napoleon auch gegen das Centrum bei Ligny und gegen unsern linken Flügel bei Tongrenelle, Boignée und Balatre den Angriff beginnen.

Neununddreißigstes Kapitel.

Die Schlacht von Ligny (Fortsetzung). — Das vierte französische Corps (Gérard) dringt in Ligny ein. — Vergebens suchen sich die Brigaden Henkel, Jagow, Kraft in Ligny zu behaupten. — Ermattung der Unsern durch Durst, Sonnenbrand und Gefecht. — Das dritte preußische Armeecorps unter Thielemann geräth in Engwege und erleidet großen Verlust. — Napoleons Befehle an Ney von 3½ und 4 Uhr. — Vandamme hält (6 Uhr) Erlons Corps für ein feindliches. — Blücher erhält gegen 7 Uhr Gewißheit, daß Wellington ihm kein Hülfscorps schicken könne. — Napoleon erhält Aufklärung über Erlons Corps; — er ertheilt Befehl, das Centrum der Preußen in Ligny zu durchbrechen. — Blücher hat nicht ein einziges Bataillon mehr zur Verfügung. — Unglückliche Mißverständnisse. — Blücher noch einmal als Husar. — Authentischer Bericht seines Adjutanten Nostiz über den verunglückten Angriff. — Niemand weiß, wohin der Rückzug genommen werden soll. — Gneisenau und Grolmann treten für den abhanden gekommenen Feldmarschall ein. — Der Rückzug nach Wavre, „eine Inspiration des Genies". — Blücher findet sich wieder ein; — rastet in Melioreux und nimmt sein Nachtlager in Wavre. — Rückzug der drei preußischen Armeecorps. — Bülows Corps trifft nach Mitternacht in Gembloux ein. — Napoleon und das französische Heer in der Nacht vom 16. zum 17. — Verlust des preußischen und französischen Heeres in der Schlacht von Ligny.



2. Dorfgefecht in Ligny.

Gegen 3 Uhr Nachmittags rückte das vierte französische Corps unter Gérard in drei Heersäulen nach den beiden Enden und der Mitte des Dorfes Ligny vor. Die preußische 4. Brigade (Henkel) hielt das alte Schloß und den Kirchhof, beide in dem Theile jenseit des Ligny-Baches, besetzt; rechts und links des Dorfes waren zwei Bat-

terien aufgefahren. Die Brigade Henkel wurde hart bedrängt und würde ganz aufgerieben worden sein, wenn ihr nicht General Jagow mit der 3. Brigade aus dem Bois du loup zur Hülfe herbeigeeilt wäre. Es gelang, den Feind aus den Gärten und Häusern, in die er eingedrungen war, herauszuwerfen, jedoch mußte die 4. Brigade, die über 2500 Mann auf dem Platze gelassen hatte, bis auf ein, in Ligny bleibendes, Bataillon nach dem Bois du loup zurückgezogen werden. Zum Schutz der zurückgelassenen Artillerie wurde von der Reserve-Cavallerie des ersten Corps die Brigade Treskow nach Ligny beordert. Der Feind fuhr mehrere Batterien auf den, hinter Ligny gelegenen, Anhöhen auf. Auch hier litten die Unsern Mangel an Allem; Graf Henkel sagt in seinen Memoiren (S. 355): „Es war eine unerträgliche Hitze und der Durst der Leute sehr groß. Ich selbst, ungeheuer durstig, sah einen Landwehrmann, der mit seiner schweißigen Mütze aus einer Mistpfütze seinen Durst löschte. Was war zu machen. Ich bat und nahm aus dem unsauberen Gefäß einen tüchtigen Schluck und kann versichern, daß es kein Ungarwein war.“ Man begegnete Soldaten, die vor Durst von einer Art Tollwuth befallen waren; der Gischt stand ihnen vor dem Munde, sie warfen sich in dem Dorfe in die schmutzigsten Pfützen, nur um sich die Lippen zu netzen. Außerdem hatten Nachtmarsch und Gefecht die Stärksten entkräftet. „Die Körperkräfte der Soldaten waren über alle Beschreibung erschöpft (wozu die große Hitze und eine 48stündige, unfreiwillige strenge Diät mit beitrugen) und die Leute zuletzt so armlahm, daß die Meisten nicht mehr im Stande waren, das Gewehr im Anschlage zu halten.“*)

Blücher, der Ligny um jeden Preis behaupten wollte, gab hierauf dem General v. Kraft Befehl, mit vier Bataillonen seiner Brigade im Sturmschritt vorzurücken. Dieser kam in dem Augenblicke an, als das Vorrücken der 3. Brigade und namentlich des 7. Regiments über Ligny heraus zurückgewiesen und diese Truppen fast ganz aus dem Dorfe geworfen waren. Der General v. Kraft ließ erst nur zwei Bataillone vorgehen; bald stand seine gesammte Mannschaft im Gefecht, unterstützt von der Batterie Nr. 5. Der Feind wurde Anfangs zurückgetrieben, kehrte aber bald mit Verstärkungen zurück; das Gefecht stockte, es mußte jedes Haus einzeln genommen werden; die Preußen fochten mit ver-

*) Mach, Geschichte des 2. Infanterie-Regiments. S. 331.

zweifeltem Muthe, die Franzosen mit erbitterter Wuth. Diese hatten sich endlich in den Besitz eines großen Gehöftes gesetzt; auch des Kirchhofes hatte sich der Feind bemächtigt und hier zwei Kanonen aufgestellt. Dreimal drang das 1. Bataillon des 3. westphälischen Landwehr-Regiments im Sturmschritt vor und wurde dreimal zurückgeschlagen, da nur ein schmaler Steg über den tiefen Graben, welcher den Kirchhof umgab, führte. Mehrere Versuche, die Stellung der Feinde zu umgehen, mißlangen, doch schreckte dies die preußischen Bataillone nicht ab, den Angriff auf verschiedenen Zugängen, welche das Dorf hat, zu erneuern. „Auf diese Weise schwankte das Gefecht 6 Stunden. In dem engen Raume, auf welchem es geführt wurde, kam es wörtlich zum mörderischen Handgemenge, welches, mit großer Erbitterung geführt, sich nach und nach zu einer völligen Wuth steigerte. Der Charakter des Gefechts war hier, wo man weniger Terrain als in St. Amand und den dabei liegenden Dörfern hatte, mehr Straßen- und Häusergefecht. Man kann daher auch sagen, daß der, Mann gegen Mann geführte, Kampf in Ligny mit größerer Hartnäckigkeit und blutdürstiger als heut anderwärts geführt wurde." *)

Gegen den preußischen linken Flügel, welchen das dritte Armeecorps unter General Thielemann bildete, führten Truppen, wahrscheinlich vom vierten Corps (Gérard) um 4 Uhr den ersten Stoß, trieben die Unsern hinter die Engwege bei Tongrenelle und Boignée und fuhren Geschütze auf den dortigen Höhen auf. Die weiter rückwärts stehenden Brigaden des dritten Armeecorps erhielten Befehl zum Vorgehen. Demnach waren bereits vor 5 Uhr des Nachmittags sämmtliche drei Armeecorps im Gefecht.

Napoleon schickte 3½ Uhr, als das Corps Lobau noch nicht eingetroffen war, an den Marschall Ney nachstehende, vom Marschall Soult im Auftrage des Kaisers unterzeichnete, Ordre: „Herr Marschall! Ich habe Ihnen vor einer Stunde geschrieben, daß der Kaiser den Feind um halb 3 Uhr in seiner Stellung zwischen Bry und St. Amand angreifen lassen wird. In diesem Augenblick ist das Gefecht sehr bestimmt. S. M. trägt mir auf Ihnen zu sagen, daß Sie augenblicklich so manövriren sollen, um den rechten Flügel des Feindes zu umwickeln und ihm mit aller Macht in den Rücken zu fallen. Die preu-

*) Näheres darüber bei Damitz I. 153. Der geneigte Leser möge sich mit den, von uns aus eigenem Erlebniß geschilderten, Mord- und Todtschlagscenen in Wagnelé und le Hameau begnügen.

ßische Armee ist verloren, wenn Sie mit aller Kraft handeln; das Schicksal Frankreichs liegt in Ihren Händen. Verschieben Sie daher diese Bewegung, welche der Kaiser Ihnen aufträgt, keinen Augenblick und nehmen Sie Ihre Richtung auf die Höhen von Bry und St. Amand, um zu einem Siege mitzuwirken, der vielleicht entscheidend ist. Der Feind ist überrascht in dem Augenblicke, wo er sich mit den Engländern zu vereinigen sucht." — Dieser Befehl traf erst gegen 6 Uhr bei dem Marschall Ney ein; seine Ausführung war jetzt nicht mehr möglich.

Gegen 4 Uhr sandte Napoleon dem Marschall Ney, von dem er wahrscheinlich nicht wußte, daß er sich bereits im Gefecht gegen Wellington bei Quatrebras befand, den mit Bleistift geschriebenen Befehl: „das erste Corps (Erlon) soll auf der Stelle gegen St. Amand vorrücken."

Das 20,000 Mann starke Corps des Generals Erlon wäre im Stande gewesen, die gänzliche Niederlage der Preußen bei Ligny oder die der Engländer bei Quatrebras zur Entscheidung zu bringen, wenn Erlon nicht durch die Befehle des Kaisers nach St. Amand, und auf dem Marsche dahin durch den Marschall Ney nach Quatrebras gerufen worden wäre, wodurch es geschah, daß er weder an dem einen, noch an dem anderen Orte an der Entscheidung des Tages Antheil nehmen konnte, worüber weiter unten Näheres berichtet werden wird.*)

Blücher war um 5 Uhr von la Haye nach der Windmühle von Bry zurückgekehrt, von wo man den französischen Rückhalt noch bei Fleurus halten

*) Der Zurückmarsch Erlons, als er bereits in Sicht war, veranlaßte bei den Garden den Verdacht, auch er sei ein Verräther und werde, wie der Divisions-General Bourmont, der am 15. Juni mit den Officieren seines Stabes zum Verräther wurde, zu den Feinden übergehen. Kam doch sogar Vandamme in denselben Verdacht, als er im Galopp zu Erlons Vordertruppen ritt, um sich Gewißheit über dessen Marsch zu verschaffen. Als der Kaiser an der Garde langsam vorüberritt, trat ein alter Schnurrbart zu ihm heran und sagte: „Sire! Trauen Sie dem Marschall Soult nicht; er ist ein Verräther!" — „„Beruhige Dich,"" antwortete ihm der Kaiser, „„ich stehe für ihn, wie für mich selbst."" An einer anderen Stelle sprengte ein Dragoner mit blutigem Säbel heran und rief dem Kaiser zu: „Kommen Sie eiligst zur Division, der General Morin fordert die Dragoner auf, zum Feinde überzugehen!" — „„Hast Du es gehört?"" fragte der Kaiser. — „Nein, Sire, aber ein Officier, welcher Sie sucht, hat es gesehen; er hat mir befohlen, es Ihnen zu melden." Auch diese Anklage erwies sich als Verleumdung; General Morin hatte soeben die Dragoner zum Einhauen vorgeführt und war schwer verwundet worden. Daß in den Reihen der Soldaten die Marschälle und Generäle in den Verdacht kamen, Verräther zu sein, demoralisirte das Heer; während und nach der Schlacht von Jena hat man dasselbe in dem preußischen Heere erlebt.

sah. Napoleon würde schon jetzt das Durchbrechen des preußischen Centrums bei Ligny unternommen haben, wenn er nicht gegen 6 Uhr von Vandamme die Meldung erhalten hätte: „daß diesem zur Linken eine starke Colonne aller Waffengattungen auf Fleurus marschire. Vandamme hätte sie Anfangs für Truppen von Ney gehalten, bis er deren Richtung nach seinem Rücken entdeckt habe. Girard habe sich schon zurückgezogen und er, Vandamme, werde, wenn er nicht bald Verstärkung erhalte, ihm folgen müssen." Napoleon schloß hieraus, daß Ney geschlagen worden sei; er verschob deshalb das Vorgehen gegen Ligny, bis er sich Aufklärung über Vandamme's Meldung verschafft haben würde. Dieser Halt der französischen Heersäulen wurde von Blücher benutzt, um den General Kraft, wie wir bereits gemeldet, mit dem Rest der 6. Brigade von der Windmühle bei Bry gegen den oberen Theil von Ligny vorgehen zu lassen, um den Feind von dort zu vertreiben. Der Kampf wurde hartnäckig und schwankend, weshalb Blücher an Thielemann Befehl schickte, sofort eine Brigade nach Ligny zu senden, und zwar sollte die 12. Brigade über Sombref abmarschiren und die 9. sich möglichst gegen Sombref hin concentriren, da auch bei Mont Potriaux heftig gefochten werde. Thielemann aber war außer Stande die verlangte Hülfe zu senden, da zwei seiner Brigaden (die 10. und 11.) durch eine höchst ungeschickte Führung in den Engwegen von Tongrenelle, Boignée und Balatre völlig auseinander gesprengt worden waren, so daß ihm kaum noch drei Bataillone zur Verfügung blieben.

Der Feldmarschall glaubte zwischen 6 und 7 Uhr noch auf einen Rückhalt von vier Brigaden und ein starkes Corps Reiterei rechnen zu können; „aber diese Reserve war nicht mehr vollständig, war ohne Artillerie, ohne Oberbefehl und stand weit zurück und weit auseinander, nämlich: die 1. Brigade zwischen Ober-Bry und Sombref, die 4. bei Bois du loup hinter Ligny, die 8. bei Bry, die 12. aber war noch im Anmarsch. Zwischen Bry und Sombref hielten noch sechs Cavallerie-Regimenter, welche Blücher zu einem Privatvergnügen für sich aufgespart hatte. Noch hatte er die Hoffnung auf eine Unterstützung durch ein englisches Corps nicht aufgegeben, als er gegen 7 Uhr die bestimmte Nachricht erhielt, daß Wellington bei Quatrebras nicht mehr als 20,000 Mann stark sei und Mühe haben werde, sich zu behaupten. Durch eine Kette aufgestellter Ordonnanzposten gaben Blücher und Wellington allhalbstündlich von dem Stande des Gefechts einander Nachricht, so viel ihnen nämlich selbst davon be-

kannt geworden war. Etwas voreilig hatten ausgesandte Adjutanten dem Feldmarschall gegen 7 Uhr Meldungen überbracht, daß der Feind auf beiden Flügeln sich zurückziehe. Blücher glaubte, daß jetzt ein Vorgehen im Centrum von entscheidendem Erfolge sein werde. Er schickte vier Bataillone der 8. Brigade nach Ligny, drei andere führte er selbst nach St. Amand la Haye. —

Unterdessen war Napoleon darüber aufgeklärt worden, daß es nicht ein feindliches Corps war, von welchem Vandamme seinen Rücken bedroht wähnte, sondern daß es das, durch ein Mißverständniß von Frasne auf Villers Perruin dirigirte, erste Corps (Erlon) war. Sofort ließ der Kaiser die angehaltenen sechzehn Bataillone der Garde mit den Cürassieren gegen Ligny vorgehen. Von jener schon erwähnten, vor dem Dorfe liegenden, Anhöhe „Tombe de Ligny" übersah Napoleon die Stellung der Preußen und machte die sehr treffende Bemerkung: „Die Preußen haben keine Reserven mehr!" Er gab sofort Befehl zum Durchbrechen des preußischen Centrums, wo ein nachhaltiger Widerstand ihm nicht entgegengestellt werden konnte. Anfänglich wurde der obere Theil des Dorfes durch die, von Blücher zuletzt noch hineingeworfenen, vier Bataillone der 8. Brigade vertheidigt; gegen 8 Uhr meldete von dorther General Kraft, daß er sich gegen den überlegenen Feind nicht zu halten vermöge; Blücher ließ ihn zur Ausdauer noch eine halbe Stunde lang auffordern und schickte nach verschiedenen Richtungen Adjutanten aus, um mindestens noch einige Bataillone herbeizurufen; allein nirgend waren Reserven vorhanden und dabei fehlte es nicht an unrichtigen Meldungen, eigenmächtigen Befehlen untergeordneter Officiere und an Mißverständnissen aller Art. Durch die irrthümliche Nachricht von dem Abzuge des Feindes hatte General Thielemann bald nach 7 Uhr aus der Reserve ein Dragoner-Regiment mit einer reitenden Batterie auf der Chaussee über den Engweg von Tongrenelle vorgehen lassen; sie wurden aber, bevor sie sich formiren konnten, durch zwei französische Reiter-Regimenter mit Verlust mehrerer Geschütze zurückgeworfen. „Die dadurch entstandene Aufregung in dem so getheilten dritten Armeecorps hatte bald sehr nachtheilige Folgen." *)

Sogleich nach diesem Unfall war etwa 7½ Uhr ein Adjutant ohne Auftrag bei den, zwischen Bry und Sombref zurückgegangenen, Brigaden des ersten Corps mit der Aufforderung um Hülfe erschienen und demgemäß marschirten

*) Hoffmann, Geschichte des Feldzuges 1815. S. 54.

Graf Henkel mit der 4. Brigade von Bois du loup und Oberst Hoffmann mit dem 24. Regiment nach dem nahen Sombref. Nähere Auskunft über diesen Vorgang, „welcher auf den tragischen Ausgang der Schlacht nicht wenig Einfluß geübt haben mag,“ erhalten wir durch den Bericht des Chefs des Generalstabes des ersten Armeecorps.*)

„Es hatte sich die 1. Brigade, nachdem sie die Vertheidigung von St. Amand aufgeben mußte, über Bry hinaus gegen Sombref zurückgezogen, als die 4. Brigade, da sie Ligny nicht mehr zu halten vermochte, ihren Rückzug ebenfalls in der Richtung auf Bry nahm, wo sie mit der 1. Brigade zusammentraf. Bald darauf kam ein Adjutant gesprengt mit der dringenden Aufforderung, nach Sombref zu kommen, welcher Ort sonst verloren gehen würde. Der General Henkel folgte mit seiner Brigade dieser Aufforderung; ein Theil der 1. Brigade schloß sich ihm an. Bei Sombref angekommen, zeigte es sich, daß hier durchaus keine Gefahr sei, so daß der dort befehligende General Borcke Henkeln entgegenrief: „„Was wollen Sie denn hier? Ziehen Sie in Gottes Namen wieder ab!““ Dies geschah; doch während er noch unterwegs war, war es dem Feinde gelungen, bei Ligny durchzubrechen und unsere Truppen an dieser Stelle zurückzuschlagen. Der zurückgebliebene Theil der 1. Brigade, zu schwach, sich dem vordringenden Feinde entgegenzuwerfen, mußte abziehen, während beide Brigaden vereint im Stande gewesen wären, den Feind zurückzuwerfen und in der, nun verlorenen, Schlacht eine günstige Wendung herbeizuführen.“ —

Napoleon, welcher im beschleunigten Anmarsch acht Bataillone alter Garde, eine zahlreiche Artillerie und zehn Regimenter — zum größeren Theile Cürassiere — bei Ligny und Potriaux versammelt hatte, brach etwa gegen 8½ Uhr unter dem Dunkel eines Gewitterschauers an dem unteren Ende von Ligny durch unser Centrum, wodurch, zumal für den linken Flügel unter Thielemann, die Gefahr aufgerollt zu werden um so größer war, als derselbe sich bereits in Auflösung und Unordnung befand. Blücher warf dem Feinde das 6. Ulanen-Regiment, welches ihm zunächst zur Hand war, entgegen. Mit oft bewährter Kühnheit führte der Oberst v. Lützow das, aus der schwarzen, verwegenen Reiterschaar neugebildete, Regiment gegen den Feind, der ihn mit massenhaftem Kugelregen empfing. Lützow wurde schwer verwundet, der Angriff zurückgeschlagen.

*) General Reiche, Bemerkungen zu Hoffmann. S. 15.

Als die französische Infanterie bereits im Sturmschritt in Ligny vordrang, hielt Blücher seitwärts auf dem Felde in der Nähe einiger Regimenter seiner Reserve-Cavallerie. Gneisenau und Grolmann waren, der eine nach dem rechten, der andere nach dem linken Flügel geeilt, um Verstärkungen herbeizuholen; da nahm der greise Feldmarschall die Gelegenheit wahr, seiner alten Husarennatur den Zügel schießen zu lassen. „Nostitz," rief er seinem Adjutanten zu, „Sie bleiben bei mir!" An der Spitze des nächsten Reiter-Regiments angekommen, ließ er „Marsch! Marsch!" blasen und stürzte sich, gefolgt von der gesammten Reiterschaar, auf den Feind, welcher den Angriff in ruhiger Haltung erwartete.

Ein, uns aus der zuverlässigsten Hand mitgetheilter, Bericht*) über diesen kühnen Ritt des Fürsten erzählt davon also: „Den 16. Juni 1815 in der Schlacht bei Ligny setzte sich der Feldmarschall Fürst Blücher von Walstatt an die Spitze einiger Cavallerie-Regimenter, um einen nach 8 Uhr Abends unternommenen feindlichen Angriff zurückzuschlagen. Er stieß auf eine Colonne französischer Cürassiere, welche ihn mit einer Salve aus ihren Carabinern empfing, wodurch sein Pferd tödtlich, das des Oberst-Lieutenants v. Nostitz durch den Hals verwundet wurde. Der Angriff der preußischen Reiterei mißlang, der Feldmarschall war zum Rückzug genöthigt, eine feindliche Abtheilung folgte hart hinterher. Bei diesem Zurückreiten machte der Graf Nostitz den Fürsten darauf aufmerksam, daß sein Pferd dicht hinter dem Sattelgurt stark blute und bat ihn dringend, so sehr als möglich zu eilen, um seine Person in Sicherheit zu bringen. Der Fürst gab diesen Vorstellungen Gehör, er hatte bereits einigen Vorsprung vor dem Feinde gewonnen, als er an den convulsivischen Bewegungen seines Pferdes bemerkte, daß es dem Hinfallen nahe sei. Er hatte nur noch so viel Zeit, zu sagen: „„Nostitz, nun bin ich verloren!"" als er niederstürzte. In dem Augenblick, in welchem Nostitz diesen Unfall bemerkte, sprang er vom Pferde und stellte sich dicht neben den, unter seinem in Todeskrämpfen zuckenden Pferde liegenden, Fürsten, entschlossen, ihn zu vertheidigen oder sein Schicksal zu theilen. Einige Augenblicke waren in dieser so höchst kritischen Lage vergangen, als die feindlichen Cürassiere, die preußische Cavallerie verfolgend, so dicht vorüber-

*) Der damalige Oberst-Lieutenant v. Nostitz, derselbe, welcher in höchster Gefahr dem Feldmarschall zur Seite stand, war so gefällig, zur Aufnahme in die von mir verfaßte, 1821 bei Brockhaus in Leipzig erschienene, Biographie Blüchers diese authentische Mittheilung zu machen.

sprengten, daß sie das Pferd des Grafen Nostitz, welches etwas schräg stand, berührten.

„Vielleicht, daß Nostitz bei der Hitze des Verfolgens nicht bemerkt wurde, vielleicht aber auch, dies ist das Wahrscheinlichste, daß keiner der Cürassiere abzusteigen wagte, um die Verwundeten auszuplündern; denn das Gefecht war noch nicht beendet und ein rasches Vordringen der Preußen würde die abgesessenen schwerfälligen Cürassiere selbst der Gefahr, gefangen zu werden, blosgestellt haben. Die preußische Cavallerie hatte sich während der Zeit gesammelt, warf die sie verfolgende Abtheilung des Feindes zurück und zum zweiten Male sprengten die Cürassiere auf ihrem Rückzuge bei dem Feldmarschall vorüber.

„Dem ersten preußischen Reiter, den Nostitz erblickte, fiel er in die Zügel, befahl zu halten und abzusteigen und rief den andern zu, ihrem unter dem Pferde liegenden Feldmarschall aufzuhelfen. Alles geschah und in größter Eile wurde nun das todte Pferd von dem Fürsten heruntergehoben. Er war von der Heftigkeit des Sturzes noch betäubt und konnte sich nicht gleich von dem Gefährlichen seiner Lage überzeugen; Nostitz mußte ihn fast wider Willen auf das Pferd heben lassen, welches er für ihn ausgesucht; das seinige konnte er ihm nicht anbieten, da es auch verwundet war. Der Fürst hatte kaum den Fuß über den Sattel genommen, als unsere Cavallerie, abermals von dem Feinde geworfen, fast zugleich mit demselben an uns herankam; der Fürst eilte nun zu der zunächst stehenden Infanterie und seine Rettung war gelungen. Ein Zeitverlust von einigen Minuten würde die Gefangennehmung des Fürsten unwiederbringlich nach sich gezogen haben, weil er alsdann nicht vor der Ankunft des Feindes angekommen wäre und der Feind das Terrain, wo der Feldmarschall fiel, nicht mehr zum zweiten Male verloren hat. Das Entscheidende bestand also darin, daß der Graf Nostitz dicht neben dem, unter dem Pferde liegenden, Fürsten stand und daher alle Mittel zu seiner Rettung rasch benutzen konnte; schon eine Entfernung von zehn Schritten würde dies unmöglich gemacht haben. Für die Künstler, die diese Lebensgefahr des Fürsten Blücher zum Gegenstand ihrer Darstellung wählen wollen und auch über die Nebendinge historisch treu unterrichtet zu sein wünschen, sei noch dieses bemerkt:

„Der Fürst trug an diesem Tage einen blauen Ueberrock mit rothem Kragen und war ohne alle Abzeichnung. Seine Mütze war durch den Sturz heruntergefallen und lag dicht neben ihm. Das Pferd, welches ihm todt geschossen

wurde, war ein großer Schimmel, ein Nationalengländer, den er vom Prinz-Regenten zum Geschenk erhalten hatte. Die Kugel war dicht am Sattelgurt in den Leib des Pferdes eingedrungen; obwohl in die linke Seite geschossen, war es doch auf die rechte gefallen.

„Der Graf Nostitz trug einen blauen Ueberrock mit grünem Kragen und eine gewöhnliche Feldmütze. Er ritt einen Schimmel mit langem Schweif, dessen Halswunde stark blutete. Als der Fürst gefallen, stellte Graf Nostitz sich an den Kopf seines Pferdes nach der Seite des Fürsten zu.

„Der erste preußische Reiter, den Nostitz anhielt, war der Ulanen-Unterofficier Schneider vom Regiment des Obersten Lützow; der Feldmarschall bestieg das Pferd dieses Ulanen. Fast zu gleicher Zeit kamen mehrere Reiter von verschiedenen Regimentern. Fünf bis sechs Mann waren zur Weghebung des Pferdes vom Fürsten nöthig."

Nachdem Napoleon das Durchbrechen des Centrums gelungen, der rechte Flügel nur mit aller Anstrengung sich behauptete, der linke auseinander gesprengt war, trat ein Moment der höchsten Gefahr nicht nur für das niederrheinische Heer, auch für das englisch-niederländische, somit für den ganzen Feldzug ein. Im Getümmel des Gefechts war der preußische Oberfeldherr verschwunden und, was an das Unglaubliche grenzt, es war für den Fall eines unglücklichen Ausganges der Schlacht keinem der commandirenden Generale der Armeecorps die Rückzugslinie, oder Sammelpunkte angewiesen worden; demzufolge waren auch die Brigadechefs und Regiments-Commandeure ohne Anweisung, wohin sie sich wenden sollten. „Da traten," bemerkt General Hoffmann, „für den abhanden gekommenen greisen Feldmarschall zwei große Generale ein. Der General-Quartiermeister Grolmann war, sobald er sich überzeugt hatte, der Feind sei nicht mehr zurückzuwerfen, nach Bry geeilt, forderte den eben eingetroffenen General Pirch I. auf, hier die zurückkommenden Truppen bis zum erfolgten Eintreffen von Jagow zu sammeln; dann eilte er gegen Sombref, wo er das Colberger Regiment traf und es mit dem von Bry herbeigezogenen 3. westphälischen Bataillon Gylnhausen an den dortigen Hohlweg postirte. Beide Punkte wurden bis nach Mitternacht gehalten und dadurch der Abzug des Centrums gesichert. Der Chef des Generalstabes aber, Gneisenau, hatte kurz vor Sonnenuntergang nach einem Blick auf die Karte mit den Worten: „„Wir müssen in Verbindung mit den Engländern bleiben"" den nächsten Generalen und Adjutanten

laut und vernehmlich die Ordre zum Rückzuge auf Tilly und Wavre gegeben." Daß auch der letztere Ort von Gneisenau sofort genannt worden sei, wird von dem Chef des Generalstabes des ersten Armeecorps, v. Reiche, in Zweifel gezogen. „Ob zwar die Römerstraße" — bemerkt v. Reiche — „für den möglichen Fall eines Rückzuges ausersehen war, so war hierüber doch nichts förmlich ausgesprochen. Da es überdies nicht unmöglich war, daß der Feind den Rückzug auf dieser Straße, sowie auf der nach Namur stören könnte, suchte der Chef des Generalstabes des ersten Armeecorps (v. Reiche) den General Gneisenau auf, um anzufragen, ob hierüber etwas befohlen sei. Derselbe traf den General (wohl nach 8 Uhr) auf der Römerstraße, in der Gegend, wo sich dieselbe mit der Chaussee nach Namur kreuzt und erhielt auf die bezügliche Anfrage den Bescheid, daß die Truppen sich bei Tilly sammeln sollten. Der Chef des Generalstabes nahm hierauf seine Karte (Nouvelle carte de Pays-bas, réduite d'après celle de Ferraris) vor, fand aber den Namen „Tilly" auf derselben nicht verzeichnet, auf welchen Umstand er den General Gneisenau aufmerksam machte, mit dem Beifügen, daß andere Officiere des Generalstabes dieselbe Karte haben möchten, ob es daher nicht gut sein dürfte, in der Richtung über Tilly hinaus einen bedeutenderen Ort zu nennen, der auf jeder gewöhnlichen Specialkarte anzutreffen sein dürfte, so daß, wer diesen Weg einschlagen würde, jedenfalls nach Tilly gelangte. Der General Gneisenau ging hierauf ein und es fand sich auf einer Karte in der bezeichneten Richtung die Stadt Wavre. Es war schon sehr dunkel und es ließ sich die Schrift auf der Karte nur noch mühsam erkennen. Mittlerweile waren noch mehrere Officiere angekommen, die ebenfalls anfragten und den Bescheid erhielten, daß, um zurecht zu kommen, sie den Weg nach Wavre einschlagen sollten. Da viele Trupps und Mannschaften gewissermaßen instinctmäßig auf der Römerstraße, auch auf der Straße nach Namur fortzogen, stellte der Chef des Generalstabes den Lieutenant v. Reisewitz auf den Punkt der Römerstraße, wo der Weg nach Wavre abging, mit der Weisung, alle noch ankommenden Truppen auf diesen Weg zu dirigiren.

„Der General Grolmann, der auf die Römerstraße einen großen strategischen Werth legte, soll Anfangs mit der nun eingeschlagenen Rückzugslinie keineswegs einverstanden gewesen sein; doch war die Abweichung von der ursprünglichen Absicht ein großes Glück, ein wahrhafte „Inspiration des Genies unseres

Gneisenau."*) Durch das Einschlagen dieser Rückzugslinie wurde die Verbindung mit den Engländern und dem Corps Bülows ermöglicht. Das Wagniß war aber nicht gering; nach Tilly und Wavre führten nur einzelne kleine Wege und die Nacht brach herein. „Schon ein paar Stunden früher, als die Sachen zweifelhaft wurden, hätte man den Corpsführern die etwaige Richtung angeben müssen; dann aber wäre sie zu unserm Unglück wahrscheinlich auf Gembloux ausgesprochen worden.

„Das Gewagteste aber war: die directe Verbindung mit dem Rheine war aufgegeben."**)

Daß ein noch leidlich geordneter Rückzug ausgeführt wurde, war vornehmlich der Nacht, dem Verlassen der breiten Heerstraßen und dem Einschlagen von Seitenwegen zu verdanken. Außerdem entstand bei dem Feinde, da er die preußische Armee ganz aus den Augen verloren, die Besorgniß, bei einer allzuraschen Verfolgung in einen Hinterhalt zu gerathen. Nach 10 Uhr hatte sich auch der Feldmarschall wieder bei Gneisenau eingefunden; nach kurzer Rast in Melioreux (Mellery) nahm Blücher Nachtquartier zu Wavre. Grolmann verweilte mit Jagow bis Mitternacht in Bry und beobachtete den Feind, der bei Ligny biwachtete. „Von dem Augenblicke an, wo man über den Weg des Rückzuges einen festen Entschluß gefaßt hatte," bemerkt Grolmann, „trat neues Leben und neue Thätigkeit in alle Anordnungen ein und es eilte ein Jeder mit dem regsten Eifer den ausgesprochenen Gedanken zur That werden zu lassen. Der gefaßte Entschluß war groß und die Kriegsgeschichte kann kein Beispiel aufstellen, in welchem eine geschlagene Armee ihre Rückzugslinie mit so geringem Verluste und in so guter Haltung verändern durfte."***)

Am besten geordnet trat das zweite Armeecorps seinen Rückzug an. Bei eintretender Dunkelheit hatte die 1. Brigade (Steinmetz) sich an der Chaussee von Sombref gesammelt und war nach Tilly abgezogen. Der 4. Brigade versuchten auf dem Rückmarsch von Sombref gegen Ligny drei feindliche Reiter-Regimenter den Weg zu versperren; die Brigade schlug sich durch und erreichte Tilly. Die 5. und 7. Brigade zogen über Trois-Barettes nach Bry zurück,

*) Reiche, Bemerkungen. S. 17.
**) Hoffmann a. a. O. S. 57.
***) Damitz a. a. O. I. S. 179.

wo sich nach und nach die 2., 6. und 8. Brigade sammelten und über Marbais die Nacht hindurch bis gegen Wavre marschirten. Zur Beobachtung des Feindes blieb bei Tilly die Reiter-Brigade Sohr vom zweiten Armeecorps zurück.

Am schwierigsten ward der Rückzug für das ohnehin schon sehr angegriffene dritte Armeecorps. Erst nach 10 Uhr in der Nacht traf bei dem General Thielemann folgender Befehl aus dem Hauptquartiere ein: „Der Rückzug ist beschlossen; das Centrum dirigirt sich auf Tilly, der linke Flügel hat daher danach seine Rückzugslinie einzurichten.“ Thielemann berief die Generale seiner vier Brigaden und der Reserve-Cavallerie nach Point du jour, beschloß mit ihnen den Rückzug über Gembloux nach Wavre, ertheilte die hierzu nöthigen Befehle und bestimmte die 9. Brigade und die, bei dem linken Flügel gebliebene, Brigade der Reserve-Cavallerie zur Deckung der rückgängigen Bewegung, welche in der angegebenen Richtung erst spät nach Mitternacht und was die Nachhut betrifft, erst am 17. mit Tagesanbruch ausgeführt wurde.

Vergebens hatte General Bülow die, durch dienstliche Eifersüchtelei verschuldete, Versäumniß durch einen zweitägigen Marsch von 9 bis 12 Meilen nachzuholen versucht. Am 16. war sein Vortrab bei Basse-Baudecée angekommen, ohnweit des Kreuzpunktes der Römerstraße mit der Chaussee von Namur nach Löwen. Viele Nachzügler waren zurück, viele, vor Hitze verschmachtend, am Wege liegen geblieben. Obgleich der ihm von Blücher entgegengeschickte Befehl lautete, bis Gembloux zu marschiren, ließ er Abends 10 Uhr in Basse-Baudecée Halt machen und nahm hier sein Hauptquartier. Die Nacht war hereingebrochen, der lang anhaltende Donner der Geschütze ließ nicht daran zweifeln, daß eine Schlacht stattgefunden; über den Ausgang derselben war Bülow ohne Nachricht. Gegen Mitternacht langten etliche versprengte Cavalleristen vom ersten Armeecorps an, nach deren unbestimmten Aeußerungen sich herausstellte, daß Blücher die Schlacht verloren und den Rückzug angetreten habe; wohin? wußte Niemand zu sagen. „Mit dem anbrechenden Tage des 17.,“ so heißt es in Bülows Bericht, „entdeckten die Patrouillen, daß das erste und zweite Armeecorps sich auf Tilly gegen Wavre zurückgezogen hatten, bei Gembloux fand man das dritte Armeecorps noch im Rückmarsch begriffen und hinter dem Ort sich aufstellend. Die Communication mit dem Feldmarschall war für den Augenblick unterbrochen. Indeß sagte ein allgemeines Gerücht, daß er sich auf Wavre zurückgezogen habe, worauf ich den Entschluß faßte, mich ebenfalls

dieser Richtung zu nähern und gemeinschaftlich mit dem dritten Corps vorläufig auf dem Plateau von Corbais und Corroi aufzustellen. Ich war eben mit der Ausführung dieser Maßregel beschäftigt, als der Feldmarschall mir durch den Major v. Weyrach ($9\frac{1}{2}$ Uhr Vormittags) den Befehl schickte, in die Stellung von Wavre, als den allgemeinen Sammelpltz der Armee, nach Dion-le-Mont zu marschiren."

General v. Thielemann, welcher, wie erwähnt, mit seinem Corps um 6 Uhr früh am 17. bei Gembloux eingetroffen war, schrieb von hier den 17. 6 Uhr des Morgens an Bülow nach Basse-Baudecée: . . . „Ich habe keine Befehle vom Fürsten Blücher, vermuthe, daß er gegen St. Trond geht." Unbegreiflicher Weise glaubte Thielemann jetzt noch, der Rückzug werde nach der Maas genommen werden. „Der Feind," heißt es ferner in jenem Briefe, „verfolgt mich nicht; in meiner rechten Flanke war aber seit heut früh Gefecht, wahrscheinlich mit Wellington. Auf jeden Fall breche ich heut Mittag 1 Uhr auf, um mich an Ew. Excellenz anzuschließen, jedoch erbitte ich mir noch vor meinem Aufbruch Ew. Excellenz Entschluß."

Bald darauf erhielt Thielemann Nachrichten, welche die Richtung des Rückzuges auf Wavre außer Zweifel setzten; er ließ Bülow mündliche Mittheilung davon machen, worauf dieser ihm aus Basse-Baudecée den 17. Juni ohne Angabe der Stunde antwortete: „Auf Ew. Excellenz Vermuthung, daß der Feldmarschall sich auf Wavre zurückziehen wolle, habe ich beschlossen, ebenfalls diese Direction einzuschlagen und ersuche Ew. Excellenz, mit mir gemeinschaftlich die Stellung auf dem Plateau zwischen Corbais und Corroi zu beziehen und über Tourrinnes zu marschiren, damit wir uns nicht kreuzen. . . . Ich halte es nicht für rathsam, uns in etwas Ernsthaftes einzulassen, bevor wir nicht vereinigt sind und wollen Ew. Excellenz nur eine Arrièregarde formiren, sowie ich meiner Seits auch eine formire. Ein Detachement zur Observirung der Straße von Namur nach Louvain würde bei Office d'Incour zurückzulassen sein; ich werde ein Detachement gegen Tilly stehen lassen und die Römerstraße observiren."

Gegen $9\frac{1}{2}$ Uhr Vormittags am 17. überbrachte Major v. Weyrach aus dem Hauptquartiere Blüchers zu Melioreux, welches er gegen 8 Uhr verlassen hatte, an Bülow nach Basse-Baudecée den bereits erwähnten Befehl, mit dem vierten Armeecorps nach Wavre zu marschiren. Durch Weyrach erhielt Bülow

die erste zuverlässige Nachricht über den unglücklichen Ausgang der Schlacht und über den Entschluß, das Heer bei Wavre zu versammeln. Eiligst sandte nun General Bülow seinem Briefe an Thielemann einen mit Blei geschriebenen Zettel nach, des Inhaltes: „Ich erhalte soeben den Befehl, in die Position von Wavre bei Dion-le-Mont zu rücken. Indem ich dieses Ew. Excellenz anzeige, vermuthe ich, daß Sie denselben Befehl bereits erhalten haben werden. Meine, Ihnen früher mitgetheilte, Marschdirection erleidet hierdurch keine Abänderung. Meine Arrièregarde wird bei Mont St. Guibert und deren Soutien bei Vieux-Sart aufgestellt werden. Ich werde sogleich aufbrechen und muß Ew. Excellenz anheimstellen, die Stunde Ihres Aufbruchs zu bestimmen, bemerke jedoch, daß es nicht gut sein würde, sich in ein bedeutendes Arrièregefecht einzulassen, weil es besser ist, unsere Kräfte zu sparen, bis wir Alle vereinigt sind." — Der Abmarsch Thielemanns erfolgte, gedeckt durch die Niederung von Sombref, ohne daß der Feind es bemerkte. General Pajol suchte die Preußen auf der Straße nach Namur und wendete sich, als er hier nur einzelne Versprengte fand, links nach St. Denis. Von dem zweiten Reitercorps (Exelmanns) zog eine Brigade nach Gembloux und begnügte sich mit der Nachricht, daß hier in der Nacht preußische Truppen durchgekommen seien.

General Bülow brach nach dem, in Basse-Baudecée von Blücher erhaltenen, Befehle ungesäumt auf und war im Stande, dem Feldmarschall in der Mitternachtstunde am 17. die Meldung zu machen, „daß er mit dem größten Theile des vierten Armeecorps in der ihm vorgeschriebenen Stellung sich befinde und nur die 13. Brigade, welche wegen des forcirten Marsches habe ruhen müssen, noch zurück sei. Er stehe brigadenweise hinter einander auf dem Wege von Wavre nach Boulez, da, wo derselbe von dem Wege von Grez nach Corroi durchschnitten werde, sei daher zu allen Bewegungen à portée."

Von allergrößester Wichtigkeit und entscheidend für den zu fassenden Entschluß Blüchers war es, daß Nachmittags 5 Uhr der, an die Stelle des verwundeten Generals v. Holzendorf als Chef der Artillerie eingetretene, Oberst v. Röhl die Meldung machte, daß die Colonne der Munitionswagen noch rechtzeitig die Chaussee von Namur verlassen und dem Feinde glücklich entgangen sei. Nun konnte mit Sicherheit darauf gerechnet werden, die in den Gefechten am 15. und 16. geleerten Patrontaschen wieder mit neuem Schußvorrath zu füllen; für neuen Mundvorrath war leider nicht gesorgt. Gegen Abend traf nun auch General

v. Thielemann mit der 10., 11. und 12. Brigade und der Reserve-Artillerie seines Corps bei Wavre ein und bezog mit diesen Truppen die Biwacht bei Bavette, während die zur Nachhut bestimmte 9. Brigade und die Reserve-Cavallerie sich noch auf dem Marsche befanden und, durch aufgeweichte Wege und die einbrechende Nacht aufgehalten, erst am folgenden Morgen um 6 Uhr vor Wavre anlangen konnten.

Blücher durfte für den 18. sein Heer für schlagfertig halten und dem Herzoge von Wellington erwünschte Zusage machen. Um Mitternacht am 17. wurde Blücher durch General Müffling in Wellingtons Auftrage benachrichtigt, „daß die englisch-niederländische Armee sich mit dem rechten Flügel bei Braine-la-Leud, mit dem Centrum bei Mont St. Jean und mit dem linken Flügel bei la Haye aufgestellt habe, der Feind ihr gegenüber stehe, der Herzog den Angriff erwarte, dazu aber um preußische Mitwirkung ersuche." Hierzu war Blücher fest entschlossen. An Bülow wurde das Schreiben Müfflings geschickt und hinzugefügt: „Ew. Excellenz werden daher mit Ihrem unterhabenden vierten Armeecorps mit Tagesanbruch von Dion-le-Mont aufbrechen, durch Wavre durchmarschiren und die Richtung auf St. Lambert nehmen, in welcher Gegend Ew. Excellenz sich versteckt aufstellen, im Fall der Feind noch nicht mit dem Herzoge von Wellington stark im Gefecht ist, sonst aber sich mit größter Lebhaftigkeit auf die rechte Flanke des Feindes werfen. Das zweite Corps wird Ew. Excellenz unmittelbar folgen, um Ihnen zur Unterstützung zu dienen, das erste und dritte Corps werden sich ebenfalls bereit halten, um, wenn es nöthig ist, zu folgen. Ew. Excellenz lassen ein Beobachtungs-Detachement bei Mont St. Guibert stehen, was sich, wenn es gedrängt wird, allmälig auf Wavre zurückzieht. Alle Bagagetrains und Alles, was zum Gefecht nicht unmittelbar nöthig ist, wird nach Löwen geschickt." Der General Müffling wurde von dieser Anordnung in Kenntniß gesetzt, jedoch dabei bemerkt, daß die Erschöpfung der Truppen, die zum Theil noch nicht angekommen seien, es unmöglich mache, früher vorzugehen. Um sofortige Mittheilung, wann und wie der Herzog angegriffen sei, um danach die erforderlichen Maßregeln zu nehmen, wurde ersucht. —

Am 18. des Vormittags 9½ Uhr wurde an den General v. Müffling von Blücher, ohne Hinzuziehung irgend eines Officiers seines Generalstabes, nachstehendes Schreiben erlassen: „Ew. Hochwohlgeboren ersuche ich Namens meiner dem Herzoge von Wellington zu sagen, daß, so krank ich auch bin, ich mich

dennoch an die Spitze meiner Truppen stellen werde, um den rechten Flügel des Feindes sogleich anzugreifen, wenn Napoleon etwas gegen den Herzog unternimmt. Sollte aber der heutige Tag ohne einen feindlichen Angriff hingehen, so ist es meine Meinung, daß wir morgen vereint die französische Armee angreifen. Ich trage auf, dies als Resultat meiner innigen Ueberzeugung dem Herzoge mitzutheilen und ihm vorzustellen, daß ich diesen Vorschlag für den besten und zweckmäßigsten in unserer gegenwärtigen Stellung halte.

„Wavre, den 18. Juni 1815, um ½10 Uhr. Blücher."

Der Oberst-Lieutenant Graf Nostitz, welchem er diese Zeilen dictirte, hielt es jedoch für nothwendig, ihn nicht abzuschicken, ohne denselben vorher Gneisenau vorzulegen. In dessen Auftrage fügte er hinzu:

„Der General Graf Gneisenau ist mit dem Inhalte dieses Briefes einverstanden, bittet aber Ew. Hochwohlgeboren genau zu erforschen, ob der Herzog wirklich den festen Vorsatz hat, sich in seiner Stellung zu schlagen, oder ob es vielleicht bloße Demonstrationen sind, welche für unsere Armee nur höchst nachtheilig sein können. Ew. ꝛc. werden wohl die Gewogenheit haben, mir Dero Ansicht darüber mitzutheilen, da es von der höchsten Wichtigkeit ist, von dem, was der Herzog thun wird, genau unterrichtet zu sein, um darauf unsere Bewegungen basiren zu können.

Graf Nostitz."

Noch aber sind wir nicht so weit; wir kehren noch einmal zu der Verwirrung und Entwirrung des Rückzuges am 16. des Abends zurück und suchen den im Getümmel des Gefechts verloren gegangenen Feldmarschall auf.

Ueber die höchst bedenkliche Lage, in welcher sich am 16. bei einbrechender Nacht der Oberbefehl und das Heer befanden, berichtet General Grolmann, der mit Wort und Schwert, mit Rath und That Gneisenau zur Seite stand, Folgendes: „In dem Augenblicke, als der Feldmarschall in dem Handgemenge mit der feindlichen Reiterei abhanden gekommen und in der Verwirrung nicht zu finden war, wurde es nothwendig einen entscheidenden Entschluß über den Rückzug der Armee zu fassen. Es gehörte hierzu die so wichtige Erwägung: ob die geschlagene Armee noch im Stande sei, eine andere Rückzugsdirection zu nehmen. Es fragte sich, ob man die Verbindung mit dem Rheine aufgeben und im Unglück auf Antwerpen sich zurückzuziehen entschlossen sei.*) Mit einem Worte,

*) Wäre die Schlacht am 18. verloren gegangen, dann würde die Straße nach Ant-

es kam darauf an, ob man allen früheren Vorbereitungen entsagen und sich auf eine andere neue Bahn stellen wollte.

„Nach dem Verluste von Ligny eilten mehrere commandirende Officiere, den Chef des Generalstabes der Armee (Gneisenau) aufzusuchen, um die nothwendig gewordenen Befehle zu erhalten. Es war, wie dies bei einem plötzlich eingetretenen Unglück stets der Fall sein wird, ein Augenblick der Unruhe und Besorgniß eingetreten, der sich durch tiefes Stillschweigen in der versammelten Menge aussprach. In diesem höchst wichtigen Momente sprach der Graf Gneisenau die bereits angeführten, entscheidenden Worte aus, daß der Rückzug der Armee über Tilly (nach Wavre) genommen werden solle. Diesem Entschlusse gemäß wurden noch während der Nacht Officiere abgeschickt, welche den beiden ersten Corps die Biwachten bei Bierge und St. Anne neben und vorwärts Wavre anwiesen, und das dritte und vierte Armeecorps am nächsten Morgen aus den Biwachten bei Gembloux und Basse-Baudecée in diejenigen von la Bavette und Dion-le-Mont führen sollten. Durch die, eines gemeinsamen Ineinandergreifens und Zusammenhaltens entbehrende, Art wie die Schlacht geführt wurde, war bei dem Antritt des Rückzuges die sogenannte Ordre de bataille, welche die Ordnung der einzelnen Corps und Brigaden auf dem Marsch, im Lager und bei der Aufstellung bestimmt, gänzlich verloren gegangen. Man konnte den Truppen während der Nacht keine Lagerstätte oder Biwacht anweisen; nur kürzere oder längere „Halte“ wurden gestattet. Solche Haltpunkte waren für das erste Corps Tilly und Gentinnes, für das Gros des zweiten Corps Marbais, für dessen 5. Brigade und die Reiter-Brigade Sohr ebenfalls Tilly, was zu Streitigkeit und Verwirrung Veranlassung gab. Daran fehlte es auch anderer Orten nicht. General Jagow, welcher durch seine Aufstellung bei Bry den Abzug auf Marbais und Tilly gedeckt hatte, marschirte, in der Meinung, daß der Rückzug gegen die Maas hin genommen werde, auf Sombref und von hier auf Gembloux, wo er sich mit dem Corps des Generals Thielemann, der nach ihm eintraf, vereinigte. Die Truppen, welche sich an die beiden Bataillone von Jagows Brigade angeschlossen hatten, waren: das 3. Bataillon (v. Gylnhausen) des 1. westphälischen Landwehr-Regiments (Brigade v.

---

werpen ganz von dem englischen Rückzuge eingenommen worden sein und Wellington hätte in Antwerpen nicht einen einzigen Mann von Blüchers Heer eingelassen.

Steinmetz), das 2. Bataillon des 19. Infanterie-Regiments (Brigade Henkel), die beiden Musketier-Bataillone des Colbergischen Infanterie-Regiments (Brigade v. Kraft) und zwei Cavallerie-Regimenter, welche sich nicht mit Bestimmtheit angeben lassen.*) Es ist unbezweifelt, daß der glückliche Erfolg des Rückzuges vorzüglich von dem Umstande abhing, daß der Feind in seinen Fortschritten bei der Verfolgung gehemmt wurde.

„Die Besatzung von Bry und die Aufstellung der drei Bataillone links von Bry sind die Ursache geworden, daß die Verfolgung des Feindes aufgehalten, sowie überhaupt, daß die Ausführung des Rückzuges mit so geringem Verluste möglich wurde.

„Der General v. Grolmann war bei denjenigen Bataillonen, welche noch seitwärts Bry einen Theil des Schlachtfeldes besetzt hielten, geblieben, um die feindlichen Lager, sowie überhaupt die Maßregeln des Feindes zu beobachten. Man konnte in ihren Biwachten jede Bewegung wahrnehmen und war sich so nahe, daß die Franzosen nach Bry zum Wasserholen kamen, von wo sie von den preußischen Truppen verjagt wurden. Die Franzosen hatten gar nichts für ihre Sicherheit gethan: man sah ihr Lager in Form eines Brückenkopfes ganz genau. Es bleibt sogar keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn wir mit zwei frischen Brigaden um 10 Uhr Abends den Angriff erneuern konnten, wir die sämmtlich vorwärts Ligny liegenden Franzosen überwältigt und nach Fleurus zurückgetrieben haben würden.“ **)

In größter Besorgniß war man in dem Hauptquartiere um den Feldmarschall, von welchem man nur wußte, daß er den Husarenritt gegen den Feind unternommen, daß dieser mißlungen sei, ohne nähere Kunde über den Verbleib des Fürsten, den wir bereits aus drohender Gefahr glücklich gerettet wissen. Zu vollständiger Beruhigung besorgter Gemüther fügen wir weitere Nachricht hinzu.

Als es den vereinten Anstrengungen des Grafen Nostitz und des Unterofficiers Schneider gelungen war, den Fürsten auf des Letzteren Pferd zu heben, war es bereits Nacht geworden und Nostitz mußte sich, ohne zu wissen, wohin

*) Militair-Wochenblatt 1845. Nr. 15, wo in einer eingehenden Beurtheilung der Geschichte des Feldzuges 1815 von Siborne sehr wesentliche Berichtigungen des Grolmann-Damitzschen Werkes mitgetheilt werden.

**) Damitz a. a. O. I. 178—183.

der Rückzug genommen werde, der allgemeinen Strömung überlassen. Der Feldmarschall bat während dieses nächtlichen Rittes seinen Begleiter zu wiederholten Malen, ihm vom Pferde zu helfen und auf die Erde niederlegen zu lassen, da er vor Schmerzen das Reiten nicht aushalten könne. Graf Nostitz, welcher die Gefahr näher glaubte, als sie es war, beschwor den Fürsten, nur noch eine kurze Strecke zu Pferde zu bleiben, da man ja bald ein Dorf erreichen müsse. Ohne Aufenthalt wurde nun der Ritt nach Melioreux fortgesetzt, wo sich in einem Bauernhause ein Unterkommen fand, in welchem bereits mehrere verwundete Unterofficiere und Soldaten auf dem Hausflur, in der Scheuer und wo sich sonst ein Strohlager fand, lagen, denen ein Compagniechirurgus die erste ärztliche Hülfe leistete. Dem Feldmarschall wurde sogleich ein Zimmer eingeräumt, eine Streu hergerichtet und der Chirurg sorgte für lindernde Umschläge von kaltem Wasser. Zur Erquickung des fieberdurstigen Feldmarschalls war nichts aufzufinden, als eine Schale Milch, kein Reitknecht mit der Korbflasche, kein Küchenwagen mit Mundvorrath war gegenwärtig. Für die Sicherheit des Fürsten sorgte Nostitz durch Aufstellung von Vorposten, welche General Steinmetz zur Verfügung stellte. Um die Besorgniß, die sich leicht hätte verbreiten können, der Feldmarschall sei geblieben oder in Gefangenschaft gerathen, nicht aufkommen zu lassen, schickte Nostitz noch während der Nacht nach verschiedenen Richtungen hin Boten aus, um zunächst Gneisenau und Grolmann, dann auch die anderen commandirenden Officiere davon in Kenntniß zu setzen, daß der Feldmarschall wohlbehalten in Melioreux angekommen sei.

„Nun Gott sei Dank!“ rief Gneisenau, als er nach langem Umherfragen ihn um Mitternacht in dem Bauernhause zu Melioreux auf einem Strohlager in gewohnter Weise sein „Gutenachtpfeifchen“ schmauchend wiederfand. „Wir haben Schläge gekriegt!“ rief Blücher scherzend dem besorgten Freunde zu, „wir müssen es wieder ausbessern.“

Auf Gneisenau's Rath wurde nach kurzer Rast wieder zu Pferde gestiegen und zwar ritt der Feldmarschall dasselbe Ulanenpferd wieder, auf welchem er der Verfolgung der Feinde entronnen war. In Wavre wurde Halt gemacht und in dem Städtchen für ein gutes Quartier und ärztliche Hülfe gesorgt. Mit bestem Danke und einem Geschenke von 20 Friedrichsd'or erhielt der Unterofficier Schneider sein Pferd zurück.*)

*) Nach beendetem Feldzuge ließ der Fürst Blücher bei dem 6. Ulanen-Regimente nach

Zu unserem Heile hatte Napoleon jene Vorschrift veralteter Kriegskunst: „dem fliehenden Feinde goldene Brücken zu bauen," befolgt. Unser Rückzug wurde während der Nacht nicht beunruhigt, am folgenden Morgen war unseren Leuten Zeit gegönnt auszuschlafen, ihre Regimenter und Compagnien aufzusuchen, die Gewehre zu reinigen, Munition und — was nicht minder nothwendig war — Branntwein und Brot zu fassen.

Uebermüdet durch körperliche Anstrengung und geistige Aufregung in den letzten beiden Tagen, war es für den Kaiser ein unabwendbares Bedürfniß, sich einige Stunden Ruhe zu gönnen. Am 16. des Abends spät war er nach Fleurus, seinem Hauptquartiere, zurückgekehrt, nahm in aller Hast das Nachtmahl ein und legte sich halb ausgekleidet auf das Feldbett. Er durfte sich ohne Besorgniß einer nächtlichen Störung durch feindlichen Ueberfall der Ruhe überlassen; auch hatte er die Generale und Corpsführer erst für den nächsten Morgen zum Rapport und Empfangnahme weiterer Befehle zu sich beschieden. Die Meldungen, welche er am 17. in aller Frühe bald nach 6 Uhr durch den General Pajol und eine Stunde später durch Grouchy erhielt, stimmten darin überein, daß das Heer Blüchers sich gänzlich von Wellingtons Heer getrennt habe und in aufgelöster und verwirrter Flucht den Rhein zu erreichen suche.

Thielemann hatte, als er mit seinen Truppen aus dem Lager bei Sombref aufbrach, die Vorsicht gebraucht, zu befehlen: die Biwachtfeuer brennen zu lassen, so daß die Vorposten der Reiter-Division Pajol, welche Grouchy am 17. des Morgens auf Kundschaft vorgehen ließ, auf nichts weiter stießen, als auf eine, auf verlorenem Posten stehen gebliebene, Schwadron des 7. Ulanen-Regiments und eine berittene Batterie, welche sich während der Nacht verirrt hatte; die Ulanen schlugen sich durch, die Kanonen gingen verloren.

Von den, vom General Pajol gegen Namur vorgeschickten, leichten Truppen gingen Meldungen ein, welche den Rückzug der Preußen auf dieser Straße bestätigten und der General überzeugte sich mit seinen eigenen Augen von der Verwirrung, in welcher Fußvolk und Reiter, Futterwagen und Geschützkarren in dichtem Gedränge auf der Heerstraße nach Namur abzogen. — Die Meldung hiervon erhielt der Kaiser durch den Marschall Grouchy, welcher am 17. des

---

dem Braunen des Unterofficiers Schneider sich erkundigen und auf die Meldung, daß das Pferd ausrangirt werden sollte, trug der Feldmarschall Sorge, daß es auf seinem Gute Kriblowitz das Gnadenfutter bis an sein Ende erhielt.

Morgens 7½ Uhr in Fleurus ihm die erfreuliche Nachricht brachte, „daß der Schlag, welchen er bei Ligny gegen Blücher geführt, diesen so niedergeschmettert habe, daß er die Vereinigung mit Wellington aufgegeben und die Trümmer seines Heeres sich auf der Flucht nach Namur und Lüttich befänden." Der Kaiser zweifelte so wenig an der Richtigkeit dieser Nachricht, daß er dem Marschall Ney durch den Marschall Soult, dem er nach Berthiers Tode die wichtige Stelle eines Major-Generals des Hauptquartiers übertragen hatte, am 17. des Morgens 8 Uhr schreiben ließ: „Die preußische Armee ist in Verwirrung; General Pajol verfolgt sie auf den Straßen nach Namur und Lüttich." *)

Waren nun auch durch die Donnerkeile feuerspeiender Geschosse die Heersäulen erschüttert, die Glieder und Rotten im Erbeben der Erde auseinander gesprengt, Eines war ungebrochen: der Muth, und aus keinem Munde vernahm man ein anderes Wort als: „Sieg oder Tod!" —

Der heiter-trotzige Muth des Feldmarschalls theilte, wie ein elektrischer Strom, sich jedem Einzelnen mit. Ein Tagesbefehl vom 17. machte das Heer mit dem Hergange der Schlacht am 16. bekannt, welche verloren worden sei, weil weder Wellington das versprochene Hülfcorps geschickt, noch General Bülow mit dem vierten Armeecorps auf dem Schlachtfelde eingetroffen sei. Der Reiterei bezeigte der Feldmarschall seine Unzufriedenheit darüber, daß sie nicht mit rechter Kühnheit sich auf den Feind gestürzt, nicht ohne zu wanken ausgehalten; ihr wurde aufgegeben, die Scharte bald wieder auszuwetzen. Die Commandeure der Batterien wurden darüber zurechtgewiesen, daß sie nicht entschlossen und nahe genug an den Feind herangefahren seien, eben so wenig ihn kaltblütig bis auf 100 Schritte hätten nahen lassen; es sei besser, die Batterie zu verlieren, als durch zu frühes Aufprotzen die ganze Stellung in Gefahr zu bringen. Dem Fußvolke, insonderheit den altpreußischen Regimentern, wurde das Lob ertheilt, daß sie unerschütterlich gestanden, Allen aber am Schluß des Tagesbefehls zugerufen: „Ich werde euch wieder vorwärts führen; wir werden den Feind schlagen, denn wir müssen! Blücher."

Mit derselben Zuversicht sprach sich Ziethen aus, welcher den Tagesbefehl vom 17. Juni mit den Worten schloß: „Zu den glücklichsten Tagen meines Lebens werde ich es rechnen, wenn der 18. Juni eine eben solche preußische

---

*) Wir verweisen auf die im nächstfolgenden Kapitel mitzutheilenden Befehle an Ney.

Tapferkeit, wie am 16., jedoch einen besseren Erfolg zeigt. Unter den Befehlen solcher Brigadechefs und Oberofficiere, wie sie das erste Armeecorps zählt, bin ich im Voraus der Erfüllung meiner Wünsche gewiß."

Für den 18. hatte der Feldmarschall befohlen: „die Regimenter marschiren vor Sr. Durchlaucht dem Feldmarschall Fürsten Blücher in Parade vorbei." Am 17. des Nachmittags glich das preußische Lager einem ruhigen Standquartiere; die Soldaten waren beschäftigt, die Gewehre zu putzen, die Knöpfe blank zu machen, das Riemenzeug zu weißen und zu wichsen.

Die Seelenruhe des Feldmarschalls nach einem so bösen Tage, an welchem er eine Schlacht verloren und durch den Sturz mit dem Pferde schmerzhafte Quetschungen erlitten hatte, zeigte sich heut in ihrer ganzen Größe. Während Gneisenau ihm den für den König bestimmten Bericht über die verlorene Schlacht vorlas, war der Wundarzt bei ihm mit Einreibung von Kampferspiritus beschäftigt. „Was reiben Sie da ein?" fragte Blücher. „„Spirituosa, Durchlaucht!"" war die Antwort. „Auswendig hilft das bei mir nicht," sagte der Feldmarschall und gab dem Diener einen leicht verständlichen Wink, worauf dieser den Kork einer Champagnerflasche springen ließ und einschenkte. Der Fürst trank dem Courier, welcher eben abgefertigt wurde, zu und rief ihm nach: „Sagen Sie man Sr. Majestät, ich hätte kalt nachgetrunken, morgen würde es besser gehn." —

„Die verlorene Schlacht," heißt es in dem Berichte an den König aus Wavre den 17., „kann nicht von bedeutenden Folgen sein, da ich bis morgen früh hier ganz vereinigt sein werde, auch Wellington nun so nahe steht, daß keine getheilte Schlacht mehr vorfallen kann. Auch der Feind scheint erschöpft; noch ist er mir nicht gefolgt. General Kleist (er organisirte ein Armeecorps am Rhein und stand bei Arlon) ist angewiesen, im möglichen, aber nicht wahrscheinlichen Falle, Köln zu vertheidigen. Was der Feind unternehmen möchte, wäre vielleicht Lüttich zu gewinnen, den Rhein hinaufzugehen, die russischen Colonnen in der Flanke anzugreifen und Schwarzenbergs Operationen zu bedrohen. Daß man Bonaparten erlaubt hat, vor unserer Fronte so viele Kräfte zu concentriren, ist die Wirkung nicht zu erklärender Zögerungen im Marsch der alliirten Armeen (der Russen und Oestreicher) und von Mangel an Verschwiegenheit (Metternich-Fouché) über die beschlossenen Entwürfe. Nichts indessen ist verloren, wenn nur Schnelligkeit und Entschlossenheit in die Operationen gelegt wird" u. s. w.

An Schwarzenberg und Wrede wurden Schreiben ähnlichen Inhalts abgeschickt und darin ausdrücklich bemerkt: „daß Wellington mit Blücher entschlossen sei, dem Feinde eine Schlacht zu liefern, falls er sich gegen sie wende und daß sie erwarteten, daß die alliirten Armeen, denen nur geringe Streitkräfte gegenüberständen, nun mit größter Thätigkeit und auf den kürzesten Linien ihre Operationen anfangen würden.“

Gneisenau schrieb aus Wavre den 17. Juni zwischen 12 und 2 Uhr an den General v. d. Knesebeck, der sich bei dem Könige in Berlin aufhielt: „Aus der, nur eine halbe Stunde weit gedauerten Verfolgung des Feindes dürfen wir schließen, daß selbiger gleichfalls erschöpft ist; noch ist er nicht gefolgt und das Schlachtfeld ist nur mit Vedetten besetzt“ u. s. w. Von hier an ist der Brief gleichlautend mit dem, ebenfalls von Gneisenau abgefaßten, Berichte an den König.

Der Verlust der Preußen betrug 11,500 Mann und 16 Geschütze; der der Franzosen 7500 Mann. Von der einen wie von der anderen Partei waren nur wenig Gefangene gemacht worden; kein französischer General von Auszeichnung wird unter den Gebliebenen oder schwer Verwundeten genannt; preußischer Seits waren der Oberst Thümen geblieben, der General Holzendorf, Chef der Artillerie, und General Jürgas, die Obersten Lützow und Langen schwer verwundet und gefangen. Der Feldmarschall hatte zwar keine Wunde erhalten, doch waren die Quetschungen, welche er bei dem Sturze erlitten, nicht unerheblich; er verbat es sich aber ausdrücklich, unter den Verwundeten aufgeführt zu werden:

„In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg,
Bewußt und groß,
So riß er uns
Vom Feinde los!“ *)

*) Inschrift auf dem Blücher-Denkmale in Rostock von Göthe.

Vierzigstes Kapitel.

Das Gefecht bei Quatrebras am 16. Juni. — Wellingtons verspätete Marschordres. — Napoleons Befehle an Ney. — Die Lage von Quatrebras. — Bernhard von Weimar. — Der Prinz von Oranien. — Wellington übernimmt den Befehl. — Der Herzog von Braunschweig führt sein Corps herbei. — Dessen Heldentod. — Der Corporal Külbel trägt ihn aus dem Gefecht. — Die Division der Hannoveraner unter General v. Alten. — Ney durch Kellermann verstärkt. — Wellingtons entscheidender Angriff zwischen 6 und 7 Uhr des Abends. — Ney harrt vergeblich auf Erlons Corps. — Napoleon läßt Ney Vorwürfe machen. — Wellington hat Quatrebras behauptet. — Bericht des Lieutenants Wucherer über seine Ausrichtung an Blücher. — Müfflings Bericht über die Sendung des Lieutenants v. Massow aus Blüchers Hauptquartier an Wellington. — Rückzug der Engländer in die Stellung von Mont St. Jean. — Napoleon, ein unzuverlässiger Geschichtsschreiber. — Grouchy und Ney gerechtfertigt. — Napoleons Wunsch: Josua's Machtwort sprechen zu können.



Vergebens hatte Blücher am 16. auf ein anrückendes Hülfscorps von Wellington gewartet; dieser hatte selbst vollauf zu thun, um sich mit den, ihm bei Quatrebras zur Verfügung stehenden, Truppen gegen den überlegenen Feind zu halten. Der edle Herzog und so erfahrene Feldherr hatte sich diesmal stark verrechnet. „Zweiundzwanzig Stunden nach dem ersten Flintenschusse, der bei den Vorposten fällt,“ so hatte er Blücher versichert, „steht mein ganzes Heer bei Quatrebras oder Nivelles versammelt.“ Allein nicht mehr als 20,000 Mann und 30 Geschütze hatte Wellington sechsunddreißig Stunden nach der Eröffnung des Gefechtes der Vorposten beisammen. Blücher hatte schon am 13. und 14. Befehle an die entfernteren Armeecorps

erlassen; Wellington erließ erst am 16. des Morgens die Befehle, wonach die Reiter-Division Uxbridge aus der Gegend von Grammont und die Division Clinton von Ath nach Braine-le-Comte, die niederländische Division Stedmann, sowie die indische Brigade Anthing, beide unter dem Prinzen Friedrich der Niederlande, von Sottechem nach Enghien marschiren sollten. Um 2 Uhr Nachmittags traf die Division Picton, etwas später die des Herzogs von Braunschweig von Brüssel ein. Die weiter zurückliegenden Nassauer konnten nicht mehr bei Quatrebras eintreffen.

Den Marschall Ney hatte Napoleon in zwei Befehlen von 9 und 10 Uhr am 16. des Vormittags beauftragt: „mit gesammter Macht bei Quatrebras Alles über den Haufen zu werfen." Ney zögerte mit dem Angriff bis 2 Uhr Nachmittags; nur drei Divisionen und zwar 16,189 Mann Fußvolk, 1729 M. zu Pferd und 38 Geschütze hatte er beisammen; das erste Corps (Erlon) wurde erwartet.

Quatrebras (vier Arme) ist ein Wirthshaus am Kreuzpunkte der beiden Chausseen von Charleroi nach Brüssel und von Nivelles nach Namur; ein vierarmiger Wegweiser steht dort aufgerichtet. Ein so hochgelegener Punkt war für Wellington wichtig, um dem Feinde den Weg nach Brüssel zu verlegen; diesen Weg, was es auch kosten möge, zu gewinnen, hatte Ney von Napoleon den Befehl.

Die Chaussee von Quatrebras nach Charleroi ist auf 400 Schritte vom Wirthshaus bei der Schäferei durch einen Grund durchschnitten, auf eben so viel weiter durch einen zweiten und auf 1200 Schritte durch ein Thal, an dessen rechtem Abhang das massive Vorwerk Germincourt liegt. Westlich von der Chaussee von Charleroi befand sich der damals noch gut bestandene, jetzt sehr durchforstete Wald von Bossu, welcher dem rechten Flügel Wellingtons eine Anlehne darbot und das Ausbreiten der feindlichen Reiterei verhinderte.

Der Prinz Bernhard von Weimar, General in holländischen Diensten, hatte in aller Frühe seine Brigade bei Germincourt aufgestellt und der Divisions-General Perponcher dirigirte die 1. Brigade (Biland) ebenfalls dahin. Eine halbe Schwadron des 1. schlesischen Husaren-Regiments, zum ersten preußischen Armeecorps gehörend, war bei dem gestrigen Rückzuge von Gosselies hierher versprengt worden und übernahm, da es dem Prinzen von Weimar an Reiterei fehlte, den Vorpostendienst.

Nach 6 Uhr früh traf der Prinz von Oranien ein, ließ die 1. Brigade über Germincourt vorrücken und das Gehöft von einem Miliz-Bataillon besetzen. Im Ganzen hatte der Prinz etwa 6800 Mann und 16 Geschütze und gedachte durch keckes Vorrücken den Feind stutzig zu machen; beinahe wäre ihm dies übel bekommen.

Gegen 2½ Uhr rückte Ney von Frasne heran; da er zahlreiche Reiterei entwickelte, zog der Prinz von Oranien sich zurück und suchte Deckung hinter Germincourt und dem Walde von Bossu. Schon war er in Gefahr, durch Ney's überlegene Macht auf beiden Seiten überflügelt zu werden, als gegen 4 Uhr die Division Picton bei Quatrebras erschien, welche in einem vierstündigen Geschwindmarsch von Mont St. Jean hierher geeilt war. Wellington, welcher um 3 Uhr, zurückgekehrt von der Unterredung mit Blücher, bei Oranien eintraf, übernahm den Befehl und ließ Pictons Division entlang der Straße von Namur aufmarschiren, den rechten Flügel bei dem Wirthshause bei Quatrebras, die Brigaden Pac und Kempt in erster Linie, dahinter die von Best, auf jedem Flügel eine Batterie. Ein Bataillon war nach Germincourt, das 95. Regiment nach Piermont beordert.

Die erste Linie ward geworfen, Germincourt von dem Feinde besetzt, vier Geschütze gingen verloren, die französische Reiterei trieb die ihr entgegengeschickte niederländische Reiter-Brigade Merlé (1000 Pferde stark) bis hinter Quatrebras, wobei Wellington persönlich in Gefahr gerieth, gefangen zu werden. Pictons tapfere Division hielt allein Stand.

Zur guten Stunde traf bald nach 4 Uhr der Herzog von Braunschweig (jener unternehmende Parteigänger von 1809) mit dem größten Theile seiner Truppen ein. Wellington wies ihm eine Stellung zwischen der Chaussee von Charleroi und dem Walde an, wo die Niederländer das Feld geräumt hatten. Drei Bataillone Braunschweiger mit der Reiterei kamen in die erste Linie, dahinter die beiden anderen in der Nähe des Wirthshauses von Quatrebras. Das 6. Bataillon erhielt seine Stellung auf dem linken Flügel angewiesen, zur Unterstützung des, an der Chaussee von Namur im Gefecht begriffenen, englischen 95. Regiments.

Bis 5½ Uhr hatte Wellington sich nur mit großer Anstrengung in der Vertheidigung seiner Stellung behauptet. Ney ließ nach 4 Uhr zwei Heersäulen unter General Foy unterhalb Germincourt vordringen. Wellington schickte ihm

Picton mit sieben Bataillonen in ausgedehnter Linie, zwei Glieder stark, entgegen; die Franzosen wichen, doch mußte Picton die Seinen zurückrufen, da feindliche Batterien weiteres Vordringen hinderten.

Gleichzeitig hatte Ney auf die Braunschweiger oberhalb Germincourt einen heftigen Angriff unternehmen lassen, dem sie nicht zu widerstehen vermochten. Die vorderen Bataillone wurden in Unordnung auf die hinteren zurückgeworfen.

Der tapfere Herzog führte dem, gegen Quatrebras vordringenden, französischen Fußvolke sein Ulanen-Regiment entgegen. Der Feind empfing dasselbe mit voller Ladung, die Ulanen machten Kehrt und der Herzog sah sich gezwungen, sein Fußvolk ebenfalls den Rückzug antreten zu lassen. Das Leib-Bataillon, in dessen Mitte sich der Herzog zu Pferde befand, marschirte links seitwärts der Chaussee an der Schäferei vorüber, um die Straße von Namur zu erreichen. Kanonenkugeln, welche in die gedrängte Masse einschlugen, veranlaßten Verwirrung, die noch vermehrt wurde, als ein französisches Cürassier-Regiment herantrabte. Vergebens bemühte sich der Herzog, sein Fußvolk zu einem festgeschlossenen Viereck zu sammeln, keiner seiner Adjutanten war bei ihm; da er zu Pferd war, mit lauter Stimme und hochgeschwungenem Säbel commandirte, ward er von den umherschwärmenden Tirailleuren zur Zielscheibe gewählt und sank, von einer Gewehrkugel getroffen, vom Pferde.*) Die französischen Cürassiere waren im Verfolgen begriffen; zum Tode verwundet, lag der tapfere Vorkämpfer deutscher Freiheit bewußtlos zwischen Feind und Freund. Der Corporal Külbel vom Leib-Bataillon rief zwei Kameraden, den Hornist Aue und den Jäger Reckau herbei; alle drei wagten entschlossen ihr Leben, daß nur ihr Herzog nicht in Feindes Hand fallen möge. Für eine sanftere Tragbahre, als die drei Gewehre sie darboten, konnte nicht gesorgt werden. Erst als sie den Schwerverwundeten bis hinter das zweite Treffen getragen, gelang es, ihn auf den Plaid eines gefallenen Engländers zu legen und ihn auf dieser wollenen Decke weiter zu tragen. Der Herzog erwachte jetzt aus seiner Ohnmacht, er klagte über brennenden Durst, vermochte aber nicht das ihm gereichte Wasser hinunterzuschlucken. In der Nähe einschlagender Kanonenkugeln war ein längeres

*) Da während des zerstreuten Rückzuges die eigenen Leute und die Hannoveraner ihre Gewehre abfeuerten, ist die nicht ganz unwahrscheinliche Vermuthung aufgestellt worden, daß der Herzog den Tod durch eine deutsche Kugel empfangen habe.

Rasten gefährlich. Noch einmal öffnete der Herzog die Augen; seine letzten Gedanken beschäftigten sich mit der Sorge für seine Truppen; sein letztes Wort war: „Olfermann," Commandeur des braunschweigischen Armeecorps. Jetzt fanden sich Major Wachholz und der Adjutant Kübeck ein und sorgten dafür, daß der Herzog in ein, an der Brüsseler Straße gelegenes, Haus, „la Barraque" genannt, getragen wurde. Als der Stabsarzt Dr. Pockels herbeikam, hatte der tapfere Herzog bereits seine Heldenseele ausgehaucht.*)

Die feindliche Armee war im Handgemenge mit den Braunschweigern bis in das Gehöft des Gasthauses von Quatrebras gedrungen. Bei weiterem Vorgehen aber wurde sie von dem englischen 92. Regiment, in dessen Mitte Wellington sich befand, zurückgeschlagen. Das 42. schottische und 44. englische Regiment nahmen hier rühmlichst Antheil an dem Gefecht. Unterdessen hatte Ney eine Verstärkung von 2000 Pferden und 6 Geschützen von der Division l'Heritier erhalten.

Die englische Infanterie der vorhin genannten Regimenter schlug wiederholte Angriffe der französischen Reiterei ab, welche die geschlossenen Vierecke immer auf 50 Schritte herankommen ließen und dann mit einem vernichtenden Kugelhagen empfingen. Dennoch hätte diese tapfere Schaar den gegen sie anrückenden Batterien weichen müssen, wäre nicht, etwa gegen 6 Uhr, die hannöversche Division Alten von Braine-le-Comte (über 3 Meilen Entfernung), 2354 Mann in 2 Brigaden mit 12 Geschützen, eingetroffen. Die vorderste, Halkett, ward links den Braunschweigern, die zweite, Kielmannsegge, nach dem linken Flügel abgeordnet. Allein auch Ney erhielt Verstärkung durch Kellermann, der ihm die Cürassier-Division Roussel zuführte. Ney hatte jetzt 16,000 Mann Fußvolk mit 44 Geschützen und 5000 Mann Reiterei beisammen; Wellington 24,000 Mann Fußvolk mit 42 Geschützen und 2000 Mann zu Pferd.

Ney drang aufs Neue vor; seine Tirailleure, von einer Batterie gefolgt, vertrieben die Engländer aus dem Walde von Bossu, Kellermanns Reiterei ritt das, sich in Linie entgegenstellende, 69. Regiment nieder und nöthigte die zersprengten Bataillone der Braunschweiger und Hannoveraner Zuflucht in dem

*) Diese, von dem Corporal Külbel, der später in Braunschweig Tischlermeister war, uns überlieferte, Erzählung stimmt mit dem, in der Geschichte des braunschweigischen Armeecorps (Braunschweig, Vieweg 1816) enthaltenen Berichte überein.

Walde und hinter den englischen Batterien zu suchen, von deren Feuer die französische Reiterei übel zugerichtet wurde und zurückwich. Vergebens waren die Anstrengungen Kellermanns und seiner Officiere, die Ordnung wieder herzustellen und die Flüchtigen aufzuhalten. Unglücklicher Weise stürzte des Generals Pferd von einer Kugel getroffen, er selbst lag am Boden, ohne sich schnell genug aufraffen zu können. Ohne Hut und Degen klammerte er sich an den Steigbügel eines flüchtigen Cürassiers an und entging mit genauer Noth der Gefangenschaft. Zu derselben Zeit, zwischen 6 und 7 Uhr des Abends, hatte der französische General Piré mit seiner, aus Lanciers und Chasseurs bestehenden, Reiter-Division gelungene Angriffe auf englisches und braunschweigisches Fußvolk unternommen. Da die Infanterie in dem mannshohen Roggen und Weizen verborgen stand, ritten einzelne verwegene Lanciers bis nahe an die feindlichen Vierecke heran und bezeichneten durch ihre, in den Boden eingepflanzten, Lanzen die Richtung für den Angriff. Allein eben so wenig wie Kellermanns Cürassieren, gelang es den Jägern und Lanciers Piré's, die festgeschlossenen Vierecke der Bergschotten zu sprengen und als zu Pictons Unterstützung einige Bataillone Fußvolk und zwei berittene Batterien eintrafen, wendete die französische Reiterei auch hier sich zur Flucht und sammelte sich erst wieder hinter der Division Foy's. Durch die in zerstreuter Flucht das Feld bedeckenden Reiter war die französische Artillerie längere Zeit verhindert, an dieser Stelle das Gefecht zu unterstützen.

Wellington nützte diesen ihm günstigen Augenblick — zwischen 6 und 7 Uhr — dazu, die, nach zehnstündigem Marsche bei ihm eingetroffene, 1. britische Garde-Division, 4000 Mann mit 12 Geschützen, und zwei Bataillone neu angekommener Braunschweiger mit 16 Kanonen zu einem entscheidenden Angriff vorzuführen. Er hatte jetzt gegen 30,000 Mann Fußvolk, 70 Geschütze und 2000 Pferde beisammen. Es gelang, die Franzosen aus dem Walde von Bossu zu vertreiben, was, unter großem Verluste, die Brigade Maitland ausführte.

Von Stunde zu Stunde harrte Ney auf das, ihm von dem Kaiser zugetheilte, während des Marsches wieder abgerufene, erste Corps unter Erlon. Jetzt erfuhr er durch die eintreffenden Obersten Forbin und Delcambre, daß Erlon mit dem ersten Corps auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers nach St. Amand dirigirt worden sei. Dies war eine höchst unerwünschte Nachricht und

Ney rief, auf die neben und um ihn niederschlagenden Kanonenkugeln deutend, seiner Umgebung zu: „Sehen Sie diese Kugeln? Ich wollte, daß sie mir alle in den Leib schlügen." Befehl auf Befehl traf jetzt von Napoleon ein: „Alles über den Haufen zu werfen; dem Feinde bei Bry in den Rücken zu fallen" u. s. w. Ney sandte an Erlon absoluten Befehl, auf der Stelle den Marsch nach Quatrebras anzutreten; kein Erlon erschien, der Abend brach an und Ney hatte Wellington das Schlachtfeld überlassen müssen. Daß Vandamme Erlons Corps für ein feindliches ansah, hielt ihn ab, im entscheidenden Momente gegen Blücher vorzugehen, und so ward durch Erlons Hin- und Hermarschiren verhindert, daß weder Blücher noch Wellington eine so vollständige Niederlage erlitten, wie es ohne jenes Mißverständniß der Fall gewesen sein würde.

Als Erlon nicht eintraf, die Engländer und ihre deutschen Verbündeten wiederum bis Piermont vorgedrungen waren, zog sich Ney mit dem Gros seines Heeres nach Frasne zurück, wo erst um 9 Uhr Nachts Erlons Corps eintraf.

Der Verlust der Engländer und Deutschen betrug 3436 Mann, der Niederländer 1000 Mann, der Franzosen 4000 Mann.

Napoleon läßt durch Soult in einem dienstlichen Schreiben aus Fleurus vom 17. Ney wegen seines voreiligen Vorgehens auf Quatrebras mit den Worten tadeln: „daß seine Division abgesondert (isolée) gefochten, wodurch sie Verluste erlitten hätte. Von dem englischen Corps, das ihn angegriffen, würde kein Mann entkommen sein, wenn die Corps von Reille und Erlon vereinigt gewesen wären; wäre dagegen Erlon auf St. Amand marschirt, wie der Kaiser befohlen, dann wäre die preußische Armee gänzlich geschlagen und 30,000 Mann Gefangene gemacht worden. Bei St. Amand hätten die Corps des Kaisers immer vereinigt gefochten" u. s. w. „Das Wahre ist" — bemerkt General Hoffmann — „beide hatten Unglück und Schuld; Napoleon aber wohl die größere, daß er Erlon abrief, der doch nur erst nach einigen Stunden eintreffen konnte, und der Ney so unentbehrlich war. Ney's Schuld war, daß er Erlon zurückrief, als es schon zu spät war, um ihm noch helfen zu können."*)

Wellington durfte sich, wenn auch nicht eines entscheidenden Sieges, so doch rühmen, seine Stellung behauptet und Ney zu einer rückgängigen Bewegung gezwungen zu haben. Piermont war wieder genommen und das gesammte

*) Hoffmann a. a. O. S. 71.

englische Heer siegreich nach dem Abschnitt von Germincourt vorgerückt. Ney, der sich gern das Ansehen geben wollte, als habe er das Schlachtfeld behauptet, ließ die ganze Nacht hindurch die englischen Vorposten aufschrecken. „Mit Tagesanbruch (am 17.) traf Wellington, welcher die Nacht in Genappe zugebracht, wieder bei Quatrebras ein; auch die Reiterei unter Uxbridge war da, die Brigade Vivian daselbst gegen Sombref hin aufgestellt. Der Herzog, der in aller Frühe auf Kundschaft vorritt, fand die Vorposten Ney's den seinen nahe gegenüber. Durch seinen General-Quartiermeister Delancy, welcher eine Streifrunde bis Tilly begleitet hatte, wo er den General Ziethen traf, erfuhr er um 7 Uhr des Morgens am 17. bestimmt, daß die Preußen ihren Rückzug nach Wavre genommen.

Nach einer Besprechung mit Müffling ließ Wellington dessen Adjutanten, Lieutenant Wucherer, rufen und ertheilte ihm mündliche Aufträge an Blucher. Ueber diese wichtige Sendung theilen wir aus einem Briefe Wucherers (freiwilliger Jäger, später Regierungsrath) Folgendes mit: „Nachdem das englische Hauptquartier am 17. Juni sehr früh von Genappe nach Quatrebras gegangen und der Herzog einen Theil der Vorposten besichtigt hatte, kehrte er in die Nähe des Wirthshauses zurück und General Müffling befahl mir, mich bei dem Herzoge zu melden, weil dieser mich sofort verschicken würde. Der Auftrag, den ich erhielt, war folgender: ich sollte sogleich nach Wavre reiten, wo vermuthlich das Hauptquartier des Fürsten sein oder zu finden sein würde und diesem anzeigen: der Herzog wäre bereit, in der Position bei Quatrebras zu verbleiben und eine Schlacht heute anzunehmen, wenn die preußische Armee heute wieder vorrücken könne. Sollte dies indessen nicht möglich sein, so würde er sich in die Position von Waterloo zurückziehen und daselbst eine Schlacht annehmen, wenn auch nur Ein preußisches Corps zur Unterstützung gestellt würde. Ich ritt, die Landkarte in der Hand, querfeldein; gelangte bald nach Wavre, wo das Hauptquartier war. Graf Nostitz aber sagte mir, ich könne den Feldmarschall nicht sprechen, der sich eben erst sehr ermattet niedergelegt habe. Die Generale Gneisenau und Grolmann waren abwesend und den ankommenden Corps entgegengeeilt. Unter diesen Umständen theilte ich dem Grafen Nostitz meinen Auftrag mit und daß mir die größte Eile empfohlen worden sei. Derselbe entschloß sich nun, den Feldmarschall zu wecken. Die Thür des Gemachs blieb offen und so hörte ich die Unterredung. Zuerst fragte der Feldmarschall nach Gneisenau und

Grolmann und da diese abwesend waren, sagte er: „„Ich weiß es; lassen Sie dem Herzog sagen, heut könnte ich noch nicht wieder vorkommen, morgen aber komme ich mit dem frischen Corps und den anderen."" Mit diesem Bescheide ritt ich zurück, fand den, aus Blüchers Hauptquartier an demselben Morgen an Wellington abgeschickten Adjutanten, Lieutenant v. Massow. Der Herzog erwiderte mir auf meine Meldung: „„Ich habe dasselbe so eben direct aus dem preußischen Hauptquartiere erfahren."" Ein Adjutant, Lieutenant Winterfeld, welchen Gneisenau noch während der Nacht nach Quatrebras abgefertigt hatte, war auf dem Wege dahin von den feindlichen Vorposten schwer verwundet worden und nicht bis zu Wellington gelangt."

Ueber die Sendung Massows von Blücher an Wellington liegt uns der Bericht des Generals Müffling vor, dem wir Nachstehendes entnehmen:

„Lieutenant v. Massow kam den 17. früh aus Wavre, um mir den Auftrag des Fürsten zu überbringen: ich solle den Herzog fragen, ob er bereit sei, Napoleon anzugreifen, wenn Blücher sich mit Allem, was er habe, mit ihm vereinige.

„Kurz vor Massows Ankunft war Wellingtons Adjutant, Delancy, zurückgekommen, der Ziethen selbst gesprochen hatte. Durch Delancy erfuhren wir zuerst, daß Blücher das Schlachtfeld verlassen habe und daß er in der Nacht nach Wavre zurückgegangen sei. Ich stand neben Wellington vor dem Wirthshause bei Quatrebras, als Delancy vom Pferde herab diese Nachricht mittheilte. Wellington sah mich mit verwunderten Augen an, aus denen ich las: „„Hast Du das gewußt und mir diplomatisch verschwiegen?"" Ich fand das natürlich, da wir uns noch zu wenig in wichtigen Augenblicken gesehen hatten und während Alles durch mich ging, dieser Rückzug ihm zehn Stunden lang ein Geheimniß geblieben war. Ich fragte Delancy: „Hat Napoleon Blüchern verfolgt?" Antwort: „„Nein, er befand sich, als ich von Ziethen abritt, noch ruhig auf dem Schlachtfelde."" Hierauf sagte ich ruhig zu Wellington: „Ney steht Ihnen hier gegenüber. Napoleon kann sich mit ihm vereinigen oder gegen Blücher marschiren, gleichviel, Sie können nicht in dieser erbärmlichen Stellung stehen bleiben. Da Blücher, wie es scheint, nicht geschlagen, sondern nur zurückgegangen, um sich mit Bülow zu vereinigen, so kann Napoleon sich nicht mit allen seinen Kräften gegen Sie wenden." Wellington setzte sich auf die Erde und zog seine Karte heraus. „„Sie haben Recht,"" sagte er, „„mein Verweilen hier hat keinen Zweck. Ich werde in mein gewähltes Lager nach Mont St. Jean zurückgehen.""

Wir sprachen noch über den Rückzug, als Massow zu Pferd heransprengte und mir seinen Auftrag ausrichten wollte. Ich winkte ihm mit der Hand, ihn dem Herzoge auszurichten. Ich beabsichtigte durch diese altmilitairische Dienstpflichtigkeit den Herzog daran zu erinnern, daß ich ein Soldat und kein Diplomat sei. Massow verstand mich und machte dem Herzoge Meldung. Hier erfuhr ich also selbst erst, was ich Wellington ausrichten sollte und dieser Beweis, daß ich nichts vor ihm verheimlichen wolle, hat mir des Herzogs volles Vertrauen für das Leben gewonnen. Ich fragte hierauf Massow in Gegenwart des Herzogs über den Zustand des Heeres aus; er beruhigte uns beide.

„Unter vier Augen sagte ich später dem Herzoge: „Sie kennen nun des Fürsten Ansichten, gegründet auf die Uebersicht seiner Mittel; daß er hält, was er versprochen hat, darauf können Sie rechnen, aber verabreden läßt sich noch gar nichts, so lange es ungewiß ist, was Napoleon thut. Ney allein wird Sie nach den gestern gemachten Erfahrungen schwerlich angreifen. Man übersieht von hier aus die Chaussee nach Sombref auf 1½ Stunden. Kommt Napoleon von dort, so kann zeitig einer Schlacht durch einen Rückzug nach Mont St. Jean ausgewichen werden. Es hängt dann von Ihnen ab, sich heute zu erklären, ob Sie für morgen eine Defensivschlacht in jener Stellung annehmen wollen, allein oder vereint und mit welchem Beistande von Blücher. Dies ist deshalb nöthig, weil dessen Anerbieten auf eine Voraussetzung gebaut ist, welche so unendlichen Wechselfällen unterliegt. Marschirt Napoleon gegen die Maas oder zu einer Schlacht gegen Blücher, so kann er nicht zu Ihnen, sondern nur Sie können zu ihm kommen.“ Ich bat Wellington, er möge selbst mündlich und zwar sehr bestimmt antworten. Dies that er, indem er erklärte: „„Der gestrige Tag hat in meiner Ansicht zu einer vereinten Offensive nichts geändert, ich gehe in das Lager von Mont St. Jean zurück und wenn ich dort auch nur mit Einem preußischen Armeecorps (30,000 M.) unterstützt werde, so nehme ich morgen eine Defensivschlacht an und gehe am 19. in Vereinigung mit dem Fürsten zum Angriff über. Kann ich diese Unterstützung nicht erhalten und Napoleon führt Alles, was er hat, gegen mich, dann könnte ich die Schlacht nicht annehmen, sondern müßte auf Brüssel zurück gehen.““

„Mit dieser Antwort ritt Massow ab. Darauf ließ mir Blücher sagen — und diese Nachricht kam in der Nacht vom 17. zum 18. —: „„er werde nicht blos mit Einem, sondern mit Zwei Corps kommen.““ Als später die

Verfolgung Grouchy's in Wavre für nichts Bedeutendes gehalten wurde, brachte mir der Lieutenant Behrend, als wir bereits in Stellung waren, am Morgen des 18. von Blücher die Nachricht: „„Ich komme nicht mit zwei Corps, sondern mit Allem, was ich habe."" Der Brief Blüchers an Wellington, welchen er Nostitz dictirte, wurde bereits oben mitgetheilt.

Sogleich nach Eingang der Meldung des Rückzuges Blüchers durch Massow ertheilte Wellington Befehl zum Rückzuge in die Stellung von Mont St. Jean.

„Der Rückzug des Fußvolkes geschah ohne Schwierigkeit auf der Chaussee von Brüssel. Gegen 11 Uhr Vormittags passirte Alten über Bezy und Waislehütte unterhalb Genappe den dortigen Engweg. Als Wellington zwischen 2 und 3 Uhr den Feind stark von vorne und von Ligny her vordringen sah, befahl er dem Lord Uxbridge, mit der Reiterei den Rückzug anzutreten. Die schwere Cavallerie, die 1. und 2. Brigade gingen mit einigen leichten Regimentern auf der Chaussee; die 5. und 6. links derselben, sich auf den Uebergang unterhalb Genappe dirigirend, die 3. leichte Brigade rechts, welche ohne Hinderniß durch eine Fuhrt oberhalb von da weiter in die Position zog.

„Die letzten Regimenter der Colonne links wurden anfänglich beunruhigt, was aber bei dem nun stark eintretenden Regen ganz aufhörte. Einiges Drängen fand wieder statt bei dem Passiren des Genappe-Baches, worauf die Brigade ungehindert über Frischermont bis hinter die Position gelangte. Die mittlere Colonne hatte hinter Genappe Halt gemacht. Der Feind verfolgte lebhaft das letzte Regiment beim Durchgehen durch diesen Engweg. Der weitere Rückzug geschah ruhig bis in die Position.

„Die feindliche Vorhut drang gegen Abend gegen la Haye-sainte, wo sie jedoch durch die Geschütze des dahinter stehenden Generals Picton zurückgewiesen wurde. Sie machte nun Halt auf der Höhe von Belle-Alliance; die anderen Corps dahinter auf beiden Seiten der Chaussee bis Rosommé."

Bekanntlich hat Napoleon die, ihm auf Helena angewiesenen, unfreiwilligen Mußestunden zu Aufzeichnungen seiner Denkwürdigkeiten durch die Generale Montholon und Gourgaud nützlich verwendet. Haben nun auch diese Aufzeichnungen für die Geschichte einen unschätzbaren Werth, so sind sie doch nicht immer zuverlässig, indem sie der große Verbannte zuweilen benutzt, um in kleinlicher Weise Fehler, die er begangen, seinen Unterfeldherrn aufzubürden. Mögen auch die Marschälle Ney und Grouchy sich Zögerungen und Unentschlossenheit am

17. und 18. Juni haben zu Schulden kommen lassen, so hielten sie sich doch immer streng an die Befehle und Nachrichten, die ihnen vom Kaiser zugingen. In späterer Zeit hat derselbe, ungroßmüthiger Weise, Befehle niederschreiben lassen, welche er in Wahrheit nicht gegeben hatte. So behauptet er in seinen Memoiren, am 17. Juni Abends 10 Uhr an den Marschall Grouchy, den er in Wavre vermuthet habe, einen Officier gesendet zu haben, mit dem Auftrage: „es werde morgen (den 18.) eine große Schlacht geliefert werden; die englisch holländische Armee sei in Stellung vor dem Walde von Soigne, den linken Flügel an la Haye stützend; Grouchy solle daher noch vor Tagesanbruch aus seinem Lager bei Wavre eine 7000 Mann starke Truppenabtheilung von allen Waffengattungen mit 16 Kanonen auf St. Lambert zu schicken, um sich rechts an die große Armee anzuschließen und mit ihr zu operiren. Er solle ferner, sobald er die Ueberzeugung erlangt, Blücher habe Wavre verlassen, um entweder seinen Rückzug nach Brüssel fortzusetzen oder sonst wo immerhin sich bewegen, mit der Mehrzahl seiner Truppen so marschiren, um die gegen St. Lambert entsendete Abtheilung zu unterstützen.“*) Der Kaiser will ferner den 18. um 4 Uhr des Morgens einen zweiten Officier abgeschickt haben, um dem Marschall Grouchy den Befehl vom vorigen Abend zu wiederholen.**) Grouchy hat es öffentlich in Abrede gestellt, einen solchen Befehl erhalten zu haben;***) auch findet sich derselbe in dem sehr genau geführten Ordrebuche des Major-Generals (Soult) nicht verzeichnet. Ein in diesem Buche befindlicher Befehl vom 18. früh 10 Uhr, vorwärts der Meierei (ferme) von Caillou, lautet: „Der Kaiser beauftragt mich, Sie zu benachrichtigen, daß Se. Maj. in diesem Augenblicke die englische Armee angreifen läßt, welche bei Waterloo, nahe am Walde von Soigne Stellung genommen hat; demnach wünscht Se. Maj., daß Sie Ihre Bewegungen a u f W a v r e richten, um sich uns zu nähern, sich mit uns in Operations-Rapport zu setzen und die Verbindungen zu sichern, indem Sie die preußischen Corps vor sich hertreiben, welche diese Richtung eingeschlagen haben, und vielleicht in Wavre Halt machen, welches Sie so bald als möglich zu erreichen suchen müssen. Sie werden die feindlichen Colonnen, welche sich rechts von Ihnen gewendet haben, durch einige leichte Corps verfolgen lassen, um ihre

*) Mémoires pour servir etc. p. 116.

**) Ebendaselbst S. 117.

***) Grouchy (der Sohn), Bemerkungen gegen die Relation 2c.

Bewegungen zu beobachten und ihre Nachzügler aufzugreifen." Diesen Befehl erhalten zu haben, giebt Grouchy zu, macht jedoch bemerklich, daß, wenn ihm der Kaiser am 18. des Morgens 10 Uhr befiehlt, auf Wavre zu marschiren, er nicht am 17. des Abends 10 Uhr und am 18. früh 4 Uhr befehlen konnte: „aus dem Lager von Wavre aufzubrechen." An Ney will Napoleon angeblich am 16. Abends einen ganz ähnlichen Befehl wie an Grouchy am 17. Abends erlassen haben, welchen erhalten zu haben Ney ebenfalls in Abrede stellt. „Die Darstellung Napoleons," bemerkt General Clausewitz, „als habe er die Vertheilung der gegenseitigen Streitkräfte am 17. wie eine Bewegung auf Brüssel in zwei Colonnen angesehen, wovon die eine, Blücher und Grouchy, über Wavre, die andere, Wellington und er selbst, auf Mont St. Jean gezogen, ist eine hinterher zusammengeschraubte Ansicht, deren zu erwähnen nicht der Mühe werth sein würde, wenn sie nicht mehrere Schriftsteller nachgeschrieben hätten."*) Die Wahrheit ist, daß Napoleon am 17. Abends Blücher im aufgelösten Rückzuge nach der Maas glaubte und von dessen Marsch zu Wellington nichts wußte.

„Am 17. Juni zwischen 8 und 9 Uhr des Morgens," erzählt Marschall Grouchy, „verließ Napoleon zu Wagen Fleurus, um sich nach dem Schlachtfelde zu begeben. Der beschwerliche Weg über die mit Furchen und tiefen Gräben durchzogenen Aecker verzögerte die Fahrt; Napoleon stieg deshalb zu Pferde. In St. Amand angekommen, ließ er sich nach allen Zugängen führen, an denen der Ort am gestrigen Tage war angegriffen worden. Dann ritt er über das Schlachtfeld, sprach mit den Verwundeten, eiferte zur Sorgfalt für sie an, lobte, als er vorüberritt, einige ohne Gewehr angetretene Regimenter, welche ihn mit lautem Zurufe begrüßten. Hierauf stieg er vom Pferde und unterhielt sich mit dem General Gérard und mit mir über die öffentliche Meinung in Paris, über die Kammer der Repräsentanten, die Jacobiner und verschiedene andere Dinge, die dem Gedanken, der ihn jetzt beschäftigen sollte, ganz fremd waren."

Nicht eher als (den 17.) Mittag nach 12 Uhr hatte Napoleon über Blüchers und Wellingtons Rückzugslinie zuverlässige Nachricht. Jetzt erhielten sämmtliche Garden, das sechste Corps (Lobau) und mehrere Reiter-Brigaden Befehl, links von der Chaussee auf Marbais zu marschiren, Grouchy aber mit dem dritten und vierten Armeecorps der Division Teste, dem zweiten Cavallerie-

---

*) Clausewitz a. a. O. VIII. 154.

corps (Exelmanns) und der Division Soult, zusammen 32,000 Mann mit 96 Geschützen, die Preußen zu verfolgen und ihre Niederlage zu vollenden, während der Kaiser mit Ney vereint von Marbais aus sich gegen Wellington wenden werde. Grouchy erlaubte sich dem Kaiser bemerklich zu machen: „die Preußen, seit 10 Uhr voriger Nacht im Rückzuge, hätten einen bedeutenden Vorsprung; sie schienen sich auf Namur gewendet zu haben, obschon man hierüber nichts Sicheres wisse; er würde sie also in einer, Napoleon ganz entgegengesetzten, Richtung verfolgen müssen und dabei wenig im Stande sein, sie in irgend einem Vorhaben zu stören, welches sie bei Verlassung des Schlachtfeldes gefaßt haben könnten. Er bäte daher, mit dem Kaiser marschiren zu dürfen.“ Dieser aber wiederholte unwillig den gegebenen Befehl mit dem Zusatze: „es sei Grouchy's Sache, die Preußen aufzufinden, während er selbst sich gegen die Engländer wende.“ Hierin lag die Entscheidung für den nächsten Tag. Napoleon theilte, durch das Dylelflüßchen geschieden, sein Heer in zwei Theile, während Blücher den Marsch zur Vereinigung mit Wellington jenseit dieses Flusses vorbereitete.

Grouchy hatte seinen Aufbruch bis gegen 3 Uhr Nachmittags verschoben; der Marsch wurde durch die schlechten Wege und das Aufeinanderdrängen der Truppen gehindert, so daß Gembloux erst spät in der Nacht erreicht wurde. Von hier berichtete Grouchy Abends 10 Uhr an den Kaiser: „Ich habe die Ehre Bericht zu erstatten, daß ich Gembloux besetzt habe und daß meine Cavallerie in Sauveniers ist. Der Feind (Blücher), ohngefähr 30,000 M. stark, setzt seinen Rückzug fort. Ich habe ihm hier einen Park von 400 Stück Hornvieh, Magazine und Bagagen abgenommen. Nach allen Berichten scheint es, daß die Preußen von Sauveniers in zwei Colonnen abgezogen sind, eine über Sart-à-Vallain auf Wavre, die andere, so scheint es, auf Perwez (also nach der Maas). Vielleicht kann man daraus schließen, daß ein Theil zu Wellington zieht und daß das Centrum, welches die Armee von Blücher ist, auf Lüttich retirirt. Da eine andere Colonne Preußen mit Artillerie auf Namur gezogen ist, soll General Exelmanns sechs Escadrons auf Sart-à-Vallain, drei auf Perwez senden. Wenn nach deren Bericht die Masse der Preußen auf Wavre geht, so werde ich diesen dahin folgen, damit sie nicht Brüssel erreichen und sich mit Wellington vereinigen können. Gehen aber die Preußen auf Perwez, so verfolge ich sie dorthin. Die Generale Thielemann und Borstell (?) bildeten einen Theil der

Armee, welche Ew. Maj. gestern geschlagen hat; sie waren heut Morgen um 10 Uhr noch hier und haben erzählt, daß 20,000 Mann von ihnen kampfunfähig gemacht wurden. Bei ihrem Abzuge haben sie sich nach den Entfernungen von Wavre, Pervez und Hanut erkundigt. Blücher selbst ist leicht in den Arm verwundet; er war nicht in Gembloux. Ich bin mit Hochachtung" ꝛc. Vier Stunden später — also den 18. früh 2 Uhr — meldet Grouchy dem Kaiser, daß er entweder auf Corbais oder Wavre gehen werde.

Ney war am 16. in seiner Stellung auf den Höhen von Frasne halten geblieben, weil ihm über den Ausgang der Schlacht bei Ligny keine Nachricht zugegangen war. Erst am 17. des Morgens 8 Uhr erhielt er ein Schreiben Soults des Inhalts:

„Fleurus, den 17. Juni 1815 (ohne Angabe der Stunde).

„Herr Marschall! Der General Flahaut, welcher so eben ankommt, theilt uns mit, daß Sie sich in Ungewißheit über das Ergebniß des gestrigen Tages befinden. Indeß glaube ich, Sie in Kenntniß gesetzt zu haben von dem Siege, welchen der Kaiser erfochten hat. Die preußische Armee ist gänzlich geschlagen, der General Pajol verfolgt sie auf den Straßen von Namur und Lüttich. Wir haben schon mehrere Tausend Gefangene und 30 Kanonen. Unsere Truppen hielten sich vortrefflich; ein Angriff von sechs Bataillonen Garde, der Schwadronen des Dienstes und der Reiter-Division des Generals Délort durchbrach die feindliche Linie, brachte die größte Unordnung in ihre Reihen und nahm die feindliche Stellung.

„Der Kaiser begiebt sich jetzt nach der Windmühle von Bry an der großen Straße von Namur nach Quatrebras; demnach ist es nicht möglich, daß die englische Armee Ihnen gegenüber Stand hält; sollte sie es thun, dann würde der Kaiser sofort gegen dieselbe marschiren, während Sie sie in der Front angriffen mit Ihren Divisionen, welche Sie jetzt beisammen haben werden, und auf der Stelle würde die englische Armee vernichtet sein. Unterrichten Sie daher Se. Maj. genau von der Stellung Ihrer Divisionen und von Allem, was bei Ihnen vorgeht. Der Kaiser hat mit Schmerzen (avec peine) gesehen, daß Sie gestern Ihre Divisionen nicht beisammen hatten, Sie haben getrennt gefochten und hierdurch haben Sie Verlust erlitten. Wären die Corps von Erlon und Reille vereinigt gewesen, dann wäre von dem Corps der Engländer, welches Sie angriff, nicht Ein Mann entkommen. Würde der Graf Erlon die Be-

wegung auf St. Amand ausgeführt haben, welche der Kaiser befohlen hatte, dann würde die preußische Armee gänzlich vernichtet worden sein und wir würden 30,000 Gefangene gemacht haben.

„Die Corps der Generale Gérard, Vandamme und die kaiserliche Garde waren fortwährend vereinigt; man setzt sich Verlusten aus, wenn die Abtheilungen bloß gestellt werden.

„Der Kaiser hofft und wünscht, daß Ihre sieben Divisionen Fußvolk und die Reiterei vollständig vereinigt und geordnet seien und nicht eine halbe Meile Feld einnehmen, damit Sie dieselben gut in Ihrer Hand haben und nach Bedürfniß verwenden können.

„Die Absicht Sr. Maj. ist, daß Sie Stellung in Quatrebras nehmen, sowie Ihnen der Befehl dazu ertheilt worden war; wenn dies eben wegen Unmöglichkeit (par impossible) nicht ausgeführt werden kann, dann geben Sie darüber Rechenschaft auf der Stelle und zwar ganz genau (en détail); dann wird sich, wie ich Ihnen gesagt, der Kaiser auf der Stelle dahin begeben. Sollte im Gegentheil sich nur eine Nachhut dort befinden, so greifen Sie dieselbe an und nehmen Stellung.

„Der heutige Tag ist nothwendig, um diese Bewegung zu beenden, die Munition zu vervollständigen, die vereinzelten Soldaten zu sammeln und die Abtheilungen zu ordnen. Hiernach geben Sie Ihre Befehle und versichern Sie sich, daß alle Verwundete verbunden und zurückgebracht worden; man hat sich beklagt, daß die Wundärzte und ihre Gehülfen (les ambulances) auf dem Schlachtfelde nicht ihre Schuldigkeit thun.

„Der berüchtigte Parteigänger Lützow, welcher gefangen worden ist, sagt aus: die preußische Armee sei verloren und Blücher habe die preußische Monarchie an den Abgrund geführt. (Unterzeichnet:)

Der Marschall des Reichs, Major-General, Herzog von Dalmatien."

Ein zweites Schreiben, welches Soult, ebenfalls im Auftrage des Kaisers, an Ney schrieb, ist datirt: „Viertes Armeecorps, Gosselies, vorwärts Ligny, den 17. Mittags.

„Herr Marschall! Der Kaiser hat soeben mit einem Corps Fußvolk und mit der kaiserlichen Garde Stellung vorwärts von Marbais genommen; Se. Maj. beauftragen mich, Ihnen zu sagen, daß Seine Meinung ist, daß Sie den Feind in Quatrebras angreifen, um ihn aus seiner Stellung zu vertreiben und

daß das in Marbais befindliche Corps Ihre Bewegungen unterstützen werde. Se. Maj. begiebt sich nach Marbais und erwartet Ihre Berichte mit Ungeduld."

Mit größter Anstrengung erreichten ein paar Reiter-Divisionen Quatrebras, worauf Ney die Engländer angriff, welche sich Schritt für Schritt ohne den geringsten Verlust in die Stellung bei Mont St. Jean zurückzogen.

Ebenso unwahr und ungerecht, wie gegen Grouchy, ist der Kaiser später gegen Ney gewesen.

„Napoleon," so läßt er in seinen Denkwürdigkeiten berichten, „schickte an Ney den Befehl, das erste Corps (Erlon) zur kräftigen Verfolgung des Feindes ungesäumt aufbrechen zu lassen; den Marschall selbst ließ er zu sich bescheiden.

„Als Ney erschien, machte ihm der Kaiser über sein Schwanken, über seine Langsamkeit und darüber, daß er ihm habe drei kostbare Stunden verlieren lassen, Vorwürfe. Der Marschall stammelte als Entschuldigung, daß er geglaubt habe, Wellington stehe noch mit seiner Armee bei Quatrebras."*)

Napoleon folgte dem Rückzuge der Engländer bis gegenüber von Mont St. Jean, entschlossen, noch heut einen Angriff zu unternehmen, von dem er sich einen glücklichen Erfolg versprach. Der Tag neigte sich, die anbrechende Nacht gebot Feierabend zu machen. „Warum kann ich nicht," rief Napoleon aus, „wie Josua der Sonne gebieten: steh still! Nur noch zwei Stunden und mein Tagewerk wär' gethan!" Vergebener Wunsch! Die Sonne ging unter, und nicht die Sonne von Austerlitz war es, welche am nächsten Morgen über dem Schlachtfelde von Belle-Alliance aufging, blutigroth!

---

*) Mémoires pour servir etc. p. 111.

Einundvierzigstes Kapitel.

Das Schlachtfeld von la Belle-Alliance. — Das Heer Wellingtons besteht aus Engländern, Schotten, Irländern, Holländern, Belgiern, Deutschen. — Der englische Soldat. — Der 18. Juni ein Sonntag, aber kein Sonnentag. — Wellington schreibt Briefe um 3 Uhr des Morgens, frühstückt um 8 Uhr, reitet aus um 9 Uhr. — Schlachtordnung des englischen Heeres. — Das Schloß Hougomont. — Vertheidigungsanstalten des Oberst-Lieutenants Macdonell. — Der Pachthof la Haye-sainte. — Vertheidigungsanstalten des Majors Baring. — Napoleon auf dem eisernen Feldbette in Caillou: ein moderner Richard III. — Die französische Schlachtordnung. — Napoleon ist der Meinung, Blüchers Heer vernichtet zu haben; — ertheilt an Grouchy Befehl am 18. Juni früh 10 Uhr vor dem Beginn der Schlacht. — Anerkennung Napoleons als des größten Meisters der Heerführung und Heerstellung. — Siborne's Zeugniß. — Napoleon der Schlachtenpoët. — Die große Schlacht und das große Drama in ihrem nothwendigen Verlauf.



Das Schlachtfeld von la Belle-Alliance, wie es Blücher, Waterloo, wie es Wellington, Mont St. Jean, wie es Napoleon nach der großen Bluttaufe am 18. Juni 1815 genannt haben, gehört zu den übersichtlichsten der älteren und neueren Kriegsgeschichte. Es liegt, wenn man auf der Straße von Brüssel nach Charleroi auf einem der Höhenpunkte des sanftansteigenden Geländes jenseit Mont St. Jean steht, wie ein Schachbrett vor uns, wir können die Aufstellung der zum Kampf bereiten Heerhaufen aller Waffen genau bezeichnen, jeden Zug der kriegeübten Meister

des gewaltigen Kriegspieles verfolgen, vom Beginne bis zum Ende. So erklärt sich auch die Vorliebe, mit welcher dieses Kriegstheater noch bis auf heutigen Tag, zumal in der wärmeren Jahreszeit, von Neugierigen jeden Standes, Alters und Geschlechts besucht wird, auf welchem zur Zeit noch ein gut unterrichteter englischer Sergeant, Mitfechter, der Gesellschaft als Führer dient.*) Bei der Schlacht, die heut geschlagen werden sollte, traten die Gegner auf die Mensur nach ritterlichem Brauch des Zweikampfes, Sonne und Wind waren gleich vertheilt, auch an Waffen und Anzahl waren sie einander gleich und denselben Vortheil, welchen Wellington die Anhöhe bei Mont St. Jean bot, einen meilenweiten Ueberblick des Schlachtfeldes, bot Napoleon die Anhöhe von la Belle-Alliance. Wenn wir aber hier von Anhöhen, Thalrändern, Abdachung und Vertiefungen sprechen, dürfen wir dabei nicht an eine Gebirgs- oder Berggegend denken, sondern nur an ein Hügelland, dessen wellenförmige Erhebungen bei einer Neigung von 5 bis 8 Grad nicht mehr als 30 bis 50 Fuß betrugen, so daß Geschütz und Reiterei auf- und abwärts sich ungehindert im stärksten Anlauf bewegen konnten. Stellen wir uns zuvörderst zur Seite Wellingtons auf die Anhöhe vor dem Vorwerke Mont St. Jean, welches 500 Schritte von dem Dorfe in südlicher Richtung entfernt an der Hochstraße, die von Brüssel nach Genappe, Namur, Charleroi führt, liegt und die im Dorfe Mont St. Jean von der von Löwen nach Nivelles führenden Straße durchschnitten wird. Weitere 500 Schritte in südlicher Richtung von dem Vorwerke befindet sich der höchste Punkt des Geländes, welcher eine weite Einsenkung vor sich hat. Diese Erhöhung ist nach Westen durch ein Thal begrenzt, welches sich bei dem Schloßhofe Hougomont erweitert und von da im rechten Winkel auf Merbe-Braine und weiter vor Braine-la-Leud vorbei zum Sennethale zieht. Nach Osten hin bilden die Gründe bei Frischermont ein breites, offnes Thal, in welchem der Ohain-Bach nach der Dyle fließt.

Diese Erhöhung ist ganz zusammenhängend 30 bis 50 Fuß hoch bei einer Steigung von 5 bis 8 Grad, bot daher für Wellingtons Heer die angemessenste Aufstellung dar, von dem westlich gelegenen rechten Winkel des Thales bei

*) Bei einem Besuche des Schlachtfeldes war Edward Cotton, Verfasser von „a voice of Waterloo", (er starb 1849) unser Führer. Von Brüssel fahren noch jetzt (1865) in den Sommermonaten täglich zwei vierspännige Omnibus nach dem Schlachtfelde, großentheils von Engländern besetzt.

Schloß Hougomont bis östlich gegenüber von Frischermont ohngefähr 4500 Schritte. Von der Anhöhe hat man eine gute Uebersicht des Geländes auf 2000 Schritte. Der Abhang der Stellung kann von allen Waffen erstiegen und alsdann dem Feinde zum Sammeln sehr günstig werden, sobald er sich auf der Höhe der genommenen Stellung behauptet. Dagegen hatte Wellington den Vortheil, daß der Stoß, welchen seine Reiterei und Fußvolk von der Anhöhe abwärts gegen die unten stehenden oder anstürmenden Feinde führten, der stärkere sein mußte. Die auf 200 bis 400 Schritte vorliegenden, aus massiv gemauerten Gebäuden bestehenden Gehöfte von Hougomont und la Haye-sainte erschwerten das Vorrücken gegen die Stirnseite der Engländer, behinderten aber das Feuer ihrer Geschütze.

Die Beschaffenheit des Geländes im Rücken war im Ganzen günstig, indem sich hier die Anhöhen der Stellung bei einer Breite von 200 bis 500 Schritten rückwärts nach dem Dorfe Mont St. Jean hin allmälig senkten, so daß an diesem Abhange Truppen jeder Gattung versteckt aufgestellt werden konnten; weiter rückwärts an der Chaussee nach Brüssel fing der, aus schlanken Buchen ohne Unterholz bestehende, Wald von Soigne an, durch welchen die, mit der Hochstraße gleichlaufenden, Holzschläge als Colonnenwege für den Rückzug dienen konnten, welche außerdem durch Verhaue hinreichend zu decken gewesen wären.

Auf den Feldern stand das Getreide üppig, wie bei Ligny in hohen Halmen, so daß das Vorgehen der Tirailleure unbemerkt geschehen konnte; dies gereichte jedoch mehr den Franzosen zum Vortheile, da zu jener Zeit die Engländer im zerstreuten Gefecht wenig geübt waren. Der Boden der Felder ist ein zäher Letten, stellenweis Thon vorherrschend, daher der Bewegung der Reiter, Geschütze und Wagen nach eingetretenem Regenwetter sehr hinderlich. Die Wiesengründe, zumal in der Nähe der Bäche und Flüsse, sind sumpfig.

Wellington und sein Generalstab hatten während eines sechswöchentlichen Aufenthaltes in Brüssel sich mit der zur Deckung Brüssels gewählten Stellung so vertraut gemacht, daß sie Weg und Steg bei Nacht und Nebel zu finden gewußt haben würden. Das Schlachtfeld zur Behauptung der Hauptstraße und der Nebenstraßen, die nach Brüssel führen, war für die eigenthümliche Zusammensetzung des Heeres und die dadurch bedingte Fechtart ganz geeignet.

Den Kern des Wellingtonschen Heeres bildeten 21,000 Mann Engländer, Irländer und Schotten, von denen die Mehrzahl in Spanien, Portugal und

Indien gefochten hatte. Die Hannoveraner, eine neugebildete Truppe, waren 20,500 Mann stark. Der alte Stamm der Braunschweiger, welche unter ihrem Herzoge Wilhelm in Spanien sich ausgezeichnet, zählte 3000 Mann und war durch 4000 Recruten verstärkt worden. Die Nassauer, 2900 Mann, und die deutsche Legion, 4300 Mann, waren gediente Soldaten. Ein abgesondertes Corps, ebenfalls unter Wellingtons Oberbefehl, bildete „die Koningklyke Nederlandsche Armee", 28,000 Mann stark, neu formirt. Die Gesammtstärke des Wellingtonschen Heeres betrug 90,000 Mann, von denen aber nur 62,000 Mann an der Schlacht Antheil nahmen.

Für den Herzog Wellington war es keine geringe Aufgabe, aus dieser bunten Mannigfaltigkeit einen zweckmäßigen, einheitlichen Heereskörper zusammen zu stellen. Der englische Soldat, aus der verderbten Masse des Volks, aus Gesindel und Taugenichtsen um ein gutes Stück Handgeld angeworben, war nur durch die strengste Mannszucht in Ordnung zu halten. Zur Verhütung der Völlerei und Trunkenheit wurde täglich drei Mal Appell gehalten. Allein eben so, wie der englische Arbeiter, verlangt auch der englische Soldat täglich seine tüchtige Portion Fleisch nebst Thee und Porter; dafür ist er auf dem Marsch und im Lager ausdauernd, im Gefecht schwerfällig, aber brav, dabei stolz in dem Gefühl, ein Engländer zu sein und für Alt-England zu fechten; genügsamer, jedoch nicht minder tapfer ist der Schotte; der Irländer träg und ohne Ausdauer. Von den Hülfstruppen war „der beidlebige Holländer, der stets mit ausgekrätschten Beinen steht" (wie Göthe in „Egmont" ihn schildert) am wenigsten geeignet und geneigt zu kriegerischen Unternehmungen; der Wallone neigte seiner Gesinnung nach zu den Franzosen und „die belgischen Jongens" galten für eine unzuverlässige Mannschaft. Unter den deutschen Truppen spielten die Hannoveraner, weil sie englische Uniformen und das englische Wappen trugen, gern den Engländer und ihr Officiercorps, großentheils Junker vom reinsten Wasser, gefiel sich in dem Ton der preußischen Garde-Officiere von 1806. Die Nassauer hielten sich zu den Holländern; die tüchtigsten unter den deutschen Truppen waren die Braunschweiger, obschon aus den Zeiten, da sie ein Freicorps waren, stark an das Rabuschern gewöhnt.

„Die Engländer," bemerkt Damitz, „haben immer für nothwendig gefunden, ihre Nationaltruppen mit Verbündeten oder in Sold genommenen fremden Truppen zu vereinigen, denen die Strapazen des Feldzuges, Vorposten-

dienst u. s. w. überwiesen werden, wogegen jene für die Schlachten aufbewahrt werden.

„Das national-englische Heer hatte noch ganz die Einrichtungen der früheren, aus Friedrichs II. Zeit herrührenden, Taktik beibehalten; es hatte keine Colonnenaufstellung und Formation der Infanterie zu starken Massen und ihr Tirailleursystem war noch das der ehemaligen Scharfschützen. Die Hauptstärke des englischen Fußvolkes bestand in einem richtigen, mit Ruhe angebrachten Bataillons-Gewehrfeuer, womit sie jeden Angriff der Reiterei abwies. Eine bei weitem größere Beweglichkeit als das Fußvolk hat die Reiterei, welche die bestberittenste der Welt ist. Daher ist das Loslassen von Reiter-Brigaden im rechten Augenblick die eigentliche Angriffsbewegung des englischen Heeres, immer unwiderstehlich, Alles vor sich niederwerfend, allein hierdurch oft in Gefahr, zu weit vorgegangen zu sein und von ihrem Rückhalt abgeschnitten zu werden. Die englische Artillerie gehört, was die Bespannung und Beweglichkeit — zumal der berittenen — betrifft, zu der ausgezeichnetsten und durch die vortrefflich teuflische Erfindung der Congrev'schen Raketen zu der wirkungvollsten gegen Cavalleriemassen."

Der 18. Juni 1815 war ein Sonntag, ward aber nicht stiller Betrachtung und Ruhe, sondern dem Mord, Todtschlag und Verderben aller Art geweiht. Die Nacht über goß es in Strömen; bei Tagesanbruch hörte der Regen auf, doch blieb der Himmel bedeckt, einzelne Schauer zogen vorüber.

In seinem comfortablen Hauptquartiere zu Waterloo hatte Wellington in gewohnter Weise die ganze Nacht hindurch bis zu Tagesanbruch Depeschen empfangen und abgesendet. An Sir Charles Stuart schreibt er aus Waterloo, den 18. Juni des Morgens 3 Uhr: „Die Preußen wollen diesen Morgen wieder zu Allem in Bereitschaft sein (will be ready for any thing). Bitte, beruhigen Sie die Englischen, wenn Sie es können. Lassen Sie Alle zum Aufbruch sich fertig halten, aber weder in Ueberstürzung, noch in Furcht, da Alles sich noch zum Guten wenden wird."

Nur eine kurze Nachtruhe gönnte sich der Herzog; wir finden ihn um 8 Uhr bei einem nachhaltigen Frühstück (a substantial breakfast) Thee, Buttertoast, Eier, Beefsteak u. s. w. zu sich nehmen; die Pferde wurden nach 9 Uhr vorgeführt und die ganze Aufstellung von einem Flügel zum anderen in Augenschein genommen. Der Herzog war in seinen gewöhnlichen Feldanzug ge-

kleidet; er trug einen blauen Civil-Frack und kurzen Ueberrock von derselben Farbe, weiße Halsbinde, weiße Buckskin-Pantalons, hessische Stiefeln mit Troddeln, einen nachenförmigen, niedrigen Hut (a plain low cocked hat) ohne Feder, wie bei dem Besuche, den er am 16. Blücher machte, mit vier Cokarden, der großen schwarzen englischen und drei kleineren, der spanischen, portugiesischen und niederländischen. Das kleine Säbelchen, welches er unter dem Oberrock trug, würde nicht ausgereicht haben, einen Frosch aufzuspießen. Er ritt heut sein Leibroß, den kastanienbraunen „Copenhagen". In seiner Rechten hielt er ein lang ausgezogenes Feldtelescop von Dollond. Oft hielt er an, doch war seine Aufmerksamkeit weniger auf seine eigenen Truppen, als auf die Stellungen und den Anmarsch der Franzosen gerichtet. Das kluge Pferd wußte genau, daß es sich nicht rühren durfte, so oft der Herzog die Zügel ihm auf den Hals legte, um mit beiden Händen das Fernglas zu halten; wie eine Mauer stand es beim Donner der Geschütze und dem Geknatter der Gewehre. Im Gefolge des Herzogs befanden sich außer seinem Stabe der östreichische General Baron Vincent, der preußische Freiherr v. Müffling, der russische Graf Pozzo di Borgo, der spanische Graf Alava, sämmtlich in glänzenden Uniformen. Der Herzog ritt immer Allen voraus allein; nur von Zeit zu Zeit rief er einen Adjutanten heran und schickte Befehle ab. Von der Begleitung war General Müffling der einzige, dem er seine Beobachtungen mittheilte und den er um seine Meinung befragte; jedoch war Müffling nur kurze Zeit in seiner Nähe, da er sich, sobald die Besichtigung der Aufstellung beendet war, über Smouhain auf die Anhöhe bei Planchenois begab.

Der von Wavre kommende, über Fromont und Genval, zwischen Ohain und la Haye-sainte (links) und dem Vorwerk von Mont St. Jean (rechts), dann die Straßen von Brüssel nach Namur und von Löwen nach Nivelles kreuzende, nach Braine-la-Leud führende, Fahrweg bezeichnet genau die englische Stellung. Der rechte Flügel Wellingtons unter dem General Lord Hill war in dem Grunde aufgestellt, welcher von der freien Hochebene gegen Merbe-Braine sich niedersenkt. Die Front war bei dem Vorrücken auf die Höhe jenseit der Chaussee dem nach la Leud führenden Wege zugekehrt. Auf diesem Flügel standen die Divisionen des englischen General-Lieutenants Clinton und die des holländischen Generals Chassé. Am äußersten Ende war Braine-la-Leud durch eine Brigade besetzt, eine zweite war über den Ohain-Bach vorgeschoben. Fünf

Batterien waren diesem Flügel zugetheilt. Vor dem rechten Flügel war der Schloßhof Hougomont als ein vorgeschobenes Werk zu nachhaltiger Vertheidigung in Eile hergerichtet und mit hinreichender Mannschaft besetzt worden. Mit feldherrlichem Scharfblick hatte Wellington die Wichtigkeit dieses Außenwerkes für die Sicherung seines rechten Flügels erkannt und zu dessen Vertheidigung und Behauptung die nöthigen Befehle ertheilt.

Das Schloß Hougomont ist, was wir in Deutschland einen Land-Edelhof nennen würden; es besteht aus dem herrschaftlichen, massiv gebauten Wohnhause, mit einer kleiner Capelle und einem Thurm, in welchem eine Wendeltreppe zu dem oberen Stockwerke führt.*) An die nordöstliche Ecke des Herrenhauses schließt sich das Wirthschaftsgebäude und an dessen östliche Seite ein großer Obstgarten an. Der geräumige, auf der Nordseite des Schlosses gelegene W i r t h s c h a f t s h o f wird auf der Westseite durch einen Schuppen und eine Scheune, auf der Ostseite durch die Vieh- und Pferdeställe umgrenzt; auf der nördlichen Seite schließt eine überbaute Thorfahrt den Hof, in dessen Mitte sich ein Ziehbrunnen befindet, auf welchem ein Taubenhaus steht. Der Schloßhof ist von dem Wirthschaftshofe durch die Scheunen und Stallgebäude abgeschlossen, jedoch gelangt man aus dem einen Hof in den anderen durch einen Thorweg in der kurzen Mauer, welche das Schloß mit der großen Scheune verbindet, und durch einen zweiten, welcher durch das Haus des Gärtners nach der Südseite hin nach einem nahe dabei gelegenen Erlengehölz führt.

Auf der Ostseite des Schlosses befand sich ein großer, mit flamändischer Regelmäßigkeit angelegter Garten, welcher auf der Ost- und Südseite von einer mannshohen steinernen Mauer, auf der Nordseite — also der englischen Aufstellung gegenüber — von einer Weißdornhecke eingeschlossen war. An diesen Garten grenzten an der Ostseite ein großer, an der Nordseite ein kleiner Obstgarten, mit starken Apfel- und Birnbäumen besetzt, mit Hecken und Gräben

---

*) Das Schloß liegt auf keiner, die Gegend beherrschenden, Anhöhe, war jedoch bereits zur Zeit der niederländischen Freibeitskriege von seinem damaligen Besitzer, Grafen Arrazola Deonate, nachherigem Vice-König von Neapel, zur Vertheidigung eingerichtet, so daß man am 18. Juni 1815 Schießscharten aus alter Zeit vorfand und benutzte. Der Besitzer 1815 war ein Herr v. Luneville; der gegenwärtige Besitzer ist ein Graf Robiano, welcher ein gutes Geschäft macht, indem er von den Besuchern des im Zustande der Verwüstung vom 18. Juni erhaltenen, mit eingemauerten Kanonenkugeln ausgeschmückten, Schloßhofes ein Eintrittsgeld erhebt.

umzogen. Die Verlängerung der südlichen Hecke des großen Obstgartens bildete, der südlichen Gartenmauer gegenüber, die Grenze des Gehölzes. In dem engen Raum zwischen diesen beiden Begrenzungen stand eine Reihe Apfelbäume, welche vereint mit der Hecke die Gartenmauer dem Auge eines jeden durch das Gehölz vordringenden Feindes verdeckten. Der Besatzung zum Vortheile gereichte es ferner, daß der Weg, welcher Hougomont mit der Straße von Nivelles verbindet, bis an das Schloß heran mit hohen Ulmen besetzt war; auch an Gräben und Hohlwegen fehlte es in der nächsten Umgebung nicht. Zu vorzüglicher Deckung gegen die Annäherung des Feindes diente ein aus schlagbaren Stämmen und Laubholz bestehendes, unmittelbar vor der Südseite des Schlosses gelegenes Erlengehölz, welches dichtbestanden war und sich in südwestlicher Richtung ungefähr 440 Schritte in der Länge und 350 Schritte in der Breite ausdehnte. Es war auf der Westseite von einem dritten Obstgarten, auf der Ostseite von zwei großen Einfriedigungen mit Hecken und Gräben umgeben.

Tapferen Truppen unter kriegserfahrenen Führern hatte der Herzog von Wellington diesen hochwichtigen Posten anvertraut. Am 17. Juni des Abends besetzte Oberst-Lieutenant Macdonell*) mit den leichten Compagnien des Coldstream- und des 3. Garde-Regiments das Schloß, die Höfe und die kleineren Gärten; Oberst-Lieutenant Lord Saltoun mit den leichten Compagnien des 1. Garde-Regiments und 100 Mann Hannoveranern den großen Obstgarten und das Gehölz. Dem Oberst-Lieutenant Macdonell war Befehl ertheilt worden, die nöthigen Vorrichtungen zu treffen, um Hugomont bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Während der Nacht ließ er zwischen den, aus früherer Zeit vorhandenen, Schießlöchern der Gartenmauer doppelt so viel neue brechen; Holz und Bretter wurden herbeigeschafft, um Bänke für die Schützen aufzubauen. In die Wände und Mauern der Scheune und Ställe wurden gleichfalls Schießlöcher gebrochen, da man darauf gefaßt sein mußte, von mehreren Seiten angegriffen zu werden. Die äußeren Thore wurden geschlossen, nur die nördliche Einfahrt blieb offen, um in Verbindung mit dem Rückhalt zu bleiben. Von dem Dache des Schlosses und der der feindlichen Stellung zugewendeten überbauten Thorfahrt wurden einzelne Ziegel ausgehoben und Schützen auf den Böden aufgestellt. Innerhalb der Thorfahrten und an den Eingängen der Gärten und

*) Nicht Macdonald, wie ihn Müffling und nach ihm Andere nennen.

der Höfe waren Verhaue gemacht. Nicht in gleich vorsorglicher Weise war für die Sicherstellung des Gehölzes durch Verhaue gesorgt. In den Hohlwegen und Gräben, hinter den Bäumen und Hecken lagen Schützen versteckt; Artillerie war der Besatzung nicht zugetheilt.

Allzu große Besorgniß, Napoleon werde den rechten Flügel der englischen Stellung zu umgehen suchen, veranlaßte Wellington noch weit rechts über Hougomont hinaus Stellung zu nehmen. „Ich hoffe," schreibt Wellington an den Herzog von Berry aus Waterloo den 18. Juni des Morgens 3 Uhr, „und mehr noch, ich habe allen Grund zu glauben, daß Alles gut gehen werde; allein man muß Allem vorsehen, wenn man will keine großen Verluste haben. Deshalb ersuche ich Ew. Hoheit, Alles zu befolgen, was dieser Brief enthält. Se. Majestät (Ludwig XVIII.) möge nach Antwerpen gehen, nicht auf einen blinden Lärm, sondern bei der ersten gewissen Nachricht, daß der Feind, ohne daß ich es zu hindern vermochte, in Brüssel eingezogen ist, mich bei Hal umgehend."

„Es ist möglich," fügt er später hinzu, „daß uns der Feind über Hal tournirt, obgleich das Wetter und die Wege abscheulich sind und ich den Prinzen Friedrich zwischen Hal und Enghien aufgestellt habe. In solchem Falle gehen Ew. Hoheit von Gent nach Antwerpen auf dem linken Scheldeufer."*) Am 18. in aller Frühe war General Coleville von Braine-le-Comte mit zwei Brigaden (5654 Mann mit 6 Geschützen) nach Hal abgeschickt worden. Er stieß in Tubize zu dem, 12,000 Mann und 12 Geschütze starken, Corps des Prinzen Friedrich der Niederlande, welcher weiter nach Hal marschirte, wo bereits die hannoversche Brigade Estorf (1185 Mann) stand. Demnach hatte Wellington von seinem Centrum zwei Meilen und weiter 19,439 Mann entsendet und um die Verbindung mit diesen zu erhalten, die 3. niederländische Division unter General Chassé, 6669 Mann mit 16 Geschützen, nebst der Brigade Aubreme in Braine-la-Leud 2500 Schritte von der Hauptstellung und noch weiter vor die von Ditmar bei Vieux-Foriez aufgestellt. Mit Sicherheit war darauf gerechnet, daß Blücher zur guten Stunde auf seinem linken Flügel eintreffen werde, weshalb er diesen minder stark ausgestattet hatte. Der linke Flügel unter dem englischen General-Lieutenant Sir Thomas Picton bestand aus dessen eigener

*) Dispatches p. 856.

und aus der holländischen Division des General-Lieutenants Perponcher, nebst drei Reiter-Brigaden. In erster Linie wurden drei Batterien aufgeführt. Vor sich hatte diese Stellung den Feldweg nach Ohain. Die äußerste Linke des ersten Infanterietreffens bildete die zur Division Picton gehörige 5. hannöversche Brigade unter dem Oberst v. Vincke. An sie schloß sich die 4. hannöversche Brigarde (Oberst Best) an; sie hielt den höchsten Punkt der linken Flügelstellung besetzt.*) Wie auf dem rechten Flügel das Schloß Hougomont, hatte Wellington auf dem linken den Pachthof von la Haye-sainte zu einem befestigten Außenwerke seiner Schlachtordnung bestimmt. „Die Gebäude dieses Vorwerks liegen so, daß sie drei Seiten eines Vierecks bilden; die Nordseite besteht aus dem Wohnhause und einem Theile des Stalles, die Westseite aus dem übrigen Theile desselben und einem Kuhstalle und die Südseite hauptsächlich aus einer großen Scheune; eine Mauer von Ziegelsteinen verbindet längs der Chaussee die nördlichen und südlichen Gebäude und bildet so die vierte Seite des großen viereckigen Pachthofes. Auf der südlichen Seite und nach dem Thale hinunter, welches hier die Stellungen des englischen und französischen Heeres trennte, liegt ein Obstgarten von ungefähr 300 Schritt Länge und 100 Schritt Breite, unmittelbar von der großen Straße begrenzt. Dieser Obstgarten ist rings von einer Hecke eingefaßt, ebenso auch ein Küchengarten, welcher nördlich der Meierei liegt. Eine breite Thür und ein Thorweg führen aus dem Hofe auf die große Straße; eine andere Thür am Südende des Stalles, welcher die westliche Umfassung des Hofes bildet, und ein breites Thor in der Westseite der großen Scheune führen in den Obstgarten, wo ein offner Ausgang nach den Feldern zur Rechten sich befindet. Von der vorderen Thür des Wohnhauses, welches seine Frontseite nach dem Hofe hin hat, führt ein Gang nach der hinteren, nördlichen Seite des Hauses, wo eine Thür sich in den Küchengarten öffnet. Aus dieser Beschreibung ergiebt sich, daß der Pachthof zur Vertheidigung gegen einen ersten Anlauf leicht hergerichtet werden konnte; auch hatte der hiermit beauftragte Major Baring seine Anordnung ganz gut getroffen. Er vertheilte die sechs Compagnien seines Bataillons (des 2. leichten der englisch-deutschen Legion) so, daß 400 Mann innerhalb des Hofes und der Gebäude aufgestellt wurden, die übrige Mannschaft

*) Die einzelnen Brigaden und ihre Stellung in der Schlachtordnung findet man am Vollständigsten in Siborne's Werk Th. I. S. 257 u. f. verzeichnet.

den Obstgarten und den Gemüsegarten besetzte. Major Baring ließ an verschiedenen Stellen in die Mauern der Gebäude und des Gartens Schießlöcher brechen und eine Barrikade in der Verlängerung der südlichen Mauer auf der Chaussee aufbauen. Zu ihrem eigenen Schaden hatten die Soldaten am Abend vorher bei der Besetzung des Pachthofes die Thorflügel des großen Scheunenthors auf der Westseite abgebrochen. und bei dem Biwachtfeuer verbrannt. Die Zimmerleute des Regiments aber waren nach Hougomont commandirt worden und da das Packpferd mit dem Handwerkzeug verloren gegangen war, fehlte es an den, zur Wiederherstellung eines Verschlages nöthigen, Beilen, Hämmern, Nägeln u. s. w. Die ebenfalls vor dem linken Flügel gelegenen Pachthöfe Smouhain und Papelotte waren, wie la Haye-sainte, nur von leichten Truppen besetzt. Vom äußersten rechten zum äußersten linken Flügel betrug die Entfernung 5000 Schritt.

Die Schlachtordnung war im Allgemeinen so formirt, daß 43 Bataillone das erste Treffen bildeten. Das zweite Treffen und den Rückhalt bildeten 39 Bataillone, welche hinter den beiden Flügeln und dem Centrum vertheilt standen. Die Mittelstellung des englischen Heeres befand sich zwischen den beiden Hochstraßen, die von Genappe und Nivelles auf Brüssel führen. Den Oberbefehl hatte hier der Prinz von Oranien; unter ihm standen die Division des englischen General-Majors Cooke, die Division des hannöverschen General-Lieutenants v. Alten, das Corps des Herzogs von Braunschweig und das nassauische Corps unter General-Major v. Kruse. Vier englische Reiter-Brigaden (Uxbridge) und drei belgische Reiter-Brigaden (Collairt), sieben Batterien in erster Linie, neun Reserve-Batterien, dabei eine Raketen-Batterie, gehörten ebenfalls zur Mittelstellung. Den Hauptrückhalt bildeten 29 Reiter-Regimenter, von denen 18 Regimenter brigadenweise hinter dem Fußvolke vertheilt waren. Die Geschütze des Rückhaltes waren in den Vertiefungen des Geländes auf beiden Seiten der Hochstraße, zum Theil auch hinter Braine-la-Leud aufgefahren. Die Anzahl sämmtlicher, von Wellington ins Gefecht gebrachten, Geschütze darf auf 230 bis 250 angenommen werden. Bei dem Pachthofe von Mont St. Jean standen 18 Geschütze im Rückhalt; sämmtliche englische Geschütze waren Neunpfünder. Wellingtons Heer zählte heut ohngefähr 30,000 Mann britische Truppen, einschließlich der britisch-deutschen Legion; 20,000 hannöversche, braunschweigische und nassauische; 17,700 Mann niederländische Truppen; im Ganzen 67,700 Mann.

Napoleon hatte in Caillou auf seinem eisernen Feldbette eine unruhige Nacht verbracht. Wohl möglich, daß ihn, der nicht frei von Aberglauben war, böse Träume geängstigt, daß ihn, wie einst König Richard III., die Geister der von ihm Hingemordeten aufschreckten, daß ihm mit drohender Geberde der Herzog von Enghien,*) Hofer, Schill, Palm, Moreau und die zum Tode gekränkte Josephine erschienen und ihm keine Nachtruhe gönnten. Auch das wissen wir von ihm, daß er, wie jener König Englands mit starkem Arme, aber feigem Gewissen, von Mißtrauen und Argwohn geplagt wurde, seine Feldobersten könnten ihn verlassen und verrathen; war doch General Bourmont, in welchen er großes Vertrauen setzte, bereits zum Feinde übergegangen. Mortier hatte Tages vorher sich krank gemeldet, andere seiner alten Marschalle ihm zu dienen verweigert. Gleich nach Mitternacht erhob er sich von seinem Lager, auf dem er, ohne den Degen von sich zu legen, nur kurze Rast gehalten, hüllte sich in seinen Mantel, ließ den Marschall Soult (nach Anderen den General Bertrand) wecken und machte trotz des starken Regens mit ihm eine Runde bei den Vorposten, um aus der Richtung der Wachtfeuer die Aufstellung des englischen Heeres zu erkennen. Er überzeugte sich, daß Wellington entschlossen sei, heut eine Schlacht in der Stellung vor Mont St. Jean anzunehmen, und traf seine Anordnung in der Voraussetzung, daß er es heut mit dem englischen Heere allein zu thun haben werde. Sein Plan war, durch einen Scheinangriff auf den linken und einen ernstgemeinten auf den rechten Flügel die Aufmerksamkeit des Feindes da- und dorthin abzulenken, dann aber den entscheidenden Hauptangriff auf das Centrum zu unternehmen, das englische Heer nach zwei Richtungen hin aufzurollen und als Sieger in Brüssel einzuziehen.

„Ein General," erzählt Müffling, „der sich in der Suite des Herzogs Wellington befand und dem Bonaparte's Ideen nicht fremd waren, sah am Morgen der Schlacht in die Karte der Niederlande von Ferraris und bot eine Wette an, Bonaparte werde das Centrum des Herzogs angreifen; denn, sagte er, wenn er auf dieser Karte sieht, wie die beiden Chausseen von Nivelles und Genappe nach ihrer Vereinigung in Mont St. Jean so recht grad und breit in

---

*) Von der so nothwendigen Umgebung des rechten englischen Flügels soll ihn zurückgehalten haben, daß die Besetzung des niederländischen Städtchens „Enghien" dabei unvermeidlich gewesen wäre.

einer vereinigt auf Brüssel laufen, so reißt ihn dies unwiderstehlich zu seinem alten Lieblings-Manövre, das Centrum zu durchbrechen, hin." *)

Da es während der Nacht und auch noch am frühen Morgen stark regnete, war der schwere Lettenboden der Felder so aufgeweicht, daß die Bewegung der Reiterei und der Geschütze in den ersten Morgenstunden behindert war. Erst nach 8 Uhr meldete der Ingenieur-General Haxo, welchen der Kaiser zur Auskundschaft vorgeschickt hatte, daß die Geschütze über die Felder nach den Positionen gebracht werden könnten und der Erfolg des Angriffs der Stirnseite dadurch begünstigt werde, daß zwei gepflasterte Hochstraßen zur feindlichen Mitte hin führten, welche durch keine Feldverschanzungen gedeckt sei.

Eine Anzahl Marschälle, Generale und höhere Officiere aller Waffen hatte der Kaiser zu einem Kriegsrathe nach seinem Hauptquartiere Caillou 8 Uhr des Morgens beschieden, nicht damit er von ihnen Rath erhielte, vielmehr sie von ihm Befehl für die bevorstehende Schlacht empfängen.

„Wir haben," sagte er zu den Generalen, „vor uns das Heer Wellingtons; von den Preußen haben wir nichts weiter zu besorgen, Blücher befindet sich im ungeordneten Rückzuge auf den Straßen nach Namur und Lüttich und wird von Abtheilungen, welche Grouchy ihm nachgesendet hat, verfolgt. Wellington hat eine, ihm keineswegs günstige, Stellung eingenommen, wenngleich er den Wald von Soigne im Rücken hat. Wir haben neunzig gute Würfe (Chancen) für uns und keine zehn gegen uns." Dem Marschall Ney, welcher die Nachricht brachte: Wellington habe durch den Wald von Soigne den Rückzug angetreten, entgegnete der Kaiser: „Sie haben sich täuschen lassen; zum Rückzuge hat Wellington keine Zeit mehr, er hat die Würfel geworfen und das Spiel liegt günstig für uns. Jetzt, meine Herren, wenn es gefällig, schreiben Sie!" Die Generale hielten ihre Brieftaschen bereit, der Kaiser dictirte in sehr bestimmten, wenn auch großen Zügen die Anordnungen zur Schlacht; die Generale schrieben theils stehend, theils auf den Knien die Befehle nieder, worauf sie sofort ihren Ordonnanz-Officieren und Adjutanten die Anordnungen für die einzelnen Corps, Divisionen und Regimenter dictirten, so daß, bevor eine Stunde abgelaufen, das Heer in voller Bewegung war.

Gegen 9 Uhr ritt der Kaiser selbst noch einmal auf Kundschaft aus und

*) C. v. W. Geschichte des Feldzuges im Jahre 1815. Tübingen 1817. S. 65.

befahl, als er in dem englischen Lager regsame Bewegung sah, sein Heer in weiter Ausbreitung in zwei Treffen aufzustellen, um dem Feinde eine drohende Uebermacht zu zeigen und bei dem Vorüberreiten von sämmtlichen Regimentern den Morgengruß „Vive l'Empereur!" zu empfangen, welcher dauernd und erschreckend an die, solchen Rufes ungewohnten, Ohren der Engländer schlagen sollte. —

Die Schlachtordnung der Franzosen hatte von Frischermont, wo der rechte Flügel, bis jenseits Hougomont, wo an der Hochstraße von Nivelles der äußerste linke Flügel stand, eine Ausdehnung von 6000 Schritten. Der erste Flügel, das Corps Erlon, stand in zwei Linien auf dem Höhenzuge, welcher von dem Wirthschaftshause la Belle-Alliance, etwa 1700 Schritte von der englischen Stellung hinter la Haye-sainte entfernt, nach Frischermont läuft. Erlon hatte sein Corps so vertheilt, daß die Divisionen Alix, Marconet und Durutte gegen Frischermont hin folgten. Vor der Front waren 40 Geschütze aufgefahren. Von Durutte in verlängerter Linie im Thal bis Frischermont stand die leichte Reiter-Division Jacquinot mit 6 berittenen Geschützen. Erlons Corps zählte 17,000 Mann Fußvolk, 1400 Reiter und 46 Geschütze. Eine jede Division war in zwei Brigaden eingetheilt, welche nicht in Colonnen, sondern in breiter Front (deployirt) hinter einander in zwei Treffen mit einem Zwischenraume von 75 Schritten aufmarschirt standen.

Den linken Flügel bildete das zweite Armeecorps unter dem Grafen Reille; es bestand aus drei Divisionen Fußvolk und einer Division leichter Reiterei und war auf den Höhen und dem Wege von Braine-la-Leud aufgestellt. Mit der Division Bachelu lehnte es sich rechts an die Anhöhe von la Belle-Alliance; dann folgten die Divisionen Foy und Jerome, welche das Gehölz von Hougomont umfaßten; an Jerome schloß sich links die Reiter-Division Piré an, die Hochstraße von Nivelles auf beiden Seiten besetzt haltend und Streifpartien gegen Braine-la-Leud entsendend. Die Brigaden standen ebenso, wie die des ersten Armeecorps, in zwei Treffen mit einem Zwischenraume von 75 Schritten in ausgebreiteter Linie.

Hinter diesen beiden Armeecorps, welche die vordere Schlachtordnung bildeten, hielt Napoleon ein starkes Centrum in zweiter Linie als Rückhalt bereit, womit er im Laufe der Schlacht den entscheidenden Schlag zu führen gedachte. Dies Centrum bildeten zwei Divisionen vom sechsten Armeecorps unter dem

General Grafen Lobau, nahe an dem westlichen Rande der Hochstraße von Charleroi, und zwar die Division Simmern in Bataillons-Colonnen hinter einander links von der Straße, ungefähr 120 Schritte hinter dem rechten Flügel des zweiten Armeecorps; hinter Simmern die Division Jeannin, ebenfalls in Colonnen. Beide Divisionen hatten links drei Fußbatterien und eine berittene, zusammen 6000 Mann Fußvolk und 30 Geschütze.

Von der Division Simmern rechts, jenseit der Straße, standen die zwei leichten Reiter-Divisionen Domont und Superric mit zwei berittenen Batterien. Vom Corps des Grafen Lobau rechts stand das dritte Reitercorps Milhaud, nur 30 Schritte hinter der Mitte des Corps von Erlon in zwei Divisionen, 3300 Pferde mit 12 berittenen Geschützen. Hinter dem Corps des Generals Reille links stand das dritte Reitercorps unter Kellermann. Den Hauptrückhalt im Centrum bildeten in dritter Linie die Garden aller Waffen unter dem General-Major des Generalstabes der Garden, Milhaud, welchem an Stelle des Marschalls Mortier, der krank in Beaumont zurückgeblieben war, der Kaiser den Befehl über die Garden übertragen hatte. Die Garde zu Fuß bestand aus 4 Grenadier-, 4 Chasseur-, 2 Voltigeur- und 2 Tirailleur-Regimentern, ein jedes zu 2 Bataillonen. Das 1. und 2. Regiment Grenadiere und das 1. und 2. der Chasseurs bildeten die alte Garde unter dem Grafen Friant, das 3. und 4. der Grenadiere und Chasseurs die mittlere Garde unter General Grafen Moraud, die 4 Regimenter Voltigeure und Tirailleure unter General Grafen Duhesme die junge Garde. Die gesammte Garde zu Fuß stand etwas vorwärts des Pachthofes Rosomme in 6 Linien zu 4 Bataillonen, eine jede mit einem Abstand von 25 Schritten von einander. Einer jeden der drei Garde-Abtheilungen waren zwei Batterien zu 8 Geschützen zugetheilt. Die Garde-Artillerie des Rückhaltes stand mit 24 Geschützen hinter der gesammten Garde. Auf dem rechten Flügel des Hauptrückhaltes im Centrum hielt unter dem General Lefebvre-Desnouettes die leichte Garde-Reiterei, Lanciers und Chasseurs, in zwei Treffen; zwischen ihnen zwei berittene Batterien zu 6 Geschützen. Der linke Flügel des Centrums in dritter Linie bestand aus der schweren Reiterei, den Grenadieren und Cürassieren, der Garde unter General Guyot. Diesen waren zwei berittene Batterien zugetheilt. Die gesammte Mannschaft dieses Rückhaltes im Centrum bestand aus 12,000 Mann Fußvolk, 4000 Mann zu Pferd und 48 Geschützen. Demnach zählte das französische Heer auf dem Schlachtfelde am

18. Juni 48,950 Mann Fußvolk, 15,765 Mann zu Pferd, 7232 Mann Artillerie; im Ganzen 71,947 Mann mit 246 Geschützen. Beide Heere waren der Zahl nach ziemlich von gleicher Stärke, mit Ausnahme der Geschütze, von denen Napoleon gegen 100 Stück mehr besaß.

Ungeachtet Napoleon nach den, ihm im Verlaufe des Morgens bis 11 Uhr Vormittags durch die, von den Vorposten eingegangenen, Meldungen Kenntniß hatte von dem Anmarsch preußischer Truppen zur Unterstützung des linken Flügels der Engländer, achtete er dennoch so wenig darauf, daß er die Verfolgung und Vernichtung des, wie er glaubte, gänzlich aufgelösten preußischen Heeres Grouchy überließ, seinen Plan, den ersten Angriff auf den linken Flügel Wellingtons zu richten, aufgab und 11½ Uhr auf der Höhe von Belle-Alliance befahl, zum Angriff des feindlichen rechten Flügels vorzugehen.

Schon Tages zuvor hatte Napoleon, als er Mittags 1 Uhr durch Genappe kam, von dortigen Einwohnern erfahren, daß die Preußen nach der verlorenen Schlacht ihren Rückzug auf Wavre genommen hätten und Blücher eine Verbindung mit Wellington herzustellen suchen werde. Der Kaiser nahm diese Nachricht mit Gleichgültigkeit auf und äußerte gegen die Generale in seinem Gefolge: „Die preußische Armee ist vollständig geschlagen, sie kann sich binnen drei Tagen noch nicht wieder sammeln. Ich habe 75,000 Mann, die Engländer 50,000 Mann. Ich werde die englische Armee angreifen und werde sie schlagen. Brüssel empfängt mich mit offenen Armen, die englische Opposition erwartet nichts Besseres, um ihr Haupt zu erheben, und dann Adieu Subsidien! Adieu Coalition!"

Auch noch am 18. Vormittags 10 Uhr war Napoleon der Meinung, daß das auseinander gesprengte preußische Heer nach verschiedenen Richtungen hin auf dem Rückzuge nach der Maas begriffen und nur eine Abtheilung davon in Wavre Halt gemacht habe, um sich zu sammeln. Dies ergiebt sich aus nachstehendem Schreiben, welches Marschall Soult aus dem Pachthofe Caillou den 18. Juni, des Morgens 10 Uhr, auf des Kaisers Befehl an Grouchy abgehen ließ: „Herr Marschall! Der Kaiser hat Ihren letzten Bericht von Gembloux (von 2 Uhr des Morgens) erhalten. Sie melden darin, daß zwei preußische Colonnen Souveniers und Sart-à-Vallain passirt haben; indeß geben andere Berichte an, daß eine dritte, stärkere Colonne Gery und Gentinnes passirt und sich auf Wavre dirigirt habe. Der Kaiser trägt mir auf, Ihnen zu sagen, daß Se. Majestät so eben die englische Armee angreifen lassen wird, die sich bei

Waterloo in der Nähe des Waldes von Soigne aufgestellt hat. Se. Majestät wünscht, daß Sie Ihre Bewegungen auf Wavre dirigiren, um sich uns zu nähern, und Ihre Operationen mit den unsrigen in Verbindung zu bringen, indem Sie zugleich die preußischen Corps vor sich hertreiben, welche diese Richtung genommen und vielleicht in Wavre Halt gemacht haben, wo Sie so schnell als möglich eintreffen müssen. Sie werden die feindlichen Colonnen, die sich rechts von Ihnen befinden, durch leichte Truppen verfolgen lassen, die ihre Bewegungen beobachten und ihre Nachzügler aufgreifen. Geben Sie mir umgehend Nachricht von Ihren Dispositionen und von Ihrem Marsche, sowie von den Bewegungen des Feindes, insoweit Sie solche in Erfahrung bringen, und versäumen Sie nicht, sich mit uns in Verbindung zu setzen. Der Kaiser wünscht, daß Sie ihm oft schreiben."

Von Anbeginn seiner militairischen Laufbahn hat sich Napoleon als einen genialen Meister der Heerführung (Strategie) erwiesen; im Verlauf der späteren Feldzüge bildete er auch die Kunst der Heerstellung (Taktik) auf dem Schlachtfelde in hohem Grade aus. Als meister- und musterhaft wird in dieser Beziehung die Aufstellung seines Heeres zur Schlacht, welche er heut zu schlagen im Feld erschienen war, von Allen, deren Urtheil hierbei von Gewicht ist, anerkannt. „Diese bewundernswürdige Schlachtordnung," so läßt sich eine gewichtige Stimme aus den Reihen der Feinde vernehmen, „war großartig, einfach und imposant, und gewährte ihrem geschickten Leiter alle Mittel, einen Angriff von jedem Punkte aus unmittelbar und kräftig zu verstärken und überall mit hinreichenden Massen einer feindlichen Offensive entgegenzutreten; sie zeichnete sich durch die Regelmäßigkeit und Präcision aus, mit welcher die verschiedenen Colonnen — man zählte deren dreizehn — ihre Positionen einnahmen, und gewährte ein glänzendes Schauspiel durch den kriegerischen Pomp und die militairische Haltung, welche die Truppen bei ihrem Aufmarsche entfalteten. Die Bewegungen geschahen unter dem tobenden Schalle von Hörnern, Trompeten und Trommeln, begleitet von den anfeuernden Gesängen der Republik und des Kaiserreiches. Das Wetter hatte sich gegen 11 Uhr etwas aufgehellt, und dem englischen Heere gewährte der Aufmarsch der französischen Divisionen einen prachtvollen Anblick." *)

---

*) Siborne a. a. O. I. S. 285.

Napoleon ist Einer von jenen großen Schlachtpoeten, welche mit den Dichtern der wahrhaften Tragödie dies gemein haben, daß sie nicht unbewußt ihr drei- oder fünfactiges Trauerspiel entwerfen und zur Darstellung bringen, sondern ein Bewußtsein über Plan, Eintheilung und Ausführung haben. „Eine jede große Schlacht," sagt Napoleon, „hat, gleich einer dramatischen Handlung, eine Einleitung, eine Mitte und eine Katastrophe. Der Anfang giebt Ursache zu Gegenbewegungen des Feindes, bringt Umstände zu Wege, die man übersteigen muß und die auf die letzte Bewegung, welche die Schlacht entscheiden muß, Einfluß haben." Wollte man, bemerkt hierzu Grolmann, das Gleichniß auf die Schlacht von Belle-Alliance anwenden, so würde der Angriff des zweiten Corps auf das Schloß Hougomont die Einleitung, die verschiedenen Stürme des ersten Corps und der Reiterei die Action bestimmen, und die Verwendung der Reserven gegen das Hervorbrechen der Preußen die Entscheidung oder die Katastrophe der Schlacht bezeichnen. Genauer noch würde man den Verlauf der drei Actionen also eintheilen. Erste Action von 11½ bis 4¼ Uhr: Napoleon führt sein Heer zum Angriff des rechten Flügels und der Mitte vor; Wellington schlägt den Angriff ab und dringt an einzelnen Punkten siegreich vor. Zweite Action 4½ bis 7 Uhr: Die Schlacht schwankt hinüber und herüber; das englische Centrum ist in höchster Gefahr, Napoleon hält sich des Sieges gewiß, da brechen die Preußen hervor. Dritte Action 7 Uhr bis Mitternacht: Wellington, durch das Erscheinen Blüchers und seiner Schaar ermuthigt, hält Stand und wirft sich dem anstürmenden Feinde trotzig entgegen; Ziethen, Pirch und Bülow schleudern Verderben in die Reihen der vorgedrungenen Feinde, die einen verzweifelten Widerstand: „La garde meurt, elle se ne rend pas!" leisten, dann in wilder Verwirrung: „Sauve qui peut!" sich zur Flucht wenden, ereilt und vernichtet werden. Der Kaiser überläßt Blücher Hut und Degen, Krone und Scepter und rettet nur mit genauer Noth Kopf und Kragen.

Im Allgemeinen wird unsere Darstellung diese dramatische Eintheilung festzuhalten suchen, jedoch von Grolmann-Damitz, Siborne, Clausewitz, Müffling, Hoffmann und Anderen insofern abweichen, als wir nicht mit der Uhr in der Hand, wenn die Zeit des ersten Actes abgelaufen, von einem Punkte des Schlachtfeldes, wo eben der Kampf den Höhepunkt erreicht hat, uns, nur um den gleichzeitigen Verlauf im Auge zu behalten, zu einem zweiten und dritten Punkte begeben, um auch hier dem Verlaufe des ersten Actes beizuwohnen, ohne

daß das, was daselbst geschieht, in unmittelbarem Zusammenhange mit dem Kampfe steht, dem wir an erster Stelle als Zuschauer beiwohnen und auf dessen Ausgang wir gespannt sind. Demzufolge werden wir zuvörderst uns nach dem rechten Flügel der englischen Schlachtordnung begeben, gegen welchen Napoleon den ersten Angriff beginnen läßt. Angriff und Vertheidigung des Gehölzes, der Gärten und des Schlosses von Hougomont bilden hier den Brennpunkt des Schlachtfeldes, auf welchem wir an dieser Stelle ausharren, bis der Kampf zu Ende geführt ist. Dann erst begeben wir uns nach dem linken Flügel und zur Mitte, um auch hier dem Verlaufe der Schlacht in einem Zuge beizuwohnen. Wenn dann im dritten Acte die Katastrophe hereinbricht, drängt sich die Handlung zu allgemeiner Uebersicht und einheitlicher Darstellung zusammen. Auf dem Schlachtfelde ward das Stück ohne Unterbrechung zu Ende gespielt; nach keinem Acte ward der Vorhang herunter gelassen, Pausen und Zwischenspiele fanden heut nicht statt.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Auf dem Schlachtfelde stehen Napoleon und Wellington einander gegenüber. — Der Kaiser mustert die Seinen. — Wellington erhält Nachricht von der Ankunft Bülows in St. Lambert. — Napoleon ertheilt 11½ Uhr Befehl, den rechten Flügel anzugreifen. — Der Kampf um das Schloß Hougomont; — es wird von dem Oberst-Lieutenant Macdonell mit Mannschaften der deutschen Legion und Engländern tapfer vertheidigt und siegreich behauptet.



riegerische Musik, mit welcher aus beiden Lagern die Regimenter zu Fuß und zu Pferd in die ihnen bestimmten Stellungen zogen, gab das Vorspiel zu dem heutigen Trauerspiele, bei welchem es der Wunden, des Schmerzgeschreis, des Todesröchelns und der Thränen mehr gab, als bei irgend einem, welches jemals auf den Brettern, die die Welt nur bedeuten, aufgeführt wurde.

Die beiden größten Feldherren ihrer Zeit, Napoleon und Wellington, standen zum ersten Male auf dem Schlachtfelde einander persönlich gegenüber, und in ihren Heeren verkörpert Frankreich und England, die beiden Mächte, welche seit zwanzig Jahren den weltbewegenden Kampf um die Herrschaft des Meeres und Festlandes geführt hatten; heut sollte die letzte Entscheidungsschlacht geschlagen werden. Von den Gedanken und Gefühlen, welche in solchem Momente Geist und Herz der beiden Feldherren bewegen mußten, können wir anderen Erdensöhne kaum eine Ahnung haben.

Das Eigenthümliche der heutigen Schlacht während der ersten Action war, daß die beiderseitigen Heere, übersichtlich in vollständigem Aufmarsch, einander gegenüberstanden. Auch die Feldherren hatten durch weittragende Ferngläser, Napoleon von la Belle-Alliance, Wellington von der Anhöhe vor Mont St. Jean, sich gegenseitig ins Auge gefaßt.

Sobald dem Kaiser gemeldet worden war, daß die Divisionen in ihre Stellungen eingerückt seien, ritt er mit seinem glänzenden Generalstabe in gestrecktem Galopp zuerst zu seinem rechten Flügel, welchen er gegen Papelotte vorgeschoben hatte, von da durch die Reihen des Centrums bis zu den, gegen Hougomont aufgestellten, Divisionen des linken Flügels. Sein Erscheinen belebte mit freudiger Siegesgewißheit seine krieggewohnten Schaaren alter Soldaten; aber die erst neuerdings zu den Waffen gerufene junge Mannschaft that es, wo es „Vive l'Empereur!" zu rufen galt, den Alten an angestrengter Begeisterung noch zuvor. „Nie während seiner ganzen kriegerischen Laufbahn empfing Napoleon von seinen Soldaten deutlichere Beweise der Anhänglichkeit an seine Person, des unbegrenzten Vertrauens zu seiner Macht, der vollständigsten Hingebung an seine Sache und der unbedingtesten Unterwerfung unter seinen Willen, als in diesem kurzen, für ihn so verhängnißvollen, Feldzuge, der seine politische Laufbahn endete. Mit einem Heere, welches von dem stolzen Nationalgefühle, die Söhne Frankreichs, und von dem noch stolzeren, die Soldaten der großen Armee zu sein, belebt war, in Haltung, Ausrüstung, Muth und Waffengeübtheit alles Das bot, was Napoleon nur verlangen konnte, mit dem er erst vor zwei Tagen den gefürchtetsten seiner Feinde, die Preußen unter Blücher, geschlagen hatte, mit einem solchen Heere schien ihm der Sieg über das ungleichartig zusammengesetzte Heer Wellingtons unzweifelhaft."

Wellington verlor den Kaiser während dieses Musterungsrittes nicht aus den Augen. Da er aus dessen Verweilen vor Hougomont vermuthete, er werde seinen ersten Angriff gegen diese feste Stellung des rechten Flügels richten, ritt er sogleich dahin. Eine sehr erwünschte Nachricht ging ihm jetzt noch vor dem Beginn der Schlacht zu. Eine preußische Patrouille war in dem, auf Wellingtons äußersten linken Flügel gelegenen, Dorfe Smouhain eingetroffen und der Führer derselben hatte dem, mit einem Piquet vom 10. englischen Husaren-Regimente dort haltenden, Rittmeister Taylor die Anzeige gemacht, daß der General Bülow in St. Lambert angekommen sei und mit seinem Armeecorps

heranrücke. Eiligst sandte Taylor den Lieutenant Lindsay an Wellington mit dieser höchst erwünschten Meldung ab, und wenn es sich auch nicht ganz so verhielt, sondern nur eine Spitze des Bülowschen Corps in Lambert angekommen war, während das Gros des Armeecorps, durch die schlechten Engwege aufgehalten, noch weit zurückblieb, so erhielt doch Wellington hierdurch die Gewißheit, daß eine Verbindung mit dem preußischen Heere hergestellt sei und er mit Zuversicht auf die Unterstützung der Preußen rechnen könne.

Wellington war auf einem Fußsteige, auf welchem er den Anmarsch der Colonnen des französischen linken Flügels genau beobachten konnte, bis zum Gehölz von Hougomont vorgeritten, aus welchem er die leichten Compagnien der britischen Garden zurückzog und sie eine gesicherte Stellung hinter der Mauer des großen Obstgartens, und statt ihrer das nassauische Bataillon und die hannöverschen leichten Compagnien jenen sehr ausgesetzten Posten im Wäldchen einnehmen ließ. Mit dem Oberst-Lieutenant Macdonell besprach er vom Pferd herab nochmals die Vertheidigung des Schlosses und wiederholte ihm, daß es von entscheidender Wichtigkeit sei, sich darin zu behaupten. Die französischen Tirailleure gingen bereits in aufgelöster Linie gegen das Gehölz vor, als Wellington sein Pferd wendete und nach der Anhöhe vor Mont St. Jean zurückflog, um von hier aus die Schlacht zu lenken.

Es war 11½ Uhr, als Napoleon dem General-Lieutenant Reille Befehl ertheilte, die Schlacht, wie er es mit ihm besprochen, durch den Angriff auf Hougomont zu eröffnen. Von Reille erhielt der Bruder des Kaisers, Prinz Jerome, weiland König von Westphalen, Befehl mit seiner Division vorzugehen. Die Tirailleure drangen in raschem Anlauf in den südwestlichen Theil des Gehölzes ein, woraus die Nassauer und Hannoveraner vertrieben wurden, welche sich hinter die Gartenmauer und Hecken des Schlosses zurückzogen.

Der Kaiser, an längerem Umherreiten durch Hämorrhoidalbeschwerden behindert, machte nach 11 Uhr auf einem Hügel, rechts von dem Pachthofe Rosomme, Halt, von wo aus er eine freie Uebersicht des Schlachtfeldes hatte. Da der Boden sehr naß und aufgeweicht war, wurden Bretter und Stroh herbeigeschafft, um einen Tisch und einen Stuhl darauf zu stellen; der tragbare Thurm mit der Leiter fehlte nicht. Napoleon ließ die Landkarte vor sich ausbreiten, bezeichnete die Hauptpunkte des Schlachtfeldes mit verschiedenfarbigen Nadeln und nahm sein Fernrohr zur Hand, einem Concertmeister vergleichbar,

welcher, mit dem Dirigirstock am Pulte, das eingeübte Orchester gut zu führen versteht.

Die Generale waren angewiesen, ihre Meldungen nach diesem Punkte zu machen.

Mit einem lebhaften „Scherzo“ aus kleinem Gewehr begann die Ouverture bei Hougomont um 11½ Uhr; bald darauf fiel das grobe Geschütz unisono mit Karthaunendonner in die Schlachtmusik ein. Jerome ließ, sobald er seine Voltigeure im Besitz des Gehölzes sah, die Division Foy in Colonne vorrücken. Die Fußbatterie des Hauptmanns Cleeve von der deutschen Legion empfing die Heranrückenden mit gutgerichtetem Feuer; es waren dies die ersten Kanonenschüsse, welche an diesem Tage fielen. Die englischen Batterien vor der Division Cooke verstärkten das Feuer; die Colonnen Jerome's suchten seitwärts sich dem groben Kugelhagel zu entziehen; General Reille versuchte es, durch seine Batterien die englischen zum Schweigen zu bringen, und als dies nicht gelang, befahl der Kaiser, welcher näher herangeritten war, dem General Kellermann zwölf Geschütze der berittenen Artillerie vorgehen zu lassen. Von jetzt an gab es keine Pausen mehr, der Kanonendonner hallte ununterbrochen, die Furien der Schlacht tobten losgelassen in wildester Wuth. Auch Wellington hatte sich dem Schauplatze des Kampfes genähert und befahl der berittenen Haubitz-Batterie des Majors Bull, von einem Höhenrücken hinter dem großen Obstgarten die, gegen denselben vordringenden, Feinde mit Granaten zu bewerfen. Dies hatte guten Erfolg und den, aus dem Garten vordringenden, beiden englischen Garde-Brigaden gelang es, das Gehölz von den feindlichen Tirailleuren zu säubern. Jerome entsendete sofort Verstärkungen nach dem Gehölz und als Wellington eine halbe Batterie unter Hauptmann Napier, die hannöversche berittene Batterie des Majors Sympher, bald darauf auch die berittene Batterie des Oberst-Lieutenants Webber Smith ins Gefecht bringen ließ, zog Napoleon die Batterien seines äußersten linken Flügels heran, so daß hier das Gefecht eine Zeit lang nur von der beiderseitigen Artillerie geführt wurde, was sehr gefährlich klang, aber eigentlich doch nur „Viel Lärmen um Nichts“ war. Blutiger wurde das Gefecht, als die, von Jerome in verstärkten Massen in das Gehölz geworfenen, Tirailleure dasselbe zum zweiten Male nahmen und im raschen Anlauf gegen den Obstgarten und das Schloß vordrangen. Ein mörderisches Gewehrfeuer aus den Schießlöchern der Gartenmauer und der Gebäude empfing die Feinde auf 40 bis 50

Schritt und streckte sie reihenweise nieder; der Rest drückte sich in die Gräben und versteckte sich, Verstärkung erwartend, hinter Bäumen und Hecken. Unter dem Schutze der Haubitz-Batterie des Majors Bull brach eine Abtheilung der Vertheidiger des Schlosses hervor und es gelang ihr, sich in dem, dem Schlosse zunächst liegenden Theile des Wäldchens wieder festzusetzen. Dies war jedoch nur von kurzer Dauer. Jerome setzte jetzt Alles daran, sich den Besitz des Gehölzes zu sichern; er schickte Verstärkungen dahin ab und ließ zu gleicher Zeit die Schloßgebäude auf der rechten Seite umgehen. — Die leichten Compagnien der englischen Garden beeilten sich, da sie sich der Gefahr ausgesetzt sahen, abgeschnitten zu werden, das Wäldchen zu verlassen und erreichten mit Mühe und Noth durch das, auf der entgegengesetzten Seite für diesen Fall offen gelassene, Thor den Schloßhof und sperrten den Eingang durch Barrikaden von Karren, Leitern, Pfosten und was sonst zur Hand war. Noch bevor das Thor geschlossen und verrammelt war, drangen mit tollkühner Verwegenheit die französischen Voltigeure ein. Sie wurden mit nahem Gewehrfeuer empfangen und mit Bajonett und Kurzgewehr angegriffen. Der Kampf Mann gegen Mann, und zwar zwischen Engländern und Franzosen, war mörderisch. Der Oberst-Lieutenant Macdonell, der Hauptmann Wyndham, die Fähnriche Gooch und Hervey und Sergeant Graham gingen der Mannschaft mit rühmlichem Beispiel voran, die verwegenen Eindringlinge wurden niedergestochen und es gelang, das Thor zu schließen. Unterdessen hatten französische Tirailleure das Schloß auf der linken Seite umgangen und sich unter der Deckung von Gräben, Gesträuch und hohem Getreide an die Batterie des Oberst-Lieutenants Smith, welche von einer dortigen Anhöhe ein verderbliches Feuer auf die anrückenden Colonnen Jerome's unterhielt, herangeschlichen und richteten unter der Mannschaft und den Pferden eine so große Niederlage an, daß Smith sich gezwungen sah, seine Geschütze nach einem rückwärts gelegenen Hohlweg in Sicherheit zu bringen. Vier Compagnien der Coldstream-Garde unter Oberst-Lieutenant Woodfort gingen gegen die französischen Tirailleure vor und deckten den Rückzug der Batterie. Woodfort zog sich hierauf mit einem Theile seiner Mannschaft durch eine Seitenthür in den Schloßhof zurück. Hier war neue Bedrängniß eingetreten, indem französische Tirailleure und Sappeure den Versuch wiederholten, das hintere Thor einzuschlagen und durch dasselbe einzudringen. Die Engländer hatten unterdessen für noch stärkere Verrammelung gesorgt, so daß die Franzosen,

welche weder Mauerbrecher noch Sturmböcke zur Stelle hatten, nicht einzudringen vermochten. Tollkühn ließ ein französischer Wagehals sich von einigen Kameraden draußen auf die Mauer heben, andere waren bereit zu folgen, um von innen das Thor zu öffnen. Als Hauptmann Wyndham die französische Bärenmütze auf der Mauer erblickte, gab er dem Sergeant Graham, dessen Gewehr er hielt, während dieser einen Holzstamm herbeischleppte, dasselbe zurück und zeigte ihm, wohin er den Schuß zu richten habe. Von Grahams Kugel getroffen stürzte der verwegene Franzose rücklings hinunter; seinen Kameraden aber verging die Lust, auf diesem Wege ihr Unheil weiter zu versuchen. Sie zogen sich in das Gehölz zurück, aus welchem sie jedoch bald wieder mit Verstärkung längs der Ostseite des Schlosses vordrangen, einen lebhaften Angriff auf die Frontseite des großen Obstgartens machten und den Lord Saltoun zwangen, seine sehr geschmolzene Mannschaft von Baum zu Baum bis in den, hinter der Hecke liegenden Hohlweg zurückzuführen. Hannöversche Scharfschützen machten den Prinzen von Oranien aufmerksam auf die Bedrängniß der Engländer im Garten und verlangten gegen einen, zur Umgehung der linken Seite von Hougomont hinter der Hecke heranschleichenden Trupp vorgeführt zu werden, worauf der Prinz ihnen gelassen zurief: „Nein, bleibt hier! Der Herzog hat es sicher gesehen und wird schon Gegenmaßregeln getroffen haben.“ Alsbald bemerkte man, daß zwei Compagnien des 3. britischen Garde-Regiments auf des Herzogs Befehl von der ihm zunächst stehenden Brigade aufbrachen, im Geschwindschritt den heranschleichenden Feinden entgegengingen und sie zum eiligen Rückzuge nach dem Gehölz zwangen. Lord Saltoun behielt diese zwei Compagnien als eine sehr willkommene Verstärkung in dem Obstgarten, so daß es ihm möglich wurde, die vordere Hecke und Gartenmauer in Verbindung mit dem Wege und der Allee zur Rechten als äußere Vertheidigungslinie des Schlosses noch einige Zeit lang zu behaupten, bis die erneuten Ausfälle der Franzosen aus dem Gehölz ihn zwangen, gegen 2 Uhr den Obstgarten zu räumen und sich in den Hohlweg zurückzuziehen. General Byng, Befehlshaber der 2. britischen Brigade, erkannte die Gefahr, in welcher Lord Saltoun sich befand und schickte ihm zur Unterstützung den Oberst Hepburn mit einigen Compagnien des 3. Fuß-Garde-Regiments. Als Hepburn den Hohlweg erreichte, fand er ihn von Lord Saltoun mit nur noch einer Handvoll Leute besetzt, deren Commando ihm dieser übergab und zur 1. Brigade (General Maitland) zurückkehrte. Gleich darauf machte

Hepburn von dem Hohlwege aus mit seinem Bataillone einen plötzlichen und kräftigen Versuch auf den Obstgarten. Die französischen Tirailleure wichen und da sie sich bei dem Rückzuge nach dem Gehölz zusammendrängten, litten sie durch das Feuer der englischen Garde-Compagnien bedeutend. Diese setzten sich schnell hinter der vorderen Hecke des Obstgartens fest.*)

Wiederholentlich hatte Napoleon an Reille und dieser an Jerome Befehl gesandt, das Schloß Hougomont um jeden Preis zu nehmen; Jerome hatte an Reille, dieser an den Kaiser berichtet, daß es hierzu neuer Verstärkung bedürfe. Gerade in diesen Stunden, 2 bis 4 Uhr Nachmittags, war Napoleon, wie wir später erfahren werden, so sehr auf seinem rechten Flügel und im Centrum beschäftigt, daß er dort alle Hände voll zu thun hatte. Aus eigener Veranlassung ließ jetzt Reille von Belle-Alliance her die Division Bachelu in die Vertiefung hinabrücken, um unbemerkt sich Hougomont zu nähern. Durch das Feuer der Tirailleure des 30. britischen Regiments auf den anrückenden Feind aufmerksam gemacht, beeilte sich Hauptmann Cleeve von der deutschen Legion, seine Fuß-Batterie nach einem Punkte hinzuführen, von wo aus ihm die heranziehende Colonne in mündungrechte Schußweite kam. Zwei Drittel des Weges von la Haye-sainte nach Hougomont hatte der Feind zurückgelegt, als er den vernichtenden Kugelhagel aus den Kanonen der deutschen Legion empfing. Drei Schüsse aus jedem Geschütze binnen drei Minuten abgefeuert waren hinreichend, die französische Heersäule auseinander zu sprengen. „In einem Augenblick war der größte Theil der Colonne zerstreut, floh Schutz suchend in Verwirrung nach dem Thale hinab und ließ eine ungeheure Menge Todte und Verwundete zum Beweise für die unheilvolle Genauigkeit des Feuers der Batterie zurück.“ Ein zweiter, mit größerer Vorsicht unternommener, Versuch Bachelu's, sich Hougomont zu nähern, wurde ebenfalls, wenn auch mit minderem Verluste, zurückgewiesen.

Erst jetzt erkannten Napoleon und seine, mit der Wegnahme von Hougomont beauftragten, Generale, daß ohne schweres Geschütz in die Mauern und Thore des Gartens und des Schlosses nicht eingebrochen werden könne. Da Belagerungsgeschütz nicht zur Verfügung stand, wurde eine Haubitz-Batterie aufgefahren, um durch Granaten das Schloß und die Scheuern in Brand zu schießen, durch das auflodernde Feuer die tapfere Schaar in Dampf und Flam-

*) Siborne II. S. 43.

men zu ersticken oder zum Abzuge zu zwingen. Die große Scheuer, die Nebengebäude auf der Nordseite des Schlosses, das Wirthschaftsgebäude und endlich das Schloß selbst geriethen in Brand. Dichte Rauchwolken umhüllten den ganzen Posten mit seinen Vertheidigern und wälzten sich, von den schweren Luftschichten des trüben Himmels niedergedrückt, nach den Vertiefungen hinab, der englischen Schlachtlinie entgegen. Krachend brachen die Dächer und Decken der Gebäude zusammen, das Feuer ward von dem heulenden Sturm, „der die Flamme brausend suchte," immer heftiger angefacht, kurz vor drei Uhr standen das Schloß und die Nebengebäude in lichter loher Gluth. Viele Verwundete waren in den Ställen und Scheunen auf das dort vorhandene Heu und Stroh niedergelegt worden oder waren, Zuflucht suchend, hineingekrochen. Als die Granaten einschlugen, der Eisenhagel der zersprungenen Kugeln eine gräßliche Verwüstung unter den Unglücklichen anrichtete, die Flammen das Strohlager ergriffen, die Decken, Balken und Sparren zu knarren und zu brechen begannen, tönte jammervolles Hülfegeschrei aus den brennenden Thüren und Fenstern; es rief vergeblich. Die Kameraden durften ihren Posten nicht verlassen, der Bruder sah den verwundeten Bruder unter den brennenden Balken liegen, ohne daß er ihm die Hand zur Rettung reichen konnte. Die letzte Anstrengung aller Kräfte mußte aufgeboten werden, um „dies Saragossa des Schlachtfeldes von Waterloo" gegen den, mit Uebermacht von drei Seiten anstürmenden, Feind zu behaupten oder unter seinen Trümmern ein ehrenvolles Grab zu finden.

Die natürlichen Gebote der Menschlichkeit mußten den strengen Forderungen der Vertheidigung des Platzes nachstehen. So kamen Viele in den Flammen elendiglich um; einige der Verwundeten, denen es gelungen war, in den offenen Hofraum zu kriechen, erstickten in dem versengenden Qualm. Viele hatten in der Schloßcapelle Zuflucht gesucht oder waren in dieselbe getragen worden; wie groß war ihr Schrecken, als sie den krachenden Fall der brennenden Balken hörten, die hereindonnernden Granaten um sich herum zerspringen, die Flamme durch die Thüre des Heiligthums hereinschlagen sahen. „Die brünstigen Gebete, welche schweigend von diesem heiligen Orte aufstiegen, waren sicherlich erhört worden; als das Feuer den Fuß des hölzernen Crucifixes, welches über der Thür hing, erreichte, schien es die geheiligte Gegenwart zu fühlen; denn hier endeten seine Fortschritte ohne menschliches Zuthun." *)

*) Wir wollen Siborne, welcher Bd. II. S. 46 dieses Wunder näher berichtet, in seinem

Als Wellington das Schloß Hougomont in Flammen stehen sah, ward er äußerst besorgt um diesen für ihn so wichtigen Punkt. Er sandte Eilboten an den General Hill und befahl, schleunigst von Braine-la-Leud heran gegen Hougomont zu ziehen, da jetzt eine Umgehung des rechten Flügels nicht mehr zu besorgen war. Zur Deckung Hougomonts wurden einige englische Batterien aufgefahren, gegen welche Napoleon eine Colonne reitender Grenadiere und Cürassiere vorgehen ließ. Die britische Artillerie war indessen zu ihrem Empfange vollständig bereit; die hohen Grenadiermützen, welche den Stand des Tiefgrundes, in welchem sie sich näherten, überragten, hatten sie verrathen. Die Franzosen schickten Plänkler zu Pferd vorauf, welche einzeln ganz nahe an die Batterien heranritten und mit Carabinern und Pistolen mehrere Artilleristen tödteten. Die Befehlshaber der englischen Batterien ließen sich jedoch nicht verleiten, auf die zerstreuten Reiter Feuer zu geben; sie warteten kaltblütig die geschlossenen Colonnen ab. Diese wurden durch den aufgeweichten Boden und andere Hindernisse genöthigt, im Schritt und langsamen Trabe heranzureiten. Bis auf 25 Schritte ließen die Artilleristen sie heran, dann erst gaben sie ihnen eine volle Ladung, schickten, als sie in Unordnung Kehrt machten, eine zweite und dritte Ladung nach, wodurch die Niederlage derselben beim Rückzuge furchtbarer noch als bei dem Angriffe wurde. Die Menge der getödteten Reiter und Pferde, welche unmittelbar vor den Mündungen der Kanonen „weggeblasen" wurden, war ungeheuer. Unterdessen hatten auch die Franzosen einige berittene Batterien vorgehen lassen, welche durch ein überlegenes Feuer die englischen Kanonen zum Schweigen und zum Abzuge zwangen. Aus dem zweiten Treffen vom rechten Flügel herbeigerufen traf jetzt Lord Hill, „der Held von Almaraz und Arroyo del Molina," der tapfere Kampfgenosse Wellingtons in Portugal und Spanien, mit einer Brigade seines Armeecorps auf dem sehr bedrängten Kampfplatze ein. Er entsandte sogleich das 2. Linien-Bataillon der Brigade du Plat zur Vertreibung der französischen Tirailleure aus dem Obstgarten ab. Vier Bataillone der deutschen Legion gingen in vier Colonnen vor; der tapfere Artillerie-Hauptmann Sympher schloß sich ihnen mit seiner, heut fast unaus-

frommen Glauben nicht stören. Allerdings blieb die Capelle vom Feuer und den Bomben verschont, weil sie eine gewölbte Decke hatte und sich nichts Brennbares darin befand. Das Crucifix, an welchem nur die Füße des Heilandes Brandspuren zeigen, steht noch gegenwärtig (1865) in der, zum Gottesdienst nicht wieder eingerichteten, Capelle.

gesetzt im Feuer gestandenen, berittenen Batterie an. Eine Linie französischer Cürassiere sprengte trotz des heftigen Feuers, welches sie aus den Vierecken des Fußvolkes und der reitenden Batterie empfing, bis dicht an die Colonnen heran. Sympher bediente sich auch diesmal eines, von ihm schon öfter mit Vortheil ausgeführten, Manövers. Er ließ die Cürassiere bis auf fünfzig Schritte heran, gab ihnen noch eine volle Ladung und suchte dann eiligst mit seiner Mannschaft Zuflucht innerhalb der Vierecke des Fußvolkes; die Pferde waren zuvor schon weiter rückwärts in Sicherheit gebracht. Das nahe Infanteriefeuer verhinderte die feindliche Reiterei, obschon sie sich im Besitz der eroberten Kanonen befand, abzusteigen und dieselben mit sich fortzunehmen. Kaum aber, daß die Cürassiere Kehrt gemacht, waren auch die Kanoniere wieder bei ihren Geschützen und sandten den Fliehenden einen wirksamen Gruß nach. Da sich indessen die französischen Tirailleure im Besitze des Obstgartens und des Gehölzes befanden, richteten sie unter der, ungeschickter Weise immer in Bataillons-Colonnen vorrückenden, Brigade der deutschen Legion große Verwüstung an. Der Führer derselben, Oberst Duplat, wurde tödtlich verwundet. Mehrere Officiere fielen und allen, welche beritten waren, wurden die Pferde unter dem Leibe erschossen. Als Lord Hill die Brigade der deutschen Legion, welche sich in dem englischen Heere den Ruhm entschlossener Tapferkeit und nie wankender Ausdauer erworben hatte, durch neue Angriffe französischer Reitergeschwader bedroht sah, rief er zu ihrer Unterstützung die leichte britische Fußbrigade Adam heran. Sie rückte in Bataillons-Colonnen vor und erlitt durch das mörderische Tirailleurfeuer der Franzosen eben so großen Verlust, wie die deutsche Legion. Auch die Artilleristen wurden gut auf das Korn genommen und retteten sich und ihre beschädigten Geschütze mit genauer Noth in die Vierecke des Fußvolkes, welche dadurch in Unordnung geriethen. „Aber die Hülfe war nahe. Wellington sprengte mitten im Kugelregen vor die Front der Brigade; Adam befahl den Colonnen, vier Mann hoch in Linie aufzumarschiren und rief, auf die französischen Tirailleure auf der Höhe zeigend, mit vollkommener Kaltblütigkeit und unbesorgter Sicherheit aus: „„Jagt mir die Kerle fort!““ Mit Hurrah stürmte die Brigade die Anhöhe hinan. Die Tirailleure zogen sich zurück, Adam blieb im Vorgehen und trieb das französische Fußvolk vor sich her. Bald aber war Adam durch die gegen ihn abgeschickten Garde-Grenadiere und Carabiniers genöthigt, Vierecke zu bilden, von welchen die anstürmende Reiterei mit lebhaftem Feuer empfangen wurde. „Bei einem

dieser Angriffe zog der Major Erles vom 95. Jäger-Regiment, als er die Annäherung der feindlichen Reiterei gegen die erste Ecke der Front des Viereckes bemerkte, seine Compagnie in eine Linie vor dieselbe und ließ die Carabiniers bis auf 50 Schritte heran; dann erst commandirte er „Feuer!" und da der Feind zu gleicher Zeit eine volle Ladung von der Stirnseite des Vierecks erhielt, bedeckte im Augenblick die Hälfte der Angreifer den Boden. Roß und Mann lagen im gräßlichen Durcheinander an der Erde, und so grausam ist der Soldat, daß, wenn ein lebender Mensch aus dem Gewirr des Schlachtfeldes Rettung suchend sich erhebt, zehn tödtliche Kugeln auf ihn abgefeuert werden, während ängstlich vermieden wird, ein, noch auf gesunden Füßen stehendes, Pferd zu verletzen.

Zur Unterstützung der Brigade Adam, welche eine Zeit lang ein heftiges Kanonenfeuer auszuhalten hatte, war jetzt von Merbe-Braine die hannöversche Brigade des Obersten Halkett herangezogen worden, welche mit den Landwehr-Bataillonen Salzgitten und Osnabrück sich auf dem äußersten Abhang des Haupthöhenrückens hinter der sehr zusammengeschmolzenen Brigade Duplat aufstellte.

Es war jetzt ungefähr 6 Uhr; die furchtbaren Angriffe, welche die Franzosen gegen die ganze Front der Stellung des englischen Heeres unternommen hatten, waren bis zu dieser Stunde ohne positiven Erfolg geblieben.*) Die vorgeschobenen Posten la Haye-sainte und Hougomont hatten den wüthendsten Angriffen getrotzt, und die vorgeschobene Stellung, welche die britische Brigade Adam eingenommen hatte, zeigte dem französischen Kaiser deutlich, daß trotz der Tapferkeit, des Enthusiasmus und der Hingebung, welche die schönsten Truppen, die er je versammelte, unter der Führung hochberühmter Generale entfaltet hatten, noch größere Anstrengungen, noch größere Opfer erforderlich seien, um den britischen Löwen aus seiner stolz und fest behaupteten Stellung zu treiben, ehe der preußische Adler, der schon längere Zeit mit Blüchers Augen über Napoleons rechtem Flügel schwebte, als Sturmvogel auf Frankreichs Adler herabschoß, ihn mit scharfen Fängen packte, festhielt und zerriß.

Nun aber waren auch die Kräfte Wellingtons und seines Heeres erschöpft. Bald nach 6 Uhr wurde, wie wir demnächst zu berichten haben werden, der feste

---

*) Siborne II. S. 81.

Haltepunkt des britischen linken Flügels, la Haye-sainte, genommen, und dem Durchbrechen des Centrums konnte nur durch das weitere Zurückgehen in die Stellung von Mont St. Jean vorgebeugt werden.

Durch das Zurückweichen des linken Flüges und der Mitte sahen sich die, zum Entsatze von Hougomont vorgeschickten, Divisionen genöthigt, auf ihren Rückzug Bedacht zu nehmen. Ebenso wie Napoleon an Reille den wiederholten Befehl sandte, um jeden Preis den Feind aus Hougomont zu vertreiben, sandte Wellington dem Oberst-Lieutenant Macdonell Befehl, seinen Posten bis zum letzten Mann zu behaupten.

Der General Reille ließ jetzt eine Batterie Zwölfpfünder auf einer Anhöhe auffahren, von welcher sie über die vorausgeschickten Tirailleure hinweg, das Schloß und dessen, keineswegs gegen dergleichen Geschosse stark genug gebaute, Mauern beschießen konnten. Das Gehölz und die Hecken wurden aufs Neue um diese Zeit von Tirailleurschwärmen angefüllt; mit dem Rufe: „En avant!" trieben sie die Schützen der deutschen Legion und der Hannoveraner, welche großentheils ihre Munition verschossen hatten, zurück in den Schloßhof und die Gärten. Sturmcolonnen rückten an; es war 7 Uhr des Abends. „Die Flügel-Compagnien der englischen Garden trotzten hinter den Mauern und innerhalb der Höfe jedem Versuche der Angreifer, sie daraus zu vertreiben. In diesem Augenblicke brannten alle Nebengebäude mit Ausnahme derjenigen, welche dem Walde gegenüber lagen. Das Dach und die oberste Etage des Schlosses waren eingestürzt und die Flammen schlugen mit größter Heftigkeit überall hervor. Die Hitze wurde so stark, daß sie die Mannschaften fast erstickte und die hervorqualmenden Wolken dicken Rauches machten alle Gegenstände unkenntlich. Aber das Vertheidigungssystem, die Disciplin und Ordnung, welche die tapfere Besatzung entwickelte, waren so bewunderungswürdig und vollkommen, daß des Feindes Bemühungen, auf irgend einem Punkte den Eingang zu erzwingen, vollständig fehlschlugen." *)

Als nach 7 Uhr vom linken Flügel her Siegesgeschrei, Donner der Geschütze und Gewehrsalven die Ankunft der Preußen und ihr entscheidendes Eingreifen in die Schlacht verkündeten, schritten die, zur Deckung Hougomonts aufgestellten Divisionen vor; aus dem Obstgarten, dem Gehölz und den nächsten

*) Siborne a. a. O. II. S. 92.

Umgebungen wurden die Feinde vertrieben, ihre Colonnen und Kanonen zogen sich unter dem Schutz ihrer Tirailleure anfänglich in guter Ordnung zurück, bis auch sie von den englischen und deutschen Divisionen eingeholt, trotz tapferer Gegenwehr zersprengt, niedergehauen und in der allgemeinen Flucht mit fortgerissen wurden.

„Der feste Punkt Hougomont," bemerkt General Hoffmann, „brach die Stärke des französischen linken Flügels."*)

Wohl haben Briten und Deutsche auf manchem Schlachtfelde gemeinsamen Sieg erfochten, nirgend aber hat sich die germanische Herkunft beider Nationen durch muthvollere und ruhmreichere Ausdauer bewährt, als bei der Vertheidigung des Schlosses Hougomont am 18. Juni 1815.

---

*) Hoffmann a. a. O. S. 102.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Der Angriff Napoleons auf Wellingtons linken Flügel verzögert sich bis nach 1 Uhr. — Der Kaiser entdeckt durch sein Fernrohr eine preußische Colonne. — Die Aussage eines gefangenen preußischen Husaren. — Der Marschall Soult schreibt an den Marschall Grouchy am 18. Juni 1 Uhr Mittags. — Ney läßt um 2 Uhr das erste Corps (Erlon) zum Angriff vorgehen. — Feldflucht der holländischen Brigade Byland. — Der General Picton führt die Brigaden Kempt und Pack gegen den Feind. — Das 79. Regiment der Bergschotten. — Der Kampf um die schottische Fahne. — Sir Thomas Picton fällt. — Der glänzende Angriff der britischen Reiterei, Uxbridge, Somerset, Ponsonby. — Die französischen Cürassiere werden geworfen. — Die Divisionen Alix und Marcognet mit „En avant!“ gehen vor. — Die Schotten mit dem Dudelsack. — Der Adler des französischen 45. Regiments wird genommen. — Die englischen Royals-Dragoner zersprengen die Vierecke der Brigade Alix. — Der Adler des 105. Regiments wird genommen. — Die irischen Dragoner hauen ein. — Die Scots Greys hören auf keinen Befehl und büßen ihre Kühnheit mit schwerem Verluste. — General Ponsonby fällt. — Oberst Ponsonby tödtlich verwundet. — Ein Spectakelstück mit Feuerregen und bengalischer Beleuchtung. — Das Bild eines Schlachtfeldes. — Siborne's Schlachtgemälde.



Den Angriff auf den linken Flügel verschob Napoleon bis dahin, wo er vermuthen durfte, durch den lebhaften Angriff auf den rechten Flügel die Aufmerksamkeit Wellingtons nach jener Seite hin abgelenkt zu haben. Unterdessen versammelte der Kaiser große Streitmassen auf seinem rechten Flügel und ließ nahe rechts von der Hauptstraße von Charleroi, kaum 1200 Schritte von dem englischen linken Flügel entfernt, aus 74 Geschützen, darunter 24 Zwölfpfünder waren, ein gewaltiges Donnerwetter losbrüllen. Hinter den Geschützen war das erste Corps (Erlon) in zwei Treffen

aufmarschirt. Der Marschall Ney, welcher hier den Oberbefehl führte, ward ungeduldig und ließ gleich nach 1 Uhr bei dem Kaiser anfragen, ob er zum Angriff vorgehen solle. Napoleon zögerte, hierzu Befehl zu ertheilen; seine ganze Aufmerksamkeit war jetzt in Anspruch genommen von einem Trupp Reiter, dem bald ein Trupp Fußvolk folgte, welche in einer Entfernung von 5000 bis 7000 Schritten rechts von ihm hinter dem Gehölz von Paris bei Aywiers durch das Fernrohr sichtbar wurden, jedoch ohne zu erkennen, ob es französische Truppen von Grouchy's Corps oder Preußen von Blüchers Heer seien. Marschall Soult und andere des Gefolges sahen ebenfalls die Erscheinung, auf welche der Kaiser sie aufmerksam gemacht, ohne daß sie näheren Aufschluß zu geben vermochten, zumal die Luft sehr trübe war. Zur Aufklärung der Sache wurde der General Domont mit einer Abtheilung zu Pferde dahin entsendet. Bald darauf brachte ein Officier der Chasseurs à cheval einen gefangenen preußischen Husaren zu dem Kaiser, welcher an Wellington einen Brief des Generals Bülow überbringen sollte, worin dieser die Ankunft seines Corps bei St. Lambert meldete. Der preußische Husar war, wie Bülow sich später geäußert, „ein dummer Dorfteufel," welcher sich Alles, was er wußte, von den Franzosen abfragen ließ, so daß Napoleon über den Marsch der Preußen und das Ausbleiben Grouchy's schon jetzt genau unterrichtet wurde. Er ließ an Grouchy auf der Stelle durch Soult schreiben:

„Schlachtfeld von Waterloo, den 18. Juni, 1 Uhr Mittags.*)

„Herr Marschall! Sie haben diesen Morgen 8 Uhr an den Kaiser geschrieben, daß Sie auf Sart-à-Vallain zu marschiren; demnach war Ihre Absicht, sich nach Corbais und Wavre zu begeben; diese Bewegung entspricht der Ihnen ertheilten Instruction, indessen befiehlt mir der Kaiser, Ihnen zu sagen, daß Sie beständig in der Richtung auf uns zu manövriren sollen, demnach ist es Ihre Aufgabe, den Punkt zu sehen, wo wir uns befinden, um sich danach zu richten und mit uns in Verbindung zu kommen, so daß Sie immer bereit sind, sich auf feindliche Truppen, welche versuchen sollten, unseren rechten Flügel zu beunruhigen, zu stürzen und sie zu vernichten. Gegenwärtig ist die Schlacht auf der Linie von Waterloo in Angriff genommen (la bataille est

*) Merkwürdiger Weise nennt Napoleon in diesem Befehle „das Schlachtfeld Waterloo" und tauft es mit dem Namen, den es erst später von Wellington erhielt.

engagée sur la ligne de Waterloo), das Centrum der englischen Armee befindet sich in Mont St. Jean; manövriren Sie also, um sich unserem rechten Flügel anzuschließen."

Nachschrift. „Ein soeben aufgefangener Brief enthält die Nachricht, daß General Bülow unsere rechte Seite angreifen werde. Wir glauben dies Corps auf den Höhen von St. Lambert zu bemerken; verlieren Sie also keinen Augenblick sich uns zu nähern, uns zu erreichen und Bülow zu vernichten, welchen Sie auf frischer That ertappen werden" (pour écraser Bulow que vous prendrez en flagrant délit).

Eine, von General Domont eingetroffene, Meldung bestätigte die Anwesenheit preußischer Streifparteien in der Richtung von St. Lambert. Von dem Anmarsch des Bülowschen Armeecorps meldete er nichts und der Kaiser traf keine Anstalten, den Preußen die dortigen Engwege zu verlegen, wozu jetzt noch einige Bataillone Tirailleure und einige Kanonen ausreichend gewesen wären.

Gegen 2 Uhr erhielt Marschall Ney Befehl, das Geschützfeuer der aufgefahrenen vierundsiebenzig Feuerschlünde, welche anderthalb Stunden lang ohne großen Erfolg in Thätigkeit waren, schweigen zu lassen und das erste Corps zum Angriff gegen Wellington zu führen. Tirailleure gingen in kleineren Trupps vor, theilten sich dann in aufgelöste Linien, mit eingeübtem Geschick Baum und Strauch, Hecke und Graben benutzend, bald liegend, bald kriechend die Kugel unfehlbar in die feindliche Vollstellung entsendend. Ihnen folgten in vier geschlossenen Heersäulen vier Divisionen von Erlons Corps, 17,000 Mann; sie ließen die aufgefahrenen Batterien hinter sich und nahmen in einer Ausdehnung von 2000 Schritten das Feld von la Haye-sainte bis Smouhain ein. Zur Linken schloß sich an sie die Division Bachelu (von Reille's Armeecorps) an, welche bis auf die Höhe halbwegs von la Belle-Alliance nach la Haye-sainte vorrückte. Von Durutte's Division (erstes Armeecorps) ging eine Brigade gegen Smouhain, die andere weiter links vor. An diese schlossen sich die Divisionen Marcognet und Alix (erstes Corps) an, jede so formirt, daß eine Brigade vier Bataillone vorn in einer Colonne, die andere in zwei Colonnen dahinter staffelförmig marschirten. Von der Division Donzelot (erstes Corps) gingen zwei Brigaden, die sich bis zur Brüsseler Hochstraße ausbreiteten, ebenfalls gegen la Haye-sainte vor. Zur Verstärkung der, hinter Erlons Corps

folgenden, Reitergeschwader des dritten Cavalleriecorps von Milhaud stellte der Kaiser von Kellermanns Corps (dem vierten) die Division Roussel zu Ney's Verfügung.

Sobald diese Heersäulen in das tiefer liegende Land hinabgestiegen waren, eröffneten die hinter ihnen aufgestellten 74 Geschütze über ihre Häupter hinweg, noch einmal ihr Feuer, welches jetzt, wo die englischen und niederländischen Regimenter in nähere und gedrängtere Stellung zusammengezogen waren, diese mit verheerendem Hagel erreichte. Wir erwähnten bereits, daß Wellington seinem linken Flügel durch den, in Eile befestigten, Pachthof von la Haye-sainte, eben so wie dem rechten durch das Schloß Hougomont, einen Stützpunkt zu geben gesucht hatte. Dies hatte Napoleon sehr wohl erkannt und die Wegnahme beider vorliegenden Werke vor allem anderen in Angriff genommen. Das Unternehmen auf das minder feste, durch die Umgebung weniger geschützte, la Haye-sainte ließ besseren Erfolg für die Angreifer, als jenes auf Hougomont, erwarten.

Wellington war, als er das Vorrücken der feindlichen Colonnen gegen seinen linken Flügel gewahrte, dahin geeilt, um durch seine Gegenwart die Truppen anzufeuern. Die, unter dem holländischen General Byland hier aufgestellte, 1. Brigade der 2. Division (Perponcher), aus holländischen und belgischen Bataillonen, etwa 3000 Mann, bestehend, hielt nicht Stand. Kaum, daß sie den Schlachtenruf der Feinde, das „Vive l'Empereur!“ vernahmen und die blitzenden Bajonette erblickten, machten sie Kehrt und wandten sich unaufhaltsam zur Flucht; „nicht etwa abwechselnd und theilweis, sondern in Masse und gleichzeitig, so daß es den Anschein hatte, als geschähe es auf Commando.“ Die Unordnung dieser Truppen mehrte sich rasch. Als sie die Hecke auf dem Kamme der Position erreichten, wurde zwar ein Versuch gemacht, sie bei dem 5. holländischen Miliz-Bataillon zu sammeln, der Versuch mißlang indessen, trotz der ernstlichsten Bemühungen ihrer Officiere, gänzlich, das Reserve-Bataillon und die Artilleristen der Batterie Byleveld schienen für einen Augenblick den Strom aufhalten zu können, wurden aber bald durch die Gewalt desselben mit fortgerissen. Als sie bei den britischen Colonnen vorbeiliefen, wurden sie mit Zischen, Hohn und Schimpfworten überschüttet und ein Theil derselben rannte in seiner Ueberstürzung die Grenadier-Compagnie des 28. britischen Regiments fast um, wodurch die Leute desselben so wüthend wurden, daß man

sie nur mit Mühe abhalten konnte, auf die Feldflüchtigen zu feuern. Eben so machten einzelne Leute des Royal-Scots-Regiments Miene, auf sie zu schießen. Nicht eher, als bis sie hinter dem Höhenrücken sich in Sicherheit wußten, auf welchem die englische Armee aufmarschirt stand, kamen die athemlosen Ausreißer wieder zur Besinnung. Die ganze Division Byland verblieb den Tag über hinter der Schlachtlinie, ohne daß sie wieder an den Feind gebracht werden konnte. Das Zurückweichen der niederländischen Brigade befeuerte den Muth der französischen Divisionen; Durutte nahm Smouhain und Papelotte, von Donzelots Brigaden drang eine in die Gärten von la Haye-sainte, die andere, rechts von der Hochstraße, hatte sich vor dem heftigen Feuer der hannöverschen Jäger, welche Major Busche führte, noch weiter rechts gewendet und bereits die dortige Anhöhe erstiegen, als General Sir Thomas Picton, Befehlshaber der 5. britischen Division, die Brigaden Kempt und Pack ihnen entgegen warf, welche unter seiner tapferen Führung zwei Tage vorher bei Quatrebras ruhmvoll gefochten. Ihre Stärke betrug heute nicht über 3000 Mann, mit denen dem Sturmlaufe von 13,000 Mann übermüthiger Feinde begegnet werden mußte. Mit dem anfeuernden Rufe: „En avant!“ und von dem Sturmschlage von mehr als hundert Trommeln begleitet, drangen die Franzosen vor. Picton ritt unter dem feindlichen Feuer an der Front seiner aufmarschirten Linie vorüber und Tausende seiner Tapferen folgten seinem Commando: „Marsch! Marsch!“ mit entschlossenem Schweigen. Das 79. Regiment der Bergschotten führte die Spitze. Zwei vorliegende Weißdornhecken, welche eine, wenn auch nachgebende, doch undurchdringliche Wand bildeten, hielten diese tapfere Schaar um so mehr auf, als Dorngebüsche ihre kurzen Weiberröcke und Plaids festhielten und ihre unbehosten Schenkel verwundeten. Ihre Reihen löſten sich auf und es kam hier zu hartnäckigem Einzelgefecht. Der Fähndrich Birthwhistle, welcher die Fahne des Regiments trug, wurde schwer verwundet. Lieutenant Belcher empfing das Banner aus der Hand des niedersinkenden Kameraden. Auf diesen drang ein französischer Officier zu Pferde ein, ergriff die Fahne und hielt sie, obschon ihm sein Pferd von Gewehrschüssen und Bajonettstichen getödtet wurde, im Sturz noch krampfhaft fest. Nicht minder fest hielt der Schotte den Schaft mit der Hand und, als diese ihm von dem Gegner abgehauen ward, die flatternde Standarte mit den Zähnen fest. Dennoch wäre sie ihm entrissen worden, wenn nicht der, zur Deckung der Fahne bestimmte, Ser-

geant Swizzer den Franzosen mit seiner Hellebarde durchbohrt und der Flügelmann Lacy ihm eine Kugel durch den Kopf gejagt hätte, ohne dem Zurufe seines Majors Toole: „Rette den braven Franzmann!“ Gehör zu schenken. — Nach Durchbrechung der Hecken ward die Ordnung schnell wieder hergestellt, Reih und Glied formirt, die Bajonette gefällt und dem Feinde entschlossen auf den Leib gerückt, dessen Colonnen an dieser Stelle den Anlauf nicht aushielten.

„Während dieses Vorgehens der tapferen Bergschotten traf ein schwerer, unheilvoller Schlag das britische Heer und versetzte eine ganze Nation in Trauer über den Verlust eines Führers, dessen glänzende Laufbahn ihre Bewunderung gewonnen, dessen ruhmvolle Thaten ihren Stolz erregt hatte. Der General-Lieutenant Sir Thomas Picton, Befehlshaber der 5. britischen Division, wurde, während er die Seinen hoch zu Roß mit gezogenem Degen zum Kampfe führte, von einer feindlichen Kugel in die rechten Schläfe getroffen. Auf der Stelle getödtet, blieb er dennoch einige Minuten fest im Sattel, bis sein Adjutant, Hauptmann Taylor, mit Hülfe eines Soldaten ihn vom Pferde hob. So fiel der tapfere Picton, welcher sich bereits in dem Kriege in Portugal und Spanien einen unvergänglichen Namen in der Geschichte des britischen Heeres erworben hatte.“ *)

Daß der plötzliche Verlust eines so ausgezeichneten Führers nicht eine, wenn auch nur vorübergehende, Stockung oder Verwirrung veranlaßte, war vornehmlich dem General Kempt zu danken, welcher den Befehl und mit der 8. Brigade die Verfolgung des Feindes übernahm, in welcher er, als sein Fußvolk ermattet Halt machte und nahe daran war, einem erneuten und verstärkten Angriffe weichen zu müssen, von der trefflichen Reiterei unter Uxbridge, Somerset und Ponsonby in ausgezeichneter Weise unterstützt wurde. Der Angriff, welchen die englische Reiterei an dieser Stelle des Schlachtfeldes ausführte, gehört zu den kühnsten und glänzendsten Waffenthaten der neueren Kriegsgeschichte und verdient eine ehrenvolle und ausführlichere Erwähnung.

Der General-Lieutenant Lord Uxbridge, Befehlshaber der gesammten britischen Reiterei, war eine vollkommene Husarennatur, von dem Schlage, wie unser Blücher. Als er das Vorrücken der französischen Reiterei bis la Haye-

*) Siborne II. S. 10.

sainte und auf der britischen Seite der Straße nach Charleroi und die Annäherung der Heersäulen des feindlichen Fußvolkes wahrnahm, welche zum Angriff gegen den linken englischen Flügel vorgingen, beschloß er eine gleichzeitige Attacke mit den schweren Reiter-Brigaden des Lord Edward Somerset und Sir William Ponsonby zu unternehmen.*) Er ritt an Lord Somerset heran und befahl ihm, sich zum Angriffe bereit zu halten; sodann galoppirte er zu Ponsonby nach der anderen Seite der Hochstraße und befahl ihm, sich in Linie zu entwickeln, sobald er die 1. Brigade aufmarschirt sehen würde. Hierauf kehrte er zu Lord Somerset zurück. Er stellte sich vor dem linken Flügel von dessen Brigade, damit er sich ungefähr in der Mitte beider Brigaden befände, wenn sie sich beim weiteren Vorrücken vorwärts der Position vereinigt haben würden.

In geschlossenen Heerhaufen ritten die französischen Cürassiere gegen die Anhöhe heran; ein Gruß aus vier Geschützen der britischen berittenen Batterie Roß und der Fuß-Batterie Loyd, welche rechts der Hochstraße aufgefahren waren, warf eine Anzahl Reiter und Pferde der vordersten Züge nieder, ohne daß die nachfolgenden wichen oder wankten. Die Trompeten schmetterten zur Attacke und unter lautem „Vive l'Empereur!" stürzten diese tapferen Reiter, in all dem Glanze von Cüraß und Helmschmuck prangend, vorwärts in donnerndem Galopp. Ihnen entgegen stürzte in noch heftigerem Anlauf die britische Leib-Garde-Brigade; zwei Gewitterwolken brausten unter Sturmgeheul und Säbelblitzen von entgegengesetzten Seiten gegen einander; der Anprall und Zusammenstoß war furchtbar. „Um den Cürassieren näher zu kommen, suchten sich die Briten zwischen die Pferde ihrer behelmten Gegner einzudrängen, deren Schwerter viel länger und deren Brust und Rücken durch Eisenharnische gedeckt waren, während sie selbst keine dergleichen Schutzwaffen hatten. Mit der Schnelligkeit des Blitzes zuckten die Schwerter und schlugen Funken aus den ehernen Panzern, wenn sich nicht eine Blöße für einen sicher geführten Stoß zeigte. In das

*) General Somerset führte die 1. Brigade: das 1. Regiment Leib-Garde, 227 Mann, das 2., 232 Mann, Blaue Garde, 239 Mann, 1. Garde-Dragoner-Regiment, 529 Mann. General Ponsonby führte die 2. Brigade: 1. Dragoner-Regiment (Royals), 395 Mann, 2. Dragoner-Regiment (Scots Greys), 391 Mann, 6. Dragoner-Regiment (Inniskillings), 397 Mann. Letztere hieß die Unions-Brigade, weil sie aus einem englischen, einem schottischen und einem irländischen Regiment bestand.

Getöse der rings umher entbrannten Schlacht mischte sich hier, wo Mann gegen Mann, Pferd gegen Pferd in wildester Wuth fochten, ein Fluchen, Trompetengeschmetter, Gewieher und Schreien, welche durch Kanonendonner und Gewehrfeuer kreischend hindurchdrangen.

„Wie verzweifelt und blutig aber auch dieser Kampf war, so kurz war dennoch seine Dauer. Die größere Körperkraft der Briten, die Gewandtheit der Reiter, das Feuer und die Ausdauer ihrer gutgeschulten, vortrefflichen Pferde machten sehr bald sich geltend. Die Cürassiere wurden geworfen und gezwungen, die Anhöhe, welche sie in siegestrunkenem Jubel rasch erstiegen hatten, noch rascher zu verlassen.“

Das 2. britische Leib-Garde-Dragoner-Regiment folgte zunächst und ereilte die Cürassiere, welche jenseits eines Hohlweges, um nicht ihr eigenes Fußvolk überzureiten, noch einmal Front machten. Das Ueberschreiten des Hohlweges hatte den Fliehenden ebenso wenig, als den Verfolgern gestattet, in geschlossener Ordnung zu bleiben; es kam zum Einzelgefecht und hierbei zeigte sich bald die Ueberlegenheit der sattelfesten englischen Reiter gegenüber den unbehülflichen französischen Cürassieren, welche nur bei massenhafter Verwendung große Erfolge zu erzielen im Stande waren. Eine große Anzahl ergab sich als Gefangene, die anderen suchten ihr Heil in der Flucht.

General Ponsonby ließ, sobald er Somerset im Gefecht erblickte, seine Brigade aufmarschiren, dann ritt er selbst eine Strecke vorauf und verabredete mit dem Oberst Muter, daß, sobald er ihm durch Hutschwenken ein Zeichen geben werde, er sogleich mit seinem Inniskilling-Dragoner-Regiment zur Attacke vorgehen solle. Mittlerweile hatten sich französische Infanterie-Colonnen der Divisionen Alix und Marcognet in Marsch gesetzt, überschritten mit „En avant!“ den Kamm der Anhöhe und den Weg nach Wavre und hatten bereits den linken Flügel der Brigade Kempt umgangen, als ihnen unvermuthet die Brigade Pack den Weg verlegte. „Die schottischen Regimenter, das 42. und 92. Hochländer, zogen tapferen Muthes unter den schrillenden Tönen der heimathlichen Dudelsackpfeife (Pibroch) den feindlichen Heersäulen entgegen. Sie wurden mit einem lebhaften Feuergruß empfangen, den sie unerwidert ließen, bis sie sich auf 30 bis 40 Schritt genähert hatten; nun erst gaben die Bergschotten ein mörderisches Feuer, welches nicht minder mörderisch von den Feinden erwidert wurde. Schon schickten die Bergschotten sich zum Sturmlauf mit dem

Bajonett an, als sie hinter sich erderschütternden Hufschlag vernahmen; es waren Ponsonby's Reiter, welche ihnen zuriefen: „„Macht Platz für uns! Laßt uns vor!““ Ponsonby hatte mit dem Hute gewinkt, Oberst Muter sprengte mit den Seinen heran; die Regimenter zu Fuß gaben Raum, die Schwadronen zogen durch die auseinander gerückten Compagnien. Als die Scots-Greys-Dragoner sich durch die schottischen Regimenter durchzogen, erhob sich lautes Jubelgeschrei. Sie feuerten sich gegenseitig an: „Scotland for ever!“ (Schottland für immer!) war ihr Feldgeschrei. Der Pulverdampf, welcher die französische Heersäule umhüllte, hatte sich noch nicht verzogen, als die Reiter sich auf die Masse stürzten. Das Verlangen der Hochländer, ihren Landsleuten bei der Vollendung des glorreich begonnenen Werkes zu helfen, war so mächtig, daß man viele von ihnen sich an den Steigbügeln der Reiter festhalten sah, um mit ihnen zugleich in die feindlichen Reihen einzubrechen. Diese vermochten den gewaltigen Stoß nicht auszuhalten; sie wandten sich zur Flucht und rissen die Colonnen, welche der Kaiser eiligst zur Unterstützung nachgesendet hatte, mit sich fort. Die englische Reiterei hatte den Vortheil, daß sie einen mäßig abfallenden Abhang hinabritt, wodurch ihr Stoß um so unwiderstehlicher wurde. So tapfere Gegenwehr auch viele Einzelne leisteten, sie vermochten den reißenden Strom nicht aufzuhalten und dienten nur dazu, den verwüstenden Lauf desselben zu bezeichnen. Eine dicht geschlossene Schaar hatte sich um den Adler des 45. Regiments gesammelt, welcher auf dem flatternden Banner die Namen Austerlitz, Jena, Eylau, Friedland und Wagram trug, Schlachtfelder, auf denen dies Regiment sich mit Ruhm bedeckt und den Namen des „Unüberwindlichen“ erworben hatte. Eine dem Tode geweihte Schaar umgab das geheiligte Banner, ein Stachelgehege von Bajonetten wies wiederholte Versuche des Eindringens zurück. Endlich gelang es dem Sergeant Ewart von dem schottischen Dragoner-Regiment der Greys durch einen kühnen Sprung seines Pferdes und durch die Säbelstreiche, die er mit gewaltigem Arme führte, in den dichtgeschlossenen Haufen bis zum Fahnenträger einzudringen.

„Beim Einhauen,“ so erzählt er uns, „gelang es mir, den Adler des Feindes zu ergreifen; er und ich, wir hatten einen harten Kampf mit einander; ein braver Kerl führte einen Bajonettstich gegen meine Weichen; ich parirte ihn und spaltete ihm den Schädel. Darauf drang ein Lancier auf mich ein; ich

schlug seine Lanze auf die Seite und hieb ihm die Kinnlade von einander, daß ihm die Zähne ausfielen. Darauf feuerte ein Infanterist sein Gewehr ganz nahe auf mich ab, und als er fehlte, stach er mit dem Bajonett nach mir; auch diesmal gelang es mir, den Stoß zu pariren, mein Säbel streckte ihn nieder und so war's gethan. Als ich mit dem Adler bei meinem Regimente ankam, sagte der General: „„Mein braver Bursche, bring den Vogel in Sicherheit; für heut hast Du genug gethan!““ Ich ritt mit dem Adler zurück zum Rückhalt und erhielt Befehl, ihn nach Brüssel zu bringen, wo ich am folgenden Tage mit demselben einen festlichen Einzug hielt.“ — Sergeant Ewart war ein Mann von herculischer Gestalt und Kraft, maß 6 Fuß 4 Zoll und schlug eine gute Klinge.*)

Unerschüttert stand hinter Marcognets auseinander gesprengter Brigade ein Rückhalt im Viereck. Die schottischen Dragoner waren nun einmal im Zuge und da das Gelände gegen die Ebene hin immer abschüssiger wurde, fielen sie aus dem Galopp in die Carrière und der Stoß gegen die Masse des Fußvolkes war so gewaltig, daß sie dem nicht zu widerstehen vermochte. „Als die vordersten Glieder mit unaufhaltsamer Heftigkeit zurückgedrängt wurden, schwankte die ganze Heersäule einen Augenblick und versank dann unter den sie überstürzenden Wogen der Reitergeschwader. Hunderte wurden niedergeworfen, um nie wieder aufzustehen, und Hunderte standen nur wieder auf, um sich den Siegern zu ergeben.“

Auf dem rechten Flügel erfuhr die Brigade Alix ein gleiches Schicksal. Kaum hatten ihre Colonnen den Kamm der Anhöhe erstiegen, als das 1. Dragoner-Regiment (Royals), ebenfalls von Ponsonby's Brigade, sich gegen sie in Bewegung setzte. Der Herzog von Richmond, welcher nur aus Liebhaberei die Schlacht mitmachte, um zu sehen, wie brav seine Ballgäste vom 15. sich beim Waffentanze am 18. halten würden, rief den Dragonern zu: „Jetzt vorwärts, meine Jungens, Eure Zeit ist gekommen!“ Das Commandowort ließ nicht auf sich warten, die Trompeten riefen zur Attacke, im Galopp stürzten die Royals, welche für das am besten berittene Regiment des Heeres galten, auf die vordersten Reihen des französischen Fußvolkes und warfen

*) „He was of a consumate skill as a swordsman.“ Er starb 1845 siebenundsiebenzig Jahr alt.

dieselben, noch bevor sie Vierecke gebildet, auf die nachfolgenden Colonnen, wodurch auch diese in Unordnung geriethen. „Das gesammte Fußvolk der französischen Brigade war in einem Augenblicke so zusammengedrängt, daß es vollständig hülflos war. Die Leute versuchten vergeblich, ihre Gewehre zu gebrauchen, es war nicht möglich, auch nur den Arm zu rühren. Erst als die hintersten Glieder Kehrt machten, erhielten die vordersten Luft, erlagen aber um so leichter der in sie einbrechenden Reiterschaar. General Alix hatte das 28. Regiment als Rückhalt bei sich behalten; es ging vor, um die Flüchtigen aufzuhalten und ihnen Zeit zum Sammeln zu verschaffen. In dem dichten Haufen der, von den englischen Dragonern (den Royals) umringten, Colonne befand sich der Fahnenträger mit dem Adler des 105. Regiments. Das Fahnenblatt war diesem Regimente von der Kaiserin Marie Louise geschenkt worden; mit allerhöchsteigenen zarten Händen hatte die Tochter des deutschen Kaisers den Namenszug des französischen Kaisers, von einem Lorbeerkranz umgeben, darauf gestickt. Vergebens suchte der Adler hinter den Bajonetten einer ausgewählt tapferen Schaar einen sicheren Horst. „Ich führte," erzählt uns Capitain Clarke von den Royals, „die Mittel-Schwadron des Regiments bei dieser Attacke; da sah ich etwas links von mir mitten in dem Haufen des feindlichen Fußvolkes einen französischen Adler auf der Fahnenstange mit der flatternden Tricolore. Sofort commandirte ich: Rechte Schulter vor! zeigte meinen Leuten den Adler und mit Hurrah! ging's darauf los. Mein gutes Pferd trug mich mitten in die dicht gedrängte Masse bis zu dem Fahnenträger, dem ich mein Schwert in die rechte Seite rann (I ran my sword in his right side), er wankte, konnte jedoch nicht zu Boden fallen, so gedrängt stand die Masse. Der Adler schlug gegen den Kopf meines Pferdes; dies that einen gewaltigen Seitensprung, ich faßte das Fahnenblatt und rief meinen Leuten zu: „Bringt den Adler in Sicherheit; er gehört mir an!" Von dem dichtesten Gedränge der Feinde umschlossen, versuchte ich den Adler von dem Stocke abzubrechen; es gelang mir nicht. Corporal Styles, der sich mit einigen anderen bis zu mir durchgehauen hatte, rief mir zu: „„Sir, nicht abbrechen!"" „Very well," sagte ich, „da nimm und bring ihn, so schnell es sich thun läßt, in Sicherheit." Er that so, ich aber, obschon verwundet, blieb bei meiner Schwadron, mit der ich den Feind weiter verfolgte, bis Abends 7 Uhr. Zwei Pferde wurden mir unter dem Leibe erschossen, die erhaltenen Wunden machten

nöthig, mich nach Brüssel bringen zu lassen, wo ich zwei Monate zu meiner Heilung bedurfte." *)

Mit unruhiger Schlachtbegier hatte das irländische Dragoner-Regiment der Inniskillings bisher zusehen müssen, wie das englische und schottische Dragoner-Regiment glänzende Angriffe ausführten. Jetzt kam an Irland die Reihe und auch seine Reiter bewährten sich als tapfere Kameraden. Ihnen gegenüber rückten das 54. und 55. französische Infanterie-Regiment in vier Heersäulen an. „Das irische Hurrah! laut, wild und durchdringend, zerriß die Luft, als die Inniskillings, durch die Hecke und über den Weg hinweg, kühn den Abhang hinunter auf die feindlichen Colonnen losstürmten, welche etwa noch 120 Schritt entfernt sein mochten. Dieser Zwischenraum verstärkte die Wucht des Anlaufes und trug dazu bei, ihnen einen eben so glänzenden Erfolg zu verschaffen, als ihn die beiden anderen Regimenter gehabt."

Bei dem weiteren Vorwärtsgehen der Brigade Ponsonby's schlossen sich zwei Dragoner-Regimenter der Brigade Somerset an. „Diese ganze Linie verfolgte, ohne geschlossene Ordnung, tollkühn ihre wilde Bahn, als ob sie von dem übergroßen Triumphe berauscht wäre. Lord Uxbridge hatte zwar mit guter Vorsicht Befehl ertheilt, daß einige Regimenter als Rückhalt folgen sollten; dies war unterlassen worden. Vergebens ließ er jetzt zu Halt! und Sammeln! das Signal blasen, auf die Trompete wurde eben so wenig, wie auf seine Stimme gehört. Wenige Minuten später stand die vordere Linie auf der Höhe der feindlichen Stellung. Die Garde-Dragoner geriethen plötzlich in ein heftiges Feuer der Batterien und der Infanterie Bachelu's zu ihrer Rechten. Da sie außerdem noch eine starke und wohlgeordnete Masse Cürassiere aus dem Thale von jenseit hervorbrechen sahen, traten sie mit einigen Schwadronen der Royals und Inniskillings eiligst den Rückzug an. Die tapferen Scots-Greys aber riefen Vorwärts, ihnen schlossen sich eine Anzahl beherzter Reiter des englischen und irischen Dragoner-Regiments an und im rascheſten Laufe drangen sie vor bis zu den französischen Batterien, dann scharf links einschwenkend jagten sie, Artilleristen und Pferde niedersäbelnd, längs der Linie der Geschütze fort, bis sie gewahr wurden, daß ein Regiment französischer Lanciers sich schräg von links her dem Schauplatze dieses merkwürdigen Kampfes näherte. Jetzt traten auch

*) Siborne II. S. 60.

sie den Rückzug an, wurden aber bald mit ihren athemlosen und ermüdeten Pferden von den Lanciers eingeholt. Die Brigade Somerset, welche zeitig genug den Rückzug angetreten hatte, erreichte ohne ernstliche Belästigung ihre Position wieder; nicht so die schottischen Dragoner, welche in dem Zustande äußerster Erschöpfung und Unordnung von den, mit frischen Pferden und in überlegener Anzahl herankommenden, Lanciers übel zugerichtet wurden. Der tapfere Führer der Unions-Brigade, General Sir William Ponsonby, wurde von feindlichen Reitern umringt und sank von neun Lanzenstichen durchbohrt entseelt vom Pferde. Sein gleich ritterlicher Namensvetter, der Oberst Frederic Ponsonby, flog mit dem, unter seinem Befehl stehenden, 12. Dragoner-Regimente zur Befreiung der Schotten herbei, was ihm auch gelang. Ihn selbst aber führten sein Muth und sein wildes Roß durch die feindlichen Reihen hindurch, wo er, abgeschnitten von den Seinen, unter den Streichen der französischen Schwerter zu Boden sank. Als er einige Zeit nach seinem Sturze sich aufzurichten versuchte, bemerkte ihn ein französischer Lancier, welcher ihm grausam und feig mit den Worten: „Ah! coquin, tu n'est pas mort?“ die Lanze in den Nacken stieß. Kurz darauf wurde er von einem Tirailleur geplündert; aber kaum war dieser weiter gegangen, als ihn ein französischer Officier sah, der mitleidig ihm seine Flasche reichte und ihm einen Tornister unter den Kopf legte. In neue Gefahr kam der Schwerverwundete noch am späten Abend, als die preußische Reiterei über dies Feld sprengte, wo er beinah zermalmt wurde. Am anderen Morgen wurde er von den Seinen aufgefunden und nach Waterloo gebracht, wo er durch sorgsame Pflege nach langem Schmerzenslager wieder genas.

Oberst Hamilton, Befehlshaber des Dragoner-Regiments der Scots-Greys, hatte Allen voran an der Spitze seiner tapferen Schaar sich in die dichtesten Feindeshaufen gestürzt, diese durchbrochen und die Seinen zu den, auf den gegenüberliegenden Höhen aufgestellten, Batterien geführt, unter deren Mannschaft ein so blutiges Niedersäbeln vollführt wurde. Immer war er weit voraus gesehen worden, bei dem Rückzuge wurde er vermißt und ist unerkannt an den folgenden Tagen mit Tausenden feindlicher Leichen auf dem Schlachtfelde eingescharrt worden. Oberst Fuller, Befehlshaber des 1. Garde-Dragoner-Regiments, erhielt bei Verfolgung der Cürassiere eine tödtliche Wunde und blieb auf dem Platze. Den empfindlichsten Verlust an Mannschaft und Pferden erlitt die Reiter-Brigade Ponsonby, bevor die feindlichen Reiterschaaren von den herbei-

geeilten Brigaden, vornehmlich aber durch die, Verderben und Schrecken unter Mannschaft und Roß der Feinde schleudernden, Raketen von Whinyate's Batterie in Verwirrung gebracht wurden. Auch in den englischen Reihen gab es Schrecken und Verwirrung. Eine, vom General Vivian vorgeschickte, reitende Batterie hatte kaum ihr Feuer eröffnet, als eine gutgezielte französische Granate in einen mit reichem Vorrath gefüllten, englischen Protzkasten einschlug, dessen Inhalt entzündet aufflog und eine gräßliche Zerstörung anrichtete.

Ein Bild grauenhafter Verwüstung bietet solch ein Schlachtfeld dar. In dem Handgemenge und Faustkampfe der britischen Dragoner mit den französischen Cürassieren und dem dicht geschaarten Fußvolke, darauf bei den Attacken der französischen Lanciers und der beiden leichten britischen Reiter-Regimenter hatten beide Theile schwere Verluste erlitten. Pfützen und Pfuhle geronnenen Blutes hatten sich gebildet und die Rinnsale des abhängigen Ackerlandes dienten zu einer purpurgefärbten Ueberrieselung der grünen Wiesengründe. Nach und nach ward es stiller und einsamer auf dem Felde, wo noch eben die Schlacht getobt hatte. „Mit Ausnahme der Leichname und der so schwer Verwundeten, daß sie das Forttragen auf Gewehrläufen nicht auszuhalten vermochten, war jetzt der Schauplatz des entsetzlichen Kampfes an dieser Stelle von Menschen geräumt, aber Pferde ohne Reiter bedeckten ihn in großer Anzahl und graseten entweder ruhig oder jagten wild umher und stürzten, vor Schmerz den Boden stampfend, nieder; denn auch darin zeigt das Roß eine edlere Natur, als das andere Gethier, daß es, bei noch so großem Schmerze, nicht heult und brüllt, noch irgend einen Schmerzensschrei ausstößt. Die flüchtigen Haufen des französischen Fußvolkes waren hinter den vordersten Höhenrücken ihrer Stellung verschwunden, um dort ihre zersplitterten Reste zu sammeln und wieder zu formiren. Dasselbe that die britische Reiterei. Die Brigaden Somerset, Ponsonby, Vandeleur, Pack, Best und Kempt waren in die gesicherten Stellungen hinter la Haye-sainte und nach den Anhöhen vor Mont St. Jean zurückgegangen, wohin sie die eroberten Adler, die erbeuteten Pferde und eine große Anzahl Gefangene, gegen 3000, brachten. Mit ungeheurem Verluste bezahlte Napoleon den ersten Anlauf gegen das, in unangreifbarer Stellung feststehende, Centrum Wellingtons; allein nicht minder groß war der Verlust, den das englische Heer erlitt, als es den Angriff abschlug und die Reiterei bei der Verfolgung der Feinde sich allzu verwegen und zu weit fortreißen ließ. — Immer

aber wird dieser Angriff der englischen Reiter-Brigaden, unterstützt von tapfer aushaltendem Fußvolke, als eine der glorreichsten Waffenthaten des britischen Heeres in der Kriegsgeschichte desselben gerühmt werden. Auch an dem Tage der heutigen Schlacht, welche so viele glänzende Momente darbietet, gehört dieser Reiterangriff, obschon er nicht unmittelbar die Entscheidung des Tages herbeiführte, zu den großartigsten und ruhmreichsten. Wir dürfen daher den englischen Geschichtschreiber nicht eitler Ueberhebung zeihen, wenn er nach der Erzählung dieses Kampfes seinen Landsleuten zuruft: „Briten! Bevor andere Scenen euren Augen enthüllt werden, blickt noch einmal zurück auf dies ruhmvolle Schauspiel. Seht in dem Vordergrunde rechts eine britische Cavallerielinie zur Attacke vorgehen, freudestrahlend in dem Bewußtsein ihres angeborenen Muthes, ihres unbezähmbaren Geistes und der Kraft ihres Armes. Während ihr noch die schöne Ordnung und die vollständige Festigkeit ihres Vorgehens bewundert, werden eure Augen plötzlich von dem funkelnden Glanze einer Linie eisenbepanzerter Krieger mit wehenden Roßschweifen auf schimmernden Helmen angezogen, welche von drüben her den Abhang ersteigen und jetzt auf den Gipfel der Höhe gelangt sind. Es sind die weltberühmten Cürassiere Frankreichs, geführt von einem Kellermann, dem tapfern Sohne des Herzogs von Valmy, gefürchtete Krieger, welche auf hundert Schlachtfeldern die schönsten Truppen der Welt überwunden hatten und unter Siegen ergraut waren. Die Trompeten schmettern zum Angriff; einen Augenblick darauf hört ihr den dumpfen Donner des Hufschlages ihrer Pferde, eure athemlose Aufregung ist bis auf den höchsten Grad gespannt, als ihr die beiderseitigen Geschwader so jach auf einander losstürzen seht, daß der Zusammenstoß nur mit der Vernichtung beider enden zu müssen scheint. Beobachtet die Briten, als sie einen Augenblick zweifelhaft scheinen, wie ihren Gegnern beizukommen sei. Da treiben sie ihre gelenken Rosse mit Sporn und Zuruf grad auf den Feind und drängen sich in die Zwischenräume der Cürassiere. Hoch in den Lüften schwingen sie ihre scharfgeschliffenen, stahlharten Klingen, diese zucken wie flammende Blitze durch die Reihen, schlagen hier mit denen der Feinde zusammen und treffen dort mit durchdringenden Streichen auf Helme und Cüraß. Doch nur eine kurze Weile ist der Kampf zweifelhaft; die Cürassiere, erschöpft unter der Last ihrer Harnische, weichen der überlegenen Stärke, Geschicklichkeit und Tapferkeit, Reiter und Pferde stürzen zu Boden, Lücken entstehen in ihren Reihen, Viele brechen

heraus, Andere machen Kehrt, ihre ganze Linie wankt und bricht in Trümmer zusammen. Im nächsten Augenblick sehen wir sie, wie von der Windsbraut erfaßt, von der Anhöhe fortgeweht; von den Unsern eingeholt, stürzt sich das Getümmel des wüthenden Heeres in die Ebene hinab, dann wieder bergauf und entschwindet unseren Blicken. Aufs Neue wird unser banges Erwarten unwiderstehlich von dem, was sich im Vordergrunde unmittelbar vor uns begiebt, aufs äußerste gespannt und bewegt. Eine Linie britischen Fußvolkes rückt an und bricht sich Bahn durch die Dornenhecken auf dem Kamme des Höhenrückens, wo sie von feindlichen Colonnen empfangen wird, welche mit dem Schlachtrufe: „Vive l'Empereur!“ unter Sturmschlag der Trommeln die Anhöhe von jenseit erstiegen haben. Ein heftiges Gewehrfeuer wird von beiden Seiten eröffnet, bald sind Freund und Feind durch den Pulverdampf unseren Augen entzogen. Schon ergreift uns Besorgniß für den Ausgang des Kampfes, da sprengt noch einmal unsere Reiterei heran, das Fußvolk giebt Raum, die Schwadronen ziehen sich durch die geöffneten Reihen und stürzen sich auf die feindlichen Colonnen. Die englischen, schottischen und irländischen Dragoner brechen ein in die dichtesten Haufen, die wüthende Heftigkeit ihres Anlaufes zersprengt die Mauer entgegenstarrender Bajonette, die goldenen Adler auf hohen Stangen sind die Lockvögel, nach welchen den tollkühnen Reitern unwiderstehlich gelüstet, sie brechen sich blutige Bahn zu ihnen und zwei derselben werden als köstlicher Siegespreis den Feinden entrissen. — Die Flucht beginnt; der ganze Abhang ist bald mit zerstreuten Trümmern der feindlichen Heersäulen bedeckt; 3000 Gefangene werden von den Unsern eingebracht.

„Unsere Blicke folgen jetzt der verwegenen Reiterschaar, welche in aufgelöster Ordnung dem auseinander gesprengten Feinde nachsetzt und durch den glücklichen Erfolg berauscht auf keinen Ruf der Führer, auf kein Signal der Trompete hört. Allen voran bleiben die Scots-Greys, die sich, vom wildesten Schlachtengeiste erfaßt, auf die furchtbare Linie der französischen Batterien stürzen, sie hauen die Artilleristen zu Boden, erstechen die Pferde und mähen nieder, was ihnen vor die Klinge kommt. Aber physische Kräfte haben ihre Grenze, wie mächtig sie auch entfaltet werden können; die Arme der Schnitter des Schlachtfeldes ermüden von der blutigen Arbeit, die feurigsten Rosse stehen zuletzt athemlos und kein Sporn bringt sie mehr von der Stelle. Jetzt erst nehmen die verwegenen Reiter auf den Rückzug Bedacht. Da fliegen, wie vom Sturm her-

geweht, blaurothweiße Flaggen heran, sie schmücken die Lanzen einer feindlichen Reiterschaar, die sich auf Rossen, die heut noch nicht im Felde arbeiteten, auf die Unsern stürzten. Nur einer geringen Anzahl gelingt es, den feindlichen Lanzen zu entrinnen, die Mehrzahl sieht sich umringt und wird in ein verzweifeltes Gefecht verwickelt. Schon gaben wir die tapferen Schotten verloren; sieh! da eilt eine befreundete Reiterschaar herbei, sie wirft sich den französischen Lanciers in die rechte Flanke, diese im Schwenken und Handhaben des langen Speeres nicht so geübt, wie der Kosak und Baschkir, gerathen in Verwirrung, sie sind ihrer, durch das Fähnlein scheu gewordenen, Pferde nicht mächtig; eben noch Sieger, wenden sie sich zur Flucht, die Unsern sind gerettet; die Lanciers stürzen in Verwirrung der Ebene, von der sie hinaufkamen, wieder zu. Die im Galopp aufgefahrene Raketen-Batterie sendet ihnen verderbensprühende Drachen nach; mit einem glänzenden Feuerwerke schließt das grauenvolle Spectakelstück unter fürchterlichem Knalleffecte, der Kampf ist zu Ende, den Siegespreis haben die tapferen Reiter von Uxbridge, Somerset und Ponsonby heut ruhmbedeckt gewonnen."

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Die Vertheidigung des Pachthofes von la Haye-sainte durch Major Baring. — Der Kanonendonner am 18. Juni. — Die drei, von Hippokrates empfohlenen, Mittel kommen in Anwendung. — Die Löscheimer der Nassauer. — Der tapfere Friedrich Lindau. — Napoleons Heftigkeit gegen Ney. — Baring ohne Munition. — Baring ordnet den Rückzug an. — Der tapfere Fähndrich Frank. — Napoleons Vorrücken zum Durchbrechen des englischen Centrums. — Wellington befiehlt dem General Alten, die Sandgrube wieder zu nehmen. — Oberst v. Ompteda geht vor und bleibt. — Napoleon erkennt, daß die Preußen einen ernsten Angriff vorbereiten. — Erneuter Befehl an Ney, das englische Centrum zu durchbrechen. — Dem kaltblütigen Wellington wird warm um das Herz. — Blücher oder die Nacht. — Napoleons Sturm-Colonnen machen sich fertig. — Wellingtons Anstalten zum letzten Strauß und zum Rückzuge.



Wir gaben oben eine Beschreibung des Pachthofes la Haye-sainte, welchen Wellington als ein vorgeschobenes Werk zur Deckung seines Centrums und linken Flügels dem Major Baring zu hartnäckigster Vertheidigung anvertraut hatte. Die Anstalten, welche der tapfere Commandant dieses Postens getroffen, wurden bereits erwähnt. Der Feind zögerte mit dem Angriff des linken Flügels länger, als mit dem des rechten; denn während der Kaiser gegen das Gehölz und den Schloßhof von Hougomont vorzugehen dem General Reille bereits nach 11 Uhr Vormittags Befehl ertheilte, erhielt der Marschall Ney erst nach wiederholtem Erinnern $1\frac{1}{2}$ Uhr den Befehl, den Angriff des linken Flügels der englischen Schlacht-

ordnung durch die Wegnahme von la Haye-sainte einzuleiten. Zwei Colonnen der Division Danzelot rückten von der Anhöhe bei Belle-Alliance in die Ebene hinab; die Tirailleure eröffneten gegen 2 Uhr ein lebhaftes Feuer auf die vor dem Pachthofe aufgestellten Vorposten. Major Baring sandte, als er die Heersäulen im Anmarsch erblickte, eiligst an General-Lieutenant Picton und ließ um Verstärkung bitten; nur zwei Compagnien des 1. leichten Bataillons der deutschen Legion wurden ihm gesendet, doch waren es gute Büchsenschützen. Bei so geringer Mannschaft sah Major Baring sich genöthigt, seine Leute aus dem größeren Obstgarten zurückzuziehen und sich auf die Vertheidigung des kleinen Gartens, des Hofes und der, denselben umschließenden, Gebäude zu beschränken. In geschlossenen Colonnen rückten die Franzosen heran und trotz der Verluste, welche ihnen die deutschen Büchsenschützen aus den Schießlöchern der Mauer und Gebäude zufügten, liefen Einzelne schnell bis zu der Mauer heran und während sie die daraus hervorragenden Gewehrläufe ergriffen und festhielten, versuchten es Andere, sich mit Gewalt Eingang durch die verrammelten Thore zu verschaffen. Ein blutiger Kampf fand an der westlichen Einfahrt der großen Scheune statt, wo der fehlende Thorflügel durch vorgelegte Balken und Bretter ersetzt worden war. Die Vertheidiger waren im Vortheil, da sie gedeckt standen und jeder Schuß einen Feind niederstreckte. Die Leichen häuften sich vor dem Eingange, das Gewinsel der Schwerverwundeten machte die Nachdrängenden scheu, sie wendeten sich seitwärts, um anderswo anzuklopfen; man wollte die Ankunft schwerer Geschütze erwarten. Die Batterien aber waren an anderen Punkten beschäftigt, um die gegenüber aufgefahrenen Kanonen zum Schweigen zu bringen. „Der Donner der Artillerie," berichtet ein Augenzeuge, „rollte ununterbrochen und die Scene wurde furchtbar großartig. Als die Geschütze in richtiger Schußweite aufgefahren waren, feuerten sie unausgesetzt. Kurze Blitze trafen das Auge überall längs der Höhen, Rauchwellen folgten ihnen nach, hüpften über den Boden weg und hüllten die Batterien in Wolken. Die Erde erbebte bei der furchtbaren Erschütterung; aus mehr als fünfhundert Feuerschlünden zuckten die Blitze und krachten die Donnerschläge. Die ältesten Krieger erinnerten sich nicht eine so furchtbare Kanonade erlebt zu haben. Hier und dort sah man die Infanterie-Colonnen sich auf die Erde niederlegen, um sich dem Kugelhagel, der in die dichten Massen so verheerend einschlug, möglichst zu entziehen. Vergebliches Bemühen! Die aus den Haubitzen geworfenen

Springkugeln schnellten drei und vier Mal vom Boden wieder auf, Alles zerschmetternd, was ihnen in den Wurf kam; Granaten gruben sich in dem weichen Erdreiche ein, um Eisen, Letten und Gestein hervorzuschleudern und dieselben gleich vulkanischen Bruchstücken umherzuwerfen."

Das großartige Schauspiel des Angriffs der englischen Reiter-Brigaden Ponsonby und Somerset hatte die Aufmerksamkeit von Freund und Feind so sehr auf sich gezogen, daß bei den zunächst stehenden Schaaren unverabredet ein Waffenstillstand eingetreten war.

Major Baring benutzte eine ihm jetzt gewordene kurze Zeit der Erholung, für seine Verwundeten, für Ausbesserung der beschädigten Eingänge und vornehmlich für die Herbeischaffung frischer Munition zu sorgen. Unvollständig wurde letztere ergänzt; man schickte ihm Gewehrpatronen, von denen seine Büchsenschützen keinen Gebrauch machen konnten. Nur eine kurze Rast war der tapfern Besatzung des Pachthofes vergönnt gewesen; die Feinde hatten sich zurückgezogen, um mit verstärkter Macht einen neuen Sturm zu unternehmen. Unterdessen hatte auch Major Baring drei Compagnien Verstärkung erhalten und sich zum Empfange der Feinde in gute Bereitschaft gesetzt. Zur Bezwingung fester Plätze kommen die, von Hippokrates gegen schwere Krankheiten empfohlenen Mittel, der Hunger, das Eisen und zuletzt das Feuer, in Anwendung. So geschah es auch hier; da die Besatzung durch Hunger und Eisen nicht zu bezwingen war, wurden Feuerbrände in den Hof und die Scheuer geworfen. Nur ein einziger Brunnen war vorhanden, aber keine Feuerspritze. Major Baring befahl, die Feldkessel der Nassauer als Löscheimer zu verwenden, er selbst und seine Officiere gingen mit rühmlichem Beispiel voran, und es gelang nach großer Anstrengung des Doppelfeuers der feindlichen Schützen und der brennenden Scheuer Meister zu werden. Die Braven der deutschen Legion fochten mit rühmlichster Ausdauer. Durch feindliche Kugeln und Brandwunden verletzt, wich keiner von der Stelle. „So lange unsere Officiere aushalten und wir noch Arme und Beine regen können, verläßt keiner von uns seinen Posten!" Dies war die Antwort, welche Verwundete den Officieren gaben, wenn diese sie aufforderten, zurückzutreten und sich verbinden zu lassen. Ein deutscher Soldat, mit Namen Friedrich Lindau, welcher aus zwei Kopfwunden blutete und in seiner Tasche eine mit Goldstücken gefüllte Börse trug, die er einem französischen Officier abgenommen hatte, stand an der Scheunenthür und vertheidigte den

offenen westlichen Eingang. Major Baring sah, daß das Tuch, welches er um den Kopf gebunden hatte, nicht hinreichend war, das Blut zu stillen und rief ihm zu, sich besser verbinden zu lassen. Lindau aber achtete seiner Wunden ebenso wenig, wie seines Goldes und rief: „Herr Major, nur ein Schurke könnte Sie verlassen, so lange sein Kopf noch auf den Schultern sitzt.“

Noch einmal wich der Feind zurück, welcher einen schweren Stand dadurch hatte, daß er in gedrängten Haufen anstürmen mußte, auf welche die Besatzung aus gesichertem Hinterhalt ihre Gewehre unfehlbar abdrückte.

Immer größere Besorgniß erweckte um diese Zeit (4 Uhr Nachmittags) in der Seele Napoleons der Anmarsch der Preußen, gegen welche er bereits das sechste Corps (Lobau) und die junge Garde in Marsch gesetzt hatte. Unwillig ließ er den Marschall Ney darüber an, daß er sich des Pachthofes la Haye-sainte noch immer nicht bemächtigt habe. Als Ney hierzu Verstärkung an Fußvolk und schwerem Geschütz verlangte, gab ihm Napoleon die bekannte Antwort: „Kann ich das Fußvolk aus der Erde stampfen? Wachsen Kanonen mir in flacher Hand? (Ou voulez-vous que j'en prenne? Voulez-vous que j'en fasse?) Binnen einer halben Stunde muß der Pachthof gewonnen sein!“ Ney war nicht der Mann, der sich dergleichen zweimal sagen ließ. Er ritt zu Danzelot heran, rüffelte diesen, daß er schon zweimal unverrichteter Sache sich zurückgezogen habe und theilte ihm den Befehl des Kaisers mit. Noch einmal führte Danzelot seine Sturmcolonnen gegen den Pachthof. „Erhitzt durch den langen Widerstand dieser Handvoll tapferer Vertheidiger, kamen die Franzosen mit verdoppelter Wuth heran. Es gelang ihnen nochmals, die Scheuer in Brand zu setzen; auch diesmal wurde die Besatzung Meister des Feuers. Vergebens aber hatte Major Baring wiederholentlich um Munition gebeten; nur drei Patronen waren noch pro Mann ausgetheilt worden, bald waren auch diese verschossen und die Leute riefen: „„Major, schaffen Sie uns Pulver und Kugeln!““ — Die Franzosen bemerkten bald die verzweifelte Lage der Vertheidiger; jetzt gelang es ihnen eine Thüre am Ende des westlichen Stallgebäudes zu erbrechen, allein da sie im Innern von der Besatzung hier mit Bajonett und Kolbenschlägen empfangen wurden, suchten sie auf anderem Wege in den Hof zu gelangen. Kecke Bursche erkletterten die Mauer, stiegen auf das Dach des langen Stalles und schossen von oben herab auf die Vertheidiger, welche das Feuer nicht erwidern konnten. Gleichzeitig drangen die Franzosen mit wüthen-

dem Geschrei durch die Scheuer vor; nur Schritt vor Schritt wich die Besatzung der Uebermacht. Der Durchgang durch das Wohngebäude nach dem Garten war schmal, die deutschen Officiere ließen, um den Vordersten den Abzug möglich zu machen, die Nachhut halten und führten sie zu einem neuen Angriffe vor; da die Franzosen ganz nahe in das dichte Gedränge schossen, kam es zu blutigem Handgemenge. Fähndrich Frank sah, daß ein Voltigeur sein Gewehr auf den Lieutenant Gräme anschlug, der eben seine Leute mit gefälltem Bajonett vorgehen ließ. Frank stieß den Voltigeur nieder; ihm wurde dagegen von einer feindlichen Kugel der Arm zerschmettert. So schwer verwundet er war, gelang es ihm, sich in ein Zimmer des Hauses zu schleppen und sich unter einem Bettgestell zu verbergen. Zwei Mann der deutschen Legion in grüner Uniform, die in demselben Zimmer Zuflucht suchten, wurden von den Franzosen mit dem Rufe: „Pas de pardon à ces coquins verds!“ (Den grünen Schurken keinen Pardon!) niedergeschossen. Die beiden Leichen bildeten ein schützendes Versteck für Frank, der dahinter verborgen blieb, bis am folgenden Tage die Unsern als Sieger hier einzogen.

Als Major Baring sich überzeugt hatte, daß die Besetzung des Wohnhauses durch den Feind den Garten unhaltbar machte, auch seine Officiere derselben Meinung waren, ließ er seine Leute sich einzeln nach der Hauptposition zurückziehen. Es war 6 Uhr des Abends, die Mehrzahl stieg, von ihrem tapferen Major geführt, durch eine Oeffnung des hohen Randes auf der Nordostecke des Gartens hinab nach der Chaussee und zog sich unter der Deckung des daneben hinlaufenden Grabens zurück. So erreichte Baring mit den wenigen Leuten, die ihm geblieben waren, die beiden Compagnien des 1. Bataillons der deutschen Legion, welche in dem Hohlwege nahe zur Rechten der Straße postirt waren.

Als dem Kaiser ein lautes Triumphgeschrei und die, auf dem Dache wehende, dreifarbige Fahne die Einnahme von la Haye-sainte verkündeten, befahl er Ney, den entscheidenden Angriff auf das Centrum der englischen Stellung auszuführen.

Die Besitznahme jenes Pachthofes und des daran stoßenden Obstgartens hatten die Franzosen benutzt, um auf die daneben liegende Anhöhe einige Kanonen zu bringen, welche durch ihr Feuer die beiden Compagnien des 95. britischen Jäger-Regiments zwangen, den Hügel bei der Sandgrube auf der anderen Seite der Straße zu verlassen, an dessen Behauptung Wellington sehr viel ge-

legen war. Er schickte an den General Alten Befehl, mit einer Brigade der 3. Division sich der Sandgrube und der dortigen Anhöhe wieder zu bemächtigen, um das Durchbrechen des Centrums von dieser Seite her zu verhindern. Alten befahl hierauf dem Oberst v. Ompteda, welcher die 2. Brigade der deutschen Legion anführte, mit einem seiner Bataillone in ausgebreiteter Linie vorzugehen, und die so keck sich heranwagenden feindlichen Tirailleure zum Rückzuge zu nöthigen.

„Ompteda, ein Soldat, so tapfer und hochbegabt, als je einer, der das Waffenhandwerk ergriff, war gern bereit, diesen Befehl zu erfüllen, wußte aber, daß hinter dem Vorhange der Tirailleurlinie gewöhnlich eine starke Abtheilung Reiterei zu halten pflege. Er hielt es daher für seine Pflicht, auf die Gefahr aufmerksam zu machen, welcher man sein Bataillon preisgebe, wenn man demselben nicht einen Rückhalt an Reiterei zutheile. In diesem Momente der Unschlüssigkeit ritt der Prinz von Oranien an Ompteda heran und befahl ihm zu deployiren. Dieser sprach nochmals seine vorher geäußerte Meinung aus, worauf der Prinz (er war Befehlshaber des ersten Armeecorps des englischen Heeres) mit Heftigkeit den Befehl wiederholte und sich jede weitere Einwendung verbat. Ompteda wußte nun, was er zu thun hatte. Er setzte sich an die Spitze des 5. Bataillons, 450 Mann stark, ließ dasselbe zum zerstreuten Gefecht vorgehen, und folgte den Tirailleuren, welche sich absichtlich zurückzogen, bis in die Nähe der Sandgrube. Plötzlich brachen aus einem Hinterhalt französische Cürassiere vor und ehe die Deutschen sich in Haufen gesammelt oder ein Viereck gebildet hatten, hieben die schweren Reiter unbarmherzig die einzelnen Fußmänner nieder. Der erlittene Verlust war so bedeutend, daß von dem ganzen Bataillon nicht mehr als 30 Mann nebst einigen Officieren zur Brigade zurückkehrten. Unter den Gebliebenen befand sich der tapfere Ompteda; er fiel mit einer ausgezeichnet braven Schaar als Opfer der rücksichtslosen Ausführung eines ihm ertheilten Befehls, von dessen Ungehörigkeit er überzeugt war.“ *)

Wellington, diese bedenkliche Lücke in seiner Schlachtordnung bemerkend, ritt sofort an das 3. Bataillon des 1. Fuß-Garde-Regiments der Brigade Maitland heran, welches nach herkömmlicher Weise im Viereck aufmarschirt stand und großen Verlust durch das Feuer der wieder vorgegangenen feindlichen Tirailleure

*) Siborne II. S. 89.

erlitt. Er befahl, das Bataillon in Linie auseinander zu ziehen und die Tirailleure zu verjagen. Diese wiederholten dasselbe Spiel wie mit Ompteda; allein der Führer des Garde-Bataillons, Oberst-Lieutenant D'Oylay, war vorsichtiger. Bevor die französische Reiterei hervorbrach, hatte er bereits wieder Viereck gebildet und zog sich in geschlossener Heersäule zurück.

Bisher waren es vornehmlich Schwärme von Tirailleuren, welche Ney gegen das Centrum vorgehen ließ; es war dies nur ein Vorspiel zu dem Hauptschlag, welchen er auszuführen Willens war, sobald er die dazu erforderliche Mannschaft aller Waffen in Schlachtordnung versammelt haben würde. Dies verzögerte sich jedoch dadurch, daß der Kaiser selbst bereits vollauf zu thun hatte, sich eines ersten Angriffs der Preußen unter Bülow zu erwehren, welche gegen 6 Uhr in Plancenois eingedrungen waren, indem auch bald darauf General Ziethen hervorbrach und seinen rechten Flügel bedrohte.*) Sobald es ihm gelungen war, die Preußen aus Plancenois zu vertreiben, wandte er sich, bevor diese den Angriff mit herangezogener Verstärkung erneuern würden, gegen Wellington. Gleich einem verzweifelten Spieler, der sein Letztes auf eine Karte setzt, beschloß er Alles in einem neuen Versuche zu wagen. Mit Aufbietung aller Kräfte sollte die ganze Front der englischen Stellung angegriffen, das Centrum durchbrochen werden. General Drouot erhielt Befehl, alle die Bataillone der Garde zu sammeln, welche vorwärts von la Belle-Alliance noch im Rückhalt standen. Diese gingen bis in die Nähe des Hauses de Coster vor. Die beiden Bataillone des 1. Grenadier-Regiments der alten Garde sollten den Rückhalt der Angriffscolonnen bilden. Erlon und Reille erhielten Befehl, zur Unterstützung des Hauptangriffs Alles vorzuführen, was ihnen an verfügbarer Mannschaft noch übrig geblieben. Dem Centrum der englischen Schlachtordnung sollte kein Augenblick Ruhe mehr vergönnt werden. Von la Haye-sainte sollten die Garden gegen die Anhöhen vorrücken, die englischen Linien mit dem Bajonett angreifen, durchbrechen und vernichten.

Wellington sah das Ungewitter in nicht allzuweiter Entfernung sich zusammenziehen, welches im Verlauf der nächsten Stunde unfehlbar gegen ihn losbrechen mußte. Kaltblütig von Natur, hatte der echtgeborene Engländer in mancher Fährlichkeit eines bewegten Kriegerlebens sich Besonnenheit und Gemüths-

*) Das Nähere hierüber folgt im nächsten Kapitel.

ruhe zu erhalten gewußt; heut zum ersten Male ward ihm, als der Tag sich neigte, warm um das Herz. Als Lord Hill mit bedenklicher Miene um diese Zeit an den Herzog, der abwechselnd sein Fernrohr bald nach Plancenois und Frischermont, wo er die Preußen, bald nach Belle-Alliance, wo er die Franzosen im Anmarsch begriffen sah, wandte, die Frage richtete: „Was ist Ihre Meinung?“ antwortete der Herzog: „Blücher oder die Nacht!“ womit gemeint war, für uns giebt es kein anderes Heil, als entweder Blücher kommt und wir siegen, oder die Nacht kommt und deckt unsern Rückzug mit verhüllendem Schleier.

Nach dem eigenen Bekenntniß des Herzogs nahm seine Ungeduld seit dem Momente zu, als er die ersten Kanonenschüsse der Preußen vernommen hatte, ohne daß ihr Vorrücken bemerkbar wurde. Alle halbe Stunden hatte er seit Mittag Adjutanten und Ordonnanzen abgesendet, Erkundigungen einzuziehen und den Marsch der Preußen zu beschleunigen. Als Bülow bereits in voller Arbeit war, sandte Wellington seinen Adjutanten, den Oberst-Lieutenant Freemantle, an Blücher und ließ ihm sagen, daß der Herzog nicht allein seine Stellung zu behaupten, sondern auch den Sieg zu erringen hoffe, wenn man ihm nur die Mittel gewähre, diejenigen Punkte seiner Schlachtordnung zu verstärken, welche durch die wiederholten Angriffe bedeutend geschwächt worden wären. „Wenn der Herzog,“ bemerkt der englische Berichterstatter, „bei einem Blick auf die schrecklich geschmolzene Stärke seiner Linie eine gewisse Ungeduld für die Ankunft desjenigen Theils des preußischen Heeres äußerte, welcher jetzt vereint mit dem seinen wirken sollte, so kann das nicht befremden. Mit Ausnahme der holländischen und belgischen Regimenter, welche zum Theil aus eigenem Antrieb, zum Theil auf Befehl in das Hintertreffen gerathen waren, auf die aber nicht weiter gerechnet werden konnte, zeigten die Regimenter des Wellingtonschen Heeres nur noch die Trümmer jener stolzen Pracht, welche sie noch am Morgen entfaltet hatten.*) Wiederholt wurde der Herzog von den, auf den beiden Flügeln commandirenden, Officieren um Verstärkung und Hülfe dringend gebeten; sie erhielten in den späten Nachmittagstunden immer denselben Bescheid, daß keine Verstärkungen gewährt werden könnten und daß sie ihren Platz bis auf den

---

*) ...presented but a mere wreck of that proud array, which it had displayed in the morning.

letzten Mann behaupten müßten. Wenn er an den Reihen der Regimenter vorüberritt, deren zusammengeschmolzener Rest ihm noch zur Verfügung stand, thaten ihm seine Krieger oftmals in einem Gemurmel kund, daß sie wünschten zur Unterstützung der Kameraden, welche sie in großer Bedrängniß auf verlorenen Posten kämpfen sahen, gegen den Feind geführt zu werden. „„Wartet noch ein wenig, meine Kinder,““ war die beruhigende Antwort des Herzogs, „„euer Wunsch soll euch bald erfüllt werden.““

In allen drei Waffen waren die Verluste des englischen Heeres Schrecken erregend. Bataillone, zu einer Handvoll Leute zusammengeschmolzen, wurden von Capitains oder Lieutenants befehligt. Viele Geschütze auf der ganzen Schlachtlinie waren zu nichte geschossen. Die britischen und deutschen Reiter-Brigaden, mit Ausnahme der von Vivian und Vandeleur auf dem linken Flügel, waren bis auf weniger als die Hälfte gelichtet, die vereinigten Brigaden von Ponsonby und Somerset bildeten keine zwei Schwadronen mehr. Die Soldaten aber waren mit den schnell sich folgenden Scenen des gewaltsamen Todes unter jeder Gestalt vertraut geworden, von dem blitzschnellen Hinwegraffen bis zu dem langsamen, unter qualvollen Martern erfolgenden, Ende, von den verklärten Zügen Derer, die der Tod rasch angetreten bis zu den gespenstischen Convulsionen des Todeskampfes Derer, die unter jammervollem Schmerzgestöhn ihre Heldenseele aushauchten. Wenn die Gewehrkugeln einzelne Lücken verursachten, die Kartätschen und Vollkugeln ganze Reihen und Rotten niederstreckten, wurde commandirt: „Rechts oder links schließt euch!“ und über die Leichname und verwundet am Boden liegenden Kameraden wurde hinweggeschritten, um die Glieder zu schließen, Arm an Arm, und das nennt das gefühllose Exercier-Reglement Fühlung behalten!

Solches war die Beschaffenheit des englischen Heeres, mit welchem Wellington einen letzten, von Napoleon selbst befehligten, Sturm abschlagen sollte.*)

Zehn Bataillone der Kaisergarde hatte Napoleon vorwärts la Belle-Alliance versammelt; sie bildeten zwei Sturmcolonnen. Die erste enthielt vier Bataillone der mittleren Garde; sie war bestimmt in vier Heersäulen gegen die Mitte des englischen Flügels vorzudringen. Die zweite Sturmcolonne bestand ebenfalls aus vier Bataillonen der mittleren Garde und aus zwei Bataillonen

---

*) Siborne II. S. 114.

der alten, geführt vom Oberst Cambronne. Diese sechs Heersäulen zogen an der südöstlichen Umgrenzung des Schlosses Hougomont hinab, ohne daß die, auf den innern Hof und die halb niedergebrannten Gebäude beschränkte, Besatzung es zu hindern vermochte. Sie nahmen ihre Richtung links der ersten Sturmcolonne und brachen etwa 12 Minuten später, als diese, gegen 7 Uhr auf; ihr Ziel waren die, von den Trümmern des englisch-deutschen Heeres besetzten, Anhöhen von Mont St. Jean. Die Verbindung zwischen den beiden Sturmcolonnen bildeten einige zusammengeschmolzene Reiter-Regimenter, welche zugleich als Rückhalt dienen sollten. Napoleon mußte sich darauf beschränken, mit einer so unzulänglichen Waffe, obschon aus seinen Kerntruppen gebildet, den Sturm gegen das Centrum Wellingtons zu unternehmen, da er einen bei weitem größeren Theil gegen Blücher entsenden mußte, dem er 28 Bataillone mit 66 Geschützen und 18 Schwadronen entgegenstellte. In einem folgenden Kapitel wird über den Anmarsch der Preußen berichtet werden, über ihr Eingreifen in die Schlacht und über den, einzig und allein durch sie errungenen Sieg, welcher durch die, ebenfalls von den Preußen allein übernommene, Verfolgung des geschlagenen Heeres nicht auf das Schlachtfeld eingeschränkt blieb, sondern zu einer vollständigen Niederlage des wiedererstandenen Kaiserreiches wurde. Zuvor suchen wir noch einmal Wellington auf, welcher sich vorbereitet, einen letzten Strauß zu bestehen. Zunächst war er hierbei auf seine deutschen Brigaden angewiesen, die Hannoveraner, Osnabrücker, Braunschweiger, Nassauer und die deutsche Legion, denen ihr Antheil an dem Siege dadurch verkümmert und verkürzt worden ist, daß der, von Wellington erfochtene, Ruhm vorzugsweise auf Rechnung der Engländer gestellt wird, obschon die deutschen Truppen der Zahl nach den englischen um das Doppelte überlegen waren. Und gerade jetzt, in dem letzten bedenklichsten Momente der Schlacht, sah Wellington sich fast ausschließlich auf die deutschen Truppen angewiesen. Er zog fünf Bataillone Braunschweiger und die Nassauer in die Lücken, welche zwischen den Brigaden Halkett und Kielmannsegge entstanden waren. Die deutschen Brigaden wurden von Wellington als „Füllstücke und Kanonenfutter" an den, dem feindlichen Feuer am meisten ausgesetzten, Punkten verwendet. Die Brigade Ompteda, welche bereits ihren Führer verloren hatte, war bald bis auf eine Handvoll Leute zusammengeschmolzen. Die nassauische Brigade Kruse ward so zusammengeschossen, daß nur drei kleine Häuflein davon übrig waren. Die Franzosen benutzten den trostlosen Zustand

der englischen Artillerie auf diesem Theile der Stellung und brachten zwei Geschütze bis vor die Nordwestecke des Obstgartens von la Haye-sainte. Aus diesen Geschützen eröffneten sie ein heftiges Kartätschenfeuer auf das linke Viereck der Brigade Kielmannsegge aus der geringen Entfernung von 150, später sogar von 100 Schritt. Trotz der steigenden Verwüstung, welche hierdurch in seinen Reihen hervorgebracht wurde, bewies das Viereck die ausgezeichnetste Festigkeit. Das Viereck rechts, die Feld-Bataillone Bremen und Verden, litten nicht minder, und gegen ein drittes Viereck dieser Brigade eröffnete eine nahe herangefahrene französische Batterie ein so mörderisches Feuer, daß eine Ecke desselben, im wahren Sinne des Wortes, weggeblasen wurde und der Rest als Dreieck dastand. Der Commandeur und viele der Officiere sanken todt oder verwundet nieder; die Munition war verschossen, das feindliche Gewehr- und Kartätschenfeuer wurde immer heftiger, die beiden Feld-Bataillone schwanden bis auf einen kleinen, wirren Menschenhaufen zusammen. Die französischen Tirailleure zogen in dichten Schwärmen vorwärts, während die Trommeln dahinter Sturmschritt schlugen und das Vorrücken der Colonnen ankündigten.

Der Prinz von Oranien fürchtete, daß das Centrum durchbrochen werden würde, wenn dies nicht irgend eine große Anstrengung machen würde. Er befahl dem 1. und 2. Bataillon der nassauischen Brigade, dem Feinde entgegen zu rücken, und stellte sich selbst an ihre Spitze. Der Prinz wurde sehr bald durch einen Schuß in die linke Schulter verwundet und war genöthigt, das Schlachtfeld zu verlassen. Die Nassauer geriethen hierdurch in Unordnung und zogen sich zurück. An ihre Stelle ließ Wellington fünf Bataillone Braunschweiger vorgehen; allein diese fanden sich, noch bevor sie ihren Aufmarsch vollendet hatten, einem so mörderischen nahen Feuer ausgesetzt, daß sie, zumal auch der Pulverdampf ihren Blicken den Feind entzog, in Verwirrung geriethen und ebenso, wie die Brigaden Ompteda, Kruse und Kielmannsegge, unter großem Verluste zurückgeworfen wurden.

In diesem kritischen Momente eilte Wellington persönlich auf den bedrohten Punkt, um die Katastrophe der Durchbrechung des Centrums abzuwehren, eine Katastrophe, die um so unheilbringender sein mußte, da gleichzeitig ein furchtbarer Angriff auf den rechten Flügel, ganz in der Nähe dieses Centrums, bevorstand. Der Herzog wandte sich zunächst an die Braunschweiger, seine alten Waffengefährten in Spanien; seine Erscheinung und einige ermuthigende Worte

wirkten elektrisch auf die braven Braunschweiger, welche geschworen hatten, an dem Feinde den Tod ihres, bei Quatrebras gefallenen, Herzogs zu rächen. Das 3. Linien-Bataillon unter Major v. Normann stellte zuerst seine Ordnung her und empfing die anrückende Sturmcolonne mit einem so mörderischen Feuer, daß das Vordringen derselben ins Stocken gerieth. Durch das Beispiel und die Aufmunterung der commandirenden Officiere wurden auch die übrigen Brigaden links von den Braunschweigern ermuthigt und zur Ordnung zurückgeführt. Der Prinz von Oranien, Alten, General Halkett und fast alle höheren Officiere der 3. Division waren verwundet worden; mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit hielt General Kielmannsegge die einigermaßen hergestellte Ordnung aufrecht und die Brigade bereitete sich zum Empfang eines erneuten Angriffs vor. Bisher hatte sie als Rückhalt nur die traurigen Ueberreste der Scots-Greys-Dragoner und des 3. Husaren-Regiments der deutschen Legion gehabt. Zur Aufrichtung des gesunkenen Muthes der deutschen Hülfsvölker gereichte es, daß auf Veranlassung des preußischen Generals v. Müffling die beiden Reiter-Brigaden Vivian und Vandeleur, welche bisher noch unbeschäftigt auf dem linken Flügel gehalten hatten, zur Unterstützung von Somerset und Kielmannsegge eintrafen. „Ich konnte," erzählt Müffling, „von meinem Standpunkte bei Papelotte das Vorrücken der feindlichen Reserven von Belle-Alliance gegen das Centrum des Herzogs von Wellington deutlich übersehen und da bereits die Avantgarde des ersten preußischen Armeecorps (Ziethen) auf der nächsten Höhe an der Stellung erschien, forderte ich die Generale Vivian und Vandeleur auf, mit ihren 6 englischen Cavallerie-Regimentern vom linken Flügel sofort dem bedrängten Centrum zu Hülfe zu eilen. Diese Regimenter marschirten ab und kamen zu rechter Zeit im Centrum zu glänzenden Angriffen an."*) „Den Soldaten der Brigaden Vivian und Vandeleur," so berichtet ein englischer Mitkämpfer, „welche ganz frisch von dem äußersten linken Flügel ankamen, konnte der Anblick der Zerstörung und Verwüstung, welchen sie hinter dem Centrum der Stellung antrafen, der verzweifelte Kampf, welcher auf dem Haupthöhenrücken durch eine einzige, offenbar erschöpfte Infanterielinie der deutschen Hülfsvölker geführt worden war, der

*) v. Müffling, Geschichte des Feldzuges 1815, S. 37. Ausführlicher in: „Aus meinem Leben" 2. A. S. 214, wo er Siborne's Angaben berichtigt, „welcher gar nicht erfahren zu haben scheint, daß Müffling sich im Auftrage des Herzogs auf dessen linkem Flügel befand, um den Marsch der erwarteten preußischen Colonnen zu dirigiren."

beinahe gänzliche Mangel an britischer Reiterei, die Menge Verwundeter, welche einzeln und in Gruppen sich zurückschleppten, konnte die ganze Scene keineswegs Siegesgedanken einflößen. Sie theilten sehr bald jenes Gefühl des Zweifels und der Ungewißheit über den Ausgang der Schlacht, welches in dem übrigen Theile der Armee vorwaltete, und Viele von ihnen waren der Meinung, daß sie nur vorgezogen worden seien, um den beabsichtigten Rückzug zu decken. „„Wo ist Ihre Brigade?““ fragte Sir Hussey Vivian den General Somerset. „Hier,“ erwiderte dieser, zuerst auf eine kleine Bande Reiter, kaum eine Schwadron stark, dann auf den Boden umher zeigend, der mit roth uniformirten Todten und Sterbenden und mit verstümmelten Pferden bedeckt war, und enthüllte ihm so das Wrack der vereinigten Leibgarde- und Unions-Brigaden, einer Reitermasse, welche sich zu Anfang der Schlacht auf mehr als 2000 Dragoner belaufen hatte, und jetzt nicht mehr so viel hundert zählte. Sir Denis Pack, dessen Brigade ebenfalls nur noch eine Handvoll Leute war, ritt an Sir John Vandeleur heran und fragte ihn um Rath wegen seines Verhaltens bei etwa eintretendem Rückzuge.“*)

War nun auch zu diesem Rückzuge von dem Herzoge von Wellington in der siebenten Stunde des Nachmittags noch nicht der förmliche Befehl ertheilt, so hatte er doch früheren Anordnungen zufolge bereits in der dritten Nachmittagsstunde begonnen. Anfänglich fuhren in ziemlicher Ordnung nur die entbehrlichen Train- und Gepäckwagen und die mit Verwundeten überladenen Fuhrwerke, Feld-Apotheken, leeren Munitionswagen und dergleichen ab. In der vierten bis siebenten Stunde bedeckten große Züge von Feldflüchtigen, insonderheit Belgier und Holländer, die nach Brüssel und von da weiter nach Mecheln und Antwerpen führende Straße. „Man kann annehmen,“ bemerkt General Müffling, „daß bis 6½ Uhr die Armee des Herzogs von Wellington bereits über 18,000 Todte und Verwundete hatte, daß, wie es der Fall bei allen Schlachten, vorzüglich bei denen ist, in welchen viel junge Truppen fochten, ebenso viel Mann mit dem Transport der Verwundeten beschäftigt waren und endlich, daß mehrere tausend Mann junge oder schlecht geführte Truppen das Gefecht verließen, und wer den Weg von Waterloo nach Brüssel am Morgen nach der Schlacht gemacht hat, wird diese Angabe sehr mäßig finden. Hieraus ergiebt

*) Siborne II. S. 123. Anmerk.

sich, daß gegen die siebente Stunde der Herzog nicht mehr als einige 30,000 Mann zur Verfügung hatte."*) Daß er mit einer so geschmolzenen Mannschaft den letzten Sturm Napoleons nicht abgewartet haben und, wenn er es that, unterlegen sein würde, ist außer allem Zweifel. „Blücher oder die Nacht!" hatte er, wie schon erwähnt, zu Lord Hill geäußert. Wäre Blücher nicht erschienen, so würden die zum Rückzuge bereits getroffenen Anordnungen zur Ausführung gekommen sein; es wäre unmöglich gewesen, die Stellung bei Mont St. Jean zu behaupten. Während der Herzog von Wellington, so lautet die Ansicht eines zweiten kriegskundigen Mitfechters, nur mit äußerster Anstrengung seine Front hielt, war im Rücken die Chaussee mit zurückeilendem Fuhrwerk und Flüchtlingen aller Art bedeckt, deren mehrere Tausende in dem Walde von Soigne gewesen sein sollen.**) Schrieb doch Wellington selbst später an seinen Bruder Wellesley: „Ich gab gegen 7½ Uhr die Schlacht für verloren, als zu unserer Rettung Blücher in meiner linken Flanke erschien." In seinem amtlichen Schlachtberichte und in dem Schreiben, worin der Herzog dem Feldmarschall die Mittheilung des, von dem Parlamente ihm und dem preußischen Heere votirten, Dankes macht, spricht er es ehrlich und offen aus, daß die Schlacht ohne Blücher und die Preußen verloren war. „Wenn die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten!" Nach dieser Hülfe haben wir uns nun umzuschauen.

*) Müffling, Geschichte des Feldzuges im Jahre 1815. Stuttgart 1817. S. 84.

**) General v. Hoffmann, Geschichte des Feldzuges 1815. Zweite Ausg. 1851. S. 15. Die Angaben Müfflings und Hoffmanns kann der Verfasser aus eigener Anschauung bestätigen. In meinem Feldzugs-Tagebuche findet sich folgende Notiz: „1815 den 18 Juni wurde ich mit den, gleichfalls bei Ligny verwundeten, Officieren Richter, Schmidt und anderen aus dem Kloster-Lazareth in Löwen weiter nach Antwerpen auf einem Bauerwagen transportirt. Als wir des Nachmittags gegen 5 Uhr uns Mecheln näherten, kamen uns ganze Banden belgischer Feldflüchtlinge entgegen, die uns zuriefen: „„de Franschen sin der in! Terug!"" (die Franzosen sind drinnen! Zurück!) Wir ließen halten; da wir jedoch aus der Richtung des Kanonendonners seit Mittag die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß die Franzosen nicht bis Brüssel vorgedrungen sein konnten, fuhren wir weiter. Wir fanden in Mecheln die größte Verwirrung, jedoch keine Franzosen. Mit vieler Mühe gelang es, durch die Stadt hindurch zu kommen. Die ganze Nacht hindurch fuhren wir Schritt vor Schritt auf der Straße nach Antwerpen, welche mit englischem Fuhrwerk aller Art bedeckt war, deren Führer nur von der verlorenen Schlacht und von dem allgemeinen Rückzuge zu erzählen wußten. Die Thore von Antwerpen blieben uns verschlossen. Welche freudige Ueberraschung für uns, als wir am folgenden Morgen auf jammervollem Schmerzenslager unter offenem Himmel die Nachricht von dem glorreichen Siege erfuhren. Nun danket Alle Gott! sangen wir, mit Herzen, Mund und Händen."

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Blücher und Napoleon haben einander aus den Augen verloren. — Marschbefehl für das preußische Heer am 17. Juni um Mitternacht. — Bülow, Ziethen, Pirch I., Thielemann. — Wetter und Wege am 18. Juni. — Der preußische Vortrab trifft auf den Feind. — Blücher verläßt Wavre um 11 Uhr Vormittags. — Hiller zögert am Lasne-Bache. — Grolmann befiehlt: Marsch! Marsch! — Napoleon hat die Preußen um 1 Uhr bemerkt, läßt erst um 4 Uhr gegen sie marschiren. — Blücher befiehlt Bülow, das Dorf Plancenois zu nehmen. — Hiller nimmt es und muß es wieder räumen. — Hauptmann Willisen von Pirch I. an Blücher geschickt. — Der Feldmarschall ruft: „Vor uns liegt die Entscheidung!“ — Erneuter Kampf in Plancenois. — Hiller nimmt es zum zweiten Male und muß es zum zweiten Male verlassen.



ch komme nicht mit zwei Corps, sondern mit Allem, was ich habe.“ Diese entschlossene Zusage hatte Blücher am 18. in aller Frühe an Wellington gesandt, und daß er Wort zu halten im Stande war, wurde nur dadurch möglich, daß Napoleon gegen alle Kriegsregeln den Rückzug der Preußen am 17. ganz unbeläſtigt ließ. „Es ist,“ bemerkt einer unserer kriegskundigsten Geschichtschreiber,*) „ein höchst merkwürdiger Umstand, daß die preußische Armee am 17. früh gar nicht auf der Richtung nach Tilly und Gentines, wohin doch zwei Corps gegangen waren, sondern nur in der Richtung auf Gembloux, wohin nur eins gegangen war, und auf Namur, wohin keins gegangen war, verfolgt und aufgesucht wurde. Hätte Napoleon den Gedanken gehabt, Blücher ginge nach Wavre, so wäre es natürlicher gewesen, ein starkes Corps auf dem linken Ufer der Dyle

*) v. Clausewitz, Hinterlassene Werke. Bd. 8. S. 110.

dahin zu senden. Das Hauptresultat dieses Tages war also: daß die Franzosen die preußische Armee so gut wie gar nicht verfolgten, Blücher unbelästigt nach Wavre kam und dort sein Corps am 17. Abends vereinigen konnte. Ueber den Marsch, den Napoleon eingeschlagen, hatte sich indeß auch der Feldmarschall keine genaue Kunde verschafft, so daß der, in der Kriegsgeschichte gewiß einzige, Fall vorliegt, daß zwei Heere, von denen jedes an 100,000 Mann zählte, am Tage nach einer mörderischen Schlacht, wo sie bis tief in die Nacht Mann gegen Mann mit einander gerungen, einander aus den Augen verloren, als ob sie wie Geister in den Lüften verschwunden seien. Der Grund hiervon war, daß die beiden Feldherren das Ungewöhnliche, mindestens dasjenige thaten, was keiner von dem anderen erwartete. Blücher gab seine natürliche Rückzugslinie auf, um mit dem Herzoge von Wellington in Verbindung zu bleiben; denn da die erste Schlacht gewissermaßen verpfuscht war, so war er zu einer zweiten entschlossen und ließ den Herzog wissen, daß er ihm mit seiner ganzen Armee zu Hülfe kommen wolle. Blücher hatte nämlich, da seine Nachhut gar nicht gedrängt wurde und er nicht wußte, was aus den Franzosen geworden war, die natürliche Idee gefaßt, Napoleon habe sich mit seiner ganzen Macht gegen Wellington gewendet; er glaubte also nur wenig Truppen an dem Engwege von Wavre zurücklassen zu müssen, um mit dem Ganzen zu dem Herzoge stoßen zu können.

„Dieser Entschluß Blüchers ist unstreitig des höchsten Lobes würdig. Gegen alle Vorspiegelungen, welche in solchem Falle hergebrachte Regeln und falsche Klugheit eingeben mußten, folgte er dem gesunden Menschenverstande, entschlossen, sich am 18. zu Wellington zu wenden und lieber aus seinem Kriegstheater gewissermaßen auszuwandern, als die Sachen halb zu thun. Die Schlacht, welche er verloren hatte, war keine Niederlage, sie hatte die Gesammtmacht seiner Kräfte etwa um ein Sechstel vermindert. Mit fast 100,000 Mann konnte er die Schlacht, welche dem Herzoge von Wellington bevorstand, zu einem unzweifelhaften Siege machen; dazu kam das Bedürfniß, den Fleck abzuwaschen, welchen die Waffenehre am 16. bekommen, und den Ruhm zu erwerben, einem Bundesgenossen beizustehen, selbst über alle Erwartung beizustehen, der ihm gegen alle Erwartung am Tage vorher nicht hatte beistehen können.“ *)

Am 18. mit Tagesanbruch war eine Abtheilung des 2. schlesischen Husaren-

*) v. Clausewitz. Bd. 8. S. 113.

Regiments unter Major Witowski gegen den oberen Lasne-Bach und später eine Abtheilung Landwehrreiter unter Major Falkenhausen vom General Bülow nach der Gegend zwischen dem Lasne-Bach und dem Dyle-Flüßchen auf Kundschaft ausgeschickt worden. Der Feldmarschall gab für den Marsch seines Heeres von Wavre zur Unterstützung Wellingtons folgenden Befehl: „Das vierte, zweite und erste Armeecorps marschiren in zwei Colonnen so ab von Wavre, daß sie den Herzog Wellington, der heute (d. 18.) von der französischen Armee angegriffen wird und der mit seinem rechten Flügel bei Braine-la-Leud, mit seinem linken Flügel bei Mont St. Jean steht, unterstützen und Bonaparten eine Diversion in seinem Rücken und seiner rechten Flanke machen können.

„Das vierte und zweite Armeecorps machen die Colonnen des linken Flügels; sie marschiren über Neuf-Cabarets bis St. Lambert. Das erste Armeecorps hat die rechte Flügelcolonne; es marschirt über Fromont gegen Ohain.

„Das dritte Armeecorps ist bestimmt, im Fall eine feindliche Colonne vorrückt, die Stellung bei Wavre zu vertheidigen, oder im anderen Falle dort nur ein paar Bataillone stehen zu lassen und gleichfalls rechts bis Couture abzumarschiren, um jenen beiden Colonnen als Reserve zu dienen und nach den Umständen gebraucht zu werden.

„Der Rückzug des niederrheinischen Heeres soll im Fall eines unglücklichen Ausganges auf Louvain (Löwen) über Ober-Uschke gehen."

Dies war der inhaltschwere, thatenschwangere Befehl, an welchem die Entscheidung des Schicksals einer Welt hing. In keinem der drei Feldzüge des Befreiungskrieges ist jemals aus Blüchers Hauptquartier ein Marschbefehl so genial ersonnen und von solcher Trag- und Schlagweite ausgegangen, wie der vorstehende. Kurz und bündig, wie Blüchers Befehl, waren die seiner Unterfeldherren abgefaßt. General Ziethen befahl: „Das erste Armeecorps hat die rechte Flügelcolonne, es marschirt über Fromont gegen Ohain, die Marschordnung ist folgende: die Avantgarde, die 1. Brigade nebst einer Fuß- und einer reitenden Batterie zur Unterstützung der Avantgarde marschirt hinter ihr; sodann folgen die Reserve-Cavallerie, die 2., 3. und 4. Brigade.

„Das erste Armeecorps marschirt rechts ab. Ich bitte soviel möglich in Sectionen und da, wo es das Terrain gestattet, in Zügen zu marschiren."

Bülows Disposition lautet: „Das vierte Armeecorps bricht sogleich*) auf

*) Die Stunde ist nicht angegeben; es lagerte die Nacht über bei Dion-le-Mont.

über Wavre nach Chapelle St. Lambert, rechts abmarschirt nach folgender Ordnung: Zur Avantgade die Brigade von Losthin; ihr wird das schlesische Husaren-Regiment und eine 12pfündige Batterie beigegeben; darauf folgt die Brigade von Hiller, dann die von Hake, dann die Reserve-Artillerie und auf diese die Reserve-Cavallerie. Die Brigade von Ryssel macht den Beschluß mit Ausnahme des Detachements von Ledebur, welches bei St. Guibert stehen bleibt, bis der Feind es drängt, und zieht sich in diesem Falle auf Wavre zurück. Ich werde mich bei der Avantgarde befinden. Die Brigaden müssen sich aus dem Lager mit ihren Têten sogleich in den Weg von Wavre drehen und dergestalt nach einander aufbrechen, daß sie sich unmittelbar folgen.

„Die Leute müssen, so viel als möglich, mit Lebensmitteln versehen werden. Die Regimenter, die vielleicht noch nicht Lebensmittel empfangen haben, thun dies sogleich. Sämmtliche Bagage marschirt nach Louvain; es wird durchaus kein Wagen in der Colonne gelitten."

In ähnlicher Weise, angemessen den von Blücher ertheilten Befehlen, sind die Dispositionen der Generale Pirch I. für das zweite und Thielemann für das dritte Armeecorps abgefaßt.

Der Ausführung des von Blücher befohlenen Marsches stellten sich große Schwierigkeiten entgegen. Am 17. regnete es den ganzen Tag und die Nacht hindurch in Strömen und auch am 18. Vormittags hielt der Regen noch an. Die Mannschaften, von denen die Mehrzahl am 15. und 16. im Gefecht gestanden, waren matt und müde, hungrig und durstig und hatten auf den aufgeweichten Feldern zwei schlaflose Nächte vollbracht. Die Wege, mehrentheils Feld- und Waldwege, waren grund- und bodenlos, die Räder der Kanonen und Munitionswagen sanken bis an die Axen ein. Hierzu kam, daß das Land zwischen Wavre, Lasne und Ohain sehr durchschnitten ist; die kleinen Wege, welche von Wavre nach Genappe und Waterloo führten, laufen durch das Thal der Dyle und durch ihre Nebenthäler fort und bilden enge Hohlwege. Hielt der Feind diese Pässe besetzt und drang Grouchy von Wavre aus nach, so entkam von Blüchers Heer nicht ein einziger Mann.

Mit Tagesanbruch setzte sich das niederrheinische Heer in zwei Colonnen in Marsch. Die Colonne zur Linken bestand aus dem vierten Armeecorps, dem das zweite folgte; die Colonne zur Rechten aus dem ersten Armeecorps. Kaum hatte der Vortrab des vierten Armeecorps Wavre passirt, als in der Hauptstraße

des Städtchens*) Feuer ausbrach, welches mit großer Heftigkeit um sich griff. Der Marsch der Truppen wurde hierdurch nicht allein aufgehalten, sondern es trat auch wegen der Munitionswagen ernstliche Gefahr ein. Mit großer Anstrengung gelang es der 7. Pionier-Compagnie und dem 1. Bataillon des 14. Fuß-Regiments, das Feuer zu bewältigen. Die Avantgarde des vierten Armeecorps war indessen weiter marschirt und bereits 11 Uhr Vormittags bei St. Lambert eingetroffen. Erst später konnten die 13. und 16. Brigade folgen. Die 14. Brigade, welche die Nachhut bildete, blieb noch weiter zurück.

Unbegreiflich ist es, wie den französischen Generalen der so sehr behinderte Marsch des preußischen Heeres verborgen bleiben konnte; noch unbegreiflicher ist es aber, daß er von ihnen, ja von Napoleon selbst bemerkt und dennoch nicht behindert wurde. Als die Reserve-Cavallerie des vierten Corps, der 13. Brigade folgend, Wavre passirte (11 Uhr), hatte sich feindliche Reiterei, wahrscheinlich der General Vallin, in der Richtung auf la Barraque, zwischen dem Nachtrab des vierten Corps bei Vieux-Sart und einer Abtheilung des Oberst-Lieutenants v. Ledebur bei Mont St. Guibert durchgedrängt. Vermuthlich war die, durch den Anmarsch des Bülowschen Corps entstandene, Lücke die Veranlassung des weiteren Vordringens der feindlichen Reiterei geworden. Es wurden sogleich das pommersche und 1. schlesische Landwehr-Regiment zu Pferde dem Feinde entgegengeschickt. Der Oberst-Lieutenant v. Ledebur erhielt von dem Vordringen des Feindes Kenntniß und beschloß, seinen Rückzug gegen Wavre anzutreten. Es gelang ihm, mit Hülfe der beiden erwähnten Landwehr-Regimenter und der Brigade des Oberst-Lieutenants v. Sohr den Feind zu werfen und sich den Weg auf l'Auzel zu bahnen.

Die feindliche Reiterei, welche sich bei la Barraque zeigte, gehörte zum Reitercorps des Generals Exelmans, welches auf Dion-le-Mont marschirte.

Es wird von dem General Berton, welcher eine Brigade unter Grouchy befehligte, ausgesagt, daß General Pajol, welcher bei Mazy auf der Straße nach Namur stand, um 5 Uhr Morgens am 18. Juni nach Tourrinnes aufgebrochen sei; die Reiterei unter Exelmans um 8 Uhr Morgens gegen St. Martin, das dritte und vierte Infanteriecorps zwischen 9 und 10 Uhr in einer einzigen Colonne über Vallain nach Wavre sich in Marsch gesetzt hätten. Von Gembloux

*) An der Dyle gelegen mit 4000 Einwohnern.

bis Wavre sind 5 Stunden. Erst um 10½ Uhr stieß die Reiterei des Generals Exelmans bei la Barraque auf preußische Posten. Diese Angaben scheinen hinreichend, um die allgemeinen Verhältnisse in diesem Moment zu übersehen, und um danach die auf beiden Seiten getroffenen Anordnungen beurtheilen zu können.*)

Es war gegen Mittag, als das erste preußische Armeecorps (Ziethen) seinen Marsch auf dem linken Ufer der Dyle gegen Ohain ausführte. Zu derselben Zeit brach das zweite Armeecorps, welches sich noch auf dem rechten Ufer des Flusses befand, auf, um durch den Paß von Wavre zu marschiren. An der Spitze des zweiten Armeecorps befand sich die Reserve-Cavallerie, welche eben durch Wavre ging, als von dem Oberst-Lieutenant v. Sohr an den General v. Pirch I. gemeldet wurde, daß der Feind mehrere Regimenter zeige, welche besonders gegen die linke Flanke vorzugehen schienen.

Die Reserve-Artillerie, die 9. und 8. Brigade waren noch diesseits die Engweges von Wavre, welcher vollgestopft war und nur eine langsame Fortsetzung des Marsches gestattete. Während des kam eine zweite Meldung von dem Oberst-Lieutenant v. Ledebur, wonach der Feind 6 Regimenter Reiterei, 10 Geschütze und zwei Heersäulen zu Fuß zeige.

Die 8. Brigade unter Befehl des Oberst Rekow erhielt Befehl, mit einigen Bataillonen das Gehölz bei dem Pachthofe l'Auzel zu besetzen. Der General v. Pirch I. übertrug dem General v. Brause den Befehl des ganzen Nachtrabes, welcher sofort die ihm zur Verfügung gestellte Mannschaft mit großer Umsicht vertheilte. Der Oberst-Lieutenant v. Ledebur zog sich mit seiner Abtheilung langsam vor dem Feinde zurück, behielt jedoch das Gehölz besetzt und erhielt Nachmittags 3 Uhr Befehl, sich an die 8. Brigade anzuschließen.

Zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags trat General v. Brause den Rückzug an. Die Reiter-Brigade v. Sohr ging über die Brücke bei der Mühle von Pièrge und folgte dann der Reserve-Cavallerie des zweiten Armeecorps, welche jedoch erst auf dem Schlachtfelde erreicht wurde. Der Feind folgte nur schwach und schien seine Streitkräfte noch nicht beisammen zu haben.

Der Rückzug geschah in bester Ordnung, wobei das 3. Bataillon des 1. pommerschen Landwehr-Regiments unter dem Major Krüger Gelegenheit hatte,

*) Berton, Sur les batailles de Ligny et de Waterloo. Paris 1816.

sich auszuzeichnen. Nach dem Uebergang über die Dyle blieb das 1. Bataillon des Elb-Landwehr-Regiments in Pièrge, bis die Brücke zerstört und angezündet war. Das 4. Husaren-Regiment und das 2. Bataillon des Elb-Landwehr-Regiments blieben zur Beobachtung der Uebergänge über die Dyle zurück und stießen erst am folgenden Tage wieder zum Corps.

Wir erwähnten die Absendung Witowski's und Falkenhausens auf Kundschaft gegen den Feind. Von beiden ging die Meldung ein, daß die Franzosen den Ohain-Bach ganz unbeachtet gelassen. Um 9 Uhr sandte Blücher aus Wavre den Major Lützow vom Generalstabe (nicht zu verwechseln mit seinem Bruder, dem Führer des Freicorps) nach St. Lambert ab, um den jenseits liegenden Wald von Frischermont mit einer kleinen Abtheilung auszukundschaften. Um 9½ Uhr erließ er an den General Müffling jenes bereits erwähnte Schreiben mit dem Auftrage, dem Herzoge Wellington zu sagen, daß, so krank er sei, er sich doch an die Spitze der Truppen stellen werde, um den rechten Flügel des Feindes anzugreifen, wenn Napoleon etwas gegen den Herzog unternehmen sollte.

Etwa um diese Zeit liefen Berichte von dem Anrücken des Feindes (Grouchy's Corps) über Corbais ein.

Der Feldmarschall stieg um 11 Uhr zu Pferde und schlug von Wavre den Weg über Limale gegen St. Lambert ein.

General Thielemann erhielt nochmals Befehl, die Stellung bei Wavre zu vertheidigen. Sollte der Feind die Dyle weiter oberwärts überschreiten oder nicht mit Macht vordringen, dann sollte Thielemann nur einige Bataillone in Wavre lassen, mit seinem Corps aber in der Richtung auf Couture als Rückhalt folgen.

Sobald in Blüchers Hauptquartiere von dem Major Witowski gemeldet wurde, daß er erst bei Maransart vor dem Gehölz von Houbremont auf eine feindliche Patrouille gestoßen sei, und von dem Major v. Falkenhausen, daß die Engpässe und Uebergänge des Lasne-Baches von dem Feinde nicht einmal beobachtet würden, er demnach auf die Sicherung seiner rechten Flanke nicht Bedacht genommen, wurde zunächst beschlossen, mit dem gesammten Heere, oder wenigstens mit drei Armeecorps nach dem Walde von Frischermont zu marschiren und dem französischen Heere, wenn es weiter gegen Mont St. Jean vorgerückt sein werde, in den Rücken zu fallen. Man gedachte durch die Besetzung der Hochebene zwischen der Dyle und dem Lasne-Bache die Verbindung Grouchy's mit Napoleon zu verhindern.

Der Major v. Lützow, welcher mit einer Husarenpatrouille gegen den Wald von Frischermont entsendet worden war, fand denselben zwischen 9 und 10 Uhr des Morgens noch unbesetzt vom Feinde. Er ließ ein Piquet vom 2. schlesischen Husaren-Regiment unter Lieutenant v. Massow vorwärts jenes Waldes auf einem freigelegenen Punkte zurück, von welchem man den Aufmarsch des französischen und des englischen Heeres genau beobachten konnte. Lützow eilte zurück, um Truppen zur Besetzung des Waldes von Frischermont so schnell als möglich heranzuholen.

Dem Bülowschen Corps, welches am 15. und 16. nicht im Gefecht gestanden, war heut von dem Feldmarschall der Vortritt zugetheilt, das Gros desselben brach 7 Uhr des Morgens von Wavre auf, nachdem etwas früher schon der Vortrab abgesendet worden war. Bald nach 12 Uhr Mittags hatte dieser, aus zwei Füsilier-Bataillonen unter Major Keller und dem 2. schlesischen Husaren-Regiment bestehend, St. Lambert erreicht. Gegen 3 Uhr kamen nach und nach die 15. Brigade (Losthin) und die 16. (Hiller) heran. Beide Befehlshaber, die sich jederzeit als die unternehmendsten gezeigt hatten, nahmen Bedenken, den Paß des Lasne-Thales zu überschreiten, bevor die beiden anderen Brigaden eingetroffen seien, wie dringlich auch der Major Lützow die schleunige Besetzung des Waldes von Frischermont machte. Während er noch hierüber mit Hiller und Losthin unterhandelte, traf General Grolmann, von Blücher, welcher erst um 11 Uhr Wavre verließ, voraufgeschickt, in St. Lambert ein. Kaum hatte er Lützows Bericht vernommen, als er Hiller zurief: „Aber Marsch! Marsch! In des Feldmarschalls Namen befehle ich, sofort über das Defilée zu gehen!" Dies geschah, der Marsch durch das sumpfige Thal von St. Lambert konnte nur mit größter Anstrengung von den ermüdeten Truppen zurückgelegt werden. Blücher selbst traf jetzt bei ihnen ein und feuerte sie mit seinem kräftigen: „Vorwärts! Kinder! Vorwärts!" zur Ausdauer an.

„Am Rande des einen Flügels des Waldes, ohngefähr gegenüber dem rechtsgelegenen Beauchene machten die ersten beiden Brigaden Halt; zwei Batterien und ein zweites Reiter-Regiment waren dazu gekommen. Dahinter sammelten sich auf beiden Seiten des Weges zwei nachfolgende Brigaden. Die Reiterei des Rückhaltes war noch bei Lasne; zwei Brigaden hatten das Thal noch nicht überschritten. Ohne die Ankunft dieser abzuwarten, gab Blücher, von Wellingtons Bedrängniß durch Eilboten und von dem Vordringen der französischen

Linien gegen ihn durch den eigenen Augenschein unterrichtet, um 4½ Uhr Befehl zum Hervorbrechen. Zwei Batterien fuhren auf den Höhen, Frischermont rechts vor sich habend, auf. Napoleon hatte, obschon er, wie oben erwähnt, um 1 Uhr die bestimmteste Nachricht von dem Anmarsch der Preußen hatte, nichts gethan, um ihnen den Uebergang durch die Engwege des Lasne-Thales zu verlegen, oder den Wald von Frischermont vor ihnen zu besetzen. Erst um 4 Uhr schickte er einige Reiter-Regimenter gegen sie ab. Die beiden preußischen Batterien eröffneten ihr Feuer, allein General Domont stürzte sich, ohne sich dadurch aufhalten zu lassen, auf die, zur Deckung derselben anrückende, preußische Reiterei und warf sie. Anstatt daß sonst die Reiterei zur Deckung der Geschütze dient, war es hier der umgekehrte Fall, den Anstrengungen des Majors Bardeleben und Hauptmanns Scharnhorst gelang es, die Batterien im Feuer zu erhalten und hierdurch die französische Reiterei zum Rückzuge zu zwingen. Unser Fußvolk rückte jetzt im Eilmarsch vor, sechzehn Bataillone in der Brigadeordnung bis zu einer Linie zwischen dem südlichen Ende des Waldes von Paris und einem kleinen Gehölze westlich von Frischermont. Die Franzosen unter Lobau waren vorgerückt bis zwischen den Wald von Virère und Papelotte; Domont mit seinen Reitergeschwadern zog sich dahinter.

Zur Deckung seiner rechten Flanke hatte Bülow drei Bataillone der 15. Brigade auf Frischermont dirigirt; die beiden Bataillone von Keller waren links bei Pajeau aufgestellt worden. Erst gegen 6 Uhr trafen die Reserve-Cavallerie und die Brigaden Hake und Ryssel ein, welche letztere sogleich verwendet wurden, um drei bis Smouhain vorgegangene, aber nach Frischermont zurückgedrängte Bataillone aufzunehmen.

Nach und nach hatte Bülow 48 Geschütze im Feuer; die Brigaden gingen in Colonne vor; Lobau führte sein Corps langsam hinter das Thal zurück, welches sich von den Höhen bei Plancenois nach Frischermont zieht, um sich auf denselben, Plancenois im Rücken, in der Richtung auf Papelotte aufzustellen.

Es galt jetzt Plancenois zu nehmen, von wo aus dem Feinde, sobald er die, durch die Eroberung von la Haye-sainte erfochtenen, Vortheile weiter verfolgte, in den Rücken gefallen und der Rückzug nach seiner Hauptstellung bei la Belle-Alliance verlegt werden konnte. Die Brigaden Hiller und Ryssel wurden auf Plancenois dirigirt; die Brigade Hake zur Verstärkung Losthins vorgezogen. Die Reiterei des Rückhaltes unter dem Prinzen Wilhelm, Bruder

des Königs, nahm Stellung in der Schlachtordnung; sämmtliche Batterien rückten vor.

Der Feldmarschall konnte berechnen, daß die Brigaden, welche von Bülows Corps gegen Plancenois vorgerückt waren, nicht stark genug seien, diesen Ort zu nehmen, und wenn sie ihn genommen, zu behaupten, doch erkannte er die Nothwendigkeit, sich dort festzusetzen, um die Umgehung des rechten französischen Flügels auszuführen. Von dem Punkt aus, wo er hielt, hatte er die Ankunft des ersten Armeecorps (Ziethen) bei Ohain bemerkt. Sogleich schickte er an Ziethen durch den Hauptmann Scharnhorst den Befehl, unterhalb Frischermont über das Thal zu gehen und sich ihm zu nähern. General Ziethen kam diesem Befehl nicht nach; wir werden später seine Rechtfertigung deshalb vernehmen.

Mit Ungeduld erwartete der Feldmarschall die Ankunft des zweiten Armeecorps unter General Pirch I. Dieser hatte, von General Thielemann aufgefordert, Halt gemacht und schickte an Blücher die Meldung, daß er anderweitig in Anspruch genommen werde. Den Hergang dieser Botschaft erzählte uns der damit beauftragte Hauptmann im Generalstabe v. Willisen also: „Mit General Pirch I. an der Spitze des zweiten Armeecorps auf dem Marsche nach St. Lambert hörten wir vor uns den Kanonendonner bei Belle-Alliance, als wir hinter uns einen nicht minder heftigen Kanonendonner vernahmen. Ein Adjutant des Generals Thielemann sprengte heran und brachte dem General Pirch von jenem die sehr dringende Aufforderung, zu seiner Unterstützung ohne Aufenthalt nach Wavre zurückzukehren, wo er heftig von den Feinden gedrängt werde. General Pirch war unschlüssig, was zu thun sei; er wußte, daß Blücher mit Zuversicht auf seine Ankunft rechnete, nicht minder wichtig aber dünkte es ihm, nach Wavre zurückzugehen, um den Feind zu verhindern, dem Corps Bülows in den Rücken zu fallen. Pirch rief mich zu sich heran: „„Sie sind jung,““ sagte er zu mir, „„und haben ein gutes Pferd; reiten Sie mit verhängtem Zügel zu dem Feldmarschall, melden Sie ihm, was Sie soeben gehört haben, und daß ich weiteren Befehl erwarte, ob ich meinen Marsch fortsetzen oder zur Unterstützung Thielemanns nach Wavre zurückkehren soll?““

„Auf einem freien Platze jenseit des Waldes von Frischermont fand ich Blücher und seinen Generalstab. Gneisenau richtete die Frage an mich: wie stark der Feind bei Wavre sei? „Ein ganzes Armeecorps,“ erwiderte ich, „unter Marschall Grouchy, dem Thielemann sich nicht gewachsen glaubt.“ Da rief der

Feldmarschall: „„Hierher! Hierher! Vor uns liegt die Entscheidung! Bringen Sie das zweite Armeecorps heran ohne Aufenthalt!"" Ich eilte zurück, überbrachte Blüchers Befehl und Pirch setzte sich in Marsch, ohne sich weiter um das Schicksal Thielemanns zu kümmern."*)

Unterdessen hatte Bülow etwa 6½ Uhr durch drei Colonnen, eine jede von zwei Bataillonen, unter Oberst Hiller den Sturm auf Plancenois befohlen. Das Dorf liegt in einem Grunde, nach welchem von der Landstraße aus zwei mit Hecken eingefaßte Hohlwege hinabführen. Der Hauptweg von Plancenois vereinigt sich bei Maison-du-Roi mit der Chaussee, welche über Caillou nach Genappe führt, und diese geht über eine Reihe neben einander laufender Höhenrücken, welche das ganze Gelände zwischen Genappe und la Belle-Alliance bedecken. Nach letzterem Ort hin läuft die Straße beständig aufwärts und beherrscht die Felder zur Rechten und Linken. Der Lasne-Bach, welcher von Plancenois nach St. Lambert fließt, ist bei dem ersten Ort von Waldungen eingefaßt, weiter unten erheben sich an beiden Ufern Anhöhen mit steilen Abfällen. Der Wald von Virère und das Gehölz von Chantelet umgeben die rechte Seite des Dorfes Plancenois, die gegenüberliegende Seite ist durch beherrschende Anhöhen verstärkt.**) Demnach richtete Hiller seinen Angriff zunächst gegen die schwächere rechte Seite des Dorfes.

Der Feldmarschall, dem es darum zu thun war, dem Herzog von Wellington seine Ankunft zu melden und den, ins Schwanken gerathenen, englischen Truppen die frohe Botschaft mitzutheilen, daß ein Helfer in der Noth nahe, hatte, wie bereits gemeldet, 4½ Uhr einige Kanonen vorfahren und auf weite Entfernung hin die französische Reiterei beschießen lassen. Hierdurch wurde ein doppelter Vortheil erreicht; denn während in den englischen Reihen dieser Kanonengruß mit Jubel aufgenommen wurde und die Herzen erhob, sank den Franzosen bei diesem, von unerwarteter Seite her eröffneten, Feuer der Muth, und die bei Caillou, dem Hauptquartiere des Kaisers, in der Nacht vom 17. zum 18. aufgestellten Wagen begannen jetzt schon auf der Chaussee von Genappe die Rückfahrt.

Daß Napoleon nichts gethan hatte, seinen rechten Flügel sicher zu stellen

*) Nach einer mündlich dem Verfasser gemachten Mittheilung des Hauptmanns, gegenwärtig General-Lieutenants, v. Willisen, einstmals Oberbefehlshabers in Schleswig-Holstein.
**) Stawitzki a. a. O.

und den Preußen das Ueberschreiten der Engwege von St. Lambert zu verlegen, ist bereits erwähnt worden. Eine nicht mindere Nachlässigkeit war es, das Schloß von Frischermont unbefestigt zu lassen, welches für den rechten Flügel der Franzosen von derselben Wichtigkeit gewesen sein würde, wie es das Schloß von Hougomont für den rechten Flügel Wellingtons war. Ohne großen Widerstand wurde Frischermont gegen 6 Uhr genommen, wodurch eine Verbindung mit Ziethen und der Brigade des Prinzen Bernhard von Weimar, welcher am äußersten linken Flügel des englischen Heeres stand, erreicht wurde.

Der Oberst Hiller, wie erwähnt, führte drei Angriffscolonnen zur Erstürmung von Plancenois $6\frac{1}{2}$ Uhr vor. Zwei Bataillone des 15. Regiments rückten rechts gegen das Dorf, zwei Bataillone vom 1. schlesischen Landwehr-Regiment in der Mitte und der Oberst-Lieutenant v. Blandowski mit zwei Bataillonen vom 2. schlesischen Landwehr-Regimente links. Die 14. Brigade folgte als Rückhalt und schickte die ersten Bataillone vom 11. Linien- und vom 1. pommerschen Landwehr-Regimente zur Unterstützung dieses Angriffs vor.

Die Colonnen rechts und die in der Mitte drangen, von dem Feinde mit heftigem Feuer empfangen, in das Dorf, nahmen eine Haubitze und zwei Kanonen und setzten sich in Besitz des Kirchhofes. Der Feind behauptete sich indeß in den umliegenden Häusern und Gärten und es entstand nun auf 30 Schritt ein mörderisches Kleingewehrfeuer. Der Feind zog Verstärkungen heran, die Preußen verloren ihre schwer errungenen Vortheile und mußten sich zurückziehen. Außerhalb des Dorfes sammelten sie sich wieder, gingen mit Verstärkung zu einem zweiten Angriffe vor und drangen aufs Neue in das Dorf ein. Napoleon, von der Wichtigkeit dieses Punktes überzeugt, ertheilte dem General Morand Befehl, mit vier Bataillonen der alten Garde die Preußen aus Plancenois zu vertreiben, und bestimmte außerdem das 1. französische Garde-Grenadier-Regiment nebst sechs Geschützen zur Aufstellung zwischen Plancenois und der Chaussee, wodurch er vor einer Umgehung seines rechten Flügels sich wenigstens für so lange gesichert hielt, als er Zeit bedurfte, um einen letzten entscheidenden Angriff gegen das Centrum der Engländer auszuführen.

Dem Andringen der alten Garde, welche durch zwei Batterien unterstützt wurde, konnte Oberst Hiller auf die Dauer nicht widerstehen. Plancenois wurde nochmals dem Feinde überlassen und nur dem entschlossenen Vorgehen unserer Reiterei unter dem Befehl des Prinzen Wilhelm verdankte das, nicht in voll-

ständiger Ordnung gebliebene, Fußvolk einen gesicherten Rückzug. Der Verlust der preußischen Reiterei war hier sehr bedeutend. Die Brigadiers Oberst Graf Schwerin und Oberst-Lieutenant v. Watzdorff blieben auf dem Platze.

Für Napoleon war unterdessen der Moment der Entscheidung gekommen. Der Erfolg seines letzten Hauptangriffes auf das englische Centrum, worüber wir sogleich Näheres berichten werden, war verunglückt, er hatte Wellington und dem mit ihm vereinigten ersten preußischen Armeecorps unter General Ziethen weichen müssen, jetzt war es für ihn von einer ans Leben gehenden Wichtigkeit, das Dorf Plancenois, welches noch allein dem Rückzuge seines Heeres einige Deckung gewährte, zu behaupten. Er flog dahin; ein Garde-Regiment nebst einer Batterie erhielten Befehl zum Eilmarsch nach Plancenois, um die Truppen, welche die Generale Morand, Pelet, Duhesme und Barreau befehligten, zu unterstützen. Die beiden Brigaden, welche Oberst Hiller zweimal in das Dorf geführt hatte, waren daraus vertrieben worden, und Bülow war außer Stande, Verstärkung nachzusenden, da er durch ein Gefecht bei Smouhain seinen rechten Flügel weiter ausgedehnt hatte, als es anfänglich von ihm beabsichtigt war. Wiederholt waren an General Pirch I. von Bülow und Blücher Boten gesendet worden, seinen Marsch zu beschleunigen. Mit großer Anstrengung war die Spitze seines Corps um 4 Uhr in St. Lambert eingetroffen. Von diesem Orte, welcher von Plancenois eine Meile entfernt ist, ging der Marsch über Lasne durch den Wald von Frischermont bis zu dem Punkte, wo der Wald von Virère das linke Ufer des Lasne-Baches begrenzt; das in Flammen stehende Plancenois war das Fanal, auf welches im Sturmschritt Pirch I. lossteuerte. Bevor wir ihm folgen, haben wir uns nach Ziethen umzuschauen.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Der Marsch des ersten Armeecorps (Ziethen) zur Schlacht am 18. Juni. — Der Aufbruch verzögert sich bis 2 Uhr Nachmittags. — Der Chef des Generalstabes, v. Reiche, erfährt durch Müffling den Nothstand Wellingtons. — Blücher schickt an Ziethen Befehl, Bülow zu unterstützen. — Ziethen zieht Wellington zu Hülfe. — Die Verzögerungen bei dem ersten Armeecorps. — Müffling führt Ziethen auf den richtigen Weg. — Napoleon befiehlt dem Marschall Ney, das Centrum der Engländer zu durchbrechen. — Die letzten sechs Garde-Bataillone Wellingtons. — Ney mit dem Degen in der Faust. — Die Engländer weichen zurück. — Ziethen erscheint als Retter um 7 Uhr des Abends. — Sein Eingreifen in die Schlacht. — Die Division Durutte geräth in deroute. **— Die Preußen erobern 30 Kanonen. — Zustand des englischen Heeres um 7 Uhr des Abends. — Napoleon sammelt zurückweichende Garde-Bataillone. — Erlon und Reille ordnen ihre Colonnen. — General Vivians Donnerwetter. — Wellington winkt mit dem Hut. — „Vorwärts, Colborne! Vorwärts!" — Dem Lord Uxbridge wird das Bein zerschmettert. — General Vivians Brigade attackirt. — Die Osnabrücker Landwehr unter Oberst Halkett. — General Cambronne ruft Pardon! —** „La garde meurt, elle ne se rend pas." **— Wellington reitet auf Kundschaft voraus. — Jubel im Schlosse Hougomont. — Das englische Centrum rückt gegen die Anhöhe von Belle-Alliance vor.**



Ueber den Marsch des ersten Armeecorps unter General Ziethen und dessen Theilnahme an der Schlacht verdanken wir dem Chef seines Generalstabes, Oberst-Lieutenant v. Reiche, zuverlässige Mittheilung. Das Corps hatte am 15. und 16. fast ununterbrochen im Gefecht gestanden und beschwerliche Märsche ausgeführt, ohne Mittel und Gelegenheit gehabt zu haben,

Hunger und Durst zu stillen oder sich auszuruhen. Am 17. regnete es in Strömen, so daß die Truppen ganz durchnäßt wurden. Unter diesen Umständen genehmigte General Ziethen, daß die Mannschaften in der Nähe der, ihnen zur Beschaffung der nöthigen Lagerbedürfnisse zugewiesenen, Ortschaften ihre Biwachten aufschlagen durften. Es war Befehl gegeben, dieselben so nahe bei einander zu legen, daß die Regimenter in kürzester Zeit ausrücken und sich in Schlachtordnung aufstellen konnten. Das Corps war im Stande, dem, ihm aus dem Hauptquartiere zugegangenen, Befehl zum Aufbruch ohne Verzug nachzukommen. Dieser Befehl Blüchers war den 17. Juni, Nachts 12 Uhr, in seinem Hauptquartiere Wavre ausgefertigt, dahin lautend: „Das erste Armeecorps soll mit dem Frühesten abkochen, um auf den ersten Wink aufbrechen zu können.“ Am 18. Juni gegen Morgen traf dieser Befehl in Biërge beim General Ziethen ein; der zu erwartende „Wink“ wurde aber erst Mittags durch einen Adjutanten Blüchers mündlich überbracht, mit der Weisung, gegen Mont St. Jean zu marschiren. Zwei Stunden später, gegen 2 Uhr Nachmittags, war das Corps im Marsch. Sehr langsam ging es vorwärts, was bei dem aufgeweichten Boden und den sehr schwierig zu passirenden Engwegen des Lasne-Thales nicht anders sein konnte. Um den zurückbleibenden Truppen Zeit zum Heranrücken zu geben, mußten die Voranmarschirenden zum Oefteren halten, was natürlich sehr aufhielt. Ziethen hatte den Regimentern befohlen, in Sectionen oder in Zügen zu marschiren; nur zu oft kam es vor, daß die Compagnien im Gänsemarsch oder drei Mann hoch in Reihen gesetzt, marschiren mußten. In Blüchers Befehl war Mont St. Jean als Ziel angegeben worden, ohne nähere Bestimmung, auf welchem Wege es erreicht werden sollte; Ziethen bestimmte, daß das Corps über Fromont gegen Ohain marschiren sollte. Später fand es sich, daß der Weg nach Mont St. Jean bei Ohain, solches links lassend, vorbei ging.

Der Marsch der Colonne ging, wie erwähnt, nur langsam von Statten. Der Chef des Generalstabes (v. Reiche) benutzte diesen Umstand, voraus zu reiten, um sich von dem Stande der Schlacht zu unterrichten und zu erfahren, was für das Armeecorps zu bestimmen sein würde. Auf einer freien Anhöhe angelangt, von welcher man eine weite Uebersicht hatte, kam General Müffling herangesprengt, der auf die Anfrage, wohin das Armeecorps weiter zu dirigiren sei? erwiderte: „Das Centrum der englischen Armee steht im heftigsten Feuer, hat bereits sehr viel gelitten und wenn nicht bald Hülfe kommt, kann die Schlacht

einen schlimmen Ausgang nehmen. Es kommt das Armeecorps wie gerufen, es muß seinen Marsch hierher nach dem Flügel der englischen Stellung richten, damit der Herzog Wellington diesen zur Verstärkung seines Centrums an sich ziehen kann." — Der Oberst-Lieutenant v. Reiche eilte sofort zum General Ziethen zurück und fand ihn bereit auf Müfflings Vorschlag einzugehen. Der Marsch der Colonne ging demnach bei Ohain, dasselbe 800 bis 1000 Schritte links lassend, vorbei.

Hierauf begab sich der Chef des Generalstabes wieder vorauf, um der Colonne bei ihrem Eintreffen nach Müfflings Weisung die entsprechende Richtung zu geben. Die Spitze der Colonne war schon meist heran, als von Blücher gesendet, welcher bei Ohain hielt, der Hauptmann Scharnhorst an Ziethen den Befehl überbrachte: „Unterhalb Frischermont das Defilée zu passiren." Demnach befahl Blücher, daß Ziethen sich mehr links ziehen sollte, um den Hauptangriff auf Plancenois zu unterstützen, wobei Frischermont als Stützpunkt seines rechten Flügels festgehalten werden sollte.

Der Chef des Generalstabes Ziethens stellte vor, wie nach der, mit dem General Müffling besprochenen, Bewegung eine Aenderung darin nicht wohl ausführbar sei, jedenfalls großem Bedenken unterliege, auch solches ohne Befehl des Generals Ziethen nicht geschehen könne. Der Hauptmann Scharnhorst, welcher nur den Befehl Blüchers zu überbringen hatte, entfernte sich mit den Worten: „Blücher hat es befohlen; wenn es nicht geschieht, werden Sie es zu verantworten haben!"

Mittlerweile war Ziethens Vortrab eingetroffen, den Marsch in der früher bestimmten Richtung fortsetzend.

Der Chef des Generalstabes befand sich in einer höchst peinlichen Lage, wohl fühlend, was in diesem kritischen Augenblicke auf dem Spiele stand. Eigenmächtig durfte er in dieser Sache nicht handeln; jedenfalls mußte er den General Ziethen abwarten. Unter diesen Umständen glaubte er nichts Besseres thun zu können, als die Colonne so lange zurückzuhalten, bis der General Ziethen heran sein würde. Für den Fall, daß der Marsch zu Blücher genommen werden sollte, wollte er die Spitze zur Vermeidung von Zeitverlust bis dahin zurückgehen lassen, wo in den, nach Plancenois führenden, Weg sogleich eingelenkt werden konnte, wodurch zugleich das Aufrücken der, in den schlechten Wegen auseinander gekommenen, Colonnen gefördert worden wäre.

Während man hiermit beschäftigt war, kam der General Steinmetz, Befehlshaber der 1. Brigade, angeritten, sehr zürnend und ungehalten über die Stockung im Marsch und in der Colonne. Eine Auseinandersetzung über die Veranlassung dazu wurde von ihm nicht angehört.

Glücklicherweise kam in diesem Augenblicke General Ziethen herbei. Mit einem wahren Feldherrnblicke begriff er die Wichtigkeit des Moments; ohne Zögern gab er den Befehl, den Marsch zur englischen Linie gegen Mont St. Jean fortzusetzen, ein Entschluß, der auf das Gewinnen der Schlacht den wichtigsten Einfluß geübt hat.

Als anderweite Veranlassung des verzögerten Vorrückens des Ziethenschen Corps wird von einem glaubhaften Zeugen (Müffling) Folgendes angeführt:

„Fast zu gleicher Zeit mit dem, auf meine Veranlassung bewirkten, Abmarsch (gegen 6 Uhr) der Brigaden Vandeleur und Vivian nach dem Centrum rückte der Feind auch gegen den linken Flügel (Papelotte) mit Infanterie vor. Die Avantgarde des Corps von Ziethen, welche ich mit der größten Ungeduld erwartete, war plötzlich umgekehrt und von der Höhe verschwunden, gerade als der Feind Papelotte besetzte. Ich ereilte diese Avantgarde jenseit der Höhe, von welcher ich sie in vollem Rückmarsch sah. Der General Ziethen, den ich glücklicher Weise schnell erreichte, hatte vom Feldmarschall (durch Hauptmann Scharnhorst) die Weisung erhalten, sich an ihn heranzuziehen, und wollte dies ganz richtig über Papelotte bewirken, als einer seiner Officiere, den er voraus gesendet hatte, um zu sehen, welchen Gang die Schlacht nehme, mit der Nachricht zurückkam, der rechte Flügel der Engländer sei in vollem Rückzuge. Dieser wenig erfahrene junge Mann (General Hoffmann bezeichnet ihn als den Adjutanten S . . .) hatte die, durch das Kleingewehrfeuer entstandene, große Zahl von Verwundeten, welche nach den Verbindeplätzen zurückgingen, oder von den, bei solcher Gelegenheit das Schlachtfeld zu verlassen oft allzu dienstfertigen, Kameraden zurückgebracht wurden, für Flüchtlinge gehalten und dadurch einen falschen Rapport gemacht.*)

„Nachdem ich dem General Ziethen das Gegentheil versichern konnte und es übernommen hatte, das Corps auf die Punkte seiner Bestimmung zu bringen,

---

*) Daß es an wirklich Feldflüchtigen, insbesondere in den Reihen der Niederländer und Nassauer nicht fehlte, ist erwiesene Thatsache.

da es bei jedem Uebergange abwärts von Papelotte nicht allein Schwierigkeiten finden, sondern auch die Zeit zur Mitwirkung verlieren würde, ließ Ziethen sofort wieder umwenden, folgte mir und blieb, den Feind vor sich hertreibend, bis zum Dunkelwerden im Vorrücken. Durch dieses, auf den falschen Rapport gegründete, Umkehren des Generals Ziethen hätte die Schlacht verloren werden können, da das Corps alsdann gar nicht mehr auf dem Schlachtfelde ankommen konnte, während es bei dem Marsch auf Papelotte mit seiner Avantgarde eine Viertelstunde später in vollem Gefecht war." *) So berichtet Müffling.

Unterdessen war nach dem Abmarsch der beiden englischen Reiter-Brigaden Vivian und Vandeleur, welche mit zwei Brigaden dem heftig bedrängten Centrum Wellingtons zu Hülfe eilten, der Feind gegen den linken Flügel mit verstärkter Macht vorgegangen und hatte sich in Papelotte, Ter-la-Haye und Smouhain festgesetzt. „Die Engländer waren im Zurückweichen und getrennt von den preußischen Armeecorps, welche im Gefecht bei Plancenois standen. General Ziethen ließ seine Geschütze in den früheren Positionen der englischen Batterien, welche nicht mehr gefechtsfähig waren, auffahren; preußische Reiterei füllte das, von den Engländern bereits verlassene, Feld am Wege gegen das Vorwerk von Mont St. Jean aus." **)

Napoleon erkannte, daß die Stunde der Entscheidung gekommen sei, und niemals in seinem Leben unentschlossen und rathlos in dem Moment höchster Gefahr und Bedrängniß, war auch jetzt sofort sein Entschluß gefaßt. Noch hätte er den Rückzug antreten, unter dem schützenden Deckmantel der Nacht auf beiden Seiten von Maison-du-Roi Stellung nehmen und am folgenden Tage mit Grouchy sich vereinigen können; er zog es vor, noch bevor der Tag sich neigte, durch einen letzten entscheidenden Schlag Wellington niederzuwerfen, bevor ihm Blücher die rettende Hand gereicht.

---

*) Daß eine dergleichen Meldung eingegangen sei, welche Ziethen zur Umkehr veranlaßt habe, stellt der Chef seines Generalstabes in seiner Schrift Bemerkungen &c. S. 21 in Abrede. General Hoffmann hält Müfflings Angaben aufrecht. „Die irrige Botschaft durch den Adjutanten G... ist nicht allein möglich, sie ist gewiß, nur daß Oberst-Lieutenant Reiche, weil es in seiner Abwesenheit geschah, nichts davon erfahren hat." Hoffmann a. a. O. S. 119. 2. Ausgabe.

**) Dem Oberst v. Scharnhorst, welcher früher in der englischen Artillerie diente, ist von seinen ehemaligen Kameraden, den britischen Artillerie-Officieren, das angeführte Factum versichert worden.

Der Kaiser ließ die bei Belle-Alliance aufgestellten, heut noch nicht im Feuer gestandenen, Bataillone der Garde vorrücken, ritt an ihren Reihen entlang und rief ihnen zu, daß er seinen tapferen Grenadieren und Jägern der Garde die Geschicke Frankreichs anvertraue. Fünf Bataillone, an deren Spitze sich der Marschall Ney, die General Friant und Michel befanden, erhielten Befehl, gegen das Centrum des englischen Heeres einen letzten entscheidenden Sturm zu unternehmen. An der Spitze marschirte das 1. Bataillon des 3. Garde-Grenadier-Regiments, la Haye-sainte rechts lassend. Was noch an Mannschaft gefechtsfähig war, erhielt Befehl, zugleich mit den Garden vorzurücken. Auf dem linken Flügel hatte Graf Erlon einige Brigaden beisammen, mit denen er, von der zusammengeschmolzenen Besatzung des niedergebrannten Schloßhofes Hougomont unbehindert, aufs Neue gegen das Centrum vorging; auf dem rechten Flügel hatte General Durutte sich der Pachthöfe von Smouhain, Papelotte und Ter-la-Haye bemächtigt, wodurch der linke Flügel der Engländer (Prinz Bernhard von Weimar) wiederum von den, zum Anschluß heranrückenden, Preußen getrennt wurde.

Der Herzog von Wellington war darauf gefaßt, daß Napoleon ihn durch einen letzten, gewaltigen Sturm aus seiner festen Stellung vor Mont St. Jean zu verdrängen suchen werde, um sich dann mit um so gewisserem Erfolge gegen Blücher wenden zu können. Zum Empfange der feindlichen Sturmcolonnen hatte der Herzog sechs Bataillone hinter den Höhen aufgestellt. Die Braunschweiger wurden gegen la Haye-sainte noch einmal als Kanonenfutter vorgeschoben; die leichten Reiter-Brigaden Vivian und Vandeleur waren hinter ihnen aufmarschirt.

Gegen 7 Uhr begannen die französischen Colonnen, von vier Batterien der Garde unterstützt, den Angriff auf die Anhöhen. Die braunschweigischen Truppen räumten das Feld, unaufhaltsam drangen die französischen Sturmsäulen vor. Der Herzog führte seine letzten sechs Garde-Bataillone ins Gefecht, ihre entwickelte Feuerlinie sandte tödtlichen Hagel in die dichtgeschaarten Heerhaufen der Feinde. Tödtlich verwundet sank General Friant, bald darauf traf den General Michel die tödtliche Kugel; die Spitze der Colonnen stockte; auf den Zuruf des Generals Poret de Morvan ging es wieder vorwärts. Marschall Ney sprengt heran; das Pferd wird ihm unter dem Leibe erschossen, er rafft sich auf und stellt sich an die Spitze. Er selbst berichtet darüber: „Bald darauf sah ich vier Regimenter, vom Kaiser geführt, ankommen. Mit diesen wollte er den

Angriff erneuern und das Centrum des Feindes durchbrechen. Ich sollte sie führen. Generale, Officiere, Soldaten zeigten die größte Unerschrockenheit; aber dieser Heerhaufen war zu klein, um der Stärke zu widerstehen, die uns der Feind entgegenstellte; wir mußten bald die Hoffnung aufgeben, welche dieser Angriff für einen Augenblick erweckt hatte. General Friant wurde an meiner Seite von einer Kugel getroffen, ich selbst fiel unter mein erschossenes Pferd. Hoffentlich werden die Braven, die aus dieser Mordschlacht kommen, mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß sie mich zu Fuß, den Degen in der Hand, gesehen haben und daß ich dieses Blutbad unter den Letzten erst verlassen habe, als der Rückzug nicht mehr abzuwehren war." Unter dem aufmunternden Voranschreiten „des Bravsten der Braven" und anderer tapferen Führer wurde eine erste Linie der Engländer geworfen, sechs Kanonen genommen, welche das Feuer eingestellt hatten, da die Munition fehlte. Die Anhöhe war gewonnen; oben entwickelte sich die Sturmcolonne in einem nur geringen Abstande von der englischen zweiten Linie, von einem mörderischen Feuer empfangen. Es entstand hier auf sehr kurze Entfernung das blutigste Infanteriegefecht des Tages, welches längere Zeit ohne Entscheidung fortdauerte. Die Engländer wichen zurück. In diesem entscheidenden Momente (7 Uhr) war es, wo Ziethen erschien, die 1. Brigade seiner Reiterei ging zum Angriff vor, vier Batterien eröffneten von einer, von den Engländern verlassenen, Anhöhe ihr Feuer, welches von dem Oberst-Lieutenant v. Reiche so dirigirt wurde, daß zwei derselben den Feind, der gegen das vierte Armeecorps vorrückte, in die linke Flanke nahmen, während die beiden anderen Batterien dem Feinde, der den Engländern sich gegenüber befand und im Vorrücken war, in die rechte Flanke schossen. Es bleibt nach des Generals Grolmann Ansicht unentschieden, ob die Attacken der Engländer von ihrem rechten Flügel unter Lord Hill, wie sie es behaupten, oder aber, ob das Eingreifen des ersten preußischen Armeecorps, wie es die Franzosen durch das Zurückweichen ihres rechten Flügels angeben, die Ursache des letzten mißlungenen Angriffs der Franzosen gegen das Centrum geworden ist. Wahrscheinlich hat indeß Alles zusammengewirkt, diesen äußersten Versuch der Verzweiflung unwirksam zu machen.... Das Zurückweichen des Feindes von der in Sturm genommenen Anhöhe geschah, obschon unter schweren Verlusten, dennoch anfänglich in geschlossener Ordnung. Bevor aber der Herzog von Wellington mit seiner Linie dem Feinde folgte, sandte er seinen Adjutanten, den Oberst Freemantle,

zu dem General Ziethen, mit dem Ersuchen, das Geschützfeuer seiner Batterien aufhören zu lassen, da er Willens sei, zum Angriff vorzugehen. Der Oberst Freemantle traf den General Ziethen nicht, er wandte sich daher an den Oberst-Lieutenant v. Reiche, welcher sofort die weitere Meldung und Ausführung besorgte. Die englischen Truppen erhielten hierauf von dem Herzoge ausdrücklichen Befehl, mit den Preußen gleichzeitig vorzurücken. „Dieses Factum," fügt Grolmann hinzu, „ist in seinem Detail erwähnt, um die Meinung, als wenn die Engländer ihren letzten Angriff eher unternommen, als der General v. Ziethen in die Schlacht eingegriffen, durch Thatsachen zu widerlegen." *)

Dem General Ziethen war es bei seinem Eingreifen in die Schlacht zuvörderst darum zu thun, die Verbindung des englischen Heeres mit dem zweiten und vierten preußischen Armeecorps, welche in und bei Plancenois im Feuer standen, herzustellen. Ziethens Anordnungen hierzu waren folgende: Nachdem der Major v. Neumann mit zwei Compagnien schlesischer Schützen und dem Füsilier-Bataillone des 24. Regiments links gegen Ter-la-Haye dirigirt war, erhielt Oberst v. Hoffmann Befehl, mit zwei Bataillonen des 24. Regiments das Dorf Smouhain zu nehmen und die hinter demselben sich erhebende Anhöhe zu besetzen. Die Schützen unter dem beherzten Lieutenant Krause vertrieben den Feind aus dem Dorfe und von der jenseitigen Anhöhe. Diese zu behaupten, gab der, von Blücher nach diesem Punkte abgeschickte, General Grolmann dem Oberst Hoffmann Befehl, mit den Schützen und Füsilieren des Majors Neumann, mit dem 24. Regiment und den westpreußischen Ulanen in Colonne formirt vorzugehen. Die Division Durutte hielt sich zum Widerstande bereit; General Grolmann veranlaßte den General Ziethen, Verstärkung nachzusenden; nach einem halbstündigen, sehr nahen Gewehrfeuer gelang es, in Verbindung mit dem englischen linken Flügel, der nassauischen Brigade und einem Regiment Bergschotten, den Feind zu werfen. Als die Division Durutte, auf dem rechten Flügel des Erlonschen Corps und dem Winkel der Hakenstellung, gerade hinter sich den Rückzug der Kaisergarde, verfolgt von britischer Infanterie, bemerkte, während gleichzeitig der Angriff der Preußen gegen ihre Front und ihren rechten Flügel mit jedem Augenblick an Kraft und an Wirkung zunahm, sah sie plötzlich die Gewißheit vor sich, abgeschnitten zu werden, wenn sie in ihrer jetzigen Stel-

*) Damitz I. S. 308.

lung verbliebe, und ergriff schleunigst die Flucht. Die feindlichen Batterien wurden in Sturm genommen; dreißig Kanonen eroberten an dieser Stelle die Preußen, nicht ohne großen Verlust; dieser blutige, nur halbstündige Kampf raffte fünfhundert Mann der Unseren dahin.

Die Brigaden Maitland und Adam hatten, unterstützt von den Batterien Napiers, den letzten Sturm der französischen Garden zurückgewiesen; Wellington würde aber schwerlich im Stande gewesen sein, mit seinen Truppen eine nachdrückliche Verfolgung an dieser Stelle auszuführen, wäre nicht durch den überraschenden Angriff des ersten preußischen Armeecorps der Feind gehindert worden, wieder Stellung zu gewinnen und dem englischen Heerführer Gelegenheit verschafft worden, seine, bei der Abwehr des letzten Sturmlaufes in Unordnung gerathenen, Schaaren wieder zu sammeln. Der, mit Recht für die Tapferkeit seiner Landsleute begeisterte, Siborne schildert den Zustand des englischen Heeres, welches er schon vor dem Eintreffen der Preußen mit dem eines Schiffwrackes verglich, als vollständig in die Brüche gegangen. „Schaut hinter jene Linie," ruft er entrüstet und bekümmert aus, „betrachtet den offenbaren Abfall in den Reihen der Niederländer, die einen so bedeutenden Theil der Macht des Herzogs bildeten, aber leider schon zu augenscheinliche Beweise geliefert hatten, daß ihre Dienste ganz aus der Rechnung gelassen werden mußten!*)

„Schaut ferner auf die immer größer sich öffnenden Lücken zwischen den Wracks der britischen und deutschen Reiterei, von der nur die beiden leichten Brigaden Vivian und Vandeleur eine glückliche Ausnahme machen. Welch' ein entmuthigender Anblick (how discouraging an aspect!) im Vergleich mit dem des französischen Heeres, als dieses zum letzten Angriff vorging. Darf man sich wundern, wenn Zweifel über den Ausgang des großen Kampfes selbst bei denen aufsteigen konnten, welche entschlossen waren, ihren edlen Führer bis zum letzten Tropfen Blutes zu unterstützen! Und mit solchen offenbar unzureichenden Elementen, deren bloße Betrachtung einen anderen General niedergebeugt und zur Aenderung seines Planes gezwungen hätte, schlug der britische Feldherr nicht

*) In seinem Berichte an den König der Niederlande verschwieg der Herzog von Wellington nicht, wie er mehrere der holländischen und belgischen Regimenter der Feigheit und Feldflucht bezüchtigen müsse, fügte jedoch schonend hinzu: „Ich habe in meinem Berichte diejenigen Paragraphen mit Bleistift angestrichen, welche ich Ew. Majestät nicht zu veröffentlichen bitte."

allein jenen furchtbaren Sturm zurück, sondern erfocht auch noch einen erfolgreichen und glänzenden Sieg.“ Und zu diesem entscheidenden Siege würde er, so darf der preußische Geschichtschreiber ohne Ruhmredigkeit hinzufügen, nicht haben vorschreiten können, wenn nicht Ziethen dem angeschossenen, wüthenden Eber in die rechte Flanke, Bülow ihm nicht in den Rücken gefallen wäre.

Der Sturm der von dem Marschall Ney bis zur zweiten Linie der Engländer geführten Garde-Bataillone war zurückgeschlagen worden, allein diese bildeten nur den Vortrab der, von Napoleon zum Hauptangriff bestimmten, Colonnen. Rechts rückte das Erlonsche Corps in wiedergesammelter Schlachtordnung in die Niederung herab, während von den verlassenen Höhen ihre Geschütze über die Köpfe der Colonnen hinweg so mächtig gegen die erschöpften Linien Wellingtons donnerten, wie bei keinem der früheren Angriffe. Die vier Bataillone der ersten Angriffscolonne der Garde waren von Napoleon mit großer Schnelligkeit wieder formirt und auf einem beherrschenden, von der Brüsseler Chaussee durchschnittenen Hügel, vorwärts seines Centrums, aufgestellt worden. Ein Rückhalt, zumeist aus den, bereits im Gefecht gestandenen, Reiter-Regimentern gebildet, hielt die Anhöhe vor la Belle-Alliance besetzt. Außerdem befand sich noch auf dem äußersten linken französischen Flügel eine leichte Reiter-Brigade, welche heut noch nicht im Feuer gewesen war. Truppen noch unerschütterten Muthes, befeuert von der Gegenwart und dem Zurufe ihres Schlachtenkaisers, geführt von den bewährtesten Officieren, standen bereit, den Angriff, wenn ihn die Engländer mit ihren gelähmten Kräften zu unternehmen wagen würden, abzuschlagen und einen ehrenvollen Rückzug anzutreten.

„Wie glorreich auch das Resultat des Kampfes des englischen Rückhaltes mit der Kaisergarde gewesen war, so mußte dieser dennoch dazu beitragen, die schwachen physischen Mittel, welche dem Herzoge noch zu Gebote standen, zu schwächen.“ *) Gewiß, so mancher andere General hätte es für unmöglich gehalten, die Stellung zu behaupten, Wellington aber beschloß, „den schrecklich reducirten und erschöpften Zustand des noch kämpfenden Theiles seiner Truppen und den Mangel an Vertrauen bei dem Reste derselben durch eine jener kühnen und verwegenen Thaten zu ersetzen, welche, im rechten Augenblick ausgeführt, von

---

*) ...however glorious the result of the struggle with the imperial guard, it could not be tend to cripple still further the slender physical means which the Duke yet retained at his disposal. (Siborne II. 196.)

dem Blendwerk der selbstbewußten Ueberlegenheit begleitet sind und dem Feinde keine Zeit gönnen, Schwächen zu entdecken und Fehler zu benutzen.“ *)

Daß dies Selbstvertrauen bei dem englischen Heere und der heroische Entschluß Wellingtons, mit der Handvoll Leute, die ihm noch zu Gebote stand, zum Angriff vorzugehen, wahrscheinlich erst durch den waffenbrüderlichen Zuspruch Blüchers und der preußischen Kanonen geweckt wurde, kann nicht oft genug erwähnt werden, da das nachwachsende Geschlecht der englischen Touristen unwissend und zum Theil unverschämt genug ist, den wohlerworbenen Waffenruhm der Preußen nicht anerkennen zu wollen.

Die leichte Infanterie-Brigade Adam erhielt Befehl, gegen den linken Flügel der von Napoleon aufs Neue zusammengerafften, in drei Vierecke gestellten Truppen vorzugehen. Die Husaren-Brigade unter General Vivian drang unter dem Kanonen- und Gewehrfeuer vereinzelter Trupps, welche den Rückzug der Garde deckte, Hougomont rechts lassend, gegen die Anhöhen von Belle-Alliance vor, welche der Kaiser seinen Generalen als Sammelpunkt bezeichnet hatte. General Vivian bewährte sich auch heut, wie auf den Schlachtfeldern früherer Feldzüge, als den bravsten Husarenführer des englischen Heeres. Von einer Schwadron flog er zur anderen, gab Richtung und Wendung, Gangart und Schwenkung an und wenn es zum Einhauen ging, war er, obschon er seinen verwundeten rechten Arm in der Binde tragen mußte, mit der Linken bei der Hand. Als bei der Attacke, die er jetzt ausführte, ein französischer Cürassier, welcher bemerkt hatte, daß der General die Zügel in der rechten Hand hielt und den Säbel in der Scheide trug, heransprengte, bereit ihn niederzustechen, schlug Vivian den Franzosen mit der linken Faust so ins Gesicht, daß ihm Hören und Sehen verging, während in demselben Augenblick ein Husar von der deutschen Legion durch einen gutgeführten Streich in das Genick den Cürassier vom Pferde hieb.

Jede Bewegung seiner Schwadronen im Auge behaltend, bemerkte Vivian, daß ein Zugführer, der sein Commandowort unrichtig verstanden, links, anstatt rechts einschwenkte. Wie der Blitz war Vivian bei der Schwadron und mit einem herzhaften Donnerwetter **) „Ihr schwenkt ja abwärts vom Feinde!“ setzte er sich an die Spitze des rechten Flügels, ließ einschwenken und führte die Schwadron gegen den Feind.

---

*) Siborne II. S. 197.

**) With a goodhearty d—n.

„Als Wellington die Verwirrung der französischen Kaisergarde nach dem entschiedenen Fehlschlagen ihres Angriffs, den Schrecken, welcher sich hierdurch über den französischen Rückhalt verbreiten mußte, bemerkte, als er das entschlossene Vorgehen der Brigade Vivian gegen die Stellung der Feinde bei Belle-Alliance, den festen und triumphirenden Marsch der Brigade Adam gegen die nächste, noch von einem ansehnlichen Rückhalt besetzte, Anhöhe wahrnahm, als er zu gleicher Zeit aus dem Feuer der Geschütze Bülows schließen konnte, daß die Bewegung desselben gegen Plancenois Erfolg hatte und er sicher war, daß ein anderer Theil des preußischen Heeres unter Ziethen sich seinem linken Flügel angeschlossen hatte, da gab er den Befehl zu einem allgemeinen Vorrücken seiner ganzen Infanterielinie, unterstützt von Reiterei und Geschützen. Näher und näher rückte der verhängnißvollste Moment des Tages heran.

„In diesem entscheidenden Augenblicke brachen die bleichen Strahlen der untergehenden Sonne hervor. Als diese die ringsumher gelagerten Nebel des Pulverdampfes durchbrachen, warfen sie auf die verschiedenartigen Gegenstände und Scenen des Schlachtfeldes ein zitterndes, zweifelhaftes Licht, welches denselben eine so eigenthümliche Färbung verlieh, daß sie nie aus dem Gedächtnisse derer schwinden wird, welche Zeugen dieses prachtvoll-schauerlichen Sonnenunterganges am Abend des 18. Juni 1815 waren.

„Vor der Front auf einer Anhöhe, welche von der englischen Garde-Brigade Maitland besetzt war, hielt sichtbar hervorragend, am blauen bürgerlichen Ueberrock kenntlich, der edle Herzog, seinen Hut hoch in der Luft schwingend, das Zeichen zum allgemeinen Vorrücken. Die Generale und commandirenden Officiere setzten sich, als ginge es zum Parademarsch, vor die Front ihrer Brigaden und Regimenter; die Fahnen flatterten hoch und entfalteten stolz ihre zerfetzten Reste; Trommeln, Hörner und Trompeten mischten ihre kriegerischen Töne mit dem begeisterten und schallenden Jubelgeschrei der Truppen; Artilleristen waren beschäftigt, ihre tiefeingesunkenen Geschütze aus dem aufgeweichten Boden herauszuarbeiten; Schwadronen und Reserven drängten nach der Anhöhe, um den ruhmvollen Triumph zu sehen und zu theilen. In der Ferne vorwärts erblickte man die zurückziehenden Massen der Franzosen, vermischt mit Haufen von Flüchtlingen aller Waffen zu Fuß und zu Pferde. Zur Linken der englischen Linie sah man in dichten Schaaren die Preußen aus Plancenois vorbrechen und hörte den Donner ihrer Geschütze, welche Verderben und Niederlage in

die Reihen der Feinde, die noch in geschlossenen Colonnen den Rückzug von dort antraten, schleuderten; zur Rechten und etwas vorwärts stiegen Rauchwolken aus der glühenden Asche von Hougomont empor und nahmen einen röthlichen Schimmer an, als sie über den Häuptern der tapferen Vertheidiger jenes Ehrenpostens aufwirbelten. Alles erschien den Augen des Beschauers mehr in einem übernatürlichen Licht, als in der gewöhnlichen Beleuchtung der Sonnenstrahlen. Es war von kurzer Dauer; die Sonne sank rasch unter den Horizont und wenn die prächtige Färbung, die mit ihr verschwand, die freudigen Gefühle der Sieger begrüßt hatte, so stimmte das einbrechende Zwielicht, welches der bewölkte Himmel noch verdüsterte, in gleichem Grade zu den niedergeschlagenen, entmuthigten Herzen der Besiegten." *)

Der Herzog von Wellington, dem man ein frisches Pferd gebracht hatte, schwang sich munter in den Sattel. General Adam, den er aufforderte, mit seiner Brigade zum Angriff vorzugehen, machte ihm bemerklich, daß seine Bataillone in Folge ihres raschen Vorgehens über den weichen, mit sterbenden und todten Menschen und Pferden bedeckten, Boden des Thales und der Abhänge etwas locker in ihrem Zusammenhange geworden seien, weshalb es ihm nothwendig erscheine, einen kurzen Halt zum Sammeln zu machen. Der Herzog, sein Auge auf die Feinde gerichtet, ward ungeduldig und rief: „Sie wollen nicht stehen, es ist besser sie anzugreifen!" Er ritt zu dem Fahnenträger des 52. Regiments und rief dem Oberst desselben zu: „Vorwärts, Colborne! Vorwärts!" **) welcher Aufforderung dieser sogleich nachkam.

Als Lord Uxbridge, den wir bereits als einen leidenschaftlichen Haudegen kennen gelernt haben, bemerkte, daß General Vivian vom rechten Flügel her mit seinen Husaren zum Angriff vorging, konnte er der Lust, dieses letzte Jagdrennen mitzumachen, nicht widerstehen. Er beurlaubte sich hierzu bei dem Herzoge, an dessen Seite er hielt; allein nur eine kurze Strecke war er geritten, als aus einer feindlichen Kanone, welche den Rückzug zu decken Halt gemacht hatte, ein letzter Schuß gethan wurde, durch welchen dem tapferen General der rechte Schenkel zerschmettert wurde. Oberst Sir Colin Campbell, welcher neben ihm ritt, leistete ihm Beistand und sorgte dafür, daß er nach Waterloo getragen wurde, wo ärztliche Hülfe bereit war. Bei der nöthig gewordenen Amputation

*) Siborne II. S. 160 (deutsche Ausgabe).

**) Go on, Colborne! Go on!

überwog bei ihm die Genugthuung und die Zufriedenheit mit den glänzenden Thaten dieses heißen, aber ruhmvollen Tages jeden Schmerz und den sein Bett umstehenden Freunden rief er zu: „Wer von euch würde nicht eben so gern, wie ich, für einen solchen Sieg ein Bein hingeben?“ Nur Einer der Anwesenden erklärte, daß er für diesmal ihn zu entschuldigen bitte; es war Lord Somerset, welchem die Chirurgen kurz vorher den, von einer Kartätschenkugel zerschmetterten, Arm abgenommen hatten.*)

Sobald General Adam seine Brigade gesammelt hatte, führte er sie gegen die, noch von einigen französischen Vierecken besetzte, Anhöhe von Belle-Alliance vor. Der Herzog befand sich in diesem Augenblick im Centrum der vorrückenden Linie und war, da die Kugeln dicht und schnell um ihn herum pfiffen, großer persönlicher Gefahr ausgesetzt. Sir Colin Campbell, der soeben den zum Tode verwundeten Lord Uxbridge hatte fallen sehen, machte dem Herzoge bemerklich, daß dies kein Platz für ihn wäre, weshalb er ihn dringend bäte, sich zurück zu begeben, worauf Wellington erwiderte: „Sobald ich Jene dort oben Kehrt machen sehe, will ich es thun.“

Ueberall in dem dichtesten Gefecht gegenwärtig, führte Wellington einzelne Regimenter in Person vor, andere ermahnte er, fest zu stehen bei der noch nie dagewesenen Heftigkeit der Angriffe, welche auf sie Welle auf Welle hereinschlugen gleich einer Springfluth bei stürmischer See. „Steh fest, 95.!“ rief er diesem Regiment zu. „Wir dürfen uns nicht schlagen lassen, was würden sie in England sagen!“ „„Keine Bange, Sir!““ riefen die Veteranen. „„Wir kennen unsere Schuldigkeit!““ Und wenn seine Stimme nicht durchdrang, durfte er nur seinen Hut schwenken, die Soldaten verstanden den Wink und gingen vorwärts, nicht mit lärmendem Geschrei, wie die Franzosen, sondern mit einem furchtbaren Schweigen, welches den Feinden mehr Eindruck machte, als uns ihr „Vive l'Empereur!“**)

Die französischen Garde-Bataillone warteten den Angriff der englischen Brigade nicht ab; als sie Kehrt machten, wendete Wellington sein Pferd und

*) Beide tapfere Officiere wurden wieder hergestellt und der Verfasser verdankte einer Empfehlung Lord Westmorelands an sie ihre persönliche Bekanntschaft.

**) Homer, bemerkt Yonge in dem Live of Wellington, Vol. I. S. 648, macht einen ähnlichen Unterschied zwischen der barbarischen Sitte der Troer und der der gebildeten Griechen, wenn er (Ilias, Gesang III. V. 1 u. folg.) den Zug beider Heere gegen einander also beschreibt:

ritt rechts vorwärts das Thal entlang nach der Ebene, um hier Zeuge einer glänzenden Attacke zu sein, welche General Vivian mit dem 18. Husaren-Regimente unter Anführung des Oberst Murray ausführte. Die Franzosen kämpften jetzt überall nur, um das, ihnen als Sammelplatz bezeichnete, Belle-Alliance und die Chaussee nach Genappe zu erreichen. Die Kanoniere jagten mit den Geschützen davon, ohne auf den Befehl ihrer Officiere zu hören; die englischen Husaren hieben auf sie ein, die Trainknechte schnitten die Stränge durch und ritten davon; eine große Anzahl Geschütze fiel dem 18. Husaren-Regimente hier in die Hände. General Vivian befahl dem Oberst Murray, hier Halt zu machen, während er nach der anderen Seite ritt, wo der Major Friedrich Howard mit einem Trupp des 10. Husaren-Regiments hielt. Obschon die Schlacht bereits entschieden war, der Feind sich in Verwirrung zur Flucht gewendet hatte, war dennoch die Kampfbegier der Husaren so groß, daß sie lärmend forderten, zum Einhauen auf ein, noch ungebrochen gegenüberstehendes, Viereck der Grenadiere der alten Garde geführt zu werden. Nach kurzem Besinnen gab Vivian dem Major Howard Befehl, mit seinem, kaum 100 Mann zählenden, Trupp einzuhauen und er selbst war wiederum der Erste dabei. Die Husaren sprengten wie toll und blind auf die vorgestreckten Bajonette los, doch hielten die Grenadiere der alten Garde festen Stand. Major Howard sank, von einer Gewehrkugel getroffen, bewußtlos vom Pferde; als er sich aufraffen wollte, sprang einer der Grenadiere vor und schlug dem tödtlich Verwundeten grausamlich mit dem Flintenkolben den Schädel ein. Zwei andere Officiere, die Lieutenants Arnold und Bacon, wurden verwundet, Lieutenant Guming blieb auf dem Platze. Gelang es einem der tapferen Bataillone der Kaisergarde, geschlossen zu bleiben und den Rückzug in fester Haltung fortzusetzen, so fand es sich alsbald durch die, sich vor ihm herwälzende, Verwirrung gehemmt und von den Unseren eingeholt. Ein Bataillon Osnabrücker Landwehr unter Oberst-Lieutenant Halkett that sich

---

„Aber nachdem sich geordnet ein jedes Volk mit den Führern,
Zogen die Troer mit Lärm und Geschrei her, gleich wie die Vögel;
So wie Gekreisch hertönt von Kranichen u. s. w.
Aber es wandelten still die muthbeseelten Achaier,
All' im Herzen gefaßt, zu vertheidigen einer den andern."

Als ein Sprachscherz sei nebenbei bemerkt, daß das griechische Wort κλαγγη jedenfalls stammverwandt mit Klang, klatschen und claque ist. Das griechische „Klange" wird in Ernesti's griechisch-lateinischem Wörterbuche mit „clamor suum" (Schweinelärm) übersetzt.

hierbei besonders hervor. Durch das Feuer einer in geringer Entfernung aufgefahrenen französischen Batterie sehr belästigt, brach die 1. Compagnie in Zügen ab, machte, unterstützt von einer Anzahl Scharfschützen, ein Hurrah auf die Batterie und eroberte sechs Geschütze. Nun hatte das Bataillon sich freie Bahn gebrochen, um einen Angriff auf ein, im Rückzuge begriffenes, Bataillon Garde-Grenadiere auszuführen. Halkett rief den Franzosen mehrmals zu, sich zu ergeben; sie antworteten mit einer Gewehrsalve und ein, in ihrer Mitte sich befindender, General ermunterte zum Widerstande. Als die Osnabrücker das Feuer mit gutem Erfolge einige Mal erwidert hatten, löste sich das Viereck auf, Halkett sprengte in vollem Galopp auf den General los und war im Begriff, ihn niederzuhauen, als dieser „Pardon!" rief und sich ergab.*) Der Gefangene war der General Cambronne, derselbe, von dem in französischen Geschichtsbüchern gerühmt wird, er habe auf die Aufforderung sich zu ergeben, gerufen: „La garde meurt, elle ne se rend pas!" (Die Garde stirbt, sie ergiebt sich nicht!) worauf er und sein ganzes Bataillon niedergehauen worden seien. — Die Sache verhielt sich anders. Cambronne hatte seinen Degen an Halkett abgegeben und dieser bedeutete ihn, vor seinem Pferde herzugehen, um ihn in Sicherheit zu bringen. Vorüberziehende Flüchtlinge gaben Feuer auf Halkett, um ihren General zu befreien, sein Pferd stürzte von einer Kugel getroffen und mit ihm der Reiter. Cambronne ergriff die Gelegenheit und machte sich davon; Halkett aber, dem es gelang, sein Pferd wieder aufzuraffen, sprengte dem Flüchtling nach, holte ihn ein, faßte ihn beim Kragen und hielt ihn, bis er ihn einem handfesten Osnabrücker übergeben hatte, der ihn zu den anderen Gefangenen zurückführte.**)

Der Herzog von Wellington ließ sich von seinem Eifer so weit fortreißen,

*) Als ich nach einer Mittheilung, welche unmittelbar von Halkett herrührte, diese Scene in einem Berichte „von Belle-Alliance nach Paris" erzählte, wurde an der Richtigkeit deshalb Zweifel erhoben, weil der Franzos, der sich ergeben will, nicht pardon! sondern quartier! rufe. Nun ist es mir aber selbst begegnet, daß Franzosen, die sich ergaben, uns zuriefen: Pardon, camerade! pardon! Wahrscheinlich wußten sie, daß unsere Leute das Wort quartier nicht verstanden haben würden.

**) General Cambronne wurde später einmal befragt, wie es sich mit den berühmten Worten: „La garde meurt etc." verhalte? worauf er als ein ehrlicher Mann antwortete: „Monsieur, on m'a débité cette reponse." (Mein Herr, man hat mir diese Antwort in den Mund gelegt.) Demungeachtet versucht es Beitzke, Gesch. des Jahres (sollte heißen: „des Feldzuges") 1815 Th. II. S. 313 die Behauptung: General Cambronne habe diese Worte gesprochen, aufrecht zu halten!

daß er, von einem einzigen Officier, dem sardinischen Major Sales, begleitet, weit voraus geritten war, um sich über den Rückzug der Franzosen genau zu unterrichten. Ein Adjutant des Generals Adam, der Major Blair, war ebenfalls der Brigade weit voraufgeritten, zu sehen, ob der Feind irgendwo noch einmal Halt zu machen Willens sei. Es dunkelte schon; Major Blair hörte französisch sprechen, er machte sich schon auf ein ernsthaftes Rencontre gefaßt, als er den Herzog erkannte, der ihm auf die Meldung, daß General Adam ihn auf Kundschaft vorgeschickt habe, an diesen den Bescheid zu bringen befahl: der Herzog sei selbst vorgeritten und lasse ihm sagen, daß er von dieser Seite nichts zu befürchten habe.

An keiner Stelle des Schlachtfeldes wurde der Abzug des Feindes und das Vorrücken der Verbündeten mit größerem Jubel begrüßt, als von den tapferen Vertheidigern des Schlosses Hougomont, welche mit heldenmüthiger Ausdauer diesen Posten vertheidigt und behauptet hatten. Den ersten Siegesgruß riefen ihnen die Husaren von Vandeleurs Brigade zu, welche in Halbschwadronen an dem Gehege der Ostseite des Schlosses vorüber die Thalsenkung hinabtrabten, wo sie sich auf das Gemenge des feindlichen Rückzuges, der hier schon zur verwirrtesten Flucht wurde, stürzten. Bei der weiteren Verfolgung eroberte das 11. leichte Dragoner-Regiment eine Batterie von sechs Kanonen; es waren dies diejenigen, welche auf dem linken französischen Flügel noch ein letztes Wort mitgesprochen hatten, deren feuerspeiender Mund aber durch die tapferen Dragoner für immer zum Schweigen gebracht wurde.

Während die Brigade Vandeleur auf dem äußersten rechten Flügel vordrang und die feindlichen Massen gegen die Anhöhen von Belle-Alliance trieb, setzte sich das Centrum Wellingtons, nachdem der linke Flügel der Feinde dem überraschenden Angriffe Ziethens mit dem ersten preußischen Armeecorps gewichen war, in Bewegung. Erst nachdem die Preußen Papelotte genommen, wurden die Franzosen aus den Sandgruben und aus la Haye-sainte, wo sie wiederum Stellung zu nehmen versucht hatten, von den englischen Garden vertrieben und von der deutschen Legion verfolgt und gedrängt.

Ueber diesen, für die preußischen Waffen so ruhmvollen, Moment der Schlacht berichtet der neueste französische Geschichtschreiber des Feldzuges von 1815, Oberst Charras, mit gewissenhafter Treue:

„Es ist beinahe 8 Uhr. Eine ungeheure Gefahr ist seit einiger Zeit im

Winkel der Aufstellung der gebrochenen Linie, auf welcher die französische Armee von Goumont nach Papelotte und von da nach Plancenois Stellung genommen, entstanden.

„Marcognet, welcher das Plateau besetzt hielt, Durutte, welcher la Haye dem Prinzen von Sachsen-Weimar streitig machte, werden plötzlich von zwei starken Infanterie-Colonnen angegriffen. Anfänglich werden sie für Soldaten von Grouchy's Corps gehalten, denn sie haben auf das Corps des Prinzen von Weimar gefeuert und dasselbe zerstreut; der Irrthum währte nicht lange, sie wenden sich gegen neue Gegner. Durutte giebt Papelotte auf; Marcognet steigt vom Plateau herab; Lobau ist in Gefahr, in den Rücken genommen zu werden; eine weite Lücke (une vaste trouée) öffnet sich in der französischen Linie. Lärmgeschrei läßt sich vernehmen, Verwirrung bemächtigt sich der Divisionen Durutte's und Marcognets; Hunderte ihrer Soldaten haben ihre Reihen verlassen und kommen zerstreut nach Belle-Alliance. Zweiunddreißig Feuerschlünde der Preußen entladen sich auf die durch das Thal sich zurückziehenden Colonnen; Cavalleriemassen zeigen sich. Es ist die Division Steinmetz, der Vortrab Ziethens, welche diesen Einbruch in das Schlachtfeld gethan hat, es ist die Reiterei des Corps, welche den Angriff unterstützt. Blücher führt sie.

„Napoleon nimmt bei diesem Anblick vier Garde-Bataillone zusammen; er verändert die Front.... Vergebliche Hoffnung! Von den Anhöhen, welche la Haye-sainte beherrschen, haben die Divisionen Donzelot und Quiot den siegreichen Marsch der Preußen gesehen, die Unordnung, welche eintritt; sie sind betroffen, sie zögern, sie weichen zurück." — Oberst Charras fügt in einer Note folgende Bemerkung hinzu:

„Die Memoiren von St. Helena sagen: es sei Nacht gewesen, als dieser Angriff Ziethens geschah. Die preußischen Berichte sagen: es war 7½ Uhr des Abends. Dies allein würde nicht hinreichen, die Ungenauigkeit jener Memoiren zu beweisen; allein die englischen Berichte setzen es außer Zweifel. Trotz des Wunsches, welcher bei diesen durchblickt, den Hauptantheil am Siege ihrer Armee zuzuwenden, gestehen die Engländer doch ein, daß Papelotte von Ziethen gegen 7½ Uhr genommen wurde.

„Der östreichische General Vincent, welcher sich bei Wellington als Commissär befand und gewiß wenig geneigt war, die Wichtigkeit der Mitwirkung der Preußen zu übertreiben, sagt in seinem amtlichen Berichte: „„Die Spitze des

ersten preußischen Armeecorps erreichte la Haye ohngefähr gegen 7 Uhr.““ Außerdem sagt Napoleon selbst in seinem ersten Berichte (der Feldzug von 1815 von Gourgaud): es war zwischen 7½ und 8 Uhr, als ein Lärmgeschrei sich vernehmen ließ; Blücher mit dem Corps von Ziethen griff das Dorf Papelotte an, welches sogleich genommen wurde.“*)

Am hartnäckigsten behaupteten sich einige Bataillone der Kaisergarde in Plancenois, hier kam es zum letzten blutigen Kampfe und die preußischen Waffen waren es, welche den Siegeskranz davontrugen.

*) Charras, Histoire de la Champagne de 1815, p. 299.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Das zweite preußische Armeecorps trifft des Abends 7 Uhr auf dem Schlachtfelde ein. — Das Füsilier-Bataillon des 25. Infanterie-Regiments, ehemals Lützows Freicorps, an der Spitze. — Brigaden des zweiten Armeecorps dringen in Plancenois ein. — Ein preußisches Geschütz, von dem Lieutenant Stern v. Gwiazdowski commandirt, thut den letzten Kanonenschuß. — Das Finale der großen Schlachtsymphonie. — Der letzte Schuß aus französischem Geschütz. — Flucht und Verwirrung des Feindes, einem Eisgange des Rheinstromes vergleichbar. — Vereinzelte französische Heersäulen in der allgemeinen Fluchtverwirrung. — Blüchers und Wellingtons Begegnung bei dem Wirthshause la Belle-Alliance. — Die Engländer machen Halt. — Verfolgung und Vernichtung des Feindes durch die Preußen. — Das Füsilier-Bataillon des 25. Regiments unter Major v. Witzleben singt: „Nun danket Alle Gott" und zum Schluß: „Das war Lützows wilde verwegene Jagd." — Das Füsilier-Bataillon des 15. Regiments unter Major v. Keller. — Der Wagen Napoleons hat sich festgefahren. — Unermeßliche Beute in Genappe. — Wie Gneisenau die Verfolgung betreibt. — Blücher in der Nacht vom 18. zum 19. in seinem Hauptquartiere in Genappe.



Das abscheuliche Wetter, welches die ganze Nacht vom 17. zum 18. hindurch währte, ließ an Ruhe nicht denken, heftige Donnerschläge erschütterten die Luft, der unaufhörliche Regen trieb die Truppen von ihrem Lager auf, der Mangel an Allem, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehörte, steigerte das Mißliche der Lage. Die Verpflegungsbestände heranzuziehen mußte als Unmöglichkeit erscheinen, da bei der veränderten Richtung des Rückzuges die Wagencolonnen eine weite Strecke von den Truppen

entfernt waren.*) Die Entbehrungen fielen um so schwerer ins Gewicht, als von den Truppen am 16., 17. und 18. die größten Leistungen verlangt wurden. Bei großen Märschen ist außerdem nicht minder nothwendig als Speise und Trank der Schlaf. Auch diesen entbehrten die preußischen Soldaten, da an diesen Tagen viele Regimenter die Nächte auf dem Marsch oder auf der Feldwacht zubringen mußten.**)

Es war gegen 7 Uhr des Abends, als das zweite Armeecorps mit seiner Spitze in den Schußbereich der feindlichen Kanonen eintrat. Den Vortrab bildete das Füsilier-Bataillon des 25. Infanterie-Regiments, das von dem Turnmeister Jahn 1813 errichtete 3. Bataillon des Lützowschen Freicorps, commandirt von dem Major v. Witzleben. Als dem Feldmarschall die Ankunft desselben gemeldet wurde, gab er sofort den Befehl: die 5. Brigade soll ungesäumt gegen Plancenois vorgehen, die 7. zur Deckung des Armeecorps in Maransart Stellung nehmen. Die 6. Brigade formirte sich hinter der 5., die 8. traf erst später ein, nachdem Plancenois bereits genommen war.

Die 5. Brigade hätte in keinem günstigeren Augenblicke auf dem Schlachtfelde erscheinen können. Die französischen Garde-Grenadiere hatten sich soeben des Dorfes Plancenois wiederum bemächtigt und die beiden Brigaden unter Hiller daraus zurückgedrängt, als die 5. Brigade (Tippelskirch) 800 Schritt vor dem Dorfe auf der Höhe erschien und unter Trommelschlag vorrückte. Hinter den Regimentern derselben sammelten sich die geworfenen Bataillone der 14. und 16. Brigade. Die 5. Brigade, unterstützt von dem Feuer der Fuß-Batterie Nr. 10. (Hauptmann Magenhöfer), ging zum Sturm vor. Major v. Witzleben erhielt Befehl, mit dem Füsilier-Bataillone des 25. Regiments das Dorf in seiner rechten Flanke zu umgehen und den Wald von Chantelet zu

---

*) General v. Griesheim hat die damaligen Zustände als ein warnendes Beispiel, was einem heroischen Soldatenmagen geboten werden darf, in seinen „Vorlesungen über Taktik" angeführt. „Obwohl überall," bemerkt er S. 376, „anerkannt wird, daß bei der Bewegung im Kriege nächst den Füßen der Magen die Hauptrolle spielt, so geschieht doch in der That für den letzteren das Wenigste.... In dem Feldzuge 1815 wurde die Operationslinie an der Maas, auf der alle Verpflegungsmaßregeln getroffen waren, plötzlich aufgegeben. In Folge dessen waren die Truppen (und sie zählten über 150,000 Magen, welche täglich dreimal abgespeist zu werden verlangten) 4 bis 5 Tage lang auf das beschränkt, was der Mann im Brodbeutel bei sich trug, und für den ganzen weiteren Marsch bis Paris auf das, was sie in Feindes Land fanden."

**) Stawitzki, Geschichte des 25. Regiments. S. 89.

nehmen. Die beiden Musketier-Bataillone des 25. Regiments wurden zur Besetzung der Waldecke von Virère entsendet, um die linke Flanke des Angriffs hier sicher zu stellen. Prinz Wilhelm von Preußen ließ den vorausmarschirenden Truppen durch einen Adjutanten sagen, daß der Ausgang der Schlacht von der Wegnahme von Plancenois abhänge und daß dies Dorf als Schlüssel der feindlichen Rückzugslinie um jeden Preis genommen werden müsse. Der Kaiser Napoleon erkannte gleichfalls die Wichtigkeit des Besitzes von Plancenois und ließ dasselbe, trotz der geringen verfügbaren Kräfte, noch durch zwei Bataillone der Garde verstärken.

Major v. Witzleben überschritt den Lasne-Bach bei einer daselbst gelegenen Mühle, umging den Mühlenteich und drang im heftigsten Kanonenfeuer gegen die Anhöhen von Vieux-Manans vor, vertrieb die seitwärts postirten Tirailleure und gelangte so bis an den Waldrand von Chantelet. Seine vorgeschickten Jäger griffen kühn und entscheidend an, um jede Hecke, jeden Baum wurde gekämpft, den Waldrand hielt der Feind stark besetzt, dem von dem Lieutenant Ribbeck geführten Zuge gelang es, den Feind aus der Waldecke zu vertreiben. Die Colonne des Bataillons, vom Lieutenant Palm geführt, rückte in Sturmschritt vor und vertrieb das 1. Bataillon des 2. französischen Garde-Grenadier-Regiments aus dem Walde.

Bevor diese Bewegung des Majors v. Witzleben in der rechten Flanke von Plancenois ausgeführt wurde, waren die übrigen Bataillone der 5. Brigade in der Front vorgedrungen. Die hartnäckige Vertheidigung des Dorfes durch die französischen Garden trieb zu einem verzweifelten Angriff, welcher schließlich mit Erfolg gekrönt wurde. Die Unsern drangen wieder bis zum Kirchhofe vor, unsere Granaten hatten die Kirche in Brand geschossen. Die Gluthen brachen aus den Fenstern, Chorgängen und Thüren hervor; im Dorfe, wo der Kampf von Haus zu Haus mit Erbitterung geführt wurde, schlugen die Flammen ebenfalls an mehreren Punkten heraus, wodurch die Verwirrung noch vermehrt wurde. Als die, vom Major v. Witzleben ausgeführte, Umgehung gelungen war, die französischen Garden sich in Flanke und Rücken bedroht sahen, traten sie den Rückzug an; Garde-Jäger zu Pferd unter General Pelet bildeten die Nachhut.

Zur Vervollständigung des officiellen Berichtes sind wir durch die Mittheilung eines zuverlässigen Gewährmannes und Mitkämpfers in den Stand

gesetzt, Nachstehendes hinzuzufügen: Einen rühmlichen Antheil an den blutigen Gefechten vor und in Plancenois und der schließlichen Erstürmung dieses Dorfes, an dessen Behauptung Napoleon seine letzten Kräfte setzte, nahmen das, der 16. Brigade (Hiller) des vierten Armeecorps (Bülow) zugetheilte, 1. schlesische Landwehr-Regiment (Major v. Seydlitz) und das 15. Linien-Infanterie-Regiment (Major v. Keller). Nach einem höchst anstrengenden Nachtmarsche vom 17. zum 18. Juni unter unaufhörlichem Regen und auf unergründlichen Wegen, ohne einen Krumen im Brodbeutel, ohne einen Tropfen in der Schnapsflasche, ohne einen trockenen Faden auf dem Leibe, erhielten die Füsiliere des 1. schlesischen Landwehr-Regiments und des 15. Linien-Regiments Befehl, die Spitze der Vorgarde zu bilden. Sie erreichten am 18. bald nach 3 Uhr Nachmittags das Bois de Paris ohnweit Frischermont, wo der Donner der französischen und englischen Geschütze den Boden unter ihren Füßen, doch nicht ihre tapferen, kampfbegierigen Herzen erbeben machte. Gegen 4 Uhr trafen Blücher und Gneisenau an der Spitze der 16. Brigade mit Oberst Hiller bei ihnen ein; sofort wurde eine halbe Batterie gen Frischermont vorgeschickt, um mit Kanonengruß Wellington die von ihm ersehnte Ankunft der Preußen zu melden. Das schlesische Füsilier-Bataillon erhielt Befehl, den Lasne-Bach zu durchwaten, in dem von den Franzosen noch unbesetzten Plancenois sich zu vertheilen und gedeckt aufzustellen. Noch bevor dies ausgeführt werden konnte, drang ein französisches Garde-Bataillon mit dem Rufe: „Vive l'Empereur! En avant, camerades!“ in das Dorf ein; die Füsiliere waren genöthigt, sich herauszuziehen; sie sammelten sich außerhalb des Dorfes hinter dem, unter Seydlitz' Anführung vorgehenden, Bataillone. Sobald der Feind in der engen Dorfgasse bis auf etwa 80 Schritte herangerückt war, commandirte Seydlitz: „Zur Attacke! Gewehr rechts! Marsch! Marsch!“ Die Trommeln schlugen zum Sturm und mit Hurrah! warf sich das Bataillon den Feinden welche ebenfalls im Sturmschritt anrückten, mit gefälltem Bajonett entgegen. Als sich die beiden Sturmcolonnen einander bis auf 20 Schritte genähert, machten sie, wie auf Commando Halt.*)

Das Geschrei auf beiden Seiten verstummte, nur wüthende Blicke wurden gewechselt. Als nun der feindliche Commandeur nach einigen Minuten die

---

*) Grüneberger Kreisblatt Nr. 33 den 29. April und Nr. 35 den 5. Mai 1865.

Seinen zum Angriff aufrief, ließ Seydlitz ebenfalls sein Hurrah! ertönen und nun kam es zum blutigen Handgemenge. Einige Schützen hatten sich den feindlichen Oberst, welcher hoch zu Roß den Seinen voranfritt, zum Ziel für die Kugel gewählt. Nur sein Pferd wurde getroffen und überschlug sich, wodurch den Unseren eine Gasse zum Eindringen in das feindliche Bataillon eröffnet wurde. Mit Kolben und Bajonett drangen die braven schlesischen Landwehrmänner in die feindliche Colonne ein, und nach kurzem, aber blutigem Kampfe floh der Rest derselben aus dem Dorfe hinaus, ihren Commandeur unter den Gefangenen zurücklassend.

Bald aber kehrten die Feinde mit verstärkter Macht zurück. Mit richtigem Feldherrnblicke hatte Napoleon erkannt, daß ihm die, über Wellington errungenen, Vortheile nicht allein verloren gehen würden, sondern auch seinem rechten Flügel die größte Gefahr drohe, wenn seine Truppen Plancenois nicht festhielten. Er ertheilte dem General Lobau Befehl, mit dem sechsten französischen Corps und einer Abtheilung der jungen Garde das Dorf zu besetzen und um jeden Preis zu behaupten. Mit eben so richtigem Feldherrnblick hatte Blücher erkannt, daß eine günstige Entscheidung der Schlacht nur durch die Vertreibung der Feinde aus Plancenois und durch ein Vordringen von hier in den Rücken des Feindes erreicht werden könne. Oberst Hiller erhielt Befehl, sich des Dorfes um jeden Preis zu bemächtigen. Drei Brigaden, die 16. unter Hiller, die 14. unter General Ryssel und die 15. unter General Losthin, bildeten Sturmcolonnen, und es gelang, den Feind noch einmal zu vertreiben und sich in den Besitz des, mit einer Mauer umgebenen, Kirchhofes zu setzen. General Lobau verlangte vom Kaiser Verstärkung, besonders an Artillerie, da mehrere Geschütze in die Hände der Preußen gefallen waren. Es war bereits jener Moment eingetreten, wo man bei den römischen Legionen den Ruf vernahm: „Res venit ad triarios!“ wenn es galt, durch die, im Rückhalt stehende, auserlesenste Mannschaft die Schlacht zu entscheiden. So ließ nun auch hier Napoleon seine Triarier, die Grenadiere der alten Garde, zur Erstürmung von Plancenois vorrücken. Ihrem Anlaufe vermochte die tapferste Gegenwehr nicht zu widerstehen.

„In dieser Zeit, es mochte in der siebenten Stunde sein, war die Lage des Bülowschen Corps fast mißlich geworden, indem feindliche Massen seine beiden Flügel zu umgehen drohten. Doch die Hülfe war nahe. Zwei Brigaden des zweiten Armeecorps, vom General Pirch I. geführt, erschienen auf dem Kampfplatze,

die Batterien desselben eröffneten ein lebhaftes Feuer, wodurch die feindlichen Colonnen in ihrem weiteren Vordringen gehemmt wurden. Jetzt galt es, unsrerseits wiederum zum Angriff vorzugehen. General Pirch bildete aus der Infanterie der 5. Brigade, dem 1. pommerschen, dem 25. Linien-Regimente (früher Lützows Freischaar) und dem 5. westphälischen Landwehr-Regimente, drei neue Sturmcolonnen. Unter Trommelschlag und Hurrah wurde in das Dorf eingedrungen: Ostpreußen, Schlesier, Pommern und Westphalen, eine jede dieser Truppen wollte die erste an dem Feinde sein. So heldenmüthigem Sturmlauf vermochte selbst die alte Garde des Kaisers nicht zu widerstehen, sie mußte das Dorf räumen und suchte, von den Preußen verfolgt, das Weite." *)

Die Schilderung einer letzten Gefechtsscene in der Schlacht auf dieser Stelle des Schlachtfeldes verdanken wir der gefälligen Mittheilung eines Mitkämpfers, dessen Namen wir bereits an den ruhmreichen Tagen bei der Katzbach, bei Wartenburg, Freiburg u. a. ehrenvoll erwähnt haben. „Das Dorf Plancenois," so schreibt uns der General-Major v. Stern-Gwiazdowski, damals Seconde-Lieutenant bei der Fuß-Batterie Nr. 2 des vierten Armeecorps, „welches die junge und alte Garde Napoleons hartnäckig vertheidigt hatte, war von der preußischen Infanterie des vierten und zweiten Armeecorps genommen. Die Batterie der 16. Brigade (6pfdg. Fuß-Batterie Nr. 2) war so weit auf der Nordseite von Plancenois vorgerückt, daß sie das Terrain, zwischen diesem Dorfe und der Chaussee von Genappe gelegen, auf 700 Schritt mit Kugeln bestreichen konnte. Ein Bataillon der alten Garde, das letzte, welches Plancenois räumte und sich geordnet nach der Chaussee von Genappe zurückzog, wurde auf diesem Rückzuge von der genannten Batterie mit Kugeln beschossen. Plötzlich machte das Bataillon, als es etwa die Hälfte des Weges von Plancenois nach der Chaussee erreicht hatte, Halt und formirte Quarré. Die Batterie erhielt dadurch Gelegenheit, mit desto größerem Erfolge das Bataillon zu beschießen.

„In demselben Moment erschien auf dem rechten Flügel der Batterie Nr. 2 ein fremder Officier und stellte in französischer Sprache an den Unterzeichneten die Aufforderung, die Batterie nicht mehr auf das feindliche Quarré schießen zu lassen. Auf die Frage an den Officier, wer er sei und wie er zu der ge-

*) Mittheilung des Oberst-Lieutenants Löwe, 1815 Seconde-Lieutenant im 1. schlesischen Landwehr-Regimente, dessen tapfrer Führer, Major v. Seydlitz, in Plancenois blieb.

stellten Aufforderung komme, gab er zur Antwort: „Je suis aide de camp anglais et voilà la cavalerie anglaise, qui va attaquer ce quarré-là," indem er auf ein Regiment englischer Dragoner (in rothen Mänteln) hinwies, welches im Begriff war, am rechten Flügel der Batterie vorbei zu gehen und eine Attacke in Linie auf das letzte Bataillon der alten Garde, welches sich noch auf dem Schlachtfelde befand, zu machen. — Die Batterie setzte ihr Feuer gegen dieses Bataillon noch so lange fort, bis dasselbe von der englischen Cavallerie maskirt war.*) In diesem Augenblicke trat ein Moment der spannendsten Erwartung ein, ob die Attacke der englischen Reiterei gelingen würde oder nicht. Die Dragoner ritten im starken Trabe drauf los, erhielten in geringer Entfernung von den Grenadieren eine Gewehrsalve, stürmten aber dennoch vorwärts und sprengten das Viereck auseinander. — Der Unterzeichnete hatte also den letzten Schuß, das englische Dragoner-Regiment die letzte Attacke in der Schlacht bei Belle-Alliance gemacht. Kein geordneter und geschlossener Trupp der Franzosen war mehr zu sehen. Alles floh in regellosen Haufen neben der Chaussee nach Genappe. Die Chaussee selbst war mit vielen Hunderten von Munitions- und Bagagewagen, meist ohne Bespannung, bedeckt.

„Die sechspfündige Fuß-Batterie Nr. 2 rückte nunmehr vor, bis an die Stelle, wo das letzte Quarré der alten Garde gestanden hatte. Hier sah man mitten unter 20 bis 25 Leichen der alten Grenadiere in ihrer Parade-Uniform auch einen jungen englischen Dragoner-Officier sammt seinem Pferde liegen, beide todt und von vielen Bajonettstichen durchbohrt. Eine Menge Bärenmützen, Tornister, Patrontaschen, Cürasse und Gewehre bedeckten außerdem den Kampf-

---

*) In englischen Berichten geschieht dieses Vorganges ebenfalls Erwähnung. „Um diese Zeit, ungefähr um ein Viertel nach 8 Uhr," erzählt Siborne (II. S. 180) „erstieg die Brigade Adam, in Verfolgung ihres Marsches links der Chaussee, das höhere Terrain bei Belle-Alliance. Hier gerieth sie in die Schußlinie einer Bülowschen Batterie, welche dem Rückzuge des Lobauschen Corps unmittelbar gefolgt war und aus dessen anfänglicher Stellung eine Kanonade eröffnet hatte. Wellington besorgte, daß dies Feuer seinen vorgehenden Truppen ernstlichen Schaden zufügen möchte, und sandte daher den Grafen de Sales (jenen sardinischen Officier, welcher nur französisch sprach) mit dem Auftrage zu der preußischen Batterie, ihr Feuer einzustellen, da der dort commandirende Lieutenant nicht wissen konnte, daß seine Kugeln unter britische Truppen einschlugen." Der weitere Verlauf wird übereinstimmend mit dem Berichte des Generals Stern erzählt, und wir werden darüber aufgeklärt, wie es kam, daß an den preußischen Lieutenant die Aufforderung in französischer Sprache gerichtet wurde.

platz. Die Grenadiere waren meist ältere Männer mit Falten und Narben im Gesicht, mehrere mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückt, von denen ich mir eines als Andenken verwahrt habe."

Durch die Räumung von Plancenois wurde von den Franzosen diejenige Stellung aufgegeben, welche den Rückzug Napoleons nach Charleroi decken sollte. Die Garden zogen über die, von Plancenois nach Maison-du-Roi und Caillou führende, Straße ab. Statt des Rufes: „Sauve qui peut!" der bereits an anderen Stellen des Schlachtfeldes gehört wurde, vernahm man hier nur den Ruf: „Sauvons nos aigles!"*) (Retten wir unsere Adler!) Napoleon hat selbst und eigenhändig Anklage gegen einzelne Truppentheile, namentlich gegen drei Bataillone auf dem rechten Flügel seines Heeres erhoben, welche, wahrscheinlich auf Befehl übelgesinnter Anführer, in Unordnung bis zur Stellung der Garde gewichen seien, ohne gedrängt zu werden. Diese rückgängige Bewegung soll auf die französische Reiterei, die von der Hochebene, auf welcher sie stand, das ganze Schlachtfeld vor sich auf der Rechten und im Rücken übersehen konnte, gewirkt haben, indem zugleich der Anmarsch des ersten Corps auf der Höhe gegen la Haye und des vierten gegen Plancenois bemerkt wurde. Als zumal Blüchers Kanonen vor dem Walde von Frischermont losdonnerten, mag die nicht unbegründete Besorgniß, umgangen zu sein und abgeschnitten zu werden, in einzelnen Bataillonen entstanden sein und zu dem Schreckensrufe: „Rette sich, wer kann!" Veranlassung gegeben haben; dies begab sich schon früher zwischen 6 und 7 Uhr des Abends. Wir müssen daran erinnern, daß um diese Stunde die französische Garde unter Normand sich noch in dem Besitze von Plancenois befand, Napoleon mithin noch Hoffnung hatte, durch Behauptung dieses Dorfes die Umgehung seines rechten Flügels zu vereiteln und diesen Posten so lange zu halten, bis Grouchy im Rücken Blüchers hervorbrechen würde. Er rechnete mit solcher Zuversicht darauf, daß er nach verschiedenen Seiten hin Adjutanten abschickte, welche unter den Truppen die Nachricht verbreiten mußten, daß Grouchy bereits heran sei und das Feuer gegen Blücher eröffnet habe. Der Marschall Ney selbst wurde durch eine solche Mittheilung getäuscht. Er schreibt

*) Stawitzki, Geschichte des 25. Infanterie-Regiments, S. 25 u. flg. Die vorstehende Darstellung ist nach den, in dem Kriegsarchiv zu Berlin befindlichen, Berichten des General-Lieutenants v. Pirch I. über die Theilnahme des zweiten Armeecorps an der Schlacht vom 18. Juni 1815 und des Oberst Aster, Chef des Generalstabes des zweiten Armeecorps, bearbeitet.

an den Minister Fouché den 26. Juni 1815: „daß ihm, ohngefähr um 7 Uhr nach dem blutigsten Kampfe, der General Labedoyère vom Kaiser die Botschaft gebracht habe, Grouchy sei auf unserem rechten Flügel angekommen und greife den linken Flügel der Preußen und Engländer an, und daß Labedoyère dies auch den Soldaten, durch deren Reihen reitend, gesagt habe." „Aber," fährt er fort, „wie groß war mein Staunen, ja meine Indignation, als ich gleich darauf erfuhr, daß weit entfernt, daß Grouchy angekommen, vielmehr 40- bis 50,000 Preußen unsere äußerste Rechte angriffen und zurückdrängten."

Das Finale der großartigsten Schlachtsymphonie, welche jemals aufgeführt wurde, ging jetzt zu einem rascheren Tempo über und leitete das Prestissimo einer Fuge ein, die von dem Doppel-Orchester, geführt von Blücher und Wellington,*) mit Trompeten und Heerpauken, Karthaunendonner, allgemeinem Hurrah und Victoria das große Concert dieses Tages schloß.

Die Corpsführer, man könnte sie diesmal Chorführer nennen, traten ein Jeder an richtiger Stelle ein. Als Wellington um 8 Uhr Abends im Centrum Befehl zum Vorrücken gab, schloß hier Ziethen sich an Adam an, Vivian und Vandeleur trieben auf dem rechten Flügel den Feind vor sich her, Blücher, Bülow, Pirch I. rückten vom linken Flügel vor und warfen zur selben Stunde sich auf den Feind, welcher so von vorn und auf beiden Seiten angegriffen, im Rücken bereits bedroht, sich nur an einzelnen Punkten noch zur Wehr setzte.

Der Weg, welcher von der Chaussee über die hinter Belle-Alliance gelegene Höhe nach Plancenois führt, wird nach ungefähr 120 Schritt Länge ein vollständiger Hohlweg. Als sich die Brigade Adam ihm näherte, zog sich in demselben, gerade vor der Front des 52. britischen Regiments, eine Colonne Artillerie und Fußvolk zurück, welche, vom französischen rechten Flügel herkommend, ohne alle Ahnung von der unmittelbaren Nähe britischer Infanterie war. Von der plötzlichen Erscheinung derselben betroffen, machte die Colonne einen Augenblick Halt, dann warfen plötzlich die französischen Infanteristen die Gewehre weg und rannten davon. Die Artilleristen machten einen Versuch, mit den Kanonen abzufahren; dies mißlang, da mehrere ihrer Pferde erschossen wurden. Der Commandeur der Batterie schwang, in der Mitte seiner Geschütze stehend,

---

*) Marchalled ist der Kunstausdruck im Englischen für „Dirigiren" des Orchesters mit dem Tactstock, der für einen Marschallsstab gilt.

trotzig seinen Degen. Ein Soldat des 52. Regiments sprang auf ihn los, parirte seinen Stoß mit dem Bajonett, warf ihn nieder und stach ihn an der Erde fest; da gaben die Kanoniere ihre Geschütze Preis. Auf dem rechten Flügel der Brigade hatte das 71. Regiment die Höhe erreicht, auf welcher eine Reserve-Batterie der Kaisergarde den ganzen Tag über aufgestellt war und jetzt den Versuch machte, nach der Chaussee abzufahren. Einige Leute der Compagnie Reed sprangen hinzu, bemächtigten sich der Kanonen und da man fand, daß sie noch geladen waren, ließ Capitain Campbell, Adjutant des Generals Adam, eines der Geschütze umkehren, Zündkraut aufschütten, fragte auf gut Englisch: „Hat Keiner keinen Schwamm nicht?" erhielt ein Stückchen brennende Lunte, nahm den Feind aufs Korn und that einen Kernschuß in eine Colonne der abziehenden Kaisergarde; es war dies wahrscheinlich der letzte Schuß, welcher heut aus einem französischen Geschütz abgefeuert wurde.

Oberst-Lieutenant Halkett war, nachdem er den von ihm gefangenen General Cambronne hatte abführen lassen, zu seinem Osnabrücker Landwehr-Bataillon zurückgekehrt. Bei dem Gasthause Belle-Alliance holte er zwei Colonnen der Chasseurs der alten Garde ein, unter deren Schutz Napoleon mit mehreren der höchsten Officiere seines Stabes vom Schlachtfelde abzog. Halkett befand sich bald mitten in einer großen, aber ungeordneten Masse feindlicher Reiterei, welche das Bataillon auf die lärmendste Weise bedrohte und sich das Ansehen geben wollte, diese braven Landwehrmänner als Gefangene mit sich zu führen. Als diese hierauf mit Bajonettstichen, Kolbenschlägen und blauen Bohnen antworteten, suchten die französischen Reiter das Weite. Die Geschütze, deren Deckung ihnen anbefohlen war, fielen dem Osnabrücker Bataillon in die Hände.

Die preußischen Reiter-Regimenter des ersten Armeecorps waren rasch an dem englischen linken Flügel vorübergetrabt und in der Richtung auf Rosomme dem englischen Fußvolke vorangeeilt. Sie fanden bald ihr weiteres Vorgehen durch das Gedränge der, in wildester Unordnung unter einander gemengten, Flüchtlinge aller Waffen gehemmt. Dasselbe war auf der rechten Seite der Chaussee mit den vorgeschobenen Brigaden Vivian und Vandeleur der Fall. Die Reiterei Wellingtons und Ziethens, obwohl so hart an den fliehenden Feind heran, daß sie sich bald mitten in seinen dichten Haufen befand, war so „eingekeilt in drangvoll fürchterliche Enge", daß sie dadurch für den Augenblick für wehrlos und unschädlich gemacht gelten konnte. „Es schien," so schildert diese Scene unser

englischer Gewährsmann, „als ob unsere Reiterschaaren von Wellen einer bewegten See fortgetragen würden und den Stößen des wüthenden Elements eher nachgäben, als daß sie dasselbe beherrschten.“ *)

Noch ein anderes furchtbar schauerliches Naturereigniß bietet sich zur Veranschaulichung dessen, was sich jetzt auf dem Schlachtfelde begab, dar.

Wer jemals nach strengem Winter bei plötzlich eingetretenem Thauwetter an einem großen Strome dem furchtbaren Schauspiele eines verwüstenden Eisganges und einer dadurch veranlaßten Ueberschwemmung beigewohnt, der hat eine ungefähre Vorstellung von dem, was sich bei dem Rückzuge des französischen Heeres von dem Schlachtfelde von Belle-Alliance begab, einem Rückzuge, der sich bald zur überstürzenden Flucht in gräßlichster Verwirrung steigerte. Tretet am sonnigen Wintermorgen hin an die Ufer des Rheins unterhalb der prächtigen Stadt Köln, wo er nicht mehr von den Gebirgen des Rheingaues eingeengt wird. Der Strom scheint gebändigt durch die Eisdecke, die wie ein glänzender Harnisch den rauschenden Wellenschlag mäßigt und verbirgt; aus der dichtgefrornen Masse heben flimmernd im Sonnenschein sich Nadeln, Spitzen und Zacken von Eis hervor, farbige Schneesterne spielen in wechselnder Beleuchtung, und für so sicher halten die erfahrensten Anwohner diese Brücke, daß belastete Wagen darauf hinüber- und herüberfahren, das muntere Küfergewerk ein loderndes Feuer darauf anzündet und unter Sang und Klang ein Stückfaß mit Bändern und Boden fertig bindet. Noch während der Arbeit künden laue Lüfte aus Süden Thauwetter an; man vernimmt unterirdisches Knacken und Krachen; der begonnene Tanz wird unterbrochen, das Stückfaß nach dem sicheren Ufer gerollt, wohin das gesammte, eben noch so lustige Völkchen in sichtbarer Bestürzung flieht, um die fernabgelegenen Wohnungen zu erreichen. Bald verkünden die von Berg zu Berg aufgepflanzten Signalkanonen, daß am oberen Rheine sich das Eis in Gang gesetzt; Eilboten bringen Nachricht, daß die Decke bei Mainz geborsten, daß am Loreleifelsen die Schollen thurmhoch aufgeschichtet stehen und mit banger Erwartung sieht man in reißender Fluth unabsehbare Massen dichtgeschaarter Eisschollen heranschwimmen, die größeren als Mauerbrecher vor sich her treibend.

Ihr habt euch am Nachmittag wieder an das Ufer begeben und welch ein Schauspiel ist euch nun bereitet! Noch steht die Eisdecke in ganzer Breite fest,

---

*) Siborne a. a. O. II. S. 182.

sie scheint, ihrer Stärke vertrauend, bereit, den Stoß in fester Haltung aufnehmen zu wollen; sie nimmt ihn auf und längere Zeit hält sie Stand. Erneutem Anprall aber, verstärktem Anlauf vermag sie nicht auf die Dauer zu widerstehen, unter donnerndem Gekrach bricht sie, die eben noch eine festgeschlossene Masse bildete, zusammen, die angetriebenen Schollen drängen sich ein, wo sie eine Lücke finden, wie mit Keilen wird jeder Zusammenhalt gesprengt und bald sind die Angreifenden und die Angegriffenen in solch ein Durcheinander gerathen, daß Freund und Feind kaum noch zu unterscheiden sind. Nur einzelne große Quaderstücke machen sich bei der allgemeinen Flucht, in welcher die Strömung Alles, was sie erfaßt, mit sich fortreißt, bemerkbar; wie oft auch die kleineren Schollen einen Angriff auf sie versuchen, sie prallen an ihren spitzen und scharfen Kanten ab und zerschellen. Im weiteren Lauf aber eingeengt und gehemmt von ihren flüchtig vorausgeeilten Stammgenossen kleineren Calibers, sind auch sie dem Untergange geweiht und verschwinden unseren Augen in der allgemeinen Ueberfluthung. Hier haben wir ein treues Bild des Rückzuges und der Flucht des französischen Heeres von dem Schlachtfelde am 18. Juni. An rühmlichen Ausnahmen von der, durch einen panischen Schrecken herbeigeführten, Auflösung und Unordnung der großen Masse des französischen Heeres fehlte es nicht. Die beiden Heersäulen der alten Garde, denen sich der Kaiser anvertraut hatte, umschlossen ihn wie eine eherne Mauer, jedoch hatten sie nicht so sehr den Angriff der Verfolger, als den Andrang der eigenen Landsleute abzuwehren, welche rücksichtslos sich freie Bahn zur Flucht brechen wollten. An anderer Stelle bemerkte die Brigade Vandeleur mitten in dem, ihre Fortschritte hemmenden, Gedränge von Flüchtigen ein Reiter-Regiment, welches im Schritt in geschlossener Colonne und in vollkommener Ordnung zurückging, gleich als ob es verachte, sich von der, dasselbe rings umgebenden, Unordnung anstecken zu lassen. Es waren dies die Grenadiere der Kaisergarde zu Pferd. Die 12. britischen leichten Dragoner waren ihrer Brigade voraufgeeilt und befanden sich jenen am nächsten. Sie hieben ein; da sie jedoch an Zahl ihren Gegnern sehr nachstanden und ihre Bewegungen durch das Gedränge sehr gelähmt wurden, konnten sie keinen Eindruck auf eine so geschlossene und feste Cavalleriemasse hervorbringen. Die Garde-Grenadiere ritten in der größten Ordnung vom Schlachtfelde ab, „majestätisch den Strom hinabziehend, dessen Oberfläche mit den Trümmern des ganzen

übrigen französischen Heeres bedeckt war." *) Eine dritte Schaar, welche auch von dem Feinde mit ehrender Anerkennung genannt wurde, waren die Chasseurs der alten Garde zu Fuß, welche die Letzten waren, die sich fechtend in geschlossener Ordnung aus Plancenois zurückzogen; ihre Zahl war entsetzlich zusammengeschmolzen, General Pelet führte nicht mehr als 250 Mann von dem Kirchhofe des Dorfes, wo eine gleiche Anzahl zurückgelassen worden war, die dort ihre Grabstätte gefunden hatte. Auf dem Felde außerhalb des Dorfes wurde die kleine Schaar von preußischer Reiterei eingeholt und angegriffen. Einzelne verwegene Dragoner waren bereits in das Viereck eingedrungen, verlockt von dem Adler, welchen der Fahnenträger auf hoher Stange, in Trauerflor gehüllt, trug; denn bei dem Ausmarsch aus Paris hatten die Garde-Regimenter ihre Adler mit schwarzem Flor umhangen und geschworen, daß er die Trauer nicht eher wieder ablegen werde, als bis sie ihn siegreich heimgeführt. General Pelet befand sich inmitten dieser Schaar; er sah den Adler in Gefahr, die Beute der Feinde zu werden. „A moi! braves chasseurs!" rief er den Seinen zu, „Sauvons l'aigle ou mourons autour d'elle!" (Zu mir heran, brave Jäger, retten wir den Adler oder sterben wir um ihn geschaart!) Es gelang, den Angriff abzuwehren und begünstigt von der einbrechenden Dunkelheit und der allgemeinen Verwirrung, erreichte die Schaar die Chaussee von Genappe, wo sie in der allgemeinen Fluth mit fortgeschwemmt wurde.

„Der Verlust von Plancenois," bemerkt ein kriegskundiger französischer Geschichtschreiber, **) „vernichtete die letzte Hoffnung des Kaisers; Alles drängte jetzt in wilder Fluth zurück." Da die Truppen Wellingtons und Blüchers von verschiedenen Seiten her den Feind verfolgten und die Nacht plötzlich hereinbrach, gab dies Veranlassung, daß hier die Preußen und Engländer handgemein wurden und mancher brave Kamerad von der Hand des Waffenbruders, der mit ihm gemeinschaftlich gekämpft und gesiegt, am Schlusse des ruhmvollen Tages den Todesstreich empfing. Dies war vornehmlich die Veranlassung, daß Wellington nach allen Seiten hin an seine Truppen Befehle schickte, auf der Anhöhe von Belle-Alliance Halt zu machen. Außerdem nöthigte ihn zu diesem Haltmachen

*) Siborne II. 237. „Moving majestically along the stream, the surface of which was covered with the innumerable wrecks, into which the rest of the french army had been skattered."

**) Vaudoncourt, Histoire des campagnes de 1814 et 1815. T. IV. 54.

die große Verwirrung, in welche bei dem Zurückschlagen des letzten Sturmlaufes der französischen Garden gegen die zweite Linie bei Mont St. Jean und bei der, nach dem Eingreifen Ziethens unternommenen, Verfolgung das gesammte britische Heer gekommen war, so daß, außer den Brigaden Vivian und Vandeleur, kein einziges Regiment in geschlossener Ordnung beisammen war. „Während die Preußen in großen Massen gegen die Chaussee nach Belle-Alliance vorgingen, ließ Wellington seine Truppen sich rechts ziehen und überließ Blücher, dem noch frischere Kräfte zu Gebote standen, die Verfolgung. Der Herzog selbst ritt mit den Preußen noch eine Strecke über Belle-Alliance hinaus; bei Rosomme hielt er auf einer Anhöhe, von wo sich eine freie Aussicht nach Maison-du-Roi öffnet. Der Mond war aufgegangen und ergoß aus den vorüberjagenden Wolken eine unruhig wechselnde Beleuchtung über das rückwärts gelegene Schlachtfeld und über den, die Ufer der Straße zu beiden Seiten überfluthenden, Rückzug der Franzosen; in so schauerlicher Weise waren „die große Armee und ihr Kaiser" noch nie von einem Schlachtfelde heimgeleuchtet worden. „Napoleon war krank. Er litt an zwei Uebeln (affections), von denen das eine ihm beim Reiten Schmerzen verursachte; er blieb fast den ganzen Tag (den 18.) über zu Fuß, er sah selbst wenig oder sah es schlecht, und war genöthigt, den Gang des Gefechtes nach Berichten zu beurtheilen, welche ihn irre führen mußten. Er zeigte nicht die stoische Ruhe des alten Blücher, welcher, gleichfalls leidend, zwölf Stunden zu Pferde blieb, ohne abzusteigen."*)

Zuletzt soll Napoleon und auch sein Pferd — so sehen wir es auf Steubens berühmten Bilde dargestellt — von einem Starrkrampfe befallen worden sein; Soult und Drouot faßten der eine den Kaiser bei dem Arme, der andere das Pferd bei dem Zügel und mit dem Zurufe: „O, Sire! Retten Sie sich! Von Ihrer Rettung hängt die des Vaterlandes ab!" rissen sie ihn fort aus dem Getümmel. — Jetzt kehrte ihm das Bewußtsein wieder: „A présent," rief er mit kalter Verzweiflung, „la pièce est finie; tout le monde en arrière!" (Das Stück hat ausgespielt; jetzt Alle nach Haus!)

Die Generale Petit, Mouton (Graf Lobau) und Pelet de Morvant zwangen die Truppen bei Caillou mit dem Degen in der Hand, sich zu sammeln, aber kaum geordnet, zerstreuten sie sich wieder.**) In den, auf St. Helena nieder-

*) Charras a. a. O. S. 339.
**) Capefigue a. a O. II. S. 229.

geschriebenen Erinnerungen sagt Napoleon: „Die Unordnung war entsetzlich; die Nacht vermehrte sie und hemmte Alles; wäre es Tag gewesen und hätten die Truppen den Kaiser sehen können, sie würden sich gesammelt haben.“ Und an einer anderen Stelle: „Die Armee war nichts weiter mehr als eine confuse Masse;“ und der bereits angeführte Gewährsmann Capefigue, ein beredter Verehrer Napoleons, gesteht: „Nach dem Verlassen des Schlachtfeldes bei Maison-du-Roi, also noch bevor Genappe erreicht wurde, bildeten die französischen Truppen, angegriffen von vorn, durchbrochen auf der Flanke, nur noch einen wirren Haufen, eine Masse ohne Anführer und Befehl.“

Ebenso vergeblich wie in Caillou war der Versuch, den Napoleon und die ihn begleitenden Generale machten, in Genappe eine Nachhut zu bilden. „Cavallerie, Infanterie, Artillerie waren durcheinander gemischt. Der Generalstab erreichte die kleine Stadt (nur ein Dorf) Genappe. Hier hoffte Napoleon ein Corps als Arrièregarde zu sammeln. Indessen seine Bemühungen waren umsonst. Nichts war mehr möglich; jede Hoffnung geschwunden.“*)

Von Genappe, wo Napoleon nicht länger verweilte, als bis man die umgeworfenen Wagen und Pulverkarren auf die Seite geschoben hatte, ritt er nach dem Wirthshause Quatrebras, wo er um 1 Uhr eintraf, jedoch nicht herbergte, sondern nach kurzer Rast die Nacht hindurch nach Charleroi eilte, wo er zwischen 3 und 4 Uhr des Morgens eintraf. Ohne Aufenthalt warf er sich in eine Postchaise und erreichte Philippeville um 10 Uhr Vormittags. Erst hinter den sicheren Mauern dieser Festung warf er sich auf ein Bett und gönnte sich ein paar Stunden Schlaf, welchen er seit zweiunddreißig Stunden entbehrt hatte. Von hier aus schickte er an diesem Tage (den 19.) an Grouchy den Befehl, sich auf Laon zurückzuziehen, an die Commandanten der Maasfestungen, sich in Vertheidigungszustand zu setzen, an die Generale Rapp, Lécourbe, Lamarque, mit ihren Corps nach Paris zu marschiren.

Ein glücklicher Zufall fügte es, daß Wellington, als er von seinem nächtlichen Kundschaftsritt zurückkehrte, mit Blücher vor dem Wirthshause la Belle-Alliance zusammentraf. Beide Feldherren stiegen von ihren Pferden, umarmten sich herzlich und wünschten einander gegenseitig Glück zu dem herrlichen Siege.

*) Mortonval a. a. O. III. c. 16. S. 100. Absichtlich führe ich die eigenen Berichte und Geständnisse Napoleons und seiner Generale über die Verwirrung des Rückzuges an, damit man die preußischen und englischen Berichte nicht für übertrieben halten möge.

Die Aufforderung Blüchers zu einer gemeinschaftlichen Verfolgung lehnte Wellington mit dem Bemerken ab, daß es, nach der Organisation seines Heeres, unerläßlich sei, fürs Erste die Ordnung wieder herzustellen, überhaupt dasselbe zu retabliren. Wellington, welcher jetzt noch Willens war, die Nacht in Caillou zu bleiben, sagte: „Ich werde diese Nacht in Bonaparte's gestrigem Nachtquartiere zubringen," worauf Blücher antwortete: „Und ich werde ihn aus seinem heutigen verjagen." — Dem Herzoge erklärte er, daß er, obschon seine Truppen durch Märsche und Gefechte nicht weniger angegriffen seien und gelitten hätten als die englischen, er dennoch entschlossen sei, „den letzten Hauch von Mann und Roß daran zu setzen, um den Sieg durch eine vernichtende Verfolgung zu vollenden." Wellington wünschte dem guten alten Blücher den besten Erfolg und kehrte, da er sich bei dem Waffenlärm, dem Toben der Fluth und dem Dreinschlagen der Verfolgung in la Belle-Alliance und Caillou keine geruhsame Nacht versprechen durfte, nach seinem comfortablen Hauptquartier in Waterloo zurück.

Der Feldmarschall aber versammelte um sich auf dem Felde jenseit Belle-Alliance die nach und nach eingetroffenen Officiere seines Hauptquartiers und erklärte ihnen, wie eine unabläßige Verfolgung des Feindes, „welchem man die ganze Nacht hindurch auf den Hacken sitzen müsse," den Sieg erst vollenden werde. „Wir haben die Franzosen jetzt auf den Trab gebracht; man frisch hinterdrein, daß sie bis Paris nicht wieder zu Athem und Besinnung kommen." Dieser Befehl wurde auf die außerordentlichste Weise, nur mit geringen Mitteln, jedoch mit dem kühnen und kräftigen Geiste des General-Lieutenants Grafen v. Gneisenau ausgeführt.*) Weder an Bülow, noch an Ziethen und Pirch I. konnten von dieser Stelle aus Befehle in gehöriger Form erlassen werden; dies geschah erst, nachdem Blücher sein Hauptquartier in Genappe genommen hatte. In der Verwirrung der Schlacht und bei einbrechender Nacht war es Blücher unmöglich gewesen, mit den commandirenden Generalen der Armeecorps in unausgesetzter Verbindung zu bleiben; es erhielten deshalb die Officiere des Hauptquartiers und des Generalstabes Befehl, den preußischen Truppen entgegenzureiten, dieselben durch die englischen Biwachten hindurchzuführen und ihnen die ehrenvolle Bestimmung zur Verfolgung des Feindes, welche der Feldmarschall ihnen zugetheilt habe, anzusagen. Vor allen Anderen unternehmend erwies sich

*) Damitz a. a. O. Th. I. S. 316.

bei dieser nächtlichen Sendung der Oberst Ernst v. Pfuel, der kühne Parteigänger Tettenborns in den Feldzügen 1812, 1813 und 1814, jetzt wieder in preußische Dienste zurückgetreten. Er war es, welcher dem, aus Plancenois vorrückenden, Vortrab der 5. Brigade des zweiten Armeecorps mitten durch die Feinde hindurch entgegenritt und ihm den Weg bezeichnete, auf welchem dem französischen Heere der Rückzug auf Genappe abgeschnitten werden konnte. Eine jüngst erschienene Geschichte des 25. Infanterie-Regiments theilt hierüber Genaueres mit. „Nach der vollständigen Vertreibung des Feindes aus Plancenois — nach 8 Uhr des Abends — brach Major v. Witzleben mit dem Füsilier-Bataillon des 25. Regiments aus dem Walde von Chantelet hervor, warf sich sogleich auf das Dorf Caillou und umging dadurch die linke Flanke der feindlichen Bataillone. Es waren dies jene tapferen Garde-Jäger, welche unter Pelets Führung ihren umflorten Adler retteten. Sie ließen das Feuer der preußischen Füsiliere unerwidert, suchten in möglichster Eile die Chaussee zu erreichen, wo sie in die Strömung der Flucht geriethen. — Fast gleichzeitig mit den Resten der französischen Garden erreichte Witzleben bei Caillou mit seinem Bataillon die Chaussee. Somit war das Füsilier-Bataillon des 25. Regiments das erste preußische Bataillon, welches die Chaussee betrat und dadurch den Schlüssel zur Verfolgung nach Genappe gewann."*) Durch das Erscheinen preußischer Truppen auf der Chaussee wurde die Unordnung der fliehenden feindlichen Abtheilungen auf das Aeußerste gesteigert. Truppen aller Waffengattungen, Heergeräth, Munitionswagen, Geschütze drängten sich durcheinander, von preußischer Reiterei unter Major v. Falkenhausen vielfach attackirt, von der Artillerie mit Kartätschen lebhaft beschossen. Bald war die Chaussee von fliehenden Massen bedeckt, welche wie ein wirrer Knäuel sich langsam und mühselig fortbewegten. Kanonen, Munitionswagen, Verwundete sperrten den Weg, überall vernahm man Lärm und blickte auf ein chaotisches Durcheinander; „kurzum, es sah hier," wie ein Augenzeuge bemerkt, „einem jüngsten Tage ähnlich."**)

---

*) Nicht unbekannt scheint dem englischen Geschichtschreiber geblieben zu sein, daß das, den Feinden zunächst an den Fersen bleibende, Füsilier-Bataillon des 25. Regiments den Stamm des von Jahn einst geführten 3. Bataillons des Lützowschen Freicorps in sich schloß. Siborne bemerkt (II. p. 249): „Gneisenau continued his wild nocturnal chase, which was truly „Lützows wilde verwegene Jagd."

**) Graf Henkel, Erinnerungen. S. 360.

Major v. Witzleben zog mit dem Füsilier-Bataillon des 25. Regiments auf der Chaussee nach Genappe weiter. Die von ihm vorangeschickte Vorhut war unnöthige Vorsicht, die französische Armee lief in solcher Hast davon, daß keiner der Führer darauf Bedacht genommen, ein Versteck zu legen oder dem Rückzuge durch einen Nachtrab den Rücken zu decken und frei zu halten. Die aus Plancenois noch in leidlicher Ordnung abgezogene Colonne schlug querfeldein einen Richtweg seitwärts von Caillou ein, um so bald als möglich Genappe zu erreichen. Witzleben fand in Caillou keinen Widerstand, kein Schuß wurde mehr von den, in wilder Flucht fortstürzenden, Feinden abgefeuert, nur Verwundete und Verschmachtende lagen umher, welche die Unseren beschworen, ihnen den Gnadenstoß (coup de grâce) oder einen Trunk Wasser zu geben. Das Erstere geschah nicht, das Zweite konnte nicht gewährt werden, weil von den landesüblichen Ziehbrunnen die Seile durchgehauen, die Eimer fortgeschleppt worden waren. „Jenseits Caillou verlor das Füsilier-Bataillon Witzlebens die letzten feindlichen Abtheilungen, die ihre Gewehre, Cürasse, Tornister, Mäntel und was ihr Laufen irgendwie behinderte, von sich geworfen hatten, gänzlich aus dem Gesicht. Aber auch hinter der kühn vorangeeilten Schaar der alten Lützowschen Jäger ward es still; es war der Moment, wo Wellington und Blücher sich begrüßten und über die Verfolgung des Feindes sprachen. Auf den Lärm des Tages und die Blutarbeit zum Feierabend folgte beim Anbruch der Nacht eine feierliche Stille; es schien der Friede zurückgekehrt zu sein, wie auf Erden, also auch am Himmel. Am Tage vorher und die Nacht hindurch, auch noch beim Anbruch des Morgens hatten wir Gewittersturm, Platzregen und bis gegen Abend abwechselnde Schauer. Und die Erde war dem Himmel die Antwort nicht schuldig geblieben; das Gekrach seiner Donnerkeile überbot der Donner aus fünfhundert Feuerschlünden, und während der Himmel nur Thränen auf das Land niederträufelte, überrieselten wir die Felder mit Strömen Blutes. Wohlthuend war ein jetzt eingetretener Moment friedlicher Stille, als hätte der Kampf der Elemente und Leidenschaften ausgetobt. Der Mond, welcher beim Aufgang noch mit vorüberjagenden Wolken zu kämpfen hatte, leuchtete hell und friedlich, der schweigende Gefährte unsäglichen Jammers. Da stimmten die Spielleute des Füsilier-Bataillons den Choral: „Nun danket Alle Gott!" an; die Krieger umarmten sich mit Thränen, sanken nieder auf die Knie und stimmten in den frommen Gesang gerührt und herzhaft ein. Noch war es nicht an der Zeit,

„der wilden verwegenen Jagd" Rast zum Halali zu gönnen. Major v. Witzleben, der einen längeren Ruhehalt zu machen noch nicht für gerathen hielt, gab Befehl zum Aufbruch. Beim Weitermarsch brachten zwei zurücksprengende Ulanen die Nachricht, daß französische Lanciers mit einigen Geschützen sich vor ihnen aufgestellt hätten und Miene machten, Widerstand zu leisten. Unterdessen war Oberst v. Pfuel bei Witzleben eingetroffen, und Beide verabredeten, was jetzt zu thun sei. „Mein Bataillon," heißt es in dem amtlichen Berichte Witzlebens, „machte auf dem Marsche von Caillou nach Genappe vor einer Ebene Halt. Durch zurückkehrende Cavalleristen erfuhr ich, daß sich französische Lanciers mit einiger Artillerie vor mir placirt hätten. Davon machte ich dem Oberst Pfuel vom Generalstabe Blüchers, welcher sich bei uns eingefunden hatte, Meldung, der mir befahl, vorzurücken, den Feind rasch anzugreifen und von ihm, der sogleich Cavallerie herbeiholen werde, Unterstützung zu erwarten.... Darauf schickte ich dem Bataillone, dem ich weit vorausgeeilt war, Befehl, vorzurücken. Ehe jedoch dasselbe herankam, war bereits das Füsilier-Bataillon des 15. Regiments unter Major v. Keller vorausmarschirt, dem sich die Tirailleure meines Bataillons unter Lieutenant Klaatsch und des 2. Regiments unter Hauptmann v. Goszicki angeschlossen hatten."*)

Eine Viertelstunde vor Genappe machten unsere Schützenzüge Halt, da man französische Lanciers und eine Abtheilung Garde-Grenadiere gewahr wurde, welche dem weiteren Vordringen sich zu widersetzen anschickten.

General Gneisenau, der mit einem Feuereifer, als ob zehn brennende Herzen in seiner Brust hammerten, die Verfolgung betrieb, war auf die, ihm von Pfuel gemachte, Meldung mit einer Abtheilung Ulanen bei Witzleben eingetroffen, die Stärke und Stellung des Feindes aufzuklären. Die vorgeschickten Ulanen brachten die Nachricht, daß die Chaussee vor Genappe stark besetzt sei; der Reiterei war es nicht möglich, die Bahn frei zu machen; jetzt ertheilte Gneisenau dem Füsilier-Bataillon Befehl zum Vorrücken. „Als Trommeln, Hörnerklang und Hurrah! den Feinden das Herannahen der Preußen ankündigten, gaben diese ihre Stellung auf; es war 11 Uhr des Nachts. Eine, den Nordeingang in das Dorf versperrende, Barrikade ward schnell beseitigt und 80, am Dorfrande entlang aufgestellte, von der Mannschaft verlassene, Kanonen fielen den

*) Stawitzki a. a. O. S. 97.

Unsern in die Hände. Mit unermüdlichem Eifer trafen Gneisenau, Pfuel und andere Officiere des Blücherschen Hauptquartieres die Anordnungen zur unausgesetzten nächtlichen Hetz- und Treibjagd. Aus sieben Biwachten wurden die todtmüden Franzosen aufgescheucht; sobald sich unsere Flügelhörner und Trommeln von fern hören ließen, nahmen sie Reißaus. Unser Fußvolk und ebenso die Pferde, die seit 20 Stunden auf den Beinen waren, zeigten eine übermenschliche Ausdauer. Als der letzte kleine Tambour nicht mehr weiter konnte, setzte man ihn, in der frohen Laune des Sieges, auf eines der, von dem Sechsgespann des kaiserlichen Wagens erbeuteten, Pferde mit der Weisung, die Trommel zu schlagen, so lang er noch einen Arm zu rühren im Stande sei. Der Compagnie-Chirurg Siefert, jedenfalls ein besserer Reiter, als sein berühmt gewordener College „Heurich“, wurde ebenfalls für diese Nacht zum berittenen Tambour befördert. Unter Siegesruf und Trommelschlag zog man weiter die Nacht hindurch und trieb die aufgeschreckten Feinde vor sich her.*) In Genappe, wo der Kaiser um 10 Uhr zu Pferde angekommen war, erkannte er die Unmöglichkeit, dem sich ihm nachwälzenden Strom der Flucht und Verfolgung einen Damm vorzulegen. Er eilte fort nach Quatrebras, wo er die Division Girard zu finden hoffte, welche er auf dem Schlachtfelde von Ligny zurückgelassen hatte; sie sollte sich den Feinden entgegenwerfen und den Rückzug decken. Wäre dieser am hellen Tage angetreten worden und hätte die Nacht nicht Schrecken und Verwirrung noch vermehrt, dann würden die, in dem Dorfe befindliche, Mannschaft von 2000 kampffähigen Leuten und jene 80 Kanonen der Verfolgung wenigstens für einige Stunden Halt geboten haben. Nun war aber das Schlimmste, daß von verschiedenen Seiten her Roß und Wagen, Reiter und Fußvolk, kurzum Alles, was auf flüchtigen Füßen war, anstatt auch die Straße nach Nivelles einzuschlagen, nur auf der nach Genappe hineindrängte, wo sich die Masse wie in einer Sackgasse fest rannte. „Das Dorf Genappe**) bildet mit seinen massiven Häusern einen langen Engpaß und schließt mit einer Brücke über die Genappe, ein Nebenflüßchen der Dyle. Ober- und unterhalb des Dorfes gab es noch andere Uebergänge, Stege und Furthen. Alles drängte nach dem Hauptübergange hin, der sehr bald durch umgeworfene Wagen den Nachfolgenden versperrt war.“

---

*) Damitz I. S. 318.

**) Der französische Bericht nennt es eine kleine Stadt.

Die erste kostbare Siegesbeute, welche die Schützen des 1. pommerschen, des 15. und des 25. Regiments am Eingange des Dorfes machten, war der große Reisewagen Napoleons, noch bespannt mit sechs Pferden. Er hielt 10 bis 20 Schritt diesseits des Dorfeinganges auf freiem Felde, der Chaussee zugekehrt; die beiden Vorderpferde hatten bereits den Chausseegraben überschritten, von den beiden Mittelpferden hatte sich das eine beim Ueberspringen über den Graben in dem Riemenzeuge verwickelt, lag im Chausseegraben und machte durch sein Herumwälzen die anderen Pferde so scheu, daß es den Kutschern nicht möglich war, den Wagen auf die Chaussee zu bringen. Sie strängten die Pferde ab und jagten damit auf und davon. Da in dem Wagen Hut und Degen des Kaisers gefunden wurde, lag die Vermuthung nahe, er habe eben noch im Wagen gesessen und sich durch einen kühnen Sprung gerettet; der Eine wollte ihn haben zu Fuß querfeldein laufen, ein Anderer auf einem Wagenpferde ohne Sattel davon reiten sehen; ein Dritter lieferte sogar ein Pistol ab, welches der Kaiser beim Herausspringen aus dem Wagen auf ihn abgefeuert und, da er gefehlt, ihm an den Kopf geworfen habe.*)

Der Gedanke, den Kaiser Napoleon zum Gefangenen zu machen, war bei den Ersten, die in Genappe eindrangen, so überwiegend, daß sie nicht allein den Reisewagen des Kaisers, sondern auch eine große Anzahl der kaiserlichen Kassen-, Küchen-, Garderobe- und Kronschatz-, Jagd- und Luxuswagen unberührt stehen ließen. „Seit den Zeiten des Darius und Xerxes wurden nicht solche Schätze bei einem Heere, welches zur Schlacht zog, mitgeführt. Unsere Officiere aber hielten die größte Ordnung; sie boten Alles auf, ihre Leute zusammenzuhalten und vorwärts zu treiben, um den flüchtigen Kaiser einzuholen. Lieutenant Klaatsch (ein ehemaliger Lützower) trieb mit Säbelhieben einzelne Füsiliere von den aufgeschlagenen Kassenwagen weg, wo sie einstweilen sich begnügten, den Kaiser „in effigie“ auf den Napoleonsd'or zum Gefangenen zu machen. Wenngleich zum Tode ermüdet, seit vier Tagen ohne eine warme Mahlzeit, seit 20 Stunden auf den Beinen und im Gefecht, leisteten die, als Vortrab vorgeschickten, Tirailleure der Aufmunterung ihrer Officiere Folge und marschirten durch Genappe, ohne sich durch die schöne Gelegenheit, eine reiche Beute zu machen,

*) Nebst anderen Beutestücken, welche wir später aufzählen werden, wird dies Pistol in der historischen Abtheilung (ehemals Kunstkammer) des Neuen Museums aufbewahrt.

aufhalten zu lassen. Die Lieutenants Klaatsch, Ribbeck, Schlesike und Feldwebel Kettner, sämmtlich ehemalige Lützower, welche die vier Tirailleurzüge des Bataillons führten, waren unter den Ersten, welche in Genappe einrückten, und unter denjenigen, welche den Feind jenseits des Dorfes noch während der Nacht verfolgten. An einem einzelnen Hause vor dem Dorfe gab der Wirth den Unseren einen Wink, daß sich ein hoher französischer Officier darin versteckt habe. Wer anders als der Kaiser konnte es sein? Lieutenant Klaatsch machte sich mit dem Säbel Bahn durch die Wache, die den Zugang vertheidigte; einige Kameraden folgten ihm und aus seinem Versteck hervor zog man den General Mouton, Grafen Lobau, welcher sich als Gefangener ergab."

Reichere Beute als dem Vortrabe fiel den nachfolgenden Bataillonen in die Hände. Berühmt, man könnte fast sagen berüchtigt, ward in dieser Beziehung der Major v. Keller, Führer des Füsilier-Bataillons des 15. Regiments. Er betrieb diese Angelegenheit als Industrieritter ohne Furcht, doch nicht ohne Tadel. Zuvörderst erklärte er den Wagen Napoleons mit Allem, was sich darin befand, für eine gute Prise. Nachdem er ihn ausgeleert und dann wieder mit manchem Erinnerungszeichen des Kaisers versehen hatte, brachte er ihn nach England und ließ ihn dort für Geld sehen, was bei der bekannten Neugier der Engländer ihm eine sehr bedeutende Einnahme verschaffte. Der beste Fang aber, den jemals ein Freibeuter that, war eine kleine Kassette von Mahagoniholz in einem Maroquin-Futteral, welches der Major für ein anständiges Trinkgeld von einem Tambour erwarb. Diese Kassette enthielt eine Anzahl Täfelchen, die mit schwarzem Wachs überzogen waren, in welches viele hundert Diamanten aller Größen vom reinsten Wasser eingedrückt waren. Außerdem fehlte es nicht an Ringen, Dosen, Orden und Schmucksächelchen für Damen, darunter das werthvolle Halsband, welches die Fürstin Borghese dem Kaiser zum Aufbewahren anvertraut hatte. Es ist nie zuverlässig bekannt geworden, wie hoch sich der Werth sämmtlicher Steine belief; der Major selbst glaubte nicht zu hoch gegriffen zu haben, wenn er sie auf zwei Millionen Franken schätzte. Als er nach dem Einmarsch in Paris seine Schatzkammer loszuschlagen begann, überfüllte er den Markt so sehr, daß der Preis der Diamanten um 10 bis 15 Procent sank. So edlem Vorgange nacheifernd ließen es Officier und Soldat nicht daran fehlen, manchen kühnen und dabei glücklichen Griff zu thun. Geldgier und Gelddurst zu stillen war hier freilich leichter, als die weit ärgeren Quälgeister des wirklichen, facti-

schen Hungers und Durstes. Wie erfreut waren unsere Füsiliere, als sie einen, mit einer Menge kleinerer und größerer Gläser, Flaschen, Büchsen und Kruken beladenen Wagen gefunden hatten; sie glaubten den Spezereiwagen der kaiserlichen Feldküche erwischt zu haben. Bei näherer Untersuchung ergab es sich, daß es die kaiserliche Feldapotheke war. Dies hielt nicht ab, zu probiren; was irgend nach Spiritus roch, wurde getrunken, was nach Zucker schmeckte, verzehrt. Da die Verfolgung in Genappe einen kurzen Halt machte, gewann das Rabuschern und Beutemachen sehr bald einige Organisation. Unsere alten Lützower erwiesen sich hierbei besonders anstellig; die, in dem Feldzuge an der Nieder-Elbe, in Mecklenburg, Bremen und Holstein gemachten, Erfahrungen kamen ihnen gut zu statten. Das Füsilier-Bataillon des 25. Regiments erhielt von dem Feldmarschall Fürsten Blücher, welcher gegen 12 Uhr in Genappe eintraf, die ehrenvolle Bestimmung: „zu des Fürsten Bedeckung hier zurückzubleiben, da es völlig geschlossen und in Ordnung angekommen sei." Major v. Witzleben machte dem Fürsten dienstliche Meldung über die Wache für das Hauptquartier und die zur Besetzung des Ortes getroffenen Anstalten, welche die Gutheißung des Fürsten erhielten. „Die Glückwünsche zu der gewonnenen Schlacht beantwortete der greise Feldmarschall mit einigen derben Bemerkungen, charakteristisch für sein unverwüstliches Husarennaturell, welches selbst unter den größten Anstrengungen und Entbehrungen eine Fülle von heiterster Laune sich bewahrt hatte."*) — Als die Wachen besetzt, die Vorposten ausgestellt waren, fand die übrige Mannschaft sich gemüßigt, eine weitere nächtliche Musterung der zurückgelassenen französischen Wagen vorzunehmen. Eine besondere Anziehungskraft übte die, mit großen weißen Buchstaben auf die dunkelfarbigen Deckel geschriebene, im Mondenscheine gut zu lesende, Aufschrift „Fourgon" aus, welches einen tröstlichen Anklang an „Fourage" erweckte. Da die Runde von Officieren geführt wurde, blieb die Ordnung aufrecht erhalten. Der erste Fourgon, den man aus einer

---

*) Hier noch ein paar Aeußerungen Blüchers zur Charakterisirung seines unverwüstlichen Humors. Die Einreibung von „Spirituosen" hatte er sich nach dem Sturz bei Ligny noch gefallen lassen. Als nun vor dem Aufbruch von Wavre am 18. der Wundarzt mit einer Salbenbüchse zu ihm an das Strohlager trat, rief ihm der Feldmarschall zu: „Ach! Was noch erst schmieren; laßt es man gut sein; ob ich heut balsamirt oder unbalsamirt in die andere Welt gehe, das kommt auf Eins raus." Nicht ohne Beschwerde und Schmerzen stieg er zu Pferde. Es regnete stark; „das sind unsere Alliirten von der Katzbach," sagte er guten Muthes zu Gneisenau, „da sparen wir dem Könige wiederum das Pulver."

Anzahl umgestürzter Wagen flott gemacht hatte, wurde zu Major v. Witzleben gebracht. Bei Eröffnung desselben ergab es sich, daß es der, mit Allem, was aus Keller, Küche und Silberkammer zu stattlicher Servirung einer kaiserlichen Tafel bei Frühstück, Mittag- und Abendbrod, bei Thee, Chocolade und Kaffee nothwendig ist, versehene, Fourgon des kaiserlichen Hauptquartiers war. „Da griff, was Hände hatte, zu, sich zu versorgen. Es regte sich geschäftig Jung und Alt," und einem Jeden ward sein bescheidenes Theil nach Anordnung des Majors und der Officiere. „Nach einiger Zeit stellte sich eines jener heiteren Bilder des Soldatenlebens dar, welche nach schweren Tagen und harten Entbehrungen der wechselvolle Verlauf des Krieges mit sich zu bringen pflegt. Champagner, Burgunder, spanische Weine und Cognac wurden in große Kessel gegossen und diese edle Mischung — zu Ehren des Tages „Belle-Alliance" genannt — an die Soldaten vertheilt. Schinken und Salami, wildes und zahmes Geflügel, Trüffelpasteten und Eingemachtes aller Art kamen zum Vorschein, die Mehrzahl nahm mit kalter Küche und einem Gabelmitternachtsbrod fürlieb, einige Feinschmecker hatten Feuer angezündet, Feldkessel angerückt und kochten Kaffee, Thee und Chocolade. „Um besser zu den Lebensmitteln zu gelangen, hatten die Füsiliere das, ihrer Meinung nach zinnerne, Geschirr, insofern es nicht, wie Teller, Messer u. s. w., für die, von ihnen angerichtete, Tafel verwendbar war, aus dem kaiserlichen Wagen an die Erde geworfen. Tischtücher und Servietten vom feinsten Damast waren sauber ausgebreitet und hierbei wurde als ein Curiosum bemerkt, daß die Servietten, zuerst an der kaiserlichen Tafel im Gebrauch, deshalb mit N gezeichnet gewesen. Nach der Rückkehr der Bourbons 1814 hatte man das N in ein L verwandelt, dabei aus Ersparniß den ersten Strich des N zum L benutzt; allein der ausgetrennte Napoleon schimmerte noch sehr deutlich hindurch.

Lieutenant Palm, der ganz nahe bei dem Fourgon stand, erkannte an dem Klang der herabgeworfenen Geschirre, Teller u. s. w., daß dies nicht von Zinn war und ließ durch einige von seiner Mannschaft die werthvolle Beute aufraffen; er hatte an dem sauber eingravirten Wappen mit dem Adler und Sterne der Ehrenlegion das kaiserliche Eigenthum erkannt und sorgte für dessen Bergung. Mit den zahlreichen Trinkbechern, Silberkannen, Tellern, Dosen und anderem Zubehör füllte er einen Koffer an, dessen Inhalt er später als Andenken an den

denkwürdigen Sieg unter die Kameraden vertheilte.*) Die Officiere des Bataillons stellten aus dem erbeuteten Gold- und Silbergeschirr ein vollständiges Theeservice zusammen und übersandten es als ein Geschenk der Verehrung und Huldigung der Prinzeß Charlotte,**) ältesten Tochter Friedrich Wilhelms III., nach Berlin mit nachstehender Zuschrift:

„Durchlauchtigste, Allergnädigste Prinzessin und Frau!

„Ew. Königlichen Hoheit wagt das unterzeichnete Officiercorps des Füsilier-Bataillons des 25. Infanterie-Regiments (früher Lützows Freicorps) beikommendes Silbergeschirr in tiefster Ehrfurcht zu Füßen zu legen. In der, für den Ruhm Preußens so ewig denkwürdigen Schlacht bei la Belle-Alliance wurde es von demselben mit dem Gepäck Napoleons erbeutet. Wir wissen keinen besseren Gebrauch davon zu machen, als es der verehrten Tochter des geliebten Königs zum Andenken an diese glorreiche Begebenheit zu überreichen. Fände er den Beifall Ew. Königlichen Hoheit, so würden wir uns unendlich beglückt fühlen.

„Vorposten Douzies, den 24. Juni 1815.

„In tiefster Verehrung rc.

gez. v. Witzleben. Palm. Klaatsch."

Die Prinzessin antwortete:

„Dem wackeren Officiercorps des Füsilier-Bataillons vom 25. Infanterie-Regiment fühle ich mich zum verbindlichsten Danke verpflichtet für die Aufmerksamkeit, welche mir dasselbe durch die Uebersendung des bei la Belle-Alliance erbeuteten Silbergeschirrs bezeigt. Wenn ich dadurch ein allgemeines Andenken an den unerschütterlichen Heldenmuth meiner biederen Landsleute während jener blutigen Tage in Händen habe, so wird es mich doch stets besonders an die tapferen Krieger erinnern, deren freundlichen Gesinnungen ich dasselbe verdanke und einen um so höheren Werth in meinen Augen behalten.

„Ich verbleibe den sämmtlichen Mitgliedern des Officiercorps wohlgeneigt.

„Charlottenburg, den 16. August 1815.

gez. Charlotte."

---

*) Dem Verf., welcher sich damals verwundet im Lazareth in Antwerpen befand, wurde ebenfalls ein Napoleonischer silberner Teller mit hinzugefügter Inschrift: „Aus der Schlacht vom schönen Bunde den 18. Juni 1815" zu Theil. Kameraden, welche im Besitze ähnlicher Andenken sind, sollten sie testamentarisch dem 25. Regimente vermachen.

**) Als Wittwe des Kaisers Nicolaus I. gestorben den 1. November 1860.

Wir kehren nach Mitternacht zurück nach Genappe. Hier finden wir vor Blüchers Quartier einen kaiserlichen Fourgon mit bedecktem, gutgepolstertem, zweisitzigem Kutscherſitz. Der Lieutenant Schmidt vom Füſilier-Bataillon des 25. Regiments, auf Stabswache bei dem Feldmarſchall, hatte ſich hier poſtirt und lud den Major v. Witzleben, welcher vorbeipatrouillirte, ohne eine Schlafſtelle gefunden zu haben, ein, bei ihm auf dem Kutſcherbocke, als einem bequemen, zweiſchläfrigen Schilderhauſe, ſein Nachtquartier zu nehmen. An Schlaf war freilich in dieſer Nacht in Genappe vor Blüchers Hauptquartier nicht viel zu denken. Als bei anbrechendem Morgen Witzleben und Schmidt den Wagen verlaſſen hatten, fanden ſich Füſiliere dabei ein, ſchlugen ihn auf und es ergab ſich, daß es ein, mit Napoleons in Gold und Silber reich gefüllter, Kaſſenwagen war. Der Inhalt ward preisgegeben und Taſchen und Torniſter wurden reichlich gefüllt. Zum Verfolgen des Feindes im Geſchwindmarſch wäre die Stabswache heut nicht tauglich geweſen. Am längſten ausdauernd ſetzten Major v. Keller (15. Infanterie-Regiment) und Hauptmann v. Goszicki (1. pommerſches Infanterie-Regiment) die Verfolgung fort. Bei dem Pachthofe les Dominicains am Kreuzwege zwiſchen Frasne und Goſſelies angekommen, hatten ſie von ihren beiden Füſilier-Bataillonen nur etwa fünfzig Mann noch beiſammen. Mitternacht war vorüber; ſie machten Halt und Feierabend.*)

In den Häuſern, auf der Straße, in den Ställen und Gärten lagen verwundete Franzoſen in Menge; auch für dieſe wurde geſorgt und ihnen ein Labetrunk gereicht. Der Feldmarſchall ging mit gutem Beiſpiel voran. In dem Hauſe, in welchem man für ihn Quartier gemacht hatte, befand ſich der ſchwerverwundete franzöſiſche General Duhesme. Der Stabs-Fourier wollte ihn anderwärts unterbringen; dies gab Blücher nicht zu, er befahl, aufs Beſte für ihn zu ſorgen und ließ ihn durch ſeinen Leibarzt verbinden. Dem, ihm als Gefangenen vorgeführten, General Mouton geſtattete er, den verwundeten Kameraden zu beſuchen und ſeine Wünſche entgegenzunehmen. Die franzöſiſchen Geſchichtſchreiber ſchildern, wie auf Verabredung, die Preußen („les féroces Prussiens" werden wir genannt) bei der Verfolgung als Kannibalen. „Die Preußen," erzählt Fleury de Chaboulon (III. S. 190), „verſeſſen auf unſere

*) Mach (Major), Geſchichte des 2. Infanterie-, genannt Königs-Regiments (des 1. pommerſchen). Berlin 1843.

Verfolgung, behandelten die Unglücklichen, welche sie einholten, mit einer beispiellosen Grausamkeit. Mit Ausnahme einiger alten, nicht aus der Fassung zu bringenden Soldaten, hatten die meisten anderen ihre Waffen weggeworfen und waren demnach ohne Vertheidigung; nichtsdestoweniger wurden sie ohne Erbarmen niedergemetzelt. Vier Preußen tödteten mit kaltem Blute den General ..... (warum verschweigt er den Namen?), nachdem sie ihn entwaffnet hatten. Ein anderer General, dessen Name mir ebenfalls entfallen ist, ergab sich an einen Officier, und dieser hatte die Grausamkeit oder vielmehr die Nichtswürdigkeit, ihm seinen Degen durch den Leib zu stoßen. Ein Oberst erschoß sich, um nicht in ihre Hände zu fallen. Zwanzig andere Officiere von allen Graden ahmten dies Beispiel nach. Ein Cürassier-Officier, welcher die Preußen kommen sah, sagte: „„Sie sollen weder mein Pferd, noch mich haben.““ Mit einem Pistolenschuß tödtete er sein Pferd, mit dem anderen sich selbst.“ — Wie oft auch diese Lügen vollständig widerlegt wurden, die französischen Geschichtschreiber beharren dabei. „Genappe,“ bemerkt Charras in seinem Waterloo 1857, „war mit unseren Verwundeten angefüllt. Die Preußen, wüthend, massacrirten deren viele mitleidslos. General Duhesme war eins ihrer edelsten Schlachtopfer. „„Dies Verbrechen,““ ruft Napoleon in seinen Memoiren aus, „„ist ungerächt geblieben.““ Dies ist nur zu wahr!“ Allein hatte er wohl ein Recht, eine solche Unmenschlichkeit zu brandmarken, er, der nicht einmal den General Rogueur darüber tadelte, daß er am Tage von Ligny die Drohung aussprach: er werde einen jeden Grenadier erschießen lassen, der ihm einen g e f a n g e n e n Preußen bringen würde?

Sollte Oberst Charras, wenn wir ihn der Leichtfertigkeit in geflissentlicher Verbreitung gehässiger Fälschung zeihen, unserem Berichte mißtrauen, so verweisen wir ihn auf das Zeugniß seines Landsmannes, des Adjutanten und Neffen des Generals Duhesme, Capitain Marquiaud, in dessen Armen er verschied. Dieser veröffentlichte in dem Spectateur militaire, Bd. III. Lief. 8. S. 666 Folgendes: „Als Neffe des Generals Duhesme und als sein Adjutant im Jahre 1815 blieb ich bis zu seinem letzten Athemzuge bei ihm. Der General Duhesme war auf dem Schlachtfelde tödtlich verwundet, während der Flucht zum Gefangenen gemacht und in das Hauptquartier des Fürsten Blücher in Genappe gebracht worden. Er wurde daselbst mit aller der Achtung und Rücksicht, welche sein Rang und seine Lage forderten, behandelt. Der Feldmarschall und sein Sohn besuchten ihn und empfahlen ihn dem preußischen

Generalstabsarzte. Der General Lobau, ein alter Freund des Generals Duhesme, und mehrere französische Officiere, gefangen gleich ihm, begaben sich an sein Sterbebette, um ihm ihr letztes Lebewohl zu sagen. Der General verschied in Genappe in der Nacht vom 19. zum 20. und wurde auf dem Kirchhofe zu Woys begraben, wo ihm seine Familie ein Denkmal errichten ließ. — Ich bin ferner der Wahrheit schuldig zu sagen, daß ich durchaus nicht Zeuge eines Mordes, der an unseren Gefangenen oder Verwundeten begangen worden wäre, gewesen bin. Die schreckliche Unordnung, welche in der Nacht vom 18. zum 19. herrschte, konnte leicht Gerüchte begünstigen, deren Wahrheit schwer zu prüfen ist. Ich hoffe, daß mein Zeugniß dazu beitragen wird, eine Thatsache zu berichtigen, welche übrigens in einer biographischen Notiz über den General Duhesme, welche sich am Ende der Mémoires de Mr. le Colonel Lataille eingeschaltet findet, in ihrem wahren Lichte dargestellt worden ist. (Unterzeichnet) Marquiaud, Capitain im 20. leichten Regimente, ehemaliger Adjutant des Generals Duhesme."

Um sich im Fall eines glücklichen Ausganges des Krieges sofort wieder an den Höfen des europäischen Festlandes als den „cher cousin" aller gekrönten Häupter mit Anstand vorstellen zu können, führte Napoleon sämmtliche, ihm von den Monarchen Europas — mit Ausnahme Englands — verliehene Ordens-Decorationen, wohlverwahrt in einer Kassette, in seinem Wagen mit sich. Dieses Kästchen fiel dem Hornisten Schmidt von der 11. Compagnie des 25. Infanterie-Regiments in die Hände. Auf den Wunsch des Schmidt überreichte Major v. Witzleben dasselbe am 19. Juni des Morgens dem Fürsten Blücher, bei welchem eben die sämmtlichen Officiere des Hauptquartiers versammelt waren. Der Fürst nahm das Geschenk dankbar an, machte dem Hornisten ein Gegengeschenk mit zehn Friedrichsd'or und übersandte die sämmtlichen Orden dem Könige, welcher befahl, sie in der Sammlung historischer Denkwürdigkeiten in der Kunstkammer des Berliner Schlosses aufzubewahren. Es waren folgende Decorationen: 1) Der Stern des schwarzen Adlerordens, wobei zu bemerken, daß derselbe eine Nachbildung von massivem Silber ist, welche der Kaiser, dem der, aus Flittern bestehende, Originalstern zu lappig erscheinen mochte, sich in Paris (wie die Aufschrift auf der Rückseite besagt) hatte anfertigen lassen; 2) das goldene Vließ; 3) und 4) Band, Stern und Kreuz des kaiserlich russischen Andreas- und Alexander-Newskiordens; 5) Band und Kreuz des kaiserlich

östreichischen Leopoldordens; 6) Band, Stern und Kreuz des ungarischen Stephansordens; 7) Band, Stern und Kleinod des königlich dänischen Elephantenordens; 8) Band und Stern des königlich holländischen Reunionordens; 9) Band, Stern und Kreuz des Ordens der westphälischen Krone; 10) Band, Stern und Kreuz des königlich würtembergischen goldenen Adlerordens; 11) Band, Stern und Kreuz des großherzoglich würzburgischen St. Josephordens; 12) Band und Kreuz des Ordens der (italienischen) eisernen Krone; 13) Band, Stern und Kreuz des Großkreuzes des Ordens der Ehrenlegion. — Freilich nur dreizehn an der Zahl! Um wie viele Sterne und Kreuze reicher wird die Ordenskassette des Neffen gefüllt sein, dem die Legion der Kleinfürsten ihre angebänderten Raubvögel und Raubthiere nebst Sternen und Sternschnüppchen zu übersenden nicht ermangelt haben werden.

An derselben Stelle im Neuen Museum befinden sich als Napoleonischer Reliquien-Nachlaß vom Schlachtfelde: 1) Der von ihm am 18. Juni getragene kleine dreieckige schwarze Filzhut mit einer wollenen dreifarbigen Cokarde.*) 2) Ein Pistol, angeblich von Napoleon beim Herausspringen aus seinem Wagen abgefeuert. 3) Eine Bonbonnière von gelbem Horn, mit kleinen Pastillen von Lackrizen angefüllt. 4) und 5) Zwei Ledermappen; die eine mit Sprüchen aus dem Koran, die andere mit der Aufschrift: Ministère des relations extérieures. In einem der Portefeuilles befanden sich Briefe in Chiffern von den auswärtigen Spionen, welche Napoleon an den Höfen und in den Ministerien der Rheinbundfürsten, Oestreichs, Preußens und Englands unterhielt. „Sie kosteten,“ bemerkt Fleury de Chaboulon, „dem Kaiser große Summen. Namentlich hatte er in London zwei Personen, welche ihm monatlich 2000 Guineen kosteten. „„Wären meine Deutschen,““ äußerte er einmal, „„eben so theuer, so müßte ich darauf verzichten.““**)

In lächerlicher Verblendung und eingebildeter Siegesgewißheit führte Napoleon in einem seiner Wagen große Packete einer, bereits in Paris gedruckten, aus dem kaiserlichen Palaste Laeken bei Brüssel datirten, Proclamation „An die

*) Der freiwillige Jäger, welcher den Hut erbeutet, hatte die daran befindliche seidene Cokarde als Andenken für sich behalten, diese jedoch 1840 dem Könige Friedrich Wilhelm IV. auf der Huldigungsreise nach Königsberg mit hinzugefügter Notiz über die Erwerbung derselben als Geschenk verehrt. Diese seidene Cokarde wird in einem besonderen Kästchen verwahrt.

**) Fleury de Chaboulon a. a. O. III. S. 78.

Belgier und Bewohner des linken Rheinufers!“ mit sich, also lautend: „Der vorübergehende Erfolg meiner Feinde hat euch auf kurze Zeit von meinem Reiche losgerissen. In meiner Verbannung auf einem Felsen mitten im Meere*) habe ich eure Klagen vernommen. Der Gott der Schlachten hat über das Schicksal eurer schönen Provinzen entschieden. Napoleon ist unter euch. Ihr seid würdig, Franzosen zu sein. Erhebt euch in Masse, vereinigt euch mit meinen unbesiegbaren Phalangen, um den Rest der Barbaren, welche eure Feinde und die meinen sind, zu vertilgen. Sie fliehen mit Wuth und Verzweiflung im Herzen u. s. w.

(unterzeichnet) Napoleon.

(gegengezeichnet) Bertrand.“

Den, in dem Wagen des flüchtig gewordenen Kaisers erbeuteten, Degen übersandte Blücher nebst einem kurzgefaßten Berichte über die gewonnene Schlacht durch den Oberst Thiele an den König. Dieser hatte sogleich nach Eingang des Berichtes über die verlorene Schlacht Berlin am 22. verlassen. Der Siegesbote traf den König am 23. Mittags — also am fünften Tage nach der Schlacht — in der Nähe von Merseburg, als Se. Majestät die, zu seinem Empfange in festlicher Parade aufgestellten, Bürgerschützen der neuerworbenen Provinz Sachsen allerhöchstungnädig entlassen hatte. Durch die erfreuliche Mittheilung Blüchers erheitert, befahl der König sofort, daß die Spitzen der Behörden und der Bürgerschaft sich bei ihm auf dem Schlosse einfinden sollten, wo er ihnen die Siegesnachricht mittheilte, worauf er sofort die Reise nach dem Rhein fortsetzte.

An die Stadt Berlin fertigte Blücher ebenfalls noch aus Genappe einen besonderen Courier ab. Er wählte hierzu den, als Freiwilligen eingetretenen, Lieutenant Nernst.**) „Sie haben,“ sagte der Feldmarschall zu ihm, „eine junge Frau zu Haus; die wird die Siegesnachricht gern von Ihnen hören.“

Erst am sechsten Tage nach der Schlacht erreichte der Eilbote Berlin. So freudig als am 24. Juni 1815 in aller Frühe waren die Bewohner der Hauptstadt seit langer Zeit nicht überrascht worden. An den Straßenecken und an den öffentlichen Plätzen las man folgende, von dem Gouverneur der Residenz, Feldmarschall Grafen Kalkreuth, veröffentlichte „Außerordentliche Nachricht. Morgens 3 Uhr. Soeben langt aus dem Hauptquartier Sr. Durchlaucht des Fürsten Blücher von Walstatt durch den, als Courier abgesandten, Lieutenant

*) Er meint Elba und beschreibt es in der Vorahnung, als wär' es St. Helena.

**) Zuletzt Postdirector in Tilsit.

Nernst folgendes Schreiben an mich an: „„Ew. Excellenz benachrichtige ich, daß ich gestern in Verbindung mit der englischen Armee unter dem Herzoge Wellington einen glänzenden Sieg über Bonaparte davongetragen habe. Die Schlacht fiel in der Nähe einiger einzelnen, auf der Straße von hier nach Brüssel belegenen Häuser, la Belle-Alliance genannt, vor und einen besseren Namen dieses wichtigen Tages kann es wohl nicht geben. Die französische Armee ist in einer völligen Auflösung und eine außerordentliche Menge Geschütze wurde erobert. Die Zeit erlaubt es mir nicht, Ew. Excellenz in diesem Augenblicke mehreres mitzutheilen. Ich behalte mir die Details vor und bitte Dieselben nur, den guten Berlinern diese frohe Nachricht mitzutheilen. Hauptquartier Genappe, den 19. Juni, Morgens 5½ Uhr. Blücher.""

„Der Lieutenant Nernst fügt noch Folgendes mündlich hinzu: Bei seinem Abgange hatte man bereits 192 Kanonen und mehr als das Doppelte an Munitions- und Proviantwagen gezählt. Die gesammten Equipagen Bonaparte's und seiner Generale sind in unsere Hände gefallen. Der General Duhesme, der eine Abtheilung der alten Garde commandirte, war tödtlich blessirt und mit zwei Adjutanten gefangen. Die ganze Nacht hindurch hatte der General-Lieutenant Graf v. Gneisenau mit der ganzen Armee den Feind verfolgt, jedoch nirgends eine Gegenwehr gefunden. Der Fürst Blücher war im Begriff, sein Hauptquartier nach Charleroi zu verlegen. Bonaparte floh auf Avesne, von der englischen Armee über Nivelles verfolgt."

Der Gouverneur ordnete sogleich einen feierlichen Einzug und festlichen Empfang des Siegesboten von Seiten der Stadt an. Er ersuchte den Lieutenant Nernst, sich in das, eine halbe Stunde von Berlin an der Straße von Potsdam liegende, Dorf Schöneberg zu begeben, von wo er am Mittag feierlich eingeholt werden sollte. Lieutenant Nernst erbat und erhielt für einige Stunden Urlaub, um seiner jungen Gattin, einer Tochter des geheimen Rathes Dr. Formey, die überraschende Freude des Wiedersehens zu bereiten. Er begab sich hierauf nach Schöneberg, wo er für sich ein Reitpferd aus dem königlichen Marstalle und dreißig Postillone in Staatsuniform fand. Die königlichen Prinzessinnen begaben sich, um den Siegesboten bei sich zu empfangen, von Charlottenburg nach Berlin. Gegen Mittag ritten der Gouverneur Graf Kalkreuth und der commandirende General der Marken v. Brauchitsch dem Courier entgegen, empfingen ihn beim Chausseehause und gaben ihm jeder einen Adjutanten zur

Begleitung in die Stadt mit. Den Zug eröffneten von Schöneberg aus dreißig blasende Postillone, geführt von den Hof-Postsecretairs Herren Hoppe, Bock und Albrecht. Vor dem Courier ritt eine Abtheilung Garde-Ulanen. Ihn umgab ein zahlreiches militairisches Gefolge. Den Schluß machte eine zweite Abtheilung Cavallerie. Der Zug ging durch das Leipziger Thor, die Wilhelmstraße, die Linden entlang nach dem Palais des Königs, woselbst der Courier abstieg und von den Prinzen und Prinzessinnen huldreichst empfangen wurde; hierauf nach dem königlichen Schlosse zum Prinzen Heinrich und zur Frau Prinzessin Wilhelm, welcher die erfreuliche Nachricht über das Wohlbefinden ihres Gemahls, der das Gefecht bei Plancenois entschieden hatte, mitgetheilt wurde. Durch Kanonensalven wurde der Stadt der Sieg verkündet; am Abend war allgemeine Erleuchtung; der Jubel war groß. —

An den General v. d. Knesebeck, welcher sich damals noch in Berlin befand, schrieb Blücher: „Mein Freund, die schönste Schlacht ist geschlagen, der herrlichste Sieg erfochten. Das Detail wird erfolgen. Ich denke, die Bonapartistische Geschichte ist nun wohl ziemlich zu Ende. La Belle-Alliance, den 19. früh. Ich kann nicht mehr schreiben, denn ich zittere an allen Gliedern. Die Anstrengung war zu groß.“*) Wie sehr ergriffen der greise Feldherr sich fühlte, ersehen wir aus zwei kurzen Mittheilungen aus Noyelle-sur-Sambre vom 22. Juni. An den Fürsten Hardenberg schrieb er an diesem Tage: „Napoleon hat Alles verloren; sein Geld, seine Juwelen und seine ganze Equipage sind Eigenthum meiner braven Truppen geworden. Er wurde so überrascht, daß er aus dem Wagen sprang. Meine Kräfte fangen an abzunehmen; sobald es hier zu Ende ist, reise ich ab, sonsten gehe ich drauf.“ Das „Draufgehen“ war nicht mehr in der früheren Bedeutung des „Drauflosgehens“ gemeint. Und an den Minister Stein schrieb er: „Ich wünsche, es wäre hier zu Ende, ich sehne mir nach Ruhe.“

Unerschüttert und durch die Anstrengung noch gesteigert war Gneisenau's Rüstigkeit. Er war die ganze Nacht hindurch an der Spitze der Verfolgung geblieben; ihm war es darum zu thun, dem Feinde nicht Rast noch Ruhe zu gönnen, auch am folgenden Tage nirgend einen Sammelpunkt gewinnen zu lassen. Wäre es Napoleon möglich geworden, am 20. oder 21. die Trümmer seines

*) Der Fürst befand sich am 19. früh nicht in dem Wirthshause von la Belle-Alliance, sondern in Genappe; seinen Brief datirte er vom Schlachtfelde, um sich kurz zu fassen.

Heeres zusammenzuraffen, mit Grouchy vereint sich uns entgegenzustellen, es würde sehr zweifelhaft gewesen sein, ob Blücher und Wellington mit ihren, ebenfalls in sehr ungeordnetem Zustande sich befindenden, Truppen im Stande gewesen sein würden, eine Schlacht anzunehmen. Gneisenau war, nach kurzer Besprechung mit Blücher in Genappe, von hier mit einer kleinen Abtheilung Reiterei auf der Chaussee von Charleroi weiter bis nach Frasne geritten. Der Feind räumte letztern Ort ohne Widerstand. Von einigen Schwadronen verschiedener Regimenter und einer Abtheilung des Füsilier-Bataillons des 15. Regiments gefolgt, erreichte Gneisenau das, an der Chaussee liegende, Gasthaus „Zum Kaiser". Hier warf sich der General auf ein Strohlager zu kurzer Rast; bald riefen ihn die frühen Sonnenstrahlen des 19. Juni wieder in das Feld. Er eilte zu Blücher zurück und schrieb in Genappe sogleich nachstehenden, zum großen Theil von dem Feldmarschall ihm dictirten, Tagesbefehl:

„An die Armee des Niederrheins!

„Brave Officiere und Soldaten der Armee vom Niederrhein! Ihr habt große Dinge gethan, tapfere Waffengefährten! Zwei Schlachten habt ihr in drei Tagen geliefert. Die erste war unglücklich und dennoch war euer Muth nicht gebeugt. Mit Mangel hattet ihr zu kämpfen und dennoch trugt ihr ihn mit Ergebung. Ungebeugt durch ein widriges Geschick tratet ihr mit Entschlossenheit 24 Stunden nach einer verlorenen, blutigen Schlacht den Marsch zu einer neuen an, mit Zuversicht zu dem Herrn der Heerschaaren, mit Vertrauen zu euren Führern, mit Trotz gegen eure siegtrunkenen, übermüthigen, eidbrüchigen Feinde, zur Hülfe der tapfern Briten, die mit unübertroffener Tapferkeit einen schweren Kampf fochten. Die Stunde der Entscheidung aber sollte schlagen und kund thun, wer ferner herrschen sollte, ob jener ehrsüchtige Abenteurer oder friedliche Regierungen. Das Schicksal des Tages schwankte furchtbar, als ihr aus dem euch verbergenden Walde hervorbrachet gerade in den Rücken des Feindes, mit dem Ernst, der Entschlossenheit und dem Selbstvertrauen geprüfter Soldaten, um Rache zu nehmen für das vor 48 Stunden erlittene Unglück. Da donnertet ihr in des Feindes erschrockene Reihen hinein und schrittet auf der Bahn des Sieges unaufhaltsam fort. Der Feind in seiner Verzweiflung führte nun sein Geschütz und seine Waffen gegen euch, aber euer Geschütz schleuderte den Tod in seine Reihen und euer stetes Vorschreiten brachte ihn in Verwirrung, dann zum Weichen und endlich zur regellosesten Flucht. Einige hundert

Geschütze mußte er euch überlassen, und seine Armee ist aufgelöst. Noch weniger Tage Anstrengung wird sie vollends vernichten, jene meineidige Armee, die ausgezogen war, um die Welt zu beherrschen und zu plündern. Alle großen Feldherren haben von jeher gemeint, man könne mit einer geschlagenen Armee nicht sogleich darauf wieder eine Schlacht liefern. Ihr habt den Ungrund dieser Meinung dargethan und gezeigt, daß tapfere, geprüfte Krieger wohl können überwunden, aber ihr Muth nicht gebeugt werden. Empfangt hiermit meinen Dank, ihr unübertrefflichen Soldaten, ihr meine hochachtbaren Waffengefährten; ihr habt euch einen großen Namen gemacht. So lange es Geschichte giebt, wird sie euer gedenken. Auf euch, ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruht mit Sicherheit das Glück eures Königs und seines Hauses.

„Nie wird Preußen untergehen, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen!

„Genappe, den 19. Junius 1815.

v. Blücher.“

Achtundvierzigstes Kapitel.



Drei Namen für eine Schlacht. — Die Verlustlisten. — Wanderungen über das Schlachtfeld. — Verabredung und Befehl zur Verfolgung des Sieges. — Die Schlachtberichte: A. der preußische; B. der englische; C. der französische.

In der Freude ihres Herzens über den Sieg hatten die Heldenväter bei ihrer gegenseitigen Beglückwünschung vergessen, Abrede zu nehmen, wie das Kindlein heißen sollte. Blücher sandte am 19. den bairischen Militair-Bevollmächtigten, Prinzen von Thurn und Taxis, an Wellington mit dem Vorschlage: die Schlacht nach dem Orte, wo sie beendet worden und wo ihre Begegnung stattgefunden, zu benennen, wodurch zugleich an den „schönen Bund" erinnert werde, durch welchen die beiden Nationen, Engländer und Preußen, diesen ruhmvollen Sieg erfochten hätten. Für solche poetische Anspielungen hatte Wellington keinen Sinn. Er gab dem Prinzen eine unbestimmte Antwort. Denselben Auftrag erhielt auch General Müffling. „Um Mitternacht," erzählt er, „nach Waterloo von der Verfolgung zurückgekehrt, die ich mit der preußischen Armee bis Genappe fortgesetzt hatte, sagte ich dem Herzoge: der Feldmarschall werde die Schlacht „Belle-Alliance" nennen. Er gab mir keine Antwort darauf und ich bemerkte sogleich, daß er nicht die Absicht hatte, ihr diesen Namen zu geben.

„Ob er nun fürchtete, sich selbst oder seiner Armee dadurch etwas zu vergeben — ich weiß es nicht, indeß er hatte in seinem vorläufigen Berichte nach England die Schlacht wahrscheinlich bereits „Schlacht bei Waterloo“ genannt, denn er war gewohnt, seine in Indien und Spanien gewonnenen Schlachten nach seinem Hauptquartiere zu benennen.“*)

Hiermit übereinstimmend bemerkt der englische Geschichtschreiber: „Der Umstand, daß der Herzog sein Hauptquartier in dem Dorfe Waterloo aufgeschlagen hatte, und daß der Name desselben der englischen Aussprache gleichlautender ist, als jeder andere Ort in der Nähe des Schlachtfeldes, hat diesem ewig denkwürdigen Kampf bei den Briten die Benennung der Schlacht bei Waterloo gegeben.“**) Sonderbarer Weise wählte ein jeder der drei Feldherren für die Schlacht einen anderen Namen, und zwar nach Orten, bei denen gar nicht gefochten wurde; denn weder haben die Engländer in Waterloo, noch die Franzosen in Mont St. Jean, noch die Preußen bei Belle-Alliance ein Gewehr abgefeuert. Wie groß auch der Gewinn der Riesenschlacht — „bataille de géants“ nennt sie Wellington in einem Briefe an den Fürsten Schwarzenberg — war, der dafür eingesetzte Preis war kein geringer und an den Lorbeerkränzen der Sieger hingen schwere Tropfen des Blutes und der Thränen.

Der Verlust der drei preußischen Armeecorps, welche Antheil an der Schlacht von Belle-Alliance nahmen, betrug an Todten, Verwundeten und Vermißten 6775 Mann, davon hatte das Bülowsche Corps allein 1154 Todte und 3869 Verwundete. Der Verlust des dritten Armeecorps am 18. und 19. Juni bei Wavre betrug 2476 Mann.

Bei Wellingtons Heer betrug der Verlust und zwar: der Briten (Engländer, Schotten und Irländer) an Todten 1419 (dabei 85 Officiere), an Verwundeten 5000, darunter 365 Officiere; der holländisch-belgischen Truppen 4000 an Todten, Verwundeten und Vermißten; der deutschen Legion 362 Todte, 1010 Verwundete; Hannoveraner 300 Todte, 1100 Verwundete; Braunschweiger 154 Todte, 456 Verwundete; Nassauer 254 Todte, 390 Verwundete.

Wohl niemals war ein Schlachtfeld von einer so großen Anzahl getödteter und verwundeter Pferde bedeckt. Die Engländer gaben ihren Verlust an Pferden

*) Müffling, Aus meinem Leben. 2. Aufl. S. 217.
**) Siborne II. 191.

auf 1334, den ihrer Verbündeten auf 1007 Stück an. Nimmt man das Gedoppelte für den Pferdeverlust der Franzosen an, so mag man sich eine Vorstellung machen; der Geruchsnerven hierbei nicht zu gedenken.

Ueber den Verlust, welchen das französische Heer in dieser Schlacht erlitten hat, ist es nie möglich gewesen, etwas Zuverlässiges festzustellen, da man sich bei der heißen Jahreszeit beeilen mußte, die Leichname unter die Erde zu bringen, wobei man sich mit Zählen und Sortiren der Nationalitäten nicht aufhalten konnte. Außerdem fehlte es auch auf diesem Schlachtfelde nicht an Raubgesindel, welches schon am Tage nach der Schlacht die Todten völlig entkleidete, auch mit den nöthigen Instrumenten zum Ausbrechen der Zähne versehen war, da diese, zumal die Vorderzähne der Engländer, in Paris und London ein gesuchter Handelsartikel zur Anfertigung künstlicher Gebisse waren. Erst in späteren Jahren, als die Knochen zur Bereitung eines Düngepulvers, die eingegrabenen Leichname, selbst nach der Verwesung, zu parfümirten Seifen und Stearinkerzen verwendet wurden, gingen auch von diesen geweihten Ueberresten ansehnliche Schiffsladungen nach England.

Annähernd läßt sich der Verlust des französischen Heeres dadurch bestimmen, daß wir wissen: Napoleon führte am 18. Juni 75- bis 80,000 Mann zur Schlacht; von diesen Truppen erreichten bis zum 1. Juli Paris 35,000 Mann. Demnach würde der Verlust in der Schlacht selbst auf 30,000 Todte und Verwundete geschätzt werden können; die Anzahl der Gefangenen belief sich auf 7000. Da Napoleon für keinen Rückhalt gesorgt hatte, war es ihm nicht möglich, die geschlagene Armee zu sammeln und selbst während des, nach einigen Tagen geordneten, Rückzuges verloren sich, noch bevor man bei Paris angekommen war, mehrere Tausende, welche den Suppentopf am friedlichen Heerde bei der Mama den Wagnissen des Schlachtfeldes vorzogen.*) Von 250 Kanonen, welche Napoleon am 18. auf das Schlachtfeld führte, waren ihm am 19. nur etwa noch 50 geblieben. —

Ein lebendiges Bild von dem Todtenacker des Schlachtfeldes zu erhalten, vertrauen wir uns der Führung eines Freiwilligen des Jäger-Detachements des 25. Regiments an, dessen Füsilier-Bataillon bereits in der Nacht vorauf nach

---

*) Untersuchungen über den Verlust des französischen Heeres findet man bei Charras, a. a. O. S. 315.

Genappe marschirt war. „Das erste günstige Zeichen," erzählt unser Freiwilliger, „welches wir am 19. bei Tagesanbruch erblickten, war eine lange Reihe französischer Geschütze, welche durch Artilleriefuhrwerke unseres ersten Armeecorps vermehrt wurde. Gleich darauf kam das Regiment bei dem Lager der Nassauer vorüber, die durch ihr gelbes Lederzeug auffielen. Hier war es, wo einer vorüberfahrenden englischen Zwiebacksolonne ein Sack aufgegangen und auf den Boden verstreut war. Die Jäger, welche seit vier Tagen kein Brot gehabt hatten, warfen sich darüber her und nach vergeblichem Einspruch überließen die Engländer, die über solchen Heißhunger sehr verwundert schienen, den Jägern ihre Beute. Jetzt betraten wir das eigentliche Schlachtfeld, welches an dieser Stelle mit französischen und englischen Cavalleristen nebst ihren Pferden wie besät war. Mitten darunter wurde Halt gemacht. Jäger und Soldaten eigneten sich die reichgefüllten, ledernen Vorrathstaschen der englischen Dragoner an oder beschauten sich die Biwacht der Engländer und Schotten zur Rechten, welche mit Kochen beschäftigt waren. Als wieder aufgebrochen wurde, kam das Regiment an ein wahres Leichenfeld, so daß ausgewichen und seitwärts einen Abhang hinunter marschirt werden mußte, bis wir jenseit des Grundes die Chaussee erreichten. Bald darauf kamen wir vor einem Gehöft vorbei, welches als das Wirthshaus „la Belle-Alliance" bezeichnet wurde. Noch wußten wir nicht, daß dies Haus der Schlacht den Namen geben werde.

„Die Chaussee war so mit feindlichen Geschützen verfahren und mit todten Menschen und Pferden bedeckt, daß die Marschcolonne nicht durchkommen konnte und auf die Ränder des Hohlweges sich hinaufbegeben mußte; der ganze Weg bis Genappe bot denselben Anblick dar. In dem Dorfe empfing Major v. Witzleben die Bataillone und sagte, daß, obgleich der Ort völlig ausgeplündert sei, er doch für Lebensmittel gesorgt hätte. Diese wurden vertheilt und Wein, der in den Kellern, statt in den Fässern befindlich war, gab es auch." *)

Wohlthuend ist es nach beendetem Kampfe auf der Walstatt Zügen des Mitgefühls und der Menschenliebe zu begegnen.

„Am anderen Morgen," (den 19.) erzählt Graf Henkel, „bekam ich den Befehl, mit meinen Truppen (Oberst Henkel commandirte die 1. Brigade der Reserve-Cavallerie des ersten Armeecorps) das, was auf dem Schlachtfelde an

*) Nobiling, Ein Beitrag zur Geschichte des 25. Inf.-Reg. S. 38.

Kanonen, Waffen u. s. w. stehen und liegen geblieben war, zur Hälfte — halbpart! hatte Blücher Wellington zugerufen — zu sammeln. Da ich dabei nichts Besonderes weiter zu thun hatte, besah ich mir das Schlachtfeld und fand bei dieser Gelegenheit an einer Hecke einen französischen Artillerie-Officier, dessen Bein zerschmettert war, in einem traurigen Zustande. Nachdem ich ihm hatte Wein reichen lassen, rief ich einen Regimentsarzt herbei, der die Amputation für nothwendig erklärte. Der Verwundete erklärte sich einverstanden, worauf ihm auf einem, aus dem Dorfe herbeigeholten, Tische das Bein abgenommen wurde, wobei ich und Andere hülfreiche Hand leisteten. Während dem flog kaum 80 Schritt von uns ein Pulverwagen in die Luft. Man kann sich die Erschütterung denken; sie störte aber den Regimentsarzt nicht im Mindesten in seiner Operation. Ich sorgte dafür, daß der junge Officier nach Brüssel gebracht wurde und habe späterhin zu meiner Freude erfahren, daß er gänzlich geheilt den Seinigen wieder geschenkt worden ist.

„Nach Beendigung unserer Aufgabe marschirten wir nach Genappe, wo einige Stunden geruht wurde. Hier war die Bagage und der Wagen Napoleons erbeutet worden; Major v. Keller verehrte mir eine Hand voll Brillanten für meine Frau und war sehr dankbar von mir dafür ein frugales Mittagbrod zu erhalten." *)

In Betreff der Verfolgung des Feindes war bei der nächtlichen Begegnung der beiden Feldherren verabredet worden, daß Blücher noch während der Nacht ohne Aufenthalt auf der Straße von Charleroi weiter marschiren lassen werde, Wellington am folgenden Tage aus seinen Biwachten aufbrechen und über Nivelles und Binche an die französische Grenze rücken solle. Die Sorge für die Verpflegung machte es nothwendig, auf aus einander gelegenen Straßen gegen Paris zu marschiren; denn darüber, daß die Hauptstadt Frankreichs das Ziel sei, auf welches gemeinschaftlich losgesteuert werden müsse, waren beide Feldherren heut schon einverstanden. Blüchers Marschbefehl, aus Genappe in der Mitternachtstunde vom 18. zum 19. erlassen, war kurz gefaßt: „Das vierte Corps folgt dem Feinde so, daß er sich nicht wieder setzen und formiren kann. — Das zweite Corps schneidet den Marschall Grouchy ab. — Das erste Corps folgt dem vierten zur Unterstützung."

---

*) Graf Henkel, Erinnerungen. S. 359.

Wir haben oben bereits erwähnt, daß kleine Abtheilungen der Füsilier-Bataillone des 25. und 15. Regiments, ohne längeres Verweilen in Genappe, eben so einzelne Schwadronen noch während der Nacht die Verfolgung, welche Gneisenau in Person betrieb, bis in die Gegend von Frasne und Mellet fortsetzten. Das vierte Armeecorps marschirte bei Tagesanbruch von Genappe nach Mellet und sammelte hier die durch Gefecht und Verfolgung aus einander gekommenen Brigaden.

Das 8. Husaren-Regiment wurde gegen Wavre entsendet, um Grouchy zu beobachten. Der Oberst-Lieutenant v. Schill und Major v. Colomb wurden mit einer starken Abtheilung Reiterei ebenfalls ausgeschickt, die Bewegung Grouchy's zu beobachten. Das vierte Corps bezog Biwachten bei Fontaine l'Evêque; es war bestimmt, längs der Sambre die Straße auf Maubeuge zu verfolgen.

Das erste Armeecorps wurde am 19. dem Feinde von Charleroi nachgeschickt. General Ziethen schickte leichte Reiterei vorauf, die Uebergänge über die Sambre bei Châtelet, Charleroi und Marchienne zu besetzen; nirgend zeigte sich der Feind. In der Nacht vom 19. zum 20. lagerte das erste Armeecorps bei Charleroi, die Sambre vor sich behaltend. Da man über Grouchy nichts Bestimmtes wußte, wurden Streifpartien gegen Fleurus hin entsendet.

Der Feldmarschall verlegte am 19. sein Hauptquartier nach Gosselies, am 20. nach Solre-sur-Sambre. Von hier aus schrieb er:

„Ich habe mich von meinem Falle wieder erholt; aber schon wieder ist mir ein Pferd blessirt. Nun glaube ich wohl nicht so bald oder vielleicht gar nicht mehr zu großen Gefechten zu kommen. Unser Sieg ist der vollkommenste, der je erfochten worden. Napoleon ist in der Nacht ohne Hut und Degen entwischt. Seinen Hut und Degen schicke ich heut an den König. Sein überaus reicher Staatsmantel und sein Wagen sind in meinen Händen. Auch sein Perspectiv, wodurch er uns am Tage der Schlacht besehen hat, besitze ich. Seine Juwelen und alle Preciosen sind unseren Truppen zur Beute geworden. Von seinen Equipagen ist ihm nichts geblieben. Mancher Soldat hat 5- bis 6000 Thaler Beute gemacht. Napoleon war im Wagen, um sich zurückzubegeben, als er von unseren Truppen überrascht wurde. Er sprang heraus, warf sich ohne Degen zu Pferd, wobei ihm der Hut abgefallen und so ist er wahrscheinlich, durch die

Nacht begünstigt, entkommen.*) Die Folgen dieses Sieges sind nicht zu berechnen und Napoleons Untergang geht daraus hervor."

Die Niederlage des Kaisers auf den Feldern von Belle-Alliance war nur eine Bestätigung der Erfahrung, welche sich bereits bei Unterzeichnung der ersten Abdankung in Fontainebleau ihm aufdringen mußte, an die er jedoch damals nicht glaubte: die nämlich, daß seine Zeit vorüber sei. Einer seiner Officiere, der ihm die größte Hingebung bewiesen hat, Fleury de Chaboulon, bemerkt sehr treffend: „Die Napoleonische Idee war besiegt und tritt einmal eine solche Zeit ein, so ist es auch mit der Sache zu Ende."**)

Gneisenau, der Mann der That mit dem Degen in der Faust, war zugleich auch der Mann des Gedankens mit der Feder in der Hand. Der von ihm verfaßte Armeebericht über die Gefechte und Schlachten am 15., 16. und 18. zählt, was den historischen Styl, die übersichtliche Darstellung der Hauptmomente, die lebendige Schilderung der großartigsten Scenen, welche jemals auf einem Schlachtfelde sich begeben, betrifft, zu den trefflichsten Meisterwerken dieser Art:

A. Armeebericht der preußischen Armee vom Niederrhein.

„Es war am 15. Junius, als Napoleon die Feindseligkeiten begann, nachdem er am 14. fünf Armeecorps und die Garde zwischen Maubeuge und Beaumont zusammengezogen hatte. Die Concentrationspunkte der vier preußischen Armeecorps waren: Fleurus, Namur, Ciney und Hanut, und so gelegen, daß die Armee auf einem dieser Punkte in 24 Stunden versammelt sein konnte.

„Napoleon drang am 15. über Thuin auf beiden Seiten der Sambre gegen Charleroi vor. Der General Ziethen hatte das erste Armeecorps bei Fleurus zusammengezogen und bestand an dem Tage ein heftiges Gefecht mit dem Feinde, der, nachdem er Charleroi genommen, gegen Fleurus marschirte. General Ziethen behauptete seine Stellung bei Fleurus.

„Der Feldmarschall Blücher war gesonnen, dem Feinde so schnell wie möglich

*) Dichtung und Wahrheit gemischt.

**) Fleury de Chaboulon, Mémoires etc. II. chap. VII. Wenn in unseren Tagen der Neffe des Onkels „die Napoleonische Idee" wieder zu erwecken und durch sie das europäische Völker- und Staatsleben in eine gesunde Bewegung zu bringen versucht, so sollte er sich bei seinen galvanischen Experimenten: Todtes zu beleben, an das Schlachtfeld von Waterloo und an Fleury de Chaboulons Ausspruch erinnern.

eine große Schlacht zu liefern; die drei übrigen Armeecorps der Preußen waren dem zufolge gegen Sombref (anderthalb Stunden von Fleurus) in Marsch gesetzt worden, wo das zweite und dritte den 15. und das vierte den 16. eintreffen mußte. Lord Wellington hatte seine Armee den 15. bei Ath und Nivelles zusammengezogen und war auf diese Art im Stande, im Fall es am 16. zur Schlacht kommen sollte, den Feldmarschall zu unterstützen."

Schlacht am 16. Junius bei Ligny.

„Die preußische Armee stand auf den Höhen zwischen Bry und Sombref hinaus, die Dörfer Ligny und St. Amand in der Front stark besetzt haltend. Drei Armeecorps waren indeß nur versammelt; das vierte, welches zwischen Lüttich und Hanut gestanden hatte, war in seiner Bewegung durch allerlei Zufälligkeiten verspätet worden und nicht herangekommen. Nichts destoweniger entschloß sich der Feldmarschall, zu schlagen, da Lord Wellington bereits eine starke Abtheilung seines Heeres, sowie alle seine, bei Brüssel stehenden, Reserven ihm zur Unterstützung in Marsch gesetzt hatte, und das vierte Armeecorps erwartet wurde.

„Um 3 Uhr Nachmittags begann die Schlacht. Der Feind entwickelte über 130,000 Mann; 80,000 Mann war das preußische Heer stark. Das Dorf St. Amand ward zuerst vom Feinde angegriffen und nach heftiger Gegenwehr genommen. Hierauf wandte sich der Feind gegen Ligny. Ligny ist ein sehr großes, massiv gebautes Dorf längs des Ligny-Baches. Hier nun begann ein Kampf, der unter die hartnäckigsten zu rechnen ist, die je gekämpft worden sind. Sonst werden Dörfer genommen und wieder genommen, hier aber dauerte das Gefecht fünf Stunden lang im Dorfe selbst und bewegte sich nur durch geringe Räume vor- und rückwärts. Unaufhörlich rückten von beiden Seiten frische Truppen ins Gefecht. Jeder hatte hinter derjenigen Abtheilung des Dorfes, die von ihm besetzt war, große Massen Infanterie aufgestellt, die das Gefecht ununterbrochen nährten und ihrerseits wieder von rückwärts her unaufhörlich ergänzt wurden, und von dies- und jenseits liegenden Höhen herab war das Feuer von beinahe 200 Geschützen beider Armeen gegen das Dorf gerichtet, das an vielen Orten zugleich in Brand gerathen war. Nach und nach hatte sich das Gefecht längs der ganzen Stellung ausgedehnt, denn auch gegen das dritte Armeecorps bei Sombref hatte der Feind viele Truppen entwickelt; bei

Ligny lag die Entscheidung. Manches versprach den preußischen Waffen eine günstige Wendung, denn ein Theil des Dorfes St. Amand war von einem Bataillon unter persönlicher Anführung des Feldmarschalls dem Feinde wieder entrissen und eine Anhöhe wieder genommen worden, die nach dem Verluste von St. Amand unserer Seits verlassen worden war. Bei Ligny jedoch stand die Schlacht mit gleicher Wuth. Jetzt war der Augenblick, wo das Erscheinen der Engländer oder die Ankunft des vierten Armeecorps entschieden haben würde; denn kam das vierte Armeecorps an, so hätte der Feldmarschall unverzüglich einen Angriff mit dem rechten Flügel gemacht, der seinen Erfolg nicht verfehlt haben würde. Doch es ging die Nachricht ein, daß die, zu unserer Unterstützung bestimmte, Abtheilung des englischen Heeres selbst von einem Armeecorps der Franzosen angegriffen worden sei und sich nur mit Anstrengung in ihrer Stellung bei Quatrebras behauptet habe, das vierte Armeecorps blieb ebenfalls aus, und so waren wir denn angewiesen, der großen Uebermacht allein zu widerstehen. Es war bereits weit in der Dämmerung und immer noch wüthete die Schlacht bei Ligny gleich mörderisch und gleich unentschieden fort. Es wuchs die Noth unter vergeblichem Sehnen nach Hülfe. Alle Truppenabtheilungen waren im Gefecht oder hatten gefochten und keine frischen Truppen waren mehr zur Hand. Plötzlich griff eine Abtheilung feindlicher Infanterie, die unter Begünstigung der Dämmerung sich auf der einen Seite um das Dorf herumgeschlichen hatte, während auf der andern einige Cürassier-Regimenter durchbrachen, unsere hinter dem Dorfe aufgestellten Massen im Rücken an. Diese Ueberraschung des Feindes entschied; doch ward sie nur dann erst entscheidend, als unsere Cavallerie, die hinter dem Dorfe auf den Höhen aufgestellt war, in wiederholten Angriffen von der feindlichen Cavallerie zurückgeschlagen worden war.

„Unsere hinter Ligny aufgestellte Masse Infanterie, wenn schon sie sich zum Rückzuge genöthigt sah, ließ sich jedoch durch die Ueberraschung des Feindes bei der Dunkelheit, die dem Menschen jede Gefahr vergrößert, sowie dadurch, daß sie von allen Seiten umringt war, nicht irre machen. In Vierecke gestellt schlug sie alle Cavallerieangriffe kaltblütig ab und zog sich mit Ruhe auf die Höhen zurück, von wo der weitere Marsch gegen Tilly fortgesetzt wurde. Durch das plötzliche Vorbrechen der feindlichen Cavallerie hatten mehrere unserer Geschütze im schnellen Abziehen Richtungen eingeschlagen, wo sie in Defiléen geriethen, in welchen sie sich verfuhren. Funfzehn Stück fielen auf diese Weise

dem Feinde in die Hände. Eine Viertelmeile weit vom Schlachtfelde stellte sich die Armee wieder auf, der Feind wagte nicht zu folgen. Das Dorf Bry blieb die Nacht über noch von uns besetzt, ebenso Sombref, wo der General Thielemann mit dem dritten Armeecorps gefochten hatte und sich mit anbrechendem Tage langsam nach Gembloux zurückzog, wo das vierte Armeecorps unter dem General Bülow in der Nacht eingetroffen war. Das erste und zweite Corps gingen am andern Morgen hinter das Defilée von Mont St. Guibert. Unser Verlust an Todten und Verwundeten war groß, an Gefangenen hatten wir nichts als einen Theil unserer Verwundeten verloren. Wenn schon die Schlacht verloren war, so war sie es doch so ehrenvoll als möglich. Unsere Truppen hatten mit einer Tapferkeit gefochten, die nichts zu wünschen übrig ließ; darum war auch bei Niemand der Muth gebeugt, denn die Zuversicht auf die eigene Kraft war nicht erschüttert worden.

„An diesem Tage schwebte der Feldmarschall in großer Gefahr. Ein Cavallerieangriff, wo er sich selbst an der Spitze befand, war mißlungen. Als die feindliche Reiterei schnell verfolgte, durchbohrte ein Schuß das Pferd des Feldmarschalls. Der Schuß hemmte jedoch nicht des Pferdes Lauf. Der Schmerz trieb es vielmehr immer heftiger zu convulsivischen Sprüngen an, bis es endlich im vollen Rennen todt zu Boden stürzte. Der Feldmarschall lag, vom gewaltsamen Schmerze betäubt, unter dem todten Pferde. Die feindlichen Cürassiere jagten in der Verfolgung heran; unsere letzten Reiter waren schon beim Feldmarschall vorüber, nur ein Adjutant war bei ihm, vom Pferde abgesprungen, stand er neben ihm, sein Schicksal zu theilen entschlossen. Die Noth war groß, doch der Himmel wachte über uns. Die Feinde jagten in wilder Eile vorüber, ohne den Feldmarschall zu bemerken, und ebenso jagten sie noch einmal bei ihm vorbei, als die Unsrigen sie wieder zurückgeworfen hatten. Jetzt erst brachte man mit Mühe den Feldmarschall unter dem todten Pferde hervor, wo er so dann ein Dragonerpferd bestieg.

„Am 17. Junius Abends hatte sich die preußische Armee bei Wavre enger zusammengezogen. Napoleon setzte sich an dem Tage gegen Lord Wellington auf der großen Straße von Charleroi nach Brüssel in Bewegung. Bei Quatrebras bestand eine Abtheilung der englischen Armee am 16. ein heftiges Gefecht mit dem Feinde. Lord Wellington hatte am 17. auf der Brüsseler Straße eine Stellung genommen mit dem rechten Flügel gegen Braine-la-Leud, mit der

Mitte bei Mont St. Jean und mit dem linken Flügel gegen la Haye. In dieser Stellung, schrieb Lord Wellington an den Feldmarschall, sei er Willens, die Schlacht anzunehmen, wenn der Feldmarschall ihn mit zwei Armeecorps unterstützen wollte. Der Feldmarschall versprach, mit der ganzen Armee zu kommen und schlug selbst vor, im Fall Napoleon nicht angriffe, ihn am andern Tage mit gesammter Macht anzugreifen. Hieraus mag man ermessen, wie wenig die Schlacht am 16. die preußische Armee zerrüttet und ihre moralische Kraft geschwächt hatte. So ward die Schlacht beschlossen."

Schlacht am 18. Junius.

„Mit Tagesanbruch brach die preußische Armee auf; das vierte und das zweite Armeecorps wurden über St. Lambert hinaus in Marsch gesetzt, wo sie sich in dem Walde von Frischermont verdeckt aufstellen sollten, um im günstigen Augenblicke in des Feindes Rücken vorzubrechen. Das erste Armeecorps erhielt seine Richtung über Ohain in des Feindes rechte Flanke; das dritte Armeecorps sollte zur Unterstützung langsam folgen. Um zehn Uhr Vormittags begann die Schlacht. Die britische Armee stand auf den Höhen von Mont St. Jean, die französische auf den Höhen vorwärts Plancenois, die englische Armee war gegen 80,000 Mann stark, die feindliche zählte über 130,000. Es dauerte nicht lange, so war die Schlacht allgemein auf der ganzen Linie. Napoleon schien die Absicht zu haben, den englischen linken Flügel und das Centrum zu werfen und so die Trennung der englischen von der preußischen Armee, die er gegen Mastricht im Rückzuge glaubte, zu vollenden. Er hatte deshalb den größten Theil seiner Reserven im Centrum gegen seinen rechten Flügel hin aufgestellt und bestürmte hier die Engländer mit unglaublicher Heftigkeit. Die britische Armee focht unübertrefflich, an der Tapferkeit der Schotten scheiterten die Angriffe der alten Garden, und bei jedem Zusammentreffen wurde die französische Cavallerie von der englischen geworfen oder zerstreut. Doch Napoleons Uebermacht war zu groß, er drückte fort und fort mit gewaltigen Massen gegen die Engländer, und so standhaft auch diese sich noch immer in ihrer Stellung behaupteten, so mußten so große Anstrengungen doch ihre Grenze endlich erreichen.

„Es war halb fünf Uhr Nachmittags. Das sehr schwierige Defilée von St. Lambert hatte den Marsch der preußischen Colonnen bedeutend aufgehalten, so daß vom vierten Armeecorps erst zwei Brigaden in ihrer verdeckten Auf-

andern die Generale Mouton, Duhesme und Compans, und daß bis jetzt schon 300 Geschütze und über 500 Pulverwagen in unseren Händen sind.

„Selten ist ein solch vollkommener Sieg erfochten worden, und beispiellos ist es, daß eine Armee den zweiten Tag nach einer verlorenen Schlacht einen solchen Kampf unternommen und so glänzend bestanden hat. Ehre dem Heere, in welchem solche Standhaftigkeit und so frommer Muth sich darthun! Im Mittelpunkte der französischen Stellung, ganz auf der Höhe, liegt eine Meierei, la Belle-Alliance genannt, wie ein Fanal rings umher sichtbar; dorthin war der Marsch aller preußischen Colonnen gerichtet. Auf dieser Stelle befand sich Napoleon während der Schlacht; von hier aus gab er seine Befehle, von hier aus wollte er den Sieg erringen und hier entschied sich seine Niederlage; hier endlich trafen in der Dunkelheit durch eine anmuthige Gunst des Zufalls der Feldmarschall und Lord Wellington zusammen und begrüßten sich gegenseitig als Sieger.

„Zum Andenken des, zwischen der britischen und preußischen Nation jetzt bestehenden, von der Natur schon gebotenen Bündnisses, der Vereinigung der beiden Armeen und der wechselseitigen Zutraulichkeit der beiden Feldherren, befahl der Feldmarschall, daß diese Schlacht die Schlacht von Belle-Alliance genannt werden sollte.

„Hauptquartier Merbes-le-Château, den 20. Junius 1815.

Auf Befehl des Feldmarschalls Fürsten Blücher:

Der General Graf v. Gneisenau."

An einen, unter den unmittelbaren Eindrücken des Schlachtfeldes verfaßten, Bericht des Hauptquartiers dürfen wir nicht den Anspruch machen, daß er in allen Einzelheiten ohne Irrthum abgefaßt sei und Wort für Wort für ein beglaubigtes Zeugniß gelten könne. Weichen aber auch die späteren Geschichtschreiber in wesentlichen Punkten von den officiellen Berichten ab, so wird dadurch dem Schlachtberichte Gneisenau's kein Abbruch geschehen. Wäre freilich das nachfolgende Geschlecht einzig und allein auf das angewiesen, was die Feder der obersten Feldherren über die von ihnen gewonnenen oder verlorenen Schlachten nach frischer That davon meldet, dann würde eine wahrheitsgetreue Kriegsgeschichte zu den Unmöglichkeiten gehören. Die Briefe, welche Blücher, Gneisenau, Wellington am Tage nach der Schlacht schrieben, enthalten eine Menge ganz unrichtiger Angaben, ebenso wie ihre amtlichen Berichte. „Unwillkürlich," bemerkt

General Hoffmann, „wird man bei den Briefen der großen Generale an ihre Aehnlichkeit mit großen Schauspielern erinnert, die gewöhnlich die Einzelheiten der Rolle, die sie mit Meisterschaft gespielt, gleich hinterher vergessen und so ihr Gedächtniß von kleinlichen Eindrücken befreien."

Zunächst gilt diese Bemerkung dem Herzoge Wellington. An diesen hatte sich alsbald nach der Schlacht der ihm befreundete berühmte Romanschreiber Sir Walter Scott mit der Bitte gewendet, ihm eine Beschreibung der Schlacht mitzutheilen. Hierauf antwortet Wellington: „Ihre Absicht, eine Beschreibung der Schlacht von Waterloo zu geben, ist schwer zu erreichen und wirklich erreicht, macht sie gehässig. Die Geschichte einer Schlacht gleicht der eines Balls. Einige mögen sich wohl der kleinen Begebenheiten erinnern, aus welchen das große Resultat des Gewinnes oder Verlustes hervorgegangen, aber Keiner kann sich ganz genau der Folge des Moments, wie sich solche zugetragen, erinnern; und doch entscheidet dies über deren Werth und Wichtigkeit.

„Dann geben die Fehler oder das unrechte Benehmen von Einigen den Anderen Gelegenheit, sich auszuzeichnen, oder sie haben auch wirklichen Verlust veranlaßt; und so kann man keine wahre Geschichte schreiben, ohne wenigstens eines Theils derselben zu gedenken."

Sir Walter Scott beruhigte sich nicht dabei, und auf einen zweiten Brief antwortet ihm der Herzog unter dem 17. August 1815: „Es thut mir leid, daß Sie von der Beschreibung nicht abstehen wollen. Die Schlacht begann, glaube ich, um 11 Uhr. Es ist unmöglich, die Zeit und Folge der Begebenheiten anzugeben. Wir wurden zunächst von der Infanterie, dann von der Cavallerie, zuletzt und hauptsächlich von beiden angegriffen. Die französische Reiterei war auf dem Plateau im Centrum zwischen beiden Chausseen gegen dreiviertel Stunden; sie ritt um unsere Vierecke; alles Feuer hatte auf beiden Seiten aufgehört. Ich bewegte die Vierecke wieder vorwärts zu den Geschützen, und unsere Cavallerie, die Lord Uxbridge nach den Flanken detachirt hatte, ward nach dem Centrum zurückgebracht. Nun wurde die französische Reiterei zurückgetrieben. Es geschahen wiederholte Attacken auf der ganzen Front des Centrums bis 7 Uhr. Wie viele, weiß ich nicht zu sagen. Als der Feind den General Picton angriff, war ich dort; er drang bis zu den Hecken am Querweg, hinter welchem die Niederländer formirt worden waren. Diese waren davon gegangen und unsere Truppen waren auf unserer Seite des Weges. Die Franzosen wurden mit un-

stellung angekommen waren. Der Augenblick der Entscheidung war eingetreten und keine Zeit zu verlieren. Die preußischen Feldherren ließen den Augenblick nicht entschlüpfen, sie beschlossen ungesäumt den Angriff mit dem, was zur Hand war, und so brach General Bülow mit zwei Brigaden und einem Corps Cavallerie plötzlich hervor, gerade im Rücken des feindlichen rechten Flügels. Der Feind verlor die Besonnenheit nicht. Er wandte auf der Stelle seine Reserven gegen uns und es begann ein mörderischer Kampf. Das Gefecht stand lange Zeit und ward mit gleicher Heftigkeit gegen die Engländer fortgesetzt. Ungefähr um 6 Uhr Abends traf die Nachricht ein, daß General Thielemann mit dem dritten Armeecorps bei Wavre von einem beträchtlichen feindlichen Corps angegriffen sei und daß man sich bereits um den Besitz der Stadt schlage. Der Feldmarschall ließ sich jedoch hierdurch nicht erschüttern; vor ihm lag die Entscheidung des Tages und nicht anderswo; nur ein gleich heftiger, mit immer frischen Truppen fortgesetzter Kampf konnte allein den Sieg gewinnen, und wenn hier der Sieg gewonnen ward, so ließ sich jeder Nachtheil bei Wavre leicht verschmerzen. Alle Colonnen blieben demnach im Marsch. Es war halb acht Uhr, und noch stand die Schlacht; das ganze vierte Armeecorps und ein Theil des zweiten unter dem General Pirch waren nach und nach angekommen. Die Franzosen fochten wie Verzweifelte; allmälig bemerkte man jedoch Unsicherheit in ihren Bewegungen und sah, wie mehreres Geschütz schon abgefahren ward. In diesem Augenblicke erschienen die ersten Colonnen des ersten Armeecorps vom General Ziethen von ihrem Angriffspunkte bei dem Dorfe Smouhain in des Feindes rechter Flanke und schritten auch sogleich frisch ans Werk. Jetzt war's um den Feind geschehen. Von drei Seiten ward sein rechter Flügel bestürmt, er wich; im Sturmschritt und unter Trommelschlag ging's von allen Seiten auf ihn ein, indem zugleich die ganze britische Linie sich vorwärts in Bewegung setzte.

„Einen besonders schönen Anblick gewährte die Angriffsseite des preußischen Heeres. Das Terrain war hier terrassenartig gebildet, so daß mehrere Stufen Geschützfeuer über einander entwickelt werden konnten, zwischen denen die Truppen brigadenweise in der schönsten Ordnung in die Ebene hinabstiegen, während aus dem hinten auf der Höhe liegenden Walde immer neue Massen sich entfalteten. Mit dem Rückzuge des Feindes ging es noch so lange erträglich, bis das Dorf Plancenois in seinem Rücken, das die Garden vertheidigten, nach mehreren

abgeschlagenen Angriffen und vielem Blutvergießen endlich mit Sturm genommen war. Nun wurde aus dem Rückzuge eine Flucht, die bald das ganze französische Heer ergriff und immer wilder und wilder Alles mit sich fortriß. Es war halb zehn Uhr.

„Der Feldmarschall versammelte jetzt die höheren Officiere und befahl, daß der letzte Hauch von Mann und Roß zur Verfolgung aufgeboten werden sollte. Die Spitze der Armee beschleunigte ihre Schritte. Rastlos verfolgt gerieth das französische Heer bald in eine völlige Auflösung. Die Chaussee sah wie ein großer Schiffbruch aus. Sie war mit unzähligen Geschützen, Pulverwagen, Fahrzeugen, Gewehren und Trümmern aller Art wie besäet, aus mehr als neun Biwachten wurden diejenigen, die sich einige Ruhe hatten gönnen wollen und keine so schnelle Verfolgung erwartet hatten, vertrieben; in einigen Dörfern versuchten sie zu widerstehen, doch sowie sie die Trommeln und Flügelhörner hörten, flohen sie oder warfen sich in die Häuser, wo sie niedergemacht oder gefangen wurden. Der Mond schien hell und begünstigte ungemein die Verfolgung. Der ganze Marsch war ein stetes Aufstöbern des Feindes in den Dörfern und Getreidefeldern. In Genappe hatte sich der Feind mit Kanonen, umgeworfenen Munitionswagen und Fahrzeugen verbarrikadirt; als wir uns näherten, hörten wir plötzlich ein Lärmen und Fahren im Orte und erhielten zugleich vom Eingange her ein starkes Gewehrfeuer; einige Kanonenschüsse, ein Hurrah! und die Stadt war unser. Hier ward unter vielen anderen Equipagen Napoleons Wagen genommen, den er soeben erst verlassen, um sich zu Pferde zu werfen, und in welchem er in der Eile seinen Degen zurückgelassen und beim Herausspringen seinen Hut eingebüßt hatte. So ging es bis zu Anbruch des Tages rastlos fort. Im wildesten Durcheinander haben kaum 40,000 Mann als Rest der ganzen Armee, zum Theil ohne Gewehre, sich durch Charleroi gerettet mit nur 27 Geschützen ihrer ganzen zahlreichen Artillerie.

„Bis weit hinter seine Festungen ist der Feind geflohen, der einzige Schutz seiner Grenzen, die jetzt unaufhaltsam von unseren Armeen überschritten werden.

„Um drei Uhr Nachmittags hatte Napoleon einen Courier nach Paris vom Schlachtfelde mit der Nachricht abgefertigt, daß der Sieg nicht mehr zweifelhaft sei; einige Stunden später hatte er keine Armee mehr. Eine genaue Kenntniß des feindlichen Verlustes hat man noch nicht; es ist genug, wenn man weiß, daß zwei Drittheile der Armee erschlagen, verwundet oder gefangen worden, unter

„Obgleich der Marschall Blücher seine Stellung bei Sombref behauptet hatte, fand er sich dennoch durch die Heftigkeit des Gefechtes, in welches er verwickelt worden war, sehr geschwächt. Da sein viertes Corps nicht angekommen war, beschloß er auf Wavre zurückzugehen und dort sein Heer zu sammeln. Er marschirte in der Nacht, nachdem die Schlacht geendet hatte. Diese Bewegung des Marschalls machte eine übereinstimmende von meiner Seite nothwendig. Ich ging daher den 17. des Morgens 10 Uhr über Genappe nach Waterloo zurück.

„Der Feind machte keine Anstrengung, den Marschall Blücher zu verfolgen. Im Gegentheil fand eine Patrouille, welche ich am Morgen nach Sombref sandte, Alles ruhig und die feindlichen Vedetten zogen sich bei ihrer Annäherung zurück. Eben so wenig beunruhigte er den Marsch meiner Nachhut, obgleich er zur Mittagszeit ausgeführt wurde. Es folgte nur eine starke Cavaleriemasse, welche vom feindlichen rechten Flügel kam, der Reiterei unter Lord Uxbridge. Dies gab demselben Gelegenheit, mit dem 1. Leibgarde-Regiment den Feind, als er aus dem Engwege des Dorfes Genappe kam, anzugreifen, bei welcher Gelegenheit Se. Lordschaft erklärt hat, mit dem Regimente wohl zufrieden zu sein.

„Die Stellung, welche ich in der Front von Waterloo nahm, kreuzte die Chausseen von Nivelles und Charleroi und hatte ihren rechten Flügel in einem Grunde bei Merbe-Braine zurückgezogen, welches besetzt war. Der linke Flügel dehnte sich auf einem Hügel hinter dem Dörfchen Ter-la-Haye aus, welches ebenfalls besetzt war. Vor dem Centrum zur Rechten und nächst der Chaussee von Nivelles hatten wir das Haus und den Garten von Hougomont besetzt, wodurch unser zurückgezogener Flügel gedeckt wurde. Vor dem Centrum zur Linken hatten wir den Pachthof la Haye-sainte besetzt. Auf unserem linken Flügel unterhielten wir Verbindung mit dem Marschall Fürsten Blücher in Wavre über Ohain, und der Marschall hatte mir versprochen, im Fall eines Angriffs mich mit einem oder mehreren Corps, je nachdem es nöthig sein würde, zu unterstützen.

„Der Feind versammelte sein Heer — mit Ausnahme des dritten Corps, welches zur Beobachtung Marschall Blüchers ausgesandt war — auf einer Reihe von Hügeln vor unserer Front während der Nacht vom 17. und gestern Morgen, und gegen 10 Uhr begann er einen heftigen Angriff auf unsern Posten

von Hougomont. Ich hatte diesen Posten mit einer Abtheilung von der Garde-Brigade des Generals Bynch besetzt, welche als Rückhalt aufgestellt war. Der Posten stand eine Zeit lang unter dem Befehl des Oberst-Lieutenants Macdonell und später des Oberst Home; ich bin so glücklich hinzufügen zu können, daß er den ganzen Tag hindurch mit der äußersten Tapferkeit von diesen braven Truppen behauptet wurde, ungeachtet der wiederholten Anstrengungen großer Haufen des Feindes, sich in den Besitz desselben zu setzen.

„Dieser Angriff auf dem rechten Flügel unseres Centrums war von einer starken Kanonade längs der ganzen Linie begleitet, welche durch Angriffe von Cavallerie und Infanterie, zuweilen von beiden gemischt, zuweilen einzeln, unterstützt wurden.

„In einem dieser Angriffe nahm der Feind den Pachthof von la Haye-sainte, als die Abtheilung des leichten Bataillons der Legion, welche es besetzt hielt, sich verschossen hatte und der einzige Verbindungsweg mit dem Munitions-Park in des Feindes Händen war.

„Der Feind griff unsere Infanterie wiederholt mit seiner Reiterei an, jedoch waren diese Angriffe sämmtlich ohne Erfolg und unsere Reiterei erhielt dadurch Gelegenheit zum Angriff. In einem derselben zeichnete sich die Brigade von Lord Edward Somerset, bestehend aus der Leibgarde, Garde zu Pferd und 1. Dragoner-Garde, höchlichst aus, sowie auch die des General-Majors Sir William Ponsonby, welche viele Gefangene machte und einen Adler nahm.*) Diese Angriffe wurden bis gegen 7 Uhr Abends wiederholt, als der Feind einen ganz verzweiflungsvollen Anlauf mit Reiterei, Fußvolk und Geschütz machte, um unser linkes Centrum in der Nähe des Pachthofes la Haye-sainte zu durchbrechen; dieser Anlauf wurde nach hartnäckigem Kampfe abgewiesen. Da ich bemerkte, daß die Feinde nach dieser Attacke in großer Unordnung zurückgingen, daß der Marsch des Corps des Generals Bülow durch Frischermont auf Plancenois und Belle-Alliance Erfolg zu haben begann, ich das Feuern seiner Kanonen sehen konnte und Marschall Blücher in Person mit einem Corps seiner

*) Wir haben dieser glänzenden Reiterangriffe oben ausführlich gedacht. Einen gleich verwegenen Angriff führte im letzten Krimkriege die englische Reiterei bei Balaclava aus, bei welcher Gelegenheit ein französischer General, welcher von fern zusah, ausrief: „C'est magnifique, mais ce n'est pas la guerre!“ Die Reiterei führte den Angriff aus, aber fast kein Mann kam aus dem Gefecht zurück.

gemeinem Verlust geworfen. Das war der erste Angriff. Um 2 Uhr Nachmittags*) kamen die Feinde in den Besitz von la Haye-sainte und der Sandgruben auf der anderen Seite der Chaussee; von da wurden sie zuerst vertrieben, als ich Abends selbst angriff; aber auch dort kamen sie nie weiter; — noch einmal, geben Sie keine Beschreibung der Schlacht.“**)

Selbst ein Dichter von so reichbegabter Phantasie wie Walter Scott würde nicht im Stande gewesen sein, aus so trocknem Holze einen grünen Lorberkranz für den Helden des Tages zu winden. Den von dem Herzoge ihm ertheilten Rath, eine Beschreibung der Schlacht von Waterloo zu unterlassen, befolgte er nicht, hielt sich jedoch in dem, von ihm verfaßten, Leben Napoleons an Wellingtons amtlichen Bericht. Derselbe ist aus Waterloo den 19. datirt und an den Kriegsminister in London, Grafen Bathurst, gerichtet. Die Depesche erschien in einer außerordentlichen Ausgabe der „London-Gazette“ den 22. Juni. Sie lautet:

„Mylord! Nachdem Bonaparte das erste, zweite, dritte, vierte und sechste Corps und die kaiserliche Garde nebst fast all seiner Reiterei an der Sambre und zwischen diesem Flusse und der Maas vom 10. zum 14. dieses Monats versammelt hatte, rückte er am 15. vor und griff mit Tagesanbruch die preußischen Posten an der Sambre bei Thuin und Lobbes an. Ich hörte von diesen Vorgängen nicht eher etwas als am 15. Abends und gab sogleich den Truppen Befehl, sich marschfertig zu halten. Später, als ich von anderen Seiten her Nachrichten erhielt, welche bewiesen, daß der feindliche Angriff auf Charleroi der wahre sei, gab ich den Befehl, nach links hin zu marschiren. Der Feind trieb an diesem Tage die preußischen Posten von der Sambre zurück und General-Lieutenant Ziethen, der das Corps befehligte, welches in Charleroi aufgestellt war, zog sich nach Fleurus zurück. Der Feldmarschall Fürst Blücher vereinigte sein Heer bei Sombref, die Dörfer St. Amand und Ligny in seiner Front besetzt haltend.

„Der Feind setzte seinen Marsch auf der Straße von Charleroi gegen Brüssel fort, griff denselben Abend, den 15., eine Brigade von der niederländischen Armee an, die unter dem Prinzen von Weimar in Frasne aufgestellt war, und trieb sie bis zu einem Pachthofe an derselben Straße, les Quatrebras genannt, zurück.

*) Viel später, nach 6 Uhr.

**) Des Anmarsches der Preußen und der durch Blücher herbeigeführten Entscheidung thut Wellington nicht Erwähnung.

„Der Prinz von Oranien verstärkte sogleich diese Brigade durch eine andere von derselben Division unter General Perponcher und gewann am frühen Morgen, den 16., einen Theil des verlorenen Terrains wieder, so daß uns die Verbindung von Nivelles und Brüssel mit des Marschall Blüchers Stellung frei blieb. Zu derselben Zeit hatte ich der ganzen Armee Befehl ertheilt, auf les Quatrebras zu marschiren. Die 5. Division, unter General-Lieutenant Sir Thomas Picton, traf nach $2\frac{1}{2}$ Uhr des Nachmittags ein, gefolgt von dem Truppencorps unter dem Herzoge von Braunschweig und später von dem nassauischen Contingent. Um diese Zeit griff der Feind den Fürsten Blücher mit allen seinen Kräften, mit Ausnahme des ersten, zweiten und einem Cavalleriecorps unter Kellermann, an. Mit diesen Truppen wurde unser Posten von Quatrebras angegriffen.

„Die preußische Armee behauptete ihre Stellung mit ihrer gewöhnlichen Tapferkeit und Ausdauer gegen eine große Uebermacht an Zahl,*) da das vierte Corps ihres Heeres unter General Bülow sich nicht mit ihr vereinigt hatte; und ich ich war außer Stande, sie so zu unterstützen, wie ich es wohl wünschte, da ich selbst angegriffen war und meine Truppen, namentlich die Reiterei, welche einen weiten Marsch zu machen hatte, noch nicht angekommen waren.

„Wir behaupteten gleichfalls unsere Stellung und schlugen alle Versuche der Feinde, sich in den Besitz davon zu setzen, vollständig ab. Der Feind griff uns zu wiederholten Malen mit starken Infanterie- und Cavallerie-Colonnen, unterstützt von einer zahlreichen Artillerie, an, wurde jedoch jedesmal standhaft zurückgewiesen."

Der Herzog macht die Generale, darunter den Prinzen von Oranien und den Herzog von Braunschweig, sowie die Regimenter, welche sich besonders hervorgethan, namhaft. Dann fährt er fort:

„Unser Verlust war groß, wie Ew. Herrlichkeit aus dem beiliegenden Verzeichniß ersehen werden; ganz besonders habe ich den Herzog von Braunschweig zu beklagen, der tapfer an der Spitze seiner Truppen fiel.

---

*) „The prussian army maintained their position with their usual gallantry and perseverance against a great disparity of numbres, as the 4th. corps of their army under general Bulow hat nod joined; and I was not able to assist them, as I wished, as I was attacked myself, and the troops, the cavalry in particular, which had long distance to march, had not arrived." So lauten wörtlich im Englischen die kahlen Entschuldigungen, die Wellington wegen seines Ausbleibens am 16. vorbringt.

Armee unseren linken Flügel bei Ohain erreicht hatte, beschloß ich, den Feind anzugreifen und setzte unverzüglich unsere ganze Linie des Fußvolkes in Bewegung, unterstützt von Cavallerie und Artillerie. Der Angriff hatte an jedem Punkte Erfolg; der Feind ward aus seinen Stellungen auf den Anhöhen vertrieben und floh in größter Unordnung, hinter sich, so weit ich es beurtheilen konnte, wohl 150 Stück Geschütze mit der Munition zurücklassend, welche in unsere Hände fielen.

„Ich setzte die Verfolgung fort bis es längst dunkel war und gab sie nur auf wegen der Ermüdung der Truppen, welche zwölf Stunden lang im Gefecht gestanden hatten und weil ich mich auf derselben Straße mit dem Fürsten Blücher befand, der mich versicherte, daß seine Absicht sei, die ganze Nacht hindurch den Feind zu verfolgen.

„Diesen Morgen hat er mich benachrichtigt, daß er in Genappe 60 Kanonen der kaiserlichen Garde, verschiedenes Fuhrwerk, Bagage, Wagen u. s. w., welche Bonaparte gehörten, genommen hat.

„Ich beabsichtige, diesen Morgen auf Nivelles zu marschiren und meine Operationen nicht auszusetzen.

„Ew. Herrlichkeit wird bemerken, daß eine so verzweiflungsvolle Action (such a desperate action) und solche Vortheile nicht ohne großen Verlust gewonnen werden konnten und mit Bedauern muß ich hinzufügen, daß der unsere ungeheuer ist. In General-Lieutenant Sir Thomas Picton hat S. M. einen Officier verloren, welcher sich so oft in seinem Dienst auszeichnete; er fiel ruhmwürdig, als er seine Division zu einem Bajonettangriff führte, durch welchen einer der heftigsten Angriffe des Feindes auf unsere Stellung abgeschlagen wurde. Der Graf von Uxbridge, welcher den ganzen heißen Tag hindurch gefochten hatte, erhielt durch einen der zuletzt abgefeuerten Schüsse eine Wunde, welche, wie ich besorgt bin, denselben S. M. Dienst auf längere Zeit entziehen wird.

„Se. Königl. Hoheit der Prinz von Oranien zeichnete sich durch seine Tapferkeit und seine Führung aus, bis er, durch eine Musketenkugel in die, Schulter verwundet, genöthigt wurde, das Schlachtfeld zu verlassen.

„Es gereicht mir zur größten Genugthuung, Ew. Herrlichkeit versichern zu können, daß das Heer niemals und bei keiner Gelegenheit sich besser geführt hat. Die Garde-Division unter General-Lieutenant Cooke, welcher schwer verwundet wurde, General-Major Maitland und General-Major Byng gaben ein Beispiel

dem allgemein gefolgt wurde und es giebt keinen Officier, keinen Truppentheil, der sich nicht brav gehalten."

Der Herzog führt hierauf einige zwanzig General-Lieutenants und General-Majors, Obersten und Oberst-Lieutenants namentlich auf, welche sich auszeichneten; bis zu den Majors, Hauptleuten und Lieutenants und noch weniger zu „den Gemeinen", die doch immer das Beste thun, sich herabzulassen, verabsäumt Se. Herrlichkeit. — Dagegen wird des Beistandes, welchen die, auf Gastrolle bei der Action anwesenden, fremden Generale Pozzo di Borgo von Rußland, General Baron Vincent von Oestreich, General Müffling von Preußen, General Alava von Spanien leisteten, rühmlichst gedacht.

„Ich würde," heißt es am Schlusse, „weder meinen eigenen Gefühlen, noch dem Marschall Blücher und dem preußischen Heere gerecht werden, wenn ich nicht den glücklichen Erfolg dieses heißen Tages dem waffenbrüderlichen und rechtzeitigen Beistand, den ich von ihnen erhielt, zuschriebe. Die Operation des Generals Bülow auf des Feindes Flanke war sehr entscheidend, und selbst wenn ich mich nicht in dem Fall befunden hätte, den Angriff zu machen, welcher das Endergebniß herbeiführte, so würde der Feind dadurch genöthigt worden sein, sich zurückzuziehen, wenn seine Angriffe verunglückten, oder es würde ihn verhindert haben, Vortheil davon zu ziehen, wenn sie unglücklicher Weise gelungen wären."

Als Nachschrift wird hinzugefügt:

„Seitdem ich Vorstehendes schrieb, habe ich Meldung erhalten, daß General-Major Ponsonby geblieben ist, und indem ich Ew. Lordschaft hiervon benachrichtige, habe ich den Ausdruck meiner Betrübniß über das Schicksal eines Officiers hinzuzufügen, welcher bereits sehr glänzende und wichtige Dienste geleistet hat und eine Zierde seines Standes war.

„Ich übersende mit dieser Depesche zwei Adler, welche von unsern Truppen in dieser Schlacht genommen wurden, welche Major Percy die Ehre haben wird, Sr. Königl. Hoheit zu Füßen zu legen. Ich bitte um Erlaubniß, ihn der Gewogenheit Ew. Lordschaft zu empfehlen. Ich habe die Ehre zu sein u. s. w.

Wellington."

In einer zweiten Zuschrift an Lord Bathurst von demselben Tage meldet der Herzog:

„Ich habe Ew. Lordschaft zu berichten, als Nachschrift zu meiner Depesche

von diesem Morgen, daß wir bereis 5000 Gefangene eingebracht haben, welche in der gestrigen Schlacht gemacht wurden und daß wir zu morgen noch 2000 zu erwarten haben. Unter den Gefangenen befinden sich Graf Lobau, welcher das sechste Corps und General Cambronne, welcher eine Garde-Division commandirte. Ich schlage vor sie über Ostende nach England zu schicken. Ich habe u. s. w. Wellington."

Von Waterloo begab sich Wellington am 19. zurück nach Brüssel, von wo er an demselben Tage Depeschen an den König der Niederlande, an den Grafen Aberdeen, an den Herzog von Beaufort und einige andere Briefe an Befreundete in England schrieb. Dem Grafen Aberdeen meldet er aus Brüssel den 19. Juni den Tod seines in der Schlacht gefallenen Bruders in Ausdrücken rührender Theilnahme. „Unser Trost sei, daß er noch so lang lebte, um von mir selbst noch den glorreichen Ausgang der Schlacht zu vernehmen, wozu er durch thätige und eifrige Theilnahme so wesentlich beigetragen. Ich kann Ihnen gar nicht mein Bedauern und meinen Schmerz ausdrücken, wenn ich umherblicke und die Verluste sehe, die wir hatten, vor Allen in Ihrem Bruder. Der glorreiche Erfolg solcher Schlacht, so theuer erkauft, ist kein Trost für mich und ich kann weder Sie noch Ihre Freunde darauf verweisen" u. s. w.*)

Mit der Beurtheilung, welche sein Feldzug in der kritischen Schrift des Generals Clausewitz (der Feldzug 1815. Bd. 8 der Werke) gefunden, war der Herzog von Wellington durchaus nicht einverstanden. Er ließ ein „Memorandum" dagegen veröffentlichen, worin er sich darüber zu rechtfertigen sucht, daß er sowohl bei dem Beginn des Feldzuges, als auch an den Schlachttagen (den 16., 17. und 18. Juni) sich auf Vertheidigung beschränkte, nicht angreifend vorging. Er macht Clausewitz den Vorwurf, daß er unberücksichtigt lasse, aus welcher bunten Mischung sein Heer bestand. Besonders thut es ihm leid, daß Clausewitz ihm den Vorwurf macht: er habe den Beistand, den ihm Blücher am 18. geleistet, nicht gebührend anerkannt. Zum Beweise, daß ihm (Wellington) in dieser Beziehung Unrecht geschehe, führt er den Schluß seines officiellen Berichts an, welchen er an seine Regierung erstattete, worin er ausdrücklich bemerke, daß er dem cordialen und rechtzeitigen Beistande, welchen Blücher und das preußische Heer ihm geleistet, den glücklichen Erfolg dieses heißen Tages zu danken habe.

*) Dispatches XII. p. 488.

Er fügt dann hinzu: „Als die beiden Feldmarschalle am Abend zusammentrafen, ist es allgemein bekannt, daß sie sich in Gegenwart ihrer Truppen umarmten und daß sie bis zum Todestage Blüchers cordiale Freunde geblieben sind. In der That, man sollte die Einzelheiten der Schlacht so lassen, wie sie in officiellen Berichten stehen; Geschichtschreiber und Kritiker brauchen wir nicht.“*)

Die Anerkennung Blüchers und die, ihm von den Preußen geleistete, Hülfe betreffend, hält Wellington in späteren Briefen und Depeschen damit zurück. An den Fürsten Schwarzenberg schreibt er aus Joncourt den 26. Juni: „Unsere Schlacht war eine Riesenschlacht (une bataille de géants).**) Unser Erfolg war ein vollständiger, wie Sie sehen. Möge Gott mich so begünstigen, daß ich keine weiter zu liefern habe, weil ich ganz untröstlich bin über den Verlust meiner alten Freunde und Kameraden. Mein Nachbar und Mitarbeiter befindet sich bei guter Gesundheit, obwohl noch ein wenig leidend von dem Sturz eines ihm am 16. unter dem Leibe verwundeten Pferdes. Ich habe“ u. s. w.

Auch später ließen es die Berichterstatter in den englischen Zeitungen nicht an lügenhafter Großsprecherei fehlen. Ein vielgelesenes Londoner Blatt, der „Morning Herald“, ist unverschämt genug, noch in neuester Zeit (d. 19. Oct. 1861) die Frage aufzuwerfen: „Wer rettete die Preußen nach der Niederlage bei Ligny, wenn es nicht ein Deus ex machina in der Gestalt Wellingtons war?“

Wenn aber die, von Gneisenau und Wellington, obwohl im Rausche des Sieges, dennoch mit Besonnenheit und lichtvollem Ueberblick abgefaßten, Schlachtberichte unsere volle Bewunderung in Anspruch nehmen, so noch vielmehr der, welchen der besiegte Napoleon unter dem überwältigenden Eindrucke niederschrieb, daß ihm der Siegeskranz, welchen er schon fest in beiden Händen zu halten glaubte, durch einen unglücklichen Zufall entrissen wurde. Erschwert aber wurde ihm seine Aufgabe dadurch, daß er den, durch die Tages zuvor mitgetheilten Siegesnachrichten in die tollste Trunkenheit versetzten, Parisern durch das heutige Bülletin einen bittern Katzenjammer bereiten mußte. Am 20. Juni meldete der „Moniteur“: „Die französischen Armeen haben sich noch einmal in den Ebenen von Fleurus unsterblich gemacht. Wir sind am 15. in Belgien eingerückt; der

*) „Historians and commentators were not necessary.“ Yonge, life of Wellington. Appendix, p. 669.

**) Nicht des géants, Schlacht der Riesen. Dispatches XII. p. 510.

Feind wurde auf allen Punkten über den Haufen geworfen (culbuté), wo er uns Widerstand leisten wollte.... Am 16. stießen wir auf seine gesammte Armee bei Fleurus; seinen rechten Flügel bildeten die Engländer unter Wellington, sein Centrum und seinen linken Flügel die Preußen unter Blücher.... Die Schlacht begann um 2 Uhr Nachmittags, man schlug sich von beiden Seiten mit Erbitterung. Die Dörfer St. Amand und Ligny wurden zu wiederholten Malen genommen und wieder genommen. Unsere Soldaten haben sich alle mit Ruhm bedeckt. Um 8 Uhr ließ der Kaiser mit seiner gesammten Garde Ligny angreifen und nehmen. Unsere Braven nahmen die Hauptstellung des Feindes in Sturmschritt.... Eine englische Division, aus 4- bis 5000 Schotten bestehend, ist in Stücken gehauen worden. Der Feind hat seinen Rückzug in größter Verwirrung angetreten, Wellington auf Brüssel, Blücher auf Namur. Der edle Lord soll ganz verstört sein. Auf dem Schlachtfelde kamen auf einen Franzosen acht Feinde. Man sagt, daß ihr Verlust 50,000 Mann beträgt. Diesen Morgen, den 17., hat der General Pajol die Verfolgung der Preußen begonnen; man bringt ganze Banden derselben ein, sie wissen nicht, wo ihre Anführer ein Ende genommen. Ihre Niederlage ist vollständig und ich bin überzeugt, daß man sobald nicht wieder von den Preußen wird reden hören, wenn es ihnen überhaupt möglich sein wird, sich wieder zu sammeln. Was die Engländer betrifft, so wird man noch heut erfahren, was aus ihnen werden wird. Der Kaiser ist da!"

Ohne Zweifel lagen selbst noch am 18. Nachmittags 4 Uhr die Würfel zum Sieg für Napoleon. Zu Marschall Soult äußerte er, als er am 18. Nachmittags 4 Uhr dem Grafen Lobau Befehl ertheilte, gegen die Preußen nach Plancenois zu marschiren: „Wir hatten diesen Morgen 90 Chancen für uns, die Ankunft Bülows macht uns 30 verlieren; aber wir behalten immer noch 60 gegen 40 und wenn Grouchy den entsetzlichen Fehler, den er gestern beging, indem er sich bei Gembloux amüsirte, gut macht und seine Abtheilung mit Schnelligkeit entsendet, so wird der Sieg nur um so entscheidender sein, denn das Corps Bülows wird dann gänzlich vernichtet werden." *)

Wir werden später, wenn die Gefechte bei Wavre am 18. und 19. uns an die Dyle rufen, die Anklagen und die Vertheidigung Grouchy's näher kennen

---

*) Mémoires pour servir etc. p. 142.

lernen; jetzt dürfen wir den flüchtigen Kaiser noch nicht aus den Augen verlieren. Wir verließen ihn in Philippeville, von wo er am 19. Juni zwei Depeschen an seinen Bruder Joseph nach Paris sandte. Die eine war für die Oeffentlichkeit bestimmt, die zweite war eine vertrauliche Mittheilung. „Noch ist nicht Alles verloren," schreibt er dem Bruder, „und ich nehme an, daß, wenn ich alle meine Streitkräfte vereinige, ich 150,000 Mann aufbringe. Die Fédérés und die wohlgesinnten Nationalgarden 100,000 M., die Depot-Bataillone 50,000 M. Die Artillerie werde ich mit Luxuspferden bespannen; ich werde 100,000 Recruten ausheben und diese mit den Gewehren der Royalisten und schlechtgesinnten Nationalgarden bewaffnen; ich werde den Landsturm in der Dauphiné, in Lyon, in der Bourgogne, in Lothringen und der Champagne aufrufen; ich werde dem Feinde zu schaffen machen (j'accablerai l'ennemi). Allein man muß mich unterstützen, man muß mich nicht verwirrt machen (ne m'étourdisse pas). Ich gehe nach Laon; dort werde ich sicher Mannschaften finden. Ich habe nichts von Grouchy gehört. Wenn er nicht abgefaßt worden ist, wie ich fürchte, kann ich binnen drei Tagen 50,000 Mann haben; mit diesen kann ich den Feind beschäftigen und Paris und Frankreich Zeit geben, ihre Schuldigkeit zu thun. Die Engländer marschiren langsam, die Preußen fürchten die Bauern und werden nicht wagen vorwärts zu gehen. Noch kann Alles wieder gut gemacht werden. Schreib mir, welchen Eindruck dieses erschreckliche Zusammentreffen*) in der Kammer gemacht haben wird. Ich hoffe, daß die Abgeordneten davon durchdrungen sein werden, daß ihre Pflicht bei diesem großen Ereignisse ist, zu mir zu stehen, um Frankreich zu retten. Bereitet sie vor, mich würdig zu unterstützen." Eigenhändig fügte er noch hinzu: „Muth! Festigkeit!"

Am 20. Juni versammelte der Kaiser in Laon am frühen Morgen eine Art Kriegsrath um sich, dem auch sein Staatsminister Maret beiwohnte. Napoleon eröffnete den Anwesenden, daß er fest entschlossen sei, das Heer nicht zu verlassen. Dagegen erhoben sich fast sämmtliche Stimmen. Man machte dem Kaiser bemerklich, daß er so gut wie keine Armee, auch keine Artillerie mehr habe, daß alle Straßen dem Feinde offen ständen. Frankreich könne jetzt nur durch sich selbst gerettet werden; alle Bürger müßten zu den Waffen greifen.

---

*) „Horrible échauffourée;" nur eine Katzbalgerei nennt er die Schlacht bei Belle-Alliance.

„Ihre Gegenwart in Paris," bemerkte Soult, „ist nothwendig. Sobald die Pariser Sie sehen werden, dann werden sie sich schlagen. Wenn Sie aber in der Ferne bleiben, wird man tausend lügenhafte Gerüchte ausstreuen: bald wird man Sie für todt, bald für gefangen, bald für eingeschlossen erklären; die Nationalgarde und die Féderés, in der Meinung, aufgegeben oder verrathen zu sein, werden sich entweder mit Widerwillen oder sie werden sich gar nicht schlagen."

Diese Einwürfe erschütterten Napoleon, er gab nach, aber nur mit Protest. „Da Sie es für nothwendig erachten," äußerte er, „werde ich nach Paris gehen allein ich bin überzeugt, daß Sie mich eine Thorheit begehen heißen; mein richtiger Platz ist hier. Von hier aus könnte ich die Angelegenheiten in Paris leiten, das Uebrige würden meine Brüder besorgen."*)

Nachdem der Entschluß, sofort nach Paris zu gehen, bei ihm fest stand, zog er sich mit Maret und Fleury de Chaboulon zurück und dictirte Letzterem das Bülletin über die Schlachten von Ligny und Mont St. Jean. „Meine Absicht ist," sagte er, „nichts zu verschweigen; man muß Frankreich die ganze Wahrheit sagen." Er hatte denselben Muth nach dem Unglück in Rußland bei Abfassung des berühmten 29. Bülletins bewiesen; diesmal befand er sich beinahe noch in schlimmerer Lage; denn nicht die Elemente, nur sich selbst konnte er anklagen. Ein Extrablatt des „Moniteur" vom 21. Juni überraschte die Pariser mit unwillkommenen Neuigkeiten.

I. Schlacht bei Ligny-sous-Fleurus.

„Am 16. des Morgens hatte die Armee folgende Stellung eingenommen: Der linke Flügel, commandirt vom Marschall Ney, Herzog von Elchingen, und bestehend aus dem ersten und zweiten Infanterie- und dem zweiten Cavalleriecorps, hatte die Stellung von Frasne besetzt. Der rechte, vom Marschall Grouchy befehligte, Flügel, der aus dem dritten und vierten Infanterie- und dem dritten Cavalleriecorps bestand, hielt die Höhen über Fleurus besetzt. Das Hauptquartier des Kaisers war in Charleroi, wo sich die kaiserliche Garde und das sechste Armeecorps befand. Der linke Flügel erhielt Befehl, auf les Quatrebras zu marschiren, der rechte sollte sich auf Sombref hin bewegen. Der Kaiser begab sich mit den Reserven nach Fleurus.

*) Fleury de Chaboulon a. a. O. II. 197.

„Die Colonnen des Marschalls Grouchy wurden auf ihrem Marsche, sobald sie über Fleurus hinaus waren, die feindliche, vom Feldmarschall Blücher befehligte, Armee ansichtig, welche, auf dem Plateau der Mühle von Bussy stehend, links das Dorf Sombref inne hatte, und die Cavallerie weit vor auf der Straße von Namur ausdehnte, rechts mit starken Massen das große Dorf St. Amand besetzt hielt und eine Schlucht vor sich hatte, welche die Position bildete.

„Der Kaiser kundschaftete die Stärke und Stellung des Feindes und beschloß, ihn auf der Stelle anzugreifen. Es mußte eine Aenderung der Front vorgenommen werden, den rechten Flügel voran und mit dem Stützpunkte auf Fleurus. Der General Vandamme marschirte auf St. Amand, General Gérard auf Ligny und Marschall Grouchy auf Sombref. Die vierte Division des zweiten Corps, commandirt vom General Girard, folgte als Rückhalt dem Corps des Generals Vandamme. Die Garden und die Cürassiere des Generals Milhaud stellten sich auf den Höhen von Fleurus auf.

„Um drei Uhr Nachmittags waren diese Anordnungen vollendet. Die zum Corps des Generals Vandamme gehörende Division des Generals Lefol eröffnete den Angriff und nahm St. Amand, woraus der Feind mit dem Bajonette vertrieben wurde. Sie behauptete sich das ganze Gefecht hindurch bei dem Kirchhofe und Thurme dieses Dorfes; aber dieser weitläufige Ort blieb der Kampfplatz für mehrere Gefechte den Abend hindurch. Das ganze Corps des Generals Vandamme wurde dazu verwendet, indem der Feind bedeutende Massen ins Gefecht brachte. Der General Girard, der als Rückhalt des Generals Vandamme aufgestellt war, umging das Dorf von der linken Seite und schlug sich mit der gewöhnlichen Tapferkeit. Die gegenseitigen Streitkräfte waren von etwa sechszig Feuerschlünden unterstützt. Rechts kam der General Gérard mit dem vierten Corps in dem Dorfe Ligny zum Gefechte, welches Dorf zu wiederholten Malen genommen und wiedergenommen wurde. Auf dem äußersten rechten Flügel schlugen sich der Marschall Grouchy und der General Pajol in dem Dorfe Sombref. Der Feind hatte 80—90,000 Mann und sehr zahlreiches Geschütz. Um sieben Uhr hatten wir uns aller Dörfer bemeistert, die am Rande der Schlucht lagen, welche die Stellung des Feindes deckte; doch behaupteten seine Massen noch die Plateaus der Mühle von Bussy.

„Der Kaiser begab sich mit seiner Garde nach dem Dorfe Ligny. Der

General Gérard ließ den General Pecheux mit dem, was noch von den Reserven übrig war, vorrücken; fast alle Truppen waren in diesem Dorfe verwandt worden. Acht Bataillone Garde gingen mit dem Bajonett vor, hinter ihnen die vier Escadrons vom Dienste, die Cürassiere des Generals Delort, die des Generals Milhaud und die Grenadiere der Garde.

„Die alte Garde ging mit dem Bajonette auf die feindlichen Colonnen, die sich noch auf den Höhen von Bussy hielten, los und bedeckte in einem Augenblicke das Schlachtfeld mit Todten. Die Escadron vom Dienste durchbrach ein Viereck und die Cürassiere warfen den Feind nach allen Richtungen hin. Um halb acht Uhr hatten wir 40 Kanonen, viele Wagen, Fahnen und Gefangene, und der Feind suchte seine Rettung in einer eiligen Flucht. Um zehn Uhr war die Schlacht geendet, und wir waren Meister des Schlachtfeldes.

„Der Parteigänger General Lützow ist gefangen. Der Feldmarschall Blücher soll, nach Aussage der Gefangenen, verwundet sein. Der Kern der preußischen Armee ist in dieser Schlacht vernichtet worden. Ihr Verlust kann nicht weniger als 15,000 Mann betragen; der unsrige beträgt an Todten und Verwundeten 3000 Mann.

„Links war der Marschall Ney mit einer Division auf Quatrebras marschirt und hatte eine, dort aufgestellte, englische Division geworfen. Aber angegriffen von dem Prinzen von Oranien mit 25,000 Mann, theils Engländern, theils im englischen Sold stehenden Hannoveranern, zog er sich auf die Stellung von Frasne zurück. Hier begannen immer wieder erneuerte Gefechte; der Feind schien es durchaus erzwingen zu wollen, es gelang ihm nicht. Der Herzog von Elchingen erwartete das siebzehnte Corps, welches erst in der Nacht eintraf und beschränkte sich nur auf Behauptung der Position. In einem, von dem 8. Cürassier-Regiment angegriffenen, Viereck fiel die Fahne des 69. englischen Regiments in unsere Hände. Der Herzog von Braunschweig ist getödtet. Der Prinz von Oranien wurde verwundet. Man versichert, daß der Feind viele Generale und vornehme Officiere unter seinen Todten und Verwundeten zähle. Der Verlust der Engländer wird auf 4- bis 5000 Mann geschätzt; der unsrige ist auf dieser Seite sehr bedeutend und beträgt 4200 Mann an Todten und Verwundeten. Dieser Kampf endigte in der Nacht. Lord Wellington räumte Quatrebras und zog sich auf Genappe zurück.

„Am Morgen des 17. begab sich der Kaiser nach Quatrebras, wo er die

englische Armee angreifen ließ. Er drängte sie mit dem linken Flügel und der Reserve bis an den Eingang des Waldes von Soigne. Der rechte Flügel ging auf Sombref, um den Feldmarschall Blücher zu verfolgen, der sich auf Wavre, wo er sich aufstellen zu wollen schien, gezogen hatte.

„Um zehn Uhr Abends hatte das Centrum der englischen Armee Mont St. Jean besetzt und eine Stellung vor dem Walde von Soigne genommen. Da man, um sie anzugreifen, noch drei Stunden Zeit bedurfte, so war man genöthigt, dies bis zum folgenden Tage auszusetzen. Das Hauptquartier des Kaisers wurde in dem Pachthofe Caillou bei Plancenois aufgeschlagen. Der Regen fiel in Strömen. So sind am 16. im Laufe des Tages der rechte und linke Flügel und die Reserve, in gleichem Grade, in einer Ausdehnung von beinahe zwei Lieues, im Gefechte gewesen."

II. Schlacht von Mont St. Jean.

„Um neun Uhr Morgens, als der Regen etwas nachgelassen hatte, setzte sich das erste Corps in Bewegung und stellte sich mit der linken Flanke an der Straße nach Brüssel, dem Dorfe Mont St. Jean gegenüber, auf, welches der Mittelpunkt der Stellung des Feindes zu sein schien. Das zweite Corps lehnte seine rechte Flanke an die Straße nach Brüssel und seine linke Flanke an ein kleines Gehölz, auf Kanonenschußweite von der englischen Armee. Die Cürassiere rückten hinterher und die Garden auf die Anhöhen als Reserve. Das sechste Corps nebst der Reiterei des Generals Domont, unter Befehl des Grafen Lobau, war bestimmt, hinter unsern rechten Flügel zu rücken, um sich einem preußischen Corps entgegen zu stellen, welches dem Marschall Grouchy entkommen zu sein und die Absicht zu haben schien, in unsere rechte Flanke zu fallen, wie wir aus unsern Rapporten und aus einem Schreiben des preußischen Generals erfahren hatten, welches eine Ordonnanz, die unsere leichten Truppen auffingen, überbringen sollte.

„Die Truppen waren voll Eifer. Man schätzte die Stärke der englischen Armee auf 80,000 Mann; man setzte voraus, daß ein preußisches Corps, welches gegen Abend schlagfertig sein konnte, 15,000 Mann sein möchte. Die feindlichen Streitkräfte beliefen sich also auf mehr als 90,000 Mann. Die unsrigen waren weniger zahlreich.

„Um Mittag waren alle Vorbereitungen beendigt. Der Prinz Jérome,

der eine Division des zweiten Corps commandirte und damit den äußersten linken Flügel bilden sollte, rückte gegen das Gehölz vor, von dem der Feind einen Theil besetzt hielt. Die Kanonade begann; der Feind unterstützte die Truppen, die er zur Behauptung des Gehölzes detachirt hatte, mit 30 Kanonen. Wir trafen unsererseits gleichfalls Artilleriedispositionen. Um ein Uhr ward der Prinz Jérome Meister des ganzen Gehölzes und die ganze englische Armee zog sich hinter eine Anhöhe zurück, die sie verdeckte.*)

„Der Graf von Erlon griff sodann das Dorf Mont St. Jean an und ließ seinen Angriff durch 80 Kanonen unterstützen. Es entspann sich hier eine fürchterliche Kanonade, wodurch die englische Armee sehr gelitten haben muß. Alle Schüsse fielen auf das Plateau. Eine Brigade der 1. Division des Grafen Erlon bemächtigte sich des Dorfes Mont St. Jean,**) eine zweite Brigade wurde von einem Corps englischer Cavallerie angegriffen, das ihr großen Verlust beibrachte; in demselben Augenblicke griff eine englische Cavallerie-Division die Batterie des Grafen Erlon an und brachte mehrere Stücke Geschütze in Unordnung; aber die Cürassiere des Generals Milhaud warfen sich auf diese Division, wovon drei Regimenter durchbrochen und niedergemacht wurden.

„Es war drei Uhr Nachmittags. Der Kaiser ließ die Garde vorrücken, um sie in der Ebene auf dem Platze aufzustellen, wo das erste Corps bei Beginn des Gefechts gestanden hatte, da dies Corps weiter vorgezogen worden war. Die preußische Division, deren Bewegung man voraus gesehen hatte, wurde ins Gefecht mit den Tirailleuren des Grafen Lobau verwickelt, indem sie ihr Feuer gegen unsere ganze rechte Flanke ausdehnte. Es war zweckmäßig, bevor anderwärts etwas unternommen wurde, den Ausgang dieses Angriffs abzuwarten. Zu diesem Ende war der ganze Rückhalt in Bereitschaft, um dem Grafen Lobau zu Hülfe zu eilen und das preußische Corps, wenn es weiter vorgerückt sein würde, zu vernichten.

„Der Kaiser hatte die Absicht, sobald dies geschehen, einen Angriff auf das Dorf Mont St. Jean auszuführen, wovon man sich einen entscheidenden Erfolg versprach. Aber in einem Anfalle von Ungeduld, wie sie häufig in unseren militairischen Annalen verzeichnet stehen und uns schon oft verderblich waren,

*) Das Schloß Hougomont wird hier nicht erwähnt.

**) Kein Franzos hat dies Dorf an diesem Tage getreten.

rückte die Reiterei des Rückhaltes, da sie eine rückgängige Bewegung bemerkt hatte, welche die Engländer machten, um sich gegen unsere Batterien, von denen sie schon sehr gelitten, zu decken, auf die Anhöhen von Mont St. Jean und griff die Infanterie an. Diese Bewegung, welche zur rechten Zeit ausgeführt und von der Reserve unterstützt, die Schlacht entscheiden sollte, schlug, da sie isolirt und bevor die Schlacht auf dem rechten Flügel zu Ende war, zu unserem Unglück aus. Da es kein Mittel gab, Gegenbefehl zu ertheilen, der Feind große Massen Fußvolk und Reiterei ins Gefecht führte und unsere beiden Cürassier-Divisionen engagirt worden, eilte unsere gesammte Reiterei in diesem Augenblick herbei, um ihre Kameraden zu unterstützen. Hier geschahen drei Stunden hindurch zahlreiche Angriffe, in denen wir mehrere Vierecke durchbrachen und sechs englische Infanteriefahnen erbeuteten; ein Vortheil, außer allem Verhältniß mit dem Verluste, den unsere Reiterei durch das Kartätschen- und Kleingewehrfeuer erlitt.

„Es war unmöglich, über unsere Infanterie-Reserven zu verfügen, bevor man den Seitenangriff eines preußischen Corps (Bülows in Plancenois) zurückgeschlagen hatte. Dieser Angriff ward immer ausgedehnter und fiel senkrecht auf unsere rechte Flanke. Der Kaiser entsendete den General Duhesme mit der jungen Garde und mehrere Reserve-Batterien dahin. Der Feind wich; er hatte seine Kräfte erschöpft, man hatte nichts mehr von ihm zu besorgen. Dies war der Zeitpunkt, wo der Angriff gegen das Centrum Wellingtons ausgeführt wurde. Da unsere Cürassiere von dem Kartätschenfeuer der englischen Batterien litten, wurden vier Bataillone der mittleren Garde (de la moyenne garde) abgeschickt, die Cürassiere zu unterstützen, die Stellung zu behaupten, wo möglich einen Theil unserer Reiterei frei zu machen und in die Ebene herab zu bringen. Zwei andere Bataillone wurden abgeschickt, um sich an dem äußersten linken Flügel der Division, welcher gegen unsere Flanke manövrirt hatte, en potence aufzustellen; der Rest wurde als Reserve verwendet, zum Theil, um den Galgen hinter Mont St. Jean einzunehmen,*) ein anderer Theil, um die Hochebene im Rücken des Schlachtfeldes für den Fall des Rückzuges zu besetzen.

*) So eben sagte der Bericht, daß zwei Bataillone „en potence“ d. h. in Galgenform aufgestellt wurden; hierauf wird ein Theil der Reserven verwendet: „pour occuper la potence“; es ist unklar, ob die Galgenstellung oder der wirkliche Galgen gemeint ist. Napoleon zeigte von jeher auf den Schlachtfeldern eine besondere Vorliebe für die Galgenhöhen

„In dieser Lage der Dinge war die Schlacht gewonnen, wir befanden uns im Besitz aller Stellungen, welche der Feind bei dem Beginn des Gefechtes besetzt hielt; da jedoch unsere Reiterei zu früh und schlecht verwendet worden war, konnten wir auf entscheidende Erfolge nicht mehr hoffen. Der Marschall Grouchy marschirte, nachdem ihm die Bewegung des preußischen Corps bekannt geworden war, in den Rücken desselben, was uns für den folgenden Tag einen großen Vortheil sicherte.

„Nach achtstündigem Feuer und Sturmlauf der Infanterie und Cavallerie sah die ganze Armee die Schlacht gewonnen, das Schlachtfeld in unserer Gewalt.

„Gegen 8½ Uhr gingen die, zur Unterstützung der Cürassiere nach der, jenseit Mont St. Jean gelegenen, Anhöhe vorgeschickten vier Bataillone der mittleren Garde mit gefälltem Bajonett gegen die dort befindlichen Batterien vor. Der Tag neigte sich; ein, von mehreren englischen Schwadronen gegen ihre Flanke gemachter, Angriff brachte sie in Unordnung, die Flüchtlinge eilten den Abhang hinab, die nächsten Regimenter, welche Truppen der Garde in Unordnung fliehen sahen, glaubten, dies seien Soldaten der alten Garde und waren davon ganz erschüttert. Das Geschrei: „Alles ist verloren! Die Garde ist geworfen!" wurde vernommen, die Soldaten versichern sogar, daß auf verschiedenen Punkten von Böswilligen geschrieen worden sei: „Rette sich, wer kann!" Wie dem nun auch sei, ein panischer Schrecken (une terreur panique) verbreitete sich über das ganze Schlachtfeld, man stürzte sich in der größten Unordnung auf unsere Verbindungswege, die Soldaten, die Kanoniere, die Munitionswagen drängten sich, sie zu erreichen, die alte Garde, welche im Rückhalt stand, wurde übergerannt und mit fortgerissen.

„In einem Augenblicke war das Heer nichts weiter als eine verworrene Masse, alle Waffen waren durcheinander, es war unmöglich, auch nur ein einziges Corps zu formiren. Der Feind, welcher diese entsetzliche Verwirrung gewahr wurde, ließ einige Colonnen Reiterei vorgehen, die Unordnung vermehrte sich, die Nacht verhinderte es, die Truppen zu sammeln und sie von ihrem Irrthum zu überzeugen.

„So ging eine beendigte Schlacht, ein beschlossener Tag, die bereits wieder

---

und für die Winkelstellung en potence; auch diesmal kommt er nicht von dem Galgen los, obschon nicht anzunehmen, daß 1815 bei Mont St. Jean ein Galgen stand.

gut gemachten Fehler, die für den folgenden Tag gesicherten großen Erfolge durch einen einzigen Moment panischen Schreckens verloren. Selbst die zur Seite des Kaisers aufgestellten Schwadronen des Dienstes wurden durch jene tumultuirenden Wogen der Flüchtlinge übergerannt und desorganisirt, es blieb nichts anderes übrig, als dem Strome zu folgen. Die Reserve-Parks der Artillerie, die Bagagen, welche nicht über die Sambre zurückgegangen waren, Alles, was sich auf dem Schlachtfelde befand, blieben in der Gewalt des Feindes. Es war sogar kein Mittel möglich, die Truppen unseres rechten Flügels zu erwarten. Es ist bekannt, was die tapferste Armee der Welt ist, wenn sie durcheinander geworfen wird und ihre Organisation nicht mehr besteht. Der Kaiser ist am 19. um 5 Uhr des Morgens bei Charleroi über die Sambre gegangen; Philippeville und Avesne wurden zu Vereinigungspunkten bestimmt. Der Prinz Jérome, der General Morand und die übrigen Generale haben daselbst schon einen Theil des Heeres gesammelt; der Marschall Grouchy führt seine Bewegung mit dem Corps des rechten Flügels an der Ober-Sambre aus.

„Der Verlust des Feindes muß sehr groß gewesen sein nach den Fahnen zu urtheilen, die wir ihm abgenommen haben. Unser Verlust läßt sich nicht eher berechnen, als bis sich die Truppen wieder gesammelt haben werden. Bevor die Unordnung ausbrach, hatten wir schon bedeutenden Verlust erlitten, besonders an Reiterei, die so unglücklich und doch so tapfer im Gefecht war. Trotz großem Verluste hat diese muthvolle Reiterei standhaft die Stellung behauptet, aus welcher sie die Engländer vertrieben hatte und hat sie dann erst verlassen, als der Tumult und die Unordnung des Schlachtfeldes sie dazu zwangen. Mitten in der Nacht und unter den Behinderungen, welche die Straße versperrten, konnte sie selbst ihre Organisation nicht aufrecht erhalten.

„Die Artillerie hat sich, wie gewöhnlich, mit Ruhm bedeckt. Die Wagen des Hauptquartiers waren in ihrer gewöhnlichen Stellung geblieben, da man keine rückgängige Bewegung für nöthig erachtet hatte. Während der Nacht sind sie in die Hände des Feindes gefallen.

„Dies war der Ausgang der, für die französischen Heere so glorreichen und doch so unglücklichen Schlacht von Mont St. Jean.“

Wie unverholen auch der Kaiser den Parisern zunächst und dann dem ganzen Frankreich den unglücklichen Ausgang der Schlacht mittheilt, so hat der Bericht dennoch bedeutende Lücken. Daß die Entscheidung durch Blücher und

die Preußen herbeigeführt wurde, wird geflissentlich verschwiegen. Den Parisern war ja Tages zuvor die gänzliche Vernichtung des preußischen Heeres verkündigt worden; es wäre zu beschämend gewesen, dasselbe am 18. auf dem Schlachtfelde in so geschlossener Ordnung und so entscheidend erscheinen zu lassen. Als später diese Rücksichten weggefallen waren, wird dem preußischen Feldherrn und seinem Heere ihr wohlverdienter Ruhm von Napoleon nicht vorenthalten. Auf St. Helena schreibt General Gourgaud unter den Augen des Kaisers nach dessen Dictaten in dem Berichte über die Schlacht am 18. Juni:*)

„Das Entsetzen und die Bestürzung herrschten auf der ganzen feindlichen Linie. Die Flüchtlinge erreichten schon Brüssel; jeder geordnete Rückzug war unmöglich und die ganze Armee nahte sich ihrem Untergange. Seit einer halben Stunde (es war sechs Uhr) hatte sich die Lage der Franzosen sehr geändert; der Feind erschien nirgends drohend; wir waren Meister von einem Theile seines Schlachtfeldes und in angreifender Stellung gegen seine Mitte. Wir waren siegreich, nicht blos über die 85,000 Mann starke englisch-holländische Armee, sondern auch über das, aus 30,000 Preußen bestehende, Bülowsche Corps. So hatten an 65- bis 68,000 Franzosen 115,000 Engländer, Niederländer und Preußen geschlagen. Um halb acht Uhr hörte man endlich die Kanonade des Marschalls Grouchy. Man schätzte ihre Entfernung drittehalb Stunden von unserem rechten Flügel. Der Kaiser glaubte, jetzt sei der Augenblick gekommen, einen entscheidenden Angriff zu thun, um die Schlacht zu endigen. Zu diesem Behufe rief er mehrere Bataillone und mehrere Batterien der Garde, welche gegen Plancenois detachirt worden waren, zurück. In diesem Augenblicke ward die feindliche Armee von der Ankunft des Feldmarschalls Blücher und der des ersten preußischen Corps, welches am Morgen von Wavre aufgebrochen war und sich über Ohain dem linken Flügel der englisch-holländischen Armee anschließen wollte, unterrichtet. Dies war nicht die einzige Verstärkung. Zwei aus sechs Regimentern bestehende Brigaden englischer Cavallerie, welche auf dieser Straße als Reserve gestanden hatten, wurden durch die Ankunft der preußischen Truppen disponibel gemacht und rückten wieder in die Linie ein. Diese Nachrichten hoben das innere Gefühl der englisch-holländischen Armee; sie faßte wieder Muth und setzte sich von Neuem in ihrer Stellung fest.

*) Gourgaud, campagne de 1815.

„In diesem entscheidenden Augenblick zogen sich drei Infanterie-Bataillone der zweiten Linie unsers rechten Flügels in guter Ordnung bis zur kaiserlichen Garde zurück, welche der Kaiser eben zusammenzog. Diese Bewegung, deren Grund sich schwer enträthseln läßt, entblößte unsere Linie. Der Kaiser sprengte ihnen entgegen, um die Ursache zu erfahren. Die Soldaten sagten, sie wären keineswegs vom Feinde geworfen, sondern diese rückgängige Bewegung sei ihnen befohlen worden. Der Kaiser sprach ihnen Muth ein und sie kehrten dann auf ihre Posten zurück.

„Die Reiterei, welche von der Höhe, wo sie sich befand, das ganze Schlachtfeld vor sich, rechts und im Rücken übersah, bemerkte diese rückgängige Bewegung der drei Bataillone. Zu gleicher Zeit gewahrte sie das erste Corps von Blücher, welches auf der Höhe von la Haye ankam und die beiden frischen Cavallerie-Brigaden, welche Miene zum Angriff machten. Sie befürchtete, abgeschnitten zu werden und mehrere Regimenter machten eine rückgängige Bewegung.

„Der Kaiser setzte eben seine Garde in Colonnen, um den beschlossenen Angriff zu machen; weil er aber das Schwanken wahrnahm, glaubte er, die Umstände seien jetzt gebieterisch und er müsse, ohne die Bildung sämmtlicher Colonnen abzuwarten, augenblicklich die Reiterei unterstützen und eine Bewegung machen, welche die Unglücksahnungen verscheuche und die Soldaten abhalte, die Flucht zu ergreifen. Er begab sich mit den vier ersten Bataillonen auf die linke Seite von la Haye-sainte und sandte dem General Reille den Befehl, sein ganzes Corps auf seinem äußersten linken Flügel zu vereinigen und Angriffscolonnen zu bilden. Als der Kaiser bei la Haye-sainte ankam, begegnete er einigen im Rückzuge begriffenen Truppenabtheilungen vom Corps des Marschalls Ney. Er sendete seinen Adjutanten Labedoyère, um ihnen zur Belebung ihres Muthes zu sagen, daß das Corps des Marschalls Grouchy im Anmarsche sei. Zu gleicher Zeit schickte er dem Marschall Ney die vier Garde-Bataillone, die er führte, und befahl ihm, vorwärts zu rücken und die Stellung auf dem Plateau zu behaupten. Dies hatte die vom Kaiser gewünschte Wirkung; alle Zurückgehenden machten Halt und rückten wieder in die Stellung ein. Eine Viertelstunde später kamen die acht andern Bataillone am Rande des Abhangs an. Der Kaiser befahl ihnen, sich hier aufzustellen. General Reille sammelte seinerseits sein ganzes Corps bei Hougomont, ging durch das Thal und griff die feindliche Stellung an.

„Indeß waren die vier Bataillone der mittleren Garde ins Gefecht gekommen. Sie drangen unter dem Feuer einer sehr beträchtlichen feindlichen Linie standhaft vor. General Friant, welcher die Infanterie der Garde befehligte und bereits an der Hand verwundet war, kam zum Kaiser und meldete ihm, daß auf dem Plateau Alles gut stände und daß man nach Ankunft der alten Garde im Besitz des ganzen Schlachtfeldes sein werde. Zwischen halb acht und acht Uhr ließ sich auf einmal auf dem rechten Flügel ein Geschrei des Schreckens hören. Blücher griff mit dem ganzen Ziethenschen Corps das Dorf la Haye an und eroberte es augenblicklich.*) Diesem folgte auf unserm ganzen rechten Flügel eine allgemeine Bewegung. Hierdurch wurden wir vom Corps des Grafen v. Lobau abgeschnitten. Die Verräther und Uebelgesinnten, welche sich in der Armee befanden, und die Ausreißer benutzten sogleich diese Gelegenheit, um die Verwirrung, welche sich nun mit der größten Schnelligkeit über die ganze Linie verbreitete, noch zu vermehren. Die acht Garde-Bataillone, unter welchen sich die der alten Garde befanden, mußten nun, anstatt zur Unterstützung der vier fechtenden Bataillone vorzudringen, eine Bewegung auf die rechte Seite machen, um zur Reserve zu dienen und die Truppen, welche eben aus la Haye vertrieben worden waren, wieder zu sammeln. Sie sperrten, indem sie Bataillonsvierecke bildeten, das ganze Schlachtfeld. Die Sonne war untergegangen und noch war die Hoffnung nicht verloren, als jetzt auf einmal die beiden Brigaden der feindlichen Cavallerie, welche noch nicht im Gefecht gewesen waren, zwischen la Haye-sainte und dem Corps des Generals Reille durchdrangen. Sie hätten durch die acht Vierecke der Garde aufgehalten werden können; aber da sie die auf der rechten Seite herrschende große Verwirrung sahen, umgingen sie dieselben. Diese 3000 Mann frischer Cavallerie verhinderten jedes Sammeln. Der Kaiser gebot den vier, bei seiner Person den Dienst habenden, Escadrons, sie anzugreifen. Diese Escadrons waren aber allzu schwach; es hätte hier der ganzen Division der Reserve-Cavallerie der Garde bedurft; aber durch ein Unglück, welches zum Verhängniß dieses Tages gehörte, hatte gerade diese, aus 2000 Grenadieren zu Pferde und Dragonern, sämmtlich

*) In einer Anwandlung von Wahrheitsliebe äußerte Napoleon eines Tages auf St. Helena: „daß der Marsch Blüchers nach der verlorenen Schlacht von Ligny nach Wavre und mehr noch der von Wavre am 18. nach St. Lambert und Plancenois Blitze des Genies gewesen seien, welche man nur bei großen Feldherren glänzen sieht."

Eliten, bestehende Division sich auf dem Plateau, ohne Befehl des Kaisers, in das Gefecht eingelassen. Es war nun keine Wiedervereinigung der Soldaten mehr möglich und die vier geworfenen Escadrons machten die Verwirrung nur noch größer.

„Die Cavalleriecorps und die vier Garde-Bataillone, welche seit mehreren Stunden auf dem Plateau beinahe der ganzen englischen Armee die Spitze boten, hatten alle nur möglichen Anstrengungen gemacht, ihre Artillerie hatte alle Munition verschossen, sie sahen von dieser Höhe aus das Feuer unserer Vierecke hinter sich; sie begannen nun ebenfalls den Rückzug und der Sieg entschlüpfte uns aus den Händen. Als das Plateau verlassen war, rückte die ganze englisch-holländische Armee in Schlachtordnung vorwärts und machte erst in der Stellung Halt, welche von uns so lange behauptet war. In der Verwirrung, in welcher sich die französische Armee befand, geschah das, was unter solchen Umständen häufig zu geschehen pflegt, unser Fußvolk und unsere Reiterei schlugen sich unter einander, ohne sich zu erkennen. Die acht Bataillone der Garde, welche im Centrum waren, wurden, nachdem sie lange allen Angriffen der feindlichen Infanterie und Cavallerie getrotzt hatten und nur Schritt für Schritt zurückgewichen waren, durch die Masse der Fliehenden völlig außer aller Ordnung gebracht und durch die Menge der sie umringenden Feinde erdrückt. Diese braven Grenadiere wehrten sich bis aufs Aeußerste und verkauften ihr Leben theuer. Hier war es, wo Cambronne, als er aufgefordert ward, sich zu ergeben, die ächt französische Antwort gab: „Die Garde stirbt, aber sie ergiebt sich nicht!“ *)

Noch weniger zurückhaltend mit der Anerkennung der Errettung Wellingtons und des englischen Heeres durch die Preußen lautet Napoleons Zeugniß in den auf St. Helena ebenfalls unter seinen Augen verfaßten Memoiren.

„Die Sonne war untergegangen; der General Friant, welcher in diesem Augenblicke verwundet vorbeikam, sagte, Alles gehe gut, der Feind scheine seine Arrièregarde zu bilden und den Rückzug zu decken, sobald der Rest der Garde sich entwickeln werde. Hierzu bedurfte es nur noch einer Viertelstunde! In diesem Augenblicke langte der Feldmarschall Blücher in la Haye an und warf das französische Corps, welches la Haye vertheidigte. Dies war die 4. Division des ersten Corps; sie gerieth in Unordnung und ließ sich mit dem Feinde nur

*) Daß Cambronne um Pardon bat und gefangen abgeführt wurde, wird von den französischen Geschichtschreibern verschwiegen.

in ein leichtes Gefecht ein. Obgleich sie von einem vierfach überlegenen Feinde angegriffen war, so würde dennoch, sobald sie nur einige Entschlossenheit gezeigt, oder die Häuser des Dorfes durch eingeschnittene Schießlöcher zur Vertheidigung eingerichtet hätte, die Nacht herangekommen sein und der Marschall hätte dann schwerlich vermocht, das Dorf zu stürmen. Bei dieser Gelegenheit will man das Geschrei: „Rette sich, wer kann!“ gehört haben. Als die Lücke einmal entstanden und die Linie durch die geringe Standhaftigkeit der, la Haye vertheidigenden, Truppen durchbrochen worden war, überschwemmte die feindliche Reiterei das Schlachtfeld. General Bülow rückte vor, der Graf v. Lobau zeigte aber gute Haltung.“ — — —

„Nie hat die französische Armee sich besser geschlagen als an diesem Tage. Sie that Wunder der Tapferkeit und die Ueberlegenheit der französischen Truppen, Infanterie, Cavallerie, Artillerie, über ihren Feind war so groß, daß ohne die Ankunft des ersten und zweiten preußischen Corps der vollständigste Sieg über die englisch-holländische Armee und über das Bülowsche Corps errungen worden wäre, also ein Franzos gegen zwei Feinde, 69,000 Mann gegen 120,000 Mann! — — — — Die englisch-holländische Armee ist in dieser Schlacht zweimal durch die Preußen gerettet worden; das erste Mal vor drei Uhr durch die Ankunft des Generals Bülow mit 30,000 Mann und das zweite Mal durch die Ankunft des Feldmarschalls Blücher mit 31,000 Mann. Nun denke man sich, welche Gefühle das Volk von London in dem Augenblicke ergriffen haben würden, wo es das unglückliche Schicksal seines Heeres erfahren und erkannt hätte, daß sein edelstes Blut zur Aufrechthaltung der Sache der Könige gegen die der Völker, der Privilegien gegen die Gleichheit, der Oligarchen gegen die Liberalen, der Grundsätze der heiligen Alliance gegen die der Volkssouverainetät vergeudet worden wäre!“

In so grobe Selbsttäuschung hatten die Wellen, welche die Felsenufer von St. Helena umbrausten, den verbannten Alleinherrscher eingewiegt, daß er der Welt glauben machen wollte, er leide als ein Vorkämpfer und Märtyrer für Freiheit, Gleichheit und Volkssouverainetät!

Neunundvierzigstes Kapitel.

Das Gefecht bei Wavre den 18. und 19. Juni. — Die Oertlichkeit von Wavre. — Die verschiedenen Uebergangspunkte über die Dyle. — Thielemanns Marsch mit dem dritten Armeecorps am 17. Juni. — Dessen Aufstellung bei Wavre. — Der General-Major v. Borcke mit der 9. Brigade kommt abhanden. — Napoleons Anschuldigung gegen den Marschall Grouchy. — Dessen Rechtfertigung. — General Vandamme greift an. — Oberst v. Zepelin in Wavre. — Der Bericht des Majors v. Bornstedt. — Die kurmärkische Landwehr an der Brücke von Bas-Wavre. — Die Einzelgefechte, geschildert durch v. Göhren, Jäckel, Strantz, Mannkopf, Eichstadt, Hold, Hossauer u. a. — Oberst Stülpenagel mit dem 31. Regiment im nächtlichen Gefecht. — Oberst v. Stengel, vom General Pajol angegriffen, giebt den Uebergang bei Limale preis. — Thielemann tritt ohne Noth den Rückzug nach Löwen an. — Grouchy's geschickt ausgeführter Rückzug nach Namur. — Das zweite und dritte Armeecorps brechen auf, um dem dritten und vierten Corps (Vandamme und Gérard) den Weg zu verlegen. — Frevelhafte Dummheit eines preußischen Generals. — Bei dem, von dem General Pirch I. ohne Sinn und Verstand befohlenen, Sturm auf Namur wurden 1500 Mann aufgeopfert. — Die 6. Brigade zählt 44 Officiere, darunter den tapfern Oberst v. Zastrow, todt und verwundet. — Grouchy, Vandamme und Gérard führen ihre beiden Corps ohne weitere Anfechtung über Dinant nach Soissons.



Daß bei großen Schlachten die Einzelgefechte, die sich oft nur auf die Wegnahme oder Behauptung eines Dorfes, eines Gehöftes, einer Brücke oder eines Ueberganges über einen Bach, oder einer Furth und dergleichen Punkte beschränken, den Ausschlag geben, hatten wir oft genug Gelegenheit zu bemerken. In den Berichten der commandirenden

Generale und höheren Befehlshaber wird in seltenen Fällen davon Erwähnung gethan. Dies veranlaßte den Verfasser, sich an schriftliche und mündliche Berichte von Mitfechtern, welche an entscheidenden Einzelgefechten Theil nahmen, zu halten, wodurch manche Angabe officieller Berichte berichtigt wurde.*)

Die Bedeutung und der Erfolg des Gefechtes bei Wavre am 18. und 19. Juni, in welchem sich die preußischen Waffen, insbesondere die kurmärkische Landwehr, mit Ruhm bedeckten, werden gewöhnlich viel zu gering angeschlagen und nicht nach Gebühr gewürdigt. Der Grund davon mag vornehmlich darin zu suchen sein, daß die größere Entscheidung, welche an jenen beiden Tagen auf den Feldern von Mont St. Jean, Belle-Alliance und Genappe erfolgte, die allgemeine Theilnahme so sehr in Anspruch nahm, daß dem Gefecht bei Wavre nicht die ihm gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Ein zweiter Grund hiervon dürfte auch wohl der sein, daß der, das dritte Armeecorps commandirende, General v. Thielemann, welcher am 18. sich als ein Feldherr aus Napoleons Schule bewährte, am 19. und 20. so große Fehler beging, daß man darüber vergaß, was das dritte Armeecorps am 18. geleistet hatte. Wäre es am 18. Grouchy gelungen, bei Wavre durchzubrechen und Bülow, als dieser Plancenois räumen mußte, in den Rücken zu fallen, dann konnte noch in später Abendstunde die Schlacht zu Gunsten Napoleons entschieden werden und selbst,

---

*) Daß indeß selbst auf die gewissenhaftesten Augenzeugen sich nicht unbedingt zu verlassen ist, da ein Jeder die Vorgänge mit anderen Augen ansieht, wird von dem gelehrten Verfasser des „Vie de Jésus" auf die, in den vier Evangelien von den Aposteln gemachten, Aufzeichnungen angewendet. „Die Unzuverlässigkeit," bemerkt Renan in der Vorrede Seite XXVIII., „welche allen aus dem Volke hervorgehenden Erzählungen eigen ist, macht sich in den Evangelienbüchern ganz besonders bemerkbar." Renan läßt die Ueberlieferung, daß der heilige Geist den Aposteln ihre Aufzeichnungen Wort für Wort in die Feder dictirt habe, unerörtert, stellt die vier Evangelisten nicht einmal den sogenannten Profanscribenten, sondern gemeinen Soldaten gleich. „Nehmen wir an," sagt er a. a. O., „daß nach zehn oder zwölf Jahren drei oder vier Grenadiere der alten Garde, ein Jeder für sich, es unternommen hätten, das Leben Napoleons aus ihrer Erinnerung zu schreiben. Offenbar würden ihre Erzählungen vielfache Irrthümer und erhebliche Widersprüche enthalten. Der Eine von ihnen würde die Schlacht von Wagram vor die von Marengo stellen; der Andere würde ohne Weiteres schreiben, daß Napoleon die Regierung Robespierre's aus den Tuilerien vertrieben, ein Dritter würde die Fahrt nach Egypten und andere denkwürdige Begebenheiten vergessen mitzutheilen. Eines aber würde sich aus allen diesen naiven Erzählungen mit einem hohen Grade der Wahrheit ergeben: der Charakter des Helden, der Eindruck, den er auf seine Umgebungen gemacht. In diesem Betracht haben dergleichen populaire Geschichtserzählungen einen höheren Werth, als eine officielle und solenne Geschichtschreibung." —

wenn sie für den Kaiser verloren ging, würde seine Niederlage nicht eine so vollständige geworden sein.

Wir schicken, wie immer, so auch diesmal dem Berichte über das Gefecht eine Beschreibung der Oertlichkeit voraus.

Die Stadt Wavre mit 4000 Einwohnern liegt auf dem linken Ufer des Dyle-Flusses und hat eine Vorstadt, die durch zwei Brücken, eine kleine steinerne oberhalb und eine größere gegen die Mitte, mit der Stadt zusammenhängt. In Limelette, Limale, bei der Mühle von Bièrge und Bas-Wavre führen hölzerne Brücken über den Fluß, welcher, obschon er selbst an mehreren Stellen zu durchwaten ist, von dem Regen in der Nacht vom 17. zum 18. angeschwollen war. An beiden Ufern laufen Hügelketten, die an vielen Stellen mit Holz bewachsen sind. Die Hügel des rechten Ufers sind im Ganzen die höheren, dagegen haben die auf dem linken Ufer, welche ebenfalls bis 60 Fuß ansteigen, einen steileren Abfall, wodurch ein gutes Hinderniß des Zuganges gebildet wurde, welches dennoch die vollkommene Wirkung des Geschützfeuers zuließ. Da die Gegend auf dem rechten und linken Flügel der preußischen Aufstellung in der Nähe frei war und rückwärts noch einige Anlehnungspunkte darbot, konnte die Stellung für sehr stark gelten, zumal man ohne große Vorbereitung dieselbe von Stunde zu Stunde zu ändern im Stande war.

Sobald Blüchers Generalstab nach der verlorenen Schlacht am 16. den kühnen Entschluß faßte, die Verbindung mit der Maas und dem Rheine aufzugeben, um sich an Wellington anzuschließen, wurde sogleich Wavre als eine Stellung von höchster Wichtigkeit erkannt, indem darüber die nächste Straße von Namur nach Brüssel führt und sich außerdem noch eine große Anzahl von Seitenwegen dort befinden, welche für alle Waffen zu gebrauchen sind; nur daß darunter an vielen Stellen Hohlwege waren, die man bei dem aufgeweichten Boden schwer passiren konnte.

Wir haben bereits oben der Veranlassung Erwähnung gethan, wodurch sich der Abmarsch Thielemanns mit dem dritten Armeecorps am 17. verzögerte. Nach einem sehr angestrengten Marsch war dasselbe am 17. des Abends nach Wavre gekommen. Drei Brigraden, die 10., 11. und 12., sowie die Reserve-Cavallerie waren durch Wavre durchgeführt worden und bezogen Biwacht bei Bavette. Die 9. Brigade war, da sie erst spät in der Nacht bei Wavre eintraf, jenseits geblieben und bildete nun mit der 8. Brigade des zweiten Armee-

corps die Vorhut gegen die unter Marschall Grouchy im Anzuge begriffenen zwei französischen Corps.

Wir erinnern hier an den Befehl, welcher Thielemann aus dem Hauptquartiere Blüchers am 18. des Morgens zuging, wonach das dritte Corps die Bestimmung erhielt, die Stellung bei Wavre, im Fall eine feindliche Colonne vorrückte, zu vertheidigen oder, wenn dies nicht geschähe, nur ein Bataillon dort stehen zu lassen und den drei übrigen Armeecorps als Reserve zu folgen. Bis 2 Uhr Nachmittags hatte sich bei Wavre kein Feind gezeigt; dies bestärkte Thielemann in der Ueberzeugung, daß Napoleon mit seinem ganzen Heere sich gegen Wellington gewendet habe. Der Befehl zum Aufbruch war bereits gegeben, als bei Thielemann von der 9. Brigade die Meldung einging, daß der Feind gegen das linke Ufer der Dyle Tirailleure vorschicke, deren Geknatter sehr bald einen lebhaften Kugelwechsel hervorrief. Thielemann blieb nicht lange im Ungewissen darüber, ob er es nur mit einem Streifcorps oder mit einer ansehnlichen Macht zu thun haben werde. Da sein Antrag, einen Theil des zweiten Armeecorps zurückzuhalten, von Blücher abgelehnt wurde, sah er sich allein auf sein Corps angewiesen und traf hiernach seine Anordnung. Die Hauptaufgabe war, den Feind zu verhindern, weder in die Stadt einzudringen, noch ober- und unterhalb derselben den Uebergang auf das linke Ufer der Dyle zu erzwingen und so dem, von Blücher geführten, Heere in den Rücken zu fallen. Zur Behauptung der Stadt wurde befohlen, die große Brücke durch Barrikaden zu versperren. „Allein alle Thüren waren verschlossen, die Einwohner waren entflohen oder hielten sich versteckt, so daß man nur drei Wagen und zwölf große Biertonnen aufzutreiben vermochte. Die Häuser am rechten Ufer der Dyle wurden mit Schießlöchern versehen und mit Tirailleuren besetzt. Thielemanns Corps bestand aus der 9., 10., 11. und 12. Brigade, im Ganzen 20,000 Mann mit einigen dreißig Geschützen. Die Mannschaft wurde so vertheilt, daß die 12. Brigade und die Batterie Nr. 20 hinter dem Uebergange von Bièrge stand, die 10. rechts auf der Anhöhe hinter Wavre, sich an ein dortiges Wäldchen anlehnend; die 11. war links hinter Wavre quer über die Chaussee aufgestellt, Wavre durch drei Bataillone der 9. Brigade besetzt, während die übrigen Truppen derselben nebst der Reiterei des Rückhaltes zur Reserve bestimmt wurden, welche bei Bavette stehen sollte. Die Ausdehnung des Geländes von Bièrge bis Bas-Wavre betrug etwas über 2000 Schritt; hierdurch gewann Thielemann den

Vortheil, seine Truppen in geschlossener Ordnung zur Hand zu haben. Die Uebergänge wurden mit Scharfschützen besetzt; 27 Geschütze am Thalrande entlang so vertheilt, daß der jenseits herabsteigende Feind bestrichen werden konnte. Durch eine grobe Dienstverletzung — Mißverständniß wird dergleichen, wenn es von den höheren Regionen ausgeht, genannt — marschirte General v. Borcke mit der 9. Brigade, von welcher er drei Bataillone in Wavre zurückgelassen hatte, über Bas-Wavre nach der Chaussee, die nach Brüssel führt.

Durch einen, von dem General v. Borcke an ihn abgeschickten, Officier will General Thielemann demselben den Befehl haben zugehen lassen, die Chaussee noch etwas weiter hinunter zu marschiren und bei Bavette als Rückhalt Stellung zu nehmen. General v. Borcke behauptete später, keinen derartigen Befehl erhalten zu haben.

Weder Plotho, noch Grolmann-Damitz und Clausewitz geben Aufklärung über dies „Mißverständniß". Daß ein solches stattgefunden habe, stellte General v. Borcke selbst in Abrede; er berief sich auf sein Dienst-Journal, aus welchem wir, da es uns in beglaubigter Abschrift vorliegt, Nachstehendes mittheilen.

„Den 17. Juni. Nachdem die 9. Brigade bis 8 Uhr Morgens bei Point-du-Jour angehalten hatte, setzte sie sich nach Gembloux in Marsch, ohne vom Feinde verfolgt zu werden, traf daselbst um 7 Uhr Vormittags ein und bezog jenseit der Stadt eine Biwacht. Um 1 Uhr wurde auf dem Wege nach Wavre abmarschirt. Da mehrere Park-Colonnen vom zweiten und vierten Armeecorps die Defiléen verstopft hatten, so wurde dadurch und durch den höchst schlechten Weg der Marsch der 9. Brigade aufgehalten, so daß sie erst

„den 18. Juni Morgens um 5 Uhr in dem Defilé vor Wavre ankam. Während des Marsches waren einige unbedeutende Neckereien unserer Reiterei mit den feindlichen Patrouillen vorgefallen.

„Die 9. Brigade erhielt den Befehl, zum Abkochen im Defilé vor Wavre stehen zu bleiben und nach 10 Uhr das Defilé zu besetzen, welches sogleich geschah, um den Rückzug des, noch vor der Stadt befindlichen, zweiten Armeecorps zu decken, welches mit dem Feinde engagirt war. Die Füsilier-Bataillone vom 30. und 1. kurmärkischen Infanterie-Landwehr-Regiment marschirten unter dem Befehle des Oberst v. Zepelin, welchem die Vertheidigung der Stadt aufgetragen worden war, nach Wavre.

„Gegen 3 Uhr Nachmittags erhielt der General-Major v. Borcke Befehl

zum Abmarsch mit den übrigen Truppen der 9. Brigade auf dem Wege nach Couture. Zur Vertheidigung der Brücke, welche in Bas-Wavre über die Dyle führt, waren die Tirailleure des 1. Bataillons vom 30. Regiment und das Füsilier-Bataillon des Leib-Regiments stehen geblieben, sowie das 2. Bataillon vom 30. Regiment als Rückhalt hinter dem Defilé von Wavre.*)

„Nachdem der Theil der 9. Brigade unter dem Befehle des Generals v. Borcke nach 8 Uhr des Abends über Couture**) nach Ohain auf dem Wege nach Genappe angekommen war, ging die Nachricht ein, daß die Schlacht bei la Belle-Alliance bereits geendigt sei, worauf diese Truppen daselbst stehen blieben." Ein Mißverständniß fand demnach nicht statt. General v. Borcke, ein kriegsrüstiger Soldat, zog es vor, anstatt bei Bavette unthätig im Rückhalt zu stehen, dem Rufe des Kanonendonners nach Blüchers Seite hin zu folgen. Dies war jedenfalls undienstlich, doch ist er deshalb nie zur Verantwortung gezogen worden.

Erst Abends 7 Uhr, als Thielemann, vom Feinde gedrängt, sich nach seiner Reserve umschaute, entdeckte sich's, daß General v. Borcke mit sechs Bataillonen, zwei Schwadronen und acht Geschützen abmarschirt sei, ohne Meldung zu machen, wohin er sich gewendet. „Es ist zu verwundern," bemerkt General v. Grolmann, „daß die Brigade nicht sogleich vermißt und derselben eine Contre-Ordre nachgeschickt wurde. Für das dritte Armeecorps entstand der Nachtheil, daß dasselbe hierdurch nur mit 15,000 Mann gegen 32,000 Mann, die unter den Befehlen des Marschalls Grouchy heranrückten, kämpfen mußte."

Aus den bereits oben mitgetheilten Befehlen Napoleons an Grouchy wissen wir, daß der Kaiser mit Zuverlässigkeit darauf rechnete, daß sein Marschall, bei dem sich der Haudegen Vandamme, die unternehmenden Generale Gérard und Pajol mit zwei Armeecorps befanden, die am 16. geschlagene und, wie er meinte, zersprengte preußische Armee am 17. ganz und gar „ecrasiren" würde. Da indessen Napoleon seinem Marschall den Weg nicht zu bezeichnen wußte, auf welchem er Blücher verfolgen sollte, und Grouchy ebenfalls die Fährte desselben verloren hatte, nahm dieser es mit dem ihm ertheilten Befehle lässiger, als es sonst die Art der französischen Generale war. „Die Unbekanntschaft Grouchy's

*) Diese Angaben sind unvollständig; außer den genannten Truppen war das Füsilier-Bataillon des 1. kurmärkischen Landwehr-Regiments hier aufgestellt und hielt sich vor allen anderen brav.

**) Ein entsetzlicher Umweg!

mit der wahren Rückzugslinie der preußischen Armee," bemerkt Clausewitz, „grenzt an das Unbegreifliche, weil sie zur Annahme der höchsten Unbehülflichkeit und Nachlässigkeit der französischen Generale nöthigt, zu der man sich doch nicht leicht entschließen wird."*)

Eine schwere, obschon nicht ganz gerechtfertigte, Anklage gegen den Marschall Grouchy erhob der auf St. Helena Verbannte. „Der Marschall Grouchy" — so dictirt er**) — „war erst um 10 Uhr des Morgens aus seinem Lager bei Gembloux aufgebrochen und befand sich zwischen 11 und 1 Uhr halbweges von Wavre (in Sart-à-Vallain). Er hörte die fürchterliche Kanonade von Waterloo; kein alter Soldat konnte sich über sie täuschen, es waren mehrere hundert Feuerschlünde, es waren zwei Armeen, welche sich gegenseitig den Tod zusandten. Der General Exelmans, welcher die Reiterei befehligte, war lebhaft ergriffen; er eilte zum Marschall und sprach: „„Der Kaiser ist im Kampfe mit der englischen Armee, dies unterliegt keinem Zweifel, ein so schreckliches Feuer kann kein Zusammenstoßen kleiner Truppenabtheilungen sein. Herr Marschall! Wir müssen in der Richtung des Kanonendonners abmarschiren. Ich bin ein alter Soldat der italienischen Armee und habe den General Bonaparte hundertmal diese Maxime predigen hören. Wenn wir uns links wenden, sind wir in zwei Stunden auf dem Schlachtfelde."" — „Ich glaube es," erwiderte Marschall Grouchy, „aber wenn Blücher vor mir abzieht und mich in der Flanke angreift, so bin ich verantwortlich, weil ich meinen Befehl nicht vollzogen habe, welcher lautet, gegen Blücher zu marschiren." — In diesem Augenblicke kam auch der General Gérard zum Marschall und gab ihm denselben Rath: „„Ihr Befehl lautet, gestern zu Wavre zu sein, nicht heute; das Sicherste ist, nach dem Schlachtfelde zu marschiren. Sie können sich nicht darüber täuschen, daß Blücher Ihnen einen Marsch abgewonnen hat; er war gestern in Wavre und Sie in Gembloux, wer weiß, wo er jetzt ist? Wenn er sich mit Wellington vereinigt, finden wir ihn auf dem Schlachtfelde, dann ist der Ihnen ertheilte Befehl buchstäblich erfüllt; ist er nicht dort, so entscheidet Ihre Ankunft die Schlacht. In zwei Stunden können wir uns im Feuer befinden und wenn wir die englische Armee vernichtet haben, was kann uns dann der schon geschlagene Blücher anhaben?""

*) Clausewitz a. a. O. S. 131.
**) Mémoires pour servir etc. p. 153.

Der Marschall schien überzeugt; allein in diesem Augenblicke erhielt er die Meldung, daß seine leichte Reiterei vor Wavre mit den Preußen handgemein sei, daß ihre gesammten Streitkräfte daselbst vereinigt wären und daß dieselben aus mindestens 80,000 Mann beständen. Da er glaubte, die gesammte preußische Armee vor sich zu haben, brauchte er zwei Stunden, um sich in Schlachtordnung zu stellen."

Wie Napoleon nach der verlorenen Schlacht von Leipzig einen Corporal, welcher die Brücke über die Elster zu früh in die Luft gesprengt haben sollte, zum Sündenbock macht, so theilt er diesmal dem Marschall Grouchy dies Ehrenrettungsamt zu. Der Marschall setzt sich aber gegen diese Anfechtungen zur Wehr und es wird, ähnlich wie in Kaulbachs Hunnenschlacht, lang nachdem die Leichen das Schlachtfeld bedeckten, oder hier vielmehr das Schlachtfeld die Leichen, der Kampf zwischen dem, nach der Felseninsel des Weltmeeres verbannten, Kaiser und dem, nach Nordamerika geflüchteten, Marschall fortgesetzt, wobei es denn, eben so wie in der berühmten Geisterschlacht, an Luftstreichen nicht fehlt.

Neuerdings hat Grouchy einen beredten Vertheidiger an dem, durch Louis Napoleon verbannten, Oberst Charras erhalten; allein die erwähnte Thatsache wird auch von ihm erzählt. — „Es war 11½ Uhr, oder etwas darüber, Vormittags den 18. Juni, da trat General Gérard, welcher seinen Truppen vorausgegangen war, in das Zimmer zu Grouchy, welchen er im Hause des Notars Hobaert in Sart-à-Vallain beim Frühstück fand. Kaum hatte er mit ihm eine Zeit lang sich unterhalten, als der Oberst Simon Lorrière, Chef des Generalstabes des vierten Corps, hereintrat und mittheilte, daß er in einem, zum Hause gehörenden, Garten von Westen her Kanonendonner gehört zu haben glaube. Auf diese Nachricht gingen Grouchy und Gérard sogleich nach dem Garten und traten in einen, auf einem Hügel gelegenen, Kiosk. Mehrere Generale und Officiere kamen herbei und horchten schweigend auf den fernen Donner. Um ihn deutlicher zu hören, legten mehrere Officiere sich mit dem Ohr an die Erde. Als nach einiger Zeit der Regen aufhörte, die Wolken höher stiegen, wurde der Donner deutlicher und plötzlich nahm er eine solche Stärke an, daß der Boden zitterte. Es war nicht mehr daran zu zweifeln, es war dies der Wiederhall einer heftigen Kanonade. Der anwesende Hauswirth und die Führer bezeichneten Mont St. Jean als den Punkt, woher der Donner komme. Es war 12 Uhr oder etwas mehr. Gérard rieth, nach dem Feuer hin zu marschiren; eine große

Schlacht werde bei dem Eingang in den Wald von Soigne geschlagen, man müsse auf der Stelle manövriren, um Antheil daran zu nehmen." *) Wenn Napoleon dem General Exelmans ebenfalls das Wort für den Marsch, wohin der Donner rufe, ergreifen läßt, so haben Andere nachgewiesen, daß Exelmans am 18. sich nicht in der unmittelbaren Nähe von Grouchy befunden hat. Der Marschall selbst erzählt in seiner Vertheidigungsschrift den Hergang also: „Während im Gehölz von Limelette (unfern von Wavre) tiraillirt wurde, hörte man ein starkes Kanonenfeuer zur Linken in der Ferne. Ich ritt sogleich nach dieser Richtung fort und zweifelte gar nicht, daß die englische Armee durch Napoleon angegriffen werde. Da ich die Preußen (bei Wavre) erreicht hatte, welche zu verfolgen ich beauftragt war, so war es meine Pflicht, sie nicht aus den Augen zu lassen und sie bei Wavre lebhaft anzugreifen, damit sie, auf diesem Punkte beschäftigt, nichts gegen die, bei Waterloo im Gefecht stehende, Armee unternehmen könnten. Ich wußte damals noch nicht und konnte nicht wissen, daß am frühen Morgen zwei Corps des Feldmarschalls Blücher von Wavre abmarschirt waren und daß um diese Zeit die Spitze dieser Corps auf den Höhen von St. Lambert im Angesicht der französischen Truppen bei Waterloo ankamen. Da ich übrigens 32,000 Mann hatte und die preußische, mir gegenüberstehende, Armee 95,000 Mann stark (also doch nicht gänzlich vernichtet) glauben mußte, so war ich zu schwach, um mich zu theilen, und ich wäre Gefahr gelaufen, erdrückt zu werden, wenn ich noch ein starkes Corps abgesendet hätte." **)

Allerdings hatte Grouchy den Marsch von Ligny, wo er am 16. im Gefecht gestanden, über Gembloux nach Wavre unter erschwerenden Umständen zurückgelegt. Die Entfernung beträgt auf dem Wege über den Höhenzug, den er nahm, zehn Wegstunden, die jedoch bei dem heftigen Regenwetter, dem aufgeweichten Boden, mit ermüdeten Truppen, welche auf einer und derselben Straße in langgedehntem Zuge marschirten, kaum binnen 24 Stunden zurückgelegt werden konnten. Grouchy's Corps verließ das Schlachtfeld von Ligny am 17. Juni Nachmittags gegen 3 Uhr und erreichte Gembloux am späten Abend. Von hier brach der Marschall am 18. Vormittags erst nach 10 Uhr mit dem

*) Charras a. a. O. S. 348.

**) Observations sur la relation de la campagne de 1815, par le général Gourgaud et réfutation par le comte de Grouchy.

Gros seines Heeres auf; denn die von ihm gemachte Angabe: er habe sich mit Sonnenaufgang in Marsch gesetzt, mag sich nur auf die Avantgarde beziehen. Der Maréchal de Camp, Berton, welcher sich bei dem Corps befand, behauptet mit Bestimmtheit: das Corps von Exelmans sei nicht vor 8 Uhr abmarschirt, und die Armeecorps hätten sich erst zwischen 9 und 10 Uhr in Marsch gesetzt. Die Wahrheit wird wohl in der Mitte liegen. Das dritte Corps, unter Vandamme, welches die Spitze hatte, traf um 2 Uhr in der Gegend von Wavre ein; es hatte aber von Gembloux bis dahin 3 Meilen zu marschiren, mußte also wohl um 6 oder 7 Uhr aufgebrochen sein. Das vierte Corps unter Gérard scheint mit der 1. Division, Hulot, einige Stunden später, mit den anderen beiden aber erst gegen Abend angekommen zu sein. Es zog Alles auf einer Straße und so erklärt sich das späte Ankommen von selbst, besonders wenn man nicht vergißt, was an diesen beiden letzten Tagen geleistet worden war.

Der General Pajol war mit seiner Colonne von Mazy auf St. Denis, Grand-Lez nach Tourienne gesandt worden, also der Hauptcolonne zur rechten Seite, um dort weitere Befehle zu erwarten; er mußte von da nach Wavre zurückgeholt werden und traf erst Abends 8 Uhr bei Limale ein, wohin er bestimmt worden war, weil Grouchy sah, daß er bei Wavre nicht werde durchdringen können.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Grouchy am 18. des Morgens noch im Ungewissen über die Richtung war, wohin Blücher seinen Rückzug genommen hatte. Grouchy sagt dies selbst und als er von Gembloux aufbrach, war sein Marsch vor der Hand nur auf Sart-à-Vallain und noch nicht auf Wavre gerichtet. Daher jener Seitenmarsch Pajols und das Herumtappen, wodurch der Marsch aufgehalten wurde. Erst die Nachhut des zweiten und dritten preußischen Armeecorps, auf welche Grouchy $11\frac{1}{2}$ Uhr anderthalb Stunden vor Wavre stieß, zog ihn dahin. Von Vandamme angegriffen, warf sich der preußische Nachtrab in das Gehölz von Limalette. Dies Vorpostengefecht ist es, von welchem dem Marschall Grouchy in der Mittagstunde in Sart-à-Vallain Meldung gemacht wurde, als er von hier einen Erkundigungsritt machte, um über den Kanonendonner, den er von Westen her vernahm, Näheres zu erfahren.

Die Anklage, welche der Kaiser und die ihm nach Helena gefolgten Waffengefährten gegen das Benehmen Grouchy's am 17. und 18. Juni erhoben haben, und dessen Vertheidigung füllen ganze Bände der Kriegsgeschichte jener Tage;

wir beschränken uns darauf, nur das Erheblichste davon mitzutheilen, da unsere Theilnahme in weit höherem Maße von dem, was unsere braven Landsleute hier ausgefochten haben, in Anspruch genommen wird.

Die Vertheilung und Aufstellung der, dem General Thielemann zur Verfügung gebliebenen, Truppen des dritten Armeecorps haben wir bereits angegeben.

Um 4 Uhr des Nachmittags eröffnete General Vandamme, dessen Corps (das dritte) die Spitze der Angriffscolonnen bildete, das Feuer gegen die Stadt Wavre aus zwei Batterien, wobei sich acht Zwölfpfünder befanden, welche sich rechts der Chaussee aufstellten und wozu später noch eine dritte kam. Der General Exelmans nahm Stellung rechts vom dritten Corps. Das vierte Corps unter Gérard, die Division Teste und die Reiter-Division Pajol trafen erst später ein.

Die Abwehr des Feindes, als er am 18. Juni den Uebergang auf das linke Ufer der Dyle bei Wavre zu erzwingen versuchte, hatten wir vornehmlich der Ausdauer des Füsilier-Bataillons des 30. Infanterie-Regiments unter Major v. Dittfurt und v. Sprenger und des 1. kurmärkischen Landwehr-Infanterie-Regiments, welches Berlin gestellt hatte, unter der umsichtigen und entschlossenen Führung des Majors v. Bornstedt zu danken; er selbst hat darüber einen Bericht hinterlassen, welcher zwar mancher Berichtigung bedarf, dennoch aber als die Aufzeichnung eines Ehrenmannes von Wichtigkeit ist.*)

„In der zehnten Stunde (den 18. Juni Vormittags)," so lautet Bornstedts Bericht, „erhielt ich Ordre von dem Commandeur der 9. Brigade, Oberst v. Zepelin, bis auf weiteren Befehl die Stadt Wavre zu besetzen, formirte also gleich mein Bataillon, ließ von Neuem laden und hielt mich zum Abmarsch

---

*) Das Gefecht bei Wavre an der Dyle am 18. und 19. Juni 1815. Eine Monographie aus den nachgelassenen Papieren des Majors v. Bornstedt, herausgegeben von dessen Tochter Louise Freifräulein v. Bornstedt, Berlin 1858. — Mit Sorgfalt hat die Tochter die nachgelassenen Aufzeichnungen des Vaters gesammelt und durch Mittheilungen von seinen Waffengefährten zu vervollständigen gesucht. Da Major Bornstedt mehr der Mann des Degens als der Feder war, außerdem sich wegen unverdienter Zurücksetzung in gereizter Stimmung befand, sind seine Berichte nur mit Vorsicht zu benutzen. Deshalb war es dem Verf. erwünscht, durch Hrn. Hofgoldschmied Hossauer in Berlin, ehemaligen Feldwebel bei dem 4. Bataillon des 1. kurmärkischen Landwehr-Regiments, ein Exemplar zur Benutzung zu erhalten, welches mit handschriftlichen, berichtigenden Randnoten versehen ist.

bereit; indessen nach weniger als einer Stunde erhielt ich die neue Ordre, nicht nach Stadt Wavre zu gehen, sondern wenn alle Bataillone der 9. Brigade, deren Chef General-Major v. Borcke war, den Lagerplatz verlassen hätten, dieselbe zu decken und im Fall ich zu sehr gedrängt würde, über die Dyle (also auf das linke Ufer) zurückzugehen und zu folgen.*)

„Nachdem das Bataillon zu jeder Bewegung formirt war, umritt ich Gegend und Lagerplatz und bemerkte von einigen Anhöhen die Richtung, welche die Marschcolonne genommen hatte, wodurch ich mir eine Beurtheilung vom Ganzen verschaffte. Gleich nachher erhielt ich von dem Brigade-Commandeur Befehl, mit dem Bataillon in die Stadt einzurücken und wurde von dem Oberst v. Zepelin auf dem linken Ufer der Dyle in einer Seitenstraße der Stadt, unweit der steinernen Brücke, in der Angriffscolonne (welche aus zwei Bataillonen bestand) aufgestellt. Während ich mich so postirt fand, kamen zwei berittene holländische Gensdarmen und sagten, daß der Feind nicht so sehr diese Brücke, als eine ähnliche bei Bas-Wavre forciren würde, was sie durch Landleute wollten erfahren haben. Ich ritt mit diesen Gensdarmen zum Oberst v. Zepelin, ihm selbiges mitzutheilen, worauf er mir den Befehl gab, mit dem halben Bataillon jene Brücke zu besetzen; mit der anderen Hälfte blieb der Hauptmann v. Göhren in der Stadt. Ich besetzte zugleich die Verbindungslinie längs der Dyle bis zu jener Brücke in Bas-Wavre mit den Schützen des Bataillons unter Hauptmann Eichstadt, was schon deshalb nothwendig war, weil die französisch gesinnten Einwohner selbst durch Anzünden einiger Häuser eine Feuersbrunst erregt hatten, wodurch unser Pulvertransport in Gefahr gerieth, auch unsere Truppen (das vierte Armeecorps) genöthigt wurden, sich des Ueberganges bei Dorf Wavre zu bedienen, wohin man auf einem, mit Pappeln bepflanzten, Wege außerhalb der Stadt herum gelangte.

„Durch eine zweite Recognoscirung auf dem rechten Ufer der Dyle (gegen welches die Feinde in Anmarsch waren) erkannte ich, von welcher Wichtigkeit die Vertheidigung der Päſſe über die Dyle weiter sei, ertheilte daher dem Hauptmann v. Göhren in der Stadt Wavre, sowie dem Hauptmann Eichstadt durch

---

*) Chef der 9. Brigade war der General-Major v. Borcke; Commandeur derselben Brigade war der Oberst v. Zepelin; der erste führte über sämmtliche Waffengattungen, letzterer über die drei Infanterie-Regimenter den Befehl.

meinen Adjutanten abermals die Anweisung, auf jeden Fall mit Entschlossenheit auszuhalten; mit der noch übrig gebliebenen Mannschaft beeilte ich mich, in den wenigen Momenten, die mir noch bis zum Angriff übrig blieben, dem Feinde rasch die Hindernisse in den Weg zu legen, die in den letzten Augenblicken noch möglich waren.

„Nach Aufstellung des Bataillons und nachdem ich mir noch eine Reserve von 400 Mann gebildet, war dasselbe nur als eine Tirailleurkette außerhalb der Stadt anzusehen. In diesem Augenblicke kam die 9. Brigade im Geschwindschritt mit Reiterei und Geschützen über die Brücke (in Bas-Wavre), den Weg nach Brüssel zu (auf Ohain) nehmend. Nach der von mir gewonnenen Ansicht von der Nothwendigkeit einer unbedingten Vertheidigung der Pässe an der Dyle, suchte ich dieselben möglichst zu sichern. Die Hauptbrücke bei Bas-Wavre konnte aber von meinen Landwehrmännern mit ihren kurzen Beilen nicht abgebrochen werden, weshalb ich mir vom Brigadechef (General-Major v. Borcke) einige Pioniere zum Zerstören der Brücke dringend ausbat, welche er mir auch zu schicken versprach, die jedoch ausblieben. Noch verschiedene Regimentschefs ersuchte ich, mir einige Unterstützung von ihren Bataillonen zurückzulassen. Die Eile ihres Marsches und ihre Ansicht, ohne bestimmten höheren Befehl keine Anordnung dieser Art vornehmen zu können, verhinderten sie, an der Vertheidigung der Brücke Antheil zu nehmen, wodurch ich aber selbst in eine gewisse Verzweiflung gesetzt wurde, da ich besorgen mußte, wegen Mangel an Mannschaft überwältigt zu werden. — Jetzt passirte auch noch der Commandeur des 30. Regiments, Oberst-Lieutenant Dittfurt, mit einer großen Anzahl Schützen die Brücke. Diesem nun stellte ich aufs Neue und mit aller nur möglichen Beredtsamkeit die Wichtigkeit einer Vertheidigung dieses Defilés vor; dieser brave Kriegskamerad sagte mir zu, zu bleiben. ....*) Ich ließ unter seinem Befehle einen Officier und 30 Mann von meinen Leuten an der Brücke; 30 Mann stellte ich an dem Abhange einer nahgelegenen Anhöhe als Rückhalt auf.... Damit sich aber der Feind nicht in etliche, an der Brücke gelegene,

*) Wenn Major Bornstedt in seinem Berichte an dieser Stelle auszuführen sucht, daß der Feind durch Besetzung des linken Dyle-Ufers sich den Weg nach dem Rheine geöffnet haben würde, so zeigt ein Blick auf die Karte, daß dies nicht der Fall war, auch gar nicht in der Absicht Grouchy's lag, welcher gerade in entgegengesetzter Richtung die Verbindung mit Napoleon herzustellen suchte.

Häuser werfen sollte, wurden sie von einigen Wehrmännern unter großer Lebensgefahr zerstört, auch mit gleicher Kühnheit der Versuch gemacht, die Brücke in Brand zu stecken. Während dessen brachte mir der Adjutant des Regiments nochmals den mündlichen Befehl, mich zurückzuziehen und der Brigade zu folgen, und obwohl ich sah, daß schon Truppen aus der Stadt Wavre abzogen, und befürchten mußte, von der Straße nach Brüssel abgeschnitten zu werden, konnte ich mich doch nicht hierdurch bestimmen lassen, von meiner Absicht, meinen Posten zu behaupten, abzugehen.

„Ich erlaubte mir daher dem Oberst-Lieutenant Dittfurt, der mich nach dem, mir durch den Adjutanten überbrachten, Befehl fragte, zwar wider die Wahrheit, aber in meiner Angst dazu gezwungen, zu erwidern: der Befehl laute, daß wir den Posten behaupten sollten. Der brave Mann hatte bald nachher das Unglück, mit dem Pferde zu stürzen, wobei er sich so sehr beschädigte, daß er sich zurückzog und mir das Commando allein überließ. Einige Mannschaft des 30. Regiments unter Lieutenant v. d. Horst blieb bei mir.

„In der Stadt fand ich zu meiner Freude, daß der Hauptmann v. Göhren mit der Hälfte des ihm von mir übergebenen Bataillons die Vertheidigung herzhaft und mit Ausdauer führte.

„Durch die Unerschrockenheit des Lieutenants v. d. Horst vom 30. Regiment, sowie des Lieutenants Jäckel mit 30 Mann vom 1. kurmärkischen Landwehr-Infanterie-Regiment meines Füsilier-Bataillons, wurde der eingenommene Posten an der Brücke gegen die mehrfachen, forcirten Angriffe des Feindes tapfer vertheidigt und behauptet."

Von den, in dem Berichte des Majors v. Bornstedt als tapfere Vertheidiger der Uebergänge bei Wavre namhaft gemachten, Officieren liegen uns ebenfalls dienstliche Berichte vor, aus denen wir Nachstehendes mittheilen. Hauptmann v. Göhren berichtet: „Ich wurde mit der 2. und 3. Compagnie des Füsilier-Bataillons vom 1. kurmärkischen Landwehr-Infanterie-Regiment, dessen Commandeur der Major v. Bornstedt war, commandirt, vor Allem die Brücke, welche den Eingang von Wavre diesseits der Dyle markirte, wenn alle unsere Truppen sich darüber (also auf das linke Ufer) zurückgezogen haben würden, gegen die Angriffe des nachdringenden, uns attackirenden Feindes auf das Aeußerste zu vertheidigen und habe diesem Befehl auch nach besten Kräften entsprochen, so daß es dem Feinde nicht gelang, in diesen Theil der Stadt (am 18.) einzudringen.

Sobald nämlich die letzten preußischen Truppen (die 9. Brigade) sich über die Brücke zurückgezogen hatten, ließ der Feind diese Brücke besetzen, während ich die Lieutenants Nachtigall und Britzke beordert hatte, mit zwei Zügen vorzugehen und den Feind zurück zu werfen, welches sie auch mit äußerster Tapferkeit ausführten, die benachbarten Häuser theils besetzend, theils in Brand steckend. Als ihnen aber den Posten länger zu halten kaum möglich war, langte glücklicher Weise eine Verstärkung vom Füsilier-Bataillon des 30. Regiments an, welche uns ablöste, so daß die Brücke fortwährend gehalten wurde.

„Nach einiger Zeit ging der Lieutenant Nachtigall aufs Neue vor und zeigte bei den wiederholten Angriffen des Feindes eine heldenmüthige Entschlossenheit, wobei ihn die Zusprache des Majors v. Bornstedt vortrefflich unterstützte.

„Ich selbst war noch an mehreren Punkten beschäftigt, wo der Feind durchzudringen versuchte, theils indem ich eine Tirailleurkette bildete, theils durch Zurückwerfen der andringenden Feinde mit dem Bajonett, wobei sich die Feldwebel Karl und Friedrich sehr brav benommen, besonders Ersterer, da er bei wiederholten Angriffen ganz freiwillig mit vorging, sowie am späten Abend, als der Feind einen Uebergang, etwa 200 Schritte links der Brücke, zu erstürmen suchte

„So wurde die Stadt, welche meiner Meinung nach den linken Flügel der Armee markirte,*) glücklich behauptet und die Postenkette längs der Dyle während der Nacht von dem Commandeur, Oberst v. Zepelin, und seinem Adjutanten, Lieutenant Nachtigall, ununterbrochen revidirt, wo wir die größte Anstrengung auszustehen hatten und ich erst gegen Morgen nach erhaltenem Rückzugsbefehl die Stellung aufgab, da sowohl die Tirailleure, welche unsere Flanke deckten, als auch die Füsiliere des 30. Regiments sich zurückgezogen hatten."

Wenn in dem officiellen Berichte des General-Lieutenants v. Thielemann gesagt wird: „Auf das linke Ufer der Dyle vorzudringen gelang dem Feinde (am 18.) nicht," so können wir diese Angabe nach einer Mittheilung des Landwehrmannes Stranz vom Füsilier-Bataillon des 1. kurmärkischen Landwehr-Infanterie-Regiments**) berichtigen, in welcher es heißt: „Vor Wavre (am 18. Juni früh 6½ Uhr) angekommen, und nachdem sämmtliche Truppen die Stadt bereits passirt hatten, machte unser Bataillon auf dem Marktplatze Halt.

---

*) Richtiger: das Centrum der Stellung des dritten Armeecorps.

**) Gegenwärtig Buchhalter in der k. Porzellanfabrik in Berlin.

Von hier aus traf Major v. Bornstedt mit gewohnter Umsicht seine eigene Disposition zur Vertheidigung der Uebergänge des Dyle-Flusses in und außerhalb der Stadt.

„Bei der Vertheilung des Bataillons wurde ich den, zur Vertheidigung der steinernen Brücke in der Stadt bestimmten, Mannschaften zugetheilt. Hier geschah der Angriff des Feindes mit starker Gewalt gegen unsere geringe Mannschaft, welche auch, trotz alles aufopfernden Muthes von der feindlichen Uebermacht bewältigt, bis zum Marktplatze zurückgedrängt wurde. Hier trat jedoch eine Wendung ein. Unter dem allgemeinen Ruf: „Halt! Nicht weiter zurück! Vorwärts!" wurde Sturmmarsch geschlagen; mit lebhaftem Hurrah! und gefälltem Bajonett warfen wir den Feind wieder über die Brücke zur Stadt hinaus. Die Brücke wurde nun erst verbarrikadirt; auch langte Verstärkung an und obgleich noch mehrere heftige Angriffe, selbst während der Nacht, erfolgten, so behaupteten wir die Brücke bis zum 19. Morgens, wo der allgemeine Rückzug befohlen wurde."

Ueber die anderweitige Theilnahme einer kleinen Abtheilung der 12. Brigade (Oberst Stülpenagel) an dem Gefecht bei Wavre liegt uns ein Bericht des Seconde-Lieutenants im 31. Infanterie-Regiment, späteren Oberst v. Mannkopf vor, welcher mit mehr militairischem Verständniß abgefaßt ist als alle übrigen. Am 16. Juni hatte Lieutenant v. Mannkopf als Führer des Tirailleurzuges der 4. Compagnie des 31. Regiments von 4 Uhr Nachmittags bis zum späten Abend in Ligny gefochten, war bis nach Mitternacht den Franzosen nah gegenüber bei Sombref geblieben, von wo das Bataillon, ohne verfolgt zu werden, die Nacht hindurch bis Gembloux marschirte; hier wurde auf freiem Felde unter heftigem Regen am 17. Vormittags einige Stunden gerastet. „Nachmittags" — so lautet der Bericht weiter — „wurde unter fortdauerndem Regen der Marsch nach Wavre fortgesetzt. Diesseits Wavre, nahe bei der Stadt, bezogen wir eine Biwacht, welche zwar auf dem durchnäßten Boden und unter fortdauerndem Regen keine große Annehmlichkeit bot, in welcher ich aber doch, aufs Aeußerste ermüdet und von Hunger und Durst erschöpft, bis zum anderen Morgen (den 18.) schlief. Heut erhielten wir etwas Reis geliefert, der, obschon in Wasser gekocht und mit Pulver gesalzen, uns vortrefflich mundete, da wir seit dem 16. Juni nichts genossen hatten. Eine Flasche Wein, die einer meiner Tirailleure, der trotz des Verbotes während der Nacht in Wavre gewesen war,

mir heimlich brachte, gewährte mir und einigen Kameraden ein tüchtiges Labsal. — Am Vormittag des 18. Juni brachen wir wieder aus der Biwacht auf und marschirten rechts vorwärts gegen die Dyle zu, so daß Wavre links vor uns lag, machten jedoch mehrmals einen längeren Halt.*) Im Laufe des Nachmittags entwickelten die Franzosen auf dem jenseitigen Thalrande der Dyle (auf dem rechten Ufer) bedeutende Streitkräfte und es gestaltete sich allmälig ein heftiger Kampf um und in Wavre, dessen Besitz und besonders der Uebergang über die Dyle daselbst von Truppen der 9. Brigade (Füsilier-Bataillon des 1. kurmärkischen Landwehr-Regiments) hartnäckig vertheidigt wurde. Die Franzosen etablirten auf dem terrassenförmigen Thalrande des rechten Ufers der Dyle einige Etagen von Batterien und beschossen aus diesen die Stadt und unsere Truppen lebhaft, während in den Gärten um die Stadt und an den Ufern der Dyle ein heftiger Kampf im zerstreuten Gefecht entbrannte und durch die, von den Franzosen in die Stadt geworfenen, Granaten in derselben an vielen Stellen Feuer entstand. Bis gegen Abend waren wir nur unthätige Zuschauer dieses Kampfes gewesen, indem nur einzelne grobe Geschosse unsere Brigade erreichten und von unserer vorgezogenen Artillerie erwidert wurden. Allmälig entwickelten die Franzosen immer mehr Streitkräfte längs der Dyle und namentlich auch uns gegenüber und mit Beginn der Dunkelheit wurden auch wir mit in den Kampf hineingezogen, nachdem es den Franzosen gelungen war, bei Limale die Dyle zu passiren. Wir avancirten mit vorgezogenen Tirailleuren und es entspann sich mit den feindlichen Voltigeuren ein langer und hartnäckiger Kampf, der in der Dunkelheit und in dem mannshohen Korn, womit die Felder bestanden waren, bald zu einem chaotischen Durcheinander von Einzelkämpfen ausartete, so daß ich mich selbst mehrmals mit meinen Tirailleuren gegen feindliche Voltigeure und Reitertrupps vor- und rückwärts wehren mußte. Etwa gegen Mitternacht wurden unsere Tirailleure, so weit thunlich, an die Bataillone herangezogen und nun im Sturmschritt eine allgemeine Attacke gemacht, die aber, da wegen der Dunkelheit und des hohen Korns jede Uebersicht des Terrains und der Gefechtsverhältnisse und somit eine einheitliche Leitung unmöglich war, ohne wesentliche Resultate blieb, wie das seitherige Tirailleurgefecht. Unser Bataillon, an welches

*) Der Berichterstatter läßt unerwähnt, daß und wo er mit seiner Mannschaft auf das linke Ufer der Dyle ging.

ich mich mit meinen Tirailleuren wieder angeschlossen hatte, stieß bei dieser Attacke plötzlich auf einen tiefen Hohlweg oder Graben und erhielt in demselben Augenblick von dessen jenseitigem Rande eine starke Salve von kleinem Gewehrfeuer, welches aber, da jener Rand höher lag, größtentheils über die Köpfe unserer Soldaten und der Officiere, die nicht zu Pferde waren, hinwegging und seine Wirkung hauptsächlich durch ein heftiges Klappern an unseren Bajonetten kund gab. Dagegen wurden die zu Pferde befindlichen Officiere sämmtlich getroffen, nämlich der Regiments-Commandeur Major v. Kostelleot, der Bataillons-Commandeur v. Tiedemann verwundet, der Bataillons-Adjutant Lieutenant v. Aderkaas blieb auf dem Platze. Bald nach dieser allgemeinen Bajonett-Attacke wurde unsererseits das Gefecht abgebrochen und wir zogen uns, ohne vom Feinde gedrängt zu werden, in einen nahe rückwärts gelegenen Kiefernwald zurück. Hier wurde bis gegen Tagesanbruch des 19. Juni einige Stunden geruht, mit Beginn des Tages aber der Rand des Waldes nach der feindlichen Seite ihn mit unseren sämmtlichen Tirailleuren besetzt, während die Bataillons-Colonnen als Rückhalt im Walde blieben. Kaum waren wir so aufgestellt, so griffen auch schon die französischen Voltigeure, die sich sehr geschickt in dem hohen Korn ungesehen an uns herangeschlichen hatten, unsere Tirailleure mit einer überlegenen Feuerlinie an. Wir erhielten zwei Bataillone Verstärkung und so gelang es, den Wald noch eine Zeit lang zu behaupten. Plötzlich aber sahen wir uns in der linken Flanke und im Rücken vom Feinde heftig angegriffen, der ein, in der Verlängerung unseres linken Flügels gelegenes, und bis dahin von einem Landwehr-Bataillon unserer Brigade besetztes, Dorf (wahrscheinlich Limale) genommen und somit unseren Stützpunkt und unsere ganze Stellung umgangen hatte. Nach einem hartnäckigen und sehr verworrenen Kampfe in diesem Walde, der uns viele Menschen kostete, mußten wir den Besitz desselben aufgeben. Es wurde das Signal zum Rückzuge gegeben, der um so mehr geboten war, als wir bereits fast alle Munition verschossen hatten. Ich selbst hatte mir schon während des Waldgefechtes von einem dahinter stehenden Landwehr-Bataillon eine kleine Quantität Patronen holen lassen. Die Franzosen machten in dem Walde Halt, ohne uns über denselben hinaus zu verfolgen. . . . Gleich den übrigen Truppen, welche an dem Gefecht von Wavre theilgenommen hatten, traten auch wir den Rückzug auf der Straße nach Löwen an.

„Von Hunger, Anstrengung und Kampf im höchsten Grade erschöpft, mehr

aber noch niedergebeugt von dem Gedanken des wiederholten Besiegtseins, bezogen wir nach einigen Stunden trübseligen und langsamen Marsches bei dem Dorfe Niessen eine Biwacht, wo nicht allein durch requirirte Lebensmittel unser Hunger gestillt und durch Ausruhen unsere Körperkräfte wieder gestärkt wurden, sondern vor Allem auch unser Gemüth neu belebt und hochgehoben wurde durch die Kunde von dem glänzenden Siege unserer Kameraden bei la Belle-Alliance."

Einen schwereren Stand als an der Brücke der Stadt hatte die zur Vertheidigung der Brücke bei Bas-Wavre (das Dorf genannt) von dem Major v. Bornstedt aufgestellte Mannschaft; aber auch hier bewährte die Berliner Landwehr Muth, Ausdauer und kecke Verwegenheit, ebenso wie 1813 in dem glänzenden Gefechte unter Hirschfeld und Bornstedt bei Hagelsberg. Kaum hatte General v. Borcke mit der 9. Brigade die hier gelegene hölzerne Brücke überschritten, als sich der Feind sogleich auf dem rechten Ufer zeigte, Tirailleure vorschickte, auf einer Anhöhe Geschütze aufstellte, Fußvolk und Reiterei zum Angriff formirte. Da es dem Hauptmann Eichstadt und Feldwebel Hold, welchen dieser Posten anvertraut worden war, nicht gelang, die Brücke durch Barrikaden zu schließen — damals verstanden sich die Berliner noch nicht auf diesen Zweig der Kriegsbaukunst — rief der Major v. Bornstedt Freiwillige aus der 9. und 12. Compagnie seines Bataillons auf, welche Axt und Beil zu führen verständen und sich zutrauten, die Brücke demoliren zu können. „Es traten sogleich von der 9. Compagnie die Wehrmänner Schley (Zimmergeselle) und Jannot zuerst vor; diesen folgte der Unterofficier Stamm (Tischler), die Wehrmänner Grohmann (Schlächter), Friebel und Wolf; auch von der 12. Compagnie traten eine Anzahl braver Handwerker vor, die sogleich Hand an das Werk legten. Sämmtlich waren es „richtige Berliner", wie sie sich nannten."*) Den Freiwilligen gelang es, trotz des auf sie gerichteten Feuers des Feindes, einige Bohlen loszubrechen, so daß die Brücke nicht passirt werden konnte. Die französischen Voltigeure, nicht minder verwegen und anstellig als die Berliner Gesellenschaft, fischten die in den Fluß gefallenen Bretter mit ihren Bajonetten heraus und versuchten es, sie wieder auf die Brücke zu legen. „Da riefen die Wehrmänner mit jenem unverwüstlichen Humor, welcher den Berliner nie verläßt: „„Zeigen wir den Franzosen, daß wir Berliner sind und unser Major von der alten

*) Nach einer Mittheilung des Kameraden Hoffauer.

Potsdamer Wachtparade,"" wobei man jenes berühmten Verses gedachte:

„Und klopft der alte Fritz nur an die Hosen,
Gleich nehmen Reißaus die Franzosen!"

Unseren Freiwilligen wurde durch die Lieutenants Coburg und Jäckel Verstärkung zugeführt und es gelang dieser muthigen Mannschaft, wiederholte Angriffe des überlegenen Feindes mit Schußwaffe und Bajonett zurückzuweisen; denn das, an General Thielemann wiederholt gerichtete, Gesuch, zum Schutze dieser Brücke eine halbe Batterie auffahren zu lassen, ward unberücksichtigt gelassen.

„Es mochte wohl schon 6 Uhr Abends sein," berichtet Major v. Bornstedt, „als ich meinen Adjutanten, Lieutenant Coburg, zum General Thielemann sandte, um ihm einen Rapport von meinem Posten zu machen und gehorsamst zu ersuchen, mich mit Unterstützung zu versehen; ich erhielt den Befehl zurück, mich an meinen Brigadechef, General v. Borcke, deshalb zu wenden, welchen ich aber in der ganzen Gegend nicht aufzufinden wußte und nach welchem der General Thielemann im Laufe des Nachmittags schon zweimal vergebliche Nachfrage bei mir hatte thun lassen.

„In der achten Stunde traf der Hauptmann v. Steinäcker mit den Schützen des Leib-Infanterie-Bataillons auf meinem Posten an der Brücke von Dorf Wavre ein und jetzt befand ich mich unter allen Umständen stark genug, den feindlichen Angriffen einen weiteren Widerstand zu leisten. In der zehnten Stunde rückte der Feind immer näher heran und ließ sogar das Dorf Wavre auf seiner Seite an mehreren Stellen in Brand stecken. Ich selbst war in der elften Stunde wieder nach der Stadt Wavre geritten, um nach der Haltung meiner Leute zu sehen und mir dann noch weiteren Befehl vom Oberst v. Zepelin zu holen, den ich auch selbst sprach; er gab mir Hoffnung, einige Lebensmittel für meine Leute zu erhalten, welche jedoch leider ausblieben, worauf ich wieder nach Dorf Wavre zurückritt. Hier postirte ich während der Nacht dreißig Mann mit dem Gewehr in der Hand unter die Brücke und patrouillirte fleißig nach allen Seiten hin. Durch meinen Adjutanten Coburg hatte ich während der Nacht meinen Munitionswagen aus der Marschcolonne herbeiholen lassen, der uns am andern Morgen sehr zu Statten kam, um die Patronentaschen der Mannschaft wieder zu füllen. Nächstdem ritt ich auf die, hinter Wavre liegende, mit Geschütz besetzte Anhöhe, von der ich mit anbrechendem Morgen Kenntniß von der

feindlichen Stellung gewann. Der hier commandirende Artillerie-Lieutenant beantwortete die feindlichen Geschütze, welche von jenseit über die Stadt hinweg auf unsere Postirung feuerten.... Nicht lange danach (am 19. mit Tagesanbruch) kam auf dieser Anhöhe ein Adjutant des Generals Thielemann an, welcher den Brigade-General v. Borcke mit seiner Brigade noch immer suchte, wie derselbe auch Tages zuvor auf meinem Posten zwei Mal vergeblich aufgesucht worden war. Ich konnte natürlich auch jetzt nicht über seinen Aufenthalt Auskunft geben; nur die Gegend vermochte ich zu bezeichnen, nach welcher ich ihn hatte abmarschiren sehen."

Durch kleinliche Eifersucht und andere Gehässigkeiten unter den höheren Führern wurde den Untergebenen während des Feldzuges bei verschiedenen Truppentheilen die wohlverdiente Auszeichnung und Anerkennung an höchster Stelle nicht zu Theil. Die Kriegsgeschichte aber hat Gerechtigkeit geübt; da ist unter den ausgezeichneten Berichterstattern nicht Einer, der nicht den tapferen Vertheidigern von Wavre, insbesondere der kurmärkischen Landwehr, die vollste Anerkennung zu Theil werden läßt. Es genüge hier das von Grolmann-Damitz ausgestellte Zeugniß.*)

„In dem Augenblicke, in welchem die französischen Angriffscolonnen, durch das Feuer der Tirailleure schon beschossen, über die Brücke vordringen wollten, wurden die preußischen Reserven aus der Seitengasse vorgeschoben und dem Feinde so der Weg verlegt.

„Auf diese Weise hatten zwei Bataillone, das Füsilier-Bataillon des 30. Infanterie-Regiments unter Major Sprenger und das 3. Bataillon des 1. kurmärkischen Landwehr-Regiments unter Major v. Bornstedt, die mit so sehr überlegenen Kräften geschehenen Angriffe mit bewundernswerther Ausdauer während der ersten Zeit des Gefechtes stets zurückgewiesen.

„Als eine der feindlichen Attacken einigen Erfolg hatte, kamen das 2. Bataillon vom 30. Regiment unter Führung des Majors v. Beaufort und zu einem anderen, gleich gefahrvollen Augenblicke das 1. Bataillon des 4. kurmärkischen Landwehr-Regiments unter Commando des Majors v. Grolmann**) gerade zu rechter Zeit an, um den Feind wieder zurückzuschlagen. Diese Bataillone stellten

---

*) Damitz I. S. 335.

**) Bruder des Generals; er starb als Chef-Präsident des Kammergerichts in Berlin.

sich nun auf gleiche Weise in den Seitengassen auf und schlugen alle von Neuem unternommenen Versuche mit heldenmüthiger Ausdauer zurück.

„Diese hartnäckige und brave Vertheidigung gereichte den preußischen Waffen zur größten Ehre. Die einfache Thatsache, daß vier Bataillone sich fast einen ganzen Nachmittag bis in die Nacht hinein gegen ein ganzes Armeecorps des Feindes geschlagen und behauptet haben, ist hinreichend, um das Verdienst des Oberst v. Zepelin und seiner braven Truppen zu würdigen."

Unerwartet erhielt Oberst v. Zepelin am 19. in aller Frühe von dem General Thielemann den Befehl, die mit so großer Tapferkeit vertheidigten Stellungen und Uebergänge bei Stadt Wavre und Bas-Wavre zu verlassen und den Rückzug auf der Straße nach Löwen anzutreten. Die Veranlassung hierzu war, daß der Feind noch spät am 18. durch einen kühnen Reiterangriff des Generals Pajol sich der, auf dem äußersten rechten Flügel der preußischen Stellung bei Limale gelegenen, Brücke über die Dyle bemächtigt und die daselbst unter Oberst-Lieutenant v. Stengel aufgestellte Abtheilung des ersten Armeecorps zurückgedrängt hatte. „Dies Detachement war von dem General Ziethen zurückgelassen worden, um die rechte Flanke des dritten Armeecorps zu decken. Es war ein Versehen, daß man gar keine Anstalten zur Sperrung der Brücke getroffen hatte. Es wäre möglich gewesen, diesen Punkt lange zu halten und die Franzosen wären vielleicht an diesem Tage gar nicht über die Dyle gekommen. Mit Anstrengung konnte sich die preußische Abtheilung, welche aus dem 19. Infanterie-Regimente, zwei Schwadronen vom 6. Ulanen-Regimente und einer Schwadron westphälischer Landwehr bestand, noch so lange halten, bis der General v. Thielemann die 12. Brigade zur Unterstützung vorschickte; drei Bataillone der 10. Brigade rückten in die von der 12. Brigade verlassene Stellung. Die Reserve-Cavallerie erhielt ebenfalls Befehl, nach Limale vorzurücken und die 12. Brigade zu unterstützen. Der Oberst v. Stülpenagel hatte beim Abmarsch seiner Brigade drei Bataillone zur Vertheidigung der Brücke bei Bièrge zurückgelassen und langte bei Einbruch der Nacht mit sechs Bataillonen in der Nähe des Feindes an, welcher bereits auf dem linken Ufer auf einer Anhöhe vorwärts Limale Stellung genommen hatte, seinen linken Flügel durch Reiterei deckte und den rechten an eine Anzahl Häuser, welche er mit Fußvolk besetzt hatte, anlehnte.

„Der Oberst v. Stülpenagel ließ ein Bataillon und seine Batterie im Walde stehen und rückte mit den übrigen fünf Bataillonen zum Angriff vor,

wobei ihm der Oberst-Lieutenant v. Stengel mit seiner Abtheilung rechts blieb. Obgleich die Dunkelheit verhinderte, die Stärke und Stellung der Franzosen genau zu erkennen, wollte man doch noch einen Versuch machen, Limale wieder zu nehmen und den Feind über die Dyle zurückzuwerfen. Die Dunkelheit der Nacht machte dies Unternehmen mißlingen. Die beiden Bataillone der ersten Linie wollten eben einen Hohlweg passiren, als sie von zwei feindlichen Bataillonen jenseits desselben eine Gewehrsalve erhielten und dadurch von weiterem Vorrücken abgehalten wurden. Die Abtheilung Stengels wurde durch die französische Reiterei aufgehalten und wich bis an den Wald zurück. Durch diese Unfälle wurde Oberst Stülpenagel veranlaßt, seine Truppen bis an den Wald zurückzunehmen. Die beiderseitigen Vorposten standen in der Nacht so nahe, daß die Patrouillen beständig auf einander stießen und keinen Augenblick Ruhe war." *)

Am folgenden Tage (den 19.) wurde in aller Frühe das Gefecht von beiden Theilen wieder aufgenommen; denn erst nach 8 Uhr des Morgens trafen bei Thielemann und erst später bei Grouchy die Nachrichten über den Ausgang der Schlacht bei la Belle-Alliance ein.

Die Lage Thielemanns war heut mißlicher als Tages vorher. Der Oberst-Lieutenant v. Stengel vom ersten Armeecorps, der die Vertheidigung der Brücke von Limale ungerechtfertigter Weise aufgegeben hatte, marschirte heut, ohne weiteren Befehl von dem General Thielemann, an welchen er von Ziethen gewiesen war, abzuwarten, mit seiner Abtheilung dem ersten Armeecorps, zu welchem er gehörte, nach St. Lambert nach. Desselben Weges führte der Oberst Ledebur eine Abtheilung, welche Tages vorher die Nachhut bildete und bei Bièrge die Dyle passirte. „Bei der Schwäche des dritten Armeecorps," bemerkt Grolmann, „drängt sich unwillkürlich die Frage auf, warum der General Thielemann den Detachements von Ledebur und Stengel nicht den bestimmten Befehl ertheilt hat, Antheil an dem Gefechte zu nehmen, indem diese Truppen hier immer nützlicher als auf dem Marsch waren." **)

Während der Nacht und am frühesten Morgen hatte Grouchy die Hauptstärke seines Corps über die Brücke bei Limale geführt und als mit Tagesanbruch General Thielemann den Oberst v. Marwitz mit dem 8. Ulanen-Regiment und den General v. Hobe mit dem 5. und 7. Ulanen-Regiment zum Angriff

*) Damitz I. S. 333.
**) Damitz I. S. 349.

vorgehen ließ, fanden sie den Feind auf der Hochebene bei Limale zu ihrem Empfange bereit. Thielemann ließ die reitenden Batterien Nr. 18 und 20 vorgehen, allein die überlegene französische Artillerie brachte die unsere bald zum Schweigen; da die Entfernung nur gering war, kostete es viel Leute. Die preußische Artillerie verlor fünf Geschütze.

„Nach und nach entwickelte der Marschall Grouchy vier Divisionen auf der Hochebene von Limale, von denen drei in erster Linie, die vierte als Rückhalt aufgestellt wurden. Die Reiterei des Generals Pajol, aus sechs Regimentern bestehend, bildete den linken Flügel der französischen Aufstellung. Der Feind formirte drei Angriffscolonnen und dirigirte die des rechten Flügels, aus der Division Teste formirt, auf Bierge, wo der Uebergang bei der dortigen Mühle durch zwei Bataillone der 12. Brigade besetzt gehalten wurde. Die Colonne der Mitte rückte gegen das preußische Centrum und die des linken Flügels gegen den rechten der preußischen Aufstellung. An der Spitze einer jeden Colonne befand sich eine Batterie und ein Schwarm Tirailleure. Die französische Reiterei setzte sich in Bewegung, den rechten preußischen Flügel zu umgehen."

Schon am ersten Tage durfte Thielemann über die numerische Ueberlegenheit Grouchy's nicht im Zweifel sein: 35,000 Mann gegen 15,000. Ein Glück für uns, daß der französische Marschall über unsere Stärke so falsch berichtet war, daß er am 18. glaubte, Blücher stehe ihm mit 95,000 Mann gegenüber. Am 19. war er hierüber aufgeklärt, obschon ihn Thielemann durch einen kecken Angriff zu täuschen suchte. Gegen 5000 Mann französischer Reiterei hielten 2000 preußische nicht Stand und eben so wenig vermochten 10 preußische Bataillone dem Anlaufe von 22 französischen zu widerstehen.

„Die Franzosen bemächtigten sich des Waldes auf dem rechten Flügel der preußischen Stellung und warfen die 12. Brigade zurück; die Bataillone sammelten sich rückwärts am Ausgange des Holzes unter dem Schutze von drei Bataillonen der 11. Brigade und 15 Geschützen, die hinter dem Gehölz von Rixansart aufgestellt waren. Die 12. Brigade stellte sich hierauf links neben die drei Bataillone der 11. Brigade.

„Die Division Teste hatte unterdeß Bierge angegriffen, welches von zwei Bataillonen kurmärkischer Landwehr tapfer vertheidigt wurde. Während man hier kämpfte, nahm der General Thielemann mit vier Bataillonen der 10. Brigade eine zweite Aufstellung hinter der ersten und besetzte das hinter Bierge gelegene Wäldchen.

„Die beiden preußischen Reiter-Brigaden Lottum und Marwitz, 12 Schwadronen stark, sicherten den rechten Flügel gegen Chambre. Um 8 Uhr erhielt der General v. Thielemann durch einen von dem General Pirch I. an ihn abgeschickten Officier die bestimmte Nachricht von dem siegreichen Ausgange der Schlacht bei Belle-Alliance. Zugleich wurde die Mittheilung gemacht, daß das zweite preußische Armeecorps die Bestimmung habe, dem Marschall Grouchy den Rückzug gegen die Sambre abzuschneiden.

„Anstatt jetzt, wie es die Kriegsklugheit erforderte, den Feind durch einen verstellten Rückzug noch tiefer landeinwärts zu locken, damit das zweite Armeecorps einen Vorsprung gewinne und ihm die Uebergänge über die Sambre, vor allen den bei Namur durch Besetzung dieser Stadt, verlegen konnte, ging General Thielemann aufs Neue zum Angriff über; das Gehölz von Rixansart wurde mit großem Verlust genommen und ging mit noch größerem wieder verloren. Gegen 9 Uhr gelang es dem General Teste, sich des Ueberganges bei Bièrge zu bemächtigen. Erst jetzt, gegen 10 Uhr des Morgens, als Thielemann sich in Gefahr sah, umgangen zu werden und die Feinde mit Uebermacht vordrängten, um die Straße nach Brüssel zu gewinnen, ordnete er den Rückzug an.

„Der General v. Thielemann hatte die Wahl, seinen Rückzug auf der Straße nach Brüssel oder in der Richtung auf Löwen auszuführen. Er entschied sich für das Letztere, weil man durch den Eintritt in das vielfältig durchschnittene, mit bewachsenen Anhöhen umgebene Thal der Dyle die Ueberlegenheit der feindlichen Reiterei, der man nicht die Hälfte entgegenzusetzen hatte, unschädlich machte und überhaupt die Minderzahl von 16,000 Mann gegen die Uebermacht von 32,000 Mann in ein augenblickliches Gleichgewicht brachte. Während des Gefechtes glaubte vielleicht General Thielemann die Stadt Wavre als Drehpunkt seiner Aufstellung bis zum letzten Augenblick halten zu können und überhaupt zu vermeiden, daß der Feind nicht in den Rücken des Corps komme, wenn er seinen Rückzug auf Löwen nehme. Vielleicht konnte auch die Erschütterung des Corps nach einem mit überlegenen Kräften fortgesetzten Angriffe diese excentrische Bewegung, welcher der Feind wahrscheinlich nicht folgen würde, nothwendig machen.“ *) Dadurch aber, daß General Thielemann für seinen Rückzug einen Weg einschlug, wohin ihm Grouchy nicht folgen konnte, gab er diesem Gelegen-

*) Damitz I. S. 354.

heit, auch seinerseits unbehindert den Rückzug antreten zu können und dem Kaiser zwei Corps zu erhalten, welche dieser schon für verloren hielt.

Erst am 19., Vormittags 11 Uhr, erhielt Grouchy durch einen auf Napoleons Befehl abgeschickten Ordonnanz-Officier die Nachricht von dem Verluste der Schlacht am 18.; ein Verhaltungsbefehl für ihn war nicht beigefügt. Grouchy zog in Ueberlegung: ob er, wozu ihm heut der Weg offen stand, dem preußischen Heere unter Blücher in den Rücken gehen, oder sich gegen die Sambre zurückziehen und dort weitere Befehle erwarten sollte; er entschied sich für das Letztere, versäumte jedoch nicht, den General Thielemann glauben zu machen, daß er ihn kräftig zu verfolgen Willens sei.

Kaum hatte der Oberst v. Zepelin die Stadt Wavre geräumt, so bewerkstelligten die Franzosen hier den Uebergang über die Dyle, eben so bei Bas-Wavre und bei Bièrge. „Hierdurch geriethen zwei Bataillone des 4. kurmärkischen Landwehr-Regiments, welche zur Deckung der 12pfündigen Batterie in dem Grunde hinter der Stadt aufgestellt waren, sehr ins Gedränge. Das eine Bataillon, von dem Major v. Schmude commandirt, war einer feindlichen Colonne nach der Chaussee entgegengerückt, als es unerwartet das Feuer dreier feindlichen Bataillone erhielt, die unter dem Schutze einer Höhe, von einiger Reiterei gefolgt, vorrückten. Es glückte diesem Bataillon, ein kleines Hölzchen zu gewinnen, und als auch hier der Feind die Preußen umgehen wollte, griffen sie unerwartet den Feind selbst an, warfen ihn und erreichten auf diese Weise die preußische Nachhut, welche Oberst v. Marwitz befehligte und welche aus vier Ulanen-Regimentern, drei berittenen und einer Fuß-Batterie bestand.

„Das von dem Major v. Schwerin geführte 2. Bataillon des 4. kurmärkischen Landwehr-Regiments griff ein feindliches Bataillon, welches gegen dasselbe vorrückte, selbst an, warf es und setzte dann seinen Rückzug fort. Die brave kurmärkische Landwehr erwarb sich auch an dieser Stelle durch dieses tapfere und feste Benehmen einen wahrhaften Ruhm.“ *)

Die französische Reiterei war indessen aus dem Gehölz von Rixansart vorgebrochen und hatte sich mit ihrem linken Flügel an Chambre angelehnt, welcher Ort von Fußvolk besetzt war. Der General Vandamme führte sein Corps gegen die Höhe von la Bavette und schickte einige Reiterei vor, welche von dem Oberst

*) Damitz I. S. 353.

v. Marwitz zurückgeworfen wurde. Grouchy hütete sich, dem General Thielemann in das durchschnittene Gelände, durch welches er sich in der Richtung auf Löwen zurückzog, zu folgen. In mehreren Abtheilungen führte Thielemann sein ganzes Armeecorps am 19. bis auf die Hälfte des Weges nach Löwen zurück; das Fußvolk bezog Biwachten bei Achtenrode, die Nachhut war hinter den Engweg von Ottenburg zurückgenommen worden.*)

„Es scheint jetzt der Moment eingetreten gewesen zu sein, wo General Thielemann die gegenüberstehenden feindlichen Truppen aus dem Auge verlor, so daß auf diese Weise die rückgängige Bewegung des Marschalls Grouchy nicht gehörig bemerkt worden ist.... Die Rast, welche dem dritten Armeecorps am 19. gegeben wurde, und das zu weite Zurückgehen desselben hat allerdings auf die allgemeinen Verhältnisse nachtheilig gewirkt und war mit eine Veranlassung, daß der Marschall Grouchy aus seiner gefährlichen Lage glücklich entkam.**)

„Um den General Thielemann zu täuschen, hielt Grouchy am 19. bis spät am Abend Wavre und Limale mit der Nachhut besetzt, während er sein Corps in zwei Abtheilungen bereits in der Mittagsstunde den Rückzug antreten ließ. Das dritte Corps unter General Vandamme marschirte über Gembloux nach Temploux; das vierte Corps unter General Gérard gewann in der Richtung von Limale die Chaussee, die über Sombref nach Namur führt, wohin das Reitercorps des Generals Exelmans vorauseilte und daselbst in der Nacht vom 19. zum 20. eintraf.

„Der Abmarsch der Franzosen wurde weder durch das dritte Corps (Thielemann) gestört, noch durch das zweite (Pirch I.) aufgehalten. Der Feind gewann vielmehr den ganzen Nachmittag des 19. den beiden preußischen, ihm zur Verfolgung bestimmten Corps zum Voraus." —

Als ein kriegsgeschichtliches Curiosum wurde bereits erwähnt, daß von dem General Thielemann am 18., als das Gefecht bei Wavre begann, die zu seinem Corps gehörende 9. Brigade unter General v. Borcke vermißt wurde und, trotz aller nach ihr ausgeschickten Boten, nicht aufzufinden war. Durch ein „Mißverständniß" — die richtigere Bezeichnung dafür haben wir oben gegeben — war

*) Zu den verschiedenen Unrichtigkeiten in dem Berichte Vornstedts gehört auch, daß er das dritte Armeecorps am 19. und 20. durch Löwen hin- und zurückmarschiren läßt.

**) Damitz-Grolmann I. S. 358, 362. Ein schwerer, aber allerdings gerechter Vorwurf gegen Thielemann.

General v. Borcke am 18. Juni bei Einbruch der Nacht in St. Lambert eingetroffen. Von hier schickte General v. Borcke an den Feldmarschall Blücher und erhielt von diesem Befehl, an Ort und Stelle eine Biwacht zu beziehen und weitere Befehle zu erwarten. Ohne diese abzuwarten, hielt es General v. Borcke für das Angemessenste, das dritte Armeecorps, zu welchem er gehörte, wieder aufzusuchen.

Dem bereits angeführten „dienstlichen Journal" der 9. Brigade, vom General v. Borcke unterzeichnet, entnehmen wir Folgendes:

„Den 19. Juni. Als der General-Major v. Borcke durch den Oberst-Lieutenant v. Stengel erfahren hatte, daß derselbe den ihm zur Besetzung übergebenen Paß bei Limale im Angesicht des Feindes verlassen habe und mit drei Bataillonen Infanterie und drei Schwadronen im Marsch auf Genappe begriffen sei, setzte sich derselbe, die große Wichtigkeit dieses Postens einsehend, sogleich mit seinen Truppen dahin in Bewegung, um den Wald zu gewinnen, welcher sich vor St. Robert bis Rixansart ausdehnt. General v. Borcke traf hier auf die Spitze einer feindlichen Colonne, die, nachdem sich unsere Truppen gezeigt hatten, sogleich umkehrte und den Weg nach Limale einschlug. Der General v. Borcke besetzte den Rand des nicht unbedeutenden Waldes mit Tirailleuren, stellte die Masse der Brigade hinter demselben auf und zog die Artillerie vor; so beobachtete er den besonders an Reiterei sehr überlegenen Feind, indem er ihn in seinen Defiléen beschoß. Des Nachmittags gegen 5 Uhr waren bereits die feindlichen Colonnen verschwunden.

„Wegen des gänzlichen Mangels an Nachrichten vom General-Lieutenant v. Thielemann sah der General-Major v. Borcke sich genöthigt, in seiner Stellung stehen zu bleiben."

Dem General-Major v. Borcke ist mit Recht darüber ein Vorwurf gemacht worden, daß er es unterließ, sich nach dem General Thielemann umzuthun, der von ihm um so sicherer aufgefunden werden konnte, als er sich am 19. in den Stunden von 8 bis 11 Uhr Vormittags nur einige tausend Schritt von ihm im Gefecht befand.

Ueber die endlich erfolgte Wiedervereinigung mit dem dritten Armeecorps berichtet das Journal: „Den 20. Juni. Des Morgens erhielt der General-Major v. Borcke die Nachricht, daß der General-Lieutenant v. Thielemann durch Wavre auf Gembloux marschiren würde. Er beschloß daher, sich mit ihm zu

vereinigen und marschirte nach 5 Uhr Morgens über Limale nach dem Wege, welcher vom Wavre nach Gembloux führt, ab, woselbst er sich wieder mit dem dritten Armeecorps vereinigte und den Oberst v. Zepelin mit seinen zur 9. Brigade gehörenden Truppen wieder an sich zog. Der Marsch wurde hierauf nach Gembloux fortgesetzt, woselbst die 9. Brigade, welche die Spitze hatte, zu Mittag ankam und vor der Stadt auf der Straße nach Namur, mit Ausnahme des Füsilier-Bataillons des 30. Regiments, welches im Hofe eines ehemaligen Klosters lag, biwachtete."*) Darüber, ob der General v. Borcke wegen seines Abmarsches am 18. zur Verantwortung gezogen worden sei, findet sich nirgendwo etwas bemerkt. Da er sich in den früheren Feldzügen als ein tüchtiger Officier erwiesen, mag man ihm — zumal die Schlacht am 18. einen so großartig glücklichen Ausgang genommen — seine Versäumniß nachgesehen haben.

Als General-Major v. Borcke am 20. Juni mit dem verschollenen Theile der 9. Brigade bei den am 18. und 19. im Gefecht bei Wavre gestandenen Bataillonen eintraf, kam es zu einem ärgerlichen Auftritt. General v. Borcke hielt Musterung des Landwehr-Bataillons. „Bei dieser Gelegenheit wollen Ohrenzeugen dem Sinne nach gehört haben, daß der General v. Borcke den Major v. Bornstedt belobend für sein Commando und für seine Anordnungen an der Dyle angeredet habe. Der Major aber, anstatt dies mit Dank und Ruhe hinzunehmen, habe ihn nicht nur mit der Aeußerung unterbrochen, daß er in der Potsdamer Schule zum Soldaten geworden, sondern sich auch sonst noch anzüglich gegen den General geäußert, daß man ihn am 18. Abends bei Wavre vergeblich gesucht habe. Hierauf habe der General dem Major Schweigen geboten und ihm gesagt: er sei nicht befugt, über seine Handlungen zu richten, das sei Sache des commandirenden Generals. Er, der Major, überschätze sich, weil er eigentlich eine Rüge verdient, daß er dem Abzugsbefehl nicht nachgekommen, er lasse ihm Gerechtigkeit widerfahren, als braver Officier seine Schuldigkeit gethan zu haben, doch habe er mit seinem Bataillon allein die zwei feindlichen Corps nicht abhalten können, die anderen Truppen des dritten Armeecorps wären auch keine Zuschauer gewesen" u. s. w. Es kam jetzt zu keiner weiteren Erörterung; Borcke aber trug es dem Major noch längere Zeit nach.**)

---

*) Im Soldatenfreund, Jahrgang 1847, befindet sich ein Bericht über das Treffen bei Wavre.

**) Den Vorschlag Bornstedts zum eisernen Kreuze erster Klasse wegen des Gefechtes

Sobald bei Grouchy am 19. in der Mittagsstunde die Nachricht über die von dem Kaiser verlorene Schlacht eingegangen war, sah er sich genöthigt, eiligst seinen Rückzug anzutreten. Wäre nun auch dem Marschall ein Vorwurf wegen seines Verhaltens am 17. und 18. zu machen, so verdient er wegen des in den Tagen vom 19. bis 22. ausgeführten Rückzuges die höchste Anerkennung als umsichtiger und entschlossener Feldherr.

In Blüchers Hauptquartier hatte man die letzten Nachrichten von Thielemann am 18. Juni des Abends 6 Uhr erhalten, wo er, weil er heftig von dem Feinde gedrängt wurde, um Unterstützung bat, welche ihm nicht gewährt werden konnte.

Während Blücher durch die beiden Parteigänger Witowski und Falkenhausen dafür gesorgt hatte, von den Bewegungen Napoleons am 18. des Morgens genaue Nachricht zu erhalten und zu erfahren, ob der Weg zwischen der Dyle und der Brüsseler Straße ihm nicht verlegt sei, war der Kaiser gezwungen, auf Umwegen von 6 bis 7 Stunden mit Grouchy auf der Chaussee über Genappe, Quatrebras, Gembloux und Wavre die Verbindung zu unterhalten.

Bei der Verabredung Blüchers und Wellingtons nach geendeter Schlacht wegen der Verfolgung des Feindes hatte man an Grouchy gar nicht gedacht, Gneisenau eilte voraus nach Genappe und darüber hinaus, einzig und allein mit der Anordnung der Verfolgung beschäftigt. Da war es Grolmann, welcher daran erinnerte, daß Grouchy, vor dessen Uebermacht sich Thielemann zurückgezogen haben werde, diesem wahrscheinlich gefolgt sei, so daß es als möglich erscheine hier noch einen guten Fang zu thun. Der Feldmarschall stimmte bei und dem General Pirch I. überbrachte Hauptmann Scharnhorst noch in der Nacht Befehl, sofort mit dem zweiten Armeecorps in der Richtung auf Aywiers abzumarschiren. Es ward dem General Pirch aufgegeben, dem Marschall Grouchy den Rückzug nach der Sambre zu verlegen und jedenfalls vor demselben Namur zu erreichen. General Pirch hatte von seinem Corps die 5. Brigade und 14 Schwadronen zur Verfolgung des Feindes auf der Straße nach Genappe abgegeben; bei sich

bei Wavre hintertrieb Borcke. — Während des Marsches nach Paris und von da nach Orleans kam es wegen der von einzelnen Landwehrmännern verübten Excesse zu heftigen Auftritten zwischen dem General und dem Major. Als Bornstedt im Lager bei Chatillon dem General auf eine ihm ertheilte Zurechtweisung erwiderte: „es stehe dem Herrn General frei, die strafbare Mannschaft und hernach ihn selbst erschießen zu lassen," ließ ihm Borcke den Degen abfordern und Bornstedt mußte hinter dem Bataillon „als Arrestant" reiten.

hatte er die 6., 7. und 8. Brigade, 24 Schwadronen und mehrere Batterien. Die Marschrichtung wurde über Maranfart gegen Bousseval genommen. Oberst-Lieutenant v. Sohr führte den Vortrab, bestehend aus seiner Reiter-Brigade, einer berittenen Batterie und drei Füsilier-Bataillonen, über Gembloux nach Melioreux. Er hatte den Auftrag, über Grouchy und Thielemann Kundschaft einzuziehen, allein es gelang ihm nicht, weder von dem Einen noch von dem Anderen etwas Bestimmtes zu erfahren. Pirch setzte die Nacht hindurch seinen Marsch mit Aufbietung der letzten Kräfte der Mannschaft bis zum nächsten Vormittag 11 Uhr fort. Er hielt es für unerläßlich, wollte er sein Corps nicht in einzelnen Häuflein am Wege entlang liegen lassen, bei Melioreux eine Biwacht zu beziehen, wo den Truppen einige Stunden Rast gegönnt und etwas Nahrung verabreicht wurde. Bei seiner Ankunft am 19. Vormittags 11 Uhr bei Melioreux befand General Pirch sich im Rücken der feindlichen Corps. Der Marschall Grouchy hatte an demselben Tage nach 11 Uhr erst die Nachricht von dem Verluste der Schlacht bei Belle-Alliance, als er sich mit seinen beiden Corps jenseits Wavre befand, erhalten. Demnach hatte der General Pirch einen Vorsprung von drei Meilen in der Rückzugsdirection der französischen Corps auf Namur voraus. Als daher am Nachmittage des 19. und in der Nacht vom 19. zum 20. die französischen Corps ihren Rückzug bewerkstelligten, marschirte das dritte französische Corps über Gembloux $1\frac{1}{2}$ Meilen von den preußischen Biwachten vorbei und das vierte französische Armeecorps muß ganz nahe bei dem preußischen Lager vorübergekommen sein, da dies Corps über Limale kam und hinter Sombref die Chaussee von Namur erreichte.

„Als daher der preußische Vortrab bei Mont St. Guibert auf den Feind stieß, wird dies wahrscheinlich die Avantgarde des vierten französischen Corps gewesen sein, da die Arrièregarde erst mit Einbruch der Nacht zum 20. die Brücke bei Limale, die beinahe zwei Meilen von St. Guibert entfernt liegt, verlassen hat. Der General Pirch würde daher, wenn er den Feind angegriffen hätte, nur auf das schwache vierte Armeecorps, welches nach den Verlusten bei Wavre ungefähr 12,000 Mann stark war, gestoßen sein. Das Glück war hier dem französischen Corps günstig und diesem allein verdankt es sein Entkommen." *) Wie schonend auch Grolmann, von dem dieser Bericht geschrieben wurde, sich

*) Damitz I. S. 363.

über die Führung des zweiten preußischen Armeecorps ausdrückt, so ist doch nicht zu verkennen, daß er mit „dem Glück Grouchy's“ nichts anderes als „das Ungeschick Pirchs“ bezeichnen will.

Durch den Befehlshaber seiner Vorhut, Oberst-Lieutenant v. Sohr, erhielt General Pirch die Meldung, daß er den Feind, der (am 20.) bei Temploux auf der Chaussee nach Namur mit zwei Bataillonen Fußvolk, vier Geschützen und einiger Reiterei Stellung genommen, angegriffen und in Gemeinschaft mit einer berittenen Batterie des dritten Armeecorps zum weiteren Rückzuge gezwungen habe. Nur langsam wich General Vandamme mit dem dritten Corps von Stellung zu Stellung, die der kriegskundige Führer geschickt zu nehmen verstand, bis auf die Höhe nahe bei Namur zurück, besetzte die Stadt, verrammelte die Thore und Straßen bis zur steinernen Brücke, welche hier über die Sambre führt. Auf Grouchy's Befehl sollte Vandamme die Stadt und den Uebergang behaupten, bis die beiden Reitercorps, das Geschütz, die Packwagen und das vierte Armeecorps auf der Straße nach Dinant, welche als ein fortlaufender Engpaß längs des linken Ufers der Maas führt, einen Vorsprung gewonnen hätten.

Der von dem General Pirch I. angeordnete Sturmlauf gegen die Mauern und das eiserne Thor der, an beiden Ufern der Sambre und dem rechten der Maas gelegenen, Stadt zählt zu den frevelhaft dümmsten Streichen, welche jemals ein preußischer General unternommen. Der Feind hielt die Stadt besetzt, um seinen Rückzug nach Dinant zu decken, den er auf einer Straße nehmen mußte, welche man ihm sehr leicht an verschiedenen Punkten verlegen konnte, da sie am linken Ufer der Maas hinläuft, auf welchem die Preußen standen. Außerdem aber blieb den Franzosen der Rückzug über die Sambre-Brücke, welche am entgegengesetzten Ende der Stadt liegt, unverwehrt, während die Unseren sich an den Mauern die Schädel einrannten.

Zu großem Ruhme gereicht den Officieren und der Mannschaft des zweiten Armeecorps die Todesverachtung, mit welcher sie in wiederholten Angriffen gegen die unübersteiglichen Mauern und festen Thore anstürmten, hinter welchen in gesicherter Aufstellung der Feind unfehlbare Todesgeschosse auf die tapfere Schaar der Preußen entsendete. „Es war 4 Uhr Nachmittags, als die 6. Brigade unter dem General-Major v. Krafft den Befehl vom General v. Pirch erhielt, den Feind von den Anhöhen, welche er vor der Stadt besetzt hielt, zu vertreiben.

Es wurden zu diesem Zwecke drei Angriffscolonnen gebildet, von denen die erste, aus dem 1. Bataillon des Colbergischen Regiments und dem 1. Bataillon des 1. Elb-Landwehr-Regiments bestehend, unter Befehl des Majors v. Schmidt, links der Chaussee zur Vertreibung des im Walde und auf den Höhen postirten Feindes abgeschickt wurde.

„Die zweite Colonne bestand aus vier Bataillonen, von denen das 2. und 3. Bataillon des Colbergischen Regiments unter Befehl des Oberst v. Reuß, und das 2. und 3. Bataillon des Elb-Landwehr-Regiments unter den Befehl des Oberst v. Bismarck gestellt wurden. Die Batterie unterstützte das Vorgehen dieser Colonne, welche rechts und links der Chaussee von dem General-Major v. Krafft selbst geführt wurde.

„Die dritte Colonne bildeten die Füsilier-Bataillone des Vortrabes, welche weiter rechts das allgemeine Vorrücken gegen Namur unterstützen sollten. Mit oft bewährter Entschlossenheit führte General-Major v. Krafft, nachdem er nur kurze Zeit seine Geschütze gegen die, von dem Feinde besetzte, Anhöhe hatte spielen lassen, zum ernstlich gemeinten Sturmlauf vor. Der Feind wartete den Bajonettangriff nicht ab, sondern suchte eiligst Zuflucht hinter den Mauern der Stadt.

„Während des hatte der Major v. Schmidt mit seinen zwei Bataillonen des Feindes rechte Seite und die Straße von Löwen gewonnen. Die Franzosen, jetzt nur noch auf die Vertheidigung der Vorstädte beschränkt, leisteten jedoch hier eine hartnäckige Gegenwehr. Die Truppen der 6. Brigade, sowie die Füsilier-Bataillone der Avantgarde unter dem Major v. Petery, setzten indeß den Angriff fort. Im Sturmschritt erreichten die Angriffscolonnen die Vorstadt und warfen den Feind heraus. Es wurden jetzt Versuche gemacht, sich der Stadtthore zu bemächtigen. Der Oberst v. Zastrow wollte das Thor, welches man auf der Straße von Löwen erreicht, sprengen lassen, wurde jedoch durch das ganz nahe Kleingewehr- und Kartätschenfeuer, welches der Feind von den Mauern und Wällen der Stadt auf die Angreifer richtete, daran verhindert. Bei einem wiederholten Versuche wurde dem allgemein geliebten, tapferen Führer durch eine Gewehrkugel die Brust durchbohrt. Er fand einen ruhmwürdigen Tod.*)

„Die preußischen Bataillone der Linie und Landwehr schlugen sich hier mit

*) Ihm hat die kindliche Liebe seines Sohnes, des General-Majors v. Zastrow, dessen Name in dem Feldzuge gegen die Dänen in Schleswig 1848 mit Ehren genannt wurde, 1859 ein Denkmal in Namur geweiht.

einer so ausgezeichneten Tapferkeit, wie sie nur in den glorreichsten Tagen der preußischen Waffen sich bewährt hat.

„Die Opfer aber waren groß! Die 6. Brigade verlor allein 44 Officiere und 1274 Unterofficiere und Gemeine. Der Oberst v. Reuß wurde schwer verwundet, der Oberst v. Bismarck blieb. Die Stabsofficiere des 26. Regiments waren sämmtlich verwundet und auch von den beiden anderen Regimentern der Brigade blieben nur wenige von den feindlichen Kugeln verschont.

„Es war gegen 5½ Uhr, als der General Pirch der 7. Brigade Befehl gab, die Ablösung der im Gefecht befindlichen Truppen zu übernehmen." Ein solcher Befehl war nicht durchzuführen, denn die Mannschaft der 6. Brigade hatte sich mit dem Feinde so sehr verbissen, daß ein Zurückziehen und Abbrechen des Gefechtes nicht ausführbar war. Im Widerspruch mit diesem Befehl stand außerdem aber ein zweiter des Generals Pirch, „das Gefecht nicht fortzusetzen, sondern sich auf die Einschließung der Stadt zu beschränken." Dem ersten Befehl Folge leistend, bestimmte der Führer der 7. Brigade, General-Major v. Brause, das Füsilier-Bataillon des 22. Regiments unter Major v. Jochens gegen die Porte des fers (die eiserne Pforte) und das Füsilier-Bataillon des 2. Elb-Landwehr-Regiments gegen das Brüsseler Thor vorzurücken.

„Als der Major v. Jochens gegen die eiserne Pforte herankam, fand er in der Nähe derselben die Tirailleure der 6. Brigade, welche noch nicht aus dem Gefecht gezogen werden konnten. Die Sturmcolonne, die Tirailleure, Alles drang gegen das Thor und die Wälle vor. Der Feind, vielleicht diesem Andrange sich nicht gewachsen fühlend, verließ die Wälle in größter Eile.*) Da die Porte des fers nicht zu forciren war, wurden die Fenster der Douanenhäuser eingeschlagen und von inwendig eine kleine Pforte geöffnet, durch welche man in die Stadt drang. Die Majore Jochens und Luckowitz führten ihre Truppen über den Markt bis an die Sambre-Brücke, welche der Feind verbarrikadirt hatte und hinter welcher er sich wieder festsetzte. Der Major v. Schmidt, Commandeur des Colbergischen Regiments, war gleichzeitig mit einem Theile der 6. Brigade in die Porte des fers eingedrungen und die Majore v. Mirbach und v. d. Lindern rückten mit dem Füsilier-Bataillone des 2. Elb-Landwehr-Regiments in geschlossener Colonne nach. Der eroberte Theil der Stadt wurde so-

*) Nach einem anderen Berichte verließ er die Wälle erst dann, als er die Kanonen abgefahren hatte und der Rückzug gesichert war.

gleich besetzt, eine Abtheilung auf dem Markte als Rückhalt aufgestellt und die Sambre-Brücke mit einem Hurrah! genommen. Der Feind wurde bis an das Dinant-Thor mit solcher Heftigkeit verfolgt, daß sein Zurückweichen in völlige Flucht ausartete und es gewiß schien, daß eine bedeutende Anzahl von Feinden in die Hände der Sieger fallen würde. Indessen hatten die Franzosen große, mit Pechkränzen behangene, Holzstöße im Thor aufgeschichtet, welche sie in Brand steckten, als die Preußen dasselbe erreichten. Die Straßenhäuser und das Thor standen in Flammen und verhinderten die Verfolgung, welche auch durch die große Ermüdung der Truppen, die seit 16 Stunden entweder auf dem Marsch oder im Gefecht waren, bei einbrechender Nacht nicht mit Nachdruck fortgesetzt werden konnte. Der General Vandamme hatte die feindliche Nachhut selbst befehligt; bis zum letzten Augenblicke blieb er am Thore und beinahe wäre er unsern Tirailleuren in die Hände gefallen. Nach 9 Uhr Abends wurde die Stadt von den Preußen besetzt. Der Major v. Schmidt übernahm das Commando am Thore von Dinant, Major v. Jochens auf der Sambre-Brücke. Die übrigen Truppen der 6. und 7. Brigade wurden vom General v. Brause auf dem Markte aufgestellt." *)

Auf die unverantwortlichste Weise hatte der Befehlshaber des zweiten Armeecorps, General v. Pirch I., an diesem Tage vor und in Namur 1500 der bravsten Krieger in einem ganz nutzlosen, vielmehr uns zum großen Nachtheil gereichenden, Kampfe aufgeopfert. Hätte General Pirch eine starke Abtheilung seines Corps von Temploux aus gleich rechts gegen die Sambre marschiren lassen, wo sich mehrere, vom Feinde nicht besetzte, Uebergänge befanden, dann würde Grouchy's Corps, dessen Rückzug nach Dinant auf die einzige schmale Straße längs des Ufers der Maas beschränkt war, unfehlbar abgeschnitten, vernichtet oder gezwungen worden sein, die Waffen zu strecken. Grouchy entging dieser Gefahr glücklich und rettete dem Kaiser, worauf dieser selbst nicht rechnete, zwei noch ziemlich vollständige Armeecorps mit allem Kriegsmaterial und einer großen Anzahl tüchtiger Officiere versehen, mit denen er am 22. Juni bei Laon eintraf.

Demnach erscheint das Urtheil Grolmanns über die Führung des zweiten und dritten Armeecorps bei der Verfolgung Grouchy's allzu nachsichtig, zumal

*) Damitz a. a. O. I. S. 371.

wenn man sich der, gegen Pirchs Vorgehen bei Namur von allen dabei Betheiligten ausgesprochenen, Anklage und Verurtheilung erinnert. „Die, in vielen Beziehungen noch unaufgeklärten Verhältnisse," bemerkt Grolmann, „bei der, von dem zweiten und dritten preußischen Armeecorps ausgeführten, Verfolgung des Feindes haben den Marschall Grouchy auf seinem Rückzuge gerettet; und daß dies möglich geworden, wenigstens daß es ohne bedeutenden Verlust geschehen, gehört nicht zu den glücklichen Ereignissen des Feldzuges." *) General Pirch I. wurde von seinem Commando abgerufen und erhielt seine Verabschiedung. Der Befehl über das zweite Armeecorps wurde dem Prinzen August von Preußen übertragen.

Mit der Verfolgung des Feindes am 21. wurde der Führer des Vortrabes, Oberst-Lieutenant v. Sohr, beauftragt. Das zweite Armeecorps bezog ein Lager bei Namur, in welcher Stadt General Pirch sein Hauptquartier nahm. Das dritte Armeecorps bezog ein Lager bei Gembloux, wohin General Thielemann sein Hauptquartier verlegte.

Wenn wir in der Schöpfungsgeschichte des großen ebräischen Dichters mit Bewunderung lesen, wie Jehova die Welt binnen sechs Tagen zu Stande gebracht, so werden wir mit nicht minderem Erstaunen erfüllt, wenn wir in den Geschichtsbüchern des Feldzuges 1815 lesen, wie gleicher Weise binnen sechs Tagen eine Welt — und wir dürfen Napoleons Macht und Herrlichkeit für eine Welt gelten lassen — zu Falle gebracht wurde.

Am 15. Juni eröffnete Napoleon den sechstägigen Schlachtenreigen mit dem Angriff auf das erste preußische Armeecorps an der Sambre, schlug am 16. die für ihn günstigen Schlachten bei Ligny und Quatrebras, verlor am 18. die Schlacht bei Belle-Alliance, die aber nur dadurch die Entscheidung seines Schicksals herbeiführte, daß Blücher, als Wellington nach beendeter Schlacht ihn mit den Worten verließ: „Und nun wünsche wohl zu ruhen," ihm entgegnete: „„Noch lange nicht, das Beste bleibt uns noch zu thun!"" Die gänzliche Vernichtung des französischen Heeres, welche zugleich die Zertrümmerung des Napoleonischen Kaiserthrones und seiner Herrschaft in Frankreich war, wurde nur durch die, bei Nacht und Tag am 19. und 20. Juni unausgesetzte Verfolgung des geschlagenen Heeres durch Blücher erreicht.

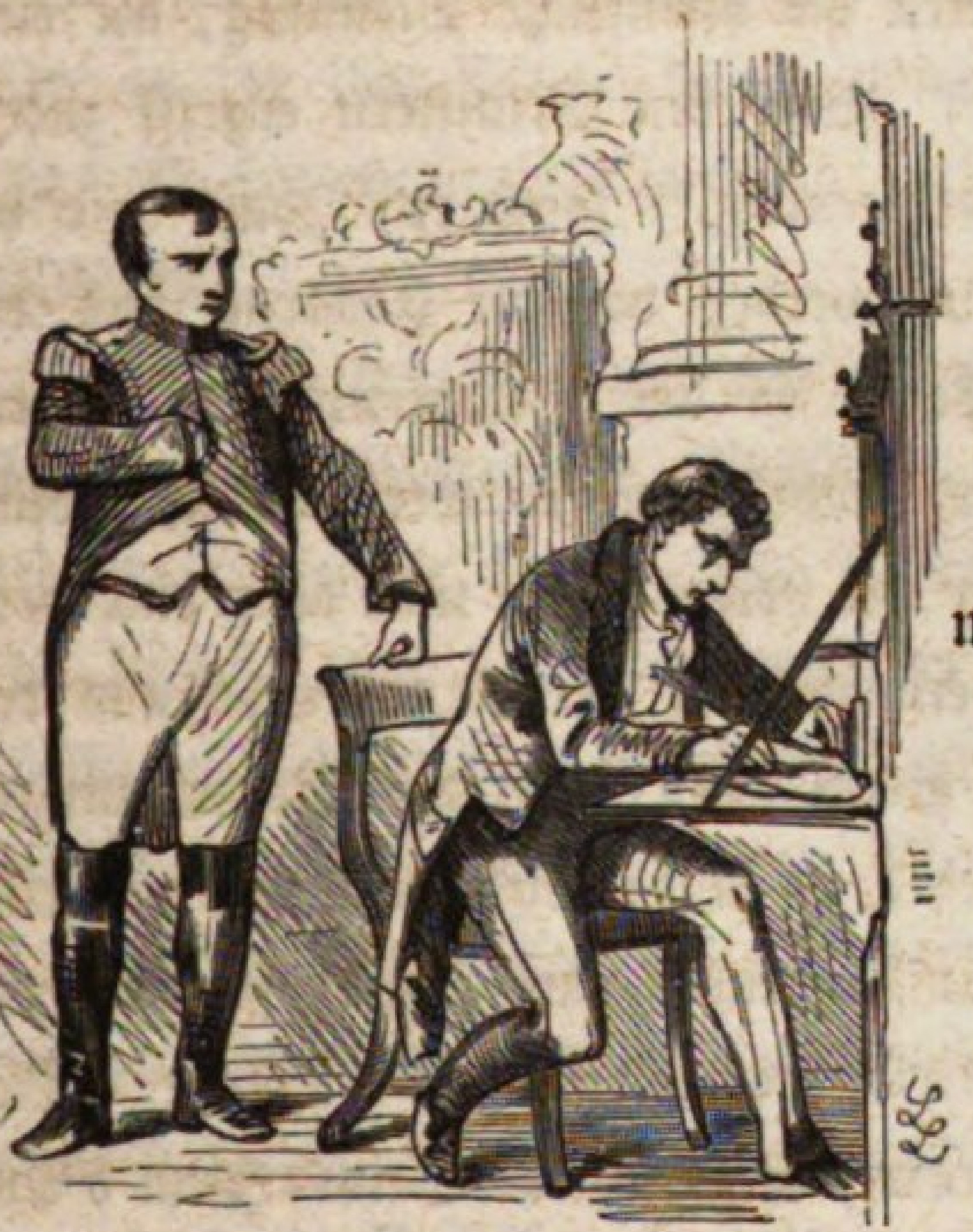
---

*) Damitz a. a. O. I. S. 374.

Man hat nicht mit Unrecht das blutige Spiel auf dem Schlachtfelde mit dem friedlichen Spiele auf dem Schachbrett verglichen. Wollen wir diesen Vergleich weiter durchführen, so können wir die Feldherren mit den Spielern vergleichen, von denen ein Jeder nach Charakter und Studium seine eigenthümliche Spielweise hat. In Napoleon erkennen wir den Spieler von Genie; schon nach wenigen Zügen übersieht er den weiteren Verlauf des Spieles, überrascht den Gegner, durchbricht sein Centrum und macht ihn matt. Wellington ist der bedächtig zurückhaltende Spieler, der sich hütet, etwas aufs Spiel zu setzen, der mehr durch geschickte Vertheidigung, als durch kühnen Angriff eine günstige Entscheidung für sich herbeizuführen sucht. Blücher ist, wie an der Pharaobank, so auch auf dem Schachbrett der Hazardspieler. Er giebt die festen Thürme preis, läßt selbst dem Könige Schach bieten, bringt aber, wenn ihm das Gewagteste gelingt, als alter Husar, durch die Sprünge seiner Springer den Gegner in Verwirrung und schlägt ihn aus dem Feld. Diesmal gelang es ihm gut.

Fünfzigstes Kapitel.

Napoleon trifft am 21. in Paris ein. — Bei seiner Ankunft im Elysium ruft er: „dies stößt mir das Herz ab!“ — Ministerrath bei dem Kaiser. — Die Deputirtenkammer. — Lafayette's Antrag. — Der Kaiser nimmt sich Bedenkzeit. — Stürmische Sitzung der Deputirtenkammer am 21. — Der Prinz Lucian. — Die mitternächtige Rathsversammlung bei dem Kaiser; — er legt die Krone zum zweiten Male nieder. — „Meine politische Laufbahn ist geendet!“ — Vorbehalt wegen Napoleon II. — Zerwürfniß hierüber unter den Parteiführern. — Unerwartetes Erscheinen des Marschalls Ney in der Pairskammer. — Napoleons Ansprache an die Deputationen der Kammern. — Ernennung einer Regierung „im Namen der Nation“.



m 21. Juni Nachmittags kehrte der Kaiser geschlagen, und was in der Unglücksschale noch schwerer wog, niedergeschlagen nach Paris zurück. Absichtlich vermied er es, in dem Schlosse der Tuilerien, in welches er vor wenigen Wochen als Triumphator mit stolzen Hoffnungen eingezogen war, sein Hoflager aufzuschlagen; er stieg in dem Palais Elysée — für ihn kein Elysium — ab. Das erste Wort, welches er gegen die ihn empfangende Prinzessin Hortense auszusprechen vermochte, war: „Cela m'étouffe!“ *)

Der Jubel über die Siegesbotschaften, die er von dem Schlachtfelde nach Paris gesandt, hallte noch freudig wieder, als er selbst erschien, unheimlich, allein die Trauerbotschaft bringend, überraschend, wie damals, als er aus Rußland

*) „Das stößt mir das Herz ab!“ Nach Anderen: „Je ne puis plus!“

zurückkehrte. Fehlte ihm auch heut, wie Richard III. sich ausdrückt, „die gewohnte Munterkeit des Geistes“, so war er doch eben so wie damals fest überzeugt, daß, wenn Frankreich, wenn die ganze Nation treu und fest zu ihm stehe, er die Gefahr zu beschwören im Stande sein werde. „Die Rettung Frankreichs,“ erklärte er dem bei ihm versammelten Ministerrathe, „hänge davon ab, daß die Nation zur Erhebung in Masse aufgerufen und ihm eine unbeschränkte Gewalt übertragen werde. Dagegen sei Alles verloren, wenn die Deputirten in der Kammer die Zeit mit unnützen Debatten verschwendeten, anstatt neue Aushebungen auszuschreiben und außergewöhnliche Maßregeln zu ergreifen. Jetzt, wo der Feind in Frankreich steht,“ so schloß sein Vortrag, „muß ich mit einer außerordentlichen Macht, mit einer temporären Dictatur bekleidet werden. Als eine für das Heil des Landes nothwendige Maßregel möchte ich diese Macht selbst ergreifen, besser aber und natürlicher wäre es, wenn sie mir von den Kammern übertragen würde. Diese vertreten die öffentliche Meinung, die einzige Macht, der ich mich fügen würde.“*) Von den Ministern ergriff zuerst Carnot das Wort. „Ich halte es für nothwendig,“ sagte er, „daß, wie im Jahre 93, das Vaterland in Gefahr erklärt werde, daß die Fédérés und die Nationalgarden zu den Waffen gerufen, Paris in den Belagerungszustand erklärt und Maßregeln zur Vertheidigung der Stadt getroffen werden, daß endlich im äußersten Nothfalle die Armee sich hinter die Loire ziehen und dort eine verschanzte Stellung nehmen muß. Durch Heranziehung der Armeecorps aus der Vendée, wo der Bürgerkrieg für beendigt gelten kann, und des Beobachtungsheeres aus dem Süden werden wir den Feind so lange aufhalten, bis wir eine hinreichende Streitmacht vereinigt und organisirt haben, um eine kräftige Offensive ergreifen und den Feind aus Frankreich vertreiben zu können.“ Der Marineminister Decrès und der Staatssecretair Regnault de Saint-Jean d'Angely traten dieser Ansicht bei. Als der Letztere hinzufügte: „es werde zur Rettung Frankreichs ein großes Opfer zu Gunsten Napoleons II. unter einer

*) Napoleon äußerte, als man auf St. Helena über die Macht der öffentlichen Meinung sprach: „Ich wollte Talma (dem berühmtesten Schauspieler seiner Zeit) den Orden der Ehrenlegion geben, aber „le caprice de nos moeurs, le ridicule de nos préjugés“ verhinderte mich. Versuchsweise verlieh ich dem Capellmeister Crescentini die eiserne Krone; es gab großen Skandal. Ich, der ich Kronen und Scepter vertheilte, vor dem sich Alle bückten, hatte nicht die Macht, ein Bändchen ins Knopfloch zu verleihen; tel est l'empire de l'opinion!“

Regentschaft von Marie Luise erheischt werden," unterbrach ihn der Kaiser mit den Worten: „Sagen Sie es nur gerade heraus, Sie verlangen meine Abdankung! Aber es handelt sich nicht um mich, sondern um Frankreich. Frankreich kennt nur mich, es würde keinem Anderen gehorchen als mir. Man muß nicht mit falschen Vorstellungen rechnen. Ich, ich bin der Gegenstand des Hasses der Verbündeten. Napoleon II. und Marie Luise sind in das Reich der Märchen verwiesen. Man will in Wien einzig und allein die Bourbons und Frankreich unter der Gewalt der Fremden. Bin ich beseitigt, dann wird man nach Paris marschiren und die Bourbons einsetzen. Werden aber wohl das Heer, das Landvolk, die Besitzer der Nationalgüter sich für die Bourbons erklären?" Fouché bemerkte, „daß die Rettung Frankreichs nicht auf einer einzelnen, auf solche Weise vorgeschlagenen Maßregel, sondern nur auf den Kammern und deren Uebereinstimmung mit dem Oberhaupte der Regierung beruhen könne und daß, wenn man sich ihnen mit Vertrauen und Aufrichtigkeit hingebe, diese es für ihre Pflicht halten würden, sich dem Kaiser bei Ergreifung energischer Maßregeln zur Sicherung der Ehre und Unabhängigkeit der Nation anzuschließen."

Fouché, welcher schon vor der Entscheidung auf dem Schlachtfelde bei Belle-Alliance mit Metternich, Wellington und den Ministern Ludwigs XVIII. in geheimem Verkehr stand, war bereits am 20. des Morgens durch einen Brief aus Brüssel von dem Ausgange der Schlacht unterrichtet. Er versammelte sogleich bei sich einige der einflußreichsten, Napoleon feindlich gesinnten Kammermitglieder, darunter Lafayette, Manuel, Jay, Dupin u. A. Er theilte ihnen die Hiobspost nicht sogleich mit, nahm jedoch vorläufig Abrede, was zu thun sei, für den Fall, daß das Unternehmen des Kaisers einen unglücklichen Ausgang nehmen sollte. Der Vorschlag Lafayette's: die Abdankung des Kaisers zu verlangen, fand Beifall und Zustimmung. Fouché hatte das Kaiserthum mit einer constitutionellen Regierung als unverträglich erkannt und sah ein, daß durch eine Unterstützung des geschlagenen Napoleon nur Unglück aller Art über Frankreich hereinbrechen werde. Er sprach daher in dem Ministerrathe gegen eine Auflösung der Kammern und Annahme der Dictatur, da hierdurch nur Mißtrauen und Empörung hervorgerufen werden würden. Der Kaiser behielt sich seine Entschließung noch vor.

In Paris erregten die Ankunft Napoleons und die traurigen Nachrichten

von der gänzlichen Niederlage des Heeres große Bestürzung. Die Deputirten hielten den 21. Juni unter Vorsitz des Präsidenten Lanjuinais eine öffentliche Sitzung, in welcher zuerst der alte General Lafayette das Wort erhielt:

„Meine Herren," begann er, „wenn ich seit vielen Jahren zum ersten Male wieder meine Stimme vernehmen lasse, welche die alten Freunde der Freiheit wohl noch wiedererkennen werden, fühle ich mich aufgefordert, zu Ihnen, meine Herren, von den Gefahren des Vaterlandes zu sprechen, welches zu retten Sie gegenwärtig allein die Macht besitzen (que vous seuls à présent avez le pouvoir de sauver).

„Unheimliche Gerüchte haben sich verbreitet, leider bestätigen sie sich. Jetzt ist der Augenblick, wo wir uns um die dreifarbige Fahne schaaren müssen, um die Fahne von 1789, um die Fahne der Freiheit, der Gleichheit, der öffentlichen Ordnung; sie allein haben wir zu vertheidigen gegen auswärtige Anmaßungen und innere Angriffe. Erlauben Sie, meine Herren, einem Veteranen dieser heiligen Sache, welcher dem Geiste der Factionen stets fremd blieb, Ihnen einige vorläufige Beschlußnahmen vorzulegen, deren Nothwendigkeit Sie, wie ich hoffe, würdigen werden. 1. Die Kammer der Repräsentanten erklärt, daß die Unabhängigkeit der Nation in Gefahr ist. 2. Die Kammer erklärt sich für permanent. Jeder Versuch, sie aufzulösen, ist Hochverrath; wer sich eines solchen Versuchs schuldig macht, ist ein Verräther des Vaterlandes und wird auf der Stelle als solcher gerichtet. 3. Die Linie und die Nationalgarden, die zur Vertheidigung der Freiheit und Unabhängigkeit des Gebietes von Frankreich gekämpft haben und noch kämpfen, haben sich um das Vaterland verdient gemacht. 4. Der Minister des Innern ist eingeladen, den Generalstab, die Befehlshaber der Legionen und Majore der Pariser Nationalgarde zu versammeln, um diese Bürgergarde zu vervollständigen, deren Patriotismus und Eifer seit 26 Jahren sich als eine sichere Wehr für die Freiheit, das Eigenthum, die Ruhe der Hauptstadt und für die Unverletzlichkeit der Repräsentanten der Nation erprobt haben. 5. Die Minister des Krieges, der auswärtigen Angelegenheiten, der Polizei und des Innern sind eingeladen, unverzüglich in der Kammer zu erscheinen."

Die Kammer der Deputirten und gleich darauf die der Pairs nahmen diese Anträge an; nur die Annahme des vierten Punktes wurde bis zum Eintritt der Minister verschoben. Diese waren noch bei dem Kaiser versammelt, um nach einer, von ihm genommenen, kurzen Bedenkzeit seine Entschließung zu vernehmen.

Nach Verlauf einer halben Stunde kehrte er in den Ministerrath zurück und erklärte: „er erachte es zur Rettung Frankreichs für unerläßlich, daß ihm auf einige Zeit von den Kammern unbeschränkte Gewalt als Dictator verliehen werde, worauf er die Auflösung der Kammern befehlen werde.“ Der Staatssecretair Graf Thibaudeau widerrieth die Auflösung der Kammern und Regnault de Saint-Jean d'Angely erklärte: „daß nichts der Treue gleichkomme, welche er dem Kaiser geschworen, daß er aber, entsprechend dem ihm geschenkten Vertrauen, ihm sagen müsse, daß er (der Kaiser) nicht mehr im Stande sei, die Unabhängigkeit und die Rechte der Nation zu vertheidigen. Er wiederholte, daß er als Minister zur Vertheidigung des Thrones an dessen Stufen zu sterben bereit sei, als Repräsentant des Volks aber und erfüllt von den Pflichten, welche dieser Titel ihm auflege, er dem Vaterlande schuldig sei, ihm gegenüber die Sprache zu führen, welche das Wohl des Staates gebieterisch erheischt.“

Der Prinz Lucian, Bruder des Kaisers, welcher dem Ministerrathe beiwohnte, fuhr heftig auf: „Wenn die Kammer den Kaiser nicht unterstützen will, um Frankreich zu retten, dann wird er es ohne sie retten können.“

Für Napoleon, den bisher unumschränkten Gewaltherrscher, war es eine, an das Unbegreifliche grenzende Sache, daß er seine Einsicht und seinen Entschluß in einem so entscheidenden Momente, wo die Rettung Frankreichs auf dem Spiele stand, von denen, die sich die Repräsentanten des Volks zu nennen anmaßten, abhängig erklären sollte. „Ich hatte wohl daran gedacht,“ äußerte er, „daß ich jene Leute vor meiner Abreise zur Armee hätte nach Haus schicken sollen.“

Auch Carnot sprach dafür, den Kaiser mit außerordentlicher Gewalt zu bekleiden. Während dieser den Ministern auseinandersetzte, welche Mittel ihm noch zur Vertheidigung zu Gebot ständen, traf die Botschaft der Abgeordneten ein, welche die dringende Einladung an die Minister überbrachte, unverzüglich in der Kammer zu erscheinen. Der Kaiser, welcher seinen Vortrag noch nicht beendigt hatte, schickte einstweilen zur Beschwichtigung der Aufregung den Minister Regnault zu den Deputirten, Carnot zu den Pairs. Regnaults Rede machte keinen Eindruck; eine zweite Deputation wurde nach den Tuilerien geschickt, um die Minister nochmals einzuladen. Jetzt gab der Kaiser hierzu seine Einwilligung und beauftragte sie: „sie sollten die Repräsentanten zur Einigkeit mit dem Haupte des Staats ermahnen, damit das Land nicht unter das Joch der Bourbons zurückkehren müsse oder dem Feinde zur Beute werde. Sie sollten den Vor-

schlag machen: es möge eine jede der Kammern fünf Mitglieder wählen, welche mit den Ministern über die Mittel zur Rettung Frankreichs und zu Friedensunterhandlungen mit den Alliirten berathen sollten. Nach Ihrer Rückkehr," sagte der Kaiser zu den Ministern, „werde ich den Entschluß fassen, den meine Pflicht mir vorschreibt." Als er nach aufgehobenem Ministerrathe mit seinem Bruder Lucian im Tuileriengarten einige Male auf- und abging, versammelten sich die Vorstädter und die Föderirten in großen Massen, welche dem Kaiser Lebehoch zuriefen und Waffen forderten. Lucian ertheilte dem Bruder den Rath, dem Volke sich anzuvertrauen und die Kammern auseinander zu jagen. Napoleon, dem früher so etwas durch den Sinn gefahren war, ging jetzt nicht darauf ein. „Bin ich denn," entgegnete er ihm, „mehr als ein Mensch, daß ich Hunderte von irregeleiteten Deputirten zur Eintracht anzuhalten vermöchte, ohne die wir ohnmächtig sind? Oder bin ich ein elender Parteiführer, dem es gleichgültig ist, den Bürgerkrieg zu entzünden?"

Der Prinz Lucian begab sich hierauf gemeinschaftlich mit den Ministern nach der Kammer der Deputirten, kündigte an, daß er als „commissaire extraordinaire" Aufträge von Sr. Maj. überbringe. Er übergab dem Präsidenten ein Schreiben seines Bruders, welches des bei Mont St. Jean gehabten Unfalles erwähnte, den Deputirten empfahl, sich mit dem Oberhaupte des Staats zu vereinigen, um das Land vor dem Schicksale Polens und vor der Erneuerung eines Jochs zu bewahren, welches dasselbe so eben erst abgeschüttelt habe. Lucian forderte zur Wahl eines Ausschusses von fünf Mitgliedern auf, um mit den Ministern in Berathung zu treten. Die Zustimmung erfolgte. Da in der Kammer das Gerücht umlief, es seien Truppen in Anmarsch und die Wiederholung eines 18. Brumaire stehe bevor, bestieg der Kriegsminister, Marschall Davoust, die Tribüne: „Meine Herren," sagte er, „ich vernehme, daß Uebelwollende das Gerücht verbreiten, daß ich Truppen beordert habe, die Versammlung zu umzingeln. Diese Gerüchte sind beleidigend für den Kaiser und für seinen Minister, welcher ein guter Franzos ist." Man schritt hierauf zur Ernennung der fünf Mitglieder, welche mit den Ministern in Berathung treten sollten. In der Pairskammer wurde ebenfalls eine Commission von fünf Mitgliedern erwählt.

In der Kammer der Deputirten wurden die Minister von allen Seiten umdrängt und mit Fragen bestürmt; die Sitzung war längere Zeit unterbrochen;

endlich gelang es einem Vertrauten Fouché's, dem Deputirten Jay, sich Gehör zu verschaffen. Nachdem er an die Zeit der Girondins erinnert und daß er, wie jene, jeder Gefahr Trotz biete, gab er eine Schilderung Frankreichs, welches er als zerrissen, fast wehrlos, eine sichere Beute des Feindes darstellte. Jetzt wandte er sich an den Prinzen Lucian und forderte diesen auf, dem Kaiser, seinem Bruder, zu eröffnen, daß die Kammer der Volksrepräsentanten eine heroische That von ihm: „die Abdankung,“ erwarte, welche ihm mehr Ruhm bringe, als alle seine Siege. Jay stellte sodann den förmlichen Antrag: „die Kammer möge den Kaiser ersuchen, abzudanken und ihm, wenn er sich nicht freiwillig dazu verstände, mit Absetzung drohen.“

Lucian ergriff hierauf das Wort und forderte die Minister auf, es möge ein Jeder auf seinem Gebiete der Kammer einen Nachweis der Hülfsquellen geben, welche jetzt noch dem unbesiegten Frankreich zu Gebote ständen. Von den Ministern kamen Davoust und Carnot dieser Aufforderung nach, die Kammer schenkte ihnen Aufmerksamkeit. Lucian ergriff noch einmal das Wort und schleuderte der Kammer die Frage zu: „Ob man noch einmal so schwach sein wolle, die Versicherungen, womit die Feinde nur beabsichtigten, den Kaiser und die Nation zu entzweien, um Beide desto sicherer zu besiegen, für baaren Ernst aufzunehmen? Wenn,“ fuhr er fort, „eine aufrührerische Minorität gegen den Kaiser ist, so bedeutet dies nichts; die große Mehrheit ist für ihn.“ — Er gab die Versicherung, daß das Heer nicht entmuthigt, vielmehr kampfbereit sei. Paris werde von 60,000 Mann Linientruppen, einer gleichen Anzahl Nationalgarden und 600 Kanonen, welche in den Verschanzungen aufgefahren ständen, vertheidigt. Binnen wenigen Tagen würde ein Heer von 2- bis 300,000 Mann dem Feinde sich entgegenwerfen. „Aber allein nur festes Anschließen an den Kaiser kann uns retten.' Oder wollen Sie sich an die Fremden anschließen? Lächerliche, verhängnißvolle Täuschung! Sie haben nicht allein Haß gegen Napoleon, sondern eben so sehr gegen Frankreich! Sie werden sich dem Gelächter der Nachwelt Preis geben, wenn Sie sich so von dem Feinde überrennen lassen. Denken Sie an die Würde und Achtung Frankreichs. Was wird die civilisirte Welt, was wird die Nachwelt sagen! Den Mann, den Frankreich am 20. März mit Jubel als Held und Befreier aufgenommen, den wollen Sie zur Abdankung zwingen? Ist das nicht Unbeständigkeit und Leichtsinn? Bei des Vaterlandes heiligem Namen,“ rief er am Schluß, „beschwöre ich Sie, Bürger, sammeln

Sie sich Alle um das Haupt, welches die Nation auf eine so feierliche Weise sich wiedergegeben hat; bedenken Sie, daß unsere Rettung von unserer Einigkeit abhängt und daß Sie sich nicht vom Kaiser trennen und ihn seinen Feinden preisgeben könnten, ohne den Staat ins Verderben zu stürzen, ohne Ihre Eide zu brechen, ohne die Ehre der Nation auf immer zu verletzen!" Diese Worte riefen einen gewaltigen Sturm herauf; eine Menge Deputirter stürzten nach der Tribüne; Lafayette trat Lucian entgegen und rief ihm zu: „Sie klagen uns an, wir handelten pflichtvergessen an der Ehre der Nation und an Napoleon. Haben Sie denn vergessen, was wir Alles für ihn gethan haben? Haben Sie vergessen, daß die Gebeine unserer Kinder, unserer Brüder auf dem ganzen Erdenrunde von unserer Treue zeugen, im afrikanischen Sande, an den Ufern des Guadalquivir, an der Weichsel, an der Donau und in den Eisfeldern Rußlands? Seit mehr als zehn Jahren sind drei Millionen Franzosen für Einen Mann gestorben, der noch heut den Kampf mit ganz Europa bestehen will! Wir haben genug für ihn gethan; es ist jetzt unsere Pflicht, das Vaterland zu retten."

Der Lärm steigerte sich, der Präsident klingelte sich beide Arme müde; endlich, nachdem alle Kehlen sich heiser geschrieen, wurden der Präsident und die vier Vicepräsidenten als Mitglieder der Commission bezeichnet, welche mit den Ministern in Berathung treten sollten. Aus der Kammer der Pairs fanden sich ebenfalls fünf Mitglieder in dem Ministerrathe ein.

Zwar hatte der Kriegsminister, Marschall Davoust, in der Deputirtenkammer dem Gerüchte feierlichst widersprochen, daß er Truppen zur Auflösung der Kammer beordert habe, allein ohne Besorgniß durften die Deputirten nicht sein; es handelte sich darum, wer den Platz räumen sollte: der Kaiser oder die Volksrepräsentanten. Der Bruder des Kaisers, Lucian, der einzig friedfertige der Bonaparte's, der sich von Krieg und Politik fern gehalten hatte, seitdem Napoleon nach der Kaiserkrone gegriffen, war jetzt, wo es sich um die Vertheidigung Frankreichs handelte, zu dem Bruder geeilt und vertrat ihn in der Deputirtenkammer gegen seine Feinde. In dieser Sitzung am 21. Juni gewann er indeß die Ueberzeugung, daß für den Kaiser nichts übrig bleibe als: entweder die Kammer aufzulösen, oder die Krone niederzulegen. Er verhehlte dies dem Bruder nicht und von ihm um seine Meinung befragt, rieth er zur Auflösung, wozu ihm nach der Verfassung das Recht zustehe; eine verlorene Schlacht, ein Unterschied von 20- oder 30,000 Mann dürfe nicht über das Schicksal Frankreichs entscheiden.

Napoleon sah die Lage mit bedenklicherem Auge an, verschob jedoch die Entscheidung bis zum Abend, wo er in dem Ministerrathe die von den Kammern gewählten Comités erwartete. Er gestattete zuverlässigen Rathgebern aus früherer Zeit Zutritt; auch diese waren zurückhaltender als sonst. Als man ihm den kriegerischen Geist der Franzosen rühmte, gab er mit unverholener Bitterkeit zur Antwort: „Ich hatte sie an Siege gewöhnt; nun können sie nicht einen einzigen Tag Unglück ertragen!" So schnell waren aus seinem Gedächtnisse die drei verhängnißvollen Jahre des Unglücks 1812, 1813 und 1814 verschwunden.

Einen schweren Stand dem Kaiser gegenüber hatte Benjamin Constant, welchen er mit anderen Staatsräthen zu sich beschieden hatte. Constant verbarg seine Verlegenheit hinter einer angenommenen Bescheidenheit und Zurückhaltung; er war es ja, der den Kaiser zur constitutionellen Beschränktheit hinübergeführt und die Einberufung der Kammern angerathen hatte. „Es handelt sich jetzt nicht um mich," sagte Napoleon, „wer könnte mich hindern, hier zu bleiben? Ich könnte nach Malmaison gehen und dort mit einigen Freunden in Zurückgezogenheit leben." Immer aber kam er darauf zurück, daß die Rettung Frankreichs nur möglich sei, wenn er und die Kammern als die Repräsentanten der Nation fest zusammenständen. „Wenn ich heute abdanke," fuhr er fort, „habt ihr morgen keine Armee mehr. Hätte man mich vor vierzehn Tagen gestürzt, so würde man wenigstens Muth gezeigt haben. Jetzt gehöre ich zu dem, was der Feind angreift, was also Frankreich vertheidigen soll. Mit mir überliefert es sich selbst, gesteht ein, daß es besiegt sei. Nicht durch die Freiheit werde ich abgesetzt, sondern durch Waterloo, durch die Furcht. Würde dieser Flecken wenigstens durch einige Anstrengung zum Kampfe, durch einigen Ruhm getilgt! Thäte man doch zum wenigsten das für das Vaterland, was man nicht für mich thun will. ... Allein ich darf es nicht hoffen!" ... Während die zu ihm gerufenen Staatsräthe verblüfft und schweigend vor ihm standen, ließ unter den Fenstern außerhalb eine lärmende Volksmenge wiederholt den Ruf: „Vive l'Empereur!" vernehmen. Dies zog die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich, und seinen besternten Geheimen Räthen einen verachtenden Blick zuwerfend, sagte er: „Jene Menge ist mir nicht mit solchen Pflichten wie die Kammer verbunden, allein sie folgt jetzt dem Instincte der Nothwendigkeit. Hören Sie wohl, was man da draußen ruft? Jene Leute habe ich nicht mit Ehren und Reichthümern

überhäuft. Was verdanken sie mir? Ich habe sie arm gefunden und habe sie arm gelassen; aber sie sind Franzosen, das Gefühl der Nationalität durchglüht sie. Die Stimme des Landes spricht aus ihnen. Wenn ich es will, wenn ich es erlaube, wird die rebellische Kammer nach einer Stunde nicht mehr existiren. Doch nein, das Leben eines Mannes ist dieses Preises nicht werth. Ich bin nicht von Elba zurückgekehrt, damit Paris in Blut gebadet werde. Noch sind nicht alle Wechselfälle (chances) verloren, aber ich müßte eine Art revolutionairer Kaiser werden, was mir widersteht; es wäre ein getheiltes Frankreich — lieber Pflanzer in Amerika." In Zornworten drohte er dann wieder mit Auflösung der Kammer, mit dieser Macht des Volkes, und wie es sein Recht, seine Pflicht sei, die Abgeordneten nach Haus zu schicken, verschob jedoch seine Entschließung bis auf den Abend, wo die Minister mit den fünf Abgeordneten einer jeden der beiden Kammern in Berathung traten.

Der Kriegsminister machte in dieser mitternächtigen Rathsversammlung zuvörderst im Auftrage des Kaisers Vorschläge zur allgemeinen Landesvertheidigung. Die Abgeordneten der Kammern erklärten sich hiermit einverstanden, verlangten jedoch, daß zu gleicher Zeit wegen des Friedens mit den Verbündeten unterhandelt werde, wozu, da diese erklärt hätten, mit dem Kaiser Napoleon in keine Unterhandlung treten zu wollen, von den Kammern Bevollmächtigte abgesendet werden müßten. Die Minister erklärten sich entschieden gegen eine solche Unterhandlung, durch welche die Entthronung des Kaisers ausgesprochen würde. Lafayette, einer der Abgeordneten, nahm jetzt das Wort und sprach es unverholen aus, daß in der Deputirtenkammer der Wunsch laut geworden sei, der Kaiser möge die Krone niederlegen. Prinz Lucian verlangte, daß man sich doch vorher darüber Gewißheit verschaffen müsse, daß die Verbündeten sich in keine Friedensunterhandlung mit Abgeordneten des Kaisers einließen. Bei den Kammermitgliedern war jedoch die Besorgniß, der Kaiser werde sie nach Haus schicken, so groß, daß sie bei ihrem Antrage beharrten, von Seiten der Kammern Unterhändler an die Verbündeten abzusenden, von denen man verlangen würde: Einstellung der Feindseligkeiten, Unabhängigkeit der Nation, Untheilbarkeit des Gebietes und das jedem Volke zustehende Recht, sich selbst eine Verfassung zu geben. Die Rathsversammlung trennte sich beim ersten morgentlichen Hahnenschrei; es war nicht der gallische Hahn, der einst die Helden der Republik geweckt hatte.

Einsichtige und dem Kaiser geneigte Freunde: Caulaincourt, Bassano, Rovigo hatten die Ueberzeugung gewonnen, daß, wenn Napoleon den Kammern nicht mit der Erklärung der Abdankung zuvorkomme, diese von den Abgeordneten ausgesprochen werden würde. Da er den, von Lucian wiederholt ausgesprochenen, Rath: die Kammer aufzulösen, zurückwies, stimmte Rovigo ihm bei und sagte: „Sire, lassen Sie die Feiglinge laufen! Die Einen haben den Kopf, die Anderen das Herz verloren; Alle hat Fouché bearbeitet. Nach etwa zehn Tagen werden die Alliirten in Paris einrücken, sie werden Einige erschießen lassen und die Bourbons mitbringen. Das wird das Ende der Komödie sein.“ — „„Wir wollen darüber nachdenken,““ entgegnete der Kaiser mit anscheinender Zustimmung.

In der Sitzung der Deputirtenkammer am 22. Juni ging es noch stürmischer zu als Tages vorher. Als in dieser Sitzung der Antrag gestellt wurde: „die Minister sollten der Kammer Vorschläge machen zu Maßregeln, welche sie für geeignet hielten, Mannschaften, Pferde und Geld aufzubringen, um die äußeren und inneren Feinde zu bewältigen“ — bemerkte der Deputirte Leyraud: „Das Ergebniß der jüngsten Ereignisse zerreißt jedes Herz. . . . Wir sollen die Mittel aufbringen, die Heere der vereinigten Mächte zurückzuschlagen; um hierauf zu antworten, müssen wir untersuchen, welche Hülfsquellen uns zu Gebot stehen. Machen wir einen Ueberschlag der feindlichen Heere, dann, in der That, geräth unsere Einbildungskraft darüber in Schrecken (l'imagination s'en effraye).“ Großer Tumult unterbricht den Redner. Der Kriegsminister, Marschall Davoust, versucht es, die Versammlung durch günstige Nachrichten, welche so eben eingetroffen seien, zu beruhigen. Der Marschall Grouchy habe am 18. den Feind geschlagen; Prinz Jérome in Avesne 20,000 Mann gesammelt, Marschall Soult 2000 Mann der alten Garde und mehrere andere Detachements zusammen, so daß eine Armee von 60,000 Mann mit 200 Kanonen an der nördlichen Grenze kampfbereit stehe. Indessen waren bei dem Kaiser von dem Heere, über die Stimmung der Hauptstadt und vornehmlich über die, in den beiden Kammern laut gewordene, so ungünstige Nachrichten eingegangen, daß er sich überzeugte: ihm bleibe nichts anderes übrig, als die Krone niederzulegen.

Sämmtliche Mitglieder waren bald nach 8 Uhr anwesend; eine gedrängte Zuhörerschaft hatte sich frühzeitig eingefunden, eine Sicherheitswache von 1500 Nationalgardisten war vor dem Abgeordnetenhause aufgestellt. In Abwesenheit

des Präsidenten Lanjuinais eröffnete einer der Secretaire die Sitzung, ohne daß es zu einer bestimmten Verhandlung kam. Um 10 Uhr erschien der General Granier, eines der Mitglieder der, zur Unterhandlung mit Napoleon ernannten, Commission, bestieg die Tribüne und machte die Mittheilung: „der Kaiser habe sich bereit erklärt, seine Zustimmung zu dem Beschlusse der Kammern zu geben, ohne ihn mit den Verbündeten in Unterhandlung zu treten." Die Abgeordneten, welche eine Erklärung freiwilliger Abdankung erwartet hatten, gaben ihr Unbefriedigtsein durch Zeichen des Unwillens zu erkennen. Man wurde etwas ruhiger, als Regnault de Saint-Jean d'Angely aus dem Elysée die Nachricht überbrachte: „der Kaiser scheine dem Wunsche der Kammer nachkommen und abdanken zu wollen." Nur für einen kurzen Moment wurde hierdurch der Ungestüm der Versammlung beschwichtigt. — Gegen 12 Uhr Mittags erschienen der Präsident Lanjuinais und die vier Vicepräsidenten in dem Saal und nahmen ihre Plätze ein. Erst nach Verlauf einer Stunde gelingt es dem Präsidenten, die Ordnung einigermaßen wieder herzustellen; allein auch die, von ihm im Auftrage des Kaisers gemachte, Mittheilung: „es werde noch vor 3 Uhr eine Botschaft des Kaisers eintreffen, welche alle Hoffnungen erfüllen werde," beruhigte die Gemüther nicht. Erneueter Tumult. Ein Abgeordneter ruft: „Das Heil des Vaterlandes verlangt die Abdankung sans phrase!" Der Vorfechter im Freiheitskampfe, Lafayette, schleudert das kurze Schlagwort in die Versammlung: „Zögert die Abdankung hier einzutreffen, dann werde ich auf den Verlust der Krone antragen!" Wiederholte Bravos erfolgen. Dagegen erinnert General Salignac daran, daß Napoleon 20 Jahre hindurch Frankreich mit unvergänglichen Siegen geschmückt habe; er trägt darauf an: noch eine Stunde auf die Abdankung zu warten. Der Antrag erhält bei der Abstimmung durch Aufstehen und Sitzenbleiben eine geringe Mehrheit.

Durch den, in dem Bülletin verkündeten, panischen Schrecken, von welchem das Heer und selbst die Garde befallen worden sei, entmuthigte Napoleon die Kammern, Paris, Frankreich.

Napoleon hatte Besinnung und Selbstvertrauen auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance und noch mehr bei dem Verzweiflungsrufe: „Rette sich wer kann!" verloren; er vermochte weder einen rettenden Gedanken, noch einen kühnen Entschluß zu fassen. „Seine Verblendung kam seiner Schwäche gleich."*) Die

*) Son aveuglement égalait sa faiblesse. (Charras a. a. O. S. 410.)

sonst so ruhmredigen französischen Geschichtschreiber lassen jetzt ihren, zum Halbgott erhobenen, Helden fallen. ... „Immer unentschlossen, immer die Beute des Doppelfiebers des Ehrgeizes und der Verzweiflung, die Stimme gebrochen, die Züge entstellt, mit großen Schritten um den grünen Tisch des Ministerrathes auf- und abgehend, erklärte er in dem einen Augenblicke, daß er bereit sei, sich dem Verlangen und den Bitten seiner Minister und seiner Brüder zu fügen; gleich darauf nahm er sein Wort zurück, sprach von seiner Macht, von der Schwäche der Kammern, war entrüstet darüber, nur feige Rathschläge zu vernehmen, sich nur von Abfall und Entmuthigung umgeben zu sehen; dann verfiel er in ein starres Schweigen, nur von verwirrten Worten und Schmähungen gegen seine Widersacher unterbrochen.

„Es war dies der zum Tode verwundete Rebell, welcher seine letzten Kräfte in ohnmächtigen Kämpfen und eitlen Verwünschungen gegen das Gesetz der Natur erschöpft, oder vielmehr der römische Cäsar, welcher, in ein Versteck seines Palastes geflüchtet, die Fußtritte der zu seinem Untergange Verschworenen hört, aber den Stahl des Selbstmordes, der allein ihm einen freien Ausgang gewähren konnte, zurückweist.

„Napoleon hatte einen Anschein von Ruhe gewonnen, um Regnault anzuhören; allein bei der Mittheilung des Beschlusses der Kammer, welche ihm wie ein Befehl klang, konnte er den Ausbruch seines Zornes nicht zurückhalten. „„Wie?““ rief er aus, „„Gewalt? Ich werde nicht abdanken. Die Kammer besteht aus Jacobinern, aus Ehrgeizigen, welche Verwirrung wünschen, um Stellen zu fischen. Ich hätte sie sollen der Nation anzeigen, sie fortjagen — nun, die verlorene Zeit läßt sich wieder ersetzen.““ ...

In seinen Augen galt ein Jeder, der den Despotismus nicht liebte, für einen Jacobiner. Wenn es damals noch ihren Grundsätzen treu gebliebene Jacobiner gab, fanden sie sich schwerlich auf den Bänken der Deputirten; saßen hier einige, so war ihr Einfluß gewiß nicht der herrschende. Die wahren Jacobiner verstanden es, in derselben Zeit, in welcher sie den Königsthron stürzten, den Feind im Innern niederzuhalten und den Angriff nach Außen zurückzuschlagen.

In dem Ministerrathe glaubte Niemand an die gegen die Kammer ausgestoßene Drohung; dagegen waren Alle überzeugt, daß der Kaiser sich der Aufforderung fügen müsse; die Bitten, das Zureden verdoppelten sich. Lucian wurde

am dringlichsten. „Sie haben," sagte er zu dem Bruder, „den Moment versäumt, für sich die Krone zu retten; beeilen Sie sich, die Wahl, die Ihnen geblieben ist, dieselbe auf Ihren Sohn zu übertragen, zu ergreifen."

„Um aber Napoleon die Acte der Entsagung abzudringen, bedurfte es mehr als des Zuredens. — Der Präsident der Kammer entsandte den Militaircommandanten des Palais législatif mit dem Auftrage: den Kaiser zu ersuchen, er möge auf der Stelle seine Abdankung einschicken und ihm zu sagen, die Kammer wolle nicht länger warten und drohe „ihn außer dem Gesetz zu erklären".

Jetzt hörte jede Zögerung auf. „Schreiben Sie," sagte er zu Lucian, „schreiben Sie diesen Herren, sich ruhig zu verhalten; sie sollen zufrieden gestellt werden."*)

Der Kaiser ließ die, in seiner Nähe verweilenden, Minister Fouché, Carnot, Bassano, Davoust rufen und übergab ihnen zur Ueberbringung an den Präsidenten der Deputirtenkammer die, seinem Bruder in die Feder dictirte, von ihm selbst unterzeichnete, Entsagungsacte. Sofort begaben sich die Minister in die Versammlung der Abgeordneten und händigten die Urkunde dem Präsidenten ein. Nachdem dieser an die Vorschriften des Reglements, welches ein jedes Zeichen der Zustimmung oder Mißbilligung hierbei untersage, erinnert hatte, las er:

„Erklärung an das französische Volk!

„Als ich den Krieg zur Aufrechthaltung der nationalen Unabhängigkeit begann, zählte ich auf die Vereinigung aller Anstrengungen, aller Wünsche, auf die Mitwirkung aller nationalen Autoritäten. Ich hatte Grund, auf Erfolg zu hoffen und trotzte allen Erklärungen der gegen mich verbündeten Mächte.

„Mir scheint es, daß die Umstände sich geändert haben. (Les circonstances me paraissent changées.) Ich biete mich dem Hasse der Feinde Frankreichs als Opfer dar. Möchten ihre Erklärungen sich als aufrichtig erweisen, möchten sie dieselben allein gegen meine Person gerichtet haben.

„Meine politische Laufbahn ist zu Ende und ich proclamire meinen Sohn unter dem Titel „Napoleon II." zum Kaiser der Franzosen.

„Die jetzigen Minister werden provisorisch den Rath der Regierung bilden. Im Interesse für meinen Sohn richte ich an die Kammer die Bitte, ohne Auf-

*) Charras a. a. O.

schub durch ein Gesetz die Regentschaft festzustellen. Vereinigt euch Alle für das öffentliche Wohl, um eine unabhängige Nation zu bleiben.

Napoleon."

Mit tiefem Schweigen, welches viel mehr Zustimmung als Widerspruch, am wenigsten aber Bedauern ausdrückte, nahm die Versammlung diese verhängnißvolle Erklärung auf.

Von Seite der Minister nahm Fouché das Wort, erinnerte mit erzwungenem Mitleid an die Achtung, welche man dem Kaiser schuldig sei und daran, daß man seiner bei den Unterhandlungen, die statt haben würden, nicht vergessen werde. Dupin stellte den Antrag: die Kammer möge die Abdankung des Kaisers im Namen des französischen Volkes annehmen, sich als Nationalversammlung erklären, durch Abgeordnete an die Verbündeten die Unabhängigkeit der Nation und die Unverletzlichkeit Napoleons ausbedingen, die Vollziehungsgewalt einer Commission, bestehend aus drei Mitgliedern der Deputirten- und zwei der Pairskammer, übertragen und schließlich eine constitutionelle Charte als Grundlage der Bedingungen entwerfen, unter welchen der Thron von dem Fürsten, den das Volk gewählt haben werde, bestiegen werden könne.

Als ein anderes Mitglied den zuletzt gestellten Antrag Dupins noch genauer dahin zu bestimmen vorschlug: „die Kammer erklärt, bis der Ausspruch des Volkes vernommen worden ist, den Thron für erledigt," brach ein gewaltiger Sturm los; denn daß es hierbei auf die Absetzung der Bourbons abgesehen war, konnte der royalistischen Partei nicht zweifelhaft bleiben. Endlich gelang es Regnault mit weinerlicher Rede, die Kammer in eine gerührte Stimmung zu versetzen, in welcher sie seinen Antrag annahm: „Der Vorstand der Kammer möge sich zum Kaiser begeben, um ihm für das Opfer, welches er der Unabhängigkeit des Landes gebracht, den Dank der französischen Nation zu überbringen." Ueber Dupins Antrag wurde zur Tagesordnung übergegangen, mit Ausnahme seines Vorschlages, eine Fünfer-Commission mit der Regierungsgewalt zu betrauen und dieser die Wahl der, zur Unterhandlung mit den Verbündeten abzusendenden, Bevollmächtigten zu überlassen. Des Marschalls Davoust Antrag, den gegenwärtigen Krieg für einen Nationalkrieg zu erklären, wurde ebenfalls angenommen.

Eine Scene ganz eigenthümlicher Art begab sich in der Sitzung der Pairskammer am heutigen Tage. Als Carnot die Declaration der Thronentsagung

vorgelesen hatte, fügte er zur Beruhigung der Gemüther hinzu, daß er soeben zufriedenstellende Nachrichten von dem Marschall Grouchy über den Zustand des Heeres erhalten habe. „Das ist nicht wahr!" unterbrach ihn plötzlich eine heiser kreischende Stimme. Es war die, Allen wohlbekannte, Stimme des Marschalls Ney, welcher noch mit dem Blute und Staube des Schlachtfeldes bedeckt, dem Kaiser, ohne dazu von ihm Befehl erhalten zu haben, nach Paris nachgeeilt war. „Alles, was man euch mitgetheilt hat," fuhr Ney in wahnsinniger Aufgeregtheit fort, „ist falsch, grundfalsch. Ich habe die Verwirrung mit eigenen Augen gesehen, mit meinen eigenen Armen, den Degen in der Faust, sie nicht aufzuhalten vermocht. Der Feind war Sieger auf allen Punkten, es giebt keine Armee mehr. Der Marschall Grouchy kann kaum noch 10- bis 15,000 Mann beisammen haben, er muß eben so geschlagen sein, wie die Hauptarmee, sonst würde er den Rückzug gedeckt haben."*) Vergebens suchte Carnot den unwillkommenen Botschafter zu besänftigen, die Kammer gerieth in Aufregung und Bestürzung. Kaum davon erholt, erhob sich ein, mit Leidenschaftlichkeit geführter, Streit über die Anerkennung einer Regentschaft unter Napoleon II.; schließlich trat jedoch die Kammer der Pairs den Beschlüssen der Deputirtenkammer bei.

Napoleon empfing die Mitglieder der Deputirtenkammer, welche ihm den Dank der Nation für das Opfer der Abdankung überbrachten, mit großer Gemüthsruhe; doch ließ er es nicht an einem letzten guten Rathe fehlen. „Die Zeit," sagte er, „die über dem Sturze der Monarchie verloren worden, hätte auf Anstalten zur Vertheidigung verwendet werden sollen. Lassen Sie es nicht auf die Fremden ankommen; machen Sie sich darauf gefaßt, in Ihren Hoffnungen getäuscht zu werden; hierin liegt die Gefahr." Nochmals empfahl er Frankreich seinen Sohn; er hoffe, es werde nie vergessen, daß er nur für ihn abgedankt habe.

*) Hier nachträglich noch eine Schilderung Ney's auf dem Schlachtfelde am 18. Juni: „Die Augen flammend, den Schaum vor dem Munde, die Uniform von Kugeln durchschossen, beschmutzt von Staub und Blut, ruft Ney einem Jeden zu, seine Schuldigkeit zu thun. „„Hier!"" ruft er, „„hier ist der Schlüssel der National-Unabhängigkeit; hier müssen wir wir bis auf den letzten Mann aushalten!"" In seiner begeisterten Wuth begegnet er Erlon. „„Du und ich,"" ruft er ihm zu, „„sind, wenn uns die englischen Kartätschen verschonen, unseres Schicksals gewiß: wir werden aufgehenkt."" (Charras a. a. O. S. 301.)

Denselben Bescheid, nur mit einer noch stärkeren Betonung, ertheilte der Kaiser der, an ihn von der Pairskammer abgesandten, Commission, welche, den Grafen Lacepède an ihrer Spitze, beauftragt war, ihm für die Abdankung zu danken. „Ich habe," entgegnete der Kaiser mit gehobener Stimme, „nur für meinen Sohn abgedankt; wenn die Kammern ihn nicht proclamiren, dann würde meine Abdankung nichtig sein, ich würde in alle meine Rechte wieder eintreten. Wie man jetzt verfährt, wird man die Bourbons zurückrufen. O! Sie werden bald blutige Thränen weinen! Man schmeichelt sich, den Herzog von Orleans zu erhalten; allein die Engländer wollen ihn nicht. Orleans selbst würde nicht wünschen, den Thron zu besteigen, wenn nicht der regierende Zweig vorher abgedankt hätte. In den Augen der Könige von Gottes Gnaden würde auch Orleans ein Usurpator sein."

Da Napoleon davon unterrichtet worden, daß sich in der Pairskammer ein heftiger Widerspruch gegen die Anerkennung seines Sohnes als Nachfolger erhoben habe, veranlaßte er seinen Bruder Lucian, welcher Mitglied der Pairskammer war, einen besonderen Antrag in dieser Beziehung zu stellen.

Als die Sitzung der Pairskammer nach einigen Stunden der Unterbrechung am 22. gegen 10 Uhr Abends wieder aufgenommen worden war, erschienen die Prinzen Lucian und Joseph mit einem großen Gefolge von Würdenträgern und Lucian hub seine Rede damit an, daß er den Antrag stellte, zur Vermeidung eines Bürgerkrieges sofort durch ganz Frankreich den Ruf ertönen zu lassen: „Der Kaiser hat abgedankt! Es lebe der Kaiser!" und Napoleon II. zu proclamiren. Er erinnerte an den Schwur, durch welchen die Pairs mit ganz Frankreich auf dem letzten Maifelde die constitutionelle Charte angenommen; kraft dieses Schwures sei die Kammer verpflichtet, ohne weitere Discussion Napoleon II. als Kaiser anzuerkennen. „Ich gehe," so schloß er, „mit gutem Beispiel voran und schwöre Treue dem Kaiser Napoleon II. Sollte eine ränkesüchtige Minderheit einen Angriff auf die Dynastie und auf die Constitution machen wollen, so wird man in der Pairskammer keine Verräther finden, und die Verräther hier keine Unterstützung."

Als ein entschiedener Parteigänger der Bourbons, obschon die Royalisten heut noch sehr leise auftraten, nahm der Graf Pontecoulant das Wort und

suchte die Rede des Prinzen Lucian durch die verfängliche Frage zu entkräften: „unter welchem Titel er in dieser Kammer spreche? Ist derselbe ein Franzos? Ich erkenne ihn als solchen nicht an. Er, welcher sich auf die Constitution beruft, besitzt selbst keinen constitutionellen Titel. Er ist ein römischer Prinz und Rom gehört nicht mehr zu Frankreich."

Als Lucians Antrag abgeblitzt war, hielt sich der Graf Labedoyère nicht länger zurück. „Napoleons Abdankung," rief er, „ist ungültig, wenn man nicht auf der Stelle Napoleon II. anerkennt. Wer widersetzt sich denn eigentlich? Es sind die Leute, welche jederzeit die Gewalt anbeten. Ich habe sie gesehen zu den Füßen des glücklichen Fürsten, jetzt möchten sie nur von den Fremden das Gesetz empfangen, die sie bereits Alliirte, vielleicht Freunde nennen. Will man den kaiserlichen Prinzen nicht anerkennen, dann möge Napoleon den Degen ziehen; er wird an der Spitze von 100,000 tapferen Kriegern stehen, die noch jetzt bereit sind, ihren letzten Blutstropfen für seine Sache zu vergießen. Wehe dann den Generalen, die ihn schon einmal verlassen haben und die vielleicht in diesem Augenblicke auf neuen Verrath sinnen." Diesen Vorwurf schleuderte er dem Marschall Ney mit verachtendem Blicke zu. Die Kammer fing an zu murren; Labedoyère fuhr unter gesteigerter Aufregung fort: „Noch vor wenigen Tagen schwuren Sie, den Kaiser zu vertheidigen! Wo sind nun diese Eide, wo die trunkene Freude, die Tausende von Wahlmännern? Napoleon findet sie wieder, wenn man einen Jeden, der seine Fahne verläßt, für infam erklärt, sein Haus schleift, seine Familie verbannt, dann giebt es keine Verräther, keine solche Manövers mehr, welche die letzten Katastrophen herbeiführten, von deren Urhebern Einige vielleicht hier sitzen." — Großer Tumult: „Zur Ordnung! Zur Ordnung!" — Die ganze Versammlung erhebt sich und verlangt Genugthuung für solche Beschimpfung. Der alte Marschall Massena ruft dem Redner zu: „Junger Mann, Sie vergessen sich!" Ein Anderer: „Sie reden wie in der Wachtstube!" Durch den Lärm hindurch, mit welchem man die Stimme Labedoyère's zu ersticken suchte, schrie dieser: „Großer Gott! So ist es denn entschieden, daß man in diesem Saale nur noch gemeine Stimmen hören soll. Ja, seit zehn Jahren hat man hier nur gemeine Stimmen vernommen!" Noch ärger als vorher brach der Tumult los; der Präsident bedeckte sich, ohne dadurch den Sturm zu beschwören, welcher sich nicht eher legte, als bis Labedoyère sich entfernt hatte.

Als die Verhandlung wieder aufgenommen wurde, gingen die Ansichten immer noch in Betreff der Anerkennung Napoleons II. auseinander; denn während die Einen warnten, ein Kind, das noch dazu im Auslande in Haft gehalten werde, zum Kaiser auszurufen, machten Andere geltend, daß der Kaiser von Oestreich nicht gegen sein Fleisch und Blut, und was ihm noch näher am Herzen liege, gegen seinen Vortheil zu Felde ziehen werde. Daß er bereits in zwei Feldzügen gegen sein Fleisch und Blut gefochten hatte, schien aus dem Gedächtniß der edlen Pais bereits geschwunden zu sein.

Man ließ für heut die Sache auf sich beruhen und schritt zur Wahl zweier Mitglieder der interimistischen Regierung; es wurden der, dem Kaiser sehr ergebene, Minister Caulaincourt und General Quinette gewählt. Die Deputirtenkammer wählte Carnot, Fouché und den General Granier zu Mitgliedern der Regierung. Diese wählte zu ihrem Präsidenten Fouché und zur Gesandtschaft an die alliirten Monarchen Lafayette, Sebastiani, Pontecoulant, d'Argenson und Laforet. Als Schriftführer wurde Benjamin Constant, erst jüngst zum Staatsrath ernannt, der Gesandtschaft beigegeben. Diese erhielt von der Regierungs-Commission den Auftrag: die verbündeten Herrscher an ihr, in veröffentlichter Erklärung gegebenes Wort, „nur gegen Napoleon Krieg zu führen," zu erinnern und, in Folge der Thronentsagung desselben, Waffenstillstand zu beantragen. Die Gesandtschaft wurde ferner ermächtigt, vorläufige Unterhandlungen wegen Abschluß des Friedens einzuleiten, dessen Hauptbedingungen: Integrität des französischen Gebietes, Anerkennung der Unabhängigkeit der französischen Nation, welche sich die Bourbons nicht noch einmal aufdringen lassen werde, sein sollten. Für Napoleon wurde sicheres Geleit und Unverletzbarkeit seiner Person verlangt; der Ort seines künftigen Aufenthaltes sollte Gegenstand der Unterhandlung werden.

Veranlassung zu einem neuen Zerwürfniß gab in der Sitzung der Deputirtenkammer die Aeußerung des Staatsrathes Defremon, „daß die Mitglieder der Regierung dem Kaiser Napoleon II. verantwortlich seien." Die kaiserliche Partei nahm den Antrag mit dem Rufe: „Es lebe Napoleon II.!" auf. Die Royalisten, die Republikaner und vor Allem die Furchtsamen waren hiermit nicht einverstanden und man begnügte sich schließlich mit der, von dem Deputirten Manuel ausgesprochenen Ansicht, daß Napoleon II., in Folge der Ab-

dankung seines Vaters, nach den Constitutionen des Reichs Kaiser geworden sei. Müsse später die Person dem Frieden geopfert werden, so sei das Wohl des Staates das höchste Gesetz. Ueber andere Anträge wurde zur Tagesordnung gegangen, eine feierlich ausgesprochene Anerkennung Napoleons II. unterblieb und die Regierung, in welcher Fouché präsidirte, erließ ihre öffentlichen Acte „Im Namen der französischen Nation!"

Einundfünfzigstes Kapitel.

Der dreifache Festungsgürtel an der nördlichen Grenze Frankreichs. — Die Bedeutung der Hauptstadt Paris. — Blüchers Sturmmarsch, Wellingtons vorsichtiger Nachtrab; — er bietet Frankreich Friede und Freundschaft; — sein Tagesbefehl vom 20. Juni; — seine Proclamation an die Franzosen vom 21. — Barclay de Tolly stimmt ein in die Friedenspfeife. — Blücher behandelt Frankreich als Feindes Land. — Grundsätze der Mannszucht und Verpflegung bei dem englischen und dem preußischen Heere. — Wellington erhebt einundzwanzig Jahre später unehrenhafte Anklagen gegen das preußische Heer. — General Grolmanns Vertheidigung der preußischen Heerverfassung und Mannszucht gegen die Angriffe Wellingtons. — Der Franzos zieht die englischen Guineen dem preußischen Grob-Courant vor. — Eilebeute und Greifzu auf der Fouragirung. — Blücher erklärt das Fenstereinwerfen für einen erlaubten Studentenspaß.



Seitdem Ludwig XIV. die nördliche Grenze Frankreichs mit einem dreifachen Festungsgürtel umgeben hatte, galt es bei allen Kriegsmännern für einen feststehenden Glaubensartikel, daß kein feindliches Heer es wagen dürfe, von der niederländischen und niederrheinischen Grenze her in Frankreich einzubrechen, während es für eben so unzweifelhaft galt, daß es den französischen Feldherren nicht verwehrt werden könne, unter dem Schutze jenes Festungsgürtels in die Niederlande einzurücken. Der Feldzug von 1814, das Eindringen der Preußen unter Bülow, ohne durch jenen Festungsgurt zurückgehalten zu werden, hatte zwar den Glauben an seine Undurchdringlichkeit erschüttert, dennoch mußte er von Wellington und Blücher in Betracht gezogen

werden, da anzunehmen war, daß Napoleon die Trümmer seines Heeres, die an Grouchy's glücklich entkommenen beiden Corps einen Anhalt finden mußten, hinter dem niedergelassenen Schlagbaume — barrière — der Nordgrenze sammeln und wieder ordnen werde. Auch war der Kaiser ein zu erfahrener Strateg und mit dem Geiste der neueren, von ihm selbst erschaffenen, Kriegführung zu vertraut, um sich ausschließlich an den längst abgethanen Festungszopf festhalten zu wollen; auch unsere Strategen bissen auf diesen Zopf nicht mehr an und ließen sich durch Festungen im Vordringen gegen Paris nicht aufhalten. Bei dem Beginne des Feldzuges 1815 hatte Napoleon Vorbereitungen zu einem Nationalkriege getroffen, er hatte die Nationalgarden wieder hergestellt, die Freiwilligen und Fédérés zu den Waffen gerufen, den Landsturm der Bauern — la levée en masse — aufgeboten. Zur Unterstützung solcher Banden und Schaaren hatte er die abgetragenen oder verfallenen Werke rückwärts gelegener fester Orte aus früherer Zeit, insbesondere Laon, Soissons, St. Quentin, Cambrai nothdürftig wieder herstellen, die Straßen hier und da unzugänglich machen lassen. In größerem Umfange als im letzten Feldzuge waren die Befestigung von Paris und Lyon in Angriff genommen worden. Was aber für die Alleinherrscher Frankreichs zur Blüthezeit des Königthums wie des Kaiserthums zur Handhabung der Gewalt im Innern vom größten Vortheil war: in Paris ein Centrum für die Regierung gegründet zu haben, das bedingte nun auch, dies Centrum um jeden Preis fest zu halten; mit dem Verluste von Paris war der Sturz des Kaiserthrones entschieden. So hatte es Napoleon 1814 erfahren und so erfuhr er es 1815 zum zweiten Male. War aber für den Kaiser die Behauptung von Paris eine Lebensfrage, so war es für Blücher und Wellington von nicht minderer Bedeutung, so schnell als möglich vor Paris zu erscheinen und die Hauptstadt, an deren Schicksal das Schicksal Frankreichs gebunden war, zu zwingen, den Verbündeten ihre Thore zu öffnen.

Wie die Vernichtung des französischen Heeres durch Blüchers unabläßige Verfolgung, so wurde der Fall von Paris einzig und allein herbeigeführt durch sein unaufhaltsames, an keine Bedenken der höheren Kriegskunst sich kehrendes, Vorschreiten auf die Hauptstadt. Der besonnene Wellington, welcher nur dann Entschlossenheit zeigte, wenn er des Erfolges sicher war, welcher in dem portugiesisch-spanischen Kriege, in welchem er von der gesammten Bevölkerung und durch die englische Flotte unterstützt wurde, niemals dem Kaiser selbst, nur seinen

Feldherren gegenüberstand, sechs Jahre mit abwechselndem Glücke focht, bevor er die französische Grenze erreichte, erklärte sich durchaus nicht einverstanden mit dem, wie er es nannte, unvorsichtigen und übereilten Marsche auf Paris, wozu er sich nur mit Widerstreben durch Blücher nachschleppen ließ. „Auf dem Marsche nach Paris," berichtet Müffling, „legte die preußische Armee größere Märsche als die englische zurück, und wenn ich dem Herzoge täglich des Morgens meine Mittheilungen machte, so versäumte ich nicht, in passender Weise darauf aufmerksam zu machen, daß es besser wäre, wenn er gleichen Schritt hielt. Er schwieg dann, sagte mir aber nach einigen wiederholten Versuchen, ihn zu stärkeren Märschen zu bewegen: „„Dringen Sie nicht darauf, denn ich sage Ihnen, es geht nicht. Wenn Sie die englische Armee genauer in ihrer Zusammensetzung und ihren Gewohnheiten kennten, so würden Sie dies mit mir sagen. Ich kann mich nicht von meinen Zelten und meiner Verpflegung trennen. Meine Leute müssen im Lager zusammengehalten und gut verpflegt werden, damit die Zucht und Disciplin erhalten wird; es ist besser, daß ich zwei Tage später in Paris ankomme, als daß der Gehorsam locker wird.""

Kam nun auch in Betreff militairischer Weiterführung des Krieges zwischen Blücher und Wellington ein gutes Einverständniß zu Stande, so gingen doch ihre Grundsätze in politischer Hinsicht weit auseinander; denn während Blücher Frankreich als ein erobertes Land behandelte, die französische Nation als verantwortlich für alles Kriegsunheil erklärte, war Wellington der Ansicht, man müsse die, von den verbündeten Mächten in Wien gegebene, Zusicherung, nicht gegen Frankreich, nur gegen Napoleon Krieg führen zu wollen, aufrecht erhalten. Während Blücher nach dem Ueberschreiten der Grenze nicht die geringste Rücksicht auf den, unter dem Schutze der fremden Bajonette heimkehrenden, Ludwig XVIII. nahm, machte Wellington ihm den Hof und befahl seinen Untergebenen, die von dem Könige eingesetzten Behörden zu respectiren. Schon vor dem Beginn des Feldzuges stand diese Ansicht bei ihm fest.

In einem Schreiben an den Fürsten Metternich aus Brüssel den 14. Juni empfiehlt Wellington dringend, mit Berufung auf den Vertrag vom 25. März, den König Ludwig XVIII. als einen Mitverbündeten anzusehen. Er schlägt vor, man solle nach dem Einrücken in Frankreich dem Könige Ludwig XVIII. anheimstellen, Verwaltungsbeamte zu ernennen, an welche sich die Befehlshaber der Verbündeten zu wenden hätten, um durch sie die, für die Truppen nöthigen,

Lieferungen und Subsistenzmittel zu erhalten. Er glaubt hierdurch die öffentliche Meinung in Frankreich günstig für die Verbündeten zu stimmen und der Sache des Königs, ohne dadurch irgend eine Verpflichtung zu übernehmen, Vorschub zu leisten. „Wir sollten," fügt er hinzu, „den Uebelstand der Wegnahme des öffentlichen Gutes (the public treasures) in Frankreich vermeiden, was schwerlich bei Annahme eines anderen Systems möglich sein dürfte, bei welchem die Disciplin und der gute Ruf der verbündeten Heere leiden würde und wodurch man dem französischen Volk nur allzuviel Grund gäbe, zu glauben, daß die Verbündeten das System, welches sie in ihren öffentlichen Erklärungen darlegten, vergessen oder danach zu handeln unterlassen hätten." Der Herzog empfiehlt angelegentlichst, dies System aufrecht zu erhalten, fügt jedoch am Schluß hinzu: „er sei, wenn dies System nicht beliebt würde, zur Befolgung eines jeden anderen, welches die allgemeine Zustimmung erhalten würde, bereit."

In einer früheren Depesche an den General-Commissair, Brüssel den 6. Juni, hatte Wellington vorgeschlagen, daß nach dem Einrücken in Frankreich einem jeden Truppentheile ein bestimmter Rayon angewiesen werde, in welchem die Befehlshaber der Verbündeten sich an den, von Ludwig XVIII. eingesetzten, Maire, Unterpräfect oder Präfect wegen der Verpflegung wenden sollten. „Es ist," fügt er hinzu, „sehr wichtig, daß Niemand in einem der Heere, wer er auch sei, Macht habe, unmittelbar in Frankreich eine Contribution zu machen."

Bei dem Einmarsch in Frankreich am 20. Juni erließ der Herzog folgenden Tagesbefehl: „Da die Armee das französische Gebiet betritt, so werden die Truppen der Nationen, welche in diesem Augenblicke unter den Befehlen des Herzogs von Wellington stehen, gebeten, sich zu erinnern, daß ihre respectiven Souveraine die Alliirten Sr. Majestät des Königs von Frankreich sind und daß Frankreich folglich als ein alliirtes Land betrachtet werden muß. Es wird verordnet, daß weder von Officieren noch von Soldaten das Geringste ohne Bezahlung genommen wird. Die Commissaire der Armee werden auf die gewöhnliche Art für die Bedürfnisse sorgen und es ist weder den Officieren noch den Soldaten erlaubt, zu requiriren. Die Commissaire werden entweder durch den Feldmarschall oder durch die Generale, welche die Truppen der verschiedenen Nationen commandiren, im Fall nicht englische Commissaire ihnen Lebensmittel liefern, bevollmächtigt werden, die nöthigen Requisitionen zu machen, für welche sie ordentliche Quittungen geben und auf dieselbe Art für Alles verantwortlich

bleiben, was sie durch Requisition von französischen Einwohnern empfangen, als ob sie Ankäufe auf Rechnung ihrer Regierung im eigenen Lande machten.

(Unterz.) „Auf Befehl des Herzogs von Wellington,
Waters, Oberst und General-Adjutant.“

In einer Proclamation an die Franzosen vom 21. Juni, welche Wellington aus Malplaquet datirte, mit geflissentlicher Erinnerung an den Sieg, welchen hier sein großer Vorgänger, der Herzog von Marlborough, in Gemeinschaft mit deutschen Feldherren (1709) über die Franzosen erfochten, heißt es: „Ich mache den Franzosen bekannt, daß ich mit einer siegreichen Armee in ihr Land rücke, nicht als Feind, ausgenommen gegen den aufgetretenen Usurpator, den Feind des menschlichen Geschlechts, mit dem man weder Friede noch Waffenstillstand haben kann, sondern um ihnen zu helfen, das eiserne Joch abzuschütteln, durch welches sie bedrückt sind. In Folge dessen habe ich die nöthigen Befehle an mein Heer erlassen und ich verlange, daß man mir die Uebertreter anzeige. Indessen wissen auch die Franzosen, wie ich das Recht habe, zu verlangen, daß sie sich so betragen, daß ich sie gegen diejenigen vertheidigen kann, die ihnen Uebles zufügen möchten. Sie müssen auf die Forderungen, welche ihnen von dazu bevollmächtigten Personen gemacht werden, liefern, gegen Quittungen nach den Vorschriften. Sie müssen sich ruhig zu Haus halten und keine Verbindung noch Correspondenz mit dem feindlichen Usurpator, noch mit seinem Anhange unterhalten.

„Alle diejenigen, welche nach dem Einmarsch des Heeres in Frankreich ihre Wohnungen verlassen und alle diejenigen, welche im Dienste des Usurpators sich abwesend befinden, werden als seine Anhänger und als Feinde angesehen; ihr Eigenthum wird zur Unterhaltung des Heeres verwendet.“

Denselben Ton der Freundschafts- und Friedenspfeife stimmte der russische Oberfeldherr Graf Barclai de Tolly an. In einer, aus Oppenheim (bei Mainz) den 23. Juni erlassenen, Proclamation „An die Franzosen!“ ruft er ihnen zu: „Franzosen! Noch ist es Zeit! Verwerft den Mann, der, indem er neuerdings alle eure Freiheiten an seinen Wagen ketten will, die gesellige Ordnung bedroht, und alle Nationen in Waffen auf den Boden eures Vaterlandes lockt. Gebt euch euch selbst zurück und Europa grüßt euch als Freunde und bietet euch den Frieden an. Europa thut noch mehr. Dasselbe betrachtet von diesem Augenblicke an alle Franzosen, die sich nicht unter Bonaparte's Fahnen gereiht haben und seiner Sache nicht anhängen, als Freunde. Wir haben demzufolge den

Befehl, sie zu beschützen, ihnen den völligen Genuß dessen, was sie besitzen, zu lassen und die lobenswerthen Anstrengungen, die sie machen werden, um Frankreich wieder in die Verhältnisse zu setzen, welche der Tractat von Paris zwischen denselben und allen europäischen Nationen wieder hergestellt hat, zu unterstützen. Franzosen! Kommt uns entgegen, eure Sache ist die unsrige! Euer Glück, euer Ruhm, eure Macht sind zu dem Ruhme, dem Glücke, der Macht der Nationen, die jetzt für euch fechten, nothwendig."

Von dem Feldmarschall Blücher hatten die Franzosen so freundschaftlicher Zusicherungen sich nicht zu versehen.

Dagegen führte der Herzog von Wellington die von ihm, gegen eigenmächtige Requisition der Officiere und Soldaten erlassenen, Befehle mit großer Strenge durch. Bei der Zusammensetzung des, unter seinem Befehl stehenden, Heeres würden alle Banden der Mannszucht sich gelockert und gelöst haben, wenn er seinen Truppen in dieser Beziehung eine gleiche Nachsicht wie Blücher gewährt hätte. Nur darf man nicht etwa meinen, daß, wie es damals englische und französische Blätter geflissentlich ausstreuten, das preußische Heer sich in Räuberbanden aufgelöst habe. Auch die preußischen Corpsführer, Regiments- und Bataillonschefs erließen die, zur Aufrechthaltung der Ordnung nöthigen, Befehle, wobei einige sogar die, ihnen gesetzlich zustehende, Befugniß überschritten. General Ziethen fügt seinem Tagesbefehle vom 22. Juni, worin er den Truppen des ersten Armeecorps für die Ausdauer bei Ertragung großer Beschwerden dankt, hinzu: „Zugleich bitte ich aber nochmals, allen möglichen Ernst anzuwenden, daß sich, zumal bei den ermüdenden Märschen, alle Nachzügler vermindern. Hinter jeder Brigade muß ein Officier folgen, welcher die Nachzügler sammelt und heranbringt. Leute, die ohne Gewehr und ohne blessirt oder gefangen gewesen zu sein, herankommen, werden ohne Weiteres in die zweite Klasse versetzt und verhältnißmäßig bestraft."

In einem Regimentsbefehl des Commandeurs des 1. kurmärkischen Landwehr-Regiments, Major v. Tippelskirch, vom 11. Juli heißt es: „Diejenigen Leute vom Regiment, welche heut zwischen Fontainebleau und Villeroi zurückgeblieben sind, sollen, insofern sie nicht Erlaubniß dazu vom Unterofficier oder zugführenden Officier gehabt haben, mit zwanzig Hieben bestraft werden. Die Herren Bataillonschefs wollen dies auf der Stelle executiren. Die höchste Mannszucht und Ordnung in den Quartieren wird auf das Strengste anem-

pfohlen; es müssen die nöthigen Wachen gegeben werden und die Ausgänge der Cantonnirungen mit Doppelposten besetzt werden." Aehnlich lautende Befehle kann man in fast allen Parolebüchern der Regimenter der Linie und der Landwehr aus jenen Tagen finden. Daß aber trotz dieser angedrohten, hier und da auch wirklich vollzogenen, Strafen von den preußischen Soldaten auf dem Marsch nach Paris und auch später noch in den, von den Bauern verlassenen, Dörfern, auf den Schlössern der, nach der Rückkehr der Bourbons heimgekehrten, nach der Landung Napoleons wieder entflohenen, Ludwigsritter das Recht der Wiedervergeltung geübt wurde, die Einquartierung sich nicht begnügte, wenn der Wirth für fünf Mann eine Schüssel Salat und ein in vier Viertel getheiltes, hartgesottenes Ei als Abendbrod vorsetzte, soll nicht in Abrede gestellt werden. Da sich die beschädigten Einzelnen, öfter auch ganze Gemeinden, wenn sie bei den preußischen Generalen mit ihren Beschwerden kein Gehör fanden, an den Herzog von Wellington wandten, welcher für Alles baare Zahlung zugesichert hatte, kam es schon während des Marsches von Belle-Alliance nach Paris zu unangenehmen Erörterungen zwischen dem Herzoge und dem Feldmarschall Blücher, welcher letztere den Vorwurf wegen eigenmächtigen Requirirens der Soldaten mit der Erklärung zurückwies: „Auch die Preußen bezahlen den Franzosen Alles baar und mit derselben Münze, mit der sie uns acht Jahre lang bezahlt haben."

Sehr anzügliche Bemerkungen, welche der Herzog von Wellington schon damals über die, wie er behauptete, gänzlich gelöste Disciplin des preußischen Heeres machte, wiederholte derselbe einundzwanzig Jahre später in gehässigster Weise in einer Parlamentsverhandlung des Hauses der Lords im Jahre 1836. Als in jener Sitzung dem Herzoge die Fragen vorgelegt wurden, welche zur Entscheidung dienen sollten, „ob die Stockprügel und Peitschenhiebe mit der neungeschwänzten Katze bei der englischen Marine und bei dem Landheere abzuschaffen oder beizubehalten seien?" lautete seine Antwort: „Wenn eine Aenderung des jetzigen Werbesystems nicht beabsichtigt wird, wenn es unvermeidlich ist, den Abschaum des Volkes in das Heer aufzunehmen, so können die Peitschenhiebe nicht abgeschafft werden."

Da sich die Gegner der Prügelstrafen auf die Abschaffung derselben bei dem preußischen Heere seit 1807 beriefen, trotz dem, daß Friedrich II. gesagt habe: „Meine Soldaten müssen sich mehr vor dem Stock des Corporals, als vor den feindlichen Kugeln fürchten," nahm der edle Herzog Veranlassung, eine

143*

Schilderung der Zustände, wie er sie im Feldzuge 1815 vor und nach der Schlacht bei Waterloo und während des Marsches nach Paris bei der preußischen Armee kennen gelernt habe, in der unehrenhaftesten Weise zu geben. Er klagt Blüchers Heer der Feldflucht, der Raubsucht, Plünderung und gänzlicher Verwilderung an. Von Disciplin sei keine Spur mehr vorhanden gewesen, wovon er keinen anderen Grund anzugeben weiß, als die Abschaffung der Prügelstrafe, wogegen er die Aufrechthaltung einer musterhaften Mannszucht bei dem englischen Heere einzig und allein der Furcht vor dem Stock und der Peitsche zuschreibt.*)

Zur Ehrenrettung des preußischen Heeres nahm, als der würdigste Vertreter desselben, General Grolmann das Wort und wies in einer, von ihm unterzeichneten „Entgegnung auf die, in dem englischen Parlamente von dem Herzoge von Wellington gethanen, Aeußerungen über die Disciplin in der preußischen und englischen Armee" die Anschuldigungen und falschen Angaben des Herzogs in gebührender Weise zurück.**)

„In den Aeußerungen des Herzogs von Wellington," sagt Grolmann, „die die Ehre der preußischen Armee angreifen, finden sich mehrere so bedeutende Irrthümer, daß ihre Beleuchtung und Widerlegung durchaus nothwendig erscheint." Zuvörderst berichtigt Grolmann die, von dem Herzoge wider besseres Wissen gegebenen, Zahlenverhältnisse der Stärke des preußischen Heeres im Juni 1815, giebt dann Auskunft über die 8000 Mann Ausreißer nach der Schlacht von Ligny, welches, wie wir oben mittheilten, zum größten Theile Rheinländer waren, welche ihrer Dienstpflicht bereits als Conscribirte im französischen Heere genügt hatten. Als vollgültigen Beweis für die Mannszucht des preußischen Heeres führt Grolmann die Sammlung und den Zusammenhalt bei dem Rückzuge nach der am 16. verlorenen Schlacht, ebenso nach dem Siege und bei der nächtlichen Verfolgung am 18. Juni an.

„Als am Abend der Schlacht bei Belle-Alliance," bemerkt Grolmann, „die

*) Diese aus einzelnen, knotigen Riemen bestehende Peitsche gehört zu den grausamsten Marterinstrumenten, welche übertigertes Henkervergnügen jemals ausgesonnen. Noch vor wenigen Jahren kam es vor, daß in Windsor unter den Augen der milden Königin Victoria, will sagen: während ihrer Anwesenheit auf dem Schlosse, ein Soldat wegen eines Subordinationsvergehens zu Tode geprügelt wurde. Als er nicht mehr stehen konnte, wurde er an die Sprossen einer Leiter angebunden; die Fetzen Fleisch hingen an seinem Rücken herunter — — pfui! über solche Mannszucht!

**) Militair-Wochenblatt Nr. 22. 1836.

beiden Feldherren zusammentrafen, um die ferneren Maßregeln zu verabreden, erklärte der Herzog von Wellington, daß er nicht im Stande sei, die Verfolgung des Feindes während der Nacht fortzusetzen, daß er nothwendig seine Truppen in ihr Lager zurückführen müsse, um die Disciplin wieder herzustellen und die Verpflegung zu ordnen. . . . Nach der vier Stunden dauernden Aufräumung von Genappe setzten sich die beiden preußischen Corps wieder in Bewegung und trafen, das erste um 1 Uhr Mittags in Charleroi, fünf Meilen vom Schlachtfelde, das vierte bei Fontaine-l'Evêque ein. Bei dem weiteren Vorrücken auf Paris mußte die preußische Armee einen und einen halben Tag in der Gegend von Châtillon-sur-Sambre Halt machen, um der englischen Armee Zeit zu geben, einigermaßen mit ihr in gleiche Höhe zu kommen. Dieser Aufenthalt war Schuld daran, daß die bei Soissons gesammelten Truppen des Feindes und die Corps unter Grouchy Paris, wenn auch durch den Umweg über Meaux, erreichen konnten, da nur die Spitzen des ersten Armeecorps Villers-Coterets und Nanteuil erreichten, während der Feind dort defilirte. Er verlor zwar hier noch 13 Kanonen und eine Anzahl Gefangener, konnte aber von den wenigen erst angekommenen Truppen nicht ganz aufgehalten werden. Wäre die Verzögerung bei Châtillon-sur-Sambre nicht eingetreten, so würde die ganze preußische Armee sich auf diesem Terrain befunden haben, der Rückzug auf Paris wäre der französischen Armee unmöglich geworden und sie hätte sich auf Châlons und Epernay, oder im glücklichsten Falle auf Château-Thierry hinter die Marne zurückziehen müssen.

„Bei dem Vorrücken der preußischen Armee in Frankreich war das zweite Armeecorps, das beim Ausbruch der Feindseligkeiten 31,529 Combattanten zählte, nebst den norddeutschen Armeecorps an der Grenze zurückgelassen worden, um die Festungen des Feindes von der Sambre bis zur Mosel einzunehmen und den Operationen in das Innere von Frankreich eine gesicherte Basis zu verschaffen. Von den drei in Frankreich einrückenden preußischen Corps wurden zwei Bataillone als Besatzung in den eingenommenen Festungen Avesnes und Guise zurückgelassen, ein Detachement von Maroden und Unbeschuhten blieb in St. Quentin, ein Bataillon und zwei Schwadronen blockirten la Fère, eine kleine Abtheilung blieb in Compiègne zurück; außerdem wurde ein Reiter-Regiment gegen Rethel gesendet, um die Verbindung mit den Baiern unter Wrede aufzusuchen, ein zweites gegen Laon, um die sich sammelnde geschlagene Armee

des Feindes zu beobachten, und ein drittes gegen Meaux, um die Verbindung mit der großen Armee (Schwarzenberg) zu eröffnen und Nachrichten von ihr einzuziehen. Nach Abzug dieser Truppen traf die preußische Armee bei Gonesse vor Paris mit 62,425 Combattanten ein. Die drei preußischen Armeecorps (das erste, dritte und vierte) zählten beim Ausbruch der Feindseligkeiten 84,937 Combattanten.

„Die Armee des Herzogs von Wellington, nach seiner eigenen Angabe beim Ausbruche der Feindseligkeiten 90,000, nach sonst officiellen Nachrichten 99,875 Mann stark, ließ an den Grenzfestungen 17,000 Mann zurück und traf mit ungefähr 50,000 Mann vor Paris ein.

„Wenn man diese Zahlen vergleicht, so wird schwer zu begreifen, wie aus ihnen der Herzog von Wellington die nachtheiligen Resultate über die preußische Disciplin hat ziehen können und wollen, und ein obwaltender Irrthum erscheint hier ganz klar. Eben so schwer ist der Vorwurf zu begreifen, daß die preußische Armee wegen Mangel an Disciplin nach ihrem Eintreffen bei Paris nicht hätte leben können und sich deshalb zu einem Abmarsch rechts (nach St. Germain auf das linke Ufer der Seine) hätte entschließen müssen."

Den Ungrund des Vorwurfs in Betreff der Verpflegung weist General Grolmann durch eine Darlegung der Verpflegungsverhältnisse des preußischen Heeres in den Niederlanden nach und macht für das, auf dem Marsche nach Paris angeordnete Requisitionssystem geltend, daß das preußische Heer durch die wirksame Unterstützung, welche dasselbe am 18. Juni dem Herzoge von Wellington lieh, von seiner Operationslinie entfernt, auf eine andere geworfen wurde, von welcher die befreundete Armee lebte, dann durch die wenigst fruchtbaren Departements in unausgesetzter Verfolgung des Feindes bis Paris vordrang und hier dennoch schlagfertig in der oben angegebenen Stärke ankam.

„Die preußische Armee," fährt Grolmann fort, „litt vor Paris keinen Mangel und würde auch keinen erlitten haben, wenn sie nach dem Eintreffen der englischen Armee (die auch hier wieder zwei Tage auf sich warten ließ) noch länger in ihren Aufstellungen hätte stehen müssen; die fruchtbare Umgebung auf der Nordseite von Paris und das ganze Gelände gegen die Marne und den Ourcq hin boten hinlängliche Hülfsmittel zur Verpflegung; es war nicht die mangelnde Verpflegung, sondern ganz andere Gründe, die die preußische Armee zum Rechtsabmarsch bewogen haben."

Diese Gründe waren, wie der kriegserfahrene General nachweist, keine anderen, als daß man durch die, bei der Einnahme von Paris 1814 gemachte, Erfahrung wußte, daß die Nordseite die stärkere, zur Vertheidigung vorbereitete war, während die auf dem linken Ufer gelegene Stadt von der Südseite her dem Angriffe bei weitem zugänglicher war. „Diese Betrachtungen und die Ueberzeugung, daß man dem Feinde keine Zeit zur Besinnung lassen müsse, bewogen den Fürsten Blücher, der immer gewohnt war, den ersten Impuls bei allen großen Begebenheiten zu geben, den Rechtsabmarsch nach St. Germain, dessen Brücke durch ein Streifcorps in Besitz genommen war, auf das linke Ufer der Seine zu beschließen. Der Herzog von Wellington stimmte ganz diesem Plane bei, indem er mit seiner Armee, welche noch einen Tagemarsch zurück war, in die Stellung der preußischen Armee einrücken, durch Bedrohung der feindlichen Nordlinie den Feind dort festhalten und durch Schlagung einer Brücke bei Argenteuil und Vordringen gegen die Brücke von Neuilly die preußische Armee unmittelbar unterstützen wollte."

Wir werden später auf die Ausführung des hier erwähnten Rechtsabmarsches Blüchers mit seinem Heere auf das linke Ufer der Seine zurückkommen.

In gedrungener Rede legt Grolmann im Gefühl, daß er für Wahrheit, Recht und Ehre das Wort ergriffen, Verwahrung gegen die von dem Herzoge von Wellington, obschon er dessen Waffengefährte in dem spanischen Kriege war, erhobenen Anschuldigungen ein. „Man kann es," heißt es am Schlusse des Aufsatzes, „nur tief bedauern, daß ein Zeitraum von 21 Jahren bei dem Herzoge von Wellington so ganz die Eindrücke erlöschen ließ, die er nach der gewonnenen Schlacht bei der ersten Begegnung mit Blücher so unwillkürlich äußerte. Die Beleidigungen gegen seine alten Krieges- und Siegesgefährten stammen nicht aus jener Zeit her, sie sind im aufgeregten Parteigeiste der jetzigen Zeit und in der Starrheit jenes alternden Heerführers zu suchen, der ungern Institutionen ändert, die in den Zeiten seiner glorreichen Führung bestanden haben. Jeder Verehrer des Herzogs von Wellington und jeder Freund der englischen Armee und Nation muß es aufrichtig bedauern, daß der durch so viele siegreiche Schlachten ruhmgekrönte Feldherr seine kriegerische Laufbahn nicht damit beschloß, daß er ein grausames unhaltbares Gesetz aufhob oder milderte, was noch jetzt die

Krieger herabwürdigt und verwildert, die die Grundveste seiner Siege und seines Ruhmes waren." *)

Hatten in den niederländischen Cantonnirungen vor Eröffnung des Feldzuges die reichlich gefüllten Fleischkessel und Flaschen des englischen Soldaten vielfach den Neid der, nur kärglich versorgten, Preußen erregt, so trat nach dem Einmarsch in Frankreich der umgekehrte Fall ein; der preußische Soldat griff zu, wo er etwas fand, der englische war streng auf die herkömmliche Portion angewiesen. Die, Wellingtons Heer zugetheilten, Hannoveraner und Braunschweiger beklagten sich bitter, daß ihnen nicht eben so freie Hand wie den Preußen gestattet würde, obschon in dem englischen Heere die Verpflegung geordneter war als in dem preußischen.**) Den englischen Guineen schenkte allerdings der französische Wirth ein geneigteres Ohr als den pommerschen Kolbenschlägen. „Auf dem Marsche von Belle-Alliance nach Paris waren die preußischen Parkcolonnen und das Kriegs-Commissariat weit zurückgeblieben, die Verpflegung hatten „Eilebeute und Greifzu" übernommen. Anders war es bei dem englischen Heere; Zelte, Lebensmittel, Holz, Stroh, ja sogar das Wasser wurden durch bezahlte Fuhren bis in das Lager gebracht; aber kein englischer Soldat durfte das Lager verlassen. Diese besonderen Verhältnisse gestatteten nicht mehr, als höchstens drei Mal täglich zu marschiren, während die preußische Armee oft das Doppelte einer solchen Entfernung zurücklegte. Diese hatte das ganze Verpflegungspersonal zurücklassen müssen. Wurde Halt gemacht und waren die Gewehre in der Biwacht zusammengestellt, so mußten sofort Abtheilungen in die Dörfer abgesendet und aus diesen Lebensmittel, Futter, Holz, Stroh und Wasser herbeigeschleppt werden. Es war daher ganz natürlich, daß die Einwohner ihre Vorräthe lieber den Engländern öffneten, die Alles baar bezahlten.

---

*) Sein starres Anklammern an „die neungeschwänzte Katze" gab zu allerhand Zerrbildern reichlichen Stoff und seine, im Parlament ausgesprochene, martialische Drohung, daß er mit einem Gardebataillon die Aufständischen in England von einem Ende bis zum anderen zu Paaren zu treiben sich anheischig mache, verletzte das Nationalgefühl so sehr, daß bei der Zurückfahrt aus der Sitzung sein Wagen und er selbst mit Koth beworfen und die Fenster seines Palastes am Hyde-Park (Apsly-House) zertrümmert wurden.

**) Ein braunschweigisches Regiment hatte sich bei dem Einmarsch in Frankreich an der hirtenlosen Schaar einer Hammelheerde vergriffen. Der Besitzer klagte bei Wellington; das Regiment wurde zur Bezahlung verurtheilt und den Officieren wurden, noch während wir in Paris standen, bedeutende Gehaltsabzüge gemacht.

Die preußischen Heerführer hielten auch bei dem, oft sehr liberal durchgeführten, Fouragiersystem „die Disciplin" aufrecht. Kein englischer Feldherr vermag dies mit einer englischen Armee, ohne sich dem auszusetzen, daß in der ersten Woche die ganze Armee durch Indisciplin aufgelöst ist, die Officiere aber, welche Einhalt thäten, erschlagen würden.

„Wer nimmt, wo er findet, kann Dinge ausrichten, welche dem, der mit einer Verpflegung durch Lieferungen operirt, ganz unmöglich sind." In diesem Verfahren lag der Unterschied des raschen Vordringens Blüchers und des langsameren Nachrückens Wellingtons; während dieser Alles mit klingender Münze bezahlte, pflegte Blücher zu sagen: „Wir können den Franzosen mit allen möglichen Grobheiten dienen, nur nicht mit grob Courant."

„Das Selbstverpflegen war daher bei der preußischen Armee gesetzlich eingeführt und mußte eben so gut zur Ausführung kommen, als dieselbe Handlung, von einem englischen Soldaten begangen, mit dem Tode bestraft werden mußte.

„Daß da, wo die Brotschränke, Speisekammern und Keller gewaltsam geöffnet werden und die Fouragirungen rasch vor sich gehen, weil die Hungrigen in der Biwacht auf die Vertheilung warten, nicht Alles wieder ordentlich an seinen Platz gebracht werden kann, daß das Aufräumen den Hauseinwohnern überlassen wird, auch nach Umständen etwas mehr Fensterscheiben dabei zerbrochen werden, als es die strengste Nothwendigkeit vorschreibt, liegt in der Natur der Sache. Es mag zugegeben werden, daß dies hätte können beschränkt werden, da es eine Unart der Deutschen ist, daß sie mit einer gewissen unbezwinglichen Lust Fenster einwerfen. Wurde der Feldmarschall Blücher angegangen, dergleichen zu bestrafen, so pflegte er zu antworten: „„Das sind gewiß wieder unsere Studenten gewesen. Die Jungens werfen ihrem Prorector die Fenster ein, warum sollten sie nicht auch einem französischen Burgemeister diese Auszeichnung erweisen? Es scheint mir ganz billig, daß wir diesen flotten Burschen, die wir im Uebrigen kurz halten, so einen kleinen gewohnten Spaß nicht verderben.""

Ein solcher Scherz wäre nimmermehr über Wellingtons Lippen gekommen, welcher sich wohl hütete, seine Soldaten in zu nahe Berührung mit preußischen kommen zu lassen.

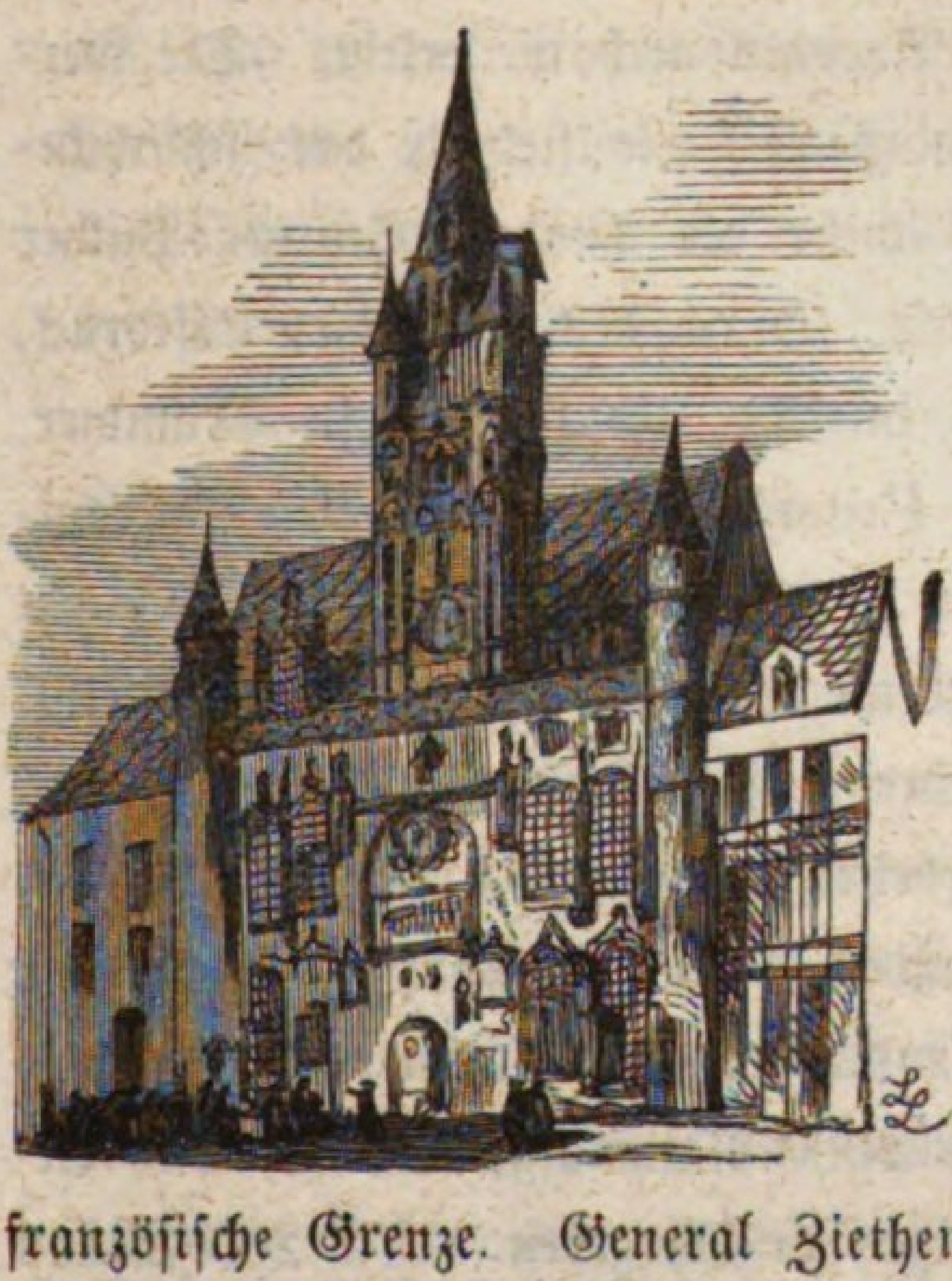
„Wenn unsere Soldaten alle Bedürfnisse auf den langen belgischen Wagen, vollauf bepackt, in ein englisches Lager bringen sahen, welche die Unsern mühsam

herbeischleppen mußten, riefen sie: „„Faule Kerls, die Englischmen!““ Als sie aber hörten, daß man den englischen Soldaten das Selbstholen nicht anvertrauen könne, sahen sie mit Verachtung auf sie herab, und als sie erfuhren, daß der Rohrstock auf ihrem Buckel herumtanze, betrachteten sie die herausstaffirten Rothröcke als Wesen niederer Art, die nach ihrer Stellung in der menschlichen Gesellschaft ihnen Gehorsam schuldig wären. Blücher, in dessen Interesse es lag, alle Reibungen zu vermeiden, hielt sein Heer von dem englischen entfernt; dasselbe mußte Wellington thun, weil das Beispiel der liberalen Behandlung des preußischen Soldaten bei dem geknechteten englischen böses Blut gemacht und Ansprüche erweckt hätte, welche nicht erfüllt werden konnten.“*) In Blüchers Lager galt, wie einst bei Wallenstein, der Wahlspruch: „Leben und leben lassen!“ Ein solches Feldgeschrei war in Wellingtons Lager nicht zu vernehmen.

*) Militair-Wochenblatt 1836. S. 102.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Blüchers Anordnungen für das Vordringen in Frankreich. — Die Festung Avesnes erhält, was ihre Nationalgarde verlangt hat: „Patronen und Preußen." — Der General Morand trägt auf Waffenstillstand an; — wird abschläglich beschieden. — Ein Brief Gneisenau's vom 24. Juni. — Die Pariser Deputation wird an das Hauptquartier der verbündeten Monarchen verwiesen. — Blücher verlangt die Auslieferung Napoleons und will ihn erschießen lassen. — Wellington erklärt sich dagegen. — Wellington und Lord Castlereagh begünstigen die Rückkehr Ludwigs XVIII. — Die Generale Müffling und Pozzo di Borgo als Schauspieler wider Willen. — Blüchers weiteres Vorrücken. — Das Gefecht bei Villers-Coterets am 28. Juni. — Das preußische Heer vor Paris am 29. Juni. — Wellington bei Blücher in Gonesse. — Das englische Heer ist noch zurück. — Pariser Deputationen bei Wellington und Blücher. — Briefwechsel des Marschalls Davoust mit dem Feldmarschall Blücher. — Des Majors v. Colomb Versuch, Napoleon aufzuheben. — Rechtsabmarsch Blüchers auf das linke Ufer der Seine. — Unglückliches Gefecht der preußischen Husaren unter dem Oberst v. Sohr in Versailles den 1. Juli. — Gefecht bei Issy den 3. Juli. — Die Capitulation von Paris wird den 3. Juli in St. Cloud unterzeichnet.



Noch bevor der Feldmarschall Blücher von dem Verlauf der Gefechte bei Wavre und Namur und von dem Entkommen der beiden französischen Armeecorps unter Grouchy unterrichtet war, überschritten auf seinen Befehl das erste und vierte Armeecorps am 20. Juni die französische Grenze. General Ziethen marschirte an diesem Tage von Charleroi bis Beaumont; ein Vortrab wurde bis Solre-le-Château auf der Straße gegen

die kleine Festung Avesnes vorgeschickt. General Bülow, welcher Befehl hatte, bis Colleret gegen Maubeuge hin zu marschiren, hielt sich bei den verschiedenen Uebergängen über die Sambre, wo er auf feindlichen Hinterhalt zu treffen besorgte, heut so lange auf, daß er Colleret nicht erreichte; sein Vortrab kam bis Ferrière-la-Petite, ein Theil des Corps bis Montignes, der übrige Theil nebst der Reserve-Artillerie machte an den Sambre-Uebergängen Halt. Als bei Blücher am 21. die Berichte Thielemanns und Pirchs I. eingetroffen waren, ertheilte er dem zweiten Armeecorps Befehl, von Namur nach Thuin zu marschiren, dem dritten, von Sombref über Charleroi als Nachtrab dem ersten und vierten Corps zu folgen.

Am 22. Nachmittags 4 Uhr traf der Vortrab des ersten Armeecorps vor der Festung Avesnes ein. Als der Commandant der Aufforderung eines Husaren-Rittmeisters, die Thore zu öffnen und die Festung zu übergeben, nicht Folge leistete, befahl der General Ziethen, sofort das Feuer zu eröffnen. Sechs zehnpfündige und vier siebenpfündige Haubitzen fuhren bis auf 600 Schritt an die Umwallung heran und warfen Granaten in die Stadt, die jedoch, da die Häuser massiv waren, nicht zündeten. Eben so wenig Erfolg hatte das Beschießen der starken Mauer aus zwölfpfündigen Geschützen.

Nach 9 Uhr wurde Feierabend gemacht, aber sogleich nach Mitternacht ein Feuertag eröffnet, wie ihn die Bürger von Avesnes noch nie erlebt. Die vierzehnte Granate aus der zehnpfündigen Haubitz-Batterie fiel in das schlechtbedachte Haupt-Pulvermagazin, zündete und mehr als hundert Centner Pulver sprengten die Fesseln, die sie gebunden hielten. Durch den gewaltigen Luftdruck, den das befreite Element ausübte, lagen im Nu 40 Häuser in Trümmer. „Donnez-nous des cartouches et des Prussiens!“ hatten die Nationalgardisten dem Kaiser zugerufen, als er am 14. durch ihre Stadt zur Schlacht zog; nun ward ihnen ihr Wunsch erfüllt, wenn auch nicht so, wie sie es gemeint. Noch war in den kleineren Magazinen eine große Masse Pulver vorhanden, theils in Fässern, theils zu Patronen verarbeitet, deren sich 1 Million für Infanteriegewehre, 15,000 für Geschütze vorfanden. Die Besorgniß, daß eine der folgenden Granaten auch diese Vorräthe entzünden könne, bewog den Commandanten, den Platz, dessen Besatzung aus 2000 Nationalgarden und 200 Veteranen bestand, noch vor Anbruch des Tages zu übergeben. Die 200 Mann Veteranen wurden als Kriegsgefangene nach Köln geführt; die Nationalgarden

gaben ihre Waffen ab und wurden in ihre Heimath entlassen. 47 Geschütze, die angeführten Vorräthe an Munition und reich gefüllte Magazine wurden den Siegern übergeben. Für das niederrheinische Heer war es von Wichtigkeit, bei seinem raschen Vorschreiten in Feindes Land einen befestigten Stützpunkt gewonnen zu haben. Der Oberst v. Löbel wurde zum Commandanten ernannt, dem Oberst Graf Lucey die Polizei und dem Kriegs-Commissair Prescher die Herbeischaffung der Bedürfnisse für das Heer übertragen. Da die Sambre hier für kleine Fahrzeuge schiffbar ist, wurde befohlen, Alles in guten Stand zu setzen, um sich dieses Flusses zur Zufuhr zu bedienen.

Der Feldmarschall verlegte am 22. sein Hauptquartier nach Châtillon-sur-Sambre. Noch hatte Blücher seinen Vorsatz, dem Marschall Grouchy, welcher bei Namur glücklich entronnen war, den Weg über Laon nach Soissons abzuschneiden und sein Corps zu vernichten, bevor er dasselbe in die Nähe der Hauptstadt geführt haben würde. Indessen traten Umstände ein, die ihn bestimmten, den Feind nicht bei Laon, wo er sich sammelte, aufzusuchen. Das niederrheinische Heer war von Märschen, Gefechten und Schlachten so angegriffen, daß einzelnen Corps nur halbe Märsche zugemuthet werden konnten. Munition und Schuhwerk mußten ergänzt, die Brodbeutel und Branntweinflaschen wieder gefüllt werden. Wellington war mit seinem Heere um zwei Tagemärsche zurück. Am 23. kam er nach Châtillon und stimmte dem Vorschlage Blüchers bei, daß die verbündeten Heere ihren Marsch nicht auf Laon, sondern auf dem rechten Ufer der Oise nehmen sollten, um diesen Fluß zwischen Soissons und Paris, etwa bei Compiègne und Pont St. Maxence, zu überschreiten.

Blücher trat mit etwa 75,000 Mann, Wellington mit 65,000 Mann den Weitermarsch nach Paris an.

Die von der provisorischen Regierung in Paris zur Unterhandlung des Friedens ernannte Gesandtschaft hielt es für das Rathsamste, sich zunächst in die Hauptquartiere von Blücher und Wellington zu begeben, da es vornehmlich darauf ankam, das Vordringen derselben gegen die Hauptstadt durch einen Waffenstillstand aufzuhalten. Einen Versuch hierzu hatte bereits am 23. Juni General Morand durch Absendung eines Obersten an den General Ziethen gemacht, dem er die Abdankung Napoleons und die Absendung einer Deputation an die verbündeten Souveraine mittheilte. Aus Henappe an der Oise, unweit Guise (nicht mit Genappe zu verwechseln), schreibt hierüber General Gneisenau am 24. Juni:

„Der französische General Morand verlangte einen Waffenstillstand, weil Napoleon, schrieb er, um der Welt den Frieden zu geben, dem Throne entsagt habe. Da nun die hohen verbündeten Mächte erklärt hätten, daß sie es nicht mit dem französischen Volke, sondern nur mit Napoleon zu thun hätten, so sei jetzt der Zeitpunkt eingetreten, wo sie diese Erklärung bewähren könnten. Es ist ihm geantwortet worden, daß man es mit einer Nation, wie die ihrige, nicht wagen könne, solche Verhandlungen einzugehen und daß Preußen einen anderen Waffenstillstand nicht abschließen würde, als unter der Bedingung, daß ihnen die sämmtlichen Festungen an der Maas, Sambre, Mosel und Saar eingeräumt und Bonaparte ihnen ausgeliefert würde. Die Preußen würden übrigens ihren Marsch auf Paris fortsetzen."

Der Geneigtheit Wellingtons, sich auf Unterhandlungen einzulassen, traten Blücher und Gneisenau in so entschieden schroffer Weise entgegen, daß jener sich damit einverstanden erklärte, die Deputation an die verbündeten Monarchen zu verweisen, indessen aber den Marsch gegen die Hauptstadt in der verabredeten Weise gemeinschaftlich fortzusetzen.

Obwohl es zu keiner Unterhandlung mit der Pariser Deputation gekommen war, hielt es dennoch Blücher für angemessen, dem Herzoge von Wellington durch Gneisenau und Müffling diejenigen Punkte mitzutheilen, auf welchen er fest zu bestehen gedenke. Unter diesen Punkten stellte Blücher „die Auslieferung Bonaparte's", — von Napoleon war bei ihm nie die Rede — den er, als für vogelfrei erklärt, wolle todtschießen lassen, als Hauptbedingung eines Waffenstillstandes allen anderen voran. Wellington verweigerte hierzu seine Zustimmung, theils weil er sich überzeugt hielt, daß man den Franzosen sehr viel, aber doch nicht eine solche Niederträchtigkeit zutrauen dürfe, theils weil er sich durch eine solche Handlung zu entehren glaubte.

Man mußte das, mit Tausenden von Leichen und, was noch grauenhafter war, mit Tausenden von Verwundeten und gräßlich Verstümmelten und Sterbenden bedeckte, Schlachtfeld gesehen haben, deren letzter Hauch Fluch und Verwünschung über Napoleon war, um die blutdürstende Rachsucht eines jeden preußischen Soldaten, vom Feldmarschall bis zum letzten Tambour, gegen den alleinigen Anstifter so unsäglichen Elendes gerechtfertigt zu finden.

Wäre der Kaiser in der Verfolgungsnacht vom 18. zum 19. den Unsern in die Hände gefallen, sie würden ihn, das hatten Alle hoch und theuer geschworen,

„in Kochstücke“ zerhauen haben; was fragte wohl der preußische Landwehrmann, was der Lützowsche Husar nach der weltgeschichtlichen Bedeutung des neuen Attila? Selbst aus Blüchers und Gneisenau's Munde vernahmen wir damals die Versicherung, daß, „wenn Bonaparte den Preußen in die Hände fallen würde, er als ein, für vogelfrei erklärter, Straßenräuber, nachdem die Identität seiner Person festgestellt wäre, sofort erschossen werden solle.“ Auch später noch, als bei den Soldaten die erste Wuth sich abgekühlt hatte, hielten Blücher und Gneisenau daran fest, daß Napoleon, von der französischen Regierung ihnen ausgeliefert, vor ein preußisches Kriegsgericht gestellt, zum Tode verurtheilt und erschossen werden müsse. Aus Compiègne, den 27. Juni, schreibt Gneisenau an den, in Wellingtons Hauptquartier commandirten, General v. Müffling: „Der französische General de Tromelin*) ist in Noyons, um sich in das Hauptquartier des Herzogs von Wellington zu begeben und wegen der Auslieferung Bonaparte's zu unterhandeln.

„Bonaparte ist durch die Erklärung der verbündeten Mächte in die Acht erklärt. Der Herzog von Wellington möchte aus Parlamentsrücksichten vielleicht Bedenken tragen, den Ausspruch der Mächte zu vollziehen. Ew. Hochwohlgeboren wollen demnach die Unterhandlungen über diesen Gegenstand dahin richten, daß Bonaparte uns ausgeliefert werde, um ihn vom Leben zum Tode zu bringen.

„So will es die ewige Gerechtigkeit, so bestimmt es die Declaration vom 13. März, so wird das Blut unserer am 16. und 18. getödteten und verstümmelten Waffenbrüder gerächt.

v. Gneisenau.“

Ohne eine Antwort von dem General Müffling abzuwarten, schrieb ihm Gneisenau unter demselben Tage (den 27. Juni) einen zweiten Brief, in welchem er ihm Mittheilung über den, den fünf Abgeordneten der provisorischen Regierung ertheilten, Bescheid macht: „Halt und Waffenstillstand ist ihnen abgeschlagen, jedoch dabei erklärt worden, daß wir nach der Eroberung von Paris für uns Preußen einen Waffenstillstand unter folgenden Bedingungen eingehen würden:

---

*) Er commandirte eine Division unter Lobau, war auf dem Rückzuge nach Laon davongelaufen und hatte sich Davoust und Fouché zur Verfügung gestellt.

1. Auslieferung Bonaparte's todt oder lebendig.
2. Einräumung der Festungen der Sambre, Maas, Mosel und Saar.
3. Besetzung der Provinzen bis an die Marne, einschließlich Château-Thierry und Epernay.
4. Einräumung des Schlosses von Vincennes.
5. Rückgabe der den Nationen geraubten Kunstschätze.
6. Entschädigung für die Kriegskosten.

„Von diesen Punkten wollen Ew. Hochwohlgeboren dem Herrn Herzoge Kenntniß geben, sofern Denenselben nicht dabei eine Bedenklichkeit aufstiege, was ich indeß nicht meine. Dem Herrn Herzoge ist Freiheit gelassen, für sich nach den Ansichten seines Cabinets zu stipuliren, wie ihm gefällt.

„N. S. Den Deputirten ist nicht schriftlich geantwortet worden. Der Prinz von Schönburg ist mit ihrem Geleit in das Hauptquartier der Souveraine beauftragt; der Graf Nostitz zum Unterhandeln, der Graf Flemming zur Redaction."

Der Herzog von Wellington theilte keineswegs die Ansichten Blüchers und Gneisenau's in Betreff des beabsichtigten Verfahrens gegen Napoleon. General Müffling, welcher ebenfalls nicht für eine „Begnadigung mit Pulver und Blei" gestimmt war, berichtet über den Vortrag, welchen er in Folge der ihm zugegangenen Schreiben aus Blüchers Hauptquartier machte: „Der Herzog sah mich mit großen Augen an, und bestritt zuvörderst die Interpretation der Wiener Achtserklärung, bei welcher es in keiner Art die Meinung gewesen sei, zu Napoleons „Ermordung" aufzufordern. Er glaube daher, daß aus jener Erklärung kein Recht erwachsen könne, Napoleon erschießen zu lassen, wenn es gelänge, ihn kriegsgefangen zu machen. Was aber überhaupt seine und des Feldmarschalls Stellung gegenüber von Napoleon betreffe, so wolle es ihm scheinen, als ob sie beide seit der gewonnenen Schlacht viel zu vornehme Leute geworden wären, um eine solche Handlung vor den Augen von ganz Europa rechtfertigen zu können. „„Ich wünsche daher,"" fügte er hinzu, „„daß mein Freund und College die Sache eben so ansehen möge wie ich; ein solcher Act würde unsere Namen der Weltgeschichte befleckt überliefern und die Nachwelt von uns sagen: daß wir es nicht verdient hätten, seine Besieger zu sein, um so mehr, als ein solcher Act jetzt völlig überflüssig, völlig zwecklos wäre.""

Nur mit Widerstreben fügten sich Blücher und Gneisenau den, ihnen von

Müffling nicht vorenthaltenen, Ansichten Wellingtons. Unter dem 29. schreibt Gneisenau aus Senlis an Müffling:

„Der Herr Feldmarschall trägt mir noch auf, daß Ew. ꝛc. dem Herrn Herzog erklären: daß es der Wille des Herrn Feldmarschalls gewesen sei, Bonaparte auf demselben Flecke hinrichten zu lassen, wo der Herzog von Enghien erschossen wurde, daß er aber aus Nachgiebigkeit gegen des Herzogs Wünsche die Hinrichtung unterlassen werde, daß aber der Herzog die Verantwortlichkeit der Unterlassung übernehmen müsse.

„Es scheint mir, als ob die Engländer mit der Auslieferung von Bonaparte in Verlegenheit sein werden. Ew. ꝛc. wollen daher die Unterhandlung nur darauf richten, daß er uns ausgeliefert werde.

N. v. Gneisenau."

Diesem, mehr amtlichen, zum Vortrage bei dem Herzoge bestimmten, Schreiben fügte Gneisenau ein zweites — ebenfalls aus Senlis den 29. Juni datirt — mehr persönlich gehaltenes, bei: „Wenn der Herzog von Wellington," heißt es darin, „gegen die Tödtung Bonaparte's sich erklärt, so denkt und handelt er als Brite. Großbritannien ist keinem Sterblichen mehr Verbindlichkeiten schuldig, als gerade diesem Bösewicht, denn durch die Begebenheiten, die er herbeigeführt, ist Englands Größe, Wohlstand und Reichthum so sehr hoch gesteigert worden. Sie sind die Herren des Meeres und haben weder in dieser Herrschaft noch im Welthandel eine Nebenbuhlerschaft zu fürchten.

„Ein Anderes ist es mit uns Preußen. Wir sind durch ihn verarmt. Unser Adel wird nie mehr sich aufrichten können.*)

„Und müssen wir uns nicht als Werkzeuge der Vorsehung betrachten, die uns einen solchen Sieg verliehen hat, damit wir die ewige Gerechtigkeit üben? Verlangt nicht schon der Tod des Herzogs von Enghien eine solche Rache? Werden wir uns nicht die Vorwürfe der Völker Preußens, Rußlands, Spaniens, Portugals zuziehen, wenn wir die Ausübung der Gerechtigkeit unterlassen?

„Es sei indessen! Will man theatralische Großmuth üben, so will ich mich dem nicht widersetzen. Es geschieht dies aus Achtung gegen den Herzog und — aus Schwäche.

Graf v. Gneisenau."

*) „Ich werde," hatte Napoleon 1806 in dem Schlosse zu Berlin gegen eine Deputation geäußert, „diesen Hofadel von Berlin so klein machen, daß er sein Brod wird betteln müssen."

Wie wir schon angeführt, verfolgte das englische Cabinet und demzufolge auch der Herzog von Wellington eine, dem preußischen Cabinet und dem Feldmarschall Blücher entgegengesetzte, Politik. Während Preußen fürs Erste gar nicht darauf bestand, Ludwig XVIII. auf den Königsthron, welcher keine Dauer versprach, zurückzuführen, lag der englischen Regierung Alles daran, auf dem Throne von Frankreich einen, von ihr ganz abhängigen, Monarchen zu sehen, umgeben von Ministern, von deren Ergebenheit sie sich überzeugt halten durfte, wodurch England zugleich den Vortheil gewann, daß keine der anderen verbündeten Mächte einen vorherrschenden Einfluß auf die französischen Angelegenheiten gewann. Lord Castlereagh, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, war, mit den hierzu nöthigen Instructionen versehen, im Hauptquartiere des Herzogs eingetroffen. Dieser, der schon vor und während des Feldzuges mit ängstlicher Sorgfalt den französischen Hof zu Gent behütet und bewahrt hatte, lud nach dem Einrücken in Frankreich Ludwig XVIII. ein, ihm auf dem Fuße zu folgen. Der Könige hielt unter dem Schutze englischer Bajonette einen feierlichen Einzug in Château-Cambresis, wo Wellington sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Der Fürst Blücher dagegen hatte eine so persönliche Abneigung gegen Ludwig XVIII. und dessen verrottetes Hofgeschmeiß, daß er nicht zu bewegen war, dem Könige auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu bezeigen. Auch der Kaiser von Rußland hatte erklärt, daß er keineswegs gesonnen sei, Frankreich den vertriebenen König nochmals wieder aufzubringen. Da Wellington daran lag, den Anschein zu gewinnen, daß Preußen und Rußland im Einverständniß mit England über diesen Punkt seien, spielte er jetzt den schlauen Diplomaten.

„Dem Herzoge," erzählt General Müffling, „war es nicht entgangen, daß ich mich bei dem bevorstehenden Einzuge Ludwigs XVIII. in Château-Cambresis zurückzuhalten beabsichtigte. Des Morgens am 23. ließ er mich einladen, um mir allerhand wichtige Depeschen mitzutheilen, und als ich sie gelesen hatte, sagte er mir: „„Wir müssen noch weiter darüber sprechen, jetzt aber dem Könige Ludwig XVIII. entgegenreiten und wir wollen unterwegs davon reden.""

„Ich entschuldigte mich, daß ich kein Pferd in Bereitschaft habe, indeß erwiderte er mir, daß bereits eines seiner Pferde für mich gesattelt stehe, und so wurde ich gegen meinen Willen zu dem Ritt gezogen, an dessen Schluß ich es denn nicht vermeiden konnte, daß der König mir viel Verbindliches über

die Dienste sagte, welche die preußische Armee seiner Sache in der Schlacht geleistet habe.

„Wellington und Castlereagh hatten ihren Zweck erreicht, da man nun in den Zeitungen las, daß der Herzog den König in der Mitte eines russischen und preußischen Generals eingeholt habe. Ich tröstete mich damit, daß mein russischer Kamerad Pozzo di Borgo, wie ich, als Schauspieler wider Willen auftreten mußte."

Des Herzogs von Wellington Plan ging dahin, den dicken König Ludwig XVIII. als Friedenstaube mit dem Oelzweig im Schnabel vorauffliegen zu lassen, um wo möglich ohne Schwertstreich in Paris einzuziehen, wenn nicht gar vor den Thoren der Hauptstadt Halt zu machen und von dem wieder eingesetzten Louis mit Kußhand und Handkuß nach Haus geschickt zu werden.

Anderer Meinung war Blücher; er eilte spornstreichs in gewagten Gewaltmärschen auf Paris los, fest entschlossen, diesmal den Parisern und dem gesammten Frankreich die schwere Wucht seines Degens fühlen zu lassen.

Voraufgeschickt wurden Abtheilungen leichter Reiterei mit einigen berittenen Geschützen, um genaue Kundschaft über den Rückzug der feindlichen Corps und wo diese wiederum Stellung genommen, einzuziehen. Die Generale Ziethen, Thielemann und Bülow hatten Befehl erhalten, mit ihren drei Armeecorps in zwei Heersäulen vorzurücken, von denen die linke dem Feinde zunächst an der Oise marschiren, aus dem ersten und dritten Armeecorps bestehen und auf Compiègne vorrücken sollte; das vierte Armeecorps sollte rechts von jenen, jedoch mit ihnen in gleicher Höhe, gegen Pont-Maxence vorrücken.

General Ziethen ließ das erste Armeecorps um 9 Uhr des Morgens am 24. Juni in zwei Marschsäulen aufbrechen. Der unter General-Major v. Jagow voraufgeschickte Vortrab hatte die, den Weg versperrende, kleine Festung Guise umstellt; sobald General Ziethen eine Brigade beisammen hatte, ließ er den Commandanten zur Uebergabe auffordern, wozu sich dieser sogleich, ohne daß auch nur eine Kugel in die Festung geworfen worden war, verstand. Die Besatzung streckte das Gewehr und ergab sich kriegsgefangen. Man fand in der Festung 14 Kanonen, 3000 Gewehre, 2 Millionen Patronen, viel Munition und andere Kriegsvorräthe. Da die Bürger friedliebende Männer waren, genügte es, eine Besatzung von zwei schwachen westphälischen Landwehr-Bataillonen unter dem Major Müller hier zurückzulassen. Ziethen setzte seinen Marsch gegen

la Fère fort. General Thielemann, beauftragt, über Grouchy's Rückzug aufzuklären, erreichte Nachmittags den 24. Nouvion, von wo Streifparteien gegen Laon hin entsendet wurden.

General Bülow hatte seinen Vortrab heut um 6 Uhr des Morgens aufbrechen lassen. General v. Sydow, welcher ihn führte, rückte Mittags in die, von dem Feinde verlassene, ansehnliche Stadt St. Quentin ein. General Bülow verlegte sein Hauptquartier nach Bernonville, Feldmarschall Blücher das seine nach Henappe. Der Versuch des Generals Morand, wegen eines Waffenstillstandes in Unterhandlung zu treten, ist bereits oben erwähnt und ein darauf bezügliches Schreiben Gneisenau's aus Henappe vom 24. mitgetheilt worden.

Am 25. erreichte das erste Armeecorps Cerisy zwischen St. Quentin und la Fère; das dritte Homblier; das vierte Essigny-le-Grand. Blücher nahm sein Hauptquartier am 25. in St. Quentin. Hier erhielt der Feldmarschall jenes Schreiben der, von der einstweiligen Regierung beauftragten, Deputation aus Laon mit der amtlichen Anzeige der Abdankung Napoleons und Waffenstillstandsanträgen. Daß sich der Feldmarschall dadurch in seinem Weitermarsch auf Paris nicht aufhalten ließ, wurde bereits angeführt. Näheres hierüber erfahren wir aus dem Berichte der nach Laon abgeordneten Deputation an die Regierung in Paris.

„Der Feldmarschall Blücher," heißt es in demselben, „hat uns durch den Fürsten v. Schönburg und den Grafen v. Nostitz, die insbesondere seine Vollmacht erhalten hatten, erklären lassen, daß Frankreich in der Wahl seiner Regierung auf keine Weise genirt werden solle; allein bei dem Waffenstillstande, den er vorschlug, forderte er zur Sicherstellung seiner Armee die Festungen Metz, Thionville, Mezières, Maubeuge, Saarlouis und andere. Er geht von dem Grundsatze aus, daß er gegen die Anstrengungen, welche die Partei, die er dem Kaiser noch anhängend glaubt, machen könnte, ein Unterpfand haben müsse. Wir haben diese ganze Schlußfolge mit den triftigsten Gründen bestritten, ohne daß es uns gelungen wäre, nur einen Schritt weiter zu kommen. Sie sehen ein, daß es uns unmöglich war, auf dergleichen Forderungen einzugehen.

„Wir haben Alles gethan, was in unsern Kräften stand, um den Waffenstillstand mit gemäßigten Bedingungen zu erhalten, es ist uns aber nicht möglich gewesen, ihn zu einem Abschluß zu bringen, denn der Fürst behauptet, er

sei nicht bevollmächtigt, einen Waffenstillstand zu schließen, und könne sich dazu, so lange der Hauptzweck noch nicht erreicht sei, blos durch höchst bedeutende Vortheile bestimmen lassen.

„Wir haben auf eine Einstellung der Feindseligkeiten auf wenigstens fünf Tage angetragen, aber er verweigerte sie mit derselben Bestimmtheit und aus denselben Gründen.

„Die beiden Adjutanten des Fürsten Blücher haben wiederholt erklärt, daß die Verbündeten auf keine Weise auf die Wiedereinsetzung der Bourbons beständen; allein wir sind fest überzeugt, ihre Absicht sei, sich so sehr wie möglich der Hauptstadt zu nähern, und dann dürften sie wohl zu Vorwänden ihre Zuflucht nehmen, um aus einem anderen Ton zu sprechen."

Die einstweilige Regierung zu Paris war naiv genug, zu glauben, unsern Feldmarschall mit Worten zurückbeschwatzen zu können, da, wo er sich mit dem Schwerte den Weg geöffnet hatte. Die neue Gesandtschaft an ihn erhielt unter andern folgende Instruction:

„Es ist klar, daß der Beweggrund, welcher den Fürsten Blücher vermocht hat, sechs unserer Festungen zu fordern, welche er nennt, und noch einige andere, welche er nicht nennt, daß dieser Beweggrund, die Sicherheit seiner Armee, einer jener Vorwände ist, welche die Uebermacht vorschiebt, um die Vortheile ihrer augenblicklichen Erfolge so weit wie nur möglich zu treiben. Dieser Vorwand ist aber sehr leicht zu widerlegen, indem es beinahe lächerlich ist, Unterpfänder für die Sicherheit einer Armee zu fordern, welche sich schon eines bedeutend großen Theils unsers Gebietes bemeistert hat und fast ohne alle Hindernisse ins Herz Frankreichs eindringt. Es giebt aber noch eine zweite Erklärung, welche der Fürst Blücher gegeben hat, und diese ist weit beunruhigender, nämlich die Erklärung, daß er sich zum Abschluß eines Waffenstillstandes, zu welchem er nicht ermächtigt sei, blos durch die bedeutendsten Vortheile bestimmen lassen könne. In dieser Erklärung liegt eine Aufrichtigkeit der Forderung, welche einem gütlichen Vergleiche viele Schwierigkeiten in den Weg legen wird. Obgleich nun die Regierungs-Commission weit entfernt ist, sich zu den Abtretungen, die man fordert, geneigt zu zeigen, so will sie es keineswegs ganz verweigern, auf Unterhandlungen über Bedingungen einzugehen, welche die, von dem wahren Staatswohl bezeichneten, Grenzen nicht geradezu überschreiten.

„Wenn es, um zu einem Resultate zu kommen, nöthig sein sollte, sich zu

Einräumung einer Festung zu entschließen, so könnte, wohl verstanden, diese Einräumung nur dann stattfinden, wenn ein Waffenstillstand, der sich bis zum Friedensschluß verlängerte, dadurch gesichert würde. Er bedarf keiner Erwähnung, daß die Uebergabe dieser Festung erst nach der Bestätigung dieses Waffenstillstandes durch die verschiedenen Mächte geschehen dürfte. Einer der Hauptpunkte, welche die Herren Commissarien mit aller Pflichttreue ins Auge zu fassen haben, ist die Bestimmung der Linie, auf welcher die Besetzung des französischen Gebietes durch die feindlichen Heere aufhören soll.

„Es wird von großer Wichtigkeit sein, die Somme zu dieser Linie zu erhalten, wodurch die fremden Truppen beinahe dreißig Stunden von Paris entfernt gehalten werden würden. Die Herren Commissarien müssen hartnäckig darauf bestehen, sie wenigstens in dieser Entfernung zu halten. Sollte der Feind noch kühnere Forderungen machen und man endlich zu mehr Nachgiebigkeit gezwungen sein, so müßte man darnach streben, die Demarcationslinie zwischen der Somme und der Oise zu bestimmen und den Feind nicht näher als zwanzig Stunden an Paris kommen zu lassen. Man könnte die Linie nehmen, welche das Departement der Somme von der Oise trennt, dann von da aus den mitternächtlichen Theil des Aisne-Departements abschneiden und von da eine gerade Linie durch das Departement der Ardennen ziehen, welche bei Mezières die Maas erreichen würde." Dergleichen Vorschläge waren nicht geeignet, den Zug des Feldmarschalls aufzuhalten, zumal er noch immer Napoleon frei in Paris glaubte; am wenigsten aber durften die Commissaire sich schmeicheln, dadurch, daß sie verlauten ließen, man sei in Paris geneigt, dem Könige von Sachsen, welcher mit landesverrätherischer Treue der Sache Napoleons angehangen hatte, die Krone Frankreichs anzutragen, sich Blüchers Geneigtheit zu gewinnen. Vergeblich hatten sie versucht, einseitig mit Wellington zu verhandeln; er schloß sich an Blücher an und schrieb aus dessen Hauptquartier St. Quentin an die französischen Abgeordneten:

„Den 25. Junius.

„Meine Herren!

„Ich habe die Ehre, Ihnen wissen zu lassen, daß ich, in Betreff Ihres Vorschlages eines Waffenstillstandes, mich mit dem Marschall, Fürst Blücher, berathen habe. Seine Durchlaucht sind mit mir übereingekommen, daß unter den dermaligen Umständen kein Waffenstillstand geschlossen werden kann, so lange

nämlich Napoleon Bonaparte noch in Paris und in Freiheit ist, und so lange die Operationen einen solchen Gang haben, daß der Waffenstillstand sie nicht hemmen kann. Wellington."

Die Erwartung, daß die Festung la Fère eben so bereitwillig wie Guise uns ihre Thore öffnen werde, ging nicht in Erfüllung; man mußte sich begnügen, sie einzuschließen. Von dem Feinde hatte man heut noch immer keine Nachricht; man erfuhr nur so viel mit Bestimmtheit, daß ein Sammeln der am 18. geschlagenen großen Armee nicht möglich gemacht werden konnte. Ein allgemeines Davonlaufen war eingetreten, die alten Soldaten waren des Krieges müde, die erst neulich eingetretenen Conscribirten hatten an dem einen Versuche, „Soldaten der großen Armee zu spielen," vollkommen genug. Seitdem es bekannt geworden war, daß der Kaiser abgedankt habe, Marschälle und Generale ihm gefolgt waren, hielt ein jeder Soldat sich für ermächtigt, ein Gleiches zu thun. Sie beeilten sich, die Uniform mit der Blouse zu vertauschen und so manche von Denen, die bei Belle-Alliance in Reih und Glied tapfer gefochten zu haben sich rühmten, erboten sich, da sie bereits zu ihrem friedlichen Gewerbe zurückgekehrt waren, uns als Boten zu dienen. „Ueberall, wohin wir kommen," schreibt Gneisenau aus St. Quentin den 26. Juni, „erblickt man weiße Cokarden und wird mit dem Rufe: „Vive le roi!" empfangen."

Dem Marschall Soult war es mit aller Anstrengung nicht gelungen, aus den in einzelnen Trupps, mehrentheils ohne Waffen und Pferde, in bunter Mischung in Laon nach und nach angekommenen, Flüchtlingen ein Corps zu bilden, welches er Blücher und Wellington entgegenzustellen hätte wagen dürfen. Mit diesem ungeordneten Haufen, dem er den stolzen Namen der „Nordarmee" gab, brach er am 25. von Laon nach Soissons auf, wo der, seinen beiden Corps vorangeeilte, Marschall Grouchy den, ihm von der einstweiligen Regierung übertragenen, Oberbefehl übernahm. Marschall Soult verließ das Heer und folgte dem Kaiser und dem Marschall Ney nach Paris. Den Kern des französischen Heeres bildeten die, durch Grouchy aus der allgemeinen Niederlage geretteten, beiden Corps, mit welchen Vandamme am 27. Juni Soissons erreichte. General Erlon wurde mit dem Rest seines, nur noch 4000 Mann starken, Corps am 26. nach Compiègne in Marsch gesetzt und gedachte diesen, 10 Wegstunden (Lieues) entfernten, Ort noch vor den Preußen zu erreichen. Hiervon unterrichtet, erließ Blücher in der Nacht vom 25. zum 26. an Ziethen den Befehl,

seinen Vortrab aus der Biwacht vor la Fère unverzüglich nach dem, 11 Wegstunden entfernten, Compiègne aufbrechen zu lassen. Auch Bülow, der noch in weiterer Entfernung stand, erhielt Befehl, mit Aufbietung aller Kräfte Compiègne vor dem Feinde zu erreichen. So dringend war dieser Marsch dem General Bülow empfohlen, daß derselbe in seiner, aus Essigny-le-Grand den 26. Juni, Morgens 1 Uhr, erlassenen Disposition bemerkte: „Dieser Marsch ist forcirt; es ist aber eine von den Gelegenheiten, bei denen vom starken Marsch das vollständige Gelingen einer Operation überhaupt abhängt. Die Herren Brigadechefs, Regiments- und Bataillons-Commandeure werden sich hiervon überzeugen und daher Alles anwenden, ihn mit möglichster Erleichterung der Truppen einzurichten und dahin trachten, daß der Zweck erreicht werde." Schon vor Tage brach der Vortrab auf, das Corps folgte nach, erreichte nach einem anstrengenden Marsche von zehn Wegstunden Lassigny spät in der Nacht am 26. und brach am folgenden Morgen in aller Frühe wieder auf, um die Uebergänge über die Oise bei Creil und Pont-Maxence zu sichern und den weiteren Marsch nach Compiègne anzutreten. Diese Stadt war bereits am 26. Juni Abends 8 Uhr von dem Major Hertel mit einer Schwadron des 1. schlesischen Husaren-Regiments besetzt worden. Am 27. des Morgens 4½ Uhr rückte hier General Jagow mit der 3. Brigade des ersten Armeecorps ein und da für denselben Tag 10,000 Portionen für das von Soissons anrückende Corps des Generals Erlon in Bereitschaft gehalten wurden, so war zum wenigsten für eine gute Fleischsuppe gesorgt. Der Feind eröffnete um 5 Uhr des Morgens ein lebhaftes Tirailleurfeuer, brachte auch einige Kanonen vor. Da er den Platz schon besetzt fand und ihm anstatt der bestellten Fleischsuppe ein Gericht preußischer blauer Bohnen aufgetischt wurde, zog er eiligst wieder ab. General Ziethen folgte mit dem ersten Corps auf der Straße, welche von Soissons nach Paris führt, bis Gillicourt und entsendete die 2. Brigade nach Villers-Coterets, um dem Feinde den Rückzug von Soissons nach Paris abzuschneiden.

General Bülow war am 27. bei der Brücke von Creil auf eine geringe feindliche Abtheilung gestoßen, welche nach kurzem Gefecht sich zurückzog. Auch bei Senlis fand an demselben Tage ein unbedeutendes Gefecht statt; der Vortrab Bülows besetzte das Städtchen Abends 10 Uhr; es wurde auf dem Marktplatze Biwacht aufgeschlagen.

Unterdessen hatte Grouchy am 27. Juni des Abends spät mit dem vierten

Corps (Gérard) Villers-Coterets, mit dem dritten (Vandamme) Soissons erreicht. General Pirch II. war mit der 2. Brigade des ersten Armeecorps in der Nacht vom 27. zum 28. bei Longpré, eine Stunde von Villers-Coterets, eingetroffen. Er brach am anderen Morgen um 2 Uhr wieder auf und versuchte es, diesen Ort durch Ueberrumpelung zu nehmen. Dies mißlang und da Vandamme dem Marschall Grouchy zu Hülfe eilte, sah Pirch sich genöthigt, den Rückzug nach Crespy anzutreten, wobei er einigen Verlust erlitt. Dennoch wagte Grouchy es nicht, den erfochtenen Vortheil weiter zu verfolgen, vielmehr beeilte er sich, seine beiden Corps über Meaux und Claye nach Paris zu führen, wo er am 29. Juni eintraf. Blücher war ihm auf dem Fuße gefolgt und nahm an demselben Tage Stellung vor Paris, mit dem rechten Flügel hinter St. Denis, mit dem linken an dem Holze von Bondy. Der Herzog von Wellington sollte am 30. des Abends mit seinem Heere eintreffen, dann wollte ihm Blücher seine Stellung auf dem rechten Ufer der Seine überlassen, rechts abmarschiren und unterhalb St. Denis auf das linke Ufer übergehen, um Paris von der Südseite einzuschließen und anzugreifen.

Der augenblickliche Vortheil, welchen Grouchy am 28. bei Villers-Coterets erfocht, hatte das Vorrücken des ersten und vierten preußischen Armeecorps nicht aufzuhalten vermocht. An demselben Tag stieß der Prinz Wilhelm auf Abtheilungen des Grafen Erlon und auf die Trümmer des zweiten französischen Armeecorps unter General Reille, welche im Rückzuge auf Nanteuil begriffen waren. Ein glänzender Reiterangriff wurde ausgeführt und über 2000 Feinde zu Gefangenen gemacht.

Durch die, ihm von Ziethen zugeführte, Unterstützung war Pirch II. in den Stand gesetzt worden, den Rückzug des Feindes lebhaft zu beunruhigen. „Das bloße Erscheinen der Preußen verbreitete bei Vandamme's Corps die größte Verwirrung und unter dem Geschrei: „„Nach la Ferté-Milon, wir sind von Paris abgeschnitten!““ stürzte Alles in dieser Richtung fort.“ Es war nicht möglich, die schnellfüßigen Franzosen einzuholen; sie leisteten auf diesem Rückzuge im Laufen Unglaubliches. Die Vereinigung des ersten und zweiten französischen Armeecorps fand am 29. Juni bei Gonesse statt. Die Franzosen hatten binnen 30 Stunden 28 Wegstunden (Lieues) zurückgelegt. Selbst die preußische Reiterei blieb hinter solchem Schnelllaufe zurück. General Pirch II. erreichte am 28. Mittags 12 Uhr Francis-la-Rivière; hier sah er sich genöthigt,

seinen Truppen einige Stunden Rast zu gönnen. „Die brennende Junisonne und die angestrengten Märsche machten eine Erholung für Menschen und Pferde nothwendig. Nach kurzer Erholung setzte Pirch seinen Marsch über Crespy nach Nanteuil fort, wo er Abends 9 Uhr ankam, nachdem seine Truppen in 38 Stunden nur 8 Stunden geruht, dabei über 6 Stunden im Feuer gestanden und 21 Wegstunden größtentheils bei brennender Hitze zurückgelegt hatten. Er schickte 14 eroberte Geschütze nach Compiègne zurück; 20 genommene Pulverwagen konnten wegen Mangels an Pferden nicht fortgeschafft werden und wurden zerschlagen und verbrannt." *)

In der Nähe der Hauptstadt angekommen und von dem rath- und thatlosen Zustande derselben in Kenntniß gesetzt, erneute der Marschall Grouchy den Versuch, durch Unterhandlung eines Waffenstillstandes das weitere Vordringen Blüchers aufzuhalten. Dieser aber ward hierdurch um so mehr veranlaßt, sein Erscheinen vor dem in Angst gesetzten Paris zu beschleunigen. Zwar nahm er den Schein an, als sei er geneigt, sich auf Unterhandlungen einzulassen, was er jedoch nur in der Absicht that, den Feind zur Sorglosigkeit zu verleiten. Er sandte durch den Major v. Brünneck dem Marschall Grouchy eine, wenn auch keineswegs zustimmende, doch auch nicht ganz ablehnende, Antwort. Dieser fand sich veranlaßt, den preußischen Unterhändler an Davoust nach Paris zu senden, welcher ihn, um die Unterhandlung in die Länge zu ziehen, in Paris zurückhielt, worüber er von Blücher, wie wir demnächst erfahren werden, eine starke Zurechtweisung erhielt.

„Wir müssen heut noch an die Thore anklopfen," äußerte Blücher gegen Gneisenau, als dieser ihm bei seiner Ankunft in Gonesse am 29. näheren Bericht über die, von Ziethen, Bülow und Thielemann mit ihren drei Armeecorps vor Paris genommenen, Stellungen erstattete. Demnach wurde in der Nacht vom 29. zum 30. ein Angriff auf die feindliche Linie hinter dem, aus der Schlacht von Paris am 30. März uns wohlbekannten, Ourcq-Graben unternommen, zu welchem zwei Brigaden des ersten und vierten Armeecorps verwendet wurden. Die Vorhut des vierten Armeecorps machte zu gleicher Zeit einen Angriff auf Aubervillers; man fand den Feind überall in guter Bereitschaft und erreichte nur so viel, den Parisern einen Kanonendonnermorgengruß zu entbieten.

---

*) Damitz II. S. 77.

Wir haben dem Herzoge von Wellington das Wort vergönnt zur Vertheidigung seines Zurückbleibens hinter Blücher; wir geben nun, da er vor Paris eingetroffen ist, nachträglich einen kurzen Bericht über den Marsch seines Heeres vom 21. Juni, wo es bei Bavay die französische Grenze überschritt, bis zum Eintreffen vor Paris am Abend des 1. Juli.

Am 21. nahm Wellington sein Hauptquartier in Malplaquet; die Festung Quesnay wurde eingeschlossen. Am 22. traf die Vorhut in Château-Cambresis ein; das Heer hielt am 23. und 24. hier und in der Umgegend zwei Rasttage. In der Nacht vom 24. zum 25. befahl der Herzog die Festung Cambray, deren Commandant die Uebergabe verweigerte, mit Sturm zu nehmen. „Der Herzog," erzählt General Müffling, „bezeichnete mit wenigen Worten denjenigen Truppentheil, welcher in einem Busche Faschinen machen und denjenigen, welcher Leitern von 18 Sprossen, die aus den nächsten Dörfern herbeigeschafft wurden, immer zu je drei an einander binden sollte; er bezeichnete den Angriffspunkt und alles Uebrige machte sich von selbst. Die Bataillone hinter einem Schwarm von Tirailleuren trugen mit übergehängten Gewehren die Faschinen wie eine schützende Wand vor sich her und die Leitern auf ihren Schultern in zwei Colonnen neben einander, Alles wie auf dem Uebungsplatze."*) Die Besatzung, aus 150 Mann bestehend, zog sich in die Citadelle zurück und ergab sich, nachdem die Engländer den Wall erstiegen hatten und in die Stadt eingedrungen waren, als kriegsgefangen.

Am 25. nahm Wellington sein Hauptquartier in Jaucourt, am 26. in Vermant. Noch an demselben Tage ordnete der Herzog den Sturm auf die Festung Peronne an, von welcher ein, von dem General Grolmann 1814 aufgenommener Plan sich in seinen Händen befand. Die Erstürmung des Platzes wurde unter General Maitland in gleicher Weise wie die von Cambray ausgeführt. Die Besatzung ergab sich, legte die Waffen nieder und wurde unter dem Versprechen, ein Jahr lang nicht gegen die Verbündeten zu dienen, in die Heimath entlassen. Am 27. nahm der Herzog sein Hauptquartier in Nesle, am 28. in Orville, am 29. bezog das englische Heer ein Lager bei Neufville, unweit Gournay; das Hauptquartier kam nach St. Martin-Longueau. Gerade an den Tagen, an welchen das preußische Heer die blutigen Gefechte bei Com-

*) Müffling, Aus meinem Leben. S. 218.

piègne, Creil, Senlis, Villers-Coterets und Nanteuil hatte, hielt Wellington Rasttag. „Durch die forcirten Märsche der preußischen Corps am 27. und 28.," bemerkt Grolmann, „war die englische Armee abermals um einen Tagemarsch zurückgeblieben, so daß dieselbe in dem Augenblicke, als der Feldmarschall Blücher mit seinem Heere vor Paris erschien, sich um zwei Tagemärsche zurück befand."*) Der Herzog selbst eilte seinem Heere voraus und traf am 30. Juni bei Blücher in Gonesse ein, wo er mit ihm die gemeinschaftlichen Unternehmungen für die nächsten Tage verabredete. Blücher drängte zu raschem und überraschendem Vorgehen; Wellington war für das Abwarten. Ihm und seinem Heere fiel, zufolge des Anmarsches beider Heere und der von ihnen einzunehmenden Stellungen, der Uebergang auf das linke Seine-Ufer und die Einschließung von Paris von der Südseite zu; indeß war keine Zeit zu verlieren, um auf die Ankunft der Engländer zu warten, da zu besorgen war, daß die Franzosen die Uebergänge über die Seine in der nächsten Umgebung der Hauptstadt zerstören würden.

Außerdem waren den preußischen Generalstabsofficieren die Gelegenheiten auf der Südseite von Paris aus dem Feldzuge 1814 wohl bekannt. Wurden dort die Höhen von Meudon und Clamard gehörig besetzt, so konnte man ein aus Paris hervorbrechendes Heer zurückweisen und der Hauptstadt die Zufuhren aus der Normandie und dem südlichen Frankreich, ohne welche die Bevölkerung von Paris nicht zwei Tage zu leben vermag, abschneiden. —

Worauf nun aber bei dem gewagten Vorgehen gegen Paris und dem trotzigen Zurückweisen der Waffenstillstandsanträge in Blüchers Hauptquartiere zumeist gerechnet wurde, war die Kenntniß, welche man von der Haltlosigkeit der dortigen Regierung und den sich gegenseitig bekämpfenden Parteien erhalten hatte. Seitdem Napoleon die Krone und mit ihr den Degen niedergelegt hatte, fehlte, was in gefahrvollen Zeiten unerläßlich ist, ein Mittelpunkt, ein befehlendes Haupt. „Der innere Kampf der Factionen," bemerkt mit staatsmännischer Einsicht General Clausewitz, „war durch die Abdankung Napoleons zu Gunsten seines Sohnes keineswegs gelöst. Die wahren Anhänger der Bourbons waren entschieden gegen die Anerkennung Napoleons II.; die Republikaner und Revolutionsmänner waren eben so wenig damit einverstanden. Eine

*) Damitz II. S. 96.

dritte Partei, deren Haupt Fouché war, wollte wohl die Bourbons, aber nur bedingungsweise, d. h. wenn sie die, ihnen vorgelegte, constitutionelle Charte anerkennen würden.

„Indessen hatten alle drei Parteien verschiedene Absichten, kein Vertrauen zu einander, konnten also keine Einheit bilden und, was die Hauptsache ist, sie fürchteten sämmtlich die Ueberreste einer vierten, der Napoleonischen Partei, die in Paris selbst immer noch bedeutend war und in den Truppen und den bewaffneten Vorstädtern eine mächtige Stütze finden konnte.“

Zu dem offenen Parteikampfe gesellte sich bald noch heimlicher Verrath. „Fouché war Regierungs-Präsident; er war in geheimer Verbindung mit Wellington und den Bourbons und außerdem, seiner Persönlichkeit und seinen früheren Verhältnissen nach, zu der wirksamsten Rolle geeignet; er war als das Haupt der Regierung zu betrachten, aber freilich durch die übrigen Mitglieder, sowie durch die Kammern argwöhnisch beobachtet, in seinem Handeln sehr gebunden und auf Intrigue und Verstellung beschränkt. Nächst ihm war in diesem Augenblicke Davoust als die bedeutendste Person zu betrachten. Er war Kriegsminister und wurde, da Soult und Grouchy es ablehnten, zum Chef der Armee ernannt; ferner war er ganz in der Absicht Fouché's, also in derjenigen, welche die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs am meisten für sich hatte.

„Betrachtet man diesen Zustand der Parteiung in Paris und die Natur derjenigen Autorität, welche die Regierung ausmachte, zu der Zeit, als die flüchtige Armee dahin zurückkehrte und die verbündeten Feldherren, derselben auf dem Fuße folgend, vor den Barrièren erschienen, so begreift man, wie schwer es sein mußte, an einen geordneten Widerstand, an eine erschöpfende Anwendung der noch vorhandenen Mittel zu denken.“ *)

Die Regierung in Paris war bei weitem geneigter, das Schicksal Frankreichs der Unterhandlung als den Waffen anzuvertrauen. Die Gefahr rückte immer näher und nicht entmuthigt durch die kurze Abfertigung, welche die Abgeordneten von Blücher und Wellington in St. Quentin erhalten, wurden in der Hoffnung, sie jetzt günstiger gestimmt zu finden, die Anträge wegen eines Waffenstillstandes erneut. Am 29. Juni ließen sich Abgeordnete der Regierung bei dem Herzoge von Wellington in Etrées melden, welche aufs Neue wegen

*) Clausewitz, Hinterlassene Werke. Bd. VIII. S. 215.

Einstellung der Feindseligkeiten in Unterhandlungen zu treten beauftragt waren. Als sie sich wiederholt auf die Abdankung Napoleons beriefen, wodurch ein jeder Grund zur Fortsetzung des Krieges fortfalle, bemerkte Wellington, daß er die Abdankung nur als eine Falle betrachten könne und sich daher nicht berechtigt fühle, die Feindseligkeiten einzustellen, da dieselbe keineswegs geeignet sei, das Ziel zu erfüllen, welches die Verbündeten sich gestellt hätten. Er setzte ihnen auseinander, „daß außer Napoleon auch seine Anhänger die erklärten Feinde der Verbündeten seien, und daß, bevor er auf irgend eine Einstellung der Feindseligkeiten einginge, er Schritte zur Wiederherstellung einer Regierung sehen müsse, welche allein den Verbündeten Sicherheit des Friedens gewähren könne.“ Als die Abgeordneten um nähere Aufklärung über diesen Punkt baten, antwortete der Herzog, daß er hierzu von seiner Regierung nicht ermächtigt sei, daß er jedoch ihnen seine persönliche Meinung nicht vorenthalten wolle. In dem Berichte an seine Regierung über diese Unterhaltung bemerkt der Herzog:

„Ich sagte hierauf den Abgeordneten: ich glaube, die beste Sicherheit für Europa wäre die Restauration des Königs. Die Etablirung einer anderen Regierung in Frankreich als der des Königs, müsse unvermeidlich zu neuen und endlosen Kriegen führen, da Bonaparte und die Armee die Regierung des Königs umgestürzt hätten, sei es jetzt, wo Bonaparte Gefangener oder wenigstens beseitigt und die Armee geschlagen wäre, eine natürlichere und einfachere Maßregel, den König zurückzurufen und durch die Energie ihrer Constitution diejenigen Reformen hervorzubringen, welche sie in der Regierung oder in der Verfassung zu machen wünschten, als ihrem Souveraine Bedingungen zu stellen. — Es sei endlich vor Allem wichtig, den König ohne Zeitverlust zurück zu rufen, damit es nicht den Anschein habe, als ob diese Maßregel ihnen von den Alliirten aufgezwungen wäre.

„Die Abgesandten meinten einzeln und im Ganzen, daß es ihr ernster Wunsch wäre, den König in der von mir erwähnten Art wieder eingesetzt zu sehen und daß dies auch der Wunsch der provisorischen Regierung sei. Einer der Herren war jedoch der Meinung, daß die beiden Kammern nicht zu bewegen sein würden, den König ohne Bedingungen zurück zu rufen; er bezeichnete als diejenigen, auf welchen die Kammern wahrscheinlich bestehen würden und bei denen es auch wünschenswerth wäre, daß der König nachgäbe, die Verantwortlichkeit der Verwaltung und eine Veränderung der Verfassung, insofern nämlich,

als die Initiative der Gesetzgebung den Versammlungen der Repräsentanten, und nicht dem Könige übertragen werden sollte.

„Ich sagte ihnen, daß ich in Betreff des ersteren Punktes alle Ursache habe, zu glauben, der König sei entschlossen, ein Ministerium zu bilden, welches einzeln und im Ganzen für alle Handlungen der Regierung verantwortlich wäre, und daß ich nicht zweifle, Se. Majestät würde sich den Wünschen des französischen Volkes entgegen stellen, wenn dasselbe verlange, daß die Initiative der Gesetzgebung den Kammern übertragen werde, daß ich jedoch keine Vollmacht habe, über diesen Gegenstand zu sprechen, und ihnen anempfehle, nicht auf kleine, streitige Punkte Gewicht zu legen, sondern wenn sie wirklich die Regierung ihres Königs restauriren wollten, es ganz und ohne Bedingung zu thun.

„Im Laufe dieser Unterredung führten sie an, daß die Kammern Napoleon II. als Kaiser proclamirt hätten, um die Officiere und Soldaten zufrieden zu stellen, indem dieselben nach der Schlacht in solcher Menge nach Paris gekommen wären, daß man einen Bürgerkrieg in der Hauptstadt hätte fürchten müssen, wenn diese Maßregel nicht ergriffen worden wäre.

„Während wir noch über die dem Könige zu stellenden Bedingungen und über die Mängel und Nachtheile sprachen, welche der bisherige Modus der Gesetzgebung und der Mangel an Verantwortlichkeit und selbstständiger Macht der Minister hätten, erhielt ich von Sir Charles Stuart die vom Herrn v. Talleyrand contrasignirte Erklärung des Königs vom 28. Ich theilte dieselbe den französischen Commissairen sogleich mit und machte sie ganz besonders aufmerksam auf das Versprechen des Königs, diejenigen Veränderungen in seiner Verwaltung zu treffen, welche sie vorgeschlagen hatten.

„Einige Einwendungen wurden mir in Bezug auf diejenigen Paragraphen in der Erklärung gemacht, welche sich auf die Ausschließung gewisser Personen von der Gegenwart des Königs, auf den angekündigten Vorsatz, einige von denen zu bestrafen, welche Theil an dem Complott zur Zurückführung Bonaparte's genommen hatten und auf die Absicht bezogen, die alten Kammern der Legislatur wieder zusammen zu rufen. Ich schrieb daher, ihrem Wunsche gemäß, an M. de Talleyrand einen Brief, von dem Sir Charles Stuart wahrscheinlich eine Abschrift nach England gesandt hat und welchen ich den Bevollmächtigten vor der Absendung mittheilte.

„Ich sagte ihnen dann, daß ich nichts Weiteres über die Einstellung der

Feindseligkeiten, welche sie dringend forderten, um Zeit zur Zurückrufung des Königs zu gewinnen, mittheilen könnte, bevor ich nicht den Marschall Blücher gesprochen hätte. Ich versprach ihnen, mich noch an demselben Abend in dessen Hauptquartier zu begeben.

„Bevor ich mich entfernte, fragten die Bevollmächtigten noch, ob die Wahl einer Regentschaft, welche im Namen Napoleons II. die Geschäfte der Regierung versähe, den Absichten der Alliirten angemessen wäre, und ob ein solches Arrangement mich veranlassen würde, meine Operationen einzustellen. Ich antwortete, daß dies sicherlich nicht geschehen würde, die Alliirten würden nie mit Napoleon oder mit irgend Einem seiner Familie unterhandeln, daß die Ernennung Napoleons II. dem abgetretenen Napoleon I. und seine Anerkennung dem Wunsche, die Armee zu gewinnen, zugeschrieben werden würde und daß ich meinen Operationen in Folge eines solchen Arrangements sicherlich nicht Einhalt thun könne.

„Sie fragten sodann, was man thun würde, wenn irgend ein anderer Prinz aus einem königlichen Hause auf den Thron Frankreichs gerufen würde? Ich erwiderte hierauf, daß ich unmöglich solche unhaltbare Fragen beantworten könne, daß ich ihnen nur als Privatmann meine Meinung über das gesagt hätte, was für sie das Beste wäre, und daß es jetzt bei ihnen stände, diesen Rath zu befolgen oder nicht.

„Einer der Bevollmächtigten nahm, bevor ich wegging, noch Gelegenheit, mir zu sagen, er wünsche, daß ich auf diese letzte Frage eine mehr positive Antwort gegeben hätte; ich beschloß daher, es noch zu thun, ehe die Bevollmächtigten diese Unterhandlung nach Paris berichtet hätten.

„Ich ließ sie zu Etrées, eilte nach dem Hauptquartier du Plessis, gab Befehl zum Marsche der Truppen für den folgenden Morgen und holte sie in der Nacht zu Louvres wieder ein. Ich sagte ihnen dann, daß ich mir ihre letzte Frage überlegt hätte und keinen Grund fände, warum ich ihnen nicht als Privatmann darüber meine Ansicht aussprechen solle, daß, meiner Meinung nach, Europa keinen dauernden Frieden hoffen könne, wenn irgend ein Anderer als der König Ludwig XVIII. auf den französischen Thron berufen würde, daß jeder Andere als Usurpator regieren und versuchen müsse, die Aufmerksamkeit des Landes von den schwachen Seiten seiner Berechtigung auf Krieg und fremde Eroberungen hinzuführen, daß die europäischen Mächte sich gegen solche Uebel

sichern müßten; ich könne sie daher versichern, daß ich, wenn mein Gouvernement nicht anders darüber bestimmte, mit meinem ganzen Einfluß die verbündeten Souveraine zu bewegen suchen würde, auf Garantien für die Erhaltung des Friedens zu bestehen, wenn ein solches Arrangement, als sie erörtert hätten, getroffen würde.

„Die Bevollmächtigten erwiderten, daß sie mich vollständig verstanden hätten. — „„Et vous avez raison,““ fügten einige von ihnen hinzu.“

Da die Mehrzahl der Generale und Officiere aller Grade dem Könige Ludwig XVIII. den Eid gebrochen und aufs Neue zu des Kaisers Fahnen geschworen hatten, mußte ihnen Alles daran liegen, die Bourbons nicht wieder den Thron Frankreichs einnehmen zu sehen. Als es daher bei dem Heere bekannt wurde, daß die Regierung sich nicht abgeneigt erklärt habe, den Forderungen der Verbündeten sich zu fügen und gegen die Rückkehr Ludwigs XVIII. unter dem Schutze der fremden Bajonette keinen Einspruch erheben werde, hielten eine große Anzahl der Generale am 30. Juni eine Zusammenkunft in dem Lager zu Villette. Da sie von dem Marschall Davoust über den Inhalt und den Erfolg der Verhandlungen, welche von der Regierung mit den Verbündeten gepflogen wurden, eine genügende Auskunft nicht erhielten, beschlossen sie eine Adresse an die Deputirtenkammer zu richten, worin sie gegen die Rückkehr der Bourbons feierlichst protestirten.

„Repräsentanten des Volks!“ so lautet die Adresse. „Wir stehen unsern Feinden gegenüber. Wir schwören vor euch und der Welt, die Sache unserer Unabhängigkeit und der nationalen Ehre zu vertheidigen. Man will uns die Bourbons wieder aufdringen, aber die unermeßliche Majorität der Franzosen erklärt sich gegen die Principien dieses Hauses. Bedenkt, Repräsentanten, daß, wenn ihr deren Rückkehr zugeben könntet, ihr dadurch die Vernichtung einer Armee unterzeichnen würdet, welche zwanzig Jahre hindurch das Palladium der französischen Ehre gewesen ist. Im Kriege, zumal in einem langandauernden, wechselt Glück mit Unglück. Im Glück haben wir uns groß und edelmüthig bewiesen. Wenn man uns in unserem Unglücke erniedrigen will, so werden wir zu sterben wissen.

„Die Bourbons gewähren der Nation keine Garantie. Wir empfingen sie mit Gefühlen des edelmüthigsten Vertrauens, wir vergaßen alles Böse, was sie uns in der Wuth, uns der heiligsten Rechte zu berauben, zugefügt hatten. Und

wie erwiderten sie dieses Vertrauen? Sie behandelten uns als Rebellen und als Besiegte. Repräsentanten! Diese Betrachtungen sind schauderhaft, weil sie wahr sind. Die Geschichte wird dereinst berichten, was die Bourbons gethan haben, um wieder auf den Thron Frankreichs zu gelangen, sie wird aber auch das Benehmen der Armee, jener durchaus nationalen Armee, berichten, und die Nachwelt wird entscheiden, wer die Achtung der Welt am meisten verdient."

Der Marschall Davoust, welcher bereits in dem nicht unbegründeten Verdachte stand, gemeinschaftlich mit Fouché für die Rückkehr der Bourbons zu arbeiten, sah sich genöthigt, seinen Namen zuerst zu unterzeichnen; ihm folgten Graf Pajol, Graf d'Erlon, Graf Vandamme und noch fünfzehn andere Generale.

Hervorgerufen war diese Adresse durch das, von Ludwig XVIII. den abtrünnigen Ueberläufern zu Napoleon angedrohte, Strafgericht. Die altadelige Hofpartei, die mit ihm feig davongelaufen war, deren Haupt der Herzog Blacas war, hatte den König vermocht, sofort nach der Rückkehr nach Frankreich am 25. Juni in Château-Cambresis eine Proclamation zu unterzeichnen, „welche zwar die Wiederherstellung der Charte verhieß, zugleich aber in schreckhafter Unbestimmtheit ein Strafgericht über die Schuldigen ankündigte."*) Nun erreichte zwar Wellington durch ernste Vorstellungen, daß der übelberathene König seinen Günstling Blacas aus seiner Nähe entfernte und den Fürsten Talleyrand an die Spitze der Geschäfte berief; allein auch in der, von diesem Legitimitätsritter verfaßten und von dem Könige am 28. Juni zu Cambray erlassenen, zweiten Proclamation waren für die, welche es mit dem zurückgekehrten Kaiser gehalten, bedrohliche Worte enthalten. „Ich verspreche" — hieß es in derselben — „und ganz Europa weiß es, daß ich niemals um zu betrügen gesprochen habe, den verirrten Franzosen Alles zu verzeihen, was seit dem Tage, an dem ich Lille im Angesicht so vieler Thränen verlassen habe, bis zu dem Tage sich ereignet hat, wo ich zu Cambray im Angesicht so vieler Freunde wieder eingezogen bin. Es ist aber das Blut meiner Unterthanen geflossen um einer Verrätherei willen, der in den Annalen der Welt keine andere gleich kommt. Diese Verrätherei hat die Feinde in das Herz von Frankreich gerufen; jeder Tag enthüllt mir neues Unglück. Ich muß also für die Würde meines

*) Ott, letzte Kämpfe II. S. 408.

Thrones, für die Wohlfahrt meiner Unterthanen, für Europas Ruhe die Anstifter und Urheber dieses schrecklichen Complottes von der Verzeihung ausschließen. Durch die beiden Kammern, welche ich unverzüglich zu versammeln gedenke, werden sie der Vergeltung durch die Gesetze überliefert werden."

In dem Hauptquartiere der verbündeten Monarchen zu Hagenau hatten die Abgeordneten der französischen Kammern den Bescheid erhalten, daß sie, als von Napoleon einberufen, nicht anerkannt würden.

So von allen Seiten bedroht und bedrängt, erließ die bereits ganz lahm gelegte Kammer den 1. Juli eine Proclamation „An die Franzosen!" in welcher sie es zwar nicht an großen Worten fehlen läßt, zuletzt aber doch nur unter dem durchlöcherten Schirm eines Protestes den Rückzug antritt. „Die feindlichen Mächte," so lautet dieselbe, „proclamirten im Angesichte von Europa, daß sie nur gegen Napoleon bewaffnet wären und daß sie unsere Unabhängigkeit und das jeder Nation zustehende Recht, sich eine Regierungsform zu geben, welche ihren Gewohnheiten und Interessen angemessen wäre, achten würden.

„Napoleon ist nicht mehr das Oberhaupt des Staates. Er hat dem Throne entsagt und seine Entsagung ist von euren Repräsentanten angenommen worden. Er ist fern von uns. Sein Sohn ist durch die Constitution zur Kaiserwürde berufen. Die verbündeten Mächte sind hiervon unterrichtet worden und der Krieg müßte beendigt sein, wenn die Versprechungen der Könige auf Wahrheit beruhten.

„Während Bevollmächtigte zu den alliirten Mächten gesendet worden sind, um im Namen Frankreichs wegen des Friedens zu unterhandeln, verweigerten die Generale zweier dieser Parteien jeden Waffenstillstand, ihre Truppen beschleunigten, einen Augenblick der Unruhe und des Schwankens benutzend, ihre Märsche. Sie stehen jetzt vor den Thoren der Hauptstadt und nichts sagt uns weshalb der Krieg fortgeführt wird. Unsere Bevollmächtigten werden uns bald erklären, ob wir dem Frieden entsagen müssen. Bis dahin ist der Widerstand nicht allein gesetzmäßig, sondern auch nothwendig. . . . Unter solchen Verhältnissen dürfen eure Repräsentanten nicht vergessen, daß sie gewählt worden sind, um die Interessen der ganzen Nation, nicht aber die einer einzelnen Partei wahrzunehmen. Jeder Act der Schwäche würde sie entehren und nur dazu dienen, die zukünftige Ruhe Frankreichs zu gefährden. . . .

„Die Kammern glauben daher, daß ihre Pflicht und ihre Ehre es fordern,

Niemand als gesetzliches Oberhaupt anzuerkennen, der bei seiner Thronbesteigung verweigert, die Rechte der Nation zu achten und sie durch einen feierlichen Schwur zu bekräftigen. Die constitutionelle Charte ist aufgestellt und wenn man uns durch die Gewalt der Waffen vorübergehend einen Herrn aufdrängen, wenn das Geschick einer großen Nation wiederum den Launen und der Willkür einer kleinen Zahl privilegirter Personen übergeben werden sollte, dann wird die Versammlung der Volksvertreter, der Gewalt weichend, Angesichts der ganzen Welt gegen die Unterdrückung des französischen Volks protestiren." Dergleichen leere Proteste gewährten der guten Stadt Paris gegen Blüchers Vollkugeln nicht die geringste Sicherheit.

Indessen fand sich Davoust durch die von ihm mitunterzeichnete Adresse bewogen, die Regierungs-Commission zu veranlassen, einige, die Vertheidigung von Paris betreffende, Fragen vom militairischen Standpunkte aus zu beantworten. Um sich gegen den Vorwurf zu verwahren, als wolle er hierin eigenmächtig handeln, berief Davoust am 1. Juli in seinem Hauptquartiere zu Villette einen Kriegsrath, welchem die Marschälle Massena, Lefevre, Soult, Grouchy, die Generale Carnot, Grenier, Pajol, Erlon, Vandamme und noch andere Unterzeichner jener Adresse beiwohnten.

Diesem Kriegsrathe legte Davoust im Auftrage der Regierungs-Commission eine Anzahl Fragen vor, auf welche, nachdem darüber ein jeder der Anwesenden auf Verlangen das Wort erhalten hatte, eine Antwort abgefaßt und schließlich von dem Kriegsrathe genehmigt wurde.

1. In welchem Zustande befinden sich die, zur Vertheidigung von Paris errichteten, Befestigungen? (retranchements.)

Antwort. Der Zustand der Befestigungen und deren Ausrüstung auf dem rechten Ufer der Seine ist, obwohl unvollständig, dennoch befriedigend. Auf dem linken Ufer können die Befestigungen für gar nichts gelten.

2. Kann die Armee Paris decken und vertheidigen?

Antwort. Sie kann es, jedoch nicht in das Unbestimmte hinaus. Sie darf sich dem Mangel der Lebensmittel und dem des Rückzuges nicht aussetzen.

3. Wenn die Armee auf allen Punkten angegriffen wird, vermag sie den Feind zu verhindern, von der einen oder der anderen Seite in Paris einzudringen?

Antwort. Schwerlich dürfte die Armee auf allen Punkten zugleich ange-

griffen werden, allein, wenn es geschähe, dann würde geringe Hoffnung auf Widerstand sein.

4. Würde im Falle eines Unglücks der General en chef hinreichende Streitkräfte im Rückhalt haben oder sammeln können, um sich dem Eindringen mit offener Gewalt (de vive force) zu widersetzen?

Antwort. Kein General vermag für die Folgen einer verlorenen Schlacht gut zu sagen.

5. Ist hinreichende Munition für Gefechte vorhanden?

Antwort. Ja.

6. Endlich: kann man für das Schicksal der Stadt gut sagen und auf wie lange?

Antwort. In dieser Hinsicht kann eine Garantie durchaus nicht gegeben werden.

(unterzeichnet:) der Marschall Kriegsminister Prinz v. Eckmühl.

Aus den Fragen sowohl wie aus den Antworten geht nur allzu deutlich hervor, daß weder der Regierungs-Commission, noch auch der Bevölkerung daran gelegen war, der guten Stadt Paris den Ruhm eines zweiten Saragossa zu erwerben.

Nach einer mäßigen Berechnung betrug nach Grouchy's Eintreffen und der, aus den Depots herangezogenen, Truppen die Stärke des französischen Heeres in den Linien von Paris 60- bis 70,000 Mann; die Bevölkerung von mehr als 700,000 Einwohnern hätte mindestens 80,000 Nationalgarden, die Vorstädte mindestens 20,000 Fédérés aufzubringen vermocht, so daß Davoust über 160- bis 170,000 Mann gut bewaffneter, zum großen Theil kriegsgeübter Truppen in gedrungener Stellung der Vertheidigung zu verfügen hatte, während Wellington und Blücher kaum 100,000 Mann schlagfertig beisammen hatten, mit denen sie, getrennt durch die Seine, welche unterhalb Paris mehr ein Strom als ein Fluß zu nennen ist, einen Umkreis von 10 bis 12 Stunden zu besetzen, und zum Angriffe gegen viele, zum Theil befestigte Punkte vorgehen mußten. Und selbst nach einer gelungenen Erstürmung der Stadt, welche Vertheidigungsmittel standen den Bürgern zu Gebote! Damals gab es noch keinen freien Platz vor dem Louvre, keine verbreiterte, bis zum Stadthause fortgeführte, Rivolistraße, keinen Boulevard von Sebastopol, keine Central-Markthallen, überall nur enge Winkelgassen mit 6 und 7 Stock hohen Häusern, und daß im Barri-

kadenbau die Pariser schon vor zweihundert Jahren Ausgezeichnetes geleistet hatten, war bekannt genug.

Vergebens hatte Marschall Davoust die Unterhandlung in Gang zu bringen versucht. Er richtete an Blücher und Wellington aus seinem Hauptquartiere la Villette (unmittelbar auf der Nordostseite von Paris gelegen) den 30. Juni ein gleichlautendes Schreiben, in welchem es heißt: „Ihre feindlichen Bewegungen dauern fort, obschon nach den Erklärungen der verbündeten Souveraine der Grund des Krieges, den sie mit uns führen, weggefallen ist, nachdem der Kaiser Napoleon abgedankt hat.

„In dem Augenblicke, wo es wiederum auf dem Punkte steht, daß Blut fließe, empfange ich von dem Herzoge von Albufera (Suchet) die telegraphische Depesche, deren Abschrift ich beilege. Ich verbürge mich mit meiner Ehre, daß dieser Waffenstillstand abgeschlossen wurde. Alle Gründe, welche Sie haben konnten, den Krieg fortzuführen, sind umgestürzt, da Sie keine anderen Verhaltungsbefehle von Ihrer Regierung haben können, als diejenigen sind, welche die österreichischen Generale erhielten.

„Ich stelle an Ew. ꝛc. das förmliche Begehren, jede Feindseligkeit sogleich aufhören zu lassen und daß man sich mit einem Waffenstillstande bis zur Entscheidung des Congresses beschäftige. Ich kann nicht glauben, daß mein Begehren wirkungslos bleiben wird; Sie würden in den Augen Ihrer Nation eine große Verantwortlichkeit auf sich laden ꝛc.“ —

Diesem Schreiben war abschriftlich beigefügt eine

„Telegraphische Depesche des Herzogs von Albufera (Marschall Suchet) aus Chambery (in Savoyen) vom 29. Junius an den Kriegsminister“

des Inhaltes:

„Am 27. haben die Oestreicher auf der ganzen Linie attackirt, sind aber mit einem Verluste von 250 Mann an Todten und Verwundeten zurückgewiesen worden. Ich habe darauf dem General Bubna einen Waffenstillstand anbieten lassen, er hat aber nichts davon hören wollen. Am 28. machte der Feind einen abermaligen Angriff bei Conflans und Aiguebelle, verlor aber dabei 1500 Mann und wir nahmen ihm noch 500 Mann an Gefangenen ab. Um 1 Uhr Nachmittags wiederholte ich indeß meinen Waffenstillstandsantrag, welcher nunmehr Eingang fand. Dieser Uebereinkunft zufolge ziehe ich mich in die, ehemals durch

den Pariser Tractat vorgeschriebene, Position zurück. Während meiner Unterhandlungen mit dem General Bubna fertigte ich auch einen Parlamentair mit gleichen Vorschlägen an den General Frimont ab nach Genf. Er hat mir geantwortet, daß, da er den Verhandlungen, die deshalb mit den verbündeten Mächten stattfinden würden, seinerseits gern entgegenkommen möchte, er mir einen Waffenstillstand bis zum 2. Julius bewillige, da um diese Zeit ich von meiner Regierung Bescheid erhalten haben könnte.

Herzog von Albufera."

Der Herzog von Wellington, welcher einen besonderen Werth darauf legte, bei den Franzosen nicht nur für einen tüchtigen Feldherrn, sondern auch für einen feinen Diplomaten zu gelten, antwortete dem Marschall Davoust in wohl stilisirtem Französisch:

„Hauptquartier, den 1. Juli 1815, 10 Uhr Morgens.

„Herr Marschall!

„Soeben habe ich Ew. Excellenz Schreiben vom 30. Juni erhalten. In demselben theilen mir Ew. Excellenz die Nachricht von einem, zwischen dem General Frimont und dem Marschall Herzog von Albufera abgeschlossenen Waffenstillstande mit.

„Ich habe schon den, an die verbündeten Mächte gesendeten, französischen Commissairen mündlich die Gründe auseinandergesetzt, welche mich verhindert haben, meine Operationen zu suspendiren. Ich habe alle Ursache zu glauben, daß diese Gründe von den Verbündeten meines und derjenigen Souveraine, deren Armee zu befehligen ich die Ehre habe, vollkommen gebilligt werden.

„Ich wünsche sehnlichst jedes weitere Blutvergießen der, unter meinem Befehle stehenden, tapferen Truppen zu vermeiden, aber es darf nur unter der Bedingung geschehen, welche die Wiederherstellung und die Festigkeit des allgemeinen Friedens sicher stellen.

„Ich habe die Ehre zu sein u. s. w.

Wellington."

Der Feldmarschall Blücher antwortete in deutscher Sprache:

„Hauptquartier zu Versailles, den 30. Juni 1815.

„Mein Herr Marschall!

„Es ist irrig, daß zwischen den verbündeten Mächten und Frankreich alle Ursachen zum Kriege aufgehört haben, weil Napoleon dem Throne entsagt habe;

dieser hat nur bedingungsweise entsagt, zu Gunsten seines Sohnes, und der Beschluß der vereinigten Mächte schließt nicht allein Napoleon, sondern auch alle Mitglieder seiner Familie vom Throne aus.

„Wenn der General Frimont sich berechtigt geglaubt hat, einen Waffenstillstand mit dem ihm gegenüberstehenden feindlichen General zu schließen, so ist dies kein Motiv für uns, ein Gleiches zu thun. Wir verfolgen unsern Sieg und Gott hat uns Mittel und Willen dazu verliehen.

„Sehen Sie zu, Herr Marschall, was Sie thun, und stürzen Sie nicht abermals eine Stadt ins Verderben; denn Sie wissen, was der erbitterte Soldat sich erlauben würde, wenn Ihre Hauptstadt mit Sturm genommen würde.

„Wir wollen in Paris einrücken, um die rechtlichen Leute in Schutz zu nehmen gegen die Plünderung, die ihnen von Seiten des Pöbels droht. Nur in Paris kann ein zuverlässiger Waffenstillstand Statt haben. Sie wollen, Herr Marschall, dieses unser Verhältniß zu Ihrer Nation nicht verkennen.

„Ich mache Ihnen, Herr Marschall, übrigens bemerklich, daß, wenn Sie mit uns unterhandeln wollen, es sonderbar ist, daß Sie unsere mit Briefen und Aufträgen gesendeten Officiere gegen das Völkerrecht zurückhalten.*)

„In den gewöhnlichen Formen übereinkömmlicher Höflichkeit habe ich die Ehre mich zu nennen

Herr Marschall

Ihr dienstwilliger Diener

v. Blücher."

Es war vielleicht das erste Mal, daß die deutsche Sprache zu diplomatischen Verhandlungen mit Frankreich gebraucht wurde. Von den Franzosen wurde es für eine gröbliche Beleidigung, für einen „Vandalismus" erklärt, daß Blücher sich einer, ihnen unverständlichen, barbarischen Sprache in seiner Antwort bedient habe. Als die provisorische Regierung sich die ungestüme Antwort Blüchers hatte verdolmetschen lassen, gewann sie die Ueberzeugung, daß bei diesem rauhen Kriegsmanne ein friedliches Bürgerwort der Pariser keinen Anklang finden werde; sie wandte sich daher noch einmal an Wellington, erhielt aber auch diesmal von ihm einen ausweichenden Bescheid. Die an ihn nochmals abgeschickten Bevoll-

---

*) Es war der obenerwähnte Major v. Brünneck gemeint.

mächtigten berichten unter dem 1. Juli: „Der Herzog von Wellington hat uns geantwortet: er habe uns stets erklärt, daß er sich in keine entscheidende Verbindlichkeiten einlassen könne, bevor er nicht mit dem Marschall Blücher übereingekommen sei. Nächstens werde er ihn sprechen und ihn zu vermögen suchen, daß er sich mit ihm zur Abschließung eines Waffenstillstandes vereinige. Er fügte hinzu: er wolle uns nicht bergen, daß der Feldmarschall gegen Alles, was ihn in seinen Operationen, die sich nun bereits bis auf das linke Ufer der Seine ausgedehnt, zu hemmen vermöge, einen außerordentlichen Widerwillen habe, und es sei seine Pflicht, ihn bei seinen Bewegungen zu unterstützen, so lange er den Marschall nicht bewegen könne, seine Meinung zu theilen."

Unterdessen war Blücher über die Seine gegangen.

Die Regierungs-Commission beeilte sich, ihre Abgeordneten von der kritischen Lage, in welcher sich Paris befand, zu unterrichten, und forderte sie auf, da sie vom Herzoge von Wellington unaufhörlich von Kaiphas zu Pilatus geschickt würden, eine Unterredung mit dem Fürsten Blücher selbst zu suchen. Sie antworteten, es sei ihnen nie möglich gewesen, mit diesem Marschall selbst zum Gespräch zu kommen, und ohne sich der Gefahr auszusetzen, einen Bruch herbeizuführen, könnten sie zu der Unterhandlung mit ihm auch keine andere Mittelsperson wählen, als den Lord Wellington.

Sie fügten ihrer Depesche einen neuen Brief hinzu, in welchem der Herzog von Wellington meldete, daß der Fürst Blücher fortfahre, ihm die größte Abneigung gegen Schließung eines Waffenstillstandes zu erkennen zu geben. Die Regierung zweifelte nun nicht länger an der übelwollenden Gesinnung des englischen Feldherrn. Der Graf Marmont sagte, man müsse sich definitiv lieber an die rauhe Freimüthigkeit Blüchers wenden, als daß man in der Ungewißheit bliebe, in welcher sie Wellingtons Höflichkeiten fortwährend ließen.

Blücher hatte, sobald er von Wellington das Eintreffen des Vortrabes seines Heeres vor Paris für den 30. Juni zugesichert erhielt, sofort Anordnung zum Rechtsabmarsche und Uebergange auf das linke Ufer der Seine getroffen. Der Major v. Colomb, uns aus den Feldzügen 1813 und 1814 als einer der unternehmendsten Parteigänger bekannt, erhielt den Auftrag, mit dem 8. Husaren-Regimente vorauf zu gehen, die Brücken bei Chatou und St. Germain zu besetzen und, woran dem Feldmarschall zumeist gelegen war, einen Streifzug nach Malmaison zu unternehmen, den hier privatisirenden Ex-Kaiser auf-

zuheben und als Gefangenen in das Hauptquartier abzuliefern.*) Napoleon erhielt Kunde von der ihm drohenden Gefahr und beeilte sich, Malmaison zu verlassen.

Sobald in Blüchers Hauptquartier vom Major v. Colomb die Nachricht eingegangen war, daß die Brücke von Chaton an der Straße von St. Germain nach Paris bereits abgebrochen, dagegen die bei St. Germain noch unzerstört und von ihm besetzt sei, wurden sofort die Befehle zu dem Uebergange auf das linke Ufer der Seine, der kühnsten und gewagtesten Unternehmung des Feldzuges, ertheilt.

Das dritte Armeecorps, welches den 30. Morgens 5 Uhr von Dammartin aufgebrochen und Mittags bei Gonesse angelangt war, mußte gegen Abend seinen Marsch zur Umgehung von Paris fortsetzen, während das erste und vierte bis zum Einrücken des Wellingtonschen Heeres dem Feinde gegenüber blieben. Es ging hinter St. Denis weg über Argenteuil nach St. Germain, wo es Morgens um 3 Uhr eintraf, nachdem es in weniger als 24 Stunden sieben Meilen zurückgelegt hatte.

Der Oberst-Lieutenant v. Sohr mit 6 Schwadronen von den brandenburgischen und pommerschen Husaren, etwa 600 Pferde stark, hatte die Bestimmung erhalten, über St. Germain und Versailles gegen die Straße von Orleans zu streifen. Er war vor dem dritten Corps über die Seine gegangen und hatte Versailles besetzt.

Das erste Armeecorps folgte dem dritten Abends 11 Uhr und ging unterhalb St. Germain bei le Menil über die Seine, wo es erst Abends 7 Uhr eintraf und blieb.

Das vierte Corps folgte am 1. Juli nach St. Germain, wo es spät in der Nacht eintraf.

Der Oberst-Lieutenant v. Sohr, an Gewandtheit und Kühnheit von keinem anderen Husaren-Officier übertroffen, hatte heut die nöthige Vorsicht unterlassen. Er marschirte durch Versailles, machte am jenseitigen Ausgange Halt, ließ abkandaren und füttern, Officiere und Soldaten sprachen den, von den Einwohnern herbeigebrachten, Weinflaschen stark zu, einzelne Nüchterne ließen sich

*) Es ist zu bedauern, daß der Major v. Colomb nur über seine Streifzüge 1813 und 1814 und nicht über die, 1815 ausgeführten, eigenhändige Aufzeichnungen hinterlassen hat.

nach den kaiserlichen Marställen führen und suchten Remontepferde aus; für die Sicherung des weiteren Marsches war die nothwendige Auskundschaft vernachlässigt worden.

Der General Exelmans, welcher die Reiterei Grouchy's befehligte und bei Paris links der Vorstadt Vaugirard biwachtete, erhielt durch Freunde aus Versailles genaue Nachricht über Stärke und Zustand der beiden preußischen Husaren-Regimenter und über den Marsch, den sie einzuschlagen gedächten. Exelmans erbat sich von dem Marschall Davoust einige Verstärkung und die Erlaubniß, diese beiden preußischen Regimenter abzufangen. Es wurde ihm bewilligt und gegen Mittag brach er mit dem 5., 15. und 20. Dragoner- und dem 6. Husaren-Regimente auf der Straße von Montrouge nach Plessis-Piquet gegen die Front der preußischen Husaren auf. Der General Piret wurde mit dem 5. und 6. Ulanen-, dem 1. und 6. Chasseur-Regimente, dem 33. Infanterie-Regimente und einer Batterie gegen die Seiten und den Rücken der Preußen abgeschickt. Noch bevor der Oberst-Lieutenant v. Sohr von Versailles aufgebrochen war, hatten Exelmans und Piret ihre Truppen, welche mindestens 6000 Mann zählten, so vertheilt und zum Theil versteckt aufgestellt, daß, nachdem Sohr kaum eine Stunde weit auf der Straße von Versailles vorgerückt war, er sich von allen Seiten umringt und jeden Ausweg verlegt sah. Als der Vortrab von der, aus dem Dorfe Villecoublay vorbrechenden Reiterei angegriffen wurde, eilte Sohr mit beiden Regimentern vor und warf den Feind in das Dorf zurück. Es war kein Schuß gefallen, nur mit dem Säbel wurde gefochten; allein die Husaren waren auseinander gekommen und Sohr ließ, um sie zu sammeln, zum Rückzuge blasen. Es gelang, Versailles wieder zu erreichen, und einzelne Tapfere opferten sich heldenmüthig auf, dem Feinde das Eindringen durch das verrammelte Thor zu wehren. Erst dann, als die Bürger aus den Fenstern auf die Preußen feuerten, wurde der weitere Rückzug angetreten; allein auch die Straße nach St. Germain fand man versperrt, das Dorf Chenay hielt feindliches Fußvolk besetzt. Mit 150 Husaren drang Sohr in das Dorf, gerieth aber unglücklicherweise in einen Hof, welcher keinen Ausgang hatte. Der Führer der tapferen Schaar sank, von einem Pistolenschuß verwundet, vom Pferde, er und die ihm gefolgt waren, wurden zu Gefangenen gemacht. Von den beiden Regimentern erreichten am folgenden Tage nur etwa 200 Mann St. Germain; wir hatten bei dieser mißlungenen Unternehmung an Todten,

Verwundeten und Gefangenen einen Verlust von 10 Officieren und 400 bis 500 tapferen Husaren. Durch einzelne Versprengte war die Nachricht von dem Unglück, das Sohr betroffen, nach St. Germain gelangt. Sogleich wurde General-Major v. Borcke mit der 9. Brigade gegen Versailles vorgeschickt. Er vertrieb den Feind aus Rocquencourt und besetzte Versailles am 2. Juli. Das dritte Armeecorps rückte an diesem Tage bis Plessis-Piquet vor, ohne auf den Feind zu stoßen. Das erste Corps nahm seinen Marsch auf Sevres, aus welchem nach einem kurzen, aber blutigen Gefechte die ziemlich starke Besatzung vertrieben wurde; diese zog sich über Molineaux fechtend auf Issy zurück, wo sie Verstärkung erhielt und Stellung nahm. General Ziethen ließ dies Dorf Abends 7 Uhr von der 1. Brigade angreifen, welche, später noch von der 2. unterstützt, im mitternächtlichen Kampfe den Feind daraus vertrieb. Vor Tages-Anbruch am 3. führte Vandamme zwei starke Abtheilungen von Montrouge und Vaugirard gegen Issy vor. Es gelang ihm nicht einzudringen; er zog sich, weil es ihm wahrscheinlich nicht Ernst mit dem Angriffe war, nach einem einstündigen Gefechte in seine Stellung zurück. Die Veranlassung hierzu waren neue Waffenstillstandsanträge von Seiten der Franzosen. Um 7 Uhr des Morgens erschien bei dem Feldmarschall, welcher zur Beobachtung des Gefechtes bei Issy, eine halbe Stunde vor den Barrièren, sich auf die Anhöhe von Meudon begeben hatte, der General Revest, welcher im Auftrage des Generals Vandamme auf einen Waffenstillstand antrug. Blücher ließ dem General Vandamme antworten, daß er nur mit einem, von dem Marschall Davoust mit ausgedehnteren Vollmachten versehenen, Abgeordneten in Unterhandlung treten werde. Zugleich ließ er Davoust erklären: „er werde keinen Unterhändler mehr empfangen, welcher nicht die Bewilligung der beiden, von ihm gestellten, Forderungen, Uebergabe der Stadt Paris und Abmarsch des französischen Heeres hinter die Loire, mitbringe.“ —

Blücher, welcher sein Hauptquartier auf dem Schlosse in St. Cloud genommen, theilte Wellington den Bescheid, den er Davoust gegeben hatte, mit; der Herzog antwortet ihm aus Gonesse den 2. Juli. „Ich bat den General Müffling gestern, Ew. Durchlaucht wegen der, von den französischen Bevollmächtigten gemachten, Waffenstillstandsvorschläge zu schreiben, worüber ich von Ew. Durchlaucht noch keine bestimmte Antwort erhalten habe. Mir scheint es, daß ein Angriff auf Paris mit der Macht, über die Sie und ich gegenwärtig

zu verfügen haben, ein großes Wagniß sein würde, welches, nach meiner Ueberzeugung von diesen Seiten, nicht mit der geringsten Hoffnung auf Erfolg unternommen werden könnte. Die unter meinem Befehle stehende Armee müßte zweimal über die Seine gehen und festen Fuß im Boulogner Gehölz fassen, bevor angegriffen würde; selbst im Fall des Gelingens würde unser Verlust sehr bedeutend sein. Nach wenigen Tagen werden wir hier ein Heer unter Marschall Wrede, mit dem die verbündeten Souveraine kommen, haben; dies wird über die zu nehmenden Maßregeln entscheiden und das Gelingen ist dann mit einem verhältnißmäßig geringen Verluste gewiß, oder, wenn wir es vorziehen, können wir bei Zustimmung zu dem Waffenstillstande unsere Angelegenheiten ordnen. Die Bedingungen, unter denen ich meine, daß ein Waffenstillstand geschlossen werden könnte und unter welchen allein ich meine Zustimmung geben werde, sind:

1. daß wir in unseren gegenwärtigen Stellungen verbleiben; 2. daß die französische Armee von Paris bis hinter die Loire zurückgeht; 3. daß Paris der Obhut der Nationalgarde anvertraut wird, bis der König es anders befiehlt; 4. daß die Zeit der Aufkündigung festgestellt werde.

„Durch Annahme dieser Maßregeln sorgen wir für die ruhige Wiederherstellung des Thrones Sr. Majestät, welches diejenige Errungenschaft des Krieges wäre, welche von all unseren Souverainen immer als die wohlthätigste für uns Alle gehalten wurde und am sichersten zu einem dauerhaften Frieden in Europa führen würde.

„Es ist wahr, wir würden dann nicht den eitlen Triumph haben, an der Spitze unserer siegreichen Truppen in Paris einzuziehen; allein wie ich bereits Ew. Durchlaucht auseinandergesetzt habe: ich zweifle, daß wir uns gegenwärtig in dem Besitze der Mittel zu einem Angriffe auf Paris befinden. Wenn wir mit dem Angriffe bis zur Ankunft des Marschalls Wrede warten, werden wir, hoffe ich, die Souveraine geneigt finden, die Hauptstadt ihres Alliirten eben so, wie im letzten Jahre zu schonen und entweder gar nicht in die Hauptstadt einrücken oder dies in Folge eines Waffenstillstandes thun, wie es in Ihrer und meiner Macht steht, ihn heut noch abzuschließen. Ich ersuche Ew. Durchlaucht ernstlich, meine Bedenken in Betracht zu ziehen und mich Ihre Entscheidung wissen zu lassen, ob Sie einen Waffenstillstand annehmen wollen oder nicht; wollen Sie, so bitte ich, einen Bevollmächtigten zu ernennen. Wollen Sie nicht, so wird mein Benehmen sich ganz nach Ihrer Entscheidung richten.“ —

In Blüchers Hauptquartiere mußte man in Erwägung ziehen, daß, wenn man nicht auf eine freiwillige und kräftige Theilnahme Wellingtons bei dem Angriff auf Paris zählen dürfte, das preußische Heer in eine sehr bedenkliche Lage kommen könne. Obwohl der Erfolg das große Wagniß gerechtfertigt hat, so wird man den Marsch auf das linke Seine-Ufer und die hierdurch herbeigeführte Trennung von Wellingtons Heer für einen jener Blücher-Gneisenauschen Geniestreiche erklären müssen, welche kein späterer Feldherr ihnen jemals ungestraft nachthun wird. Zu unserm Glück sind die Franzosen erst dann klug geworden, als es zu spät war.

Der Verfasser einer Schrift, die unter dem Titel: „Appel aux générations présentes et futures" 1817 zu Paris erschien, war einer der Ersten, welcher eine schwere Anklage gegen Davoust erhob.

„So glaube ich denn bewiesen zu haben" — bemerkt er — — — „daß General Blücher, indem er auf der Brücke von Pecq mit etwa 30,000 Preußen über die Seine ging und sich durch eine unbegreiflich scheinende Bewegung von den Engländern trennte, einen Fehler beging, der nur durch die ihm gegebene Versicherung erklärt werden kann, daß er während dieser Bewegung nicht angegriffen werden solle; und daß die Feinde im Gegentheil mit Davoust und Fouché einverstanden waren, damit diese ihre Verrätherei um so leichter ausführen konnten; — — — daß sich also Marschall Davoust entweder für den einfältigsten und unwissendsten Krieger seines Jahrhunderts erkennen oder gestehen muß, daß er der größte Schelm und Verräther sei.

„Wäre der Angriff beschlossen worden, so waren die Preußen, die sich mit einer Macht von etwa 30,000 Mann auf das linke Ufer der Seine gewagt hatten, ohne Rettung verloren. ... In einer Nacht konnten wir unsere Bewegung ausführen und der Morgen uns mit den überlegensten Kräften dem General Blücher gegenüber finden. Dieser Feldherr hatte eine sehr schlechte Stellung und konnte keineswegs hoffen, von den Engländern unterstützt zu werden, da diese von einem gleich starken, auf dem rechten Ufer zurückgebliebenen, Corps zurückgehalten worden wären. Es bedurfte, um sie festzuhalten, nichts als die Waffen zu ergreifen und mit der Nationalgarde eine einzige Demonstration zu machen. Man brauchte also nur zu wollen. —

„Wohl zu merken, konnten die Engländer, welche auf dem rechten Ufer der Seine zurückgeblieben waren, nichts zu Gunsten der Preußen thun. Letztere

würden noch früher, als der Herzog von Wellington im Stande gewesen wäre zu handeln, gänzlich geschlagen worden sein; und gesetzt, er hätte seinen Verbündeten zu Hülfe eilen wollen, so würden die, zur Beobachtung des rechten Ufers bestimmten, Truppen aus ihren Verschanzungen, welche die Nationalgarde sogleich besetzt hätte, hervorgebrochen sein, ihn geschlagen und so seine erste Bewegung gehemmt haben. Wären aber die Preußen angegriffen und geschlagen worden, so wäre auch den Engländern keine Wahl geblieben, als hinter die Oise zurückzukehren und die Erfolge der übrigen Verbündeten abzuwarten; wir zweifeln aber sehr, daß sie dort mit heiler Haut angekommen wären, denn mit 20,000 Pferden, die man ihnen nachgeschickt hätte, würde man sie lange genug haben aufhalten können, um sie zu einer Schlacht mit unserer vereinten Macht zu zwingen, welche sie dann ohne Zweifel erdrückt und vernichtet hätte." *)

Es hätte allerdings nur bedurft eines entschlossenen Vorgehens Davousts mit 30,000 Mann, der Besatzung von Paris, über die Brücken von Sevres und St. Cloud, gedeckt durch das Boulogner Gehölz und die Seine, wodurch er sich mit Vandamme vereinigt, so würde er mit einer Macht von 50- bis 60,000 Mann Ziethen und Thielemann, welche nicht über 30,000 Mann stark waren, erdrückt haben. Dann konnte er sich auf Bülow werfen und diesem ein gleiches Schicksal bereiten. Wellington, der auf dem rechten Ufer Stellung genommen, würde nicht im Stande gewesen sein, Blücher zu Hülfe zu kommen und hätte sich beeilen müssen, Sicherheit hinter der Oise zu suchen.

„Dieses große Resultat," bemerkt Charras, „war möglich, es war gewiß; allein Davoust wollte es nicht. Fouché hatte Wellington die Unthätigkeit des Heeres versprochen und Marschall Davoust machte diesem Worte Ehre. . . . . Der von ihm an Blücher abgeschickte General Revest wurde von den Vorposten Ziethens angehalten und da er die oben gemachten Bedingungen weder mündlich noch schriftlich zu überbringen Vollmacht hatte, schickte ihn Ziethen sofort an Davoust zurück.

„Davoust hatte gelesen, was Blücher ihm schrieb, die Schmach gehört, welche dem Heere und ihm selbst angethan wurde, ohne an Genugthuung dafür zu denken.

---

*) Eine Rechtfertigung des Ueberganges des preußisches Heeres auf das linke Ufer der Seine findet man in den, von Officieren des Generalstabes 1817 herausgegebenen „Denkwürdigkeiten für Kriegsgeschichte" im 2. Hefte und in Damitz, Geschichte des Feldzuges 1815 Th II. S. 156.

Die unverschämten Forderungen des Feindes erweckten in dieser gemeinen Seele (dans ce coeur avili) nichts weiter als die Besorgniß, daß er ihnen nicht nachkommen könne, ohne dadurch einen Aufstand der Soldaten und der Bürger hervorzurufen. Fouché, welcher seine Besorgniß theilte, hatte an Wellington und Blücher seine Geheimboten gesandt, um sie zu beschwören, die Bevölkerung und das Heer nicht auf das Aeußerste zu treiben. „„Nur mit großer Mühe,““ so ließ er ihnen sagen, „„halten wir sie zurück; allein sie würden gegen uns und gegen euch losbrechen, wenn wir ihnen von Niederlegung der Waffen sprächen.““

„Fouché's Geheimbote an Blücher war der General Tromelin, Brigadechef unter Lobau, derselbe, der auf dem Rückzuge nach Laon sich davon gemacht hatte. An Wellington schickte er einen Engländer, Namens Macirone, einen ehemaligen Adjutanten Murats.

„Davoust, welcher fortfuhr das Heer, sowie Fouché die Pariser Bevölkerung dadurch zu betrügen, daß sie eine bevorstehende Schlacht ankündigten, befahl Vandamme am 2. Juli, eine Demonstration gegen Issy zu machen, wo sich die Preußen verbarrikadirt hatten. Vandamme, der nur einen geringen Theil seines Corps vorgehen ließ, wurde zurückgeschlagen. Dieses unnütze und mörderische Gefecht war noch im Gange, als Tromelin von Blücher bei Vandamme eintraf. Alsbald wurde das Feuer eingestellt; es war 7 Uhr des Morgens.“

Charras klagt auch Vandamme der Mitschuld an.

„Als die schmachvolle Bedingung des Rückmarsches hinter die Loire bei dem Heere bekannt wurde, brachen Officiere und Soldaten in Verwünschungen gegen Davoust, Vandamme und Fouché aus. „„Wir sind verrathen, verkauft, dem Feinde überliefert worden!““ riefen sie und schrieen überall den Preis aus, welchen ein jeder dieser Verräther für seine Infamie erhalten habe.“

Das „Gouvernement provisoire“ in Paris, dessen Präsident Fouché war, bestürmte den Marschall Davoust, daß er die Verhandlungen wieder aufnehmen möge, auch die Regierung selbst schickte nochmals Abgeordnete an die feindlichen Feldherren, die Uebergabe der Stadt wurde angeboten, der Abmarsch des Heeres zugestanden. Nun erst bewilligten Blücher und Wellington Waffenstillstand. Zu St. Cloud wurde die Capitulation unterzeichnet, binnen 24 Stunden war die Verhandlung geschlossen, denn der Feldmarschall befleißigte sich bei diplomatischen Verhandlungen eines abgekürzten Verfahrens.

Besonders gereizt fühlten sich die Franzosen über die Aufnahme, die ihre

Abgeordneten bei dem Feldmarschall gefunden hatten. Lange mußten sie vorzimmern, dann empfing er sie sitzend und hörte beide Parteien, die von Davoust und die vom Gouvernement an; die Gesandtschaft selbst war nicht unter sich einverstanden, die vom Heere wollten nicht hinter die Loire, was die von der Stadt sehr zufrieden waren, zwischen beiden Theilen entstand ein Wortwechsel, da erhob sich Blücher, trat mit brennender Pfeife unter sie und gebot Ruhe. Er erklärte, daß der Waffenstillstand sogleich gekündigt werden sollte, wenn die französische Armee sich nicht hinter die Loire ziehe; jetzt gaben sich die Parteien zufrieden. Die Abgeordneten verlangten ferner, daß die gute Stadt Paris von aller Einquartierung, wie im Jahre 1814 der Fürst Schwarzenberg es bewilligt habe, verschont bleibe. „Die französische Armee," erwiderte Blücher, „hat Jahre lang in Berlin recht angenehm logirt, es soll kein Preuße, der mir hierher gefolgt ist, zurückkommen, ohne sagen zu können, daß die Pariser ihn bewirthen mußten." Er gebot, davon kein Wort mehr zu erwähnen. Ebenso unwillig wies er den Artikel zurück, worin Sicherheit für das Museum gefordert wurde. „Meint ihr uns, wie im vorigen Jahre, um das, was ihr aus Kirchen und Schlössern geraubt habt, zu betrügen? Was wir gutmüthig euch das erste Mal gelassen haben, sollt ihr nicht zum zweiten Male uns vorenthalten." In Allem mußten sich die Abgeordneten in den Willen des Feldmarschalls fügen und vergeblich suchten sie bei dem ihm verbündeten Freunde Wellington einen Rückhalt, er trat dem nicht entgegen, was Blücher ihnen gebot, sondern unterstützte ihn redlich. So kam die Convention von St. Cloud rascher zu Stande, als die Verhandlungen, die im vorigen Jahre zu Châtillon gepflogen wurden. Dies ist sie:

Heute, den 3. Julius 1815, sind die von den commandirenden Generalen der Armeen ernannten Commissarien, nämlich:

der General-Major Freiherr v. Müffling, mit den Vollmachten Sr. Durchlaucht des Feldmarschalls Fürsten Blücher, commandirenden Generals der preußischen Armee, der Oberst Hervey, mit den Vollmachten Sr. Excellenz des Herzogs von Wellington versehen, eines Theils; der Baron Bignon, die auswärtigen Angelegenheiten besorgend, der Graf Guilleminot, Chef des Generalstabes der französischen Armee, der Graf Bondy, Präfect des Seine-Departements, mit den Vollmachten Sr. Excellenz des Marschalls Prinzen von Eckmühl, commandirenden Generals der französischen Armee, versehen, anderen Theils

über folgende Punkte übereingekommen:

Art. 1. Es ist Waffenstillstand zwischen den alliirten Armeen, befehligt von Sr. Durchlaucht dem Fürsten Blücher, Sr. Excellenz dem Herzoge von Wellington, und der französischen Armee unter den Mauern von Paris.

Art. 2. Morgen setzt sich die französische Armee in Marsch, um über die Loire zu gehen. Die vollständige Räumung von Paris wird in drei Tagen bewirkt und in acht Tagen ist die Armee jenseits der Loire.

Art. 3. Die französische Armee nimmt ihr Feldgeschütz, ihre Kriegskassen, ihre Pferde und das Eigenthum der Regimenter mit sich, ohne Ausnahme, sowie das Persönliche der Depots und der verschiedenen Administrationszweige, welche der Armee gehören.

Art. 4. Die Kranken und Verwundeten, sowie die Chirurgen, welche zu ihrer Heilung nothwendig sind, bleiben unter dem besonderen Schutze der commandirenden Generale der preußischen und englischen Armee zurück.

Art. 5. Die Officianten und Militairs, von denen im vorigen Artikel die Rede ist, können nach ihrer Herstellung zu ihren Corps zurückgehen.

Art. 6. Die Frauen und Kinder aller Glieder der französischen Armee können in Paris bleiben, auch ohne Schwierigkeiten Paris verlassen und mitnehmen, was ihnen und ihren Männern gehört.

Art. 7. Die Officiere der Linientruppen, welche in den Nationalgarden oder den Föderirten dienen, können sich der Armee anschließen oder auch in ihren Wohnort oder Geburtsort zurückkehren.

Art. 8. Morgen, den 4. Julius, Mittags wird St. Denis, St. Ouen, Clichy und Neuilly übergeben. Uebermorgen zu derselben Stunde der Montmartre, den dritten Tag, den 6. Julius, alle Barrieren.

Art. 9. Der innere Dienst von Paris wird durch die Nationalgarde und städtische Gensdarmerie fortgesetzt werden.

Art. 10. Die commandirenden Generale der englischen und preußischen Armee versprechen, die jetzigen Autoritäten, so lange sie bestehen, zu respectiren und durch ihre Untergebenen respectiren zu lassen.

Art. 11. Oeffentliches Eigenthum (mit Ausnahme dessen, was sich auf den Krieg bezieht), es gehöre dem Gouvernement oder es hänge von Ortsobrigkeiten ab, wird respectirt und die verbündeten Mächte werden in keiner Art in die Verwaltung oder Verfügung eingreifen.

Art. 12. Ebenso sollen Personen und das Privateigenthum respectirt werden.

Die Einwohner der Hauptstadt und überhaupt alle Individuen, welche sich daselbst befinden, fahren fort, ihre Rechte und Freiheiten zu genießen, ohne beunruhigt oder wegen ihrer Dienstverrichtungen, sowohl gegenwärtiger als vergangener, wegen ihres Betragens oder ihrer politischen Meinungen in Untersuchung genommen zu werden.*)

Art. 13. Die fremden Truppen werden die Approvisionirung der Hauptstadt nicht hindern, im Gegentheil die Ankunft und den freien Umlauf der dazu bestimmten Gegenstände beschützen.

Art. 14. Gegenwärtiger Vertrag wird bis zum Friedensschluß wegen gegenseitiger Verhältnisse als Vorschrift dienen. Im Fall eines Bruchs soll er in den gewöhnlichen Formen zehn Tage vorher aufgekündigt werden.

Art. 15. Sollte bei Ausführung des einen oder des anderen Artikels eine Schwierigkeit vorkommen, so wird die Auslegung zum Vortheil der französischen Armee und der Stadt Paris stattfinden.

Art. 16. Vorstehende Convention ist für alle verbündeten Armeen mit dem Vorbehalt der Ratification der Mächte, von denen sie abhängen, gemeinschaftlich abgeschlossen.

Art. 17. Die Ratificationen werden morgen, den 4. Julius, auf der Brücke von Neuilly ausgewechselt.

Art. 18. Es werden von den verschiedenen Theilen Commissarien ernannt, um gegenwärtige Convention auszuführen. Geschlossen und unterzeichnet zu St. Cloud in dreifacher Ausfertigung durch oben genannte Commissarien mit oben genanntem Tag und Jahr.

Freiherr v. Müffling. (L. S.) F. B. Hervey. (L. S.) Baron Bignon. (L. S.) Graf Guilleminot. (L. S.) Graf Bondy. (L. S.)

Gegenwärtiger Waffenstillstandsvertrag genehmigt und ratificirt zu Meudon, den 3. Julius 1815.

Der Feldmarschall Fürst Blücher.

„Dies war," bemerkt Gourgaud, „unstreitig eine der schmachvollsten Unterhandlungen, deren die Geschichte Erwähnung thut. Was konnte nach einer gelieferten und verlorenen Schlacht Schlimmeres geschehen, als Paris auf diese Art ohne Bedingungen zu übergeben? Aber die provisorische Regierung zeigte weder Talent, noch Vaterlandsliebe, noch Charakter!

*) Dennoch wurden Ney und Labedoyère vor Gericht gestellt und erschossen.

„Da die feindliche Armee sich von St. Denis bis St. Cloud ausdehnte, so war, wäre sie auch doppelt so stark gewesen wie die unsere, ihr Untergang gewiß, wenn man über St. Denis auf sie losbrach.

„Als der Augenblick, diese Bewegung zu machen (eine Bewegung, welche der Verstand des gemeinsten Soldaten begreifen mußte), vorüber war, konnte man sich mit den Föderirten und der Nationalgarde, welche unsere Armee noch auf mehr als auf 120,000 Mann brachten, in Paris halten und dann immer noch für die Armee vortheilhafte Bedingungen erhalten, Bedingungen, welche die Rechte der Nation gesichert hätten. Aber es ist leider wahr, daß die Armee seit Napoleons Abreise von ihr keinen Eifer mehr hatte, die Marschälle waren verschiedenen Sinnes, keiner von ihnen hatte Uebergewicht genug, wie es so kritische Umstände erheischen. Die provisorische Regierung und die Kammern wurden fortwährend von Fouché und der Partei, welche sich mit den Feinden eingelassen hatte, verrathen. Carnot ging ehrlich zu Werke, aber er ließ sich leicht täuschen; die Verirrung der Kammern ging so weit, daß sie in diesen wichtigen Augenblicken sich noch mit nichtigen Verhandlungen beschäftigten. Die Nachwelt wird es nicht glauben, daß ihre Verblendung so weit ging, daß sie sich träumen ließen, die preußischen Bataillone würden die Vollstreckung der Decrete bestätigen und versichern. Die Nationalgarde hegte dasselbe Vertrauen und erklärte ihrer Seits, sie wolle die Nationalfarbe behalten, und die Verbündeten rückten in Paris ein!“

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Napoleon verläßt Paris am 25. Juni und zieht sich nach Malmaison zurück. — Sein Abschiedswort an das Heer; — er verlangt von der Regierung zwei Fregatten und Pässe nach Amerika; — will sich am 28. noch einmal an die Spitze des Heeres stellen. — Die Regierungs-Commission schlägt sein Gesuch ab; — er verläßt Malmaison am 29. und trifft am 2. Juli in Rochefort ein; — will sich auf der „Saale" nach Amerika einschiffen. — Die englische Flotte ist auf dem Posten. — Admiral Hotham ertheilt dem Capitain Maitland am 8. Juli Befehl, auf Napoleon zu fahnden. — Der Kaiser auf der Insel Aix am 9. Juli. -- Vorschläge zur Flucht, während er sich bei dem Capitain Maitland anmelden läßt. — Lord Castlereagh an den Admiral Hotham den 13. Juli. — Bonaparte als Flehender an dem Heerde des Prinz-Regenten von England. — Das Tragische im Schicksale Napoleons; — er begiebt sich am 15. Juli an den Bord des „Bellerophon". — Ankunft im Hafen von Plymouth: eine Botschaft der englischen Regierung theilt ihm mit, daß zu seinem künftigen Aufenthaltsorte die Insel St. Helena bestimmt worden sei; — er protestirt dagegen vergeblich. — Einschiffung auf dem Northumberland am 9. August.



Am 25. Juni verließ Napoleon, weniger aus eignem Antriebe als durch Fouché's Umtriebe dazu veranlaßt, Paris und zog sich nach dem 2 Stunden von der Hauptstadt entfernten kaiserlichen Landschlosse Malmaison zurück. Hier hatte er einst als erster Consul der Republik, geschmückt mit dem Siegeslorbeere Italiens, beglückt durch die Liebe Josephinens, die schönsten Tage seines Lebens zugebracht. Er hatte in jener Zeit öfter seine Abneigung gegen den Unheil verkündenden Namen des schönen Landsitzes geäußert

und im Vorgefühl, daß es hier einmal „zu bösen Häusern“ gehen werde, von Josephinen verlangt, jenen Namen mit „Bellemaison“ zu vertauschen. Die leichtsinnige Kreolin wies dergleichen, an Aberglauben streifende, Bedenken zurück, aber Beiden ward hier von den Schicksalsgöttinnen ein trauriges Ende bereitet. Die von dem Gemahl nicht geschiedene, nein verstoßene Gattin beschloß hier, verzehrt vom Gram über die eigene und des Vaterlandes Erniedrigung, auf schmerzenvollem Krankenlager nach dem Einzuge der Verbündeten 1814 ihr bejammernswerthes Dasein, und er, der einst so gefürchtete Gebieter über mehr als eine halbe Welt, mußte aus Furcht vor Verrath derer, die er groß gemacht, und vor Ueberfall der Feinde, die ihm, als der Vehme verfallen, den Tod eines gemeinen Verbrechers zu bereiten geschworen hatten, die Flucht ergreifen, ohne zu wissen, welches Land ihm eine Freistatt gewähren werde.

Gewiß am schwersten ward es ihm, sich von seinem Heere zu verabschieden; er that es in nachstehender, aus Malmaison den 25. Juni gezeichneter, Proclamation:

„Soldaten!

„Indem ich der Nothwendigkeit gehorche, die mich von der französischen Armee trennt, nehme ich mit mir die beruhigende Gewißheit, daß sie durch die großen Dienste, die das Vaterland von ihr erwartet, das Lob rechtfertigen wird, das ihr selbst unsere Feinde nicht versagen können.

„Soldaten! Ich werde auch in der Ferne euren Schritten folgen! Ich kenne alle Corps, nicht ein einziges derselben wird einen Vortheil über den Feind erringen, ohne daß ich es dem Muthe zuschreibe, welchen es gezeigt hat. Leute, unfähig, eure Thaten zu würdigen, haben in den, mir von euch gegebenen, Zeichen der Anhänglichkeit einen Eifer gesehen, dessen einziges Ziel ich selbst wäre. Ueberzeugt sie durch eure künftigen Erfolge, daß ihr vor Allem dem Vaterlande dientet, als ihr mir gehorsam waret, und daß, wenn mir eure Zuneigung zu Theil geworden ist, ich es meiner heißen Liebe für Frankreich — unserer gemeinsamen Mutter — verdanke.

„Soldaten! Noch eine geringe Anstrengung und die Coalition der Verbündeten wird gesprengt sein. Napoleon wird euch an den Schlägen erkennen, welche ihr austheilen werdet. Rettet die Ehre, die Unabhängigkeit Frankreichs! Bleibt bis zuletzt dieselben Männer, welche ich seit zwanzig Jahren gekannt habe, und ihr werdet unüberwindlich sein! Napoleon.“

Er hatte diese Proclamation an den Marschall Davoust geschickt, damit sie in dem „Moniteur“ amtlich bekannt gemacht werde. Fouché verhinderte dies, wodurch sich Napoleon tief verletzt fühlte und wohl erkannte, daß hier seines Bleibens nicht länger sei. Er ersuchte die Regierung, ihm zwei Fregatten im Hafen von Rochefort zur Verfügung zu stellen und um Pässe für sich und sein Gefolge nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Er erhielt die Antwort, daß er ein Schiff zu seiner sofortigen Abfahrt in dem Hafen von Rochefort bereit finden werde; die Ausfertigung der Pässe wurde verzögert, nicht ohne Verdacht, daß Fouché Zeit gewinnen wollte, die englische Regierung von dem Plane Napoleons in Kenntniß zu setzen. Er ersuchte Wellington, die Ertheilung sicherer Geleitbriefe für den Ex-Kaiser zur beabsichtigten Ueberfahrt nach Amerika bei der englischen Regierung veranlassen zu wollen; dieser Wink wurde, wie wir bald hören werden, von dem englischen Ministerium verstanden. —

Dem Kaiser war eine Compagnie der alten Garde als Wache nach Malmaison nachgesendet worden. Die Regierung hatte dem General Becker, welcher sie befehligte, eine Instruction mitgegeben, in der es hieß: „Die Ehre Frankreichs gebietet, den Kaiser zu schützen, des Landes Interesse aber erheischt, zu verhüten, daß böse Absichten seinen Namen zu Störungen mißbrauchen.“ Auf Davousts Veranlassung hatte General Becker für die Sicherung Malmaisons dadurch gesorgt, daß er, sobald die Preußen über die Oise gegangen waren, die Seinebrücken bei Malmaison abbrechen ließ. Bertrand, Bassano und einige andere der Getreuen, welche Napoleon nach Malmaison begleitet hatten, mißtrauten dem General Becker und waren empört, als derselbe — noch dazu ein Deutscher — seine Instruction vorzeigte. Der Kaiser aber trat dazwischen, versicherte dem General Becker, daß er seine volle Achtung und sein ganzes Vertrauen besitze, da er ihm als tapferer General und als ein Ehrenmann bekannt sei. —

Als man in der Umgebung Napoleons jetzt die Frage verhandelte, ob es nicht das Beste sei, daß er sich selbst der Großmuth der Verbündeten überliefere, schlug er dies mit den Worten aus: „Ich will nicht, daß Frankreich entehrt werde.“

Durch ihm ergebene, auch jetzt noch seinem Sterne vertrauende, höhere Officiere erhielt Napoleon fortwährend genaue Berichte über die Stärke und den Anmarsch des preußischen und englischen Heeres. Er folgte, die Landkarte vor

sich, ihren Bewegungen mit gespannter Aufmerksamkeit. Bei dem Empfange eines Berichtes am 28. Juni fühlte er sich von der Lust, noch einmal an der Spitze des Heeres zu erscheinen, unwiderstehlich ergriffen. „Der Feind ist in Compiègne," rief er, „ist in Senlis und wird morgen an den Thoren von Paris sein. Ich begreife die Verblendung der Regierung nicht! Sie muß von Sinnen oder Verrätherin am Vaterlande sein, wenn sie noch länger an der Falschheit der Mächte des Auslandes zweifeln kann! Diese Leute verstehen durchaus nichts von ihrem Geschäfte!" —

General Becker machte eine Bewegung mit dem Kopfe, welche Napoleon für ein Beifallszeichen hielt und auf das er sogleich erwiderte: „Alles ist verloren, nicht wahr? Ist es so, dann mache man mich zum General! Ich will die Armee commandiren, ich will dies schriftlich verlangen! General! Sie sollen meinen Brief überbringen! Reisen Sie sogleich ab, ein Wagen wartet auf Sie! Erklären Sie den Herren, daß ich gar nicht die Absicht habe, die Regierung wieder zu ergreifen, daß ich blos den Feind schlagen, ihn vernichten, ihn durch den Sieg zwingen will, den Unterhandlungen eine günstige Wendung zu geben, daß ich nach Erreichung dieses großen Zweckes meinen Weg für mich gehen werde!"

General Becker erklärte sich bereit, ein Schreiben des Ex-Kaisers nach Paris zu überbringen; nach wenigen Minuten händigte es ihm Napoleon ein; es war gerichtet:

„An die Regierungs-Commission."

und lautet:

„Indem ich dem Throne entsagte, habe ich keineswegs auf das edelste Recht des Bürgers verzichtet, auf das Recht, der Vertheidiger meines Vaterlandes zu sein.

„Die Annäherung der Feinde an die Hauptstadt läßt über ihre Absichten und ihre Falschheit keinen Zweifel mehr übrig.

„Bei dieser schweren Zeit biete ich meine Dienste als General an, indem ich mich als den ersten Soldaten des Landes betrachte."

Diesen Brief, so berichtet Fleury de Chaboulon,*) las der Herzog von Otranto (Fouché) den Mitgliedern der Regierung mit lauter Stimme vor und

*) Th. III. S. 69.

rief sodann aus: „Wie? Spottet er unser?“ Carnot schien der Meinung zu sein, daß man den Kaiser wieder an die Spitze der Armee stellen müsse. Der Herzog von Otranto erwiderte: daß der Kaiser ohne Zweifel der Commission diese Mühe erspart und sogleich die Abreise des Generals Becker benutzt habe; daß er also in diesem Augenblicke schon die Soldaten anrede und sie mustere. General Becker verbürgte sich, daß Napoleon seine Rückkehr erwarten werde.

Der Präsident der Commission machte nun bemerklich, daß Napoleons Zurückberufung für immer alle Hoffnungen eines Vergleiches vernichten würde, daß die Feinde, über unsere punische Treue erzürnt, uns ferner weder Waffenstillstand noch Verzeihung bewilligen würden, daß Napoleons Charakter nicht erlaube, einiges Vertrauen in seine Zusagen zu setzen und daß, wenn es ihm gelänge, nur einige Fortschritte zu machen, er zuverlässig den Thron wieder besteigen und sich viel lieber unter dessen Trümmern begraben lassen, als ein drittes Mal von ihm herabsteigen werde u. s. w.

Diese Bemerkungen vereinten die Stimmen Aller und die Glieder der Commission antworteten dem Kaiser: daß ihre Pflicht gegen das Vaterland und die Verbindlichkeiten, welche von den Bevollmächtigten mit den fremden Mächten eingegangen worden wären, ihnen nicht mehr erlaubten, sein Erbieten anzunehmen. Sie beauftragten Carnot, sich nach Malmaison zu begeben, um dem Kaiser über seine Lage und die Lage Frankreichs Licht zu geben und ihn zu beschwören, daß er den Unfällen ausweichen solle, welche er über Frankreich und über seine eigene Person herbeizurufen scheine. Der von Napoleon gethane Vorschlag war bald in ganz Paris bekannt. Man fing damit an, auszusprengen, er habe den Oberbefehl wieder annehmen wollen, und man endete damit, daß man behauptete, er habe ihn wirklich schon wieder übernommen. In der That ließ Napoleon gleich nach des Generals Becker Abreise die Pferde, welche er in der Schlacht zu reiten pflegte, satteln und drei Stunden lang glaubte man, er werde sich zur Armee begeben. Allein er dachte nicht daran, die Abwesenheit seines Wächters zu benutzen, um sich heimlich zu entfernen. General Becker kam nach Malmaison zurück. Der Kaiser griff hastig nach der Antwort der Commission, las sie schnell durch und rief aus:

„O, ich wußte es wohl, diese Menschen haben keine Kraft! — Wohlan, General, da es so steht, so lassen Sie uns schnell abreisen!“

Napoleon und seine Vertheidiger behaupteten damals und noch heut: Frank-

reich würde gerettet worden, die Verbündeten nicht zum zweiten Male in Paris als Sieger eingezogen sein, wenn die Regierung jenem, durch General Becker ihr überbrachten, Antrage die Genehmigung ertheilt hätte. Dieser Ansicht tritt General Grolmann, damals General-Quartiermeister in Blüchers Hauptquartier, sehr entschieden entgegen. „Betrachtet man," sagt er, „die Lage der französischen Armee, nachdem sie am 28. bei Compiègne angegriffen und in ihrer linken Flanke umgangen war, welches Napoleon nur verhindern konnte, wenn er die Armee nicht verließ, so kann es wohl keinem Zweifel unterworfen sein, daß er mit diesen auseinander gesprengten Truppen das preußische Heer nicht schlagen konnte. Vor dem 30. Juni, zu welcher Zeit erst die preußische Armee in ihren verschiedenen Abtheilungen vor Paris angekommen war, konnte man gar keine hinlänglichen Truppenmassen vereinigen, die der preußischen Armee an Stärke gleichgekommen wären. Demnach würde Napoleon erst vom 1. Juli Aussicht gehabt haben, die preußische Armee mit Erfolg anzugreifen, wobei nicht außer Acht zu lassen, daß an diesem Tage Wellington bereits mit seinem Heere bei Blücher eingetroffen war.

„Wenn ferner angegeben wird, daß Napoleon sich von St. Denis aus zwischen die, eine Umgehung ausführenden preußischen Armeecorps habe werfen wollen, um diese zu vernichten, so ist dies eine von den Behauptungen, die weder auf die Zeit, noch auf die Thatsachen Rücksicht nehmen, indem die Abreise Napoleons am 29. des Morgens geschah und den Preußen sogleich bekannt wurde, während die Umgehung und der Uebergang auf das linke Seine-Ufer erst die zweite Nacht darauf, nämlich vom 30. Juni zum 1. Juli stattfand." *)

General Becker überbrachte von der Regierungs-Commission anstatt der gehofften Berufung zur Uebernahme des Oberbefehls über das Heer dem Ex-Kaiser die Pässe zur Einschiffung und die Nachricht, daß Blücher unter den Bedingungen des Waffenstillstandes seine Auslieferung gefordert, auch bereits verwegene Parteigänger ausgeschickt habe, auf ihn zu fahnden; daß ferner Wellington aus seinem Hauptquartiere den 28. Juni dem französischen Bevollmächtigten geschrieben: „Der Feldmarschall Herzog von Wellington hat von seiner Regierung keine Ermächtigung, irgend eine Antwort zu geben auf das Gesuch um einen Paß und Sicherheitsgewähr für Napoleon Bonaparte und seine Familie

*) Damitz a. a. O. II. S. 108.

zur Ueberfahrt nach den Vereinigten Staaten von Amerika.“ Jetzt befahl Napoleon, daß die bereit gehaltenen Reisewagen vorfahren sollten; am 29. Juni Nachmittags 5 Uhr reiste der Kaiser nach Rochefort ab, wo er die, von der Regierungs-Commission verlangten Schiffe zur Ueberfahrt nach Amerika zu finden nicht zweifelte. In seinem Gefolge befanden sich die Generale Montholon, Gourgaud, Lallemand, Bertrand mit seiner Familie, der Herzog von Rovigo (Savary), der Staatsrath Las Cases und noch andere Officiere mit einer zahlreichen Dienerschaft.

Am 3. Juli kam Napoleon nebst seiner Begleitung in Rochefort an, wo die beiden französischen Fregatten, die „Saale“ und die „Medusa“, vor Anker lagen, welche die provisorische Regierung zu seiner Verfügung stellte. Es vergingen noch einige kostbare Tage, bevor die beiden Schiffe segelfertig waren, so daß der Ex-Kaiser erst am 8. Juli an Bord der „Saale“ ging. Als einst der Sieger von Jena, zum Andenken an die ruhmreiche Schlacht an der Saale, jene Fregatte mit diesem Namen taufte, ahnte er nicht, daß er dereinst auf ihr sich nach Amerika einschiffen werde.

Napoleon war davon unterrichtet, daß die französische Küste von englischen Schiffen unter strenger Blokade gehalten wurde, und da ihm die Regierungs-Commission in Paris nur die, von ihr ausgestellten, Pässe, nicht aber die versprochenen englischen Geleitsbriefe zugesandt hatte, sah er wohl ein, daß es nicht eine Reise, vielmehr eine Flucht nach Amerika gelte und er sich vorsehen müsse, von den englischen Kreuzern nicht aufgebracht zu werden.

Die englische Regierung stimmte zwar den Ansichten des Herzogs von Wellington bei, welcher Blüchers gestrengen Forderungen der Auslieferung Bonaparte's, um ihn erschießen zu lassen, entgegengetreten war; allein sie traf, sobald sie Kenntniß von Napoleons Abdankung und seinem Plane, nach Amerika überzusiedeln, erhalten hatte, hinreichende Anstalten, einen solchen Fluchtversuch zu verhindern.

Die Schiffs-Abtheilungen unter Lord Keith, Admiral und Ober-Befehlshaber der Canalflotte, waren so aufgestellt, daß eine Linie von Kreuzern verschiedener Größe auf der Höhe der wichtigsten Häfen von Brest bis Bayonne hin und her fuhren. Außerdem hielten eine Anzahl Kreuzer Wacht zwischen der Insel Quessant und dem Cap Finisterre. Einige dreißig Schiffe gehörten zu diesem Blokade-Geschwader; kein Fahrzeug durfte ununtersucht diese Linie passiren.

Das Linienschiff „Bellerophon", Capitain Maitland, kreuzte auf der Höhe von Rochefort; zu seiner Verfügung waren eine Anzahl Schnellsegler gestellt. Unter dem 8. Juli erhielt Capitain Maitland von dem Admiral Hotham, Befehlshaber der Flottenabtheilung, zu welcher der „Bellerophon" gehörte, nachstehendes Schreiben:

„Da die Königlichen Bevollmächtigten der Admiralität alle Ursache haben zu glauben, daß Napoleon Bonaparte mit seiner Familie aus Frankreich nach Amerika zu entfliehen gedenkt, so werden Sie hiermit in Gemäßheit der Befehle, die mir der sehr ehrenwerthe Vicomte Admiral Keith im Namen J. J. Herrlichkeiten mitgetheilt hat, ersucht und angewiesen, Ihre ganze Wachsamkeit aufzubieten, um ihn aufzufangen und jedes Schiff, auf das Sie stoßen, aufs Strengste zu untersuchen und falls Sie das Glück haben, ihn zu bekommen, sind Sie aufgefordert, ihn und seine Familie an Bord des Schiffes zu bringen, das Sie befehligen, ihn sorgfältig zu bewachen und mit aller möglichen Eile in den nächsten Hafen Englands (Torbay den Vorzug vor Plymouth gebend) zurückzukehren. Bei Ihrer Ankunft dürfen Sie keine Verbindung mit dem Ufer, welcher Art sie auch sein mag, erlauben, ausgenommen nach der hier beifolgenden Vorschrift; auch sind Sie für die strengste Verheimlichung der ganzen Sache, bis Sie die weiteren Befehle J. J. Herrlichkeiten empfangen, verantwortlich gemacht.

„Falls Sie in einem Hafen ankommen sollten, in welchem sich ein Flaggenofficier befindet, so haben Sie ihn mit den Umständen bekannt zu machen, wobei Sie jedoch dem Officier, den Sie mit Ihrem Briefe an das Land schicken, den strengsten Befehl zu ertheilen haben, den Inhalt desselben Niemand wissen zu lassen. Falls kein Flaggenofficier in dem Hafen sein sollte, in welchem Sie ankommen, haben Sie einen Brief durch einen besonderen Boten an den Secretair der Admiralität zu schicken und einen zweiten an den Lord Keith, wobei Sie jedem Officier, welcher der Ueberbringer desselben sein mag, strengste Verschwiegenheit einzuschärfen haben."

Daß diese Maßnahmen auf genauen Nachrichten beruhten, welche Fouché dem Herzoge von Wellington und Lord Castlereagh, mit denen er in einem ununterbrochenen Verkehr stand, zukommen ließ, darf nicht bezweifelt werden.

War nun auch dem Kaiser der Stern seines Glücks auf dem Festlande untreu geworden, so hielt er das Vertrauen zu ihm auf der See noch fest. Er war ja den englischen Kreuzern schon früher entwischt, als ihm 1799 die Fahrt

nach Egypten hin und zurück und wiederum vor wenigen Monaten, als ihm die Rückkehr von Elba nach Frankreich gelungen; so hoffte er, es werde ihm auch diesmal gelingen, der Wachsamkeit der Engländer zu entgehen. Vorsichtig legte er am 9. Juli auf der Rhede der kleinen Insel Aix bei und ging an das Land, um von hier aus in Unterhandlung wegen seiner Ueberfahrt nach Amerika mit dem Befehlshaber des englischen Geschwaders vor Rochefort, Admiral Hotham, zu treten. Für den Fall, daß ihm das freie Geleit versagt würde, wollte er sich auf einem Boote an den Bord einer dänischen Corvette bringen lassen, deren Capitain Brand sich erboten hatte, in einer Entfernung von 15 bis 20 Meilen ihn zu erwarten. Die See ging an diesem Tage zu hoch, als daß man die Fahrt zu unternehmen wagte. Auch das Anerbieten eines tüchtigen Steuermannes, ihn auf einem halbgedeckten Fahrzeuge, welches er von Rochelle herangebracht hatte, sicher nach Amerika überzufahren, lehnte Napoleon ab. Das Fahrzeug dünkte ihm nicht seefest genug; er hätte sich erinnern sollen, daß die Caravele, auf welcher Columbus seine erste Entdeckungsfahrt machte, ebenfalls nur halbgedeckt war. Als Grund, weshalb Napoleon seine Abfahrt verzögerte, wird angegeben, daß er noch immer sich mit der Hoffnung schmeichelte, ein Aufstand in Paris oder die Armee werde die Regierung zwingen, ihn zurückzurufen. Nachdem er durch seinen Bruder Joseph in der Nacht vom 11. zum 12. Juli die Nachricht von der Auflösung der Kammern und dem Einzuge Ludwigs XVIII. am 8. Juli in Paris erhalten hatte, beauftragte er den General Bertrand, dem Admiral Hotham zu melden, daß er sich unter den Schutz der englischen Regierung zu stellen und als Privatmann in England zu leben wünsche. —

Ludwig XVIII. dünkte sich indessen auf seinem wiederbestiegenen Throne nicht sicher, so lange er Napoleon noch auf dem Boden Frankreichs wußte. Es gingen Nachrichten ein, daß die Armee von jenseit der Loire den Kaiser dringend aufgefordert habe, sich an ihre Spitze zu stellen und sie gegen Paris zu führen. Fouché und Talleyrand lagen im Auftrage ihres Königs den Lord Castlereagh an, für die schleunige Entfernung oder Unschädlichmachung des Ex-Kaisers zu sorgen. Der englische Minister gab sich dazu her, aus Paris den 13. Juli dem Admiral Hotham in einem vertraulichen Schreiben auseinander zu setzen, wie zweckmäßig es sein dürfte, mit einem Theile seiner Macht die beiden, auf der Rhede der Insel Aix vor Anker liegenden, Fregatten anzugreifen und sich

ihrer zu bemächtigen. Zuvor jedoch möge er den französischen Befehlshaber benachrichtigen, daß die Engländer dies Unternehmen in der Eigenschaft als Verbündete des Königs von Frankreich ausführten und der Commandant daher verantwortlich sei, im Fall man von den Batterien auf die Engländer feuern würde.

Diese, einem englischen Minister keineswegs zur Ehre gereichende, Liebedienerei für die Bourbons hätte Lord Castlereagh sich ersparen können; denn an demselben Tage, an welchem er diesen Brief schrieb, richtete der Ex-Kaiser an den Prinz-Regenten von England*) das nachstehende Schreiben:

„Königliche Hoheit!

„Den Parteien gegenüber, welche mein Vaterland veruneinigen und preisgegeben der Feindschaft der größten Mächte Europas, habe ich meine politische Laufbahn geendigt und setze mich, wie Themistokles,**) an den Heerd des britischen Volkes. Ich stelle mich unter den Schutz seiner Gesetze, um welchen ich Ew. Königliche Hoheit als den mächtigsten, standhaftesten und großmüthigsten meiner Feinde anspreche.

„Rochefort, den 13. Juli 1815.

Buonaparte."

Mehr als der Untergang seines Heeres in den Eisfeldern von Rußland und als sein Jammergeschrei in der Verbannung auf dem glühenden Felsen von St. Helena erhebt dieser Brief das Geschick Napoleons zur Höhe eines wirklich tragischen. Ein siegbekränztes Feldherrnleben, eine ruhmreiche Regierung auf dem mächtigsten Throne des Festlandes, dessen Fürsten und Völker er an seinen Triumphwagen gefesselt, hatte er daran gesetzt, der Beherrscherin der Meere, der freien Britannia, den gefürchteten Dreizack zu entreißen; — und nun, nach allen Siegen und schweren Kämpfen, sieht er sich, verlassen von seiner Nation, gezwungen, Zuflucht am Heerde dessen, dem er Todfeindschaft geschworen, zu suchen und sich dem Schutze der Gesetze der englischen Nation anzuvertrauen. Da er von England niemals als der Kaiser anerkannt worden war, durfte er

---

*) Bekanntlich war sein Vater Georg III. 1811 für regierungsunfähig wegen Geisteskrankheit erklärt worden.

**) Der Sieger über die persische Flotte bei Salamis, welcher, von seinen Landsleuten verwiesen, Zuflucht und Schutz bei seinem Feinde, dem Könige der Perser, Artaxerxes, suchte und erhielt.

sich nur mit dem, von ihm als General und Consul geführten, Namen „Buonaparte" unterzeichnen. Doch nicht die blinden Schicksalsmächte, nicht ein, durch den Einfluß der Sterne ihm bei seiner Geburt bestimmtes, Verhängniß, auch nicht das Strafgericht eines, über den Sternen thronenden, zürnenden Gottes bereiteten ihm seinen Untergang; seine Schuld war seine eigene That! Dies bekannte er in dem, von ihm noch vor seinem Falle ausgesprochenen, Worte: „Je suis l'ennemi de moi-même!" (Ich bin mein eigener Feind! d. h. Ich richte mich selbst zu Grunde!)

Mit der Ueberbringung des Briefes an den Prinz-Regenten beauftragte Napoleon den General Gourgaud, der hierzu die Erlaubniß von dem Capitain Maitland, welchem er das Schreiben am Bord des „Bellerophon" vorgelegt, erhalten hatte. Durch Las Cases ließ am folgenden Tage der Kaiser, der sich auf französischen Schiffen nicht mehr sicher glaubte, wegen Aufnahme am Bord des „Bellerophon" anfragen. Diese wurde gewährt, dabei aber von Maitland ausdrücklich bemerkt, daß er über den Empfang des Kaisers in England keinerlei Zusicherung zu geben ermächtigt sei. Am 15. Juli sagte Napoleon der Küste von Frankreich Lebewohl; ein leichtes Fahrzeug trug ihn und seine Gefährten an den Bord des „Bellerophon", welcher unverweilt nach dem Hafen von Plymouth unter Segel ging.

Solche Großmuth, wie sie der flüchtige Themistokles bei dem Perserkönige gefunden, fand Napoleon keineswegs bei dem Prinz-Regenten von England, der freilich nicht mit der unbeschränkten Macht eines orientalischen Despoten ausgestattet war. Die europäischen Mächte, welche in gemeinschaftlichem Bunde Krieg gegen Napoleon geführt, ihn durch die Erklärung vom 25. März in die Acht erklärt hatten, betrachteten ihn, obschon er sich England freiwillig ergeben hatte, als ihren gemeinschaftlichen Gefangenen, dessen Bewachung sie durch eine Uebereinkunft vom 2. August 1815 der englischen Regierung anvertrauten. Diese hatte schon während des Aufenthalts Napoleons auf Elba, sobald er Besorgniß wegen seiner Rückkehr nach Frankreich erweckte, sich erboten, ihm einen gesicherten Ruheposten auf der jenseitigen Erdhälfte, auf der, von den Wellen des Weltmeeres umbrausten, Felseninsel St. Helena anzuweisen. Dies Anerbieten wurde jetzt wiederholt und von den verbündeten Mächten bereitwilligst angenommen.

Eine Botschaft der englischen Regierung, bestehend aus dem Admiral Lord

Keith, dem Unterstaats-Secretair Sir Henry Bambury und dem Sohne des Ministers der Colonien, Lord Bathurst, eröffnete dem Ex-Kaiser, daß er in Folge eines Beschlusses der verbündeten Mächte auf dem Admiralschiffe „der Northumberland“, unter Befehl des Admirals Cockburn nach der Insel St. Helena abgeführt werden solle, wo er als General Bonaparte seinen Aufenthalt angewiesen erhalten werde. Es wurde ihm gestattet, zwölf Personen seines Gefolges mit sich mitzunehmen. Keineswegs mit der, ihm sonst bei betroffenem Unglück eigenen Fassung nahm er die Botschaft auf. Er sprach in den heftigsten Zornworten seine Empörung über den, an ihm, der sich den Gesetzen und der Großmuth der englischen Nation als Gast anvertraut habe, verübten Treubruch. „Ich biete,“ sagte er, „dem Prinz-Regenten das schönste Blatt in seiner Geschichte an; ich hatte die Absicht mich in England niederzulassen. England könnte mich höchstens nur als Kriegsgefangenen behandeln, da noch auf verschiedenen Punkten Frankreichs die dreifarbige Fahne weht. Ich habe mich weder als Gefangener noch auf Gnade ergeben; ich bin gekommen, bei der englischen Nation um Gastfreundschaft zu bitten und mich unter den Schutz ihrer Regierung zu stellen. Wenn man mich nach St. Helena transportirt, werde ich dort bald sterben und dann wird England verantwortlich sein für meine Ermordung!“

Der Ex-Kaiser ersuchte den Lord Keith um ein Gespräch unter vier Augen; der Admiral antwortete: „Es ist Alles vergeblich, ich habe nur den Befehlen meiner Regierung zu gehorchen. Die mir ertheilten Vollmachten überlassen meiner Berücksichtigung nicht das Mindeste. Ihr Loos ist festgestellt für immer.“ Napoleon wurde ersucht, die Personen zu bezeichnen, welche ihn begleiten sollten, damit sie mit ihm an den Bord des „Bellerophon“ gebracht werden könnten.

Hierüber kam es unter dem Gefolge selbst noch zu heftigen Scenen. Die Generale Savary und Lallemand, welche gerechten Grund zu der Befürchtung hatten, bei ihrer Rückkehr nach Frankreich von den Bourbons mit Pulver und Blei begnadigt zu werden, beschworen den Kaiser, sie mit sich zu nehmen; er sah sich genöthigt, ihre Bitte zurückzuweisen, da er bereits Bertrand, Montholon, Gourgaud und Las Cases ausgewählt und mit Einschluß der Dienerschaft die Zahl zwölf, welche nicht überschritten werden durfte, vollzählig war. Man hat in verschiedenen Schriften behauptet, Madame Bertrand habe in zartem Verhältnisse mit dem Kaiser gestanden und sich vor allen Anderen bei der Abfahrt

an ihn angeklammert. „Dies weiß ich besser,“ erzählte dem Verfasser ein gegenwärtiger Zeuge. „Madame Bertrand stürzte, ohne sich anmelden zu lassen, in die Cajüte des Kaisers, als sie erfuhr, daß ihr Mann mit nach St. Helena gehen werde. Fußfällig und mit heftigen Thränen bat sie, ihren Mann und sie nicht mitzunehmen. Als der Kaiser ihr dies abschlug, rannte sie auf das Deck und wurde nur mit Mühe zurückgehalten, sich nicht in das Meer zu stürzen.“ *)

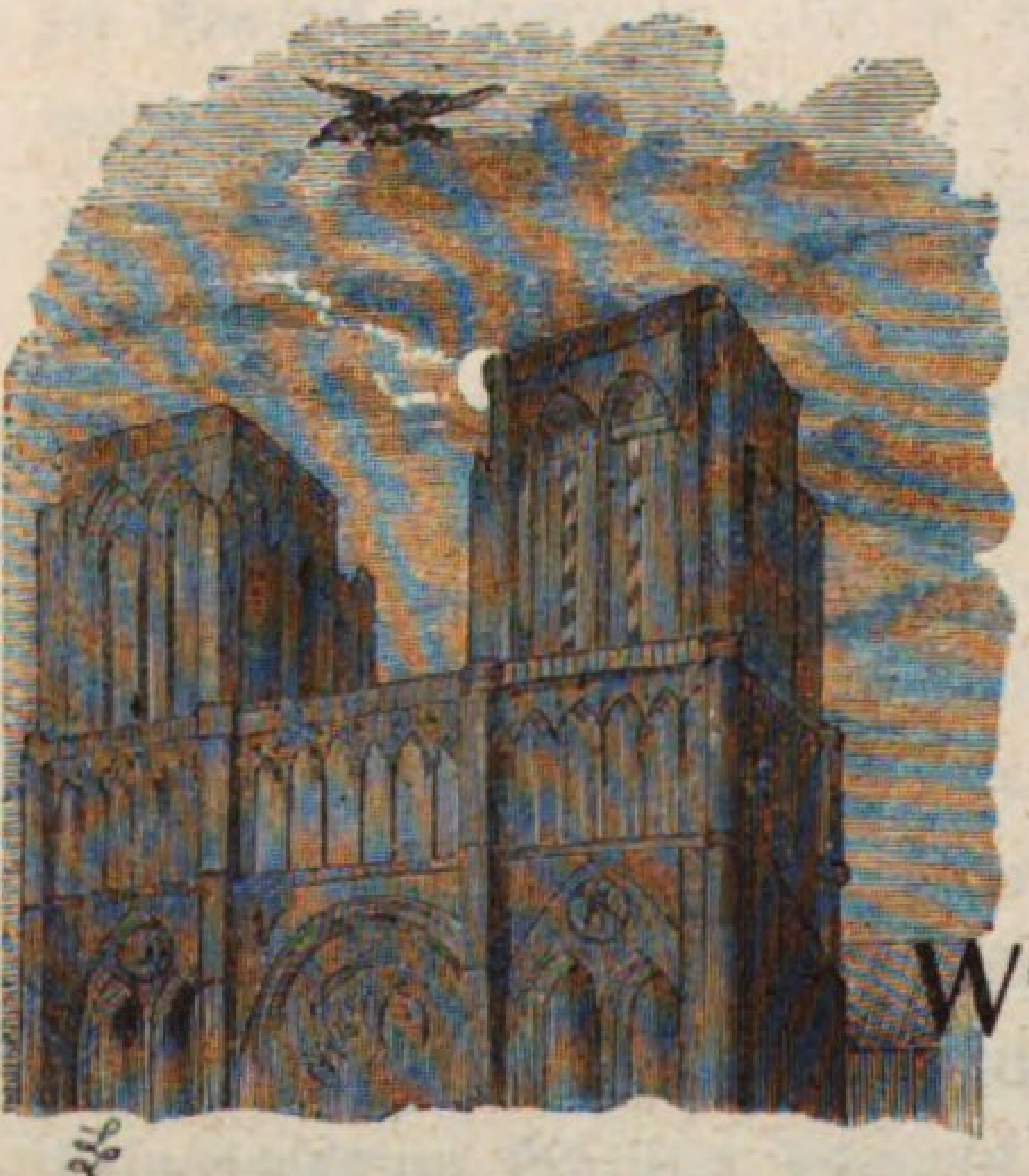
Am 9. August ging der „Bellerophon“ unter Segel; eine weite, trostlose Fahrt ward angetreten: St. Helena liegt 1700 Seestunden von Paris entfernt, und nirgend auf dem unwirthbaren Meere wurde dem gefürchteten Verbannten vergönnt, an irgend einem gastlichen Gestade an das Land zu gehen.

Während der gewaltige Welterschütterer gesenkten Hauptes und gesunkenen Muthes stumm in der einsamen Cajüte des Schiffes saß, welches ihn nach der entlegenen Felseninsel brachte, hielten wir lustigen Einzug in Paris und lebten, seitdem der böse Dämon das Feld geräumt hatte, wie Gott in Frankreich. Davon soll in dem nächfolgenden, dem Schluß-Kapitel, ein heiterer Bericht erstattet werden.

*) So erzählte mir Santini, welcher Napoleon nach St. Helena als Kammerdiener begleitete und im Jahre 1858 als Wächter des Grabes im Invaliden-Dome zu Paris angestellt ist.

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Blücher verschmäht feierlichen Einzug in Paris. — Wellington schlägt General Müffling zum Gouverneur vor. — Oberst v. Pfuel, Commandant von Paris. — Blücher ertheilt Befehl zur Sprengung der Brücke von Jena. — Wellington in tausend Aengsten; — er versucht es, die Brücke durch ein Diner bei Very zu retten. — Bülows Verwendung. — Die Ankunft der drei Monarchen in Paris den 10. Juli. — Die Brücke von Jena bleibt stehen und erhält den Namen „Brücke der Invaliden". — Das erste Armeecorps besetzt Paris. — Verordnung wegen Einquartierung und Verpflegung der Truppen. — Blücher ertheilt dem Lieutenant de Grote aus Köln Vollmacht zur Zurücknahme der geraubten Kunstwerke. — Es wird sogleich Hand an das Werk gelegt. — Der preußische Gouverneur behandelt Paris, trotz der Anwesenheit Ludwigs XVIII., als eine eroberte Stadt. — Die Kaiser von Oestreich und von Rußland treiben geheime Polizei. — Die Präfecten der Seine und der Polizei, der Commandant der Nationalgarde stehen unter Müfflings Befehl. — Die Besetzung der Departements. — Paris im Belagerungszustande. — Die venetianischen Rosse auf dem Triumphbogen der Tuilerien werden ausgespannt. — Der Turnmeister Jahn hält eine Rede auf dem Wagen der Siegesgöttin. — Der Oberst v. Pfuel als Commandant von Paris. — Wie er die Pariser zu rangiren und zu haranguiren versteht. — Vollständige Räumung des Musée de l'Artillerie. — Im Musée Napoleon giebt es leere Rahmen. — Ludwig XVIII. in Thränen vor Müffling. — Die Festungen müssen belagert und erobert werden. — Der Friede von Paris.



Wellington hatte bei Blücher anfragen lassen, wie er es mit dem Einzuge in Paris zu halten gedenke. Hierauf schrieb Gneisenau an den General Müffling: „Auf die von dem Herzoge von Wellington an Ew. 2c. gemachte Anfrage wegen des Einzuges in Paris habe ich soeben die

Befehle des Herrn Feldmarschalls eingeholt und er hat mir aufgetragen, zu erklären: wie ihm an einem Einzuge in Paris gar nichts gelegen sei, daß er sein Hauptquartier hier zu behalten gedenke, nur ein Absteigequartier in Paris nehmen und stets nur auf kurze Zeit daselbst verweilen werde. Er möge nicht den Parisern das Schauspiel eines feierlichen Einzuges geben.

„Was die Ernennung eines Gouverneurs betrifft, so habe ich die Ehre, Ew. ꝛc. zu benachrichtigen, daß der Herzog an den Feldmarschall eigenhändig geschrieben, daß er Ihnen noch keine Antwort über den Gegenstand der Ernennung eines Gouverneurs von Paris gegeben, daß er aber wünsche, dem Herrn Feldmarschall vorzuschlagen, daß Sie dazu ernannt werden möchten. Der Herzog sagt bei dieser Gelegenheit von Ew. Hochwohlgeboren:

„That is no person, who in his situation has done more to forward the objects of our operation, and it appears to me, that having had so much to do with us both and with our operations, he is the person who ought to be selected.“*)

Der Fürst hat ihm geantwortet, daß er zwar schon den General-Lieutenant v. Ziethen zu diesem Posten ernannt und auch mit diesem darüber geredet habe, aber da der Herzog es wünsche, er Ew. Hochwohlgeboren gern für diesen Posten ernenne.

(gez.) Gr. N. v. Gneisenau.“

Dem preußischen Heere widerfuhr die Auszeichnung, daß Paris den General-Major v. Müffling zum Gouverneur, den Oberst E. v. Pfuel zum Commandanten über die sechs Mairien des linken Seine-Ufers erhielt. Zum Commandanten des rechten Seine-Ufers wurde der englische Oberst Barnar ernannt welcher indeß, da der Herzog von Wellington keine Truppen seines Heeres in Paris zu lassen wagte, nur einen beschränkten Wirkungskreis hatte, so daß dem preußischen Commandanten die Bewachung der, auf dem rechten Ufer gelegenen, wichtigsten Gebäude, Plätze und Brücken ebenfalls übertragen wurde. Mit welcher Umsicht und Energie Oberst v. Pfuel diesem allerschwierigsten Posten vorstand, wird weiter unten berichtet werden. An Veranlassung, die Masse der

*) „daß es keinen Anderen giebt, welcher in seiner Stellung mehr zur Förderung der Gegenstände unserer Operation gethan hat, und es scheint mir, daß, da er so vieles mit uns beiden und unseren Operationen zu thun hatte, er derjenige ist, welcher gewählt werden müßte.“

Pariser Bevölkerung aufs Aeußerste gegen uns aufzuregen, ließen wir selbst und die verschiedensten Parteiführer der Franzosen es nicht fehlen.

Aus St. Cloud erließ Blücher den 6. Juli, am Tage vor unserem Einzuge in Paris, den Befehl, „die über die Seine, zur Verbindung des Champ-de-Mars mit dem Quai-de-Billy führende, Brücke, welche auf Napoleons Befehl zur Verhöhnung der Preußen den Namen „Pont de Jena“ erhalten habe, von Grund auf in die Luft zu sprengen.“*)

Sofort wurde die Brücke gesperrt und ein Ingenieur-Officier mit der Anlegung von Minen in den Pfeilern beauftragt. Sobald dies bekannt wurde, erhoben sich in Blüchers Umgebung und auch in entfernteren Kreisen warnende und abmahnende Stimmen gegen solchen ungerechtfertigten Vandalismus. Der preußische Gesandte in Paris, Graf Goltz, der früher Blüchers Adjutant gewesen und mit ihm in dem freundschaftlichsten Verhältnisse stand, befürwortete eine, von dem Fürst Talleyrand ihm übergebene, Note, in welcher dieser die dringendsten Vorstellungen gegen eine Gewaltthat machte, welche der abgeschlossenen Convention zuwiderlaufe und Se. Majestät den König Ludwig XVIII. gleich am ersten Tage der Rückkehr in seine gute Stadt Paris sehr schmerzlich berühren werde. Blücher antwortete dem Grafen Goltz: „Ich habe beschlossen, die Brücke zu sprengen und kann Ew. Excellenz nicht verhehlen, wie viel Vergnügen es mir gewähren würde, wenn Musje Talleyrand sich vorher auf dieselbe stellen wollte. Ich bitte Sie, diesen meinen Wunsch ihm bekannt zu machen.

„St. Cloud, den 7. Juli 1815.

Blücher.“

Der Herzog von Wellington ließ sich ebenfalls herbei, dem Feldmarschall freundschaftliche Vorstellungen zu machen.

„Mein lieber Fürst!“**) schreibt er ihm aus Paris den 8. Juli Mitter-

*) Der Bau dieser Brücke war von dem Kaiser durch ein Decret aus Warschau vom 13. Januar 1807 befohlen worden. Der Bau derselben wurde nach einer Zeichnung von Dillon unter der Direction von Lamandé 1809 begonnen und 1813 vollendet. Die Brücke hat 6 Bogen in elliptischer Form, zwischen denen als Verzierung Cornichen, Nachahmungen von dem Tempel des Mars in Rom, durch Lorbeergehänge verbunden, Kaiserkrone und der Buchstabe N vielfach angebracht waren. Die Brücke hat Anspruch, für einen Kunstbau und für eine der schönsten Seine-Brücken zu gelten.

**) Wellington schrieb an Blücher gewöhnlich englisch; nur die Anrede: „Mein lieber Fürst!“ schrieb er in deutscher Sprache.

nacht. „Verschiedene Meldungen sind mir im Laufe des Abends und der Nacht zugekommen, auch einige von der französischen Regierung, in Betreff der Arbeiten, welche auf Ew. Hoheit Befehl an einer der Seine-Brücken vorgenommen werden, angeblich in der Absicht sie zu zerstören.

„Da diese Maßregel sicherlich ein gut Theil Verwirrung (disturbance) in der Hauptstadt erregen würde und da die Souveraine bei ihrer letzten Anwesenheit alle diese Brücken und dergleichen stehen ließen, nehme ich mir die Freiheit, Ew. Hoheit anzurathen, die Zerstörung der Brücke bis zur Ankunft derselben auszusetzen, oder doch jedenfalls bis ich das Vergnügen haben kann, Ew. Hoheit morgen Vormittag zu sehen. Mit der Versicherung u. s. w.

Wellington."

Allein weder dieser freundschaftliche Rath, noch das Eintreffen des Königs Ludwigs XVIII. in seiner guten Stadt Paris konnten Blücher bestimmen, seinen Befehl zurückzunehmen. Lord Castlereagh, an welchen sich Talleyrand im Auftrage Ludwigs XVIII. in dieser Angelegenheit gewendet hatte, hielt die Sache für so wichtig, daß er Wellington veranlaßte, am 9. Vormittags mit ihm zu Blücher nach St. Cloud zu fahren. Da der Feldmarschall weder Englisch noch Französisch, die Engländer kein Deutsch verstanden, machte Gneisenau den Dolmetscher. Die Erklärung Blüchers lautete dahin, daß er für Alles, was auf seinen Befehl geschehe, die Verantwortlichkeit übernehme. Es brachten die beiden Abgesandten keinen tröstlichen Bescheid nach Paris an Talleyrand zurück; dieser aber beschwor Wellington Alles aufzubieten, um Blücher, welcher nicht allein die Brücke in die Luft sprengen wolle, sondern obenein der Stadt Paris eine Contribution von einhundert Millionen Francs aufgelegt habe, die ernstlichsten Vorstellungen zu machen. Wellington hielt die Sache in der That für so bedenklich, daß er sofort noch an demselben Tage (den 9.) einen Eilboten an Blücher sendete und ihm schrieb: „Die Gegenstände, über welche Lord Castlereagh und ich diesen Morgen mit Ew. Hoheit und dem Grafen Gneisenau verhandelten, nämlich die Sprengung der Brücke von Jena und die Erhebung einer Kriegscontribution von 100 Millionen von der Stadt Paris, scheinen mir für die Verbündeten insgesammt von solcher Wichtigkeit, daß ich mir erlaube, Ew. Hoheit Aufmerksamkeit nochmals darauf zu richten.

„Die Zerstörung der Brücke von Jena ist dem Könige und der französischen Nation im hohen Grade unangenehm (higly disagreable) und wird in

der Stadt Unruhen erregen. Es ist nicht eine rein militairische Maßregel, sondern nimmt einen politischen Charakter an; sie ist angeordnet, weil die Brücke als ein Denkmal der Schlacht von Jena angesehen wird, obschon die Regierung sich erboten hat, den Namen zu ändern. Wird die Brücke als ein Monument angesehen, so bitte ich um Erlaubniß zu bemerken, daß ihre sofortige Zerstörung sich nicht verträgt mit dem, den Bevollmächtigten des französischen Heeres während der Unterhandlung der Convention gemachten, Versprechen, daß die Denkmäler, Museen u. s. w. der Entscheidung der verbündeten Souveraine vorbehalten bleiben sollten." In gleicher Weise verlangt Wellington, daß die Entscheidung wegen Erhebung einer Kriegs-Contribution den verbündeten Souverainen vorbehalten bleibe.

„Seitdem ich," schließt der Herzog seinen Brief, „das Glück hatte, in Gemeinschaft mit Ew. Hoheit und dem unter Ihrem Befehle stehenden Heere zu agiren, wurden alle Gegenstände nach gemeinschaftlicher Verabredung und mit einem Grade von Harmonie, wie sie unter ähnlichen Umständen noch niemals vorgekommen, sehr zum allgemeinen Besten ausgeführt. Was ich jetzt verlange, ist nicht ein Aufgeben Ihrer Maßregeln, sondern nur ein Aufschub von höchstens zwei Tagen, bis zur Ankunft der Souveraine, was nicht für unangemessen gelten kann und, wie ich hoffe, in Betracht des Beweggrundes meines Ersuchens, eine gute Aufnahme finden wird."

Als Wellington am 10. des Morgens erfuhr, daß Blücher die Arbeiten an der Brücke noch immer nicht habe einstellen lassen, versuchte er ein letztes Mittel, die Brücke zu retten: er ladet Blücher zu einem fröhlichen Mittagessen ein. „Unser Diner," schreibt er ihm den 10. Juli früh 7 Uhr, „ist heut 6 Uhr bei Very im Palais royal und ich hoffe, wir werden einen vergnügten Tag verleben. Soeben erhalte ich die Nachricht, daß die Souveraine heut in Bondy eintreffen und den Befehl, ihnen die Garden entgegen zu schicken, was sogleich geschieht. Ich glaube, sie werden nur einige Stunden in Bondy verweilen und noch heut Abend hier eintreffen."

So groß aber war Wellingtons Besorgniß, daß er bereits nach wenigen Stunden eine zweite Botschaft an Blücher sendet und ihm Mittags 12 Uhr schreibt: „Ich übersende Ew. Hoheit eine Zuschrift, welche ich soeben von den Bevollmächtigten zur Ausführung der Convention in Betreff der Räumung von Paris von der französischen Armee über die Sprengung der Brücke von Jena

erhalte. Es will mich bedünken, das, was sie vorbringen, hat einigen Grund, und ich hoffe, Ew. Hoheit wird, da die Souveraine schon so nahe sind, mein an Sie (Blücher) gestelltes Ansuchen nicht unbeachtet lassen."

Die Angst Wellingtons, daß durch die schonungslose Weise, mit welcher Blücher die Franzosen behandeln ließ, eine Erhebung in Masse hervorgerufen werden müsse, veranlaßte ihn an Lord Castlereagh zu schreiben: „Es ist Schuldigkeit, Ew. Herrlichkeit zur geneigten Mittheilung an die Minister der Verbündeten wissen zu lassen, daß es meine entschiedene Meinung ist, daß wir unverzüglich das ganze Land gegen uns aufregen und einen Nationalkrieg erregen werden, wenn der nutzlosen und ich möchte sagen, lächerlichen Unterdrückung, die gegen das französische Volk ausgeübt wird, nicht Einhalt geschieht; wenn die Truppen der verschiedenen Armeen nicht von der Plünderung des Landes, der Verwüstung der Häuser und des Eigenthums zurückgehalten werden, und wenn die Requisitionen und Contributionen nicht durch eine Autorität geordnet werden, sondern in das Belieben eines jeden einzelnen Generals gestellt bleiben, welcher eine Armee commandirt. Ich versichere Ew. Herrlichkeit, daß alle Mittheilungen, welche ich erhalte, zu beweisen suchen, daß wir in eine sehr kritische Lage kommen dürften und Sie mögen daran ermessen, daß, wenn nur ein einziger Schuß in Paris fällt, sich das ganze Land gegen uns in Waffen erheben wird. Ich hoffe, daß ohne Verzug noch einige Maßregeln getroffen werden, welche diesem Zustande der Dinge ein Ende machen."

Dringend hatten Wellington und Talleyrand den Kaiser Alexander, zu dessen schwächlich-mildem Herzen sie das meiste Zutrauen hatten, gebeten, wo möglich noch am 10. Juli in Paris einzutreffen, um Blüchers Alleinherrschaft ein Ziel zu setzen.

Es gelang dem edlen Herzog, den Feldmarschall während des Diners bei Very in die heiterste Stimmung zu versetzen und ihn hier so lange festzuhalten, bis ihm (um 9 Uhr Abends) die Ankunft der verbündeten Monarchen gemeldet wurde; nun wußte er: die Brücke wird nicht gesprengt.

Auch General Bülow, obschon derselbe bei der Ausführung der Maßregel nicht betheiligt war, richtete an den Feldmarschall unter dem 10. Juli ein sehr ernstes Abmahnungsschreiben. „Ew. Durchlaucht werden es mir verzeihen," schrieb er ihm, „daß ich über einen Gegenstand, der in Ansehung unserer Ver-

bindung mit anderen Mächten von Folgen sein kann, vertraulich meine Meinung sage. Es betrifft die Sprengung der Brücke von Jena. Kunstwerke zu vernichten, wenn nicht ein wesentlicher Zweck dadurch erreicht wird, kann man im Allgemeinen nicht billigen und so ist es wohl hier der Fall; denn ich bin fest überzeugt, daß nicht allein dieser Schritt von unsern Alliirten, sondern auch von unserm Monarchen selbst gemißbilligt wird. Nach meiner Meinung muß man die Inschriften, welche die Arroganz Napoleons hervorgebracht hat, vernichten, das Werk selbst aber nicht. Der Charakter unserer Nation erscheint größer und edler, wenn man über so etwas sich hinwegsetzt. Wir haben so viel Großes gethan, daß wir auf die Prahlerei und Eitelkeit anderer Völker nicht achten dürfen, wohl aber bleibt es gefährlich, den Haß der Nationen sich zuzuziehen.

v. Bülow.“

Ohne alles Aufsehen und jede Empfangsfeierlichkeit vermeidend, waren die Kaiser von Rußland und Oestreich und der König von Preußen am 10. Juli Abends 9 Uhr in Paris eingetroffen; das gestrenge Regiment Blüchers hatte mit diesem Tage ein Ende.

Die Nachricht von der, am 3. Juli auf dem Schlosse zu St. Cloud, dem Hauptquartiere Blüchers, abgeschlossenen, Convention — das Wort Capitulation war aus Schonung vermieden worden — durch welche die Uebergabe von Paris und der Abmarsch des französischen Heeres nach jenseit der Loire bestimmt wurde, erhielt der König von Preußen am 7. Juli, noch bevor er Nancy unter Bedeckung einer Abtheilung russischer Garde-Kosacken erreicht hatte. Die höchsterfreuliche Depesche zu überbringen, hatte, auf Blüchers Befehl, General v. Ziethen den tüchtigsten Reiter seines Stabes, den Rittmeister v. Frölich, beauftragt, welcher diesen, mit nicht geringer Gefahr und Beschwerde verbundenen, Auftrag in ausgezeichnetster Weise nach einem Parforce-Courierritt von zwei Tagen und drei Nächten ausführte. Wegen des Bauernaufstandes in der Champagne war v. Frölich genöthigt, die Hauptstraße mehrmals zu verlassen, so daß er in äußerster Erschöpfung bei dem Könige ankam. Kaum war er fähig, die dienstliche Meldung: „Rittmeister v. Frölich, Paris hat capitulirt!“ zu machen; worauf der König, noch bevor er die Depesche gelesen, das erfreuliche Wort ihm zurief: „Rittmeister v. Frölich, sind Major!“ und dann hinzufügte: „Werden das Reiten satt haben, in meine Droschke einsteigen,“

was der etwas mürbe gewordene Rittmeister als neugebackener Major mit Dank annahm.*)

In Paris war die erste Angelegenheit, mit welcher der König behelligt wurde: die Sprengung der Brücke von Jena. Alexander v. Humboldt verwendete sich lebhaft für die Erhaltung der Brücke; die Sprengungsarbeiten wurden auf Befehl des Königs sofort eingestellt. Den Zorn Blüchers suchte man dadurch zu beschwichtigen, daß eine Ordonnanz Ludwigs XVIII. befahl, daß diese Brücke in Zukunft den Namen „Invaliden-Brücke" führen sollte.

Der Einzug unserer Truppen und die Besetzung von Paris hatte sich bis zum 7. Juli verzögert. Blüchers Befehl hierzu lautet:

„Das erste Armeecorps wird morgen, den 6. (es geschah aber erst den 7.), Paris militairisch besetzen und darüber noch seine nähere Instruction erhalten, das dritte und vierte Armeecorps bleiben noch in ihren Positionen stehen, bis die feindliche Armee die gehörige Entfernung gewonnen hat, dann werden sie auch nach Paris und zu ihrer weiteren Bestimmung rücken.

„Kleine Beobachtungs-Detachements werden dem Feinde in gehöriger Entfernung nachgeschickt, um seinen Marsch zu beobachten.

„Von jedem Armeecorps bricht morgen ein Cavallerie-Regiment auf, um die Ordnung im Rücken herzustellen, das des ersten Armeecorps marschirt nach Compiègne, das des dritten nach Senlis, das des vierten nach St. Germain. Es wird in diesen Tagen Alles angewendet, um die Ordnung und Zucht wieder herzustellen, jeder Exceß muß strenge bestraft werden. Ein Regiment, wo ein Exceß vorfällt, soll nicht mit in Paris einrücken.

„Sämmtliche Franzosen werden mit Ernst und Kälte behandelt, aber jede muthwillige Beleidigung von unserer Seite wird streng bestraft. Ich erwarte, daß sich die Armee nicht durch Uebermuth entehre, sondern auch als Sieger sich menschlich und bescheiden betragen wird.

„Hauptquartier Meudon, am 5. Julius 1815.

v. Blücher."

Blüchers Einzug sollte den Parisern nicht das Schauspiel einer glänzenden Parade geben; das Heer, das er führte, hatte in zwanzig Tagen die große fran-

---

*) Nach einer gefälligen Mittheilung des Hrn. Lieutenants v. Frölich in Wallisfurth, Sohnes des 1858 verstorbenen General-Lieutenants a. D. v. Frölich.

zösische Armee unter Napoleon vernichtet und war von der Maas zur Seine so raschen Schrittes vorgedrungen, daß es freilich gegen die auf bequemeren Wegen nachkommenden Garden an Glanz zurücktrat; aber Blücher konnte von den Seinen dasselbe sagen, was Friedrich der Große (1759) gegen die glattgeputzten Regimenter des Generals Wedel, die vor den Russen bei Kai geflohen waren, von dem Heere rühmte, das er siegreich aus Schlesien herabführte: „Die Euren," sagte der große König, „sind zu Paraden gut, die Meinen sehen aus wie die Grasteufel, aber sie beißen."

Die Pariser benahmen sich zu Anfang mit anständiger Ruhe, so bedurfte es nicht der Ausführung all der strengen Maßregeln, die im Hauptquartiere Blüchers schon besprochen worden waren. Hätte man Aufruhr zu befürchten gehabt, so wären auf die Zinnen des Louvre und der Tuilerien Batterien gebracht worden, die mit denen auf dem Montmartre und Père-la-Chaise ein verwüstendes Wechselgespräch über der Stadt geführt haben würden. Jetzt genügte es, die Brücken und öffentlichen Plätze mit Geschütz und aufgepflanztem Bajonett zu besetzen.

Daß dem Soldaten nach den schweren Tagen eine gute Pflege zu Theil werde, hatte der Fürst Blücher dem, schon in früheren Feldzügen als Heerpfleger ihm werthgewordenen, General-Intendanten der Armee, Staatsrath Ribbentrop, den die Franzosen Riz-Pain-trop*) schrieben, die nöthigen Vollmachten gegeben. Nach der Vorschrift zur Verpflegung bestand die tägliche Portion aus zwei Pfund Brod von Weizen- oder Roggenmehl, einem Pfund frischen Fleisch, einer Unze Salz, drei Unzen Reis, oder an dessen Stelle Bohnen, Linsen oder anderen Hülsenfrüchten zu sechs Unzen, drei Unzen Butter oder drei Unzen Speck, einem Liter Bier oder einem halben Liter Wein, einem Deciliter oder einem Poisson Branntwein, einer Unze Rauchtaback.

„Die Wirthe," so hieß es in dem Befehl, „sind verpflichtet, dem Soldaten nach dessen Verlangen das Fleisch und Gemüse zubereiten zu lassen, alle übrigen Bestandtheile der Portionen aber des Morgens so früh zu überliefern, daß derselbe nach eigenem Gefallen die Eintheilung machen kann. Die Soldaten erhalten reinliche und anständige Lagerstellen. Zu einer solchen Lagerstelle gehören: eine Matraze, ein Kopfpolster, eine wollene Decke und zwei Laken von Leinewand."

*) Reis und Brod zuviel.

Am schwersten gingen die Franzosen daran, die Kunstwerke zurückzugeben, die sie als die schönste Beute von ihren Triumphzügen nach allen Weltgegenden nach der Hauptstadt der Welt, wie Paris in jener Zeit es war, geschleppt und hier aufgestellt hatten. Der wahrhafte Jammer, den der Kunstfreund und der Künstler bei der Trennung und Zerstreuung dieser Schätze fühlte, war es nicht, der die Pariser so empörte, sie sahen nur die reichsten Blätter von dem Lorbeerkranze genommen, den sie auf fremdem Boden sich gewunden hatten.

Streng war der Befehl des Feldmarschalls, streng ward er ausgeführt. Einem rheinländischen Freiwilligen, der die Universität nicht längst verlassen und genaue Kenntniß von dem hatte, was die Franzosen aus Deutschland und den Niederlanden an Kunstsachen entführt hatten, ward gleich am ersten Tage des Einzuges diese Vollmacht ertheilt:

„Der Lieutenant de Grote ist von mir beauftragt mit der Wegnahme alles von den Franzosen geraubten deutschen Eigenthums. Alle Corpscommandanten sind angewiesen, ihn auf sein Verlangen mit Gewalt der Waffen zu unterstützen. Uebrigens bin ich für Alles, was der von mir beauftragte Lieutenant de Grote thut oder unterläßt, verantwortlich.

v. Blücher."

Gleich am ersten Abend wurden noch bei Kerzenschein der heilige Peter, den Rubens seiner Vaterstadt Köln zum Andenken gemalt, und das jüngste Gericht van Eyks, das den Danzigern gehörte, herabgenommen, damit man nur erst einen Laufgraben im Museum eröffnet hatte, von wo aus man weiter vorgehen konnte; die Säulen vom Grabe Karls des Großen waren aus Aachen nach Paris geschleppt worden; eine Anzahl davon wurden wieder zur alten heiligen Urstatt zurückgebracht.*)

Der Feldmarschall selbst verschmähte es, sein Hauptquartier in Paris zu nehmen, er blieb auf dem kaiserlichen Schlosse in St. Cloud, von wo er als Andenken den Uebergang Napoleons über den St. Bernhard, von David gemalt, einpacken ließ.**)

Der schwerfällige König Ludwig XVIII. war mit seinem Hoflager aus Gent, sobald er beruhigende Nachrichten über die Sicherheit der Heerstraße, auf

*) Auf die Ausführung dieses Befehls kommen wir später zurück.
**) Es befindet sich gegenwärtig in der Bildergallerie des Königl. Schlosses in Berlin.

welcher er nach Paris zurückzukehren gedachte, erhalten hatte, aufgebrochen und Wellington erwies ihm die Gefälligkeit, ihn in das Schlepptau zu nehmen. Der englische Feldherr ertheilte ihm jedoch in sehr ernsten Worten den guten Rath, die Regierung, im Fall er den Thron aufs Neue bestiegen haben würde, nicht in der bisher von ihm geübten Weise fortführen zu wollen. Der Herzog drang auf die Entfernung des Premierministers und allgebietenden Günstlings, Herzogs Blacas, welcher als Führer der legitimistischen Reaction die Wiederkehr der Bourbons bei der Nation so verhaßt gemacht hatte. Der König erkannte die Nothwendigkeit, nicht allein Talleyrand, der die Sache der Bourbons am Wiener Congresse so erfolgreich vertreten hatte, sondern auch Fouché, obschon Beide für eine Verfassungs-Urkunde mit hinreichender Gewährleistung der Volksfreiheit das Wort nahmen, in das neugebildete Ministerium aufzunehmen. Zu seinem Minister des Krieges ernannte der pulver-, doch keineswegs blutscheue König den, ihm beim Davonlaufen treugebliebenen, General Clarke. Die Erwartung Ludwigs, daß nach der Niederwerfung Napoleons und nach seiner Abdankung und Beseitigung die in Paris tagenden Kammern in reuevoller Adresse den „Allersehnten" mit Bitten beschwören und bestürmen würden, den Thron Ludwigs des Heiligen wieder zu besteigen, ging nicht in Erfüllung. Der König, welcher am 24. Juni die Grenzen seines Königreichs ohne Empfangsfeierlichkeiten überschritten und sich in den Schutz Wellingtons begeben hatte, erließ eine, aus Cambray den 28. Juni unterzeichnete, Proclamation: „An die getreuen Unterthanen." Der erste, noch unter Einfluß des Grafen Blacas und anderer fanatischer Royalisten verfaßte, Entwurf war in einem so hochfahrenden, drohenden und unversöhnlichen Tone abgefaßt, daß Wellington der Publication derselben erst dann seine Zustimmung gab, nachdem Talleyrand ihm eine gemäßigtere vorlegte. Wenn man nun auch in derselben dem Könige das Geständniß ablegen ließ, daß bei den Schwierigkeiten, welche ihm bei seiner ersten Rückkehr entgegengetreten, seine Regierung Fehlgriffe gethan habe, wenn er auch die Zusicherung ertheilte, daß weder der Zehnten der Geistlichen, noch andere beseitigte Feudalrechte wieder hergestellt, auch die Besitzer der Nationalgüter in ihrem Besitze nicht gestört werden sollten, so folgten doch Drohungen, welche eine Regierung des Schreckens ankündigten. Der König versprach „den irregeleiteten Franzosen Verzeihung; allein das Blut seiner Kinder sei durch eine Verrätherei ohne Beispiel in der Weltgeschichte geopfert worden. Er, der König, dürfe

wegen der Würde seines Thrones, wegen des Interesses der, ihm von Gott anvertrauten, Völker, wegen der Ruhe Europas die Aufwiegler und die in dieser abscheulichen Verschwörung handelnd aufgetretenen Personen nicht in die Vergünstigung der Verzeihung einschließen. Diese sollten von den beiden Kammern, welche er sofort einzuberufen gedenke, für die Rache der Gesetze bezeichnet werden." Blutgerichte standen in Aussicht.

Von der „Aufnahme mit offenen Armen", welche nach des Königs Ludwigs XVIII. Versicherung die verbündeten Heere in seiner guten Stadt Paris finden würden, war fürs Erste nichts zu spüren; nicht die Thore, wohl aber die Thüren blieben uns noch verschlossen. „Am 7. sind wir als Sieger in Paris eingezogen," schreibt v. d. Gröben an den Grafen v. Henkel aus Paris den 10., „wir haben den ersten Tag auf dem Caroussel-Platze gelagert, ohne Lebensmittel, außer was wir selbst mitgebracht hatten, ohne Holz und ohne Stroh. Am anderen Tage erhielten wir etwas Holz und Stroh, auch Lebensmittel kamen an und gestern sind wir so weit gekommen, daß wir Bretter zu Hütten erhielten. Se. Maj. der König Ludwig werden es nicht übel deuten, daß wir von dem noch nicht ausgebauten Theile der Tuilerien die Bretter verbrennen, denn gekocht muß werden und der Regen, der uns vom Platze wegschwemmt, will Feuer zum Trocknen haben. Das sind alles Mängel, denen sich in den ersten Tagen nicht abhelfen läßt. So groß auch die Ehre ist, hier zu stehen, so sehnt sich doch Alles nach dem Ausmarsch, denn die Erwartung der Sieger ist unbefriedigt geblieben und die Convenienz, welche die Ankunft Ludwigs XVIII. nothwendig erzeugt, verdirbt uns allen Appetit.

„Die Pariser bersten vor Aerger, sie sind impertinent und können nicht begreifen, wie solche abgerissene Landwehrmänner ihre schmucken Garden schlagen konnten. Sie belagern unsere Biwachten, sie bestehlen uns und wollen den Soldaten bald essen, bald etwas anderes machen sehen, um uns richtig würdigen zu können. Der Pastor ist außer sich vor Verdruß, als eine Schöne im Palais royal ihm die Versicherung gab, daß er zu alt sei" ꝛc.

In den nächsten Tagen wurde für angemessene Unterbringung der Truppen bei den Hausbesitzern gesorgt, was den Parisern, denen selbst der Kaiser die Last der Einquartierung niemals aufgelegt hatte, sehr störend erschien. „Wir können eine zweite Pariser Bluthochzeit erleben," hatte der besorgte Wellington geäußert, der es für das größte Wagniß erklärte, daß Blücher die sämmtlichen

Soldaten seines ersten Armeecorps in weit auseinander gelegenen Quartieren einlegte und nur eine unbedeutende Mannschaft auf den Wachen und Alarmplätzen versammelt hielt. Offenbar war es von Wellington darauf abgesehen, sich bei Ludwig XVIII. und den Parisern ein liebes Kind zu machen, die Großmuth Englands von den Franzosen bewundern zu lassen und Gift und Galle ausschließlich Blücher und den Preußen zuzuwenden. Daher erklärt sich die Zuvorkommenheit, mit welcher er die allerschwierigsten und undankbarsten Posten des Gouverneurs und des ersten Commandanten den Preußen überließ. Uns aber war dies ganz erwünscht und eine größere Genugthuung für die, Jahre lang von den Siegern erlittenen, Unbilden hätte uns nicht zu Theil werden können, als das Bewußtsein: der preußische Soldat, Landwehrmann und Freiwillige spielen die Herren in Paris. Da solche Begebenheit nie zuvor dagewesen, auch schwerlich jemals sich wiederholen dürfte, so halten wir sie, zumal da wir zum großen Theile Selbsterlebtes mittheilen, der Aufzeichnung nicht unwerth.

Der Gouverneur General v. Müffling, ein umsichtiger, ruhiger aber fester Charakter, verschaffte sich sehr schnell die nöthige Kenntniß der Oertlichkeiten und der Persönlichkeiten zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit und geordneten Verwaltung der städtischen Angelegenheiten. Wohl zu bedenken war, daß wir noch keinen Frieden mit Frankreich, sondern nur eine Convention mit Paris abgeschlossen hatten, was uns den Vortheil gab, die Stadt als eine „eroberte" betrachten zu können und eine gebietende Sprache zu führen, trotz der Anwesenheit des Königs. Die vornehmsten Behörden, mit denen General Müffling in geschäftlichen Verkehr trat, waren der Premierminister Fürst Talleyrand, der Präfect der Seine, Graf Chabrol, der Präfect der Polizei, Herr Decazes, der Commandant der Nationalgarde von Paris, General Hulin, und der General-Postmeister. Talleyrand hatte dafür gesorgt, daß diese wichtigen Stellen sehr sichern, dem Könige ganz ergebenen, Männern anvertraut worden waren.

Das Erste, worauf General Müffling dringen zu müssen glaubte, war: die Entwaffnung der Vorstädter. „Herr Decazes," bemerkt Müffling, „hielt ebenfalls die Entwaffnung der Vorstädter für eine unerläßliche Maßregel, besorgte jedoch, daß, wenn es durch die Verbündeten und, was davon unzertrennlich war, durch Gewalt geschehe, ein Theil dieser verwegenen Leute sich wehren

würde und daß aus dem einzelnen Widerstand leicht ein allgemeiner werden und unnöthig viel Blut kosten könne. Er schlug vor, daß ich ihm eine allmälige Entwaffnung überlassen möge, welche vorzüglich an den Sonntagen, wo die Arbeitsleute der Vorstädte zur Besprechung ihrer Geschäfte für die nächste Woche zusammenkämen, am schicklichsten geschehen könne, zumal sie gegen ihn, als ihren Präfecten, kein Mißtrauen hätten." Müffling ging hierauf um so eher ein, da ihm die rauhe Tugend der Bewohner der Faubourgs St. Antoine, du Temple und Umgegend nicht unbekannt war und jene Blousenmänner von der Besatzung der nahe gelegenen Festung Vincennes, deren Uebergabe man bei der Capitulation von Paris unachtsamer Weise nicht verlangt hatte, bei einem ausgebrochenen Kampfe unterstützt worden wären. — Die Entwaffnung erfolgte ohne Schwierigkeit.

Eine nicht geringe Besorgniß erweckten in den ersten Tagen die vielen in Paris zurückgebliebenen Officiere der Napoleonischen Armee, die in Bürgerkleidung umhergingen und es auf eine Erhebung der Massen abgesehen hatten. Der Gouverneur verlangte einen täglichen Polizeirapport, aus welchem er die Anwesenheit der, ohne Erlaubniß in Paris verweilenden, französischen Officiere ersehen könne. Der Polizei-Präfect bedauerte hierin nicht gefällig sein zu können. „Es ist in der That kaum glaublich," berichtet Müffling, „daß kein Hausbesitzer in Paris, noch ein Miether die Verpflichtung hat, der Polizei eine Anzeige zu machen, wenn er während der Nacht Fremde aufnimmt; ich hielt dies für eine eingerissene Unordnung und wollte dies auf der Stelle abschaffen, allein Herr Decazes erklärte mir: dies sei ein ganz altes Vorrecht der Stadt Paris und weder während der Revolution noch zur Zeit Napoleons habe eine Abstellung dieses Vorrechtes erreicht werden können. Er setzte mir auseinander, wie hiernach der Polizei kein anderes Mittel übrig bleibe, als durch eine wohlgeordnete Espionage (die selbst in die Familien eindrang) Alles das zu erfahren, was allerdings auf dem Wege der Anzeigen und Verantwortlichkeit der Hausbesitzer viel leichter und sicherer zu erlangen wäre.

„In Betreff dieses Gewohnheitsrechts mußte ich mir sagen, daß, was Napoleon nicht durchgesetzt hatte, von mir nicht würde zu bewirken sein. Ueberdies waren die Fonds, über welche die Polizei zu verfügen hatte, so bedeutend, daß sich viel davon leisten ließ. Der Ertrag aus der Pacht des Spiels, welches damals 7 bis 8 Millionen Francs betrug, war der hohen Polizei überwiesen."

Für die Einrichtung des Gouverneurs hatte die Stadt mit fürstlichem Aufwande auf Kosten der Bürger gesorgt.

„Am 7. Juli, als ich von Paris Besitz genommen hatte," erzählt der preußische General, „erwiderte ich auf alle Anfragen: wie dies und jenes gehalten werden sollte? gerade so wie im vorigen Jahre, wo Paris ebenfalls einen preußischen Gouverneur gehabt hatte. Ich hob dadurch bei den französischen Behörden die Besorgnisse, daß wir uns dieses Mal ganz anders benehmen würden und es kam dadurch Alles in Gang, ohne daß ich nöthig hatte, jede Kleinigkeit vorzuschreiben.

„Man hatte mich in das Palais des Prinzen von Neufchatel (Berthier) einquartiert, der kürzlich durch einen Sturz aus dem Fenster in Bamberg seinem Leben ein Ende gemacht.

„Am folgenden Tage kamen Weinvorräthe, Köche, Silbergeschirr u. s. w. in meiner Wohnung an und man erklärte meinem Adjutanten, daß täglich 40 Couverts für mich von der Stadt Paris servirt werden würden. Ich sendete sofort Alles zurück mit der Bemerkung: ich habe als preußischer General meinen eigenen Koch und meine Feldküche, danke daher der Stadt Paris für ihre Sorgfalt, da ich ihr durchaus keine Ausgabe machen wolle.

„Ferner wurde mir aus der Pacht des Spiels eine Summe von 2000 Francs täglicher Einnahme mit der Bemerkung überwiesen, daß solche 1814 vom Gouverneur der Alliirten erhoben worden sei, übrigens nach einem alten Gebrauche ebenso jedem französischen Gouverneur gebühre, sowie sie denn auch dieser in der Person des Generals Maison während der Restauration empfangen habe.

„Unter diesen Umständen fand ich keine Veranlassung zu einem Erlaß dieser selbst im Frieden gezahlten Summe. Ich wies denn auch die Spielpachtkasse an, alle zehn Tage 20,000 Francs an die preußische General-Staatskasse auszuzahlen, wohin diese Einnahme auch während 4½ Monat — so lange bekleidete ich den Posten eines Gouverneurs — geflossen ist.

„Dieses Zurückweisen aller persönlichen Vortheile setzte mich in eine von allen französischen Behörden und der Stadt Paris völlig unabhängige Lage und hat nicht wenig dazu beigetragen, daß meine Stellung bis zu ihrer Auflösung der Würde der Armee und des Gouvernements, welches ich zu vertreten hatte, angemessen blieb."

General Müffling, welcher viel mit Wellington und den Engländern verkehrte, wollte diesen zeigen, daß auch der preußische Officier den Gentleman zu spielen verstehe; dem Feldmarschall Blücher war hieran weniger gelegen. Mußte er auch von den, der Stadt als Kriegs-Contribution auferlegten, 100 Millionen Franken Verschiedenes nachlassen, so zog er doch noch vor Ankunft der Monarchen eine erkleckliche Summe ein, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, sämmtlichen in Paris einrückenden Truppen, Officieren sowohl als Soldaten, ein reichliches Geschenk zu machen.*) Im Uebrigen war weder in Blüchers noch in dem eines anderen commandirenden Generals Hauptquartier von eigenmächtigen Erhebungen, oder wohl gar Erpressungen, wie sie die französischen Generale in Deutschland sich erlaubt hatten, die Rede. Als die Stadt Paris dem preußischen General-Intendanten Ribbentrop, um ihn in Betreff der Lieferungen mild zu stimmen, ein Geschenk von 200,000 Frcs. machte, überwies er diese Summe den preußischen Lazarethen und ließ den städtischen Behörden die Empfangsbescheinigung derselben zustellen.

General Müffling hatte mit der Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung den Commandanten, Oberst v. Pfuel, beauftragt, welcher hierfür, wie wir weiter unten mittheilen werden, in ausgezeichneter Weise zu sorgen wußte, während Müffling sich mehr mit den persönlichen Angelegenheiten der anwesenden Monarchen und mit Ueberwachung der inneren und geheimen Polizei beschäftigte.

„Die Anwesenheit der drei Souveraine," erzählt Müffling, „erschwerte meine Geschäftsführung außerordentlich, da in der Regel kein Franzos sich bei meinem Bescheide beruhigte, sondern an einen der drei Monarchen appellirte. Die hierauf erforderlichen Berichterstattungen verlangten einen Aufwand von Zeit und Kräften, dem ich, nach der Zahl der mir zu den Arbeiten des Gouvernements zugetheilten Officiere, auf die Dauer nicht gewachsen war. Indeß hatte ich die Genugthuung, daß die, von mir ergriffenen, Maßregeln nicht allein stets gebilligt wurden, sondern auch die erwarteten Erfolge hatten, obgleich ich gegen die Neigung der Souveraine, „auch in der eroberten Hauptstadt väterlich

*) Ein näherer Nachweis darüber fehlt; in angenehmster Erinnerung ist mir geblieben, daß ich, der ich als Lieutenant zur Heilung meiner Wunden nach Paris kam, einen zweimonatlichen Sold und 209 Thlr. „Beutegelder" ausgezahlt erhielt. Später erfolgte noch ein, nach der Verwundung bemessener, Ehrensold aus dem, in London gegründeten, „Waterloofond" von 60 £.

zu regieren," oft ehrerbietige Vorstellungen zu machen hatte. Die große Masse des französischen Volkes ist hochverständig; allein es sind auch viele Eitle, Egoisten und Quärulanten darunter, welche kurz abgefertigt sein wollen. Wer nachgiebt, erscheint ihnen schwach, wer seine Maßregeln ändert, inconsequent.

„Der Kaiser Franz ließ mir durch den Fürsten Schwarzenberg die bei ihm eingehenden Bittschriften und Beschwerden mittheilen und überzeugte sich nach der Auskunft, welche er erhielt, bald, daß ich nicht leidenschaftlich, nicht ohne Berücksichtigung der Verhältnisse handelte. Dies gewann mir nach einiger Zeit sein Vertrauen, wovon er mir bei verschiedenen Gelegenheiten die unzweideutigsten Beweise gab." Eines interessanten Falles thut Müffling hierbei Erwähnung. Die ehemalige Königin von Holland, Hortense (Stieftochter Napoleons I. und Mutter Napoleons III.), lebte unter dem Namen einer Gräfin von St. Leu in Paris. Der Polizei-Präfect machte dem Gouverneur Anzeige, daß sie große Summen im Interesse des Kaisers verwende, um eine Bewegung zu Gunsten seiner, in dem Heere und in den Vorstädten zu veranlassen.

„So widerwärtig," erzählt Müffling, „es mir war, gegen Damen und obenein gegen solche, welche zur ehemaligen kaiserlichen Familie gehörten, einzuschreiten, erkannte ich dennoch die Nothwendigkeit, die, eine erfolgreiche Opposition bildende, die öffentliche Ruhe gefährdende, Herzogin aus Paris zu entfernen. Ich trug daher einem Adjutanten auf ihr zu eröffnen: ich hätte vernommen, daß sie nach der Schweiz zu reisen beabsichtige und da ich es mir zur besonderen Pflicht mache, für ihre Sicherheit zu sorgen, indem ihre Reise durch die Quartiere der alliirten Armeen führe, so werde sie die nöthigen Päße und Sicherheits-Anweisungen durch mich erhalten.

„Wenige Stunden darauf erschien ihr diensthuender Kammerherr, um mir anzuzeigen, daß er auf Befehl der Herzogin sich sogleich eine Audienz bei Sr. Majestät dem Kaiser Franz erbeten habe und von diesem beschieden sei:

„die Duchesse könne ruhig in Paris bleiben."

„Ich erwiderte, daß ich die Befehle des Kaisers erwarte, daß aber die Herzogin sehr Unrecht daran thue, ihr und mein Geheimniß zu verrathen. Ob er denn auch dem Kaiser angezeigt habe, daß am folgenden Abend um 10 Uhr die Postpferde nebst einer Escorte von 4 preußischen Husaren und 4 französischen Gensdarmen in ihrem Hotel eintreffen würden, von einem Adjutanten begleitet, der ihr die Päße übergeben und für ihre Abreise sorgen werde? Der Kammer-

herr wurde hierauf ein zweites Mal von der höchst erzürnten Herzogin abgesendet, um dem Kaiser anzuzeigen, daß man sie durch Gewalt von Paris entfernen wolle. Der Kaiser Franz fragte: auf wessen Befehl? — Auf Befehl des Militair-Gouverneurs. — „„Dann““ — so wurde der Kammerherr vom Kaiser beschieden — „„kann ich halt nix machen.““ Die Herzogin mußte eingesehen haben, daß ich von ihren geheimen Verbindungen Kenntniß hatte und daß ihr viel Schlimmeres geschehen konnte, wenn der Kaiser Franz sie nicht beschützte; sie reiste pünktlich ab.“

Nicht so eingehend auf Müfflings Anordnungen, wie der Kaiser Franz erwies sich der Kaiser Alexander, welcher den Schmeicheleien der Franzosen bei seiner diesmaligen Anwesenheit nicht minder zugänglich, als im vergangenen Jahre war.

Müffling hatte durch die geheime Polizei Anzeige erhalten, daß in dem Hotel des schwedischen Gesandten, welches die Kronprinzessin von Schweden bewohnte, täglich ein, mit Sorgfalt servirtes, Diner in verschlossene Zimmer des Hinterhauses gebracht wurde. Die Polizei brachte es bald zur Gewißheit, daß Napoleons ältester Bruder, der Ex-König Joseph von Spanien, der mit einer Schwester der Kronprinzessin von Schweden verheirathet war, sich dort verborgen halte. Die Verhaftung aller männlichen Glieder der Familie Napoleons war dem Gouverneur aufgetragen; hier aber stellte sich die Schwierigkeit entgegen, daß in das Hotel des Gesandten eines verbündeten Monarchen nicht eingedrungen werden durfte. Müffling trug den Fall dem Kaiser Alexander vor und erbat sich von ihm die Erlaubniß, das Hotel militairisch besetzen zu lassen und die Auslieferung zu verlangen. „Der Kaiser,“ so erzählt Müffling, „behauptete: hier müsse ein Irrthum zum Grunde liegen, er wolle Erkundigung einziehen und mir Nachricht geben; bis dahin solle ich keine Schritte thun. Ich empfahl Sr. Majestät die Bewahrung des Geheimnisses, damit der Ex-König nicht heimlich entweiche.

„Einige Tage darauf sendete der Kaiser früh Morgens einen Adjutanten, der mir bestellte: es sei richtig der Ex-König Joseph in dem Hotel des schwedischen Gesandten verborgen.

„Gleich darauf erfuhr ich, daß er in der verflossenen Nacht aus einer Hinterthür des Hotels entkommen und mit falschen, aber guten Päffen, welche er durch russische Vermittelung erhalten hatte, nach der Loire abgereist war. Ich

ersparte dem Kaiser Alexander die Verlegenheit eines ausführlichen mündlichen Rapports über diese Flucht nicht."

Als nach fünfmonatlicher Verwaltung des sehr schwierigen Postens Müffling denselben niederlegte, wollte die Stadt Paris sich dankbar beweisen. Er lehnte jedes Geschenk, welches in Geldeswerth hätte angeschlagen werden können, ab und nahm von Allem, was ihm durch den Seine-Präfecten angeboten wurde, nur das große Prachtwerk der Expedition Bonaparte's nach Egypten an.

Nachdem Müffling die Gouverneur-Stelle niedergelegt hatte, empfing ihn der König Ludwig XVIII. in einer Privataudienz.

„Am Schlusse meiner Verabschiedung," erzählt Müffling, „stellte ich dem Könige aus dem Bereiche meiner, in den 5 Monaten gesammelten, Erfahrungen die Schwierigkeiten seiner Lage vor, wenn er den Regungen seines Herzens nachgäbe, in der Erwartung, dadurch auch in den Herzen seines Volkes einen Anklang zu finden. Ich schilderte ihm den Einfluß, den die gemüthlose Napoleonische Regierung auf die leichtbeweglichen Franzosen gehabt habe, und wie alle seine (des Königs) Versuche, sie durch moralische und religiöse Mittel an sich zu ziehen, erfolglose Maßregeln sein würden, wenn er damit nicht eine kalte, gemessene Strenge verbände, an welche Napoleon sie gewöhnt hatte und ohne welche seine Macht an dem verwilderten Zustande des Volkes brechen würde.

„Der König hörte meine Darstellung im Anfang mit gespannter Aufmerksamkeit, gerieth später in eine große Bewegung und brach in einen Strom von Thränen aus; ich hielt inne und stand ihm mehrere Minuten lang schweigend gegenüber; er vermochte nicht sich zu erholen und ich zog mich ehrerbietig in das Vorzimmer zurück."

Der regierende König von Frankreich, in Thränen der Verzagtheit und Rathlosigkeit vor einem preußischen General, welcher in Paris mehr zu befehlen hatte als Seine Majestät! — auch diese Scene gehört wohl zu denen, welche in der Weltgeschichte sobald nicht wieder aufgeführt werden dürften.

Am 26. Juli verlegte Blücher sein Hauptquartier von St. Cloud nach Rambouillet. Der General Graf Gneisenau, Chef des Generalstabes, erhielt die Bestimmung, in Paris zu bleiben und den Friedensverhandlungen beizuwohnen. Der General-Quartiermeister Grolmann trat für Gneisenau ein, als Chef des Generalstabes.

Bei der ingrimmigen Stimmung des, hinter die Loire geschickten, französi-

schen Heeres, bei der Verbissenheit der Parteien, dem leichtentzündbaren Aufruhrstoffe in der Hauptstadt und bei der Ohnmacht der königlichen Regierung war es unerläßlich, die militairische Besetzung des Landes so anzuordnen, daß dem Ausbruch von Feindseligkeiten auf der Stelle mit Nachdruck begegnet werden konnte. Die Ausführung der hierzu nöthigen Anordnungen war dem General Grolmann übertragen worden, welcher darüber Folgendes berichtet: „Das preußische Heer sah bei seiner militairischen Festsetzung in Frankreich als Basis seiner Aufstellung die Linie, welche die Seine von Paris bis zu ihrer Mündung bildet, an. Die Orte St. Germain, Meulon, Mantes, Vernon und Rouen wurden recognoscirt, um sie als haltbare Punkte zu benutzen, sowie die Mittel zur schnellen Befestigung in Berathung genommen. Vorwärts dieser Linie wollte man die reiche und fruchtbare Gegend von Chartres halten und hier die Armee im Fall des Wiederausbruchs der Feindseligkeiten zum Beginne neuer Operationen concentriren. In den letzten Tagen des Juli wurde das dritte preußische Armeecorps zur Beobachtung der Loire vorgeschoben und erhielt Cantonnements in den Departements der Sarthe, Mayenne, den auf dem rechten Ufer der Loire gelegenen Theilen der Departements der Indre und Loire und Mayenne und Loire angewiesen. Es wurden Abtheilungen zur Bewachung der Brücken bei Tours, Angers und Sées aufgestellt. Das Hauptquartier des Generals Thielemann wurde nach le Mans verlegt.

„Die Departements de l'Eure und Loire, de l'Orne und ein Theil des Departements der Loire und Cher auf dem rechten Ufer der Loire waren dem vierten Armeecorps zugetheilt. General Bülow nahm sein Hauptquartier in Chartres.

„Dem ersten Armeecorps wurden Cantonnirungen im Departement de l'Eure auf dem linken Ufer der Seine, dem Calvados-Departement und in einigen Bezirken des Departements de la Manche angewiesen. General Ziethen nahm sein Hauptquartier in Evreux.

„Der Feldmarschall Fürst Blücher verlegte sein Hauptquartier nach Caen in der Normandie.

„Die Cantonnirungen des preußischen Heeres wurden so bezogen, daß jede Brigade innerhalb 8 Stunden auf ihrem Sammelplatze vereinigt sein konnte. Die Sammelplätze der Brigaden wurden von den commandirenden Generalen der Corps, sowie die Sammelplätze der verschiedenen Corps von dem Feldmarschall

Fürsten Blücher festgesetzt. Die nöthigen Lärmstangen mit Pech- und Theertonnen wurden errichtet, welche als Telegraphen dienen sollten, auch wurde außerdem noch für schnelle Benachrichtigung zwischen den einzelnen Abtheilungen gesorgt. Streng wurde in den neu eingenommenen Bezirken und Quartieren darauf gehalten, die französischen Truppen auf das jenseitige Ufer der Loire zu verweisen und die Einwohner und Nationalgarden zu entwaffnen.

„In den Bezirken des ersten, dritten und vierten Armeecorps wurden Magazine angelegt. Die Etappenstraße für das preußische Heer zur Verbindung mit dem Belagerungscorps an der Sambre und Maas wurde von Avesne auf Guise, St. Quentin, Noyon, Compiègne, Senlis, Gonesse und St. Germain festgesetzt. Von hier ging die Etappenstraße für das dritte und vierte Armeecorps auf Rambouillet und Chartres; für das erste und sechste Corps, welches letztere erst im September ankam, auf Evreux.

„Der Feldmarschall konnte auf diese Weise, wenn man das sechste Corps schon hingerechnet, eine Masse von 100- bis 110,000 Mann auf jedem bedrohten Punkt concentriren. Die Verbindung mit der Maas und dem Rheine wurde durch staffelweis aufgestellte Corps gesichert. Ueberblickt man die Kriegsmaßregeln der Preußen zu dieser Zeit im Großen, so konnte das Heer des Fürsten Blücher bei einer Wiedereröffnung der Feindseligkeiten in einer Stärke von 140- bis 150,000 Mann auftreten. Die Anordnungen waren sämmtlich so getroffen, daß dieses Heer binnen sehr kurzer Zeit entweder vorwärts der Seine gegen die Loire, oder auch für jeden anderen Operationszweck vereinigt werden konnte. Auf der Verbindungslinie des preußischen Heeres rückwärts nach dem Rheine zu waren staffelweise gleichfalls 150,000 Mann zum Theil aufgestellt, zum Theil im Marsch begriffen. (Das fünfte Armeecorps unter York, das sechste unter Tauentzien.) Die sämmtlichen Streitkräfte, welche demnach Preußen, ohne seine Landwehren zweiten Aufgebotes, deren Organisation damals noch nicht ausgeführt war, entwickelte, betrugen also über 300,000 Mann mit 6- bis 700 Feldgeschützen ausgerüstet.“ *)

Würde schon diese Macht genügt haben, die Erhebungsgelüste des, durch den Napoleonischen Despotismus demoralisirten, Volkes und der, in der Auflösung begriffenen, Soldateska des Militairstaates niederzuhalten, so wurde es

---

*) Damitz a. a. O. Th. II.

doch nicht für überflüssig erachtet, die, bereits in die französischen Grenzen einmarschirten, Heere der Verbündeten nachrücken zu lassen. Das kaiserlich russische Heer wurde in den Departements der Seine und Marne am rechten Seine-Ufer, Aisne, Ardennes, Marne, Meuse, Mosel, Meurthe, theilweise in das der oberen Marne und Aube verlegt.

Das Hauptquartier des russischen Oberfeldherrn, Feldmarschalls Grafen Barclay de Tolly, war in Melun.

Dem königlich bairischen Heere wurden die Departements Loiret bis an die Loire, Yonne, Nièvre, theilweise der Aube und oberen Marne und das ganze Departement der Vogesen zugetheilt.

Das Hauptquartier des Feldmarschalls Fürsten Wrede war zuerst in Montargis, später in Auxerre.

Die königlich würtembergischen und großherzoglich hessen-darmstädtischen Truppen cantonnirten in den Departements Allier und Puy-de-Dôme.

Das Hauptquartier des Kronprinzen von Würtemberg war in Nevers.

Das kaiserlich östreichische Hauptheer erhielt die Departements der Loire, oberen Loire, Cantal, Lozère, Gard, Rhone-Mündungen, Nieder-Alpen und Var angewiesen.

Das Hauptquartier des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg war in Fontainebleau.

Dem östreichisch-italienischen Heere wurden die Departements Cote d'or, obere Saone, Saone und Loire, Jura, Doubs, Rhone, Aisne, Montblanc, Isère, Ardèche, Drôme und Ober-Alpen zugetheilt.

Das Hauptquartier des Generals der Reiterei Freiherrn v. Frimont war in Dijon.

Die königlich sächsischen und großherzoglich badenschen Truppen erhielten die Departements Ober-Rhein und Nieder-Rhein angewiesen.

Das Hauptquartier des Generals der Infanterie Erzherzogs Johann war in Basel.

Das östreichisch-neapolitanische Heer, welches gegen Murat gefochten, rückte unter Anführung des Feldmarschall-Lieutenants Freiherrn v. Bianchi im Monat August über Nizza, 30,000 Mann stark, in Frankreich ein und bezog Cantonnirungen in Nismes, der Umgegend von Toulon, in Avignon und Umgegend von Orange. Das Hauptquartier Bianchi's war in Aix.

Zur Vervollständigung der Angaben über die Vertheilung der verbündeten Heere in Frankreich sei noch bemerkt, daß dem englisch-deutschen Heere des Herzogs von Wellington die Departements der unteren Seine, Eure, Seine und Oise am rechten Seine-Ufer, Somme, Pas-de-Calais und Oise angewiesen wurden.

Der Herzog von Wellington behielt sein Hauptquartier fortwährend in Paris.

Die preußischen Garden waren am 2. Juni von Berlin aufgebrochen und obschon sie Anfangs in angestrengtem Gang marschirten, brauchten sie dennoch bis Leipzig sechs Tage, am siebenten ruhten sie. Von hier an hielten sie immer am dritten Tage Rasttag, so daß sie den 11. Juni in Naumburg, den 15. in Gotha, den 19. in Hersfeld Ruhetage hatten. Als indessen die Nachrichten von den, ohne sie geschlagenen und gewonnenen, Schlachten sie erreicht hatten, bezogen sie zur Erholung von den anstrengenden Märschen (täglich höchstens 5 Stunden!) vom 23. bis 28. Juni Cantonnirungen. Von da ab war für sie der Marsch nach Paris ein Spazierweg. Geschniegelt und gebiegelt hielten sie am 23. Juli ihren Einzug in Paris en parade.

Nach dem Eintreffen der preußischen Garden, denen später Abtheilungen des östreichischen und russischen Heeres folgten, verließ das erste preußische Armeecorps, welches vom 7. bis 23. Juli die alleinige Besatzung von Paris gebildet hatte, die Stadt und trat den Marsch in die, demselben angewiesenen Cantonnirungen an. Vom 23. Juli bis gegen Ende October bestand die Garnison von Paris und den nächsten Umgebungen aus folgenden Truppen:

1. Preußen. Das Garde- und Grenadiercorps, 14 Bataillone, 12 Schwadronen und 4 Batterien unter dem General-Lieutenant Herzog Carl von Mecklenburg; sie waren in dem 7., 8., 9., 10., 11., 12. Arrondissement in 16 verschiedenen Straßen bei den Bürgern einquartiert und erhielten außerdem eine Anzahl Kasernen angewiesen. Der Dienst war mit großer Beschwerde verbunden. Die preußischen Truppen hatten 53 Wachen, darunter mehrere mit 20, 30 bis 70 Mann, im Ganzen täglich gegen 1000 Mann und einigen zwanzig Officieren an den Brücken, auf den Mairien in verschiedenen Stadttheilen und an entlegenen Barrieren zu besetzen. Der Kaiser von Rußland, welcher seine Truppen, da sie viel später eintrafen, außerhalb einquartieren ließ, hatte von dem Könige von Preußen eine Ehrenwache von 4 Officieren, 12 Unterofficieren und 150 Gardisten nebst Spielleuten angenommen.

2. Englisch-deutsches Heer. Eine Brigade Fußvolk und eine Brigade Reiterei hatten ein wohleingerichtetes Lager in den elysäischen Feldern, einem, an den Tuileriengarten stoßenden, mit hohen Baumgängen bepflanzten Platz, aufgeschlagen; außerdem war der Montmartre von ihnen, zumal mit Artillerie, stark besetzt. Ihr großes Lager hatten sie in dem Bois de Boulogne, eine halbe Meile von Paris.

3. Oestreicher, unter Befehl des Feldmarschall-Lieutenants Gimborn. Vier Grenadier-Bataillone mit Bärenmützen, an welchen sie diesmal ihr herkömmliches Feldzeichen, einen grünen Eichenzweig, trugen, was ihnen, als das Ehrgefühl der besiegten Franzosen beleidigend, bei dem Einzuge 1814 nicht gestattet worden war. Die Reiter-Division des Feldmarschall-Lieutenants Fürsten Moritz Liechtenstein bestand aus 6 Regimentern Cürassieren, Ulanen, Husaren, und wurden sämmtliche Truppen in Kasernen untergebracht.

4. Die Russen. Die 3. Grenadier-Division, aus 6 Grenadier-Regimentern bestehend, unter Befehl des General-Lieutenants Roth. Divisions-Quartier in Romainville. Die 2. Cürassier-Division unter General-Lieutenant Kretow, Divisions-Quartier in Champigny, bestehend aus 4 Cürassier-Regimentern. Eine schwere, zwei leichte und eine berittene Batterie. Die sämmtlichen Truppen waren außerhalb der Stadt in den zunächst gelegenen Vorstädten St. Denis, Pantin, Près-St. Gervais, Belleville, Bagnolet, Montreuil, Charenton, Fontenay, Neuilly, Bondy, Clichy und anderen schön gelegenen Ortschaften einquartirt, wurden jedoch öfter zu großen Paradeaufzügen und um Paris an solche gefährliche Nachbarschaft zu erinnern, nach der Hauptstadt commandirt.

Für den Fall eines Aufstandes der Pariser Bevölkerung und der noch mehr gefürchteten Vorstädter hatte der Gouverneur General Müffling in Gemeinschaft mit dem Commandanten Oberst Pfuel unter dem 25. Juli nachstehende „geheime Disposition“ anbefohlen: „Der innere Dienst von Paris und die Aufrechthaltung der Ordnung sind der Nationalgarde anvertraut, die Garnison der alliirten Mächte hält die großen Plätze der Stadt gewissermaßen als Reserve besetzt. Da jedoch Fälle denkbar sind, in welchen die Nationalgarden es versuchen könnten, sich der Unterdrückung großer Tumulte zu entziehen, so dienen folgende Vorschriften für die Garnison von Paris:

„Versammlung der Garnison auf den Alarmplätzen.

„Der Befehl zur Versammlung der Garnison von Paris wird durch den

Gouverneur gegeben und zwar durch drei Kanonenschüsse auf dem Platze Demi-Lune in den Champs-Elysées an der Seine. Diese werden wiederholt durch eine Kanone an der Brücke des Jardin des Plantes.

„Auf diese Signale, sie mögen bei Tage oder bei Nacht gegeben werden, rücken die Truppen auf ihre Alarmplätze. Da es möglich ist, daß Wind und Wetter es verhindern, die Kanonenschläge zu hören, so werden die Herren Brigadechefs und die Brigade-Commandeure solche Maßregeln treffen, daß sie die Benachrichtigung erhalten, daß die Schüsse auf dem Platze Demi-Lune geschehen sind, damit bei einer solchen allgemeinen Versammlung nicht einzelne Truppen fehlen.

„Die Besetzung von Paris von den alliirten Truppen und ihren Alarmplätzen ist nachfolgende:

„1. Die königlich englische Brigade formirt sich in den Avenuen von Neuilly mit der Tête an dem Platze Ludwigs XV., sie besetzt mit einem Bataillon den Platz Beauveau und mit einem andern Bataillone den Punkt, wo der Boulevard de la Madelaine von der Straße St. Honoré durchschnitten wird.

„2. Die kaiserlich östreichische Brigade besetzt den Platz Vendome mit zwei Bataillonen. Ein Bataillon setzt sich in Colonne vor das Quartier Sr. Majestät des Kaisers von Oestreich und ein viertes Bataillon da, wo der Boulevard des Capucins von dem Boulevard des Italiens durch die Straße Montblanc getrennt wird. Die Cavallerie stellt sich auf dem Boulevard de la Madelaine auf.

„3. Die königlich preußische Garde-Brigade besetzt die Esplanade des Invalides mit zwei Bataillonen. Das längliche Viereck, umgeben von der Straße la belle Chasse, Quai d'Orsay, der Straße de Bourgogne und der Universitätsstraße mit einem Bataillone; ein Bataillon stellt sich auf bei dem Pont-royal, ein zweites bei dem Pont-neuf, ein drittes bei dem Pont-Luxemburg, ein viertes mit der Artillerie und Cavallerie bleibt auf dem Champ des Mars.

„4. Die königlich preußische Grenadier-Brigade besetzt mit einem Bataillon den Platz bei der Bastille, mit einem zweiten die Brücke des Jardin des Plantes, mit zwei Bataillonen den Quai de la Tournelle, mit einem Bataillon den Platz beim Panthéon, mit zwei Bataillonen die Insel du Palais mit ihren Brücken; die Cavallerie und Artillerie bleiben auf dem Platze Valhubert vor dem Jardin des Plantes stehen.

„Für den Montmartre wird eine besondere Instruction erfolgen.

„Der Gouverneur der Stadt wird auf dem Platze Vendome, der Commandant der Nordseite von Paris auf dem Platze Ludwigs XV., der Commandant der Südseite auf dem Pont-neuf zu finden sein. In diesen Stellungen erhalten die verschiedenen Abtheilungen mit den zunächst stehenden die Verbindung und vertheidigen sich, wenn sie angegriffen werden, bis sie besondere Weisungen erhalten."

Eine bei Weitem schwierigere Aufgabe als der Gouverneur hatte der preußische Commandant, Oberst v. Pfuel; denn während jener nur in den höheren Regionen mit den gekrönten Häuptern, den Ministern und Präfecten zu thun hatte, war dieser darauf angewiesen, mit den einzelnen Mairien zu verhandeln, die Einquartierungs-Angelegenheiten zu ordnen, die eingehenden Beschwerden zu prüfen, abzuweisen oder abzustellen, für Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung und Straßenpolizei zu sorgen. Bereits erwähnten wir, daß Wellingtons Truppen zum inneren Dienst nicht mit verwendet wurden, wodurch der Dienst den Preußen allein zur Last fiel und zumal in der Zeit vom 7. bis 23. Juli, wo ihn das erste Armeecorps allein versah, sehr beschwerlich war. Mit der Verpflegung war es, wie wir bereits erwähnten, am Tage des Einzuges knapp bestellt. In dem Tagesbefehl Ziethens vom 6. Juli aus Meudon heißt es: „In Absicht der Verpflegung müssen die Leute für heut ihre Lebensmittel mitnehmen, da man nicht dafür stehen kann, daß sie aus der Stadt verpflegt werden." Es wollte unseren tapferen Pommern und Preußen, Schlesiern und Märkern nicht zum Besten gefallen, daß sie, nachdem sie durch den Triumphbogen des Sternes (Arc de l'étoile), durch die elysäischen Felder und über verschiedene Brücken und Plätze geführt worden waren, ihre Schlafstelle auf dem harten Steinpflaster der eroberten Stadt mit hungrigem Magen und durchnäßtem Mantel angewiesen erhielten. General Ziethen war der Ansicht, daß Noth beten lehre; daher befahl er: „Wenn die Brigaden in den Revieren eingetroffen sind, wird zuvor Gottesdienst gehalten, der so feierlich und erhebend als möglich eingerichtet werden muß. Nachdem dem Gott der Heerschaaren für die verliehenen Siege gedankt ist, muß das Gefühl der Religiosität angeregt und zur Ordnung und Zucht aufgemuntert werden.

„Jede muthwillige Beleidigung von unserer Seite wird streng bestraft. Die Armee, die sich durch ihren Muth und ihre Tapferkeit ausgezeichnet hat,

darf ihren Ruhm nicht durch Uebermuth entehren.“ Die Truppen sollten sich nicht unfreundlich gegen die Franzosen betragen, aber auch nicht mit ihnen brüderschaften. „Sind die Barrieren,“ lautet der Befehl, „noch mit Pariser Nationalgarden besetzt, so werden solche unsererseits auf ihren Posten belassen und unsere Wachen stellen sich ihnen gegenüber auf. Es darf nicht gestattet werden, daß sich unsere Truppen mit den Nationalgarden und den Bürgern weiter einlassen und wenn solche die dreifache Cokarde tragen, so dürfen sie darüber nicht insultirt werden.“

Das dritte preußische Armeecorps unter General Thielemann zog am 8. Juli in Paris ein.

Als ein stehendes Feldgeschrei hatten die Brigade-, Regiments-, Bataillons- und Compagnie-Chefs das Wort: „Egalité“ gewählt, nur fügten sie nicht, wie die Revolutionsmänner, das Wort: „Liberté“, sondern statt desselben „Propreté“ hinzu.

General v. Borcke, Chef der 9. Brigade des dritten Armeecorps, erließ „den 7. Juli 1815 in der Biwacht vor Paris auf der Höhe von Montrouge bei Châtillon von der Chaussee links auf dem Felde“ einen Parole-Befehl, welcher als ein Musterstück des damaligen Parole-Befehlstiles gelten darf. „Da das dritte Armeecorps,“ so lautet derselbe, „morgen in Paris einrückt, so müssen die Bataillons bestmöglichst für Egalität und Proppertät sorgen, die Gewehre vorzüglich geputzt und die Taschen spiegelblank.

„Ueber die Chaine (d. h. Postenkette) darf kein Mensch, die Herren Commandeure und Compagnieführer sind verantwortlich für den, welcher ohne ihr Wissen die Chaine übertritt, weil schon öfter dem Bataillon bekannt gemacht worden, daß Niemand auf eigener Faust aus dem Lager gehen soll. Da auch vorgefunden ist, daß Mehreres an der Egalität und Proppertät fehlt, so werden die Herren Compagnieführer in großen Zügen nach dem Wasser gehen, um die leinenen Hosen zu waschen. Kartoffeln und Kirschen sollen nicht gegessen werden. Ich mache den Herren Regiments- und Bataillons-Commandeurs bekannt, daß die noch heut dato bei der Brigade mitgeführten Esel abgeschafft werden, und nicht etatsmäßige Pferde der Frauen und Marketender nicht mehr gehalten, sondern ebenfalls noch heute an das Brigade-Commissariat abgeliefert werden müssen. Alle Soldaten-Frauen und Marketenderinnen, welche in meinem Rücken sich herumtreiben und nur Excesse begehen, sollen bei der Rückkunft visitirt werden

und wenn sich verdächtige Sachen bei ihnen vorfinden, auf das Härteste bestraft werden, denn solche Marodeurs von Weibern machen uns Schande im Rücken und will ich die größte Aufsicht über alle Soldaten-Frauen empfehlen.

(gez.) v. Borcke.

Wie sehr sich nun auch unsere Soldaten und vor Allen die Berliner Landwehrmänner gefreut hatten auf die Fleischtöpfe Egyptens und die Weinkrüge der Champagne, welche sie in Paris finden würden, so fiel ihre Freude diesmal in den Brunnen, und nicht einmal dies ward ihnen beschieden, da es in Paris keine Brunnen giebt und man den Durst mit Seinewasser löschen mußte. „Die Mannschaft unseres Bataillons" — erzählt der Feldwebel Hossauer vom 1. kurmärkischen Landwehr-Regiment — „war übel daran. Der Einmarsch in Paris fand am 8. Juli Vormittags statt. Um 6 Uhr früh waren wir aus der Biwacht aufgebrochen und erhielten unsere Quartiere in der Vorstadt St. Marceau angewiesen und zwar in der Straße Mouffetard, deren Namen man in anständiger Gesellschaft in Paris nicht nennen darf, 10 bis 20 Mann in einem Hause. Nach einer militairischen Promenade über die Boulevards gelangten wir erst 8 Uhr des Abends in das Quartier. Die Wirthe entschuldigten sich, daß sie für heut noch nicht auf Gäste eingerichtet seien; da gab es die ganze Nacht hindurch viel Streit, Lärm und Schlägerei.

„Am folgenden Morgen wurde mit Tagesanbruch Generalmarsch geschlagen. Da die Mehrzahl unserer, als Sieger in Paris eingerückten, Leute seit 24 Stunden nichts genossen hatten, wurden sie „ekelig", wie der Berliner zu sagen pflegt, und „kooften" sich bei den Bäckern und Schlächtern und wo sie sonst dazu kommen konnten, was zu des Leibes Nahrung und Nothdurft unerläßlich war, mit Blücherschem Grobcourant.

„Das Rendezvous des 9. Brigade war beim Ausmarsch am Platze der Brücke von Austerlitz. Als der General v. Borcke unser Bataillon ansichtig wurde, Brod, Würste, Cotelets, gebratene und ungebratene Poularden auf den Bajonetten aufgestochen oder an den Säbeln hängen sah, da gab es ein Donnerwetter von Scheltworten: den zehnten Mann todtschießen, fünfundzwanzig aufzählen lassen, Räuberbande und dergleichen bekamen wir zu hören. Die Leute aber hatten in ihrem Humor nur die Absicht, den Parisern zu zeigen, wie die Franzosen als Feinde in den Dörfern um Berlin gehaust und wie im October 1806 Ney's Löffelgarde in Berlin ihren Einzug gehalten hatte."

Das vierte preußische Armeecorps unter General Bülow hielt am 9. Juli seinen Einzug. Um seinen Truppen, da sie nur drei Tage in Paris verweilten, einige Bekanntschaft mit den Schönheiten der Stadt zu verschaffen, hatte Bülow den Einmarsch also angeordnet: dem Vortrab unter dem Prinzen Wilhelm folgte die Brigade Hiller, hierauf die Reserve-Cavallerie, dann die 15. und 14. Brigade, zum Schluß Artillerie und eine Reiter-Brigade. Der Zug ging von Vaugirard über die Brücke von Jena, durch die elysäischen Felder, über die Boulevards, dann über die Brücke von Austerlitz nach dem südlichen Stadttheile in der Nähe des Pflanzengartens mit den wilden und ausländischen Thieren, in deren Nähe die nordischen Gäste einquartirt wurden.

„Es wird," heißt es in Bülows Tagesbefehl aus Versailles den 8. Juli, „den Truppen Ordnung, Propreté, Egalität und die strengste Mannszucht anbefohlen und den Herren Officieren ein ernstes, zurückhaltendes Betragen gegen alle Franzosen anbefohlen — weniger gegen die Französinnen — und sind die Commandeure der Regimenter, Bataillone und Compagnien für jede vorfallende Unordnung verantwortlich und müssen solche unabläßig thätig sein."

Dadurch, daß der preußische Soldat, sobald er nur erhielt, was ihm zukam, einen Ehrenpunkt darein setzte, durch Ordnung, Nüchternheit, Genügsamkeit und gefälliges Betragen sich die Achtung seines Wirths zu erwerben, worin die Officiere mit gutem Beispiele vorangingen, wurde dem Commandanten nach dieser Seite hin der Dienst erleichtert. Excesse und Ausschreitungen unserer Soldaten kamen fast nie vor; desto häufiger gaben die Franzosen, zumal der vornehmen Welt, durch ganz unbegründete Klagen Veranlassung zur Ahndung und Zurechtweisung.*)

Die Vicomtesse N. N., Faubourg St. Germain, schrieb einen, zwar parfürmirten, aber in unziemlichen Ausdrücken abgefaßten, Brief, in welchem sie über die, par la Landwehr prussienne ihr zugefügten insultes klagte, „qui s'est couchée dans mes lits dorés." Der Commandant schickte einen Freiwilligen, den Lieutenant Dieterici (gest. 1860 in Berlin als Geh. Rath und

---

*) Der Verfasser, welcher auf des Ministers v. Altenstein Veranlassung bei der Zurückforderung der geraubten Kunstgegenstände thätig war, hatte öfter Veranlassung, hierbei die Vermittlung des Commandanten in Anspruch zu nehmen, so daß er so manchen und ernsten komischen Scenen auf der Commandantur beiwohnte, deren sich unser würdiger Veteran, General der Infanterie v. Pfuel, noch immer gern und lebhaft erinnert.

Professor), auf der Stelle zu ihr, um das Nähere der Sache zu erfahren. Zum Dienst standen immer in den Schuppen der Commandantur eine Anzahl Fiaker bereit. Dieterici fuhr nach dem bezeichneten Hotel, kehrte aber sehr bald in größter Entrüstung zurück. Die Vicomtesse hatte die Unverschämtheit gehabt, unsern keuschen Joseph, ein unschuldig junges Blut, in ihrem Boudoir in der Badewanne sitzend, zu empfangen und gnädigst geruht, ihm in dieser bedenklichen Lage ihre Beschwerde vortragen zu wollen. Nach der Ansicht der vornehmen Damen, daß der Bediente kein Mensch sei, so daß man in seiner Gegenwart sich nicht zu geniren brauche, hatte die Gräfin den preußischen Lieutenant auf gleiche Stufe mit dem im Zimmer anwesenden Kammerdiener gestellt, wodurch sich natürlich Dieterici höchlich verletzt fühlte und unbekümmert um die vergoldeten Bettstellen, in welchen die Landwehrmänner ihr Lager aufgeschlagen hatten, zurückkehrte.

Eine zweite Klage, deren ich mich erinnere, ging von einem Marquis ein, welcher darüber Beschwerde führte, daß die bei ihm einquartierten Soldaten mit ihren Bajonetten den Plafond des Salons eingestoßen hätten und zum Fleisch „de la moutarde“ (Mostricht) verlangten, was eine exorbitante Forderung sei. Wir fuhren sogleich zu ihm, um die Beschwerde zu untersuchen. Der Marquis hatte zwölf Mann und einen Unterofficier in einem so niedrigen Entresol über dem Hausflur einlogirt, daß es gar nicht zu vermeiden war, mit dem Bajonett anzustoßen. Da der Marquis sich auf sein Landhaus begeben und alle anderen Zimmer verschlossen und dem Haushofmeister sie zu öffnen verboten hatte, ließen wir einen Schlosser kommen und quartierten unsere Leute in anständigen Zimmern ein. Der Commandant befahl am Abend noch einmal nachzusehen, ob die Leute nichts Ungeziemendes verlangt hätten. Wir fanden Alles in bester Ordnung; nur eine Freiheit hatten sie sich genommen: ein jeder der 12 Soldaten hatte vor seinem Teller beim Abendbrod ein brennendes Wachslicht auf silbernem Leuchter, der Unterofficier aber zwei aufgesteckt, welches bescheidene Vergnügen wir ihnen gönnten.

Der General Ziethen hatte sofort nach seinem Einmarsch den General der Artillerie v. Braun mit der Ansichnahme der Artillerie-Vorräthe, den Major v. Knackfuß mit den, in den verschiedenen Depots, in der Plankammer, der Kriegs- und polytechnischen Schule aufbewahrten Karten, Plänen u. s. w. beauftragt. Es wurde dieser Befehl auch auf die in der Kriegsschule aufgestellten

Festungsmodelle und auf das Museum der Artillerie ausgedehnt.*) Die gänzliche Ausräumung des letzteren ließ sich der Oberst v. Pfuel ganz besonders angelegen sein, so daß die Direction dieses Museums, um der Gesuche Neugieriger um Eintrittskarten überhoben zu sein, an die Eingangspforte eine Tafel mit den Worten aufgehangen hatte: „Le Musée d'Artillerie n'existe plus."

Etwas Aehnliches versuchte Herr Denon, der berühmte und berüchtigte Vollstrecker der Befehle Napoleons auf den Kunstraubzügen und damals Director der kaiserlichen Museen des Louvre. Eigenmächtig hatte er an die Eingangsthür des Museums angeschlagen: „Das Museum ist auf unbestimmte Zeit geschlossen." Nun hatte aber der Commandant befohlen, daß dem Publicum der Zutritt zu den Galerien der Bilder und Statuen nicht verwehrt werden sollte; wir wollten unser Eigenthum vor Aller Augen zurücknehmen, damit die Pariser nicht später uns anklagen könnten, als hätten wir unter der Hand so manches mitgehen heißen, worauf wir keinen Anspruch gehabt. Entrüstet vernahm der Commandant meine Meldung hierüber; wir kehrten auf der Stelle nach dem Louvre zurück. Oberst Pfuel klopfte mit dem Säbelknopf sehr vernehmlich an die verschlossene Pforte, an welcher endlich Herr Denon erschien und öffnete. Der Commandant herrschte ihn mit den Worten an: „Qui a ordonné cela?" — „„Sa Majesté notre roi!"" war Denons Antwort; worauf ihm Oberst Pfuel kurz und bündig erklärte, daß hier niemand anders als der Commandant von Paris zu befehlen habe. Die Eingänge wurden geöffnet, mit Wachen besetzt und zur Sicherstellung unserer Arbeiter im Innern ein Grenadier-Bataillon und ein zweites auf dem Carousselplatze aufgestellt.

Das am schnellsten und sichersten zum Ziele führende Verfahren bei der Zurücknahme der geraubten Kunstwerke, war das von Blücher befohlene: unser Eigenthum zurückzunehmen, wo wir es fanden, und zwar: ohne diplomatische Vermittelung. Sobald aus Berlin und Potsdam die Directoren und Conservatoren der Bibliotheken, Bildergalerien, der Antikensammlungen, der Sammlungen geschnittener Steine, Münzen, Medaillen, Waffen und allerhand Curiositäten der Kunstkammer eingetroffen waren, wurde die Nachsuchung bis in das Kleinste fortgesetzt. Hatte doch Herr Denon es nicht unter seiner Würde ge-

*) Eine Anzahl dieser Festungsmodelle befindet sich in Berlin in einem hierzu besonders eingerichteten Hause vor dem schlesischen Thore.

halten, Cameen, welche an Roccoco-Kunstschränken als Verzierung angebracht waren, mit eigenen Händen herauszubrechen!

Nicht so rasch wurden die Anforderungen derjenigen Regierungen gefördert, welche ihr Eigenthum durch diplomatische Vermittelung wieder zu erhalten sich geschmeichelt hatten. Wie es hierbei zugegangen, erfahren wir aus einem Berichte Wellingtons an Lord Castlereagh, Paris den 23. September 1815, in welchem der edle Herzog schreibt: „Kurz nach der Ankunft der Souveraine in Paris verlangte der Minister des Königs der Niederlande die, seinem Souveraine gehörenden Gemälde u. s. w. zurück, konnte jedoch niemals eine genugthuende Antwort von der französischen Regierung erhalten. Nach verschiedenen Besprechungen mit mir wendete sich derselbe an Ew. Herrlichkeit in einer officiellen Note, welche den Ministern der verbündeten Souveraine in der Conferenz vorgelegt wurde. Der Gegenstand wurde wiederholentlich in Betracht gezogen, in der Absicht eine Weise ausfindig zu machen, bei welcher man den Forderungen derjenigen, welche Kunstgegenstände beanspruchten, gerecht werden konnte, ohne die Gefühle des Königs von Frankreich zu verletzen (without hurting the feelings of the king of France).

„Zu derselben Zeit erhielten von Sr. Majestät Ludwig XVIII. die Preußen nicht allein alle die wirklich preußischen Gemälde, sondern auch die, den preußischen Rheinprovinzen des linken Ufers und sogar die, sämmtlichen deutschen Verbündeten Sr. Majestät des Königs von Preußen gehörenden, zurück. Da der Gegenstand eine baldige Erledigung erheischte, schrieben Ew. Herrlichkeit Ihre Note vom 11. d., in welcher die Angelegenheit ausführlich besprochen wurde.

„Da der Minister des Königs der Niederlande bis jetzt keine zufriedenstellende Antwort von der französischen Regierung erhielt, wandte er sich an mich, als den Chef des niederländischen Heeres, um zu erfahren, ob ich etwas dagegen hätte, Sr. Majestät Truppen zur Zurücknahme dessen, was unzweifelhaft niederländisches Eigenthum sei, zu verwenden. Ich berichtete hierüber nochmals an die Minister der verbündeten Höfe und da kein Einspruch von diesen erfolgte, hielt ich es für meine Schuldigkeit, die nothwendigen Maßregeln anzuordnen. Ich sprach zuvor noch mit dem Fürsten Talleyrand, setzte ihm auseinander, was in der Conferenz verhandelt worden sei und theilte ihm die Gründe mit, weshalb ich glaube, daß der König der Niederlande ein Recht

darauf habe, die Gemälde zurückzufordern. Ich ersuchte ihn, diese Angelegenheit dem Könige vorzutragen und Se. Majestät zu bitten, mir die Gunst zu erweisen, die Art und Weise ausfindig zu machen, wie dem Könige der Niederlande ein Genüge geschehen könne, ohne Se. Majestät (Ludwig XVIII.) irgendwie zu verletzen.

„Der Fürst Talleyrand versprach mir eine Antwort für den folgenden Abend; da ich sie nicht erhielt, sprach ich zur Nacht bei ihm vor und hatte eine zweite Verhandlung mit ihm, in welcher er mir erklärte, der König könne keine Befehle hierüber geben, ich möge thun, was ich für geeignet halte und mit Hrn. Denon Rücksprache nehmen.

„Am nächsten Morgen sendete ich meinen Adjutanten, den Oberst Freemantle, zu M. Denon, welcher antwortete, daß er keinen Befehl habe, irgend ein Gemälde aus der Galerie zu verabfolgen und daß er keines herausgeben werde, wenn man nicht Gewalt anwende.

„Hierauf schickte ich meinen Adjutanten zu dem Fürsten Talleyrand, ihn von Denons Antwort in Kenntniß zu setzen, ihn wissen zu lassen, daß am nächsten Mittag 12 Uhr die Truppen sich der Gemälde des Königs der Niederlande versichern würden, und ihm auseinander zu setzen, daß, wenn durch diese Maßregeln Unruhen veranlaßt würden, die Minister des Königs, nicht ich, verantwortlich wären. Oberst Freemantle machte Hrn. Denon dieselbe Anzeige.

„Indessen war es nicht nöthig, meine Truppen zu verwenden, da die preußischen Garden die Galerie besetzt hielten; ich schickte nur die zum Herabnehmen und Einpacken der Bilder erforderliche Mannschaft."

In längerer Auseinandersetzung rechtfertigt sich Wellington gegen den ihm gemachten Vorwurf, als sei die Wegnahme der Kunstwerke ein Bruch der Convention von Paris. „Die französischen Commissaire," bemerkt er, „schlugen einen Artikel vor zur Sicherstellung der Museen. Fürst Blücher that Einspruch und sagte: es wären in der Galerie Gemälde, welche aus Preußen hierher gebracht worden wären, deren Zurückgabe der König Ludwig XVIII. 1814 versprochen, die er aber niemals zurückgegeben hätte. Die Commissaire erboten sich jetzt, die Zurückgabe der Kunstgegenstände zu bewilligen. Hierauf erwiderte ich, daß ich hier als der Verbündete aller europäischen Nationen stehe und daß ich verlange, jeden Vortheil, welchen man Preußen zugestehe, allen Anderen zu bewilligen."

Auf Wellingtons Vorschlag wurde hierauf der, auf die Museen bezügliche Artikel weggelassen und die Erledigung desselben bis zur Ankunft der Souveraine in Paris ausgesetzt. Blücher wartete, wie wir wissen, die Ankunft derselben nicht ab und auch nach dem Eintreffen derselben wurde preußischer Seits die Vermittelung der Diplomaten hierbei nicht in Anspruch genommen. Wellington gewann ebenfalls die Ueberzeugung, daß man sich mit den Franzosen nicht auf weitere Unterhandlungen über eine so gerechte Forderung einlassen müsse. „Das Gefühl der französischen Nation," schreibt Blücher an Wellington, „ist nichts weiter als nationale Eitelkeit. Die Franzosen haben den Wunsch, diese Kunstgegenstände zu behalten, nicht deshalb, weil Paris zur Aufbewahrung derselben der gelegenste Ort wäre, sondern weil sie durch militairische Erfolge gewonnen wurden und als Siegestrophäen gelten.

„Außerdem ist es in mancher Hinsicht wünschenswerth, sowohl zu ihrem eigenen Heil als zu dem der Welt, daß die französische Nation, wenn sie noch nicht inne geworden ist, daß das verbundene Europa zu stark für sie ist, es jetzt werden möge. . . . . Nach meiner Ansicht würden die Souveraine ungerecht handeln, wenn sie auf Kosten ihrer Völker den Franzosen ein solches Geschenk machten; das Opfer, welches sie brächten, wäre zugleich unpolitisch, indem sie sich dadurch der Gelegenheit beraubten, der französischen Nation eine große moralische Lehre zu geben."

Am folgenden Tage erschienen die niederländischen Commissarien mit einer Anzahl englischer Gehülfen in dem Museum und begannen die Räumung in großem Maßstabe.

Bisher war es Denon möglich gewesen, die einzelnen Lücken, welche durch die Zurücknahme einiger zwanzig, aus preußischen Schlössern und Kirchen geraubten, Bilder entstanden waren, aus seinen aufgespeicherten Vorräthen zu ergänzen. Als nun aber die großen Gemälde von Rubens, Jordeans, van Dyks, P. Potters, Snyders und anderen Meistern aus den Kirchen von Antwerpen, den Sammlungen von Amsterdam, aus dem Haag und Brüssel von den Wänden herabgelassen wurden, da war der Durchbruch nicht mehr zu stopfen. „Wir behalten ja die Rahmen," sagte ein hochmüthiger Pariser, „und Frankreich besitzt Maler genug, um sie bald wieder auszufüllen."*)

---

*) Da die Verwaltung der Museen genaue Register über die Herkunft eines jeden

Am hartnäckigsten sträubte sich der allerchristlichste König, dem allerheiligsten Vater Papst die geraubten Kunstschätze zurückzugeben. Die Regierung Ludwigs XVIII. machte geltend, daß nach der Convention nur die von Napoleon mit Gewalt weggenommenen Kunstschätze an ihre Eigenthümer zurückgegeben werden sollten. Dies sei dem Papste gegenüber nicht der Fall, indem in dem Friedensvertrage von Tolentino eine Anzahl von Bildern und Statuen als Zahlung angenommen und ihm dafür einige Millionen an der Kriegscontribution erlassen worden wären.

Der berühmte Bildhauer Antonio Canova, der mit den Vollmachten Sr. Heiligkeit versehen nach Paris gekommen war, wendete sich, da der König Ludwig XVIII. die Auslieferung hartnäckig verweigerte, an die verbündeten Souveraine, welche ihre drei Feldmarschälle, Blücher, Wellington und Schwarzenberg, beauftragten, den sehr gerechten Forderungen des heiligen Vaters Anerkennung zu verschaffen. Die drei Feldmarschälle erließen hierauf an den Gouverneur General v. Müffling unter dem 30. September eine Zuschrift, worin es heißt:

„Herr Antonio Canova, welcher hier vor einigen Tagen angekommen, ist von Seiten Sr. Heiligkeit des Papstes abgeordnet, um von der französischen Regierung die Gegenstände der Kunst und Wissenschaft zurückzufordern, welche ungerechter Weise aus der Kirche des heil. Petrus und dem römischen Staate durch die Armeen der französischen Republik seit der Revolution geraubt wurden. Er hat den Ministern der verbündeten Souveraine angezeigt, daß die Gesuche, welche er, seinen Instructionen zu Folge, an die Regierung Sr. allerchristlichsten Majestät gerichtet hat, erfolglos geblieben sind und daß man jene Kunstgegenstände auszuliefern sich weigert, wenn nicht Waffengewalt angewendet werde. Da es nun den verbündeten Souverainen gerecht und nothwendig erscheint, daß

Kunstwerkes geführt hatte, hielt es nicht schwer, das fremde Eigenthum nachzuweisen. Als ich Herrn Denon um Auskunft über ein Bild ersuchte, auf dessen Rahmen sich der verschlungene Namenszug FR. (Fridericus Rex) befand, erhielt ich zur Antwort: „Vous vous plaisantez, Monsieur; cela veut dire: Republique Française." Aus dem Register ergab sich, daß seine Erklärung die richtige war, allein das Bild war Eigenthum der Stadt Aachen und sie erhielt es zurück. — Es gelang mir, eine der werthvollsten landschaftlichen Scenen Ph. Wouvermanns: „Die Heuerndte" aus einem Versteck in Denons Zimmer hervorzuziehen; sie ist nächst Potters „Stier" und Rembrandts „Anatomie" eine Hauptzierde des k. Museums im Haag, wo ich im Sommer 1865 diese Bilder als gute Bekannte von 1815 wohlerhalten fand.

die genannten Gegenstände dem Papste und dem römischen Staate ohne Verzug zurückgegeben werden, haben wir die Ehre, Gegenwärtiges an Ew. Excellenz zu richten, damit Sie die Ihnen angemessen scheinenden Maßregeln ergreifen können, um Herrn Canova in den Stand zu setzen, seinen Auftrag ohne Widerstand ausführen zu können. Zu diesem Behufe ersuchen wir Ew. Excellenz, zu seiner Verfügung dieselben Mittel und militairischen Schutz zu stellen, welche Sie bereits den Beauftragten Sr. Kaiserlichen Majestät und des Königs der Niederlande gestellt haben, zur Ueberwachung der Zurückgabe der Kunstgegenstände, welche genannten Majestäten und dem Großherzoge von Toscana gehören.

„Genehmigen Sie u. s. w.

(gez.) Schwarzenberg.
Wellington.
Blücher."

Mit großem Eifer wurde an das Werk gegangen; allein es waren dem Ritter Canova die Peterspfennige ausgegangen, und da ihm der heil. Vater keine Mittel und Wege zur Verfügung gestellt hatte, trug er darauf an, der französischen Regierung aufzugeben, die geraubten Kunstgegenstände auf ihre Kosten dahin zurückzubringen, von wo sie sie weggenommen. Eine fernere Verhandlung hierüber wurde für bedenklich und unzuverläßlich gehalten; da erbot sich Wellington, auf Rechnung seiner Regierung die Kosten des Einpackens und Transportes der Kunstwerke nach Rom zu übernehmen. Hätte damals England nicht Arbeiter und Schiffe dem Ritter Canova zur Verfügung gestellt, dann wären die wundervollsten Bilder Perugino's und Raphaels, es würden Laokoon, der Apoll von Belvedere, der Torso des Hercules und andere Perlen des Vaticanischen Museums in Paris geblieben sein. Ließ doch selbst der Herzog von Toscana eines der herrlichsten Bilder des Giovanni Angelico da Fiesole, eine Krönung der Maria, welches die Franzosen nach Paris geschleppt hatten, im Louvre zurück.*)

Die Erbitterung der Pariser wegen der Beraubung ihrer Museen, wie sie die Zurücknahme unseres Eigenthums nannten, trat von Tag zu Tag in hef-

---

*) Einer unserer Freiwilligen, der Lieutenant Ternite, machte von diesem Bilde Durchzeichnungen, welche später, von einem Texte A. W. v. Schlegels begleitet, in Kupferstich erschienen. Vergl. F. Förster, Fiesole. Regensburg 1861. S. 28.

tigeren Aeußerungen hervor. An den Gouverneur, an den Commandanten wurden Drohbriefe gerichtet, worin man ihnen Gift, Dolch und Kugel in Aussicht stellte, gegen Wellington wurde ein Mordversuch unternommen und er im Theater in seiner Loge insultirt.

Als der Oberst v. Pfuel eines Tages von einem Ausritt nach seiner Wohnung (Hotel Lafitte) zurückkehrte, vertrat ihm beim Heraufgehen auf der Treppe ein großer, schnurrbärtiger Herr den Weg, fragte ihn unter beleidigender Anrede, ob er der Commandant sei und machte eine verdächtige Bewegung. Unser Pfuel war nicht der Mann, der sich dergleichen bieten ließ, er schlug ihm den Hut vom Kopf und bedeutete ihn, sich höflich zu benehmen, wenn er mit dem Commandanten spreche. Der Franzos knöpfte seinen Oberrock auf, zeigte darunter das Officierkreuz der Ehrenlegion und erklärte, er sei Oberst. Pfuel entschuldigte sich, einen Officier beleidigt zu haben und erbot sich, ihm jede Genugthuung zu geben. „Ich werde sogleich wieder hier sein," erwiderte der Franzos und in der That kehrte er nach etwa einer halben Stunde, von einem Hauptmann der Nationalgarde mit großer Bärenmütze begleitet, zurück, um sich Genugthuung zu holen. Die Auswahl der Waffen wurde ihm überlassen und er wählte den krummen Säbel. Oberst Pfuel, als der gewandteste Schwimmer, Schlittschuhläufer und Reiter, vor Allem aber als der geschickteste Fechtmeister auf Hieb und Stoß bekannt, stellte sich unbedeckten Hauptes auf die Mensur, worauf der Franzos seinen Hut etwas unwillig auf einen Stuhl warf. Nach der, in der französischen Schule herkömmlichen, Begrüßung wurden die Klingen gebunden. Jetzt erklärte der Secundant des Franzosen: „sein Partner nehme es als eine hinreichende Genugthuung an, daß der Herr Commandant sich ihm gegenüber gestellt habe." Der Secundant Pfuels jedoch erklärte, daß nach unserm Brauche erst nach dem dritten Gange Genugthuung genommen werden dürfe. Uns Allen lag daran, zu sehen, wie den Franzosen, die sich für die größten Fechtmeister der Welt halten, eine kleine Probe deutscher Fechtkunst gegeben werde. Nun gingen sie beide los, und obschon der Franzos nicht zu den Ungeübten gehörte, so trieb ihn Pfuel mit flacher Klinge in jedem Gange weit hinter die Mensur zurück, was jedoch in der französischen Schule, wo mit avanciren und retiriren gefochten wird, nicht für unehrenhaft gilt. Als der Franzos aber im dritten Gange bis zurück an das Fenster gedrängt worden war, rief der preußische Secundant ihm zu: „Gardez-vous bien, Monsieur, nous sommes

tout prêt de la Seine!"*) Nun war die verlangte Genugthuung gegeben; eine Einladung zum Frühstück, welches eben servirt wurde, lehnten die Franzosen ab.

Einen bedenklicheren Charakter nahmen die nächtlichen Angriffe auf unsere Patrouillen und die dadurch veranlaßten Zusammenrottungen und Aufläufe an. Fast täglich gingen bei dem Commandanten, welcher sechs Unter-Commandanten in den, in seinem Bereiche befindlichen, Mairien hatte, über Beleidigung und Angriffe gegen Wachtposten und Runden Meldungen ein. Besonders zeichnete sich darin die Umgegend des Stadthauses, in welcher es damals viele enge Gassen und Gäßchen gab, aus. Auf die Meldung, daß in einer dieser Gassen aus mehreren Häusern mit Steinen auf unsere Nachtrunde geworfen worden war, rückte Oberst v. Pfuel am folgenden Tage mit einem Bataillone und zwei Kanonen dahin, sperrte die Straße ab und verlangte, daß die Besitzer von 6, als verdächtig bezeichneten, Häusern sich in das Stadthaus stellen und Auskunft über ihre Hausgenossenschaft geben sollten. Da es nothwendig erschienen war, auch den Pont-neuf, eine der lebhaftesten Verbindungen, abzusperren, sammelte sich bald eine ungeheure Menschenmasse an, welche großes Geschrei erhob: „Die Preußen wollen Bürger von Paris füsiliren! Sie wollen uns nach Sibirien transportiren!" und mehr dergleichen tumultuarische Redensarten laut werden ließ. Oberst v. Pfuel ließ Angesichts der Volksmenge scharf laden, die Kanonen protzten ab und der Commandant erklärte mit vernehmlicher Stimme, daß, wenn nach drei Signalen der Tamboure die Menge den Platz nicht geräumt haben werde, er Gewalt brauchen müsse. Die Gespenster können beim ersten Hahnenschrei nicht schneller davonziehen, als der hier angehäufte Menschenschwall bei dem ersten Trommelwirbel auseinander stiebte. Es kam hierüber noch zu einer lebhaften Correspondenz zwischen dem Präfecten der Polizei Decazes und dem Obersten Pfuel; der Commandant, dem der Präfect den Vorwurf machte, daß er sich Uebergriffe in sein Amt erlaubt habe, antwortete im Stile Blüchers und in deutscher Sprache: „daß, wenn der Chef der Polizei nicht die Macht habe, in die Häuser der Bürger, welche Angriffe auf die Truppen der Verbündeten machten, einzudringen, er als Commandant sich Eintritt zu verschaffen wissen werde; außerdem aber müsse er den Herrn Präfecten daran erinnern, daß Paris eine eroberte Stadt sei und als solche behandelt werde."

*) „Nehmen Sie sich in Acht, mein Herr, wir sind ganz nah bei der Seine!"

Nicht minder bezeichnend für die Stimmung der Pariser gegen die fremden Gäste und unsere Haltung ihnen gegenüber war ein, von dem Verfasser schon anderwärts ausführlich mitgetheilter, Zusammenstoß.*) Eines schönen Sonntags Nachmittags war in den Gärten und Gängen des Palais royal ein Publicum von beiläufig 20- bis 30,000 Köpfen, Männern, Frauen, Kindern und jenen lustigen Damen, welche uns mit dem Gruße: „Vivent nos amis les ennemis!" zu empfangen pflegten, versammelt. Der Vereinigungspunkt der preußischen und deutschen Officiere war das Café de la rotonde, so genannt nach einer runden Säulenhalle in Tempelform, deren Inhaber für die Vergünstigung, von allen Kaffeeschenkern des Palais royal der Einzige zu sein, welcher die „tasse" des vortrefflichsten Mocca im Freien schenken durfte, 40,000 Francs jährlich bezahlte. Es ist hier üblich, daß, wenn der Garçon die geleerte Tasse weggenommen hat, man den Platz räumt, auf welchen schon neue Gäste lauern. Da wir diesen Gebrauch nicht kannten, oder auch zu respectiren nicht Lust hatten, kam es mit einigen zudringlichen Franzosen zum Wortwechsel und bald zu Händeln. Einer der anwesenden braunschweigischen Officiere**) schlug einen Franzosen, welcher unsanft an seiner Stuhllehne rüttelte, noch unsanfter zurück, es mischten sich Andere in den Handel; die Menge, anfänglich blos neugierig, dann theilnehmend am Kampfe, drängte in Massen heran, wir befanden uns, etwa ihrer fünfzig, in der runden Säulenhalle, die nach allen Seiten hin offen war, erst blockirt, bald aber mit zerbrochenen Bänken und Stuhlbeinen bombardirt. Mir gelang es, aus dem Pavillon in einen der Seitengänge und durch diesen zu der, am vorderen Eingange befindlichen, Wache zu gelangen, welche heut aus 100 Mann unter Befehl des Lieutenants Bercht bestand, der auf die erhaltene Anzeige sofort unter Gewehr treten ließ und mit dem größeren Theile seiner Mannschaft den bedrängten Kameraden zu Hülfe eilte. Hier war Gefahr im Verzuge, das Bombardement gegen die Rotonde — wenn auch nur

---

*) F. F. Von Belle-Alliance nach Paris. 1858.

**) Die Erwähnung braunschweigischer Officiere giebt eine Veranlassung, einen Irrthum in Betreff des Herzogs Wilhelm, welcher einen ruhmvollen Tod in der Schlacht von Quatrebras am 16. Juni fand, zu berichtigen. Der Herzog hatte seine heldenmüthige Schaar 1809 nicht nach Spanien begleitet, sondern war in England zurückgeblieben. Die Verstimmung seines Nervensystems konnte demnach ihren Grund nicht in dem Sonnenbrande Spaniens haben; eher dürfte sein Leiden den Nebeln Englands, die den gefürchteten Spleen veranlassen, zuzuschreiben sein.

mit hölzernen Wurfgeschossen — wurde immer lebhafter, aus der Masse erscholl der Ruf: „A bas les étrangers!“ (Nieder mit den Fremden!) ein heldenhafter „gamin de Paris“ war auf einen Tisch gestiegen und rief aus voller Kehle: „Lève-toi, France! lève-toi!“ (Erhebe dich, Frankreich!) zu einem allgemeinen Angriff auffordernd. Jetzt rückte unsere Mannschaft in geschlossener Linie vor; Lieutenant Bercht ließ durch die Trommel das Signal zur Räumung des Platzes geben, commandirte: „Halt! Geladen! Gewehr zur Attacke rechts! Marsch! Marsch!“ und nun gings mit gefälltem Bajonett im Sturmschritt vor. Sobald die Ladestöcke in den Gewehrläufen klapperten, ergriff die Menge eine, damals nicht ungewöhnliche, „terreur panique“, Alles rennet, rettet, flüchtet, im Nu war das Palais gelichtet, durch Fenster, Pforten, Thüren und wo sonst nur der Maurer und Zimmermann eine Oeffnung gelassen, stürzte das bestürzte Sonntagspublicum hinaus nach allen Seiten, so daß nach Verlauf von kaum 10 Minuten nicht ein Einziger, „welcher zum Stamm der Franken sich bekannte,“ in den Gärten und Galerien des Palais royal zu sehen oder zu hören war.*)

---

*) Je fabelhafter unserer heutigen Jugend dergleichen Begebenheiten erscheinen, um so nothwendiger ist es, daß sie von denen, die dabei waren, aufgezeichnet werden. Auf Veranlassung des Generals Gneisenau unternahm der Verfasser in Gemeinschaft mit dem Lieutenant Bercht (später Professor in Bremen, Kreuznach und Bonn) die Herausgabe einer „Deutschen Feldzeitung in Paris.“ Wir hatten die Aufgabe, Gneisenau's Forderungen bei dem Friedens-Congreß zu unterstützen, drangen auf Zurücknahme des Elsaß und machten Politik im Stile des „Rheinischen Merkurs“. Stägemann, Varnhagen, K. Müller, Oelsner, Schlotmann u A. hatten Beiträge zugesichert. Kaum hatte das zweite Blatt die Presse verlassen, als der, mit Ueberwachung der französischen Polizei beauftragte, preußische Staatsrath Gruner sich auf dem Redactions-Bureau einfand und uns erklärte, daß wir auf seinen freundschaftlichen Rath das Erscheinen des Blattes aufgeben möchten, um ihn der Mühe zu überheben, morgen dienstlich dagegen einzuschreiten. Das Blatt hörte sofort auf. Unter den, für eine der nächsten Nummern bestimmten, Aufsätzen befand sich auch eine, von dem Herzoge von Valmy, Marschall Kellermann, an den Kaiser Franz gerichtete, Bittschrift: ihn wiederum in den Besitz des, wegen seines Weines weltberühmten, Johannisberges im Rheingau einzusetzen. Die Lieutenants Bercht und v. Vaerst lagen bei dem alten Marschall, einem gutmüthigen Elsasser, im Quartier und da es bei Tisch ein vortreffliches Glas Elfer Rheinweines gab, fanden gute Kameraden sich öfter als gerngesehene Gäste ein. Der Marschall ersuchte uns, ihm jene Bittschrift aufzusetzen, welches auch, und zwar in einer sehr scherzhaften Abfassung, geschah; denn uns war bekannt, daß Gneisenau bereits Schritte gethan hatte, den Johannisberg für sich zu erwerben, was ihm leider! nicht gelang, da ihn der Fürst Metternich schon weggeschnappt hatte.

Die Aufrechthaltung der Ordnung und der öffentlichen Ruhe in Paris ward von Tag zu Tag schwieriger. Durch die, wenn auch nicht ausgeführte, so doch in Angriff genommene, Sprengung der Brücke von Jena, durch die Zurückführung der Bourbons unter dem Schutze der fremden Bajonette, durch die Einquartierung der Truppen, die Erhebung von Contributionen aller Art, vornehmlich aber durch die Zurücknahme der geraubten Kunstwerke aus den Museen waren die Franzosen in Allem, worin sie am empfindlichsten sind, in ihrem Nationalstolze, in ihrem Haushalte und in ihrem Geldbeutel schwer verletzt worden; dennoch stand ihnen die, bei weitem empfindlichste, öffentliche Kränkung noch bevor. Das Viergespann vor dem Wagen der Ruhmes- und Siegesgöttin auf dem, von Napoleon auf dem Schloßplatze der Tuilerien errichteten, Triumphbogen, welches der Eroberer Italiens aus Venedig hierher geführt hatte, sollte herabgenommen und nach der Lagunenstadt zurückgebracht werden. Weder England, noch Rußland, noch Oestreich zeigten sich geneigt, diese Arbeit in Angriff zu nehmen; die anderen Mächte überließen auch hierbei Preußen die Ehre und — die Gefahr des Vortritts. Und jedenfalls war die Gefahr hier größer als bei der Zurücknahme der, in geschlossenen Räumen verwahrten, Kunstgegenstände.

Der Triumphbogen stand auf einem großen, freien Platze, der geräumige Garten der Tuilerien stieß daran, einige, zum Theil erst abgebrochene, Häuser in der Nähe hätten einer anstürmenden Volksmenge hinreichende Wurfgeschosse geliefert, an Schlupfwinkeln nach allen Seiten hin bis zum Palais royal fehlte es auch nicht. Die preußische Besatzung von Paris bestand aus nicht mehr als 14 Infanterie-Bataillonen, 12 Schwadronen und 4 Batterien, zusammen 20- bis 24,000 Mann. Die östreichische Brigade war 5- bis 7000 Mann stark. Auf eine schnelle Unterstützung von Seiten der außerhalb im Lager und in Cantonnirungen stehenden russischen und englischen Truppen war nicht zu rechnen. Mit so geringen Kräften eine Bevölkerung von 700,000 gegen uns aufgeregten Hitzköpfen in Respect und Ordnung zu halten, zählt zu den schwersten Aufgaben, welche jemals einer preußischen Besatzung in einer feindlichen Stadt, die noch dazu nicht Festung war, gestellt worden ist. Zwar wurden unsern Befehlshabern die bündigsten Versicherungen für die Zuverlässigkeit der Nationalgarden von den französischen Ministern und Präfecten gegeben; allein nur zu gut wußten wir, daß einzelne Legionen derselben einen aufrührerischen

Geist hegten, daß viele der Vorstädter und Fédérés ihre Waffen versteckt hielten. Nur ein einziges Bataillon der Nationalgarden hätte zum Aufstand aufrufen und sich an die Spitze stellen dürfen, es würde zu einem blutigen Zusammenstoße gekommen sein, dessen Ausgang zweifelhaft war. Nicht unvorbereitet durfte ein Aufstand uns finden. Die von dem Gouverneur getroffenen Anordnungen wurden nochmals in einem Kriegsrathe besprochen, welchem außer dem General Müffling, dem Obersten Pfuel, dem Herzoge Carl von Mecklenburg noch einige höhere Officiere beiwohnten und die, von der preußischen Besatzung zu ergreifenden, Maßregeln feststellten, wobei der Fall, daß die Besatzung sich gezwungen sehen könnte, die Stadt zu räumen, nicht außer Berechnung gelassen wurde. Der commandirende General und Chef der Garden, Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz, erließ folgende geheime Disposition an die verschiedenen Unterbefehlshaber des Garde-Corps mit dringend eingeschärftem Befehl, sich durch eigene Anschauung genaue Kenntniß von den, zur Besetzung und Vertheidigung angewiesenen, Oertlichkeiten zu verschaffen. „Wenn bei entstehendem Alarm," heißt es in dieser Disposition, „die Bedeutsamkeit desselben zunimmt, daß die, vom Gouverneur der Stadt gegebene, Alarm-Disposition nicht mehr zureicht, so tritt augenblicklich folgende ein.

„Die Vertheidigung der Stadt durch das Garde- und Grenadier-Corps beschränkt sich auf die Linie, welche vom Pont Louis XV. über den Boulevard der Invaliden bis nach der Barriere von Sèvre geht. Die Truppen besetzen diese Linie in folgender Art und halten sie, bis alle Bagagen Sr. Majestät des Königs, des Hauptquartiers und des Corps, welche augenblicklich bei jedem Alarm auf den Champ de Mars unter Bedeckung gefahren werden, wenn die eintretenden Umstände den Befehl zu dieser weiteren Entfernung nothwendig machen sollten.

„Der Platz vor dem Corps législatif an der Brücke Ludwigs XV. (linkes Seine-Ufer) mit einer 6pfündigen Batterie, welche 2 Kanonen auf den Platz du Palais Bourbon giebt, um nach Maßgabe der Umstände die Straßen de l'Université, de Bourgogne und St. Dominique zu bestreichen;

„1 Bataillon auf dem Quai d'Orsay,

„1 Bataillon auf dem Place Bourbon,

„1 Bataillon und eine Schwadron Garde du Corps in der Straße von Jena oder auf der Esplanade der Invaliden,

„2 Schwadronen Garde du Corps in der Straße von Austerlitz,

„2 Bataillone und 4 Kanonen (von der reitenden Batterie Nr. 4) auf dem Boulevard der Invaliden und zwar bestreichen 2 Kanonen die Straße Grenelle und 2 Kanonen die Straße Varennes.

„Die andere Hälfte der reitenden Batterie Nr. 4 da, wo die Straße Babylone den Boulevard der Invaliden durchschneidet; 2 Bataillone werden theils bei diesen Kanonen, theils rückwärts bei dem Platz Vauban aufgestellt.

„2 Bataillone und die reitende Batterie Nr. 15 auf dem Etoile de Breteuil und vorwärts desselben auf den dahin führenden Straßen, um namentlich die von Sèvre zu beschießen.

„Das Dragoner-Regiment auf dem Platze Fontenay.

„4 Bataillone und die 12pfündige Fuß-Batterie in Reserve auf dem Champ de Mars; diese werden zugleich die Brücke von Jena beobachten.

„Um nach diesem Punkte zuvor zu kommen, geht das auf dem Bastillenplatze aufgestellte Bataillon über die Brücke von Austerlitz zurück und nimmt von hier die Fuß-Batterie längs dem Quai mit. Sobald dies Bataillon an die nächsten Bataillone an dem Quai de la Tournelle kommt, setzen dieselben vereint den Marsch auf den Quai's fort und ebenso verlassen die Bataillone auf Isle de Prince, auf dem Pont-neuf und Pont des Tuileries ihren Platz nicht eher, als bis diese Bataillone successive an sie herankommen. Das Dragoner-Regiment und die reitende Batterie gehen, wenn das Bataillon von dem Platze der Bastille bei ihnen vorbeigekommen ist, über die Boulevards de l'Hôpital, du Midi, St. Jacques, d'Enfer und Mont-Parnasse nach ihrem Platze.

„Die Bataillone, die beim Luxembourg und Panthéon stehen, gehen zusammen durch die Straße Vaugirard auf ihren Platz auf dem Etoile de Breteuil.

„Die Garde-Brigade giebt außer diesen noch die beiden Bataillone auf dem Boulevard der Invaliden und auf dem Platz Vauban, woselbst der Oberst v. Alvensleben commandirt.

„Die Grenadier-Brigade giebt die anderen 4 Bataillone in der Straße von Jena und auf dem Quai; hier commandirt der Oberst v. Natzmer. Bis die Grenadier-Bataillone hier ankommen, behalten 2 Bataillone Garde diesen Platz besetzt.

„Soll von hier ab die Stadt verlassen werden, so geschieht dies nicht

eher, als bis der Befehl dazu erfolgt und sämmtliche Bagage aus der Stadt heraus ist. Diese geht unter der Führung des Majors v. Plotho und v. Buddenbrock durch die Barriere de l'Ecole militaire außerhalb der Stadt bei Grenelle vorbei auf dem graden Wege durch Issy auf den, jenseits des Dorfes gelegenen Platz, den der Lieutenant v. Schmerling den beiden Majors anzeigen wird; hier schließen sich die Trains an sie an, die auf den entstehenden Alarm dahin abgehen, auch die Königswache und die Stabswache, welche die in Issy stehende Schwadron bei sich haben.

„Die außerhalb der Stadt stehende Cavallerie (Husaren und Ulanen) rückt auf den dazu zu erwartenden Befehl von ihren Alarmplätzen auf die Plätze von Grenelle und erwartet daselbst die Cavallerie aus der Stadt, welche nunmehro erst abzieht, und zwar die Garde du Corps durch die Barriere de la Cunette, die Dragoner durch die Barriere de l'Ecole militaire. Ihr folgen die 12-pfündige Batterie und das eine Garde-Bataillon vom Champ de Mars durch die Barriere de l'Ecole militaire auswärts bei der von Grenelle vorbei und besetzen die Weinbergshöhe bei der Windmühle rechts der bereits aufmarschirten Cavallerie. Die Grenadier-Brigade marschirt alsdann durch die Barriere de la Cunette, die Garde-Brigade durch die Ecole militaire, jede mit ihrer Artillerie voran, auf die obengenannte Weinbergsanhöhe, die reitende Batterie schicken sie von da zur Cavallerie und die Reserve vom Champ de Mars macht die Arrièregarde.

(gez.) Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz.
Für gleichlautende Abschrift der Chef
des Generalstabes,
Oberst-Lieutenant v. Wedel."

Wie unzureichend unter gegenwärtigen Verhältnissen die, zur Behauptung von Paris, einer allgemeinen Erhebung gegenüber, dem Gouverneur zur Verfügung gestellten, Mittel, wie ungenügend und verfehlt die Dispositionen des Herzogs Carl erscheinen mögen; damals waren wir so sehr daran gewöhnt, die Herren in Paris zu spielen, daß wir nicht die Besorgniß hegten, es könne der Vulcan, auf dem wir sangen und tanzten, unter unseren Füßen sich aufthun und in feurigen Ausbrüchen sein Auswurf uns verschütten und vernichten.

Nur allzu lang schon hatten wir mit dem Ausspannen drr venetianischen Rosse gezögert; jetzt kamen sie an die Reihe. Wir durften uns die großen

Schwierigkeiten, welche sich dem Unter- und Herunternehmen entgegenstellten, nicht verhehlen. „Die Größe und Schwere der Pferde," sagt v. Müffling in seinem Berichte, „hatten eine bedeutende Verankerung derselben in das Mauerwerk nothwendig gemacht. Ich erbat mir vom Herzoge von Wellington eine Compagnie englischer Handwerker von der Marine, welche sich bei der Armee befand und wegen ihrer Kräfte und Geschicklichkeit bekannt war. Ich stellte ihrem Commandeur die Frage: wie viel Zeit er bedürfe, um mit dieser Compagnie die vier Pferde aus ihrer Befestigung zu lösen und vom Triumphbogen auf Transportwagen herabzulassen?

„Nachdem er sich die Sache genau besehen, erklärte er, daß in 6 bis 8 Stunden, gleichviel ob bei Tag oder Nacht, Alles gethan sein solle.

„Ich machte hierauf den General Dessoles (den alten Chef des Generalstabes Moreau's), welchem Ludwig XVIII. an der Stelle Massena's den Oberbefehl über die Nationalgarden übertragen hatte, mit meiner Absicht bekannt, das Viergespann in der nächsten Nacht in aller Stille wegnehmen zu lassen und dadurch dem Könige zwei Unannehmlichkeiten zu ersparen: einmal, daß es am hellen Tage vor seinen Fenstern geschehe; zweitens: eine officielle abgedrungene Einwilligung zu geben, was ihm, seinem Volk gegenüber, nicht angenehm sein konnte."

General Dessoles übernahm es auf Müfflings Wunsch, dem Könige — aber nur ihm allein — Mittheilung über das Herabnehmen des Viergespanns zu machen. Der König war bei dieser Benachrichtigung in die größte Aufregung gerathen und Dessoles überbrachte Müffling die Aufforderung desselben: die Arbeiten auf dem Triumphbogen nicht in Angriff nehmen zu lassen, da Se. Majestät auf dem Wege diplomatischer Unterhandlung die Wegnahme abzuwenden hoffe. In die bittersten Klagen war der König darüber ausgebrochen, daß die hohen Souveraine, welche sich seine Verbündeten nannten, ihn in den Augen seiner Nation zu erniedrigen keinen Anstand nähmen. Der preußische General und Gouverneur von Paris ließ dergleichen Einrede unberücksichtigt. Er ersuchte den General Dessoles, den König zu benachrichtigen, daß er bestimmte Befehle habe und in der nächsten Nacht zur Ausführung schreiten werde.

„Die Arbeit," berichtet Müffling, „wurde mit Einbruch der Nacht angefangen. Indeß erhielt ich bereits um Mitternacht die Meldung, daß sie durch

eine, aus dem Schlosse der Tuilerien kommende, Abtheilung der Garde du Corps unterbrochen worden sei und man die Fortsetzung verhindert habe.

„Die Garde du Corps, befehligt von dem alten, mit dem Könige emigrirten Adel, übte zu dieser Zeit eine große Gewalt über den König. Es war nicht unwahrscheinlich, daß diese Freunde, ins Geheimniß gezogen, einen Versuch gemacht hatten, uns einzuschüchtern, und den Zweck des Königs, diese Wegnahme zu verhindern, auf diese Art herbeizuführen.

„Ich beauftragte am andern Morgen den General Dessoles, dem Könige mein Bedauern über den Vorfall auszudrücken, mit der dringenden Bitte, die nöthigen Befehle zu geben, daß in der nächsten Nacht dergleichen Unordnungen von seiner Leibgarde nicht wieder vorkämen, weil ich mich sonst zu sehr ernsten Maßregeln genöthigt sehen würde.

„In der nächsten Nacht wiederholte sich dieselbe Scene, mit dem Unterschiede, daß die Störung der Arbeit dieses Mal nicht von Innen aus dem Schloß, sondern von Außen durch eine Volksmasse kam. Die Nationalgarde, welche ich requirirt hatte, konnte sehr gut gegen die insolente und deshalb allgemein verhaßte Leibgarde des Königs, aber nicht gegen Volksmassen gebraucht werden; ich befahl daher die Arbeit sogleich einzustellen und ließ die Nationalgarde abgehen.

„Nun aber war die Zeit der Rücksichten abgelaufen und jede Fortsetzung der Mäßigung wäre Schwäche gewesen.

„Am andern Morgen ließ ich von östreichischen Truppen vier Bataillone und eine Division Cavallerie unter dem General-Major Fürsten Bentheim ein Viereck um den Triumphbogen auf dem Carousselplatze bilden und die vier venetianischen Pferde am hellen Tage herunternehmen. Da sich eine große Volksmasse ringsumher versammelte, ließ ich Angesichts der Menge scharf laden; Niemand wagte es, die Arbeit zu stören, und am Abend waren die Pferde in der östreichischen Kaserne, von wo sie alsbald nach ihrem ehemaligen Standquartier über der Vorhalle der St. Marcuskirche in Venedig heimkehrten.“ Die an diesem Triumphbogen angebrachten Reliefs, keineswegs schmeichelhafte Erinnerungen für das Haus Oestreich, wurden unversehrt an ihrer Stelle belassen; sie stellen vor:

1. Der Kaiser Franz vor Napoleon in der Biwacht nach der Schlacht von Austerlitz um Frieden bittend mit gebeugtem Knie.

2. Napoleon, den König Max von Baiern hinter sich her an der Hand in seine Hauptstadt zurückführend.
3. General Rapp, dem Kaiser die bei Austerlitz gefangenen Russen vorstellend; General Fürst Repnin giebt seinen Degen ab.
4. Wien, dem Kaiser die Thorschlüssel überreichend.
5. Die Preßburger Friedensscene.

Auf die dichtgedrängt umherstehenden Franzosen machte dies Schauspiel den Eindruck einer Tragödie, wenn auch nicht in der Weise, daß, wie Aristoteles es verlangt, ihre Leidenschaften dadurch gereinigt wurden. Vielmehr sah man ihre Wangen zornglühend, ihre Augen Rache sprühend und manches Drohwort bekamen wir zu hören.

Plötzlich aber änderte sich die Scene; auf das Trauerspiel folgte — so legten es mindestens die umstehenden Pariser sich aus — ein ergötzliches Possenspiel.

Auf der Plattform des Triumphbogens, welche noch von den englischen Rothröcken besetzt war, erschien ein älterer Mann mit kahler Platte, auffallend durch Tracht und Geberde. Er trug eine schwarze Kutka, Hals und Brust entblößt, nur durch einen weißen Hemdkragen und breit herabwallenden Bart bedeckt; auch von seinem Hinterhaupte wallte langes Haar bis auf die Schulter herab. Die Pariser durften ihn für einen Sohn der Wildniß halten, so rauh war der Ton seiner Stimme, so gewagt und gewaltsam sein Sprung auf den Wagen neben der Göttin des Sieges und Ruhmes, die man, als französisches Eigenthum, an Ort und Stelle belassen hatte. Dieser kühne Springer war Friedrich Ludwig Jahn, der bekannte Turnmeister, Premier-Lieutenant im Lützowschen Freicorps, welchen der Fürst Staatskanzler Hardenberg ausdrücklich nach Paris eingeladen hatte und ihn oft zur Tafel zog, da, wie er einst äußerte, „das grobkörnige Hallorensalz des Volksthümlers zur Abwechslung eine gesundere Würze sei, als das attische Salz Humboldts, Stägemanns, Koreffs, Varnhagens und anderer seiner Tischgenossen."

Der Turnmeister nahm einem der englischen Arbeiter, die ihn mit nicht geringerer Verwunderung als die untenstehenden Franzosen anschauten, den Hammer aus der Hand und stellte sich in gleicher Höhe mit der Victoria famosa, so daß er das Mundstück ihrer Tuba erreichen konnte. Jahn war kein Redner, er war, was die Berliner einen „Raisonneur" nennen, geordnet und

zusammenhängend sprach er nie, wohl aber standen ihm Schlagwort und treffender Volkswitz zu Gebote, mit denen er immer den Nagel auf den Kopf traf. So auch that er heut an dieser Stelle. Gegen die ruhmredige Victoria gewendet rief er: „Du hast mit deinen Lügenbülletins den Mund immer sehr voll genommen und den Ruhm des Kaisers und der großen Armee ausposaunt in alle Welt, er soll dir nun für alle Zeit geklopft und gestopft werden.“ Mit den beiden ersten Hammerschlägen, welche er jetzt mit kräftigem Arme that, schloß er den geöffneten Mund der Göttin,*) wobei er mit weithin schallender Stimme rief: „Unsere Losung: Blücher und Leipzig!“ welche Worte von den Obenstehenden im Chorus mit Hurrah! wiederholt wurden. Zwei folgende Schläge schlugen der Göttin die Tuba aus der Hand, wobei Jahn gegen die Engländer gewandt rief: „Euer Feldgeschrei: Wellington und Waterloo!“ Auch diese Worte wurden mit Hurrah! wiederholt.

Während die Engländer und Engländerinnen und einige jüngere Waffengefährten, die Jahn gefolgt waren, zum Andenken einen vergoldeten Adler und Lorbeerblätter loszubrechen bemüht waren, erzählte der, in alten Geschichten wohlbewanderte, Turnmeister, daß dieses Viergespann griechischer Herkunft sei, einst den Sonnentempel zu Corinth geschmückt habe, von dem Proconsul Mummius als Siegesbeute nach Rom, durch Genserich, den Gothenkönig, von Rom nach Carthago, von da durch den Feldherrn Belisar nach Byzanz und von dem Seehelden, dem Dogen Dandalo, nach Venedig, dann auf Napoleons Befehl nach Paris geschleppt worden sei.**) Er gerieth hierbei aufs Neue in den Eifer

*) Die Göttin und der Wagen waren von Zink, broncirt und vergoldet.

**) Von einem ähnlichen Kunstraubzug können zwei Bilder Correggio's, Perlen des Museums in Berlin, erzählen: Jo von Jupiter als Wolke umarmt und Leda den Schwan liebkosend. Beide Bilder, in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gemalt, waren während italienischer Kriegswirren nach Prag gekommen, von wo sie die Schweden nach Stockholm entführten. Angeblich hatten sie hier einige Zeit als Fenstervorsetzer in dem königlichen Marstalle gedient, als die frömmelnde Tochter Gustav Adolphs, die Königin Christine, sie mit sich nach Rom wallfahren ließ. Von hier kamen sie in den Besitz des üppigen Regenten Philipp Orleans, dem jedoch, als es zum Sterben ging, die Beichtväter die Hölle so heiß machten, daß er diese göttlichen Bilder weltlicher Sündhaftigkeit zu vernichten befahl. Zum Glück begnügten sich Königliche Hoheit, wie türkische Sultane es ebenfalls zu halten pflegen, damit, daß von den beiden verurtheilten Frauen, obschon sie bei Jupiter Gnade gefunden hatten, nur die Köpfe ausgeliefert wurden, welche vor seinen Augen dem Kaminfeuer übergeben werden mußten. König Friedrich II. erwarb die beiden verstümmelten Bilder, denen

der Rede: „Seit die Rosse von ihrer Urstätte und Geburtslande von Frevler Hand entführt wurden“ — sagte er — „bekamen sie den Sonnenkoller und halten nirgend Stand, bis sie zu ihrer Heimath zurückgekehrt sein werden. Ein weiser Mann wird sich hüten, so unbändige Thiere in seinen Marstall zu stellen, allein die Eroberer sind ein verblendet Geschlecht, der Hochmuthsteufel bringt ihnen Verderben, sie bilden sich ein, den Völkern Zaum und Gebiß auflegen zu können, und nun erleben wirs, daß dem großen Eroberer Napoleon die Nationen und sogar die ehernen Pferde durchgegangen sind. ... Noch hat sich ein jeder Weltumraser am Ende festgerannt. Nur das, was gerecht erworben ist, hat Dauer, unrecht Gut hudelt nicht, es besudelt den Hehler wie den Stehler. Ein Volk wird nur bestehen, wenn es als seinen theuersten Hort sein Volksthum rein und in Ehren hält und bewahrt!“ Hierauf stieg Jahn mit seinen Freunden wieder hinunter; den Adler, welcher ziemlich schwer war, übergab er einem östreichischen Wachtposten zur Verwahrung und machte dabei die naturgeschichtliche Bemerkung, daß der östreichische zweiköpfige Adler mit dem französischen einköpfigen Kuckuk nimmer sich hätte paaren sollen.

Die fremdartige Erscheinung Jahns an solcher Stelle, sein keckes Auftreten auf dem Triumphbogen Napoleons, seine Rede von dem Wagen der Siegesgöttin herab, ging nicht unbemerkt und ungerügt an der französischen Zuschauerschaft vorüber. Bereits früher hatten der „Moniteur“ und andere Pariser Blätter auf den „Chef des corps de la vengeance“ aufmerksam gemacht, der nach Paris berufen worden sei, um in Gemeinschaft mit Blücher, Gneisenau, Stein, Gruner und anderen Häuptern des Tugendbundes (de la Tugen-

---

Pariser Künstler neue Köpfe eingesetzt hatten, für die Galerie von Sanssouci. Napoleon fand Geschmack an den Bildern und ließ sie 1806 mit anderem Gut nach Paris bringen, von wo wir sie erst nach dem zweiten Einzuge 1815 zurückführten.

*) Wenn meine Erzählung in einigen Punkten abweicht von der in Jahns von ihm selbst geschriebenen Denknissen und von der in die Lebensbeschreibung des sehr gewissenhaften Pröhle und Anderer übergegangenen, so will ich nur bemerken, daß ich mich bei dieser denkwürdigen Scene an der Seite Jahns befand. Als er am Abend in dem gewöhnlichen Versammlungsort der Preußen, im Café de l'Europe im Palais royal, von Stägemann, Dr. Heinrich Meyer, Justiziar Schulz (Theater-, auch Spuckschulz genannt) und Anderen aufgefordert wurde, den Hergang zu erzählen, gab er einen Bericht mit mancherlei Ausschmückung. Aufgeschrieben hat er seine Rede erst einige Tage später, als sie der Kaiser Alexander zu lesen verlangt hatte.

bonde) die Hauptbedingung des Friedens, die Theilung Frankreichs, durchzusetzen. Die fabelhaftesten Gerüchte waren über jene sehr bedeutungslose Verbindung bei den Franzosen in Umlauf. „Nicht Jedermann weiß es" — berichtet allen Ernstes die geistreiche Herzogin von Abrantes in ihren Denkwürdigkeiten — „daß nach der Schlacht von Jena der Kaiser Napoleon Eröffnungen erhielt, welche ihm von der berüchtigten Verbindung „l'Union de la Vertu" (Tugendbund) gemacht wurden. Dieser Verein, schon damals furchtbar, verlangte von Napoleon: er solle Deutschland befreien und demselben repräsentative und liberale Verfassungen geben. Der Bund wollte einen großen Chef anerkennen und sich zu seiner Verfügung stellen; dies ist ganz positiv wahr.

„Der Kaiser beging den sehr unpolitischen Fehler, abzulehnen. Seine Ablehnung hatte zwei für ihn und für Frankreich verderbliche Folgen. Die erste war, sich eine Macht zum unversöhnlichen Feinde zu machen, welche in seinen Händen Hebebaum (levier) des europäischen Nordens werden konnte, indem es die gesammte Jugend nicht nur Preußens, sondern ganz Deutschlands zu seiner Verfügung stellte. Zweitens gewann der Tugendbund nach der Schlacht von Jena an Ausdehnung und Gewalt. Das Cabinet des Königs von Preußen stand ihm nicht allein offen, es war ihm unterworfen; der Bund war es, der den König Friedrich Wilhelm zur Abreise von Potsdam nach Breslau bestimmte. Somit war der Tugendbund der Feind Napoleons geworden und dessen Weigerung, ihm anzugehören, führte ihn in den Krieg gegen den Kaiser" u. s. w.

Zwei durchgreifende Maßregeln, welche Ludwig XVIII. nur unter dem Schutze der fremden Bajonette zu nehmen wagen durfte, waren die Auflösung der Deputirtenkammer und des, hinter die Loire zurückgeschickten, Heeres.

Die Diplomaten waren den Feldherren auf dem Fuße gefolgt, zum großen Verdrusse Blüchers, welcher noch vor dem Einzuge in Paris an den König Friedrich Wilhelm III. schrieb: „Ich bitte nur allerunterthänigst, die Diplomatiker dahin anzuweisen, daß sie nicht wieder das verlieren, was der Soldat mit seinem Blute errungen hat. Dieser Augenblick ist der einzige und letzte, um Deutschland gegen Frankreich zu sichern. Ew. Majestät werden als der Gründer von Deutschlands Sicherheit verehrt werden, und auch wir werden die Früchte unserer Anstrengung genießen, wenn wir nicht nöthig haben, mit immer

---

*) Mémoires de Madame la Duchesse d'Abrantes. T. 16. p. 64.

gezücktem Schwerte dazustehen." Er selbst fühlte sich nicht berufen, an dem grünen Tische der Diplomaten Sitz und Stimme zu nehmen; jedoch wurde auf sein ausdrückliches Verlangen Gneisenau zu den Friedens-Verhandlungen hinzugezogen.

Unter der Benennung „Ministerrath der Verbündeten" waren in Paris sofort nach dem Eintreffen der Souveraine Bevollmächtigte zusammengetreten, welche mit der französischen Regierung in Unterhandlung traten. Zu Bevollmächtigten waren ernannt worden: für Oestreich Metternich, Wessenberg, Schwarzenberg; für England Castlereagh, Wellington, Stuart; für Preußen Hardenberg, Gneisenau, W. v. Humboldt; für Rußland Nesselrode, Pozzo di Borgo, Capo d'Istria. Einen engeren Rath bildeten für die ausschließlich diplomatischen Unterhandlungen: Castlereagh, Metternich, Hardenberg und Nesselrode. Eine besondere Commission wurde ernannt, um mit den französischen Commissarien die, auf die Verpflegung der Heere und die Unterordnung der französischen Behörden in den Departements unter die Befehlshaber der Heere bezüglichen, Maßregeln zu ordnen. Zu dieser Commission hatte man nicht, wie Blücher verlangte, einen preußischen General, sondern den Staatsrath Altenstein hinzugezogen. Die Aufgabe derselben war, die dem Heere zu leistenden Lieferungen mit den französischen Bevollmächtigten festzustellen und den eigenmächtigen Ausschreibungen einzelner Befehlshaber ein Ende zu machen. Blücher fühlte sich hierdurch, sowie durch andere, seit der Ankunft der Souveraine in Paris ihm auferlegte, Beschränkungen, so sehr gekränkt, daß er dem Könige erklärte: sein Commando niederlegen zu wollen und um seinen Abschied bat. Gneisenau war hierüber sehr betroffen; er schreibt an den Feldmarschall, Paris den 29. Juli 1815:

„Jeder Unbefangene wird mit mir die Umstände beklagen, die Ew. Durchlaucht bewogen haben, Ihre Entlassung zu einer Zeit zu fordern, wo Ihre Gegenwart der Armee noch so sehr nöthig ist; einmal, weil man Frankreich keineswegs als beruhigt ansehen kann, und dann, weil, so lange Ew. Durchlaucht noch vorhanden sind, wenigstens Einige der Diplomaten für Ihre Stimme Achtung haben müssen.

„Für den König geht aus Ew. Durchlaucht Schritt die besondere Unannehmlichkeit hervor, daß der öffentliche Vorwurf mit auf ihn fällt, da er doch Ew. Durchlaucht Maßregeln für ganz zweckmäßig erkannt hatte und er selbst unzufrieden mit dem Gange der diplomatischen Verhandlungen ist.

„Der Widerspruch, den wir in den diplomatischen Verhandlungen erfahren haben, hat eine tiefere Quelle als die Contributionen und das unbedeutende La Fère. Wie dies Alles sich noch entwickeln werde, ist mir nicht klar und ich glaube nur sagen zu können, daß daraus neue Weltbegebenheiten entstehen mögen, ebenso wichtig als diejenigen, die soeben durch die Eroberung von Paris beendigt worden.

„Der Umstand, daß Ew. Durchlaucht mich mit dem Excellenztitel anreden, könnte mich fast auf den Verdacht bringen, daß Ew. Durchlaucht glauben möchten, ich habe dem Beschluß der Conferenz nicht standhaft widersprochen. Ich habe indessen nicht aufgehört, meinen Widerspruch einzulegen.

„Seit mehreren Tagen bin ich wegen Unpäßlichkeit nicht in der Conferenz gewesen; es ist indessen nichts Wichtiges verhandelt worden. Der für Napoleon zu bestimmende künftige Aufenthalt beschäftigt jetzt die Minister am meisten. Die britische Regierung will ihn dort nicht behalten. Wahrscheinlich wird er nach der Insel St. Helena gebracht.

Gr. N. v. Gneisenau.“ *)

An der Friedenstafel zu Paris saßen, mit geringen Ausnahmen, dieselben Unterhändler einander gegenüber, deren Bekanntschaft wir bereits in Wien gemacht haben. Die Verhandlungen aber hatten hier andere Aufgaben in Betracht zu ziehen als dort. In den Vordergrund trat hier die Forderung Preußens, welches, da Oestreich zurückhaltend war, zugleich als der Fürsprecher und Vertreter Deutschlands auftrat. Sogleich nach der Wiederkehr Napoleons von Elba und bei dem Beginne des Feldzuges 1815 war es auf allen Straßen und Märkten, in allen Wirthshausversammlungen, auf allen Bierbänken und in allen öffentlichen Blättern laut und wiederholentlich besprochen und ausgesprochen worden, welche Unterpfänder Deutschland von Frankreich für das künftige Ruhehalten und für die Sicherheit seiner Grenzen zu verlangen berechtigt sei.

Demnach bedurfte es bei den Bevollmächtigten keines großen Kopfzerbrechens, um die Forderungen zu formuliren, um welche es sich bei dem diesmaligen Friedensschlusse handelte.

---

*) Dieser, sowie die noch später folgenden Briefe Gneisenau's sind einer, dem Verfasser mitgetheilten Sammlung ungedruckter Briefe und Aufzeichnungen von bedeutenden Männern entnommen, welche bei dem Abschlusse des zweiten Pariser Friedens eine Rolle spielten. Zu seinem Bedauern konnte der Verfasser nur das Wichtigste davon aufnehmen.

Kaum war die Kunde von dem Siege bei Belle-Alliance nach Frankfurt a. M. gelangt, so schrieb General v. Carlowitz von da unter dem 27. Juni an den Minister Stein, welcher im Bade Ems verweilte, einen ausführlichen Brief, den damals noch in ferner Aussicht stehenden, Friedensschluß betreffend. „Selbst in seiner jetzigen Lage," heißt es darin, „ist Frankreich immer noch übermächtig. Die Einheit der Nation, ihre Tapferkeit, ihr Talent zum Kriege und zu allen raschen, gewaltigen Unternehmungen, geben ihm vor allen Völkern Europas eine entschiedene Superiorität, sobald — welches wohl nicht oft der Fall sein dürfte — nicht eine dreifach stärkere und ganz einige Coalition ihm entgegensteht.

„Soll der jetzige Krieg nicht abermals in seinen Zwecken verfehlt, ohne gründlichen Nachhalt bleiben, so muß das Selbstgefühl der Franzosen gedämpft, so müssen die Macht-Elemente geschwächt werden.

„Nicht durch ordnungslose Gewaltthätigkeiten und Kriegsübel kann das erste erreicht werden, es muß eine Strafe durch kalten, richterlichen Ausspruch verfügt werden. Nicht durch Demüthigungen ehrloser Art muß man den Stolz der Nation beugen, sondern durch bleibende Erinnerung der gehabten Verluste.

„Die Mittel hierzu sind:

1. Eine Contribution von 1000 Millionen Franken, die ohngefähr einer zweijährigen Einnahme gleich ist. Die Nation muß sich nach dem Vermögen außerordentlich taxiren. Die Güter der Verräther können mithelfen.
2. Die Alliirten müssen ein völkerrechtliches Strafamt gegen den großen Verräther Bonaparte üben.
3. In Depot genommene Festungen, eine zu ernährende fremde Besatzung für Frankreich, beides bis zur Abtragung der Contribution, müssen die Erfüllung sichern.

„Gerecht ist dies Verfahren, weil die Nation in der Mehrzahl aus Verbrechern und Hehlern besteht, in der Minderzahl aus Schwachen, die bürgerlich feldflüchtig sind, und aus Gleichgültigen, die nur sich selbst im Auge haben.

„Dies macht es nun doppelt nothwendig, Frankreich zu schwächen. — Es könnte dies wohl am besten geschehen, wenn die alterthümliche Vertheilung in eine Langue d'oc und eine Langue d'oui der Grund zu einem doppelten Frankreich würde. Allein hiervon ist kein Bestand zu erwarten. Die Nation

ist zu sehr Eine; alle Nerven der öffentlichen und Privatgeschäfte concentriren sich zu sehr in Paris; also eine solche Theilung würde bald zu einer Revolution führen, deren Explosion ihre Feuerbrände weiter schleudern könnte, als voraus zu berechnen wäre. Man muß Frankreich Land nehmen: das Elsaß. Der Lauf der Saar bis an die Vogesen (Wasgau); vielleicht, wenn es nicht zu viel ist, Lothringen bis an die Maas. In Belgien einige Landstrecken und Festungen, welche die Gefahr für beide Grenznachbarn weniger ungleich theilen. Eine immer noch sehr gesicherte Grenze muß indessen Frankreich behalten, um eine selbstbegründete Macht in Europa zu bilden.

„Man wird einwenden: dies führe nothwendig zu neuen Kriegen. Allerdings, denn einen ewigen Frieden giebt es nicht; aber im schlimmsten Falle, wohl uns, wenn Frankreich, wie einst, ein paar Jahrhunderte kriegen müßte, bis es wieder an den Rhein käme. Und gänzlich verschiedener, vermuthlich tändelnder Art werden die nächsten Kriege sein, sobald die Nachbargleiche, die militärische Parität im Kriegshandwerk endlich wieder hergestellt sein werden.

.... „Es könnte eingewendet werden: die Schwächung Frankreichs wäre der Politik Rußlands zuwider. Keinesweges! Will man Rußland als einen Staat betrachten, der französischer Hülfe bedürfe, wo sind dann die Gefahren?

„Das Völkerconglomerat, welches Oestreich heißt, wird nicht immer mächtig sein und nie erobernd werden; Preußens Kräfte sind zu ungleich, seine geographische Ausdehnung schwächt es; der deutsche Bund bleibt seiner Natur nach immer auf der Defensive. Ein Bund dieser Dreie könnte nur erwartet werden, wenn Rußland erobernd werden wollte, allein dem streitet seine ganze Lage entgegen, besonders seit der Schwächung, welche ihm mit dem Erwerb des Herzogthums Warschau zugewachsen ist.... Friede muß die Hauptlosung für Rußland sein, weil er ihm weit mehr geben kann, als der Krieg. Die Folgen des letzten Krieges werden in Rußland erst recht fühlbar werden, wenn man sie überall vergessen hat.

„Daß von allen diesen frommen Wünschen sehr wenige erfüllt werden, läßt sich voraussehen; vielmehr ist zu erwarten, daß die Anekdote vom verlorenen Sohne von Neuem auf die Scene komme. Doch das ist ja eben die Armseligkeit und Kläglichkeit aller menschlichen Dinge u. s. w."

Die zunächst Betheiligten bei der neuen Grenzregulirung, welche durch einen zweiten Friedensschluß in Paris festgestellt werden sollte, waren Deutsch-

land und die Niederlande. „Die frommen Wünsche“ Deutschlands finden wir in der Mittheilung des Generals v. Carlowitz ausgesprochen; für die Niederlande, welche jedoch an der Conferenztafel keinen eigenen Vertreter hatten, nahm außerhalb derselben H. v. Gagern das Wort. Er schreibt aus Paris den 25. Juli an Stein: „In Frankreich geht es nun ein Wenig bunt zu. Die frühere Unbill wird gerächt, am meisten von denen, welche jene am schwersten getragen haben. Diese kitzlichen Herren schreien gewaltig und oft in bedrohlichem Tone. Als da ist: daß der König Ludwig die Krone nicht mit Ehren tragen könne, sondern sich entfernen wolle. Daß sie am Ende in der Verzweiflung sämmtlich auf die Verbündeten drauf losschlagen würden u. s. w. Zur Zeit rührt mich dies nicht sehr und muß nur seine Grenzen finden, damit der künftige Unterhalt von Freund und Feind nicht gehindert und zerstört werde.

„Vom Abtreten wollen sie gar nichts hören, und beziehen sich auf die Allianz mit Ludwig XVIII. und Versprechungen, deren ich mich gar nicht entsinne. Daß man eine solche res quasi wohl vorgehalten und daß ich dagegen protestirt habe, entsinne ich mich gar wohl und zähle es zu meinen besten Handlungen in Wien.

„Hr. v. Humboldt sagte mir vor einigen Tagen: „„Preußen wird wenig für sich zu wünschen haben; aber Sie müssen mehr Land und mehr Festungen haben. Bereden Sie nur die Engländer dazu.““ An dem Bereden lasse ich es nun nie fehlen u. s. w.“ Gagern fügt seinem Briefe eine, von ihm für die Conferenz der vier Großmächte bestimmte, Note hinzu, in welcher er die Verluste aufzählt, welche Belgien durch den Pariser Frieden 1814 erlitten, und die Festungen aufzählt, welche aus dem dreifachen Festungsgürtel, mit welchem sich Frankreich an der niederländischen Grenze, mehr zum Angriff als zur Vertheidigung, umgeben habe, zurückgefordert werden müßten.

Bei den Verhandlungen fühlte sich Hardenberg, noch bevor die französischen Bevollmächtigten dazu gezogen worden waren, von allen Seiten gehemmt und bedrängt. Auf die Freundschaft des Kaisers Alexander war kein Verlaß mehr, England nahm wohl die Interessen des von ihm errichteten Königreichs der Niederlande wahr, für Preußen aber und für Deutschland nahmen weder Wellington noch Castlereagh das Wort; Metternich aber, obwohl anfänglich durch die Annäherung Rußlands an England und Frankreich gedrängt, hegte doch zu große Eifersucht gegen Preußen, um in Gemeinschaft mit ihm zur That

zu schreiten, als es zu handeln galt. Von den Augen des kaiserlichen, doppelköpfigen Adlers waren zwei abwärts der Donau, die beiden andern über die Alpen nach Italien gerichtet; für Deutschland behielt derselbe nur die Klauen zur Verfügung, die er aber nicht einsetzte, um Frankreich das, gewaltsamer Weise in Besitz genommene, Elsaß zu entreißen, sondern um die süddeutschen Fürsten, insbesondere die Kronprinzen von Baiern und Würtemberg, an den Rockschößen zurückzuziehen, als sie einen denkschriftlichen Sturmlauf gegen Straßburg und Elsaß nahmen. Die Denkschrift des Kronprinzen von Würtemberg, später von dem würtembergischen Minister Winzingerode unterzeichnet und der Conferenz übergeben, griff die brennende Frage der Gebietsabtretung mit fester Hand an. „Die neueste Wiedereinsetzung der Bourbons," erklärte der damals wahrhaft deutsch gesinnte Kronprinz, „gewähre keine Sicherheit; eine nur zeitweise Besetzung von Festungen und Landstrichen gewähre nur eine zeitweise Sicherheit; die vereinigte Stimme Europas verlange jedoch eine dauernde, von dem Geiste und den Grundsätzen künftiger französischer Regierungen unabhängige, und der erste Gegenstand des Friedens sei daher die Befestigung der Grenznachbarn Frankreichs durch hinreichend starke Bollwerke, um sie von jeder Besorgniß zu befreien. Während auf dem ersten Pariser Frieden und auf dem Wiener Congresse allen Staaten für ihre Vergrößerung und Sicherheit Zugeständnisse gemacht worden seien, wäre Süddeutschland allein so belassen worden, wie es Bonaparte zu seinem Vortheil gebildet habe. Lasse man es in dieser Lage, so würden die süddeutschen Staaten, die in Folge ihrer Zurücksetzung bei den früheren Friedensschlüssen sich in Frankreichs Arme hätten werfen müssen, auch künftig zu einem solchen Schritte gezwungen werden. Der Einwand, daß die süddeutschen Fürsten von Napoleon nicht beeinträchtigt worden, beweise nichts; es handle sich nicht um die Fürsten, es handle sich um die Völker, um die Staaten; es frage sich, ob sie zu ihrem eigenen, zu Europas Besten gegen französische Einfälle gesichert werden sollten. Alle Völker Europas würden für ihre unerhörten Anstrengungen entschädigt werden, wenn Süddeutschland sein natürliches Bollwerk, die Vogesen, zurückerhält. Der Einwand, daß dadurch die Bourbons in Frankreich geschwächt würden, sei ungültig, da deren Dasein überhaupt keine Sicherheit gewähre; Elsaß sei kein Theil des eigentlichen Frankreichs, sondern erobert und könne daher mit Recht wiedergenommen werden; Frankreich verliere dadurch nur eine Angriffswaffe, behalte die

furchtbare Vertheidigung der Vogesen und bleibe in Volkszahl und Hülfsquellen allen übrigen großen Mächten überlegen.“ In gründlicher Auseinandersetzung führt der Kronprinz aus, daß die, mit Ludwig XVIII. geschlossenen, Verträge kein Hinderniß bilden, auf den, von Deutschland gestellten, Forderungen zu bestehen; „es würde ein Verrath an der gemeinsamen Sache sein, wenn man die Verbündeten in die falsche Stellung brächte, mit einem feindlichen Volke und einer befreundeten Regierung zu thun zu haben und deshalb Letzterer die Sache der eigenen Völker aufopfern zu müssen... Der Erwerb von Festungen ohne das Land, zu dem sie gehören, ist eine Last für den Eroberer und eine Placherei für den Verlierenden. Nicht die Festungen Hüningen, Schlettstadt, Straßburg und Landau, sondern das linke Rheinufer ist es, welches, den Franzosen belassen, früher oder später die Sicherheit von Süddeutschland, Badens, Würtembergs, der Niederlande und dadurch die Ruhe Europas bedroht. Der Einwand wird nicht zu widerlegen sein, daß Süddeutschland keiner Bollwerke bedürfe, weil die großen Heere zu seiner Vertheidigung nahe genug seien; es wäre dies eine Beschimpfung der Süddeutschen, welche 20 Jahre hindurch abwechselnd die Heere aller Völker beherbergten und die durch Ströme Blutes und die schmerzlichsten Opfer das Recht erlangt haben, endlich zu fordern, daß sie in Stand gesetzt werden, sich selbst zu vertheidigen. Sie fordern dieses Recht, und die Regierung, welche ihnen ihre Stimme leiht, erfüllt dadurch eine heilige Pflicht. Die öffentliche Meinung in Deutschland fordert diese Maßregel, und auf beiden Ufern des Rheines würde ein allgemeiner Schrei des Unwillens sich erheben, wenn der einstimmige Wunsch der Brudervölker nicht erhört und der Deutsche im Breisgau und Zweibrücken sich nochmals verdammt sähe, in dem Deutschen von Mömpelgard oder Saarburg einen Feind zu sehen u. s. w.“

Hätte hinter dem Kronprinzen von Würtemberg ein vereinigtes Deutschland, ein Reichsparlament, ein Kaiser als Erwählter des Volks gestanden, dann konnte seiner Note der erforderliche Nachdruck gegeben werden. So aber sah er sich in dieser rein deutschen Angelegenheit auf die Fürsprache des russischen Zaren angewiesen, der mit ihm persönlich befreundet war und ihm seine Schwester auf dem Wiener Congresse als Gattin zugeführt hatte. Alexander aber zeigte sich nicht geneigt, Deutschland an der westlichen Grenze sicher zu stellen; es war ihm ganz genehm, am Rheine die Furcht vor Frankreich wach zu halten, damit er desto freiere Hand an der Weichsel und Donau behalte.

Der Kronprinz Ludwig von Baiern, welcher mit vollem Herzen sein Dichten und Trachten Deutschland zugewandt hatte,*) reichte einen ähnlichen Entwurf, wie der des Kronprinzen von Würtemberg, bei dem Kaiser von Oestreich ein. „Die Oestreicher, welche noch immer nicht mit Baiern auseinander gesetzt waren, hatten nichts Eiligeres zu thun, als diese Schrift Talleyrand zu zeigen, wie Gagern meint, aus Eifersucht gegen die süddeutschen Fürsten.“**)

So unbefangen aber war damals die Anmaßung des russischen Cabinets in Betreff der Angelegenheiten Deutschlands, daß sich dasselbe vor allen anderen berufen und befähigt glaubte, dieselben in die Hand zu nehmen. Ein guter Genius wollte, daß Alexander sie nicht einem verstockten Russen, sondern einem verschlagenen Griechen anvertraute, dem Grafen Capo d'Istria, welcher mit Stein in den freundschaftlichsten Beziehungen stand. Er schrieb ihm aus Paris den 28. Juli 1815: „Wir sind hier Dank dem Siege vom 18. Junius und dem guten Gott, der uns wohlwill. Wir selbst aber haben noch nichts Gutes gethan. Und wie gewöhnlich fürchte ich, daß wir schlechte diplomatische Wirthschaft machen werden. Die Ursache ist ganz einfach: — die Diplomaten sind nicht die beste Gattung Menschen.

„Sind Sie noch immer entschieden, uns unserem traurigen Loose zu überlassen und in Ihrer Zurückgezogenheit zu leben? Werden wir nicht das Vergnügen und das Glück haben, Sie hier zu sehen? Der Kaiser fragte mich neulich nach Nachrichten von Ihnen; ich antwortete, daß ich seit Heidelberg keine erhalten, daß ich aber darauf rechne, Ew. Excellenz vermögen zu können, sie uns selbst zu geben. „„Das wäre sehr gut,““ bemerkte der Kaiser. „„Wenn man die deutschen Angelegenheiten angreifen muß, wer wird uns da helfen?““.. Ich sage nichts mehr über dies Capitel, um Ew. Excellenz die freie Wahl des Entschlusses zu lassen, den Sie für den passendsten und nützlichsten erachten werden.

„Die große Sache, welche jetzt alle Gemüther beschäftigt, ist noch nicht aufs Tapet gebracht. Jeder hat seinen Plan, aber Niemand hat bis jetzt sich die Mühe gegeben, ihn zu entwickeln. Wir haben den Anfang gemacht, sehr

---

*) Er erschien unter uns in altdeutscher Tracht, wie Arndt und Jahn sie damals einzuführen suchten.

**) Gagern V. S. 140. Pertz IV. S. 534.

abstract, indem ich in einer kleinen Denkschrift die Bemerkungen niederlegte über die verschiedenen Fragen, welche aus dem gegenwärtigen Zustande Frankreichs und der verbündeten Mächte entspringen, die dieses Land in Kriegsbesitz haben. Diese Arbeit, welche sich den Beifall des Kaisers verdient hat, ist jetzt unter englischer Censur bei Lord Castlereagh. — Ich gehe mit Ihnen nicht auf die Sache näher ein, da ich hoffe, daß wir hier davon sprechen werden und weil es für diesen eilig geschriebenen Brief zu lang ist. Indessen kann die Entscheidung der Fragen, die sich auf das Ende des Krieges beziehen, in keinem Falle denjenigen fremd bleiben, die Ew. Excellenz angehen und innig mit dem Schicksal und Wohlergehen Deutschlands verknüpft sind. Ich kann mich daher nicht dem Gedanken hingeben, Sie nicht zu vernehmen, nicht Ihre Einsicht zu benutzen. Alles bleibt im Stocken und ich erwarte stets Ihre Entscheidung, um zu wissen, wie ich Ihren guten Willen nützlich machen soll. Entschließen Sie sich zu kommen, sagen Sie es uns, ich werde die deutschen Geschäfte nicht eher anrühren, bis ich mit Ihnen darüber gesprochen habe; im entgegengesetzten Falle schreibe ich Ihnen u. s. w."

Die, von dem russischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten verfaßte, Denkschrift konnte sich keineswegs der Zustimmung Steins erfreuen, da für Frankreich die schonendste Rücksicht genommen, für die Sicherstellung der deutschen Grenze nicht im Mindesten gesorgt war. Den Forderungen, welche insbesondere von preußischer Seite sogleich nach der Uebergabe von Paris erhoben wurden, trat der russische Minister dadurch entgegen, daß er in seiner Denkschrift von der Ansicht ausging: „der europäische Bund und der glücklich zu Ende geführte Krieg hätten keinen andern Zweck gehabt, als Frankreich von Bonäparte und von der Revolution, der er seine Erhebung verdankte, zu befreien, es in die durch den Pariser Frieden von 1814 bestimmte innere und äußere Lage zu setzen, und Frankreich und Europa die unverletzliche Aufrechthaltung der auf dem Pariser Frieden und dem Wiener Congresse abgeschlossenen Verhandlungen zu gewähren. Der erste Zweck sei erreicht; Bonaparte und die Seinigen gefangen, sein Heer unterworfen und zur Auflösung bestimmt, Ludwig XVIII. zu Paris und von seiner Nation als Friedensvermittler mit Europa anerkannt, die verbündeten Heere hielten Frankreich besetzt und würden auf dessen Kosten unterhalten."

Die Gewährleistungen, welche von Frankreich für die Erhaltung des Frie-

dens gefordert werden, bezeichnet Capo d'Istria theils als sittliche, theils als sachliche. „Alle sittliche Gewähr könne nur in einer Verfassung beruhen, welche die Regierungsmacht über die einer Volksvertretung befestige (also unbeschränkte Monarchie) und die, durch 25 Revolutionsjahre geschaffenen, Interessen mit denen des Königthums völlig vereinige; sachliche Gewähr bestehe in unmittelbarer, oder mittelbarer Verringerung der Macht des französischen Volkes, in zeitlicher oder dauernder Anwesenheit der fremden Truppen in Frankreich."

Entgegengesetzter Ansicht von Blücher, Gneisenau, Hardenberg und Humboldt erklärte Capo d'Istria in seiner Denkschrift: „Da die Verbündeten bei dem Beginn des Krieges gegen Bonaparte und die Seinigen, Inhalts der Erklärungen vom 13. und 25. März und 12. Mai 1815, Frankreich nicht als feindliches Land angesehen haben, so können sie auch jetzt, wo sie es besetzt halten, dasselbe nicht als erobertes Land ansehen und ein Eroberungsrecht gegen dasselbe ausüben..... Durch die Beeinträchtigung der Unverletzlichkeit Frankreichs werde das Gleichgewicht Europas zerstört ...

„Die Verbündeten haben Ludwig XVIII. während der Gewaltherrschaft Bonaparte's anerkannt, ihn durch die Kraft ihrer Heere wieder auf den Thron gesetzt, es ist für sie also eben so gerecht wie vortheilhaft, sein Ansehen zu befestigen und ihm mit aller ihrer Macht zu helfen, um die sittliche Kraft seiner Regierung auf den allgemeinen und nationalen Vortheil zu begründen. Es hieße die Herstellung seiner Herrschaft im Grundsatze zerstören, wenn man den König nöthigte, Zugeständnisse zu machen, woraus das französische Volk ermessen könnte, mit welchem Mißtrauen die europäischen Mächte die Festigkeit ihres eigenen Werkes betrachteten."

Als eine der, den Verbündeten von Frankreich zu leistenden, sittlichen Gewähren fordert Capo d'Istria: eine zweckmäßige Verfassungsänderung und behauptet, „daß, indem das Haus Bonaparte und dessen verderblicher Einfluß auf immer entfernt ist, der König sein verfassungsmäßiges Ansehen so herstellen kann und muß, daß der größere und gesundere Theil des Volkes sich fest an seinen Thron schließe." Selbst aber einem so freundschaftlich gesinnten Diplomaten bieten, den Franzosen gegenüber, sittliche Gewährleistungen allein nicht hinreichende Gewähr, er verlangt auch sachliche und nennt als solche: 1. kriegerische Besetzthaltung Frankreichs mit Einstimmung der Regierung bis

dahin, daß man sich von der Festigkeit der einzuführenden Verfassung überzeugt habe; 2. Zahlung einer Geldschätzung als Ersatz für die von den Verbündeten aufgewandten Kriegskosten, und sein Rath geht schließlich dahin: mit der französischen Regierung über jene Punkte in Unterhandlung zu treten, einen Vertrag mit ihr abzuschließen und demgemäß eine Bekanntmachung zu erlassen, worin das Ende des Krieges angekündigt und die Verhältnisse Frankreichs zu den Unterzeichnern des Vertrags vom 25. März bestimmt werden. „Das Schweigen der Cabinette," fügt er warnend hinzu, „erkältet die Gemüther, berechtigt zu jedem Mißtrauen, beunruhigt ein Volk, welches, trunken vor Stolz und Eigenliebe, noch einer großen Thatkraft fähig ist, verdoppelt seine Leiden und kann es zur Verzweiflung treiben." —

Der Kaiser Alexander, dem Capo d'Istria seine Denkschrift zunächst vorlegte, unterzog sie einer genauen Prüfung und fügte eigenhändige Randbemerkungen hinzu. Die Ansichten: daß das Gleichgewicht Europas durch Schmälerung des französischen Gebietes gestört werde und daß Bonaparte der einzige Gegenstand des Krieges gewesen sei, verwarf er. Mit einiger Berücksichtigung Deutschlands führte er als den Grund einer fortdauernden Besetzung Frankreichs an: „daß die Nachbarstaaten Zeit und Mittel erhalten müßten, ihre Vertheidigungslinie zu verstärken, was bei der unermeßlichen und drohenden Festungslinie Frankreichs gegen Deutschland und den Rhein hin für Deutschland und folglich für Europas Ruhe unerläßlich sei." Daß Frankreich die Kosten des Krieges trage, fand er ganz in der Ordnung.

Die englische Censur übte hierauf Lord Castlereagh aus, dem die Denkschrift vom 28. Juli zur Begutachtung mitgetheilt wurde. Er empfahl baldmöglichsten Abschluß eines Vertrages mit der französischen Regierung, damit diese Zeit erhalte, die zum 15. September einberufenen Kammern vorzubereiten; fortdauernde Erhaltung des Bündnisses der vier Großmächte; außerordentliche Sicherheit gegen die außerordentliche Gefahr, welche von der Revolution in Frankreich drohe, so daß die Rückgabe der Festungen an Ludwig XVIII. oder dessen gesetzlichen Nachfolger erfolge, bei einer neuen Erhebung aber den Verbündeten freie Hand für ihre eigene Sicherheit gelassen werde.

Der Besetzung Frankreichs auf 7 bis 10 Jahre stimmte er bei, verlangte jedoch aus schonender Rücksicht den Vorwand, daß sie nicht als gegen Frankreich, sondern nur als eine, gegen eine gefährliche Partei ergriffene, Maßregel be-

zeichnet werde. Die Besetzung müsse wenigstens bis nach Zahlung von $\frac{2}{3}$ der Kriegssteuer dauern, von welcher nicht weniger als $\frac{1}{3}$ zur Erbauung einer angemessenen Vertheidigung der Niederlande und Deutschlands verwendet würden und zwar zu gleichen Theilen für die Linie nördlich und südlich, von Luxemburg bis Basel. Die Zurückforderung von Lille (ursprünglich Ryssel, eine niederländische Festung) und Straßburg erklärte er, wegen der Herabwürdigung Ludwigs XVIII., für unnöthig und gefährlich. „Sei es," fragte der edle Lord, „von Niederland oder Deutschland weise, solche Eroberungen gegen eine Macht wie Frankreich behaupten zu müssen? Oder sei es staatsklug von England und Preußen, welche das Haus Oranien zu schützen verpflichtet seien, den König der Niederlande in seinen Forderungen zu bestärken?"

In Betreff der von Frankreich zu verlangenden Landesabtretungen verlangte er Beschränkung der Forderungen auf die Grenzen von 1790, wodurch von vorn herein der Heimfall des Elsaß an Deutschland ausgeschlossen war.

Wellington fügte eine Denkschrift bei, in welcher er den Ansichten seines sehr ehrenwerthen Collegen und Landsmannes beitrat und außerdem vorschlug: sich auf die Besetzung von 13 Festungen von Givet bis Hüningen zu beschränken und durch Beibehaltung der französischen Civilverwaltung in diesen Plätzen den Franzosen die Gewähr der demnächstigen Zurückgabe zu geben.

Dem Könige der Niederlande schrieb Wellington aus Paris den 1. August: „über die Friedensbedingungen sei noch nichts ausgemacht, aber man sei geneigt, den Pariser Frieden von 1814 mit einer unbedeutenden Abänderung auf den Stand des Jahres 1790 als Grundlage anzusehen und als Gewähr des Friedens eine Besetzung Frankreichs und einer Anzahl Grenzfestungen auf eine bestimmte Zeit zu fordern, welche dem Könige oder dessen gesetzmäßigen Nachfolgern nach einigen Jahren zurückgegeben würden. Diese Jahre reichten hin, Europa in Vertheidigungszustand gegen Frankreich zu setzen, wozu die Kriegszahlungen verwendet werden könnten. Dieser Plan werde vorgeschlagen, weil man zu glauben Ursache habe, daß Frankreich sich ihn ohne große Schwierigkeit gefallen lassen werde, während sich das ganze Volk einer Zerstückelung widersetzen würde."

Was die Zurückforderung der, von den Franzosen in früheren Kriegen und aufgedrungenen Friedensschlüssen von Deutschland losgerissenen, Landschaften betraf, zeigten wir Preußen uns eben nicht blöde.

„Entgeht Frankreich diesmal der wohlverdienten Strafe“ — so erhob der „Rheinische Merkur“ seinen Mahnruf — „und behauptet seinen alten, erstohlenen Besitz, dann hätten wir es blos diesem transcendentalen, d. h. Alles übersteigenden, Blödsinn zu verdanken, der die Parteien über die Theilung nicht einig werden ließe und sie bestimmte, die Beute lieber den Franzosen zu überlassen, als sie einem aus ihrer Mitte zu vergönnen.... Die Länder, die hier in Anspruch genommen werden, sind solche, die weder historisch noch geographisch zu Frankreich gehören und ihm nur nach und nach durch List und Gewalt sind einverleibt worden, also einige Theile Italiens, nach Deutschland hin die Franche Comté, Elsaß, Lothringen, die Bisthümer und die sogenannten französischen Niederlande. Der Rückfall Hennegau's und Flanderns an Belgien mit allen Festungen muß auch für England das größte Interesse haben.“ Nachdem weiter des Einspruches, welchen England und Rußland in den Friedens-Conferenzen gegen die Gebietsabtretungen erhoben, und der Lahmheit und Zagheit, mit welcher Oestreich diese, für Deutschland hochwichtige, Angelegenheit betreibe, gedacht worden ist, heißt es dann: „Preußen allein ist zur deutlichen und klaren Einsicht desjenigen gekommen, was die Zeit verlangt. Es hat wohl das Verhältniß Frankreichs zu Deutschland durchschaut und diesem gemäß seinen Entschluß gefaßt. Es hat entscheidend und ganz bestimmt auf jene Abtretungen gedrungen und sie zur Bedingung des Friedens gemacht, und zwar ohne besonderen Eigennutz, nur im Gefühle der gemeinsamen Sache, also zwar, daß Frankreich genöthigt werde, den Raub herauszugeben, selbst wenn auch kein Dorf davon ihm zu Theil werde. Und so ist es Recht und darauf soll Preußen unwandelbar bestehen.... Das Begehren Deutschlands an Frankreich ist Volkssache geworden, alle Kräfte der Nation stärken den, der als Vertreter ihres Rechts erscheint, sie lassen ab von dem, der ihm zuwider handelt. Zum Schirmvoigt Deutschlands hat sich der erhoben, der in diesem Streite seine Ehre vor den Tücken dieses ränkevollen Volkes sichert, er darf nur winken, und wenn er mehr Arme nöthig hat, das halbe Volk kommt ihm herüber und die Unkosten wird, wie billig, der Feind bezahlen.... Also stehe Preußen fest, eine starke Säule des deutschen Vaterlandes, die Andern werden sich bald bei ihm zusammenfinden.... Du aber, deutsches Volk, halte die Augen auf das Werk der Vertreter deiner Sache in Paris gerichtet, sie wissen, daß sie handeln vor deinem Angesicht, sie scheuen das Gericht deiner Meinung, wenn sie böses oder schwaches Thun an-

klagt, sie fühlen durch deinen Beifall sich gestärkt. ... Und stehst du also im ruhigen Gefühle der gewonnenen Kraft ohne Hoffarth und Uebermuth, ohne Gier und freche Selbstsucht und begehrst nichts als dein gutes Recht, dann wird Gott mit dir sein und es wird dir zu Theil werden."*)

Weder der Vertreter der, damals noch, ersten deutschen Großmacht, Fürst Metternich, noch der der zweiten, Fürst Hardenberg, fühlten sich von dem Zuspruche, der vom Rheine und von ganz Deutschland an sie gerichtet wurde, weder zu einem unbeugsamen Bestehen auf den, von den Kriegsmännern gestellten, Forderungen an der Congreßtafel, noch zu einem entschlossenen Vorgehen, sie mit den Waffen in der Hand zur Geltung zu bringen, ermuthigt. Hardenberg übertrug Humboldt die Abfassung einer Denkschrift zur Widerlegung der, von Capo d'Istria aufgestellten, von Castlereagh und Wellington unterstützten Ansichten. Gewiß gehört diese Arbeit Humboldts zu den trefflichsten staats- und völkerrechtlichen Abhandlungen, welche die deutsche diplomatische Literatur aufzuweisen hat; allein sie gehört eben mehr der Literatur, als der eingreifenden Handlung, mehr der theoretischen als der praktischen Ausführung an. Nur allzu lang verweilt Humboldt dabei, nachzuweisen, daß die, von den verbündeten Höfen vor Eröffnung des Krieges abgegebenen, Erklärungen und Zusicherungen, namentlich die: nur gegen Napoleon, nicht gegen Frankreich Krieg führen zu wollen, unverbindlich seien. „Vergebens," sagte er, „würde Frankreich alles Unrecht auf Napoleon schieben wollen; es hatte, und dies ist der einzige Punkt, worauf es ankommt, es in solchem Grade getheilt, daß es den Verbündeten unmöglich war, das Volk von dem Usurpator zu trennen." Er weist dann ferner nach, daß man den König, welcher unter dem Schutze der Verbündeten zurückgekehrt sei, und das von unseren Heeren eroberte Frankreich unmöglich als ein und dieselbe Macht ansehen könne. „Das königliche Ansehen," bemerkt Humboldt, „ist zur Zeit weder gesichert noch befestigt und man setzt sich in einen offenbaren Widerspruch, wenn man, um es zu befestigen, Frankreich schmerzliche Bedingungen ersparen will und dadurch dasjenige, was in diesem Augenblicke des Königs wahrhafte Stütze ist, die Ueberlegenheit des fremden Heeres, schwächt." Nachdem Humboldt in einer „rein geschichtlichen Uebersicht" die allbekanntesten Zustände dargelegt hat, geht er auf den Rechtspunkt über und führt aus: „daß,

*) Rhein. Merkur vom 30. August 1815.

da die Sicherheit Europas die Ursache des Krieges und der Zweck des Bündnisses gewesen sei, so müsse sie auch die Grundlage des Friedens sein und die Verbündeten hätten das unbestrittene Recht, Alles, was sie für diese Sicherheit für nöthig erachteten, von Frankreich und seiner Regierung zu erzwingen." Den Unterschied, welchen die russische Denkschrift zwischen einer Gebietsabtretung und dem Auflegen von Kriegssteuern, selbst mit einer Besetzung der Provinzen, macht, läßt Humboldt nicht gelten und ergeht sich hierüber in weitläufigen, völkerrechtlichen Auseinandersetzungen.

Die von Capo d'Istria aufgestellte Unterscheidung zwischen „sittlichen und sachlichen Gewährleistungen" verwirft Humboldt, da beide zu sehr in einander übergreifen. Er zieht eine Gebietsabtretung, besonders der Festungen, welche die Grenzen der Niederlande, Deutschlands und der Schweiz bedrohen, einer Besetzung auf gewisse Zeit vor, da die erstere, wenn auch für den Augenblick empfindlicher, doch eher verschmerzt werden würde, als die letztere. Schließlich stimmt er dem Vorschlage der russischen Denkschrift bei: „sich ohne Verzug über die Sicherheitsleistungen zu verständigen, mit der französischen Regierung zu unterhandeln und einen Vertrag Frankreichs mit den Verbündeten zu schließen."

Wie scharfsinnig und spitzfindig die von Humboldt geschriebene Denkschrift abgefaßt war, die preußischen Generale fanden sie „weder gehauen noch gestochen" — ein Ausdruck Gneisenau's, welcher verlangte: „man solle die Franzosen nicht mit Glacée-Handschuhen, sondern mit der eisernen Hand Götzens von Berlichingen anfassen." Dies that in Uebereinstimmung mit anderen preußischen kriegskundigen Männern der, uns bereits durch seine Entwürfe zur Kriegführung in Rußland 1812, die Feldzugspläne bei Eröffnung des Krieges 1813, des Einmarsches in Frankreich 1814 und 1815 bekannte, General v. d. Knesebeck. In einer, dem Fürsten Hardenberg übergebenen, Denkschrift faßt er den politischen wie den militairischen Standpunkt genau in das Auge. „Die Bourbons," bemerkt er, „haben nur wenige Freunde und selbst diese vertrauen nicht auf ihre Thatkraft und es ist zweifelhaft, ob sie sich nach dem Rückzuge der Verbündeten werden halten können. Unerläßlich ist von Seiten Frankreichs die Zurückgabe der in früheren Kriegen gemachten Eroberungen; Deutschland verlangt sie mit lauter Stimme, die Niederlande, die Schweiz, Sardinien haben dasselbe Bedürfniß. Ein gefährlicher Irrthum ist es, zu glauben: man werde

die Franzosen durch Schonung und Großmuth geneigt machen; nie werden sie es vergessen, daß sie besiegt wurden. Man nehme daher, wozu man das Recht und die Pflicht hat. Preußen insbesondere, seine Minister und selbst der König müßten sich die schwersten Vorwürfe machen, versäumten sie die schwer erkaufte Gelegenheit, das Volk, welches so viel durch die Franzosen gelitten hat, auf deren Kosten zu entschädigen, einen Ersatz für die unzähligen Auflagen und Erpressungen zu erhalten, welche nach einer beigefügten Uebersicht in Preußen allein sich auf 1181,228,574 Franken belaufen." Seiner Denkschrift war eine Landkarte beigefügt, auf welcher die künftige Grenze Frankreichs, wie er und seine Kriegskameraden sie verlangten, bezeichnet war. Mit einem Federstriche — es blieb leider nur ein Federstrich — wurden von Frankreich abgetrennt: Dünkirchen, Greveningen, Lille, Condé, Douay, Valenciennes, le Quesnoy, Landrecy, Avesnes, Maubeuge, Philippeville, Marienburg, Charlemont, Givet, Rocroy, Mezières, Montmedy, Longwy, Thionville, Metz, Saarlouis, Saargemund, Bitsch, Landau, Elsaß mit Straßburg, Béfort, Mömpelgard, ganz Savoyen und einige an dortiger Grenze gelegene Forts.

Der Fürst Hardenberg hatte diese Landkarte einer Denkschrift, welche er als „die preußische" bezeichnete, beigefügt und am 4. August der Conferenz übergeben. „Will man," heißt es in dieser kurzgefaßten Note, „einen dauerhaften Frieden, wie man oft angekündigt und ausgesprochen hat, will Frankreich aufrichtig einen solchen Frieden mit seinen Nachbarn, so muß es seinen Nachbarn die Vertheidigung zurückgeben, die es ihnen genommen hat, an Deutschland den Elsaß und die Festungen der Maas, Mosel und Saar. Dann erst wird Frankreich sich in seiner wahren Vertheidigungslinie finden, in den Vogesen und seinen beiden Festungslinien von der Maas bis zum Meere; dann allein wird Frankreich ruhig bleiben.

„Läßt man es nicht in die, auf der beigefügten Landkarte bezeichneten, Grenzen zurücktreten, so werden die Nachbarvölker ihre Vertheidigung gegen Frankreich nicht zurückerhalten und der Vortheil der geographischen und Kriegslage dieses Landes und die ihm belassene Freiheit weiterzugehen, werden seine Politik so sehr beeinflussen, auf den Ehrgeiz und den Charakter des Volkes, endlich auf seine öffentliche Meinung und sein Cabinet so sehr einwirken, daß, wie man vorhersehen kann, Frankreich bei den ersten günstigen Umständen abermals versuchen wird, seine Grenzen bis zum Rheine auszudehnen; und dann ist keine Grenze mehr, denn von diesem Augenblicke an wird sein Einfluß auf

Deutschland so groß sein, daß es gegen seinen Willen fortgerissen werden wird, Europas Ruhe zu stören."

Von Seiten der russischen und englischen Bevollmächtigten erfreuten sich Hardenbergs Note und Knesebecks Abtretungskarte keiner günstigen Aufnahme. Sie machten bemerklich, daß Frankreich nach Abtretung der bezeichneten Linie mit Lille, Metz und Straßburg zwischen Hoch-Burgund und der Nordsee keine Festung ersten Ranges haben werde. Wellington sprach davon, daß man das französische Volk nicht aufs Aeußerste treiben solle, damit es nicht in einem Kriege, wie die Spanier, seine Rettung suche. Knesebeck suchte diese Bedenken in einem Nachtrage zu seiner Denkschrift zu widerlegen. Zur Begründung seiner militairischen Ansichten fügte er noch einige politische Bedenken hinzu. „Um die Bourbons zu befestigen," sagt er, „bedarf es politischer Gewährleistungen. Diese zu fordern sei Europa seiner Sicherheit wegen berechtigt; es müsse die Wünsche des französischen Volkes erfüllen durch die Befestigung eines constitutionellen Königthums, europäische Gewährleistung einer solchen Verfassung, die gleich der Charte des Königs auf freisinnigen Grundlagen ruht, Aufrechthaltung des Königs, so lange er lebt, und bei seinem Tode Erhebung des Herzogs von Orleans auf den Thron, als empfänglicher für die Begriffe der Jetztzeit, vorurtheilsfreier, nicht gebunden durch Versprechungen und Verpflichtungen aus früherer Zeit, geeigneter zur Regierung Frankreichs als die übrigen bourbonischen Prinzen. Da nicht der König, nicht Frankreich dies einsehen und fordern könne, so müsse es Europa thun, weil seine und Frankreichs Ruhe und Glück davon abhängen. Mit solchen Maßregeln erhalte man politische Gewährleistungen, da man Frankreich im häuslichen Glück ersetze, was man ihm an leerem Glanz und eingebildetem Glück nehme."

Am redlichsten machte die niederländische Regierung gemeinschaftliche Sache mit Preußen zu Gunsten Deutschlands, ebenso wie wir die Sache Niederlands als eine deutsche ansahen. Da der niederländische Gesandte, H. v. Gagern, keinen Zutritt zu den Conferenzen der vier Großmächte hatte, richtete er eine Note in Form eines vertraulichen Schreibens an Castlereagh, welcher sie am 10. August vorlegte. „Zwei große Theile Europas," heißt es darin, „haben sich bekriegt; der eine in der Absicht zu erobern, der andere, sich zu vertheidigen. Napoleon, mit Frankreichs Kräften ausgerüstet, beginnt den Krieg, unterliegt, und Frankreich kann es nicht begreifen, daß es die Zeche bezahlen soll.

Durch Gebietsabtretungen, sagt man uns, werde die französische Ehre verletzt. Die französische Ehre ist keine andere, als die der übrigen Völker. Sprechen wir nicht von französischer Ehre. Wort, Eid und Gelübde halten ist der Ehre erster und wesentlichster Bestandtheil; Napoleons Rückkehr, unterstützt von dem Heere und der Auswahl der Jugend, ist einer der häßlichsten Flecken, welche der Ehre angehängt worden, seitdem das Menschengeschlecht gebildet worden ist. Dieses schöne Frankreich, sagen sie, sei untheilbar! Seit lange haben die französischen Diplomaten sich über diese Untheilbarkeit lustig gemacht. Auch hört man die Franzosen von ihrem klassischen Frankreich reden, d. h. von dem Lande ihrer Habgier und ihrer Eitelkeit, der Frucht ihrer Kriege, ihrer Siege und Listen. Ueberlegene Einsicht, Tapferkeit und Glück haben es ihnen gegeben und dieselben werden es ihnen jetzt wieder nehmen. Anzufangen wäre mit den drei Bisthümern Metz, Toul und Verdun und ihren Sprengeln; sie wurden nicht im Kriege genommen, sondern unter dem Schilde von Wohlwollen, Freundschaft und Schutz. Lese man nur das eigene Geständniß der Gesandten Ludwigs XIV. auf dem Congreß zu Münster am 17. September 1646, worin sie sich der Wichtigkeit dieses Gewinns, der Verwandlung von Schutz in völlige unabhängige Oberherrschaft rühmen.... Im Laufe jener Verhandlungen erlaubte sich der venetianische Vermittler Contarini hinsichtlich der beiden Elsaß und des Sundgaues gegen den französischen Gesandten zu äußern: er habe seinem Könige in einem Briefe drei Länder zugeschickt. In späterer Zeit bemerkte der tapfere Prinz Eugen gegen den französischen Bevollmächtigten Torcy: Elsaß sei übrigens kein französisches Land, sondern eine Eroberung Frankreichs, welches dasselbe selbst nach sechzigjährigem Besitze wieder herausgeben müsse. Dasselbe sagen wir nach 160 Jahren; in der Politik giebt es keine Verjährung.... Wir sind weit entfernt, das alte Frankreich zu zerreißen, oder zu einem Zustande der Schwäche herabbringen zu wollen; aber der Besitz des Elsaß ist für die Franzosen nur eine Nahrung des Stolzes, eine Versuchung, ein Antrieb mehr, die ganze Rheingrenze zu nehmen... Besser also, ihnen jeden Vorwand nehmen, jede Berührung mit den Ufern des Rheins, welche seit Tausenden von Jahren unser altes Erbtheil sind. Aber Frankreich wird uns bald bekriegen, wird stets drohend bleiben. Wohl, ich glaube es, es wird es sein, abtretend oder nicht abtretend; bereiten wir uns auf den Kampf vor, aber nehmen wir ihm einige große Mittel, um uns zu schaden. Soll man, um die

Liebe, die Dankbarkeit der Franzosen zu gewinnen, was nie geschehen wird, ganz Deutschland unzufrieden machen, empören? Von einem Ende zum andern wird ein Schrei der Entrüstung erschallen. Die deutschen Herrscher Franz und Friedrich Wilhelm werden nicht mit ganzer Ehre, Zuruf und Ruhm in ihre Hauptstädte einziehen, sie werden vielleicht ihre Zukunft getrübt haben. Ihre Minister, und wären sie noch so tugendhaft, werden sofort der Unfähigkeit und Bestechung angeklagt werden und nichts wird sie von diesen Vorwürfen rein waschen. Sagt man: „es giebt kein Deutschland!" nun, wir haben bewiesen, daß es eins giebt, ein Deutschland und Deutsche; ein Deutschland, welches man nicht ungerächt reizen und mißhandeln darf; Ein Deutschland, welches auch seinen public spirit hat. Frankreich ward von der Revolution ergriffen, weil es sich vernachlässigt glaubte und seine Könige anklagte: Beleidigung und Unrecht geduldet zu haben; das beste Mittel Revolutionen, Nichtachtung der Herrscher zu verhindern, ist deren Ursache zu vermeiden. Für die Niederlande ist es nach Zurückerstattung der genommenen Provinzen keine Frage des Ehrgeizes, sondern wesentlich des Krieges; für Deutschland eine Volksfrage. In einem Sinne giebt es allerdings kein Deutschland, nämlich in der Einheit eines ungeheuern Reiches, welches seine Nachbarn durch Vergrößerung seines Gebietes erschrecke. Deutschland als solches ist ein Bundesland, seinem Wesen nach im Frieden mit der ganzen Welt, es vergrößern sei eine Friedensbürgschaft mehr für Europa und diese höhere Betrachtung gelte auch von den Niederlanden."

Dem Andrange der öffentlichen Meinung Deutschlands und den Aufforderungen der, in Paris anwesenden, deutschen Fürsten, Feldherren und Staatsmänner durfte Metternich, so gering auch seine Neigung war, mit Preußen gemeinschaftliche Sache zu machen, sich länger nicht verschließen; auch er reichte bei der Conferenz eine Denkschrift ein, an deren Abfassung der Fürst Schwarzenberg und andere kriegskundige östreichische Heerführer Antheil hatten.

In dem Eingange verwahrt sich Metternich gegen die Ansicht, als solle dieser Krieg ein Eroberungskrieg sein; er dürfe nicht dahin ausarten, um nicht die Mächte in neue Verhandlungen über Gebietsausgleichungen zu verwickeln, welches nur den Jacobinern zu Gute kommen würde. Freilich müsse man Sicherheit zu erlangen suchen. Noch lange hin werde Frankreich seine Regierung nicht so bestellt haben, um in seinen Einrichtungen allein Europa Sicherheit zu gewähren; eine ausgedehnte Besetzung werde das Volksgefühl in Frank-

reich mehr verletzen, als Abtretungen, die man erwarte; eine beschränkte Besetzung allein gewähre keine Sicherheit; die unermeßlichen Opfer, welche Europa gebracht habe, würden also nur dann mit vollem Erfolge gekrönt werden, wenn die großen Mächte sich offen über ein Verfahren vereinigten, welches gleichmäßig auf den Geist der Verträge, die wahre Lage der Dinge in Frankreich und die Nothwendigkeit begründet sei, diesem Lande durch Gewährleistungen an die großen Mächte und durch dieselben Ruhe zu geben. Nach diesem vieldeutigen, aber nichtssagenden Eingange, versucht es der diplomatische Kater, näher an den heißen Conferenzbrei heranzukommen; er formulirt seine Bedingungen. „Die Verbündeten," sagt er, „haben ein Recht, von Frankreich zu fordern:

1. eine Entschädigung für die Kriegskosten; sie kann nur in Gelde bestehen;
2. eine wirkliche und dauernde Gewähr durch Verwandlung seiner Angriffsstellung in eine Vertheidigungsstellung, welche der der übrigen Mächte gleichkommt; (Und doch keine Gebietsabtretung, keine Zurückforderung des Elsaß!)
3. die Annahme einer Regierungsform und Einrichtungen, die sich mit denen der übrigen großen Mächte Europas vertragen und durch ein gerechtes Gleichgewicht der Macht Frankreich und dem Auslande ihre Dauer verbürgen; in dieser Hinsicht haben die Verbündeten bereits den richtigen Weg eingeschlagen;
4. daß Frankreich sich den, augenblicklich für die innere Polizei nothwendigen, Maßregeln unterwerfe, welche der königlichen Macht eine gerechte Stütze und Europa die Bürgschaft der Ruhe geben."

In den hinzugefügten Erläuterungen heißt es:

„Frankreichs Vertheidigungssystem ist gebildet theils durch Eroberungen von Festungen, welche es beibehielt und vermehrte, wie die Festungen in französisch Flandern, theils durch Anlage neuer Festungen in eroberten Ländern, wie die festen Plätze des Elsaß, Lothringens, Hochburgunds und der südlichen Linie."

Daß die, durch die Revolution ins Leben gerufene, Nationalgarde zum Festungsdienst verwandt werden könne, während das Heer zu Felde zieht, erregt Metternichs Bedenken; allein auch von dem eroberungssüchtigen Königthum Frankreichs hat Deutschland sich niemals einer guten Nachbarschaft zu versehen gehabt. „Alle, seit Ludwig XIV. unternommenen Kriege liefern den Beweis

daß diese Macht mit unveränderlicher Beharrlichkeit auf Kosten ihrer Nachbarn ein Befestigungs- und Vertheidigungssystem eingerichtet hat. Es wäre der Mächte, welche sich dem edlen Unternehmen widmen, die Ruhe Europas auf starken und wahren Grundlagen herzustellen, nicht würdig, wenn sie sich über die unbestreitbare Thatsache täuschen wollten, daß dieses Angriffs-Festungssystem weit weniger aus den Grundsätzen hervorgeht, welche die Revolution hervorgerufen haben, als daß es dem Grundsatze des französischen Königthums innewohnt, und daß gerade wegen dieses Festungssystems es der völligen Vernichtung des französischen Heeres in dem Feldzuge 1812, des Verlustes des ganzen Ausrüstungsstoffes jener Festungen und vor Allem der vereinigten Anstrengungen Europas bedurfte, um den Erfolg des Heeres 1813, 14 und 15 zu sichern..... Das dauernde Beste Europas erheischt daher, daß Frankreich die Angriffspunkte verliert, die ihm der Friede 1814 gelassen hat, und daß die Festungen der ersten Reihe des dreifachen Festungsgürtels entweder unter fremde Herrschaft gelangen und in Zukunft zur Vertheidigung der Nachbargrenze kommen, oder wenigstens geschleift werden."

Nach solchen Erörterungen durfte man erwarten, daß Metternich die, von Preußen gestellte, Zurückforderung des Elsaß kräftig unterstützen werde, allein er begnügte sich, die Schleifung Straßburgs, noch dazu mit Ausnahme der Citadelle, und Hüningens zu befürworten. Er hält die vorgeschlagene Erbauung mehrerer Festungen zum Schutze Süddeutschlands „bei der Entblößung der Mächte an Geldmitteln" für unzureichend; nur Landau verlangt er als Ersatz für Philippsburg zurück. Dem Vorschlage, ein Besetzungsheer der Verbündeten von 100,000 bis 150,000 Mann in Frankreich zurückzulassen, stimmte er bei.

Die preußischen Staatsmänner und die bei den Friedensverhandlungen zu Rath gezogenen Generale Gneisenau und Knesebeck rechneten darauf, daß die Dringlichkeit der Umstände, die Verlegenheit der französischen Regierung, das Zerwürfniß in der königlichen Familie, vor allen der, in den südlichen und westlichen Departements durch den Adel und die Priester erregte, Bürgerkrieg, den Kaiser Alexander und Wellington bestimmen würden, den Abschluß des Friedens zu beschleunigen, allein fortwährend sahen die preußischen Bevollmächtigten sich ausschließlich auf sich angewiesen; am wenigsten aber hatten sie ein gefälliges Entgegenkommen von den beiden Ministern Talleyrand und Fouché

zu erwarten, welchen Ludwig XVIII. nothgedrungen die wichtigsten Staatsgeschäfte überlassen hatte.

Die Verpflegung der verbündeten Heere und die Gewaltmaßregeln, zu welchen sich Blücher zur Eintreibung der, von ihm auferlegten, Lieferungen und Contributionen genöthigt sah, gaben fortwährend Veranlassung zu heftigen Erörterungen mit Alexander und Wellington. Bisher mußten die öffentlichen Einkünfte der, durch die Verbündeten besetzten, Landschaften Frankreichs den betreffenden Befehlshabern überwiesen werden. Dies führte große Unordnungen herbei und es beschloß die Conferenz am 1. August, daß der französischen Regierung jene Einnahme gegen Zahlung einer bestimmten, monatlichen Summe überlassen werden solle, welche jedoch zur Deckung der, für die Heere nothwendigen, Ausgaben ausreichend sein müsse. Am 4. August legte Hardenberg gegen diesen Beschluß Verwahrung ein. „Frankreich," erklärte der preußische Minister, „sei außer Stande seine Versprechungen zu erfüllen, indem diese Regierung mehr dem Namen, als der That nach bestehe." Er verlangte für Preußen monatlich zehn Millionen Franken, außer den Kosten der Einrichtung und Ernährung, vollständige Entschädigung für Alles, was Preußen gelitten habe und abgesonderte Berathung über die außerordentlichen Kriegssteuern.

Näheren Aufschluß über den Gang dieser Unterhandlung und zugleich über das Zerwürfniß des Königs Ludwigs XVIII. mit seinen Brüdern, giebt uns eine vertrauliche Mittheilung Gneisenau's an Blücher.

Einem officiellen Schreiben vom 10. August, in welchem Gneisenau dem Feldmarschall Vorschläge wegen Beurlaubung der Arbeiter bei den Festungsbauten am Rheine während der Erntezeit macht, fügt er folgendes Privatschreiben hinzu: „Die Angelegenheiten verwirren sich täglich mehr und mehr und die Anarchie ist in Frankreich im Steigen. Selbst in der Königlichen Familie herrscht Unfriede.

„Der Herzog von Angoulême, der im Süden Frankreichs ganz unabhängig herb und schneidend verfährt, hat einen harten Verweis vom Könige erhalten, worin dieser ihm sagt, daß wenn selbst Königliche Prinzen den Gehorsam gegen den König vergäßen, wo denn dieser sonst noch Gehorsam finden solle? Es bildet sich eine Partei für den Grafen Artois von Royalisten, die mit den süßlichen Maßregeln des Königs unzufrieden sind. Man sagt sogar, der Graf Artois habe deswegen Stubenarrest erhalten. Gewiß ist, daß er nicht ausgeht.

„Auch Fouché hat einen derben Verweis von dem Könige erhalten über einen Artikel, den das Journal „l'Indépendant" zur Rechtfertigung Labedoyère's aufgenommen hat. Dieses Journal stand unter dem besondern Schutz Fouché's und alle Artikel gingen durch seine Hände. Es ist nun verboten.

„Die Conferenz hat, bevor ich wieder in dieselbe getreten bin, den Beschluß gefaßt, von der bourbonischen Regierung zur Entschädigung der, von uns aufgegebenen, Erhebung der laufenden Einkünfte eine Abschlagzahlung von 50 Millionen zu verlangen. Vermuthlich wird diese Forderung bewilligt werden. Diese 50 Millionen sollen folgender Gestalt vertheilt werden: 1 Fünftel Preußen, 1 anderes Oestreich, desgleichen England, sowie Rußland. Das letzte Fünftel allen andern Truppen zusammen: Baiern, Würtembergern, Hessen, Sachsen, Belgiern.

„Bonaparte's Verwahrung auf der Insel St. Helena wird sehr streng angeordnet. Sobald Schiffe in Sicht sind, wird er in seinem Hause verwahrt; sonst kann er ausgehen, jedoch nur in Begleitung eines Officiers. Bei dem geringsten Versuch, zu entwischen, wird er sogleich zeitlebens eingesperrt. Ueber sein Vermögen ist er nicht Herr, sondern nur über die Zinsen desselben, die er nur durch Wechsel auf den englischen Schatz beziehen kann. Nur allein der General Bertrand hat sich entschlossen, ihn zu begleiten. Er stellt sich über alles dies sehr ungeberdig.

„Der General Lowe (Sir Hudson Lowe) war einen Tag lang hier und geht als Gouverneur nach St. Helena. Er hat mir aufgetragen, ihn Ew. Durchlaucht auf das Beste zu empfehlen.

Gneisenau."

War nun auch der gefährlichste und gefürchtetste Feind in sichern Gewahrsam gebracht, wir standen noch immer unter Waffen und mußten uns bereit halten, daß auf irgend einem Punkte der Kampf aufs Neue entbrennen werde. Zündstoff war in Frankreich genug vorhanden; zu unserem Heil aber fehlte den Franzosen einmüthiges Zusammenhalten, sie waren unter sich fast in noch größerem Zwiespalt, als die Deutschen während des dreißigjährigen Krieges. Einen Einblick in die damaligen Zustände Frankreichs gewähren uns zwei Berichte, welche der Minister Fouché Ludwig XVIII. „über die Lage des Königreichs" erstattete. In dem Berichte, welchen er in den letzten Tagen des August überreichte, sagt er: „Frankreich ist im Kriege mit sich selbst. Wir sind bedroht

durch alle jene Uebel, die aus der Aufregung der Leidenschaften und dem Kampfe der Meinungen hervorgehen. So viele politische Stürme haben uns seit 25 Jahren aufgeregt, man hat sich mit so großer Heftigkeit in entgegengesetzte Parteiungen geworfen, es sind daraus so viele öffentliche und besondere Zwistigkeiten, so viele Abweichungen in der Handlungsweise, in den Wünschen und Besorgnissen entstanden, daß es nicht mehr hinreicht, die Willenskräfte zu vereinigen, wenn man nicht zugleich die Meinungen in eins verbindet, indem man Frieden in die Gemüther bringt und die Beruhigung aller Interessen sichert. . . . Man sollte in Rücksicht auf die öffentliche Meinung sagen: Frankreich umschließe zwei Völkerschaften, eine im Streite mit der anderen. Nur noch ein Grad von Wuth dürfte hinzukommen, um das gesellschaftliche Band aufzulösen und einige falsche Maßregeln der Regierung würden hinreichen, um einen allgemeinen Brand hervorzubringen.

„Es giebt in Bezug auf die öffentliche Meinung und den Streit der Leidenschaften sehr bestimmte Unterscheidungen zwischen den verschiedenen Landestheilen, zwischen den Bürgern und der Armee, zwischen den Parteien und den Factionen. . . . Der Norden Frankreichs hat Mäßigung gezeigt und Ew. Majestät haben dort Beweise von Anhänglichkeit erhalten. Der Charakter seiner Bewohner läßt ihn nur schwer aufregen. Eine Verfassung unter der Regierung des Königs würde dem Wunsche der Departements des Nordens entsprechen.

„Der Westen bietet ein furchtbares Schauspiel dar. Viele in der Vendée, dem Limoisin und in Poitou sind dem Könige ergeben. Aber seit 20 Jahren, sei es Irrthum, sei es Leidenschaft, verwechseln sie die Sache des ancien régime mit der des Königs. Ein unkluger Eifer möchte es vielleicht für einen Vortheil halten, auf diese bewaffnete Bevölkerung, auf diese leichtgläubigen, unwissenden, einfältigen Bauern zählen zu dürfen, die ihren Anführern mit dem blindesten Gehorsam folgen. Dieser Irrthum muß die Aufmerksamkeit Ew. Majestät befestigen. Der Gebrauch dieser Soldaten, die Unterstützung dieser Armee würde das Königthum unwiderbringlich verderben, denn man würde darin nur das unzweifelhafte Vorhaben erblicken, die Gegenrevolution auf den Thron zu setzen. . . .

„Der Royalismus im Süden läßt sich in Greuelthaten aus; bewaffnete Banden dringen in die Städte und durchstreifen das offene Land, Mord und Brand greifen um sich, die Gerechtigkeit ist verstummt, die Verwaltung aller-

wärts unthätig, nur die Leidenschaften wirken, sprechen und werden gehört.... In Lyon stehen zwei Parteien sich gegenüber. Im Osten bieten Elsaß, Lothringen, die drei Bisthümer, die Ardennen, Franche-Comté eine andere Gefahr. Eine innere Opposition gegen die Regierung der königlichen Dynastie ist dort beinahe allgemein. Zweimal von den Fremden überzogen, haben diese Lande mehr als die anderen gelitten; dennoch ist dort der Krieg am meisten national gewesen.... Der Adel und die Geistlichkeit haben, wenn man die Vendée ausnimmt, nirgend eine Partei. Man ist durch ganz Frankreich empört über die Ausschweifungen, welche im Süden die Banden begehen, die sich ausschließlich Royalisten nennen. Ihr bloßes Dasein ist schon ein Zustand von Aufruhr. Man verabscheut allerwärts den Fanatismus und den Bürgerkrieg. Schwerlich wird ein Zehntheil der Franzosen das ancien régime zurückwünschen und kaum ein Fünftheil wird aufrichtig der gesetzlichen Autorität ergeben sein."

Unter den Parteien sind nach Fouché's Ansicht die Royalisten die ohnmächtigste, „da sie das Jahr 1815 so wiederfindet, wie sie im Jahre 1789 gewesen." Von den Republikanern sagt er, daß sie zwar ihre Grundsätze nicht aufgegeben, allein die Unmöglichkeit erkannt, sie auf einen großen Staat anzuwenden. „Die Constitutionellen," fährt er dann fort, „sind als Partei dadurch mächtig, daß sie sich den Royalisten gegenübergestellt haben und gegen sie die Rechte des Volkes vertheidigen, wie dieselben durch die Revolution wieder hergestellt wurden. Nicht Alles ist Täuschung und Verbrechen gewesen in den letzten 25 Jahren. Man hat schreiende Mißbräuche und verhaßte Privilegien abgeschafft, weise Grundsätze geheiligt und einer Macht — der königlichen, — welche nur durch sich selbst in Schranken gehalten war, rechtliche Grenzen gesetzt. Auch ist es nicht in dieser Hinsicht, daß wir mit Europa im Gegensatze stehen. Was die Revolution nicht herbeigeführt hätte, das würde der Fortschritt der Aufklärung erreicht haben und jetzt, wo Frankreich seine Rechte kennt, wie will man sie rückschreitend machen? Hierzu muß es möglich sein, daß der Mensch seine eigenen Ideen zerstören und vergessen, sich andere Wahrheiten bilden und eine andere Art der Beweiskraft schaffen könne.... Man wollte Gewähren, nicht gegen Ew. Majestät, deren Mäßigung und Weisheit man kennt, aber wohl gegen die wohlbekannten, so oft unverholen ausgesprochenen Vorurtheile derjenigen, die durch den Zutritt, den sie zum Throne haben, eines Tages die Gelegenheit und vielleicht sogar die Macht haben können, sie siegreich zu machen....

„Ich komme zu den Factionen und es ist vorzüglich in dieser Beziehung, daß unsere Lage am gefährlichsten erscheint. Es ist offenbar, daß zwei große Factionen sich im Staate finden: eine vertheidigt die Grundsätze der Revolution, die andere betreibt die Gegenrevolution. Auf der einen Seite befinden sich der Adel, die Geistlichkeit, die ehemaligen Besitzer der Nationalgüter, die Emigranten, die alten Royalisten, die, weil sie seit 25 Jahren nichts zugelernt haben, nicht begreifen können, wie ihre alte Weisheit zu kurz gekommen. . . . Auf der anderen Seite befindet sich beinahe das ganze Frankreich, die Constitutionellen, die Republikaner, die gegenwärtige Armee und das Volk, alle Klassen der Unzufriedenen und sogar eine Menge guter Franzosen, nicht weniger aufgeklärt als dem Könige ergeben, die aber überzeugt sind, daß jeder Versuch einer Gegenrevolution, daß selbst ein Streben nach der alten Verfassung das Signal zu einem Ausbruche sein würde, ähnlich dem von 1789 und von denselben Folgen begleitet. . . . So lange Frankreich von den Fremden überzogen bleibt, kann deren Anwesenheit bis zu einem gewissen Grade die Volkspartei im Zaume halten, die königlichen Behörden können gleichfalls durch ihre Wachsamkeit den Einbruch der Gefahr verzögern, aber der Augenblick wird kommen, wo alle Dämme durchbrochen werden. Ein Bürgerkrieg, wenn die Sache des Königs der Vorwand ist, kann um ein Weniges länger dauern, am Ende aber wird die Partei des Volkes siegen."

Zum Verständniß der, in diesem Berichte geführten, Sprache müssen wir uns der Stellung, welche Fouché zu dem Könige bei dessen Rückkehr einnahm, erinnern. Ludwig XVIII., der noch am Tage vor seinem Einzuge über die Aufnahme, welche er in Paris finden würde, in Besorgniß war, hatte die Nacht vom 7. zum 8. Juli schlaflos und angstvoll auf dem Schlosse Arnouville bei St. Denis zugebracht. Eine Schaar berittener Royalisten hatte sich bei dem Könige zur feierlichen Einholung eingefunden; er trug Bedenken, sich diesen Hofjunkern anzuvertrauen, als er erfuhr, daß die Vorstädter einen Jeden, der die weiße Cokarde aufgesteckt, mit Steinwürfen verfolgten und den Nationalgarden an den Barrieren von den preußischen Wachtposten nicht verwehrt würde, die dreifarbige zu tragen. Erst als Fouché, von Wellington bestens empfohlen, von Talleyrand willkommen geheißen, auf dem Schlosse Arnouville eintraf und die Rückkehr in die Tuilerien für gefahrlos erklärte, hielt Ludwig in aller Stille den Einzug in die verlassene Hofburg. Damals hatte sich Fouché unentbehrlich

gemacht; er erhielt auf dem Schlosse zu Arnouville aus der Hand des Königs die Ernennung zum Polizeiminister. Die Auflösung des Heeres und der Deputirtenkammer war er nur allein im Stande gewesen durchzuführen. Er zweifelte nicht, daß er hierdurch den König und die Hofpartei sich zu Danke verpflichtet habe, zugleich aber wollte er sich den Dank des Landes und der Volkspartei dadurch verdienen, daß er den König zu den feierlichsten Versprechungen, die constitutionelle Charte aufrecht zu halten, nöthigte. Die Greuelscenen, welche royalistische Banden im Süden unter Gutheißung und Aufmunterung der Brüder des Königs, des Herzogs von Angoulême und des Prinzen von Artois, verübten, hatten Fouché vornehmlich zur Abfassung seiner Denkschrift veranlaßt. „Für den König und für die Religion!“ war das Losungswort fanatisirten Mord- und Raubgesindels; die Güter und Häuser der Republikaner, Bonapartisten und Protestanten wurden ausgeplündert und niedergebrannt. In Marseille wurden zwei Tage lang die Greuel der Bluthochzeit wiederholt. In Avignon stürmten katholische Bluthunde das Gasthaus, in welchem der Marschall Brune als Privatmann abgestiegen war, und ermordeten ihn unter dem Rufe: „Nieder mit dem Ketzer! Nieder mit dem Protestanten!“ Vor allen anderen Städten aber zeichnete sich Nismes, die gewerbreiche Stadt des Departements du Gard, durch die blutigen Hetzjagden aus, welche hier unter Anführung royalistischer Häuptlinge und Priester Monate lang, ohne daß der König oder die Befehlshaber der verbündeten Heere einschritten, angestellt wurden. Wehrlose Greise, Frauen und Kinder wurden, wie zur Zeit der schauderhaftesten Hugenottenschlächterei, niedergesäbelt; mehr als zwölftausend Protestanten retteten mit Noth das nackte Leben und flüchteten zu ihren Glaubensgenossen in die Gebirge der Cevennen.

Fouché hielt sich in seiner Stellung für so gesichert, daß er glaubte, ungefährdet dem Könige einen getreuen Bericht über die Lage des Landes vorlegen zu dürfen. In der Umgebung des Königs aber hatte, besonders von dem Herzoge von Wellington unterstützt, bereits Talleyrand, als Vertreter des Princips der Legitimität von Gottes Gnaden, so ausschließlichen Einfluß gewonnen, daß Fouché, der Königsmörder und Republikaner, gegenwärtig constitutioneller Liberaler, allen Boden unter den Füßen in der Nähe des Thrones verlor und sich begnügen mußte, später auf den Gesandtschaftsposten nach Dresden in eine anständige Verbannung verwiesen zu werden.

Die Unterhandlungen in der Conferenz der Großmächte, welche sich in unerquicklicher Langweiligkeit hinschleppten, erhielten durch die Enthüllungen Fouché's neuen Anstoß. Die preußischen Bevollmächtigten nahmen Veranlassung, nicht nur die von ihnen gestellten Forderungen der Abtretung des Elsaß und Lothringens aufs Neue lebhaft zur Sprache zu bringen, sie gingen noch weiter und gaben der Conferenz zu bedenken, ob es jetzt nicht thunlich sei, Frankreich auf längere Zeit dadurch lahm zu legen, daß man die Uneinigkeit in der königlichen Familie und die, von den Ministern selbst eingestandene, Spaltung der Provinzen dazu ausbeute, es in drei Königreiche zu theilen, Ludwig seinen Thron in Paris, Artois in Marseille, Angoulême in Bordeaux anzuweisen. Der Vorschlag fand bei England und Rußland den entschiedensten Widerspruch. Unsere Verbündeten sorgten dafür, Frankreich als das eine und untheilbare zu erhalten, während sie es für angemessen hielten, Deutschland zur immerwährenden Uneinigkeit und Zerrissenheit zu verurtheilen. Nur aus dem Unmuthe über die Zurückweisung aller und jeder Anträge Preußens bei der Conferenz erklärt es sich, daß eine so edle Natur wie die unseres Gneisenau kein Bedenken trug, den Bürgerkrieg in Frankreich durch Unterstützung der Banden der Chouans zu begünstigen, um dadurch freiere Hand in Paris zu erhalten. Er schreibt an Blücher, Paris den 23. August:

„In Ansehung der royalistisch gesinnten bewaffneten Einwohner derjenigen Departements, die von Ew. Durchlaucht Armee besetzt sind und von denen ich bereits bei Ihrer letzten Anwesenheit in Paris zu reden die Ehre hatte, erlaube ich mir noch einmal Folgendes vorzutragen.

„Es ist mir angezeigt worden, daß das königlich französische Ministerium, und zwar vorzüglich Fouché, sehr gegen diese Leute, in dortiger Gegend Chouans genannt, eingenommen sind. Wenn sie entwaffnet werden, während die Bonapartisten bewaffnet bleiben, so sind sie, wenn die alliirten Armeen abmarschiren und dann die Unruhen wieder ausbrechen, woran hier Niemand zweifelt, der Gefahr ausgesetzt, von diesen unterdrückt und mißhandelt zu werden, und schon aus diesem Grunde wollen sie die Waffen nicht abgeben, die sie überdies gegen eben denselben Feind wie wir getragen und von England hauptsächlich erhalten haben. Alle diejenigen daher, die jene Provinzen kennen, rathen, hierbei behutsam zu Werke zu gehen, um nicht etwa Gelegenheit zu geben, daß in Frankreich Unruhen gegen uns entstehen und zwar gerade von Seiten derjenigen, die fast

die einzig achtungswerthen Leute in Frankreich sind und in Europa die Meinung der Besseren für sich haben.

„Ich erlaube mir daher Ew. Durchlaucht zu rathen, die Organisation der sogenannten Chouans zu schonen, sie, da ihrer organisirten Corps so viele nicht sind, bewaffnet zu lassen, ihren Officieren wohlwollend zu begegnen und sich ihrer zu bedienen, um das bonapartistische Gesindel zu entwaffnen. Da diese letztere Partei die reichste ist, so sollte auch ihr vorzugsweise die Last der Einquartierung und der Lieferungen aufgebürdet, dabei aber die, bei weitem ärmeren, Chouans damit verschont werden. Ein solches Verfahren wird dort Ew. Durchlaucht Liebe und das Zutrauen des rechtlicheren Theils des Volks gewinnen und auf jeden Fall möglichen Unordnungen zuvorkommen.

„Die Sachen stehen hier noch beim Alten. Rußland droht abzumarschiren; Oestreich will sich auf Nichts einlassen und meint, es herrsche bei uns Unordnung und Uneinigkeit; England sucht seine selbstsüchtigen Plane durchzusetzen. Preußen steht demnach allein, hat indessen weder in Absicht auf die Friedensbedingungen, noch auf die fortgesetzte Eroberung der uns zunächst gelegenen Festungen das Geringste nachgegeben.

„Genehmigen Ew. Durchlaucht die Verehrung, womit ich zu sein die Ehre habe

Hochdero

ganz gehorsamster Diener

Gr. N. v. Gneisenau."

Seit dem 14. August war der Minister Stein in Paris eingetroffen; die Hoffnungen der Preußen, Niederländer und der süddeutschen Fürsten, mit Ausnahme Oestreichs, belebten sich aufs Neue. War auch sein Verhältniß zu dem Kaiser von Rußland seit dem Wiener Congresse nicht mehr das frühere vertrauliche geblieben, so wußte man doch, daß Alexander fortwährend die höchste Achtung vor dem Charakter und der Einsicht Steins hegte. Auch von dem gegenseitigen Vertrauen, welches zwischen Capo d'Istria und Stein bestand, erwartete die deutschgesinnte Partei Beförderung und Befürwortung ihrer Angelegenheiten.

Schon aber nach dem ersten Empfange gewann Stein die Ueberzeugung, daß von Alexander für Deutschlands gerechte Forderungen keine Unterstützung zu hoffen sei. Er empfing Stein mit mehr äußerlicher Höflichkeit, als mit innerlicher Herzlichkeit, versicherte ihn, welchen Werth er darauf lege, ihn in

Paris zu sehen und mit ihm über die allgemeine Lage der Verhandlungen zu sprechen. Seine gereizte Stimmung aber gegen Preußen und die deutschen Fürsten gab er sofort dadurch zu erkennen, daß er dem preußischen Heere und namentlich Blücher und Grolmann den Vorwurf machte, als ob sie „die große, schöne, edle Angelegenheit, für welche die Verbündeten in den Krieg gezogen seien, durch Rachsucht, Mißhandlungen Einzelner, Gewaltthätigkeiten entstellten und entheiligten." Dieselben Anklagen erhob er gegen die Baiern unter Wrede und gegen die Würtemberger. „Insbesondere," fuhr der Kaiser fort, „ist der Kronprinz von Würtemberg zu nachsichtig gegen seine Truppen; auch treibt er seine Ansprüche auf die Verminderung Frankreichs viel zu weit; er nimmt Lothringen, Elsaß und einen Theil Flanderns in Anspruch. Dies aber ist gegen die Zusagen, die die Verbündeten in Wien bei dem Beginne des neuen Feldzuges machten. Das französische Volk wird hierdurch aufs Aeußerste erbittert, wir geben die Veranlassung zu neuen Kriegen, das ohnehin schwache Ansehen der Bourbons wird völlig vernichtet. Rußland und England sind einig, Preußen aber beharrt auf Bildung einer kriegerischen Grenze durch Abtretungen, die es von Frankreich verlangt; Oestreich neigt sich auch dahin, ist jedoch nachgiebiger."

Mit rücksichtsvoller Mäßigung entgegnete Stein: „wenn er auch das Verlangen einer Kriegsgrenze, der man eine angreifende Ausdehnung gegen Frankreich gebe, mißbillige, so erkenne er doch die Nothwendigkeit einer Vertheidigungsgrenze an und diese scheine ihm eine Linie von der Ober-Maas, an der Saar und in den Vogesen. Die Sicherheit Belgiens und des Ober-Rheins erfordere sie und es sei Pflicht der Bundesgenossen gegen die Niederlande und Deutschland, beide Länder wider Angriffe zu sichern. Die Bourbons," betonte Stein mit einigem Nachdruck, „geben keine Bürgschaft, da nach der Meinung aller verständigen Männer nach Abzug der Verbündeten der Bürgerkrieg unvermeidlich ist. Eine Bürgschaft des Friedens gewähren uns nur die durch Abtretungen gesicherten Grenzen." Der Kaiser entgegnete: „Die Elsasser haben eine sehr große Abneigung, mit Deutschland vereinigt zu werden, ihr Handelsinteresse erfordert eine Verbindung mit Frankreich. Beobachtung des strengen Rechtes ist eine bessere Bürgschaft als Festungen." Schließlich empfahl er Stein die Denkschrift Capo d'Istria's zu genauer Erwägung, mit deren Inhalt er selbst im Wesentlichen übereinstimme.

Aus Capo d'Istria's Aeußerungen gewann Stein Aufschluß über den vor

nehmsten Grund der Verstimmung Alexanders gegen Preußen. „Es sei übel," äußerte dieser, mit dem höchsten Vertrauen des Zaren beehrte, Minister, „daß die Preußen die Eroberung von Paris so sehr beschleunigt hätten; sein Vorschlag sei gewesen, mit den Abgeordneten der französischen Kammern, die den Heeren entgegengeschickt waren, zu unterhandeln und sie zur Einwilligung in Abtretungen zu nöthigen. Die von Blücher übereilte Einnahme von Paris, von Wellington beschleunigte Einsetzung des Königs in seine Hauptstadt habe die Verhältnisse verwirrt. Wolle man die Bourbons zu neuen Abtretungen veranlassen, so würden sie noch verächtlicher, als sie es bereits seien, eine neue Revolution werde ausbrechen und bei dem Stoffe, der dazu in allen Ländern liege, noch gefährlicher werden als die erste. Es bleibe daher nichts Anderes übrig, als ein Heer in Frankreich stehen zu lassen, den Betrag der Kriegsschatzung anzuwenden, um eine neue Festungslinie zu bauen und sich gegen neue Angriffe der Franzosen zu sichern."

Stein sprach bei dieser Veranlassung das, für alle Zeiten gültige, Wort aus: „Das sicherste Mittel gegen das Fortschreiten des Revolutionsgeistes ist Befriedigung gerechter Forderungen der Völker!" Er ersuchte Capo d'Istria, den Kaiser daran zu erinnern, daß Rußland Verpflichtungen gegen Deutschland, seinen Bundesgenossen, in Hinsicht auf Sicherstellung seiner Grenzen habe. Dieses und noch Anderes versprach er in einer Denkschrift niederzulegen, sobald er sich durch Einsicht der, der Conferenz übergebenen, Denkschriften, welche Capo d'Istria ihm nebst den Entgegnungen mitzutheilen sich bereit erklärte, näher über den Stand der Angelegenheiten unterrichtet haben werde.

Nicht aber nur der Kaiser von Rußland, auch Metternich und die Herren Oestreicher verhehlten ihre Eifersucht auf Preußen so wenig, daß sie dem voreiligen Vordringen Blüchers gegen Paris, der Einnahme und Besetzung der Hauptstadt, vor Allem aber der Zurückführung Ludwigs XVIII. unter dem Schutze englischer und preußischer Bajonette die Schuld der hierauf erfolgten Verwickelungen beimaßen. Das Vorgehen Blüchers hatte die Verabredungen Fouché's mit Metternich sehr empfindlich gestört, nach welchen sie sich vorbehalten hatten, über die Rückkehr Ludwigs XVIII. nach Frankreich und Paris das Nöthige und ihnen Nützliche zu bestimmen.

Vornehmlich aber war es doch Wellington, welcher den Forderungen Preußens ganz offenen und entschiedenen Widerspruch entgegensetzte. „Wir sind in

Gefahr," schreibt Gneisenau aus Paris den 17. August an E. M. Arndt, „einen neuen Utrechter Frieden zu schließen, und die hauptsächlichste Gefahr kommt abermals aus derselben Gegend, wie damals. England hegt unbegreiflich schlechte Gesinnungen und mit seinem Willen soll Frankreich kein Leid geschehen. Nicht Land, sondern höchstens etwas Contribution soll man von ihm nehmen.

„Wenn Rußland eine solche Sprache führt, so begreift sich das durch dessen selbstsüchtige Politik, die nicht will, daß Preußen und Oestreich gefahrlos in ihren westlichen Grenzen dastehen, und an Frankreich einen immer bereiten Bundesgenossen sich zu erhalten gedenkt. Wenn aber England auf der Integrität des französischen Gebietes besteht, so kann man in solcher Verkehrtheit nichts als das Bestreben erblicken, den Krieg auf dem Continente zu nähren und Deutschland von sich abhängig zu machen....

„Preußen führt eine würdige Sprache. Es verzichtet auf eigene Eroberungen und will nur, daß seine Nachbarn stark werden auf Kosten Frankreichs, damit diesem Feuerheerde politischer Verwirrung ein Damm entgegengesetzt werde. Die letzte Zählung des Frankreich nach dem Frieden 1814 gebliebenen Volkes hat gegen 29 Millionen Seelen ergeben. Welche Bevölkerung! Stets wird dieses unruhige Volk mit seinem Impuls zur Umkehrung des Bestehenden, mit seiner Rachgier und Habsucht auf seine Nachbarn sich ergießen — und diese will man nicht sichern.

„Am schlechtesten benimmt sich Wellington, er, der ohne uns zertrümmert worden wäre, der uns die Zusagen, zu unserer Hülfe am 16. Juni in Bereitschaft zu sein, nicht gehalten hatte, dem wir, uneingedenk des, durch seine Schuld erlittenen, Unglücks, am 18. ritterlich zu Hülfe gekommen sind; die wir ihn vor Paris geführt haben: denn ohne uns wäre er nicht so schnell gekommen; die wir ihm durch unser schnelles Verfolgen eine zweite Schlacht erspart haben: denn wir haben den Feind aufgelöst und kein Brite hat seit der Schlacht am 18. ein Gefecht bestanden. So viele Verdienste um ihn vergilt der Mann mit dem schnödesten Undank.

„Oestreich, oder vielmehr Metternich, ist schwankend, unzuverlässig, auf Verbindungen mit Frankreich sinnend. Baiern und Würtemberg schließen sich an uns an. Wäre jenes zuverlässig und fähig, nach einer höheren Politik zu handeln, so könnten wir wohl im Verein mit den Kleineren das Gesetz geben und die anderen müßten dulden und schweigen."

Schließlich spricht Gneisenau sich über das Zerwürfniß in der königlichen Familie und den Bürgerkrieg im Süden ebenso aus, wie in dem bereits mitgetheilten Briefe an Blücher. „Die Bonapartisten," fügt er hinzu, „würden den Herzog von Orleans, oder selbst auch einen ausländischen Prinzen wählen, sogar das Reich zerstückeln, um nur ihre Rache gegen die Bourbons zu befriedigen. Wie viel Heilsames ließe sich nicht machen, wenn nicht so viel Verkehrtes in der Diplomatie wäre."

Stein beeilte sich, den Aufforderungen seiner preußisch-niederländisch-deutschen Bundesgenossen nachkommend, ein Gutachten über die ihm mitgetheilten Denkschriften abzufassen, welches er am 18. August dem Kaiser Alexander einhändigte. „Oestreich und Preußen," heißt es in diesem Gutachten, „verlangen dauernde Abtretungen gewisser Grenzfestungen, damit Frankreich seine Angriffsstellung verliere, während die englischen und russischen Minister sich mit einer zeitweisen Besetzung von festen Plätzen begnügen zu können glauben, welche zu augenblicklicher Gewähr des äußern Friedens und der Erhaltung der rechtmäßigen Regierung diene."

Stein tritt der, besonders von Wellington vertretenen, Ansicht entgegen, daß die verbündeten Mächte durch Vertrag oder Erklärung sich verbindlich gemacht hätten, die Gebietseinheit Frankreichs zu erhalten.

Nach Steins Ansicht hat sowohl die, von Preußen geforderte, Abtretung einer Kriegsgrenze, wie die, von Wellington verlangte, zeitweise Besetzung einer Festungslinie ihre Unzuträglichkeiten. Die Abtretung eines größeren Landstriches zu fordern, erscheint ihm bedenklich; die zeitweise Besetzung, welche jedenfalls eine Anzahl Jahre dauern müßte, würde das besiegte Volk nicht minder aufreizen und stellt nach dem Abzuge der fremden Besatzung die Grenzen in ihrer alten, nach dem Eingeständniß aller Cabinette für die innere Ruhe Frankreichs und für die Sicherheit seiner Nachbarn gefährlichen, Lage her, und diese werden dann bloßgestellt sein durch die Beschaffenheit der Grenze, welche Frankreich zum Angriff auf Deutschland einladet, durch den systematischen Ehrgeiz des französischen Cabinets und die ungestüme Eitelkeit des Volks, welche beide nicht aufhören werden, die Eroberung Belgiens und des linken Rheinufers zu begehren.

„Mit Recht verlangen die Völker Deutschlands und der Niederlande von den jetzt in Paris versammelten Ministern, daß man Einbruchskriegen zuvor-

komme, daß man aufhöre, ihr Blut zu vergießen und ihr Eigenthum aufzuopfern."

Der Mittelweg, welchen Stein zur Ausgleichung der, einander in der Conferenz gegenüberstehenden, Ansichten in Vorschlag zu bringen versichert, läuft schließlich darauf hinaus, daß er für die Abtretung einer Anzahl fester Plätze von Frankreich stimmt, dem von dem General Knesebeck gemachten Vorschlage sich anschließend. „In den Verhandlungen von Gertruidenburg zu Anfang des 18. Jahrhunderts," bemerkt Stein, „wollte Ludwig XIV. Lille und Straßburg abtreten, obgleich ihm ein zahlreiches Heer unter dem Marschall Villers übrig war und er auf die Treue seines Volkes rechnen konnte. Die französische Geschichte bietet daher in diesem Beispiele dem jetzigen Geschlechte, welches sich in unendlich schlimmerer Lage, als seine Väter, befindet, einen Trostgrund dar."

Es klingt fast wie Ironie, wenn Stein sich an den Edelmuth Englands mit dem Vorschlag wendet: es möge Frankreich zur Entschädigung für die abzutretenden Grenzlande einige Inseln und Besitzungen zurückgeben, welche es im Frieden 1814 erhalten habe. Nicht unbekannt war es Stein, daß England, weit entfernt, etwas zurückzugeben, für sich die sieben ionischen Inseln als Kampfpreis verlangte und diese auch erhielt. Eine Nachschrift schließt Stein mit den Worten: „Es ist zu wünschen, daß die Einigkeit der Cabinette fortbestehe, daß Rußland und England nicht glauben, es sei ihr Vortheil, Deutschland beständig in einem Zustande von Aufregung und Leiden zu belassen."

Vergebens versuchte Stein in einer Unterredung, welche er am 22. August mit Alexander über sein Gutachten hatte, diesen für seine Vorschläge zu gewinnen. Der Kaiser kam immer wieder darauf zurück: „man dürfe Ludwig XVIII. keine Bedingungen stellen, welche ihn bei der Nation verächtlich machen und seinen Sturz herbeiführen würden." Stein suchte geltend zu machen, daß eine mäßige Abtretung auf der Stelle das Nationalgefühl weniger verletzen werde, als eine fünfjährige Besetzung des Landes durch 150,000 Mann fremder Truppen, die es nähren, bekleiden und besolden müsse. Ziehe die Besatzung ab, dann behalte Deutschland seine alte nachtheilige Grenze, die es allen feindlichen Einfällen aussetze. „Bis dahin," entgegnete der Kaiser, „wird Deutschland neue Festungen zum Schutze seiner Grenzen mit den französischen Kriegsschatzungen erbaut haben." Die Bemerkung Steins, „daß weder Preußen noch Oestreich im Stande seien, die, von Frankreich zu erwartende, Kriegsschatzung

auf den Bau von Festungen zu verwenden, da beide dieses Geld verwenden müßten, um ihre Unterthanen zu befriedigen, deren Anstrengungen allein sie in den Stand gesetzt hätten, den Krieg zu führen," ließ der Kaiser unbeantwortet und wies Stein an, das Weitere mit Capo d'Istria zu besprechen.

Mit Alexander war damals bereits eine große Veränderung vorgegangen; es war, wie die Frommen es zu bezeichnen pflegen, bei ihm „zum Durchbruch" gekommen. In seinen jüngeren Jahren eitler Weltlust ergeben, nicht ohne Gewissensbeschwerden nach der Ermordung seines Vaters durch Garde-Officiere, welche er sich gezwungen sah, in seiner Umgebung zu dulden, hatte er sich durch eine alte Betschwester, welche in ihrer Jugend auch kein Tugendspiegel gewesen sein soll, von dem Irdischen dem Himmlischen zugewendet. „Damals im 45. Jahre besaß Frau v. Krüdener große Reste früherer Schönheit, ein ausdrucksvolles, schwärmerisches Auge, eine anziehende Gestalt, eine lebhafte, hinreißende Unterhaltung. Der Kaiser besuchte sie häufig; von Allem, was das gewöhnliche Leben bieten konnte, übersättigt, fand er bei ihr neuen Reiz, sie nährte seinen Hang zum Mysticismus und er hörte auf ihre Eingebungen." *) Bei Frau v. Krüdener fanden einige andere frommen Brüder und Schwestern Zutritt, namentlich Herr v. Bergasse, ein eifriger Anhänger Mesmers, des berühmten Magnetiseurs, und Frau v. Lacy-Marnesia, welche, durch schweres Unglück geprüft, sich von Gott berufen zu sein wähnte, durch einen Bund Rußlands und Frankreichs den, auf die christliche Religion gegründeten, ewigen Weltfrieden herzustellen.

Schon vor der Beseitigung Fouché's war, durch Alexander begünstigt und empfohlen, der Herzog von Richelieu in den Rath des Königs berufen worden. „Ludwig XVIII. bediente sich des Herzogs Richelieu als eines vollendeten Hofmannes von einnehmendem Aeußeren, um die neue Seherin zu gewinnen und durch sie dem Kaiser die Ueberzeugung zu geben, daß der Himmel selbst von ihm die Rettung und Erhaltung Frankreichs verlange. Alexanders Umgebungen, Capo d'Istria, Nesselrode, Pozzo di Borgo, der sich schon im Geiste als Minister Ludwigs XVIII. erblickte, überließen ihren Herrn solchen Einflüssen ohne Widerwillen." **)

---

*) So schildert Stein diese moderne Sibylle. Pertz, das Leben Steins. IV. S. 563.
**) Aus Steins Aufzeichnungen bei Pertz IV. S. 564.

Kam es nun auch nicht zum förmlichen Abschlusse eines Bündnisses zwischen Frankreich und Rußland, so gelang es doch den schönseligen Frauen — auch die Seherin Lenormand wurde von dem Kaiser besucht — den schlauen Hofmännern und Diplomaten, den Kaiser Alexander so „ins Gebet zu nehmen“, daß er immer mehr „klein beigab“, mit seinem Heere Frankreich zu verlassen versprach, wenn Preußen sich nicht mit den, von England und Rußland aufgestellten, Bedingungen zufrieden geben würde. In seiner Gereiztheit gegen das preußische Heer ging er so weit, daß er den Geist desselben als einen, „zur Revolution und zum Ungehorsam“ geneigten, eine große Anzahl ihrer höheren Führer als Jacobiner bezeichnete. „Er beklage,“ äußerte er gegen den Fürsten Repnin, „daß der Fall wohl eintreten werde, wo er ein braves und von ihm in mancher Hinsicht geschätztes Heer werde bekämpfen müssen, um dem Könige gegen seine eigenen Truppen Hülfe zu leisten.“*) Ein vertrauliches Schreiben Gneisenau's an Blücher aus Paris vom 25. August 1815 giebt hierüber näheren Aufschluß: „Der französische Finanzminister Louis hat es abgelehnt, die preußische Armee mit Kleidung und Ausrüstung zu versorgen. Es wird demnach nöthig, die Verwaltung in den Provinzen wieder in unsere eigene Hände zu nehmen und Ew. Durchlaucht werden in dieser Angelegenheit ein Schreiben des Herrn Kriegsministers erhalten. Morgen soll noch eine Unterredung zwischen dem Herrn Staatskanzler Fürsten Hardenberg und dem Finanzminister stattfinden und wenn dann Letzterer nicht williger sich zeigt, so soll sogleich die preußische Verwaltung eintreten und mit Beschlagnahme der Materialien da, wo sie sich finden, der Anfang gemacht werden.

„Der Fürst Wrede hat mir gestern erzählt: es sei zwischen Rußland und Frankreich ein Bündniß und auf 6 Jahre ein Subsidientractat geschlossen, der Rußland in den Stand setze, nicht entwaffnen zu dürfen. Mit dem Abmarsch der russischen Truppen scheint es nun Ernst zu sein; der Kaiser von Oestreich will die seinigen nach Musterung derselben, die in der Gegend von Dijon stattfinden soll, ebenfalls heimgehen lassen. An dem erwähnten Bündniß will der König und der Staatskanzler zweifeln; wenn es indessen nicht wahr ist, so ist es doch wahrscheinlich. Gegen die unter Ew. Durchlaucht Befehl stehende Armee ist man bemüht, die unsinnigsten Verleumdungen zu verbreiten. So er-

*) „Der Gedanke ist abscheulich!“ bemerkt Stein hierzu. Pertz a. a. O. IV. S. 576.

zählt man: sie sei in offenbarer Widersetzlichkeit gegen den König, kenne keinen Gehorsam, könne dem Staat sehr gefährlich werden, bedrohe die Regierung, der Geist des Jacobinismus herrsche in ihr. Ew. Durchlaucht wollen hierin das Bestreben erkennen, das Verdienst einer Armee herunter zu setzen, von der solche Gesinnungen, als man ihr Schuld giebt, so weit entfernt sind. Die Feinde und Neider derselben thun indessen durch solche Aeußerungen uns doch Schaden und machen Manche mißtrauisch.

„Ew. Durchlaucht wollen solche vertrauliche Briefe, als dieser ist, den Acten nicht beiheften zu lassen die Gnade haben.

Gr. N. v. Gneisenau."

„Ich erlaube mir noch hinzuzufügen, daß in den Gegenden, wo der Vendée- und Chouanskrieg geführt worden, das Landvolk gut, die Städter aber schlecht gesinnt gewesen sind. Ich glaube gehört zu haben, daß besonders in der Stadt Angers ein sehr schlechter Geist stets geherrscht. — Ich füge hier auch einen Auszug der, bei der französischen Regierung gegen uns eingekommenen, Klagen bei. Die früher eingegangenen habe ich zurückbehalten."

Bei der Gereiztheit Alexanders gegen die preußischen Staats- und Kriegsmänner, bei dessen Geneigtheit, selbst die, von Wellington gestellten, Bedingungen zu ermäßigen, durfte Hardenberg wenig oder gar keinen Erfolg von einer zweiten Denkschrift erwarten, welche er in der Conferenz am 29. August überreichte. Er verlangte darin, anstatt der 600 Millionen Francs Kriegsschatzung, welche Summe Nesselrode im Auftrage Alexanders als das Maximum bezeichnete, 1400 Millionen; anstatt eines Besetzungsheeres von 100,000 Mann, welches Wellington in Vorschlag gebracht hatte, eines von 240,000 Mann. „Von Abtretungen," heißt es in dieser Denkschrift, „seien unumgänglich nöthig: die Angriffspunkte Condé, Valenciennes, Maubeuge, Philippeville, Givet mit Charlemont für das Königreich der Niederlande, welches dagegen Luxemburg mit einem Umkreise an Preußen abtreten müsse, dem Thionville und Saarlouis zufallen sollten; Bitsch, Landau, Fort Vauban und Hüningen sollten an Süddeutschland, Fort Joux und l'Ecluse an die Schweiz und Sardinien fallen. Die Festungswerke und die Citadelle von Straßburg sollten geschleift werden und die Stadt zu einer freien deutschen Reichsstadt erklärt werden. Die zu dem dreifachen Festungsgürtel an der niederländischen Grenze gehörenden Festungen: Quesnoy, Mezières, Sedan, Montmedy und Longwy sollten ge-

schleift und dann Frankreich unter der Bedingung, sie nie wieder aufzubauen, zurückgegeben werden." Da Hardenbergs Anträge bei Castlereagh und Wellington keine günstige Aufnahme fanden, wandte er sich unmittelbar an den Prinz-Regenten. Er hoffte ihn für die preußische Bundesgenossenschaft dadurch günstig zu stimmen, daß er ihm vertrauliche Mittheilungen über die Politik Rußlands machte, „welches Frankreich schmeichle, um es von Oestreich zu entfernen und Deutschland in Abhängigkeit von sich, schwach und getheilt zu erhalten bemüht sei."

Der preußische Minister hätte bedenken sollen, daß man mit einem constitutionellen Regenten Englands nicht wie mit den Cabinetsordre-Regenten des Festlandes hinter dem Rücken der Regierung briefwechseln und unterhandeln darf und daß wegen der Blaubuch-Enthüllungen, selbst den Ministern gegenüber, die größte Vorsicht nothwendig ist. Der Prinz-Regent konnte nichts Anderes thun, als Hardenbergs Mittheilungen seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten übergeben, worauf dann Castlereagh sich von Wellington ein Gutachten über die, in der zweiten preußischen Denkschrift enthaltenen, Punkte erbat. Dies gab der edle Herzog dahin ab: „die Abtretung und Schleifung der Festungen ist hierbei mehr eine Frage der Politik als der Kriegskunst, es kommt dabei auf das Recht und die Zweckmäßigkeit an; letztere wird durch verschiedene politische und militairische Rücksichten bedingt. Es fragt sich: ob der Besitz der Festungen allein, ohne Land, mithin ohne Bevölkerung und Einkünfte, die Verbündeten stärken, oder nicht vielmehr schwächen und Frankreich einen gerechten Vorwand zum Kriege und in dem verletzten Nationalstolz die Mittel ihn zu führen geben wird. Ist es die Politik der Verbündeten, Frankreich zu schwächen, so mögen sie es in Wirklichkeit thun, Bevölkerung, Einkünfte nebst einigen Festungen nehmen; dabei aber müssen sie auf Krieg gefaßt sein. Sind sie zu dieser entscheidenden Maßregel nicht entschlossen, verlangen sie einige Jahre Frieden und Ruhe, so müssen sie ein Abkommen treffen, welches dem Vortheil aller Theile entspricht und dessen Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit so offenbar ist, daß sie es zur Ausführung bringen werden."

In Betreff des Besatzungsheeres ging sein Gutachten dahin, „daß 150,000 Mann hinreichend sein würden, dem Könige von Frankreich, sowie den Verbündeten Sicherheit zu gewähren und die Sicherheit der Zahlung der Kriegsschatzung zu verbürgen." Ueber die Vertheilung dieses Heeres, dessen Verpflegung, Be-

kleidung und Sold fügte er seinem Gutachten eine Anzahl ins Einzelne gehender Punkte hinzu.

In der Conferenz am 2. September überraschte Lord Castlereagh die preußischen Bevollmächtigten mit der Eröffnung, daß er von des Prinz-Regenten K. H. ermächtigt sei, die Zustimmung Englands zu den russischen Vorschlägen zu erklären. Er fügte hinzu, daß England gegen eine wesentliche Schwächung Frankreichs, sowie gegen die Abtretung einiger Festungen sei, jedoch anerkenne, daß man gegen die von Frankreich her drohende Gefahr Vorkehrungen treffen müsse. Die von Preußen verlangten Festungen könnten sämmtlich mit besetzt werden; demnach biete der preußische Vorschlag für die nächsten 5 Jahre keinen besonderen Vortheil, wohl aber sofortige Nachtheile, vielleicht die Gefahr eines Krieges mit Ludwig XVIII., während die künftigen Vortheile zweifelhaft und klein seien.... Solle die preußische Forderung im Verweigerungsfalle zum Kriege führen, so könne England dem nicht beistimmen; sollte sie nur als Unterhandlungsmittel dienen und nicht darauf bestanden werden, so sei das unzweckmäßig. Eine zeitweilige Besetzung lasse sich dagegen bei allseitigem gutem Willen mit Erfolg ausführen. Gegen die Zurückforderung des Elsaß oder auch nur Straßburgs erklärte er sich in bestimmtester Weise.

Einen letzten Versuch, den Kaiser Alexander wenigstens für einige Punkte der preußischen Anträge zu gewinnen, machte der König Friedrich Wilhelm III. noch an demselben Tage (den 2. September), als ihm der Staatskanzler unmittelbar nach der Conferenz in größter Aufregung die von Castlereagh in derselben gemachten Eröffnungen mittheilte. Der König ließ sich auf der Stelle bei dem Kaiser anmelden und fuhr in Begleitung Hardenbergs zu ihm. „Eine lange und lebhafte Unterredung, in welcher ein Jeder seine Ansicht mit Kunst und Ausdauer behauptete, blieb ohne Erfolg.“ *)

Auch Stein versuchte in einer Unterredung, welche er am 4. September mit Alexander hatte, ihn nachgiebiger gegen die so wohlbegründeten Forderungen zu stimmen, welche Preußen vornehmlich nur zur Sicherstellung der Niederlande und Süddeutschlands mache. Der Kaiser zog sich hinter die religiös-schwärmerischen Eingebungen seiner Gewissensräthin und Beichtmutter, Frau v. Krüdener, zurück, erklärte sich unzufrieden mit den trotzigen Forderungen Harden-

*) Gagern, Antheil an der Politik. V. S. 214.

bergs, Humboldts und Gneisenau's, beharrte bei der Ansicht, daß eine jede Abtretung dem Ansehen des Königs Abbruch bei den Franzosen thun müsse; er sei davon überzeugt, handle nach seinem Gewissen und sei bei dessen Zustimmung über den Erfolg, er sei welcher er wolle, vollkommen beruhigt. Er hielt sich für berufen, der Wiederhersteller der Religion in Frankreich zu sein. Dies war der Erfolg der Betstunden bei Frau v. Krüdener. „Die Mitglieder seines Cabinets benutzten diese Stimmung, um ihre eigenen Absichten durchzusetzen. Capo d'Istria gestand Stein ganz unumwunden, Rußlands Vortheil sei, Frankreich stark zu lassen. Er arbeitete darauf hin, ein Bündniß Frankreichs mit Rußland zu Stande zu bringen, welches vornehmlich gegen die Türkei gerichtet war und zum Ziel die Befreiung und Wiederherstellung Griechenlands hatte. Pozzo di Borgo aber that Frankreich Alles zu Liebe, da ihm zum Eintritt in das französische Ministerium von Ludwig XVIII. Aussichten eröffnet worden waren.

Schwieriger noch für Preußen als die Stellung zu Rußland war die zu England geworden, besonders seitdem Blücher, Gneisenau und Grolmann sich durch Wellingtons übertriebene Anklagen gegen die aufgelöste Mannszucht des preußischen Heeres verletzt fühlten und sich gänzlich von ihm zurückgezogen hatten.*) Gneisenau hatte in einer Denkschrift vom 5. September nochmals Alles zusammengefaßt, was für die Anträge Preußens geltend gemacht werden konnte. Auch Knesebeck und Boyen rückten noch einmal mit dem scharfen Geschütz ihrer strategischen Beweisführung in das Vordertreffen, um für Harden-

---

*) Der Herzog von Wellington, welcher die heftigsten Anschuldigungen gegen das preußische Heer wegen der, in Frankreich begangenen, Gewaltthätigkeiten erhebt und dagegen die in dem englischen Heere aufrecht erhaltene Mannszucht als musterhaft rühmt, sah sich doch öfter veranlaßt, seinen Brigadiers strenge Zurechtweisungen in jener Beziehung zu ertheilen. An den commandirenden Officier der Brigade zu Beauvais schreibt er aus Paris den 27. September 1815: „Durch den französischen Kriegsminister wird mir Anzeige gemacht, daß die Straßenräubereien in der Nähe von Beauvais noch immer fortdauern und daß sie von englischen Truppen, namentlich von denen des ... Regiments begangen werden.... Es wäre unmöglich, daß diese nächtlichen Raubanfälle der Reisenden auf der Landstraße oder die in den Städten und Dörfern begangenen unentdeckt bleiben könnten, wenn die Officiere eine genauere Aufsicht über ihre Leute führten." Er befiehlt, ihm genauen Bericht über die Maßregeln zu erstatten, welche zur Entdeckung der Räuber ergriffen worden sind und ordnet an, daß alle Stunden bei Tag und Nacht Appell gehalten werden soll, um die Soldaten zu verhindern, auf Straßenraub auszuziehen (to prevent the soldiers from quitting their cantonments for the purpose of highway-robbery. Dispatches XII. p. 674.)

berg und Humboldt eine Bresche in die papierne Verschanzung Englands und Rußlands zu öffnen; seitdem auch das unschlüssige Oestreich sich zu ihnen geschlagen, stand Preußen wie auf dem Wiener Congresse, so auch in der Pariser Conferenz allein. Von den Bundesgenossen mehr als von dem besiegten Feinde gedrängt, übergab Hardenberg in der Sitzung am 9. September der Conferenz die preußische Schlußerklärung. Noch einmal ließ er sich darauf ein, die Nothwendigkeit einer Abtretung der Festungslinie nachzuweisen und legte Verwahrung dagegen ein, daß man bei dem, unvermeidlich in nächster Zeit über Deutschland hereinbrechenden, Unglück Preußen den Vorwurf mache, nicht Einspruch gethan zu haben.

„Preußen," so lautete Hardenbergs Erklärung, „gebe dem vereinten Willen der drei mit ihm verbündeten Mächte nach, damit vor Allem der Bund der vier Höfe erhalten werde. Nur darauf bestehe Preußen:

1. daß Frankreich genau so viel Unterthanen abtrete, als es bei dem Frieden 1814 gegen 1790 zu viel behalten habe; demnach an die Niederlande Philippeville, Givet und Charlemont; an Preußen Saarlouis; an Oestreich Landau, Fort Louis, Bitsch, Hagenau und Weißenburg; an die Schweiz Hüningen und Gex; an Sardinien das westliche Savoyen und Monaco abtrete;
2. daß die Kriegsschatzung auf Eintausend zweihundert Millionen Franken festgesetzt werde.

„Dies ist der König seinen Unterthanen schuldig," so lauten Hardenbergs Worte, „sie sind durch die Franzosen zu Grunde gerichtet, man muß sie unterstützen, sie vor dem gänzlichen Untergange schützen und ihnen die Mittel gewähren, sich wieder zu heben. Können andere Mächte Großmuth gegen Frankreich üben, so mögen sie es thun, von dem Könige von Preußen würde dies eine schreiende Ungerechtigkeit gegen sein Volk sein." Mit der Besetzung Frankreichs auf 5 Jahre von 150,000 Mann der Verbündeten erklärte Hardenberg sich einverstanden. Noch fügte er hinzu, „daß die Höfe von Sardinien, Niederland, Baiern, Würtemberg von dem Gange der Unterhandlung unterrichtet zu werden verlangten und, so weit es ihre Interessen betreffe, ein Recht hätten, daher man sich über das Verfahren, sobald man erst selbst einig sei, vereinigen müsse." *)

*) Der Kronprinz von Würtemberg schrieb in dieser Angelegenheit Paris den 31. August an

Oestreich trat den von Hardenberg gestellten Anträgen bei; die Bevollmächtigten Englands und Rußlands behielten sich ihre Erklärung noch vor. Der Friedensabschluß verzögerte sich weniger durch die, noch nicht ganz wieder hergestellte, Harmonie der vier Großmächte, als durch die Schwankungen im Innern des Hofes und Cabinets des Königs Ludwigs XVIII. Die Kammern waren einberufen worden und da eine royalistische Majorität in Aussicht stand, gegen welche Fouché sich zu behaupten nicht hoffen durfte, fanden die Verbündeten es in ihrem Interesse, die Neubildung eines Ministeriums unter dem Herzoge von Richelieu abzuwarten, eine Aufgabe, welche die Diplomaten durch glänzende Mittags- und Abendsgelage, durch die abwechselnden Genüsse, welche Paris in so reichem Maße darbot, sich möglichst zu erleichtern suchten. Während aber bei dem Friedens-Concert an der Seine liebliche Schalmeien flöteten und nur zarte Saiten berührt wurden, vernahm man an den Ufern der Sambre und Maas, der Mosel und des Rheines den Donner der Karthaunen und Feldschlangen, welche keineswegs nach dem Kammer- und Cabinetston von Paris gestimmt waren.

Sofort nach dem Einrücken in Frankreich hatte Blücher die Erklärung erlassen: „daß alle Festungen, welche ohne Verzug sich für die Verbündeten erklären und ihre Thore ihnen öffnen würden, gemeinschaftlich mit den königlich französischen Truppen besetzt werden sollten und eine freundliche Behandlung zu gewärtigen hätten; wogegen alle anderen Festungen, welche aus irgend einem Grunde diese Bedingungen verweigern oder erst später eingehen würden, nach dem Rechte, welches der Krieg gewährt, behandelt und mit Gewalt der Waffen genommen werden sollten."

Rücksichten der Kriegführung geboten, die Grenzfestungen zur Uebergabe zu zwingen, um nicht dem Feinde in unserem Rücken feste Stellungen zu belassen, durch deren Besitznahme wir das Vorgehen unserer Heere sichern mußten; nicht minder fielen Rücksichten der Politik hierbei ins Gewicht, da Preußen daran

---

Stein: „Mit wahrem Vergnügen höre ich, daß auch Spanien sich fest erklärt hat gegen die vierfache Despotie, welche seit dem Frieden von 1814 sich anmaßt, über die theuersten Interessen aller europäischen Völker in letzter Instanz zu entscheiden. Die nämlichen Ursachen müssen die nämlichen Wirkungen hervorbringen. Niemals wird das civilisirte Europa weder die Despotie eines Staates, noch die von mehreren Alliirten ertragen, sollte sie auch mit mehr Intelligenz geführt werden, als der uns vorgeschriebene Friede von Paris 1814 und die Handlungsweise auf dem Wiener Congresse zum lebenden Beweise dienen."

gelegen war, bei den Friedensverhandlungen ein Unterpfand in den Händen zu haben. Von untergeordnetem Einflusse dabei war es, daß der Prinz August von Preußen, dessen Lieblingsstudium Artillerie und Ingenieurwissenschaft waren, sich den Oberbefehl in dem zu unternehmenden Festungskriege ausbat, um mit den dazu bestimmten Abtheilungen des preußischen Heeres eine praktische Schule des Belagerungskrieges durchzumachen. Hierbei trat nun das sonderbare Verhältniß ein, daß Ludwig XVIII., nachdem er unter dem Schutze der preußischen Waffen nach Paris zurückgekehrt war, das Recht und die Vortheile eines Verbündeten in Anspruch nahm und den freundschaftlichsten Verkehr mit den verbündeten Monarchen unterhielt, dennoch nicht genöthigt werden konnte, Befehle zur Uebergabe der Festungen zu erlassen, selbst nachdem die Befehlshaber und Truppen darin die weiße Cokarde aufgesteckt hatten. Eine andere Merkwürdigkeit bei diesem Festungskriege war, daß die Arbeiten unserer Ingenieure durch einen Napoleonischen Oberst, Namens Plauzen, einen Franzosen, welcher uns bereits 1813 bei der Belagerung Wittenbergs gute Dienste geleistet hatte, geleitet wurden.*) Gehemmt aber wurde der Prinz August im rascheren Vorgehen dadurch, daß der Herzog von Wellington die, uns zur Verfügung überlassenen, schweren Belagerungsgeschütze nebst Bedienung zurückzog, sobald der Commandant einer französischen Festung die weiße Fahne aufsteckte, selbst wenn derselbe sich weigerte zu capituliren.

Durch das preußische Heer wurden belagert: Maubeuge an der Sambre, am 24. Juni eingeschlossen, ergab sich nach hartnäckiger Vertheidigung am 14. Juli. Die Nationalgarden wurden nach ihrer Heimath entlassen, dem tapfern Commandanten, General Latour, wurde mit 150 Mann und 2 Geschützen ein ehrenvoller Abzug zum französischen Heere an der Loire bewilligt. Von Interesse für die Belagerungskunst dürfte die Notiz sein, daß der Prinz August zum großen Erstaunen und zur Ueberraschung des französischen Befehlshabers die erste Parallele nur 400 Schritte von dem bedeckten Wege eröffnete. Heut, wo die Wälle mit gezogenen Kanonen besetzt sind, würde dies nicht unternommen werden dürfen. — Der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen hatte einen Ausflug

*) Oberst Plauzen kam noch während des Belagerungskrieges in den Verdacht, in geheimer Correspondenz mit Ludwig XVIII. zu stehen. Er wurde später aus preußischen Diensten entlassen und fand bei seinem Könige gute Aufnahme und Beförderung.

von Paris gemacht, um der Belagerung beizuwohnen. Als von der dritten Parallele mit der Sappe vorgegangen werden sollte, legte der Kronprinz mit dem Spaten in der Hand die erste Sappe.

Landrecies an der Sambre, seit dem 24. Juni eingeschlossen, steckte am 20. Juli die weiße Fahne aus; der Commandant erklärte jedoch, die Festung nur an den König von Frankreich übergeben zu wollen. Dies wurde nicht angenommen und die Beschießung fortgesetzt. In der Festung selbst kam es zum Aufruhr. Der alte Bourbonische Oberst Faurax stellte sich an die Spitze königlich gesinnter Bürger und zwang, mit der Pistole in der Hand, den Napoleonschen Commandanten, ihm den Befehl zu überlassen. Der Oberst Faurax erschien am Morgen des 22. Juli auf einem der Wälle mit umgehängter Trommel und schlug Chamade. Die Festung wurde am 23. Juli übergeben. Vier Bataillone streckten das Gewehr; dem Commandanten Plaige wurde mit 150 Mann freier Abzug nach der Loire bewilligt.

Marienburg an der Maas, seit dem 24. Juni eingeschlossen, capitulirte am 30. Juli. Der Prinz August gewährte einer Compagnie Veteranen „aus Achtung für ihre Tapferkeit, womit sie den Platz bis auf das Aeußerste vertheidigt hatten,“ freien Abzug mit ihren Gewehren und zwei Kanonen.

Philippeville, in morastiger Umgebung auf einer Hügelfläche gelegen, war noch nie erobert worden. Der Beginn der Berennung verzögerte sich bis zum 4. August. Am 15. streckte in Folge der Capitulation die Besatzung das Gewehr; Prinz August bewilligte ihr dieselben Bedingungen wie der von Landrecies.

Die Festung Rocroy, von Vauban angelegt, liegt auf einer, die Umgegend beherrschenden, Anhöhe. Der alte, einarmige Commandant, General Projean, war ein Napoleonischer Veteran; die Bürgerschaft, ebenfalls kaiserlich gesinnt, feierte zur Verspottung der Belagerer am 15. August den Geburtstag Napoleons mit Aufzügen, Musik und Illumination; das Feuerwerk dazu lieferte Prinz August durch eine Anzahl in die Stadt geworfener Bomben. Am folgenden Tage sah man auf dem Präfecturgebäude die weiße Fahne wehen; am 18. August wurde die Stadt unter gleichen Bedingungen wie Landrecies übergeben und von den Preußen besetzt.

Jetzt kam die Reihe an Givet mit Charlemont, als Grenzfestung an der Maas von großer Wichtigkeit, da sie am Vereinigungspunkte der Straßen

liegt, welche aus den westlichen und nördlichen Theilen der Niederlande und andererseits von der Rhone, Mosel, oberen Maas und aus der Champagne hier zusammenlaufen. Commandant war General-Lieutenant Bourcke, welchem eine, ihm treu ergebene, Besatzung und 150 Stück Geschütze zu Gebote standen. Nachdem ihm die Abdankung Napoleons bekannt geworden war, ließ er die Besatzung dem Könige Ludwig XVIII. den Eid der Trone leisten, steckte die weiße Fahne auf und verlangte von dem Prinzen August als Verbündeter behandelt zu werden. Dieses Ansinnen wurde von Seiten der Preußen, welche die Uebergabe der Festung forderten, zurückgewiesen. Dagegen wurden die englischen Batterien von Wellington abgerufen. Durch zwei kurhessische Brigaden unter den Generalen Müller und Prinzen Solms-Braunfels erhielt das preußische Berennungscorps, über welches seit dem 4. September General v. Brause den Befehl führte, eine ansehnliche Verstärkung, so daß er über 14,000 Mann unter Gewehr und 129 Belagerungsgeschütze zu verfügen hatte. Am 9. trat General Bourcke mit dem Prinzen August in Unterhandlung und schloß für Givet und die dazu gehörigen Forts eine Capitulation ab, welcher zufolge diese Festung am 11. September von den Preußen besetzt wurde. Die Bergveste Charlemont blieb noch im Besitz der Franzosen. Die Belagerung derselben wurde fortgesetzt, bis am 20. September der Prinz August von Paris aus benachrichtigt wurde, daß alle Feindseligkeiten eingestellt werden sollten. Den bestimmten Befehl Blüchers erhielt der Prinz am 24. September.

Vom norddeutschen Corps unter Befehl des Generals v. Hake wurden die kleineren Grenzfestungen Charleville, Mezières, Montmedy und Sedan, von dem Prinzen Ludwig von Hessen-Homburg Longwy nach kürzerer und längerer Belagerung durch Capitulation genommen. Hierbei verdient die Einnahme von Montmedy einer besonderen Erwähnung.

Montmedy, auf einem einzelnen, im Thale der Chiers sich erhebenden, Felsen erbaut, sichert in Verbindung mit Longwy das Land zwischer der Maas und Mosel, insbesondere die Straße auf Stenay und Rheims. Die Preußen hatten Montmedy seit dem 30. Juni eingeschlossen; General-Lieutenant Hake befehligte die Belagerung, welche erst nach dem Eintreffen hessischer und sachsen-weimarischer Hülfstruppen zu Anfang Septembers ernstlich unternommen werden konnte. Als ein Vorwerk der Festung gilt die Stadt Medy-Bas am Fuße des Felsens, zwischen ihm und dem Chiers-Flüßchen.

Die Erstürmung dieser Stadt mittelst Leitern war für die Nacht vom 14. zum 15. September angeordnet. Alles Feuern war verboten, nur die blanke Waffe sollte gebraucht werden. 400 Mann in zwei Colonnen unter Anführung der Hauptleute Tuckermann vom Generalstabe und Schöbde von den kurhessischen Jägern waren zum Angriff in der Richtung von Irez-les-Près bestimmt und 500 Mann in drei Colonnen unter Anführung der Hauptleute Restorf von der General-Adjutantur und Schmidt von den kurhessischen Jägern sollten von den Steinbrüchen her den Sturm unternehmen. Die Dunkelheit der Nacht und die Unwegsamkeit des Geländes machten das Unternehmen schwierig und gefahrvoll. Unter dem Geschützfeuer der Felsenfestung und von dem Gewehrfeuer der Besatzung empfangen, legten die tapfern hessischen Jäger die Leitern an, erstiegen die Mauer an verschiedenen Stellen, vereinigten sich dann innerhalb und öffneten den noch zurückgebliebenen Kameraden die Thore.

Die Erstürmung von Medy-Bas, von wo aus die Berennung der Festung ernstlich in Angriff genommen werden konnte, zählt zu den kühnsten Waffenthaten des Feldzuges.

Da man schon damals in Blüchers Hauptquartier von dem Ausgange der Conferenzen in Paris sich nichts Gutes versprach, am wenigsten auf eine Abtretung der eroberten Festungen rechnen durfte, ertheilte Blücher dem Prinzen August Befehl, die Hauptwerke sämmtlicher eroberter Festungen in die Luft zu sprengen. Der Prinz achtete es für nöthig, hierüber an den König Friedrich Wilhelm zu berichten. Eine Cabinetsordre hob den Befehl Blüchers auf. Der alte Feldmarschall rügte in einem Schreiben an den Prinzen, das in sehr starken Ausdrücken abgefaßt war, daß seinem Befehle nicht pünktlich nachgekommen worden sei. Die Minen waren in verschiedenen Festungen schon gelegt; die Sprengung unterblieb.*)

„Durch die schnelle und kräftige Benutzung des kurzen Zeitraumes von zwei Monaten waren auf diese Weise 12 Festungen aus diesem Festungsgürtel, welchen die Franzosen so gern als unüberwindlich für ihre Grenzen darstellen möchten, herausgerissen worden und mithin im Großen eine Bresche gewonnen, die eine umfassende Benutzung, im Fall es nothwendig wurde, zuließ. Das

*) Nach einer gefälligen Mittheilung des damaligen Adjutanten des Prinzen August, Majors a. D. Herrn v. Wyschotzki auf Ottmuth.

vorgesteckte Ziel: die Sicherung der vorgerückten Heere zu bewirken, das mangelnde Vertrauen durch eine Unterwerfung zu ersetzen, war erreicht. Die Ehre der preußischen Waffen fand in dem Gewinne von beinahe 500 Geschützen und eines sehr bedeutenden Kriegsmaterials eine glänzende Genugthuung." *)

An diesem, mit großen Beschwerden und Gefahren verbundenen, Festungskriege hatte in Gemeinschaft mit dem zweiten preußischen Armeecorps das norddeutsche Bundescorps rühmlichen Antheil genommen. Der Feldmarschall Blücher erließ an dasselbe aus seinem Hauptquartiere Compiègne den 24. October 1815 nachstehenden Armeebefehl:

„Nach dem Abschluß der Unterhandlungen in Paris brechen jetzt die alliirten Heere aus Frankreich auf, um nach ihrer Heimath zurückzukehren.

„Die Ruhe und Sicherheit von Europa war aufs Neue gefährdet, der gemeinschaftlichen Gefahr ist durch gemeinschaftliche Anstrengungen begegnet worden und der Sieg hat unsere Anstrengungen gekrönt. An die preußische Armee haben sich die kurhessischen, mecklenburgischen, sachsen-weimar- und gothaischen, oldenburgischen, anhaltischen, schwarzenburgischen, lippeschen und waldeckschen Truppen angeschlossen und ich habe die Ehre gehabt, sie unter meinem Befehle zu haben.

„Diese braven Truppen haben auch in dem jetzigen Kriege erneute Beweise ihrer alten, berühmten Tapferkeit gegeben und ihrer Ausdauer und Thätigkeit ist es mit zuzuschreiben, daß ein ansehnlicher Theil der Festungslinie an der Grenze Frankreichs von uns erobert worden ist. In dem Augenblicke, wo der Rückmarsch beginnt und wo ich aufhöre, der Befehlshaber dieser Truppen zu sein, ertheile ich ihnen dies Zugeständniß des ehrenvollsten Benehmens. Ich werde ein Vergnügen darin finden, es gegen die Fürsten und vor dem gemeinschaftlichen Vaterlande auszusprechen.

„Ich danke den Herren Generalen, den Herren Stabs- und Ober-Officieren, den Unterofficieren und Gemeinen dieser braven Truppen für die Anstrengungen, die uns vereint zum Siege geführt haben.

(gez.) Blücher."

---

*) Damitz a. a. O. II. S. 376 am Schlusse der Darstellung des Festungskrieges 1815. Ausführlicheren Bericht darüber findet man in: „Blesson, Beitrag zur Geschichte des Festungskrieges in Frankreich 1815. Berlin 1818" und in: „Ciriacy, der Belagerungskrieg des zweiten preußischen Armeecorps. Berlin 1818."

In den ersten Tagen des November trat das norddeutsche Bundescorps den Rückmarsch nach der Heimath an; eine jede Compagnie, beziehungsweise halbe, Viertel- und Achtel-Compagnie mit dem Fähnlein ihres Vaterländchens; denn fernab liegt heut noch (1865) die Zeit, wo das deutsche Heer unter dem schwarz-roth-goldenen Reichsbanner zu Felde ziehen wird.

Als der Feldmarschall Blücher aus Genappe den 19. Juni den Befehl zur Einschließung und Berennung der, ihm den Weg nach Paris verlegenden, Festungen gab, fügte er als eigenhändige Nachschrift hinzu: „Jetzt muß man kühn sein und sich nicht an Theorie und Bücher halten."

Hätte der Oberbefehlshaber des oberrheinischen Heeres, Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, mit Blücher gleichen Schritt gehalten und hätten die Süddeutschen mit gleichem Sturmlaufe wie die Norddeutschen aufgeräumt, dann konnten die Bedingungen bei dem Friedensschlusse mehr zu unseren Gunsten gestellt werden. Wir berichten über den Festungskrieg des oberrheinischen Heeres nur beiläufig.

Straßburg, welches den Eingang aus Süddeutschland nach Frankreich fest und sicher unter Schloß und Riegel verwahrt hält, hatte Napoleon einem seinem kriegbewährtesten und ergebensten Heerführer, dem General Rapp, mit einem 24,000 Mann starken Armeecorps anvertraut. Der Oberbefehlshaber des oberrheinischen Heeres, Fürst Schwarzenberg, hatte den Kronprinzen von Würtemberg, Befehlshaber des dritten Armeecorps, welches aus Oestreichern, Würtembergern und Badensern zusammengesetzt war, eine Disposition gegeben, welche von der irrigen Voraussetzung ausging, daß General Rapp, nachdem die Nachrichten über den Ausgang der Schlacht von Belle-Alliance bei ihm eingegangen sein würden, über Hals und Kopf sich hinter den Wällen Straßburgs verstecken werde. „Wenn der General Rapp," heißt es in Schwarzenbergs Disposition vom 23. Juni, „sich erdreisten sollte, im Rheinthale außerhalb der Festung stehen zu bleiben, oder wäre derselbe wider alle Erwartung noch in der Linien von Weißenburg aufgestellt, so habe das dritte Armeecorps ihn so lange in der Front zu beschäftigen, bis die bairische Armee in seinem Rücken eingetroffen sein werde."

General Rapp hielt aber an dem Grundsatze fest, daß eine Festung außerhalb durch eine Schlacht und durch Gefechte in freiem Felde besser vertheidigt werde als hinter Wällen. In gutgewählter Stellung hinter dem Suffel-Bache

erwartete Rapp am 28. Juni die gegen ihn anrückende Heeresmacht. Es kam zu dem blutigen „Gefecht bei Straßburg", in welchem der Gesammtverlust des dritten Armeecorps 7 Officiere und 156 Mann an Todten und 42 Officiere und 1048 Mann an Verwundeten betrug. Die Würtemberger eroberten 5 Kanonen und machten 200 Feinde zu Gefangenen. Rapp zog sich nun in seine Festung zurück, deren Einschließung vom 5. Juli an das zweite Armeecorps des oberrheinischen Heeres unter Befehl des Generals der Cavallerie, Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, übernahm. Auf Unterhandlung wegen einer Uebergabe ließ General Rapp sich nicht ein; auf dergleichen an ihn gerichtete Anfragen antwortete er durch einen keck unternommenen Ausfall in der Nacht vom 8. zum 9. Juli, welcher das blutige Gefecht von Ober- und Mittelhausbergen veranlaßte.

Weder die Verzweiflung seiner Lage, noch die Hoffnung, dadurch für die längst verlorene Sache Napoleons irgend einen Erfolg zu erzielen, rechtfertigen diese, nur durch die brutale Soldatennatur eines alten Haudegens zu erklärende, letzte Waffenthat Rapps, der noch dazu deutscher Herkunft war. Der Verlust der Oestreicher betrug 795 Mann, der der Franzosen 53 Officiere und 1625 Mann. Von da ab verhielt sich Rapp ruhig. Erst am 22. Juli schloß er mit dem Fürsten von Hohenzollern einen Waffenstillstand. Daß Straßburg in den Händen der Franzosen geblieben war, entschied bei den Friedensunterhandlungen das Verbleiben des Elsaß bei Frankreich.

Als die einzige ausgezeichnete Waffenthat des oberrheinischen Heeres, vornehmlich gelungen durch die Unterstützung schweizer Artilleristen und Geschütze, verdient die Belagerung und Einnahme Hüningens Erwähnung. Den Oberbefehl über das, aus Oestreichern, Hessen-Darmstädtern, Würtembergern und Schweizern bestehende, 12,000 Mann starke Belagerungscorps führte der Erzherzog Johann. Durch den Mangel an Belagerungsgeschütz, welches Ende Juni von Prag und Linz abging und am 15. August erst vor Hüningen eintraf, verzögerte sich der Angriff. Der Commandant, General Barbanègre, wies mit stolzer Hartnäckigkeit die Aufforderung zur Uebergabe zurück; erst als in der Festung selbst ein Aufstand der Bürgerschaft bei ihm Bedenken erregte, ließ er sich herbei zu capituliren und übergab am 28. August die Festung dem Kaiser von Oestreich. Die Besatzung, 2000 Mann stark, erhielt nach Niederlegung der Waffen freien Abzug zur Loire.

Am 2. September begann man die, zur Bedrohung und Schmach der Schweiz erbaute, Festung zu rasiren und möge kein „Barbanègre" dort jemals wieder aufschießen.

Durch die, nach langem vergeblichen Widerspruch erfolgte, Zustimmung der preußischen Bevollmächtigten war endlich eine Vereinbarung in der Conferenz zu Stande gekommen. Am 20. September unterzeichneten die vier Großmächte eine, an das französische Ministerium, Talleyrand, Louis und Dalberg gerichtete, Note, welche als Ultimatum nachstehende Punkte enthielt:

1. Bestätigung des Pariser Friedens von 1814.
2. Eine Grenzberichtigung, wodurch Condé, Philippeville, Marienburg und Givet, so wie Landau mit dem Lande bis zur Lauter, Fort Joux, l'Ecluse, Savoyen und Monaco von Frankreich abgetreten, die Neutralität der Schweiz auf einen Theil Savoyens ausgedehnt wird.
3. Schleifung der Festungswerke von Hüningen und Verzicht auf deren Wiederaufbau, oder auf die Anlage einer andern Festung näher als drei Lieues von Basel.
4. Zahlung von 600 Millionen Francs Kriegskosten.
5. Zahlung von 200 Millionen Francs zum Aufbau von Festungen gegen Frankreich neben der Abtretung von Condé, Givet, Charlemont und Saarlouis.*)
6. Besetzung Frankreichs durch 150,000 Mann, wozu Festungen von Valenciennes bis Fort Louis eingeräumt werden, auf höchstens 7,

*) Wenn den deutschen Stammgenossen des linken Rheinufers — und wohl nicht aller Orten mit Unrecht — der Vorwurf gemacht wurde, daß sie unter einer mehrjährigen französischen Herrschaft sich ihres Vaterlandes entwöhnt und nach Anschluß an Deutschland nicht begehrten, so machte hiervon die Bevölkerung von Saarbrücken eine ehrenwerthe und rühmliche Ausnahme. Dies gesegnete Ländchen war im Frieden 1814 bei Frankreich belassen worden. Jetzt schickte die Stadt Saarbrücken Abgeordnete, darunter den trefflichen, deutschen Mann, Bürgermeister Böcking, nach Paris, welche dem Könige von Preußen die Bitte vortrugen, bei dem diesmaligen Friedensschlusse das treulich deutschgesinnte Saarbrücken nicht wieder zu vergessen und bei Frankreich zu lassen, sondern unter den Schutz und Schirm des preußischen Adlers zu nehmen. Der König kam dem Wunsche der Saarbrücker gern entgegen und trotz der, von der Conferenz erhobenen, Bedenken und des Widerspruches des französischen Ministeriums gelang es dem Staatskanzler, die Abtretung Saarbrückens zu erwirken. Es ist dies wohl die einzige Provinz, welche die Krone Preußen durch ein Plebiscit, Volksabstimmung, erworben hat; damals war noch für uns die Zeit der moralischen Eroberungen.

wenigstens 3 Jahre. Straßburg wird geräumt, von der Stadtwache besetzt, die Citadelle durch die Verbündeten. Die besetzten Festungen werden nach Ablauf der bestimmten Zeit Ludwig XVIII. oder seinen Erben und Nachfolgern zurückgestellt.

Die Hoffnung der Conferenz, daß sie nach der, am 18. September erfolgten, Entlassung Fouché's das französische Ministerium fügsamer finden werde, ging nicht in Erfüllung. Talleyrand war, trotz seiner Legitimitätsschwindelei, dennoch zu sehr ein Sohn Frankreichs und der Revolution, als daß er dem Könige rathen konnte, entehrende Bedingungen — wie sie diese, nur allzugelinde, Züchtigung nannten — zu unterzeichnen. Mit jesuitischer Spitzfindigkeit und allen Kniffen und Pfiffen diplomatischer Geriebenheit reichlich ausgestattet, verfaßte Talleyrand eine Antwort, worin die, wie ihm nicht unbekannt war, von Wellington und Capo d'Istria aufgestellte, Ansicht geltend gemacht wurde, daß Ludwig XVIII. ein Verbündeter der vier Großmächte sei, mithin ein Krieg Europas, und am wenigsten ein Eroberungskrieg, gegen ihn keinen Sinn habe. Lächerlicherweise berief er sich in seiner Entgegnung auf die Unterstützung, welche Ludwig XVIII. den Verbündeten durch 6—7000 seiner Anhänger in den westlichen und südlichen Departements geleistet. Diese hätten Napoleon genöthigt, seine Kräfte zu theilen, wodurch vornehmlich das Vorrücken der Verbündeten gegen Paris begünstigt worden sei.... Gerechtigkeit sei jetzt mehr als jemals Pflicht; nie würden nach den Erklärungen der Verbündeten die Franzosen Abtretungen als rechtmäßig verloren ansehen. Die Würde des Königs, dem die Nation seine Einwilligung als Verbrechen anrechnen werde, die Befestigung der königlichen Regierung werde dadurch gehindert, die Ruhe und das Gleichgewicht Europas dadurch gestört. Dennoch sei der König geneigt, zur Herstellung der alten Grenzen Frankreichs, zur Zahlung einer mäßigen Entschädigungssumme und zur Besetzung von Festungen, aber keinenfalls auf 7 Jahre, seine Einwilligung zu geben. Wenn die Verbündeten bei den, deshalb zu treffenden, einzelnen Bestimmungen den Geist der Gerechtigkeit und Mäßigung walten ließen, werde eine Einigung leicht zu Stande kommen; würden aber diese Grundlagen nicht angenommen, so wären die unterzeichneten Minister Sr. Majestät ohne Vollmacht andere anzuhören, oder vorzuschlagen.

Die Conferenz antwortete in einer Note vom 22. September, in welcher sie nochmals bemerklich machte, daß es sich keineswegs um Eroberung, sondern

um Sicherheit und Entschädigung handle; Gewährleistung für Sicherheit sei jetzt nothwendiger, als 1814; die Völker, durch die Gefahren von 1815 aufgeregt, verlangten mit Recht andere Unterpfänder dafür, als sie ihnen 1814 gewährt wurden. Hierzu müsse Frankreich in seinem eigenen Interesse die Hand bieten, denn um glücklich zu sein, sei es unumgänglich nothwendig, daß seine Nachbarn es auch seien. Die verlangten Abtretungen seien unbeträchtlich, nur wegen der Sicherheit der Nachbarn ausgewählt, an der Grenze gelegen, ohne Einfluß auf die Verwaltung, ließen Frankreich vortrefflich abgerundet und befestigt, reicher als irgend einen andern Staat an Mitteln, sich einem Einbruch zu widersetzen. Die von den Revolutionären aufgestellte Lehre von der Unverletzbarkeit des französischen Gebietes sei nicht stichhaltig; es würde jeden Begriff der Gleichberechtigung der Mächte aufheben, wenn Frankreich allein ohne Schwierigkeit erobern und sich ausdehnen, aber niemals etwas von seinen Eroberungen verlieren könne. Ueber den letzten Theil der französischen Note behielt sich die Conferenz eine ernstliche Erklärung in einer mündlichen Besprechung vor." Unterzeichnet hatten diese Antwort: Rasumowski und Capo d'Istria für Rußland; Metternich und Wessenberg für Oestreich; Hardenberg und Humboldt für Preußen; Castlereagh für England.

Nun kam es nur darauf an, ebenso wie Fouché auch noch Talleyrand zu beseitigen. Dies Geschäft übernahm der Kaiser von Rußland, welcher den König Ludwig XVIII. dadurch gewonnen hatte, daß er ihm versprach, einigen Nachlaß in den Friedensbedingungen vermitteln zu wollen, wenn er Talleyrand entlassen und den Herzog von Richelieu an die Spitze der Geschäfte berufen werde. Mit Richelieu, dem Gründer und Statthalter der Stadt Odessa, stand Alexander seit Jahren in dem vertraulichsten Verhältniß. Der König ergriff sehr gern die ihm gebotene Gelegenheit, Talleyrand zu beseitigen. Richelieu übernahm am 24. September den Vorsitz in dem Ministerrathe und die Geschäfte des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. Zu Collegen und Gehülfen wählte er sich: Decazes für die Polizei, Vaublanc für Inneres, Clarke für den Krieg, Corvetto für die Finanzen, Barbe-Marbois für die Justiz, Dubouchage für das Seewesen.*) Durch die Fürsprache Alexanders gelang es dem Herzoge von

*) Chateaubriand ward sehr ungehalten darüber, daß ihm das Ministerium des Innern, welches er, als der König nach Gent geflüchtet war, geführt hatte, nicht anvertraut blieb.

Richelieu, die Zustimmung Wellingtons zur Ermäßigung einiger Bedingungen in Betreff der Gebietsabtretung, der Kriegsschatzung und der Dauer der Besetzung des Landes zu erhalten.

Die preußischen Bevollmächtigten mußten sich in das Unvermeidliche fügen; sie unterzeichneten in der Conferenz am 3. October das Protokoll, welches die endgültigen Bedingungen feststellte. „Daß das Friedens-Protokoll unterzeichnet worden," schreibt Gruner aus Paris den 5. October 1815 an Stein, „werden Ew. Excellenz schon wissen. Die Redaction des förmlichen Tractates ist denen Herren v. Gentz und Labesnardière übertragen worden."

So oft es bei der Kriegsbereitschaft und auf dem Schlachtfelde galt, Gut und Blut daran zu setzen, da ließen die Verbündeten Preußen ohne Rückhalt den Vortritt; an der grünen Tafel des Friedens-Congresses aber, als es seinen wohlverdienten Lohn nicht sowohl zu seinem, als vielmehr zum Vortheile des gesammten deutschen Vaterlandes verlangte, wurde es überstimmt und in das Hintertreffen geschoben.

Hier haben wir sie nun, die zweite Pariser Friedensbescheerung!

Der Pariser Friedenstractat vom 20. November 1815, in der Geschichte unter dem Namen des zweiten Pariser Friedens bekannt, wurde am gedachten Tage zwischen Oestreich, Großbritannien, Preußen und Rußland einerseits, und Frankreich andererseits, zu Paris unterzeichnet. Es gab so viele Urkunden, als mit Frankreich unterhandelnde Mächte; jede nennt nur Eine Macht, die mit diesem Lande Frieden schließt. Das östreichische Instrument unterzeichneten der Fürst v. Metternich und der Freiherr v. Wessenberg; das englische der Viscount Castlereagh und der Herzog v. Wellington; das preußische der Fürst v. Hardenberg und der Freiherr Wilhelm v. Humboldt; das russische der Fürst Rasumowski und der Graf Capo d'Istria. Von französischer Seite sind die Urkunden sämmtlich von dem Präsidenten des Ministerrathes und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herzog v. Richelieu, unterzeichnet. Letzterer legte sie der französischen Pairskammer in ihrer Sitzung

---

Als dies an einer heitern Mittagstafel im Roche de Cancale — wo es damals die frischesten Austern gab — besprochen wurde, gab unser Tyrtäus Stägemann auf Chateaubriands Rechnung das Epigramm zum Besten:

„Das Inn're, nein, das laß ich nimmer fahren,
Ich hab' es ja geführt, so lang wir draußen waren."

vom 25. November vor, und versicherte am Schlusse der Verlesung des Hauptvertrages und der Nebenverträge, daß es keine geheimen Artikel gebe.*)

Hauptvertrag.

Nachdem die verbündeten Mächte durch ihre Anstrengungen und den Sieg ihrer Waffen Frankreich und Europa vor den Umwälzungen, womit das letzte Unterfangen Napoleon Bonaparte's und das revolutionaire System, das man in Frankreich wieder einführte, um jenes Unterfangen gelingen zu machen, beide bedrohte, bewahrt haben, und sie in diesem Augenblicke mit Seiner Allerchristlichsten Majestät den Wunsch theilen, durch unverletzliche Aufrechthaltung des königlichen Ansehens und Wiederinkraftsetzung der Verfassungsurkunde die glücklich wiederhergestellte Ordnung der Dinge in Frankreich zu befestigen, sowie zwischen Frankreich und seinen Nachbarn gegenseitiges Vertrauen und Wohlwollen, die durch die unheilbringenden Wirkungen der Revolution so lange gestört waren, wieder herzustellen: so haben Ihre kaiserlichen königlichen Majestäten in der Ueberzeugung, daß dieser letztere Zweck nicht anders zu erreichen sei, als durch eine Ausgleichung, die ihnen gerechte Entschädigungen für das Vergangene, und sichere Bürgschaft für die Zukunft leisten, und im Einverständnisse mit Seiner Majestät dem Könige von Frankreich die Mittel in Betracht gezogen diese Ausgleichung zu bewerkstelligen, und nachdem sie erkannt, daß die, den Mächten schuldige, Entschädigung weder ganz in Ländereien, noch ganz in Geld bestehen könne, ohne einem oder dem andern wesentlichen Interesse Frankreichs zu nahe zu treten, und daß es zweckmäßiger wäre, beide Verfahrungsweisen zu verbinden, um diesen beiden Unannehmlichkeiten vorzubeugen, bei ihren gegenwärtigen Verhandlungen diese Basis genommen und sind ebenso auch darüber einig, daß es nothwendig sei, auf bestimmte Zeit eine gewisse Anzahl verbündeter Truppen in den Grenzprovinzen Frankreichs stehen zu lassen. Sie sind übereingekommen, die verschiedenen, auf diese Grundlage gestützten Bedingungen in einen Definitivtractat zu vereinigen. Zu dieser Absicht und zu dem Ende haben Seine Majestät u. s. w. für Sich und Ihre Verbündeten einerseits, und Seine Majestät der König von Frankreich und Navarra andererseits, Ihre Bevollmächtigten ernannt, um über besagten Definitivtractat zu unterhandeln, ihn

*) Siehe „Moniteur" vom 26. November 1815. Bd. II. S. 1316.

abzuschließen und zu unterzeichnen, nämlich (folgen die Namen der bevollmächtigten Minister), welche nach Auswechselung ihrer in guter und gehöriger Form befundenen Vollmachten nachstehende Artikel unterzeichnet haben:

Art. 1. Die Grenzen Frankreichs bleiben so, wie sie im Jahre 1790 waren, bis auf die gegenwärtigen Abänderungen, wie sie in gegenwärtigem Artikel angegeben sind:

a) Im Norden bleibt die Grenzlinie, sowie sie in dem Pariser Tractate 1814 bestimmt worden, bis Quievrain gegenüber; von da geht sie längs den alten Grenzen der belgischen Provinzen, des vormaligen Bisthums Lüttich und des Herzogthums Bouillon, hin, sowie diese im Jahre 1790 war, und so, daß die eingeschlossenen Territorien von Philippeville und Marienburg, nebst den gleichnamigen Festungen, und auch das ganze Herzogthum Bouillon außerhalb der französischen Grenzen zu liegen kommen. Von Villers bei Orval, an den Grenzen des Departements der Ardennen und des Großherzogthums Luxemburg, bis Perle an der Chaussee, die von Thionville nach Trier führt, bleibt die Grenzlinie, wie sie im Pariser Tractate festgesetzt worden. Von Perle aus geht sie über Lannsdorf, Walwich, Schardorf, Niederweiling, Peilweiler, welche Oerter nebst ihrer Bannmeile bei Frankreich bleiben, bis Houvre und längs den alten Grenzen der Landschaft Saarbrück hin, so daß Saarlouis und der Lauf der Saar, nebst den rechts von der oben bezeichneten Linie und ihren Bannmeilen liegenden Ortschaften, außerhalb der französischen Grenzen zu liegen kommen. Von den Grenzen der Landschaft Saarbrück an wird die Grenzlinie die nämliche sein, die gegenwärtig die Departements der Mosel und des Niederrheins von Deutschland trennt, bis zur Lauter hin, die dann bis zu ihrem Ausflusse in den Rhein die Grenze bilden soll. Das ganze, auf dem linken Rheinufer gelegene Gebiet, mit Einschluß der Festung Landau, wird zu Deutschland gehören. Die Stadt Weißenburg jedoch, durch welche jener Fluß quer durchläuft, soll, nebst einem Rayon auf dem linken Ufer, ganz bei Frankreich bleiben. Dieser Rayon soll nicht über 1000 Toisen betragen, und durch die Commissaire, denen die zunächst vorzunehmende Grenzbestimmung übertragen werden wird, noch genauer bezeichnet werden.

b) Vom Ausflusse der Lauter an, längs den Departements des Niederrheins, des Oberrheins, des Doubs und des Jura bis zum Canton Waadt bleiben die Grenzen, wie sie durch den Pariser Tractat bestimmt worden. Der

Thalweg des Rheins soll die Grenze zwischen Frankreich und den deutschen Staaten bilden, aber im Besitzstande der Inseln, wie er in Folge einer neuen Besichtigung des Laufes dieses Flusses bestimmt werden wird, soll keine Veränderung stattfinden, der Lauf dieses Flusses möge sich im Verflusse der Zeit ändern, wie er wolle. Es sollen binnen drei Monaten von beiden Seiten der hohen contrahirenden Mächte Bevollmächtigte ernannt werden, um benannte Besichtigung vorzunehmen. Die Hälfte der Brücken zwischen Straßburg und Kehl soll zu Frankreich, die andere Hälfte zum Großherzogthum Baden gehören.

c) Um eine gerade Verbindung zwischen dem Canton Genf und der Schweiz herzustellen, soll jener Theil der Landschaft Gex, welcher östlich von dem Genfer See, südlich vom Gebiete des Cantons Genf, nördlich durch den Canton Waadt und westlich durch den Lauf des Versoix, und eine Linie, welche die Gemeinden Collex, Bossy und Meiryn in sich begreift, die Gemeinde Ferney aber bei Frankreich läßt, begrenzt wird, an den schweizerischen Bundesstaat abgetreten und mit dem Canton Genf vereinigt werden.*) Die französische Douanenlinie soll westlich vom Jura aufgestellt werden, so daß die ganze Landschaft Gex außerhalb dieser Linie zu liegen kommt.

d) Von den Grenzen des Cantons Genf bis zum mittelländischen Meere wird die nämliche Grenzlinie sein, die im Jahre 1790 Frankreich von Savoyen und der Grafschaft Nizza trennte. Die Verhältnisse, welche der Tractat von 1814 zwischen Frankreich und dem Fürstenthum Monaco wiederhergestellt hatte, sollen für immer aufhören, und die nämlichen Verhältnisse zwischen diesem Fürstenthume und Seiner Majestät dem Könige von Sardinien stattfinden.

e) Die hohen vertragschließenden Mächte werden binnen drei Monaten nach Unterzeichnung des gegenwärtigen Vertrages Bevollmächtigte ernennen, um Alles, was auf die gegenwärtige Grenzbestimmung Bezug hat, in Ordnung zu bringen, und sobald die Bevollmächtigten mit der Arbeit zu Stande sind, sollen Landkarten gefertigt und Grenzpfähle zur Bezeichnung der gegenwärtigen Grenzen errichtet werden.

Art. 2. Die Festungen und Districte, die nach vorstehendem Artikel nicht mehr zum französischen Gebiet gehören sollen, werden in der, im neunten Artikel der gegenwärtigem Tractate beigefügten Militärconventionen bestimmten,

*) Dieser Artikel ist von Frankreich nicht völlig vollzogen worden.

Frist den verbündeten Mächten übergeben, und Seine Majestät der König von Frankreich leisten für Sich und Ihre Erben und Nachfolger für ewige Zeiten auf die Souverainetät und Eigenthumsrechte Verzicht, die Sie bisher auf die besagten Festungen und Districte ausgeübt haben.

Art. 3. Da die Festungswerke von Hüningen ein beständiger Gegenstand der Unruhe für die Stadt Basel gewesen sind, so sind die hohen vertragschließenden Mächte, um der Schweiz einen neuen Beweis Ihres Wohlwollens und Ihrer Fürsorge zu geben, unter sich übereingekommen, die Festungswerke von Hüningen schleifen zu lassen, und die französische Regierung verpflichtet sich aus dem nämlichen Beweggrunde, sie niemals wieder herzustellen, auch sie nicht durch andere Festungswerke in einer Entfernung von weniger als drei Lieues von der Stadt zu ersetzen. Die Neutralität der Schweiz soll ferner auf das nördlich von einer Linie, die von Ugine ausläuft und, den See von Annecy südlich mit eingeschlossen, über Faverge bis Lecheraine und von da bis zum See von Bourget und zur Rhone hingeht, gelegene Gebiet, so wie es durch den 92. Artikel der Schlußacte des Wiener Congresses mit den Provinzen von Chablais und Faucigny geschehen ist,*) ausgedehnt werden.

Art. 4. Die Geldentschädigung, welche Frankreich den verbündeten Mächten leisten soll, ist auf die Summe von 700 Millionen festgesetzt; die Art und Weise, die Termine und die Bürgschaft für die Bezahlung dieser Summe sollen durch eine besondere Convention regulirt werden, welche eben so kräftig und gültig sein soll, als wenn sie wörtlich im gegenwärtigen Tractat eingeschaltet wäre.

Art. 5. Da der Zustand der Unruhe und Gährung, den Frankreich nach so vielen gewaltsamen Erschütterungen, insbesondere nach der letzten Katastrophe,

---

*) Dieser Artikel der Schlußacte lautet: „Die Provinzen Chablais und Faucigny, sowie das ganze, nördlich von Ugine gelegene und Sr. Majestät dem Könige von Sardinien zustehende, Gebiet soll mit zur Neutralität der Schweiz gehören, so wie sie von den Mächten anerkannt und verbürgt worden. Demnach werden sich die Truppen Sr. Majestät des Königs von Sardinien, die etwa in diesen Provinzen stehen möchten, allemal, wenn sich die der Schweiz benachbarten Mächte in offenem feindseligem Zustande befinden, oder ein solcher bevorsteht, zurückziehen, und können zu dem Ende, wenn es nöthig wird, ihren Weg durch das Wallis nehmen, es dürfen aber keine bewaffneten Truppen irgend einer anderen Macht durch die oben genannten Provinzen marschiren oder dort stationiren, als die, welche die Schweiz dort aufzustellen für gut erachtet, doch darf ein solcher Zustand der Dinge die Verwaltung dieser Länder, wozu die Civilbeamten Sr. Majestät des Königs von Sardinien auch die Municipalgarde zur Aufrechthaltung der guten Ordnung nicht anwenden können, nicht hindern."

ungeachtet der väterlichen Absichten des Königs und der Wohlthaten, die allen Klassen seiner Unterthanen durch die Verfassungsurkunde zu Theil geworden, nothwendig noch verspürt, zur Sicherheit der benachbarten Staaten Maßregeln der Vorsicht und zeitliche Bürgschaft erforderlich macht, so ist für unerläßlich erachtet worden, auf eine bestimmte Zeit Stellungen in Frankreich durch ein Corps verbündeter Truppen besetzen zu lassen, unter dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß diese Besetzung weder der Souverainetät Seiner Allerchristlichsten Majestät, noch dem Besitzstande, so wie er durch gegenwärtigen Tractat anerkannt und bestätigt worden, Eintrag thun soll. Die Zahl der Truppen soll sich nicht über 150,000 Mann belaufen. Den Oberbefehlshaber dieser Armee ernennen die verbündeten Mächte. Dieses Armeecorps wird die festen Plätze Condé, Valenciennes, Bouchain, Cambray, le Quesnoy, Maubeuge, Landrecies, Avesnes, Rocroy, Givet nebst Charlemont, Mezières, Sedan, Montmedy, Thionville, Longwy, Bitsch und den Brückenkopf am Fort Louis besetzen. Da Frankreich für den Unterhalt der hierzu bestimmten Armee zu sorgen hat, so soll Alles, was sich auf diesen Gegenstand bezieht, in einer besonderen Convention regulirt werden. Das Maximum der Dauer dieser militairischen Besetzung ist auf 5 Jahre festgesetzt. Dieselbe kann aber auch vor diesem Zeitpunkte endigen, wenn die verbündeten Souveraine nach Verlauf von 3 Jahren in Uebereinstimmung mit dem Könige von Frankreich, die Lage und das gegenseitige Interesse, sowie die Fortschritte, welche die Wiederherstellung der Ordnung und Ruhe in Frankreich gemacht haben wird, reiflich erwogen und sich in der Anerkennung vereint haben werden, daß die Beweggründe, welche diese Maßregel hervorriefen, nicht mehr vorhanden sind. Wie aber auch das Ergebniß dieser Berathschlagung ausfallen möge, werden nach Verlauf von 5 Jahren alle, von den verbündeten Truppen besetzte, Plätze und Stellungen ohne weiteren Aufenthalt geräumt und an Se. allerchristlichste Majestät oder Ihre Erben und Nachfolger übergeben werden.

Art. 6. Alle anderen fremden Truppen, die nicht mit zu dieser Besetzungsarmee gehören, werden in jenen Fristen, welche der 9. Artikel der, dem gegenwärtigen Tractate angehängten Militairconventionen bestimmt, das französische Gebiet räumen.

Art. 7. In allen Ländern, welche theils kraft des gegenwärtigen Tractates, theils kraft der, in dessen Folge zu treffenden, Bestimmungen, ihre Herren ändern werden, wird man den eingebornen und fremden Einwohnern, welchem

Stande und welcher Nation sie auch angehören, eine Frist von 6 Jahren, von Auswechselung der Ratificationen zu rechnen, gewähren, um sich in jedes Land, das sie wählen werden, zu begeben.

Art. 8. Alle Bestimmungen des Pariser Tractates vom 30. Mai 1814 in Bezug auf die, durch denselben abgetretenen, Länder werden ebenfalls auf die verschiedenen, durch gegenwärtigen Tractat abgetretenen Gebiete und Districte angewendet werden.

Art. 9. Da sich die hohen vertragschließenden Mächte über die verschiedenen Reclamationen haben Vortrag erstatten lassen, welche durch die Nichtvollziehung des 19. und der folgenden Artikel des Tractates vom 20. Mai 1814, sowie durch die zwischen Großbritannien und Frankreich unterzeichneten Zusatzartikel zu besagtem Tractate entstanden sind, und nachdem sie, von dem Wunsche beseelt, die in gedachten Artikeln enthaltenen Bestimmungen zur Ausführung zu bringen, zu dem Zwecke in zwei Separatconventionen den zur vollständigen Vollziehung jener Artikel gegenseitig zu beobachtenden Gang festgesetzt haben, werden diese zwei Conventionen, so wie sie sich dem gegenwärtigen Tractate beigefügt finden, die nämliche Kraft und Gültigkeit haben, als wenn sie in denselben Wort für Wort eingerückt wären.

Art. 10. Alle während der Feindseligkeiten gemachten Kriegsgefangenen, sowie alle Geiseln, die genommen oder gegeben sein könnten, sollen in möglichst kurzer Zeitfrist zurückgeschickt werden. Dasselbe wird in Betreff der, vor dem Tractate vom 30. Mai 1814 gemachten Kriegsgefangenen, die noch nicht zurückgegeben sein möchten, stattfinden.

Art. 11. Der Pariser Tractat vom 30. Mai 1814, sowie die Schlußacte des Wiener Congresses vom 9. Juni 1815 werden in allen Bestimmungen, welche nicht durch die Clauseln des gegenwärtigen Vertrages abgeändert sind, bestätigt und aufrecht erhalten.

Art. 12. Gegenwärtiger Tractat nebst den beigefügten Conventionen soll in Einer Urkunde ratificirt und es sollen die Ratificationen binnen zwei Monaten, wenn möglich noch früher, ausgewechselt werden.

Zur Beglaubigung dessen haben die respectiven Bevollmächtigten ihn unterzeichnet und ihre Wappensiegel beigedruckt.

So geschehen zu Paris den 20. November im Jahre des Heils 1815.

(Folgen die Unterschriften.)

Zusatzartikel.

Da die hohen vertragschließenden Mächte aufrichtig wünschen, den Maßregeln in Bezug auf vollständige und allgemeine Abschaffung des afrikanischen Negerhandels, mit denen sie sich auf dem Wiener Congresse beschäftigt haben, Folge zu geben, so verpflichten sie sich neuerdings, alle ihre Kräfte gemeinschaftlich anzuwenden, um den endlichen Sieg der, von ihnen in der Erklärung vom 4. Februar 1815 verkündeten, Grundsätze zu sichern, und ohne Zeitverlust durch ihre Minister an den Höfen von London und Paris die wirksamsten Maßregeln zu verabreden und die gänzliche und definitive Abschaffung eines so hassenswerthen und von den Gesetzen der Religion und der Natur so laut verdammten Handels zu bewirken. Gegenwärtiger Zusatzartikel wird dieselbe Kraft und Geltung haben, als wenn er Wort für Wort in den heutigen Tractat eingerückt wäre. Zur Beglaubigung dessen haben die respectiven Bevollmächtigten ihn untersiegelt und ihre Wappensiegel beigedruckt.

So geschehen zu Paris am 20. November im Jahre des Heils 1815.

Separatartikel zwischen Frankreich und Rußland.

Zur Vollziehung des Zusatzartikels vom 30. Mai 1814 verpflichten sich Se. allerchristlichste Majestät, ohne Verzug einen oder mehrere Bevollmächtigte nach Warschau zu schicken, um in Ihrem Namen nach den Bestimmungen besagten Tractates zur Prüfung und zur Liquidation der gegenseitigen Forderungen Frankreichs und des ehemaligen Herzogthums Warschau, sowie zu allen hierauf bezüglichen Anordnungen mitzuwirken.

Se. allerchristlichste Majestät erkennt in Betreff Sr. Majestät des Kaisers von Rußland in seiner Eigenschaft als König von Polen die Richtigkeit der Convention von Bayonne an, wohl verstanden jedoch, daß diese Bestimmung nur in Gemäßheit der Grundsätze, welche in den, im 9. Artikel des heutigen Tractates bezeichneten Conventionen aufgestellt sind, Anwendung finden können.

Gegenwärtiger Separatartikel soll gleiche Kraft und Gültigkeit haben, als wäre er Wort für Wort in den heutigen Tractat eingeschaltet. Es wird zur nämlichen Zeit mit diesem die Ratification desselben und die Auswechselung der Ratificationen stattfinden.

Zur Beglaubigung dessen haben die respectiven Bevollmächtigten ihn unterzeichnet und ihre Wappensiegel beigedruckt. (Folgen die Unterschriften.)

Nebenverträge.

Diesem Hauptvertrage sind vier Nebenverträge angehangen, die mit ihm wesentlich Ein Ganzes bilden und an dem nämlichen Tage und Orte unterzeichnet worden sind.

I. Convention, abgeschlossen in Gemäßheit des 4. Artikels des Haupttractates in Betreff der von Frankreich den verbündeten Mächten zu leistenden Geldentschädigung. In 16 Artikeln.

Als Art und Weise der Zahlung war festgesetzt, daß der französische Staatsschatz sogleich den verbündeten Mächten 15 Obligationen zu 46⅔ Millionen Francs (mithin auf die ganze Summe von 700 Millionen) übergeben solle, zahlbar: die erste am 31. März 1816, die zweite am 31. Juli desselben Jahres und so fort von vier Monaten zu vier Monaten während 5 auf einander folgender Jahre. Diese Obligationen sollen nicht umsetzbar (négociable) sein, sondern gegen Schatzscheine, auf den Inhaber lautend, umgetauscht werden, und zwar vier Monate vor der Verfallzeit jeder Theilzahlung von 46⅔ Millionen Francs. Ferner mußte Frankreich am 1. Januar 1816 den verbündeten Mächten eine, auf das große Staatsschuldbuch eingeschriebene Rente von 7 Millionen Francs, zum Capitale von 140 Millionen, übergeben, welche als Sicherheit für die Regelmäßigkeit der Zahlung dienen sollte. Diese Inscriptionen auf das Staatsschuldbuch sollten auf die Namen der Personen lauten, welche die verbündeten Mächte benennen würden, diesen Personen aber nur in dem Falle und insoweit übergeben werden, als die verfallenen Schatzscheine von der französischen Regierung nicht eingelöst worden wären.

II. Convention, abgeschlossen in Gemäßheit des 5. Artikels des Haupttractates in Betreff der Besetzung einer Militairlinie in Frankreich durch eine verbündete Armee. In 9 Artikeln.

Die Zusammensetzung der Armee, welche die Linie an der Grenze von Frankreich in diesem Lande selbst besetzen sollte, sowie die Wahl der Befehlshaber, blieb den verbündeten Souverainen. Frankreich übernahm die Verpflegung und Besoldung dieser Armee, und zwar für Sold, Montur und Equipirung mußte es jährlich, in monatlichen Abzahlungen, 50 Millionen Francs zahlen, im ersten Jahre allerdings nur 30, mit dem Vorbehalte jedoch, die fehlenden 20 Millionen in den nächsten Jahren der Besetzung abzutragen. Frankreich übernahm ferner die Instandhaltung der Festungswerke, der Baulichkeiten an

den Gebäuden, die zur Militair- oder Civilverwaltung gehörten, und die Bewaffnung und Verproviantirung der festen Plätze, die den Verbündeten eingeräumt wurden. Die Militairlinie, welche die Verbündeten zu besetzen hatten, ging längs den Grenzen hin, welche die Departements Pas-de-Calais, Nord, Ardennen, Maas, Mosel, Ober- und Niederrhein von dem Inneren Frankreichs scheiden. Gewisse Territorien und Bezirke sollten weder von den verbündeten noch von den französischen Truppen besetzt werden, es wäre denn aus besonderen Gründen und unter gemeinsamem Einverständnisse, und zwar: im Departement der Saone alles Land nördlich dieses Flusses, von Hamm bis zu seiner Mündung in das Meer; im Departement der Aisne die Bezirke von St. Quentin, Vervins und Laon; im Departement der Marne die von Rheims, St. Menehould und Vitry; im Departement der Ober-Marne die von St. Dizier und Joinville; im Departement der Meurthe die von Toul, Dieuze, Saarburg und Blamont; im Departement der Vogesen die von St. Dié, Bruyères und Remiremont; der Bezirk von Lure im Departement der obern Saone, und jener von St. Hypolite im Departement des Doubs. Auf dem besetzten Territorium durfte der König von Frankreich in 26 Plätzen Besatzungen haben, deren Zahl bestimmt war, darunter in Metz 3000, in Straßburg 3000, in Schlettstadt, Neuenbreisach mit dem Fort Mortier, Dünkirchen mit seinen Forts, Douai mit dem Fort Scarpe, Calais, je 1000 Mann, in St. Omer 1500, in Pfalzburg 600 Mann. In diesen Plätzen und auf einem Rayon von 1000 Toisen galt das Militair-Commando des Oberbefehlshabers der verbündeten Besatzungsarmee nicht. Die Civilverwaltung, Gerechtigkeitspflege, Steuereinnahme, Douanenlinie und Gensdarmerie des Königs von Frankreich blieben in den, von der verbündeten Armee besetzten, Provinzen. Diejenigen Truppen der Verbündeten, welche nicht zur Besetzungsarmee gehören würden, hatten Frankreich binnen 21 Tagen nach Unterzeichnung des Friedenstractates zu verlassen. Die Verbündeten verpflichteten sich, die von ihnen in Frankreich zu besetzenden Plätze nach Ablauf der für die Besetzung festgesetzten Frist in dem Zustande an Frankreich zurückzugeben, wie sie dieselben übernommen hatten, vorbehaltlich der durch die Zeit angerichteten und von der französischen Regierung nicht ausgebesserten Beschädigungen. Ein Zusatzartikel setzte die gegenseitige Auslieferung der Deserteure fest, und ein angehängter Tarif enthält die Bestimmungen wegen der Lebensmittel, Fourage, Quartiere und Heizung.

III. Convention, abgeschlossen in Gemäßheit des neunten Artikels des Haupttractates in Betreff der Untersuchung und Liquidation der Forderungen an die französische Regierung. In fünfundzwanzig Artikeln, mit einem Zusatzartikel in Betreff der Grafen Bentheim-Steinfurt, denen für ihre Forderungen an Frankreich die Abfindungssumme von 1,310,000 Francs zugesprochen wurde.

IV. Convention, abgeschlossen in Gemäßheit des neunten Artikels des Haupttractates in Betreff der Untersuchung und Liquidation der Forderungen der Unterthanen Seiner großbritannischen Majestät an die französische Regierung. In siebzehn Artikeln mit einem Zusatzartikel in Betreff der, in Bordeaux, kraft eines von dem Herzoge von Angoulême am 23. März 1814 kundgemachten, Zolltarifs eingeführter englischer Waaren.

In Betreff der Entschädigungssumme und der Besetzung sagte Richelieu, nachdem er diese Conventionen vorgelesen, in der Kammer der Pairs:

„Nach langen und ununterbrochenen Unterhandlungen, worin man uns noch ungeheure Forderungen gemacht, sie aber endlich zurückgenommen hat, wurden uns die Ihnen mitgetheilten als Ultimatum vorgelegt, und die triftigsten und dringendsten Gründe haben uns zur Pflicht gemacht, sie zu unterschreiben. Die Forderungen sind unstreitig der drückendste, schmerzlichste und schwerste Theil der Stipulationen, die wir zu erörtern hatten, und es reicht hin, zu wissen, daß sie Franzosen vorgeschlagen wurden, um die Folgerung zu ziehen, daß die Nothwendigkeit, nur die allerunvermeidlichste Nothwendigkeit sie hat bestimmen können, dieselben zu unterschreiben. Wenn es aber, nach dem Beispiele des Königs, den wir bei Eröffnung der Sitzung mit der ihm eigenen Aufrichtigkeit und Güte den tiefen Schmerz seines Herzens Ihnen bezeigen hörten, wenn es, sage ich, uns erlaubt ist, vor Ihnen und im Angesichte Europas von unseren eigenen Empfindungen Rechenschaft zu geben, so werde ich sagen, daß wir bei dieser Epoche der schwierigsten aller Unterhandlungen, die je den Eifer und die Ergebenheit der Diener eines unglücklichen Königs auf die Probe gestellt haben, — nach Erschöpfung aller Ueberredungs- und Widerstandsmittel, welche die Vernunft und eine vorsichtige Politik, die im Glücke wie im Unglücke das Benehmen der Cabinette unwandelbar leiten soll, eingeben konnte, — auf der einen Seite in den Vorkehrungen der Minister der Mächte einen unerschütterlichen Entschluß erblickend, auf der andern Seite einsehend, daß die

gegenwärtige Krisis unverzüglich im ganzen Umfange von Frankreich ein System von Unterdrückung, Verarmung, Erbitterung und weit ausgebreiteter Verwüstung wirken lasse, das jeden Tag neue Kraft und neue Ausdehnung zu gewinnen schien, — geurtheilt haben, wir würden, wenn wir diese Krisis ins Unendliche sich verlängern ließen, das Schicksal von Frankreich, das Schicksal selbst derjenigen, die uns so große Opfer auferlegen, und vielleicht das Schicksal der gesellschaftlichen Ordnung in Europa auf das Spiel setzen. Beim Anblicke so vieler Gefahren geschah es, daß wir ohne längeres Zaudern unseren Widerwillen überwanden, und im Namen des Königs, im Namen des Vaterlandes die Bedingungen angenommen haben, die wir Ihnen vorlegen."

Unter sich kamen die Mächte in Form eines Conferenzprotokolles über die Vertheilung der, Frankreich auferlegten, Geldentschädigung von 700 Millionen Francs im Wesentlichen überein, wie folgt. Sie bestimmten zuvörderst, um die Ruhe der, an Frankreich grenzenden, Länder durch Befestigung der am meisten bedrohten Punkte zu sichern, 137½ Millionen Francs von der Entschädigungssumme zu diesem Zwecke. Das mehr oder minder dringende Bedürfniß der an Frankreich grenzenden Staaten, sowie die größeren oder kleineren Kosten der Aufführung der Festungswerke berücksichtigend, wurden zu diesem Behufe zugesprochen: dem Königreiche der Niederlande 60, Preußen 20, Baiern 15, Spanien 7½, Sardinien 10 Millionen. Von den übrigen 25 Millionen wurden 5 für die Festungswerke von Mainz, und 20 zur Erbauung einer neuen Bundesfestung am Oberrheine bestimmt. Es blieben sonach noch 562½ Millionen Francs. Von dieser Summe wurde nun zuvörderst den Staaten, welche zwar Anstrengungen gemacht, aber wegen der reißenden Schnelligkeit der Ergebnisse nicht hatten wirksam zum Erfolge beitragen können, wie Spanien, Portugal und Dänemark, oder welche, gleich der Schweiz, der allgemeinen Sache sehr wesentliche Dienste geleistet, aber dem Vertrage vom 25. März 1815 nicht unter den nämlichen Bedingungen wie die übrigen Mächte beigetreten, 12½ Millionen ausgeworfen. Hienächst wurden, weil die Last des Krieges zuerst auf die Armeen des Herzogs von Wellington und des Fürsten Blücher gefallen, diese auch Paris eingenommen hatten, von der Entschädigungssumme Preußen 25 und Großbritannien 25 zuerkannt, unbeschadet des Uebereinkommens, welches von letzterem rücksichtlich der ihm zukommenden Summe mit den Mächten, aus deren Truppen die Wellingtonsche Armee bestand, getroffen werden würde. Es

blieben sonach von der, durch Frankreich zu zahlenden, Entschädigungssumme noch 500 Millionen, von denen den vier Großmächten Oestreich, Preußen, Großbritannien und Rußland, jeder ein Fünftheil zugemessen wurde. Das fünfte Fünftheil endlich wurde den Mächten zuerkannt, welche dem Tractate vom 25. März beigetreten waren, mithin den deutschen Fürsten, den Niederlanden und Sardinien, obschon dieselben eine geringere Anzahl Truppen, als jede der verbündeten Hauptmächte, gestellt hatten. Da jedoch der König von Sardinien von Savoyen, der König der Niederlande von Belgien jene Bezirke wieder erhielten, welche der erste Pariser Friede bei Frankreich gelassen und Letzterer überdies Marienburg und Philippeville, so wurde beschlossen, daß diese beiden Souveraine, weil sie schon in der Vergrößerung ihres Gebietes gerechte Entschädigung für ihre Anstrengungen fanden, von der, ihnen zufallenden, Summe des zuvor erwähnten fünften Fünftheiles nichts erhalten sollten, dieselbe vielmehr zwischen Preußen und Oestreich zu theilen sei.

In einem, unter demselben Tage mit dem Friedenstractate (d. 20. November 1815) zwischen Oestreich, Großbritannien, Preußen und Rußland abgeschlossenen Allianztractate wurden die, zwischen diesen Mächten am 1. März 1814 zu Chaumont und am 25. März 1815 zu Wien geschlossenen Verträge aufs Neue bestätigt. „Insbesondere" — so heißt es Art. 2 — „verpflichten sich die hohen vertragschließenden Mächte, jene Anordnungen, wodurch Napoleon Bonaparte und seine Familie, in Folge des Tractats vom 11. April 1814, auf ewige Zeiten von der obersten Gewalt in Frankreich ausgeschlossen worden, in voller Kraft und, wenn es nöthig wäre, mit aller ihrer Macht aufrecht zu halten." — Auf „ewige Zeit" war ein in dergleichen Tractaten oft vorkommender Schreibfehler; soll heißen „auf einige Zeit;" Napoleon III. herrscht seit 1851 als Kaiser in Frankreich!

Das, zur Aufrechthaltung des Thrones Ludwigs XVIII., zur Vollziehung der Bedingungen des Friedens und vornehmlich zur Einhaltung der, für die Zahlung der Kriegsschatzung festgesetzten, Termine in Frankreich unter dem Oberbefehl des Herzogs von Wellington zurückgelassene Besatzungsheer von 150,000 Mann war also vertheilt:

I. Rechter Flügel; besetzt die Linie von Charlemont bis Amiens, die Festungen Valenciennes, Bouchain, Cambray bis Peronne. Er wurde gebildet aus 30,000 M. Engländern, Hauptquartier Cambray; 5000 M. Hannovera-

nern, Hauptquartier Condé; 5000 M. Sachsen, Hauptquartier Tourcoing; 5000 M. Dänen, Hauptquartier Lewarde.

II. Centrum; besetzt die Festungen und Städte Maubeuge, Avesnes, Sedan, Longwy, Thionville. Es wurde gebildet aus 30,000 M. Russen, Hauptquartier Maubeuge; 30,000 M. Preußen, Hauptquartier Sedan.

III. Linker Flügel; besetzt die Saar und den Elsaß. Er wurde gebildet aus 30,000 M. Oestreichern, Hauptquartier Colmar; 10,000 M. Baiern, Hauptquartier Pont-à-Mousson; 5000 M. Würtembergern, Hauptquartier Weißenburg.

Mit Ausnahme der, dem Besatzungsheere zugetheilten preußischen, Truppen des ersten Armeecorps unter Befehl des Generals Grafen Ziethen traten die andern Armeecorps den Rückmarsch nach der Heimath an. Das Garde- und Grenadiercorps brach schon am 2. October von Paris auf und traf nach zweiundsechzig Tagen wohlbehalten in Potsdam und Berlin am 2. December ein. Auf der Eisenbahn fährt man jetzt diese Strecke in 24 Stunden.

Der Rückmarsch wurde für das erste und sechste preußische Armeecorps durch die Niederlande, die Rheinprovinzen und durch Hannover; für das dritte und vierte Armeecorps durch die Champagne, Lothringen über Mainz und Erfurt nach Torgau und Wittenberg bestimmt und befohlen, daß die Armeecorps bis zur Elbe vereinigt bleiben und nur die Regimenter und Generale, welche ihre Bestimmung diesseit der Elbe erhielten, in dem Maße abgehen sollten, als sie sich dem Orte ihrer Bestimmung nähern würden. Die Corps sollten erst an der Elbe sich völlig auflösen und die Truppen nach den ihnen angewiesenen Standquartieren und Garnisonen abgehen.

Dem Verlangen des Königs Ludwig und seines Ministeriums, daß die, nicht zu einer längeren Besetzung des Landes bestimmten, Truppen der Verbündeten sofort nach der, am 3. October unterzeichneten, vorläufigen Friedens-Punctation den Abmarsch aus Frankreich antreten möchten, konnte um so weniger nachgegeben werden, als der Herzog von Richelieu die Conferenz wiederholentlich mit nachträglichen Bedenken, Einschaltungen, Auslegungen und Abänderungen behelligte, so daß sich die endgültige Unterzeichnung bis zum 20. November verzögerte. Rußland und Oestreich bewiesen sich in dieser Hinsicht gefälliger als Preußen. Nach einer großen Heerschau bei Vertus am 10. und 11. September trat das russische Heer, welches nach und nach auf

120,000 Mann angewachsen war, den Rückmarsch am 12. September an. Sie hatten einen beschwerlichen Wintermarsch vor sich und die Mehrzahl ihrer Regimenter erreichte erst zu Anfang März ihr Standquartier in Rußland.

Der Kaiser von Oestreich hielt über sein, bei Dijon versammeltes Heer von 80,000 Mann am 5. und 6. October Heerschau, worauf dasselbe in drei Heersäulen den Rückmarsch antrat.

Von dem preußischen Heere hatten, wie bereits erwähnt wurde, das Garde- und Grenadiercorps den Rückmarsch am 2. October angetreten. Die anderen Armeecorps erhielten nicht eher Befehl zum Aufbruch, als bis wir das Friedens-Instrument, mit Unterschrift und Siegel versehen, in der Tasche hatten.

Der König verließ Paris am 8. October um Mitternacht, war am 9. in Laeken bei Brüssel, am 11. in Aachen, am 13. in Wiesbaden, am 14. in Fulda, am 15. in Erfurt, am 16. in Delitzsch und traf am 17. in Potsdam ein.

Der Feldmarschall Blücher, welcher trotz seiner angegriffenen Gesundheit den Oberbefehl nicht niederlegte, sondern getreulich bei dem Heere bis zum Abschluß des Friedens aushielt, nahm von seinen braven Kriegskameraden in einem, aus seinem Hauptquartiere Compiègne den 31. October ihnen zugerufenen, Lebewohl herzlichen Abschied:

„Ich kann die Armee, die jetzt auf dem Rückmarsche in ihre Heimath begriffen ist, nicht verlassen, ohne euch, brave Soldaten, mein Lebewohl und meinen Dank zu sagen. Als Se. Majestät der König mir das Commando der Armee aufs Neue anvertraute, folgte ich diesem ehrenvollen Rufe mit Vertrauen auf eure so oft geprüfte Tapferkeit. Ihr habt dieses bewährt, Soldaten, und das Zutrauen gerechtfertigt, das der König, das Vaterland, Europa in euch setzten.

„Eingedenk eurer hohen Bestimmung, habt ihr den alten errungenen Ruf zu rechtfertigen gewußt und einen so schweren Kampf in so wenig Tagen beendigt. Ihr seid der Namen Preußen, Deutsche werth. Nehmt meinen Dank, Kameraden, für den Muth, für die Ausdauer, für die Tapferkeit, die ihr bewiesen und womit ihr die so herrlichen und großen Erfolge in so kurzer Zeit erkämpft habt. Der Dank eurer Mitbürger wird euch bei der Rückkehr empfangen, und indem ihr die verdiente Ruhe genießt, wird euch das Vaterland zu neuen Thaten bereit finden, sobald es eures Armes bedarf!

v. Blücher."

Schlußbetrachtung.



Mit Ruhm und Sieg gekrönt hatte Preußen den deutschen Befreiungskrieg in drei Feldzügen zu einem glücklichen Ende geführt. Waren auch nicht alle Hoffnungen, ja nicht einmal bei dem Friedenschluß die bescheidensten und gerechtesten Forderungen erfüllt worden, der vornehmste Zweck des Krieges: Befreiung des Vaterlandes von fremder Gewaltherrschaft, Niederwerfung des französischen Soldatenkaisers und siegreicher Einzug in Frankreichs Hauptstadt zum zweiten Male waren erreicht. Deutschland athmete auf; den schweren Stein der Unterdrückung, von dem kriegsgewaltigen Eroberer ihm aufgelegt, hatte das Volk mit vereinter Anstrengung von sich geschleudert. Aber kaum daß einen Augenblick nur ihm dieses unbelastete Aufathmen gegönnt worden war, fühlte es sich aufs Neue und nicht minder schwer bedrückt durch eine immer mehr und mehr sich ausbildende Zwingherrschaft der eigenen Fürsten, die um so schmerzlicher empfunden wurde, als sie von denjenigen ausging, auf deren Ruf das Volk hochherzig Gut und Blut geopfert hatte, um ihre wankenden, auf untergeschobenen Füßen stehenden, oder auch völlig gestürzten Throne wieder aufzurichten. Ein neuer Kampf begann; auf den Befreiungskrieg folgte der Freiheitskrieg, in welchem auf der einen Seite die Vertheidiger der unumschränkten Herrschergewalt, der Adelsvorrechte und des kirchlichen Glaubenszwanges, auf der anderen die Verfechter der, durch ein Staatsgesetz (Constitution) beschränkten, Monarchie, der Aufhebung der Geburtsvorrechte, der religiösen

Duldung und Aufklärung standen. Durch ganz Europa war damals dieser Kampf entbrannt und wird als der Kampf der Reaction und des Fortschrittes, bestimmter noch als der der Revolution und Gegenrevolution bezeichnet. Auch handelte es sich in der That vornehmlich darum, die durch die französische Nationalversammlung 1789 verkündeten Menschen- und Volksrechte zur Geltung zu bringen oder sie wieder zu unterdrücken. Die Partei der Gegenrevolution war niedergehalten worden, so lange Napoleon I., seiner Herkunft und seinem Berufe getreu, die Grundsätze aufrecht erhielt, auf denen seine Macht ruhte. Als er die Sache des Volkes verließ, verließ das Volk ihn, er ward besiegt und in die Verbannung geschickt. Als nun aber die Völker nach dem Sturze des welterobernden Tyrannen die, ihnen als Kampfpreis verheißenen, freien Verfassungen verlangten, wurden sie von der Mehrzahl der Fürsten, nachdem diese der Furcht vor dem Großgebietiger enthoben waren, auf das Schnödeste zurückgewiesen. Man hat in neuerer Zeit öfter von dem „Schaumspritzen der Revolution" gesprochen; nun, solcher Schaum erinnert wenigstens an Meereswogen oder Champagner; der Schaum aber, mit welchem die Reaction und Rückschrittspartei die freudig aufblühende Freiheit zu ersticken versuchte, war schmutziger Mehlthau und Giftschaum der Kröte.

Wir erinnern uns einer, im Jahre 1810 von der kurmärkischen Ritterschaft dem Könige überreichten, Anklage gegen den Staatskanzler Hardenberg wegen Einführung der Grundsätze der französischen Revolution, wodurch „unser altes ehrliches, brandenburgisches Preußen in einen modernen Judenstaat umgewandelt werde." Damals waren die von der Marwitz, Itzenplitz und Consorten nach Spandau geschickt worden. Während des Volkskrieges war diese Ritterschaft von der allgemeinen Strömung mit fortgerissen worden und hatte redlichen Antheil an dem Kampfe gegen den gemeinschaftlichen Feind genommen. Kaum aber, daß dieser niedergeworfen war, erhob jene Ritterschaft ihre vermeintlichen Ansprüche auf Wiederherstellung ihrer altständischen Vorrechte. Der Staatskanzler, um der zu ihm stehenden Fortschrittspartei eine feste Handhabe zu geben, zugleich auch dem gesammten Volke einen wohlverdienten Kampfpreis in Aussicht zu stellen, veranlaßte den König zur Unterzeichnung jener berühmten Verordnung vom 22. Mai 1815, in welcher es heißt: „es soll eine Repräsentation des Volkes gebildet werden." Ein neuer, große Opfer erheischender, Kampf stand bevor; nur durch die Hingabe des gesammten Volkes

durfte auf eine ehrenvolle Beendigung desselben gehofft werden. Die von Preußen auf dem Wiener Congresse gemachten Errungenschaften waren nicht der Art, daß sie Begeisterung und Kampflust aufs Neue geweckt hätten; es mußte, zumal den neuerworbenen Landschaften, ein Unterpfand dafür gegeben werden, daß ihnen der König von Preußen eine freiheitsichernde Verfassung, wie kein anderer Staat sie besitze, verleihen werde.

Mit verbissenem Groll hielt die Reaction sich ruhig, so lange das Heer noch im Felde stand. Kaum aber, daß Blücher zum zweiten Male in Paris eingezogen, Napoleon zum zweiten Male in die Verbannung geschickt worden war, blindschleichte sie, noch während wir als Sieger in Paris jubelten und bevor der Friede zum Abschluß gekommen war, von Berlin aus heran, um das, auf dem Schlachtfelde so muthige, Herz des Königs einzuschüchtern und seinen Glauben an die Treue seines Volkes wankend zu machen.

Damals wurde uns in Paris durch ein kleines Schriftchen von 16 Seiten eine sehr empfindliche Ueberraschung bereitet. Sie führte den dreifachen Titel: „Berichtigung einer Stelle in der Venturinischen Chronik für das Jahr 1808. Ueber politische Vereine und ein Wort über Scharnhorst und mein Verhältniß zu ihm. Vom Geheimrath Schmalz in Berlin. 1815." Schmalz war Professor der Staatswirthschaft an der Universität zu Berlin; er hatte sich weniger durch seine gelehrte und juristische Begabung, als dadurch, daß er nach dem Tilsiter Frieden von Halle nach Berlin übersiedelte und bei Errichtung der neuen Universität mitwirkte, einigen Ruf erworben. Den Studenten suchte er seine langweiligen Vorlesungen durch stereotype Witze, welche sich am Rande seines Heftes verzeichnet befanden, und durch Freitische schmackhaft zu machen; in der Gesellschaft galt er für einen redseligen Schwabbelhans, als eifriger Freimaurer für einen Bruder Saalbader, in seiner Häuslichkeit war er ein gutmüthiger Polterer.

Auf wessen Veranlassung Schmalz eine Schmähschrift gegen das, was damals dem gesammten Volke für das Heiligste galt, gegen die Begeisterung für König und Vaterland und gegen die edelsten Männer des Staates und Heeres gerichtet, blieb kein Geheimniß, nachdem die Berliner Zeitungen die officiell Nachricht brachten, daß Se. Maj. der König allergnädigst geruht, dem Geheimrath Schmalz den rothen Adlerorden vierter Klasse zu verleihen, und es bekannt wurde, daß diese Ordensverleihung ohne Vorwissen des Staatskanzlers geschehen

war. Die in der Schrift enthaltene Hauptanklage oder vielmehr ganz unbegründete Denunciation war: daß es in Deutschland, und insbesondere in Preußen, Geheimbünde gebe, welche gegen den Willen der Fürsten Staatsverfassungen einzuführen beabsichtigten zum Umsturz alles Bestehenden. Wie die reactionaire Ritterschaft 1810 den Professor der Staatswirthschaft Adam Müller zu ihrem Schriftführer gedungen, so war jetzt Professor Schmalz dafür gewonnen worden.

Niemals hatte man auf so wenigen Seiten so viel Niederträchtigkeit der Gesinnung, solche Beschimpfung des Heiligsten, solche heimtückische Anschwärzung beisammen gefunden; und dafür war dieser Schelm von dem Könige von Preußen mit einem Orden, welcher damals noch für eine vorsichtig ertheilte Auszeichnung galt, bald darauf auch von dem Könige Friedrich I. von Würtemberg, diesem geschworenen Volks- und Verfassungsfeinde, mit einem Verdienstorden geschmückt worden. Dies steigerte das Gefühl der Entrüstung, zunächst in dem, noch in Paris anwesenden, preußischen Hauptquartiere und in der Staatskanzlei Hardenbergs; es wurde ohne Hehl davon gesprochen, daß der Staatskanzler und Gneisenau bei dem Könige Beschwerde erhoben und erklärt hatten, ihre Entlassung einzureichen, wenn ihnen und allen in jener Schmähschrift Beleidigten nicht vollständige Genugthuung zu Theil werde.

Nach allen Seiten hin hatte Schmalz seinen giftig schmutzigen Geifer gespritzt; demnach konnte es nicht fehlen, daß auch von allen Seiten über ihn hergefallen und er so vollständig moralisch vernichtet wurde, wie es weder vor noch nach ihm irgend einem Schriftsteller begegnet sein dürfte. Im Vordertreffen als leichte Truppe nahmen den Kampf zuerst die Freiwilligen auf. „In den Hallen des Louvre saß ich schweigend, um mich her die lärmenden Arbeiter, die das geraubte Gut herab von den Wänden nahmen, die jubelnden Männer des Vaterlandes und die kreischenden Franzosen, grünwangig und gelbsüchtig vor Aerger. Mein Krückstock lag neben mir und ein Degen, ein theures Erbtheil vom Schlachtfelde, da mir mein Freund verschied, beides Erinnerungen an schwere Schmerzen. Gern aber vergaß ich Sorge und Schmerzen um des Tages willen, den ich hier erlebt; denn je leerer es in den geschmückten Hallen ward, desto voller ward es mir in der Seele. — Bei dem Vaterlande waren meine Gedanken und die ersten Tage seines Erwachens kamen mir wieder in den Sinn und mächtig rauschte das Andenken an die große Zeit mir vorüber. Besseres wird ja die Zukunft bringen und was uns hier nicht gelingt, wird

durch Wort und That in der Heimath gefördert; die Jugend muß hinaus in das Feld ziehen, aber die Väter wahren und pflegen das Heimische.

„Da trat zu mir ein Kriegsgefährte; sonst gewohnt, ihn heiter zu sehen, wunderte ich mich seines finstern Auges. Er aber gab mir eine Schrift zu lesen, von einem preußischen Geheimrath und Professor verfaßt, in Berlin gedruckt und so eben in Paris angekommen. „„Dies geht uns an das Leben,““ sagte der Waffenbruder zu mir und las: „„Von Begeisterung war bei uns 1813 keine Spur; es war vielmehr so: Das Volk empfand tief die Unterdrückung des Vaterlandes, aber in ruhiger Kraft wartete es auf den Wink des Königs. Als 1812 die Verbindung mit Frankreich geschlossen wurde, welche uns und durch uns ganz Europa rettete, da schrien und declamirten jene Leute (gemeint waren: Stein, Arndt, Gneisenau, Jahn, Fichte, Schleiermacher u. A.), drohten und versuchten allerlei. Aber das Volk gehorchte wider seine Neigung den Befehlen, welche der König wider die seinige gab. Im Februar und März nun war noch kein declamirendes Blatt erschienen, kein Wort von jenen gesprochen, als der König seinen Aufruf erließ und auf diesen Aufruf plötzlich die ganze Nation, wie ein Mann, aufstand.

„„Keine Begeisterung, überall ruhiges, aber desto kräftigeres Pflichtgefühl. Alles eilte zu den Waffen und zu jener Thätigkeit, wie man aus ganz gewöhnlicher Bürgerpflicht zum Löschen einer Feuersbrunst beim Feuerlärm eilt.““

„Ich fand noch des Unsauberen viel in der Schmäh- und Schmachschrift und war bekümmert, von dorther solche Stimme zu vernehmen. Zorniger aber ward mein Freund, er riß das Buch in Stücken und warf es vom Ufer hinunter in die Wellen der ungetreuen Seine, welche die Blätter mit sich fortnahmen.“ *)

Nachdem in dieser Weise die leichten Truppen das Gefecht eröffnet, folgte in geschlossenem Heerbann eine auserwählte Schaar der tüchtigsten Männer, welche den Kampf mit den schärfsten Waffen des Rechtsbewußtseins, des vaterländischen Ehrgefühls, der geistigen Ueberlegenheit, auch der Laune und des

---

*) F. Förster, Von der Begeisterung des preußischen Volkes im Jahre 1813. Berlin 1815. Es war dies der erste Stoß, den der Verfasser in das Wespennest der Reactionaire vor bereits 50 Jahren that. So ganz ohne giftigen Stich ist er nicht davongekommen, erlebte aber die Genugthuung, daß die Mehrzahl der Gegnerschaft zu den „glücklich Beseitigten“ gehört, während er sich noch munter auf dem Kampfplatze hält.

Witzes führten. Es genügt, die Namen jener Männer zu nennen, um daran die Bedeutung zu messen, welche man den von Schmalz erhobenen verleumderischen Anklagen beilegte. Wir finden unter denselben: Niebuhr, Schleiermacher, Koppe, Ludwig Wieland, Fr. Rühs, Professor Krug in Leipzig u. A. m.

Schmalz behauptete in seiner Schrift: „es hätten die Theilnehmer des aufgehobenen Tugendbundes neue politische geheime Verbindungen gestiftet, deren Zweck sei: die Vereinigung des ganzen Deutschlands unter Eine Regierung in einem Repräsentativ-System, wie sie das nennen, eine Vereinigung, welcher von jeher der Geist aller deutschen Völker widerstrebte, für welche aber jetzt die Anhänglichkeit an die besonderen Dynastien durch Hohn und Aufwiegelung in jeder deutschen Brust unterdrückt werden solle. — Mit Vergiftung der heiligsten Sittlichkeit," declamirt Schmalz, „lehren diese neuen Tugendbündler wirkliche besondere Pflichten ruchlos für erträumte allgemeinere und darum höhere übertreten. Wie vormals die Jacobiner die Menschheit, spiegeln sie die Deutschheit vor, um uns der Eide vergessen zu machen, wodurch wir jeder seinem Fürsten verwandt sind. Wenn Jahrtausende aus den Deutschen nicht Ein Volk machen konnten, wenn von jeher Sachsen und Reich, Welfen und Waiblinger, Union und Ligue Deutschland zerrissen, so oft solche Art von Einheit zwischen Deutschen versucht wurde, so ist doch Geschichte und Pflicht von ihnen gleich gering geachtet worden. ... Deutschland wird groß und herrlich aufblühen, wenn die Fürsten es ächt deutsch mit dem deutschen Bunde meinen, als mit einer heiligen Eidgenossenschaft, wozu gemeinsames Interesse sie wirklich verbindet. Aber jene Menschen wollen durch Krieg der Deutschen gegen Deutsche Eintracht in Deutschland bringen; durch bittern gegenseitigen Haß Einheit der Regierung gründen und durch Mord, Plünderung und Nothzucht, letztere ganz klärlich gepredigt, altdeutsche Zucht und Redlichkeit vermehren u. s. w."

Diese schamloseste aller Anklagen treibt dem edlen Niebuhr den Zorn in alle Adern. „Giebt es etwas," ruft er dem Ankläger zu, „worauf man einen Glaubenseid schwören kann, so ist es dies, daß Niemand so infam ist, die gräßlichste aller Handlungen menschlicher Verwilderung, Nothzucht, sei es nun gar klärlich oder verblümt, zu predigen. Ich bin wohl fähig, von den französischen Jacobinern jede Schändlichkeit für möglich zu halten: aber wer mir sagen wollte, Marat oder Hebert haben dergleichen gepredigt, dem glaube ich nicht,

ehe er den Beweis darlegt." Der Herr Geheimrath und Ritter des rothen Adlers, gedrängt mit näherem Nachweis jener Predigt herauszurücken, hatte, man weiß nicht, war die Dummheit, oder die Bosheit größer, auf eine Stelle in einer Ansprache E. M. Arndts an die deutschen Krieger vom Jahre 1814 verwiesen, also lautend: „Züchtiget die Feinde im Namen der ewigen Gerechtigkeit und im Namen Gottes, schwingt das furchtbare Schwert der Rache gegen die Verruchten, die euch mit dem Eisen begegnen, aber der Waffenlosen schonet und der Weiber und Kinder brauchet menschlich und christlich, denn ihr seid Christen und sollt milde und barmherzig sein."

Und mit welch' erbärmlicher Ausflucht sucht hierbei Schmalz aus der Klemme zu kommen? „Ich habe gesagt," bemerkt er in der Antwort auf Niebuhrs Schrift, „gar klärlich gepredigt; ich dächte aber: gar klärlich predigen, hieße nicht so viel als: mit dürren Worten sagen, sondern es hieße: entfernt zu verstehen geben, auf den Gedanken leiten."

Von allen Ehrenmännern aber, welche, herausgefordert von dem Ritter der allertraurigsten Gestalt, mit ihm in Glimpf und Schimpf eine Lanze brachen, war der ihm überlegenste Gegner Schleiermacher; von diesem wurde er dermaßen in den Sand gestreckt, daß er buchstäblich das Aufstehen vergaß und sich hinter das papierne Schild einer Cabinetsordre flüchtete, welche jede weitere Fehde auf dieser Stechbahn untersagte.

„Die Hauptsache Ihrer Schrift" — so schreibt Schleiermacher an den Herrn Geheimrath Schmalz — „darüber sind nun alle Stimmen einig, ist doch jene schöne Tirade gegen die politischen Vereine. Wenn Ihnen nun die ganze Sache gewiß nicht aus müßiger Vielgeschäftigkeit hergenommen ist, noch aus prunkender Eitelkeit, sondern aus einem guten Motiv, was ist nun dieses Pathos, diese Beredtsamkeit, ist sie Begeisterung, oder Pflichtgefühl? Wir Anderen möchten es nicht gern für Begeisterung gelten lassen, denn es scheint uns eher steif, pedantisch und thuend, als thäte es etwas Besonderes. Und Sie werden es doch Keinem für ruhiges und kräftiges Pflichtgefühl losschlagen, denn ruhig ist diese Empfindlichkeit nicht und wäre die Tirade recht kräftig, so hätte sie nicht etwas verlegen und verwirrt die zehn Seiten voll Geschichten, die größtentheils nicht zur Sache gehören, mitgehen heißen, als ob sie mit denen zusammen mehr ausrichten würde! Sagen Sie, Bester, haben Sie nicht mit Ihrer, etwas übel zusammenhängenden, Rede von der Begeisterung und dem Pflicht-

gefühl es dem Leser sehr leicht gemacht, wenn er bedenkend, ruhig und kräftig sei das Gefühl für die Bürgerpflicht auch nicht immer, womit man zum Löschen eilt, sich den pathetischen, beredten Kern Ihrer ganzen Schrift aus diesem Ihrem höchsten Symbol aller sittlichen Anstrengungen so erkläre, daß er, bei Ihrem eigenen Beispiele bleibend, wenn man von dieser Beredtsamkeit redet und ihn fragt: was ist sie doch? antwortet: Wasser ist sie, was Herr Schmalz in die Luft spritzt, aber nur beim blinden Feuerlärm, wie ihn die Polizei anstellt, um die Spritzen und Spritzenleute zu versuchen und wo man lacht, wenn ein Vorübergehender scherzweise naß wird. Solches Spritzen ist auch Bürgerpflicht, wenn einer dazu commandirt wird." Nachdem Schleiermacher in dieser Weise die unbeholfene Wichtigthuerei des neugebackenen Ritters mit dem heitersten Humor gegeißelt, richtet er zum Schlusse strenge Worte strafenden Ernstes an ihn; denn es gilt hier nicht mehr persönlichen Angriff, es gilt Vertheidigung der heiligsten Angelegenheiten des Vaterlandes. „Man mag denken," sagt Schleiermacher, „über Deutschlands Bestimmung, wie man will, wissen kann doch Niemand, wie es in hundert oder zweihundert Jahren aussieht, und was die geschichtliche Entwickelung, die bisweilen Riesenschritte macht, herbeibringen wird. Ein Volk sind wir Deutschen übrigens schon lange gewesen, wenigstens seitdem es eine hochdeutsche Sprache giebt als Träger einer gemeinsamen Bildung, nur Ein Staat sind wir nicht gewesen, und Sie scheinen diese beiden Begriffe auf eine gar wunderliche Weise zu verwechseln. Mag man aber darüber denken, wie man will, Keiner wird doch das leugnen wollen, daß die deutschen Staaten fest zusammenhalten müssen, damit das Eroberungsgelüste von Westen her sich nicht wieder erneuere.

„Preußen nun ist der größere Staat in Norddeutschland, an den die kleineren sich halten, dem sie vertrauen müssen. Wir haben uns gefreut, daß durch den letzten Krieg ein so bedeutender Fortschritt in dieser großen Angelegenheit geschehen ist, daß Preußen Veranlassung gehabt hat, zu zeigen, wie es jedes gemeinsame Interesse wahrnimmt, das Wohl der kleineren Staaten im Auge hat und mit seinen großen Kräften mehr will, als sich selbst schützen und versorgen. Und dieses keimende Vertrauen, die theuer erkaufte Frucht so großer und schöner Thaten, soll vernichtet werden durch einige trübselige Schreier, welche einen unsinnigen Eifer anwenden, um Preußen darzustellen wie einen Vulkan, der jeden Augenblick anfangen kann, zu toben und aus dessen Nähe man

sich entfernen muß." Dann in erhebenden Worten schildert Schleiermacher die große Zeit, die wir soeben durchlebt hatten. „Der König erklärt seine und seines Volkes Sache für Eins und unzertrennlich und wer hat es nicht gefühlt, daß sie nicht gewesen flüchtige Aufregung eines erhöhten Augenblicks, deren man sich halb schämt, wenn Ruhe und Besonnenheit zurückkehren, sondern es stand fest für immer, das fühlten wir Alle! Und aus der Ferne nach seinem glänzenden Triumphzuge in jene unselige Stadt, die mit dem schauderhaftesten Andenken mahnen muß an die Hölle auf Erden, an die Hölle im Herzen, die aus Zwietracht zwischen König und Volk hervorgeht, von da begrüßt der König mit königlichen und erhebenden Worten, voll desselben Gefühls einer unzertrennlichen Einigkeit und Liebe, die alten und die neuen Unterthanen. Er kehrt zurück, wie lang entbehrt, wie herzlich ersehnt, und das erste, was ihm entgegenkommt, soll nun sein jenes Argwohn erregende Nattergezisch und mit höllischer Kunst soll ein verdunkelnder Flor gebreitet werden über die allgemeine Freude? Und statt der herzlichen, im Gefühl großer Thaten und einer großen Zeit innigen Freudigkeit, womit Er das große Werk anheben wollte, alle Theile seines Reichs inniger zu verschmelzen, unbeschadet ihrer Eigenthümlichkeit, sie mit einem noch kräftigeren, lebendigeren Gefühl der großen Einheit zu beglücken, statt dessen soll das theure Haupt des Königs umwölkt werden durch geheime, nagende Sorge, ob seine großen und weisen Absichten nicht selbstsüchtige und zerstörungssüchtige Feinde haben in seinem Volke?... Soll man da nicht die Geißel schwingen, um die Luft zu reinigen und den verpesteten Wahn wegzuwehen?"..

In zwei Nachträgen zu seiner ersten Schrift hatte Schmalz versucht, den Rückzug anzutreten, da indeß mittlerweise die große Mehrzahl der Zeitungen, die wissenschaftlichen und politischen Journale und kleinere Flugblätter unbarmherzig über den, schon genug abgehetzten, feldflüchtigen Falschmünzer herfielen, kam er auch diesmal nicht mit heiler Haut davon. Die Parteigenossen aber, welche den Professor so übel zugerichtet nach Haus geschickt sahen — sie erhielten für alle Zeit den Namen „Schmalzgesellen" — wußten dennoch ihren Vortheil wahrzunehmen und wie der edle Marquis Posa die Hoffnung großer Pläne auf „einen Funken Wahrheit in des Königs Brust geworfen" baute, so genügte hier unedlem Gezücht „ein Funke Verdacht".

Bei Hofe ward Schmalz als ein Märtyrer der guten Sache gepriesen; man gab gern zu, daß auf Ehrenmänner wie Niebuhr, Schleiermacher, Koppe,

Rühs und Andere, die über die Schrift mit Entrüstung hergefallen wären, gar kein Angriff gemacht worden sei. Wohlweislich aber hätten diejenigen, die sich getroffen fühlten, geschwiegen; weder Jahn, noch Arndt, noch Görres und die andern Geheimbündler hätten sich aus ihrem Versteck hervorgewagt. Da aber nach einer Zeit so großer Aufregung, wie die Kriegsjahre 1813, 1814 und 1815 sie hervorgerufen, die hochgehenden Wellen des Volksgeistes sich nicht sofort durch Cabinetsordre, Parolebefehl und Polizeiverordnung in das altherkömmliche Bett der Bürgerruhe begaben, die Turner, Studenten, die aus dem Felde heimgekehrten Freiwilligen Arndts und Körners Lieder sangen, auf den Turnplätzen sich munter umhertummelten, die Landsmannschaften der Universitäten zu einer einigen deutschen Burschenschaft zusammentraten und Aufforderungen erließen, es möchten, ihrem Beispiele folgend, die getrennten Stammgenossen zu einem einigen und vereinigten Deutschland zusammentreten, da begann von Berlin aus der geheime Polizeimeister v. Kamptz, ein geborner Mecklenburger, seine berüchtigte Demagogenjagd.

Unserer Sprache steht ein ansehnlicher Reichthum an Ausdrücken zu Gebot, um das, was schlecht und niederträchtig ist, zu brandmarken; um aber die Schmach, welche damals den, um das Vaterland hochverdienten Ehrenmännern von Schurken und Schuften angethan wurde, gebührend zu bezeichnen, erscheint auch der stärkste Ausdruck zu schwach. Auf die nichtsnutzigste Anklage hin wurde Jahn mehrere Jahre, ohne sofort vor den Richter gestellt zu werden, aus einem Kerker in den anderen geschleppt, die Turnplätze geschlossen, die zur Feier des Sieges bei Leipzig angezündeten Freudenfeuer von den, nicht aus Bürgerpflicht, sondern auf Commando herbeigeeilten Gensdarmen ausgelöscht; der rheinische Merkur, der muthigste und geistreichste Wortführer der Sache Preußens und Deutschlands, von Napoleon die fünfte Großmacht genannt, wurde durch Cabinetsordre unterdrückt, Görres entzog sich später durch die Flucht der Einsperrung; Arndt, dem eine Professorstelle an der Universität zu Bonn ertheilt worden war, wurde in seinem Hause von der Polizei überfallen und verhaftet, seine Briefe, Handschriften, Collegienhefte fortgenommen, er selbst mit vielen anderen Professoren, Studenten und Bürgern vor eine Special-Untersuchungs-Commission gestellt. Hatte der unbeholfene Spritzenmeister Schmalz die redlichen Vaterlandsfreunde nur mit schmutzigem Pfützenwasser besudelt, so ließ bald darauf der Herr v. Kamptz seine brennenden Sprühteufel

los und ein glühender Feuerregen ergoß sich über die edelsten Häupter. Die Königlich Preußische Staatszeitung vom 13. Juli 1819 brachte Folgendes: „Die an mehreren Orten, sowohl im Preußischen, als in anderen Ländern während der letzten Tage genommenen Maßregeln zur weiteren Ermittelung entdeckter, geheimer demagogischer Verbindungen und Umtriebe sind durch erhaltene höchst wichtige und vollständige Beweise über das Dasein und die revolutionaire und hochverrätherische Tendenz derselben veranlaßt und man hat selbst den vollständigen, mehrmals berathenen Entwurf einer, dem deutschen Vaterlande zugedachten, republikanischen Verfassung in Beschlag genommen. Es geht daraus hervor, daß diese Maßregeln nicht in den beschränkten Gesichtspunkt einer gegen Studenten und Studentenverbindungen geschlossenen Verfügung gehören, indem nur einige dabei mehr oder minder implicirt und daher von jener Maßregel mit betroffen sind; über die ausgebreiteten und tief eingreifenden Verzweigungen jener demagogischen Umtriebe kann indessen, ohne dem höchstwichtigen und wohlthätigen Zweck selbst nachtheilig zu werden, begreiflich das Nähere jetzt noch nicht zur öffentlichen Kenntniß kommen."

Bald darauf erfuhr man, daß die Professoren Arndt und Welcker in Bonn verhaftet, ihre handschriftlichen Aufzeichnungen, Collegienhefte, Briefschaften in Beschlag genommen und sie selbst zur Feststellung des Thatbestandes einer außerordentlichen, in Mainz für ganz Deutschland niedergesetzten Untersuchungs-Commission überwiesen worden waren. Durch die preußischen Beisitzer derselben wurde Herr v. Kamptz mit den wichtigsten Enthüllungen versorgt, und dieser ließ nun von Zeit zu Zeit in der Staatszeitung seine feurigen Drachen fliegen, denen als Schweif Auszüge aus Arndts Aufsätzen und Briefen aus den Jahren 1806 bis 1819 angehängt waren, als z. B. Arndt an Reimer in Berlin, Bonn den 22. April 1819. „Wir müssen viele Täuschungen aufgeben, die wir uns gutwillig gemacht haben, es könnte alles stiller und leiser mit Vernunft gemacht werden. Nein, der Geißel und Peitsche bedürfen sie noch und sie werden sie haben. Aber Wahrheit wird Wahrheit und Recht wird Recht bleiben; das Leben einer gesunden Freiheit wird obsiegen, dies ist der Trost, der uns aufrecht halten muß. Wir haben auch unsere Ultra's und die vornehme Junkerei legt sich dick und frech vor, damit nichts mit Mäßigung und Besonnenheit geschehe. Wollen denn die Pfaffen und Junker, so mögen sie in ihr eigenes Verderben hineinfahren und dann, wenn die große, siegreiche Tragödie aus-

gespielt ist, dürfen wir endlich sagen: Gott hat es also gewollt, obgleich wir gutmüthig und rechtlich es viel milder und sanfter wollten." — Hierzu bemerkt v. K. in der Staatszeitung: „Mit Gewalt und Mord hatten die Bösewichter es durchsetzen wollen", und zu noch mehr Bekräftigung werden Randglossen angeführt, die sich an dem Entwurfe zu einer Volkserhebung in den Papieren Arndts gefunden hatten. Diese Randglossen lauten:

— „Der seyn sollende Kampf der Verzweiflung ist allerdings besser, als freiwillige Unterwerfung.

— „Levée en masse. Ausführung und Chaos ist Eins, jeder wird nur seinen Plan befolgen wollen und die Verwirrung allgemein werden. Vermuthlich wird der Feind, der auf solche Dinge abgewitzt ist, der Sache schnell den Garaus machen.

— „Ein Paar Executionen und die Sache hat ein Ende. Alles wird sich bald zerstreuen.

— „Bei einer Nation, die gewitzt ist und Intelligenz hat, geht so etwas zur Noth an, aber bei uns?

— „Wer wird diesen Wirrwarr dirigiren wollen und können?

— „Wenn ein Prediger erschossen sein wird, hat die Sache ein Ende.

— „Dieser Preis ist zu hoch.

— „Als Poesie gut.

— „Das Alles ist recht zweckmäßig.

— „Pia desideria!"

Und der Verfasser dieser, von Herrn v. Kamptz als „Anschläge von Bösewichtern, die Alles mit Mord und Gewalt durchsetzen wollen," bezeichneten Randbemerkungen, welchem ein hochnothpeinlicher Proceß gemacht werden sollte — war kein anderer als: Se. Majestät Friedrich Wilhelm III. selbst, welcher sie mit allerhöchsteigener Hand einem, ihm von dem Hauptmann v. Clausewitz, dem nachmaligen berühmten General und Schriftsteller, 1810 eingereichten Entwurfe zur Errichtung eines Landsturmes (Levée en masse) beigefügt hatte. Daß der Entwurf sowohl als die Randbemerkungen sich auf die Vorbereitungen zu einem Volkskriege gegen die Franzosen bezogen, hatten Herr v. Kamptz und seine Spürgesellen außer Acht gelassen.

Man hat viel von den Scheußlichkeiten der deutschen Hexenprocesse, von den Folterkammern und peinlichen Fragen der niederländischen, italienischen

und spanischen Inquisitionsgerichte gehört, aber nicht minder empörend war das Verfahren gegen die, des Umsturzes der Throne und der Aufwiegelung des Volkes von Kamptz und seinen Schergen Angeklagten. Es giebt eine moralische Tortur, nicht minder schmerzhaft und an Gesundheit und Leben zehrend, als die körperliche.

Dahin war es in Preußen gekommen, daß E. M. Arndt sich gezwungen sah, unter dem 26. Juli 1822 an den Fürsten Staatskanzler zu schreiben: „Nimmermehr kann ich glauben, daß nach solchem Criminalverfahren, als gegen mich geübt worden, nach solchen öffentlichen Beschuldigungen vor dem ganzen Volke und Vaterlande, nach solchen amtlichen, unter dem Ansehen einer erhabenen Behörde mitgetheilten Anklagen gegen mich, als die sogenannten „Actenmäßigen Nachrichten“ (in der Staatszeitung) enthalten, man nun das letzte Fürchterliche thun könnte, mir die Rettung und Wiederherstellung meiner Ehre durch den Spruch eines ordentlichen Gerichtshofes abzuschneiden und mit Aufhebung aller, im Laufe der Sache mehrmals wiederholten, Versprechen einer endlichen, richterlichen Entscheidung zuletzt kurz abzumachen. Ich sage noch einmal: dies, obgleich von fernher angedeutet, däucht mir ganz unglaublich. Diese Unglaublichkeit, ja rechtliche Unmöglichkeit wird dadurch noch vermehrt, daß ich in mehreren Mitgliedern einer hohen Ministerial-Commission zugleich meine Ankläger und Verfolger vermuthen muß, wie ich in ihnen, namentlich in Sr. Durchlaucht dem Fürsten Wittgenstein und dem Herrn Geh. Ober-Regierungsrath v. Kamptz, meine bittersten Feinde kenne und weiß. Was müßte ich erwarten, wenn also zuletzt kurz abgebrochen und durchgebrochen werden dürfte? wenn, was in Preußen bis jetzt unerhört war, die Feinde und Ankläger zugleich die Richter sein dürften? Wo bliebe dann für Ehre, Leben und Dasein noch eine Bürgschaft im Staate? wohin sollte der kleine und mittlere Staatsbürger dann fliehen, wenn er so unglücklich wäre, wie ich, einen oder mehrere Mächtige und Einflußreiche, Minister und hohe Beamte zu Feinden zu haben? Hier werden Ew. Durchlaucht gewiß drein sehen, damit feindselig, leidenschaftlich fortstürzende Gewalt nicht die letzte Spur von Recht zertrete....

„Nochmals berühre ich wieder das Seltsamste, was mich mehr als einmal in Erstaunen gesetzt hat: nämlich, wie mir zur Schuld gedeutet und gedreht wird, was ich in den Jahren 1813 bis 1815 unter öffentlichem Ansehen und in Uebereinstimmung mit den, von der Königlich Preußischen Regierung und

von ihren hohen Verbündeten ausgesprochenen, Grundsätzen gewirkt und gestrebt habe: wie eben mir das zur Schuld und zum Verderben gedeutet und gemacht wird, was mir von den Besten meines Volkes und von Ew. Durchlaucht selbst und von so vielen herrlichsten Männern Preußens damals als ein tüchtiges und würdiges Wirken, als eine verdienstvolle und ehrenvolle Mühe und Arbeit gerechnet, so von Ihnen genannt und belohnt ward. Als ich Ew. Durchlaucht zum ersten Mal von Angesicht zu Angesicht sah — es war im Sommer 1814 zu Frankfurt a. M. bei dem Freiherrn v. Stein — da beschämten Sie mich in Gegenwart vieler würdigen Männer durch Ihre Gütigkeit und Ihr Lob und äußerten, daß Sie Alles für mich thun und mich gern als Beamten des Staates sehen würden, dessen Liebe und Bewunderung in jenen Tagen alle deutsche Herzen und auch mein Herz entflammt hatte. Ich nahm das freudig und dankbar an. Nach Ew. Durchlaucht Abreise von Frankfurt erhielt ich einen Brief von Ihrer Hand, den ich noch bewahre, worin Sie sagen, daß Sie wegen meiner Verdienste um Deutschland, was Sie mir versprochen, halten würden. Ew. Durchlaucht haben das gethan und haben in meiner Anstellungs-Urkunde als Professor der Geschichte in Bonn dasselbe ehrenvolle Zeugniß aus denselben Gründen für mich niedergelegt. . . . Und jetzt? ja und jetzt? o ungeheurer Wechsel! jetzt heißt diese öffentlich anerkannte, belobte und belohnte Wirksamkeit verbotenes politisches Treiben; jetzt werde ich wegen dessen, was damals alle Munde und Herzen bekannten, was alle Verkündigungen und Aufforderungen Sr. Majestät und Ew. Durchlaucht und der ersten Staatsmänner und Feldherren die Losung und das Feldgeschrei Preußens und Deutschlands nannten, umhergetrieben und abgeängstigt und dem scheußlichsten Verbrecher gleich dargestellt und behandelt; jetzt wird mein Streben und Empfinden, was ich damals mit den trefflichsten und bedeutendsten Männern des Staates gemein hatte, Schein und Zeichen der Schuld und wickelt nicht blos viele würdigste Lebende mit ein, sondern ruft auch die Schatten der Abgeschiedenen, die als Opfer für das Vaterland frühe gefallen und heimgegangen sind, die Schatten eines Scharnhorst, Chasot, Gruner aus den stillen Grüften herauf, als könnten sie etwas Böses gegen mich zeugen....

„Wie kann mir, was ich vor neun oder sechs Jahren ganz in dem Sinne der damaligen Regierung gewirkt und gearbeitet habe, nun zu einem Verbrechen werden, das mich jetzt schon vier bis fünf Jahre in Beschuldigungen und An-

schwärzungen und drei Jahre in peinlichen Behandlungen und Untersuchungen umhertreibt?...

„Wenn man glaubt, daß ich für das jetzige System des Staats unbrauchbar bin, warum will man so schrecklich ungerecht gegen mich sein, weil man in fünf, sechs Jahren anders geworden ist, oder anders werden mußte? Warum droht man mir, vielleicht nicht durch Rechtspruch, sondern durch Machtspruch, den anerkannt wohlverdienten Lohn meiner Arbeit für das Vaterland zu nehmen, den ich durch kein Verbrechen verwirkt habe? Warum arbeitet man mit Spezial-Commissionen und hohen Ministerial-Commissionen, meine und der Meinigen Ehre, Glück und Dasein zu verkümmern und den als einen Abscheu der Menschheit und des Vaterlandes auszustoßen, der vor wenigen Jahren für viele Redliche ein Name guten Zeichens war und, ich hoffe, es noch ist."

Da vor dem Abgange dieses Schreibens Arndt von der Königlichen Ministerial-Commission die Anzeige erhielt, „daß seine Sache nicht durch einen ordentlichen, richterlichen Spruch werde beendigt werden," bemerkt er in einer Nachschrift: „Ich habe den obigen Worten nichts hinzuzufügen, als daß ich hoffe, daß das nicht möglich ist, und daß ich meine, daß nach solchem Verfahren, als ich erlitten, nur durch ein ordentliches Gericht meine Schuld oder Unschuld ausgesprochen werden darf; daß so der Welt nur klar werden kann, was in und an der Sache war; daß so meine hart verletzte Ehre nur wiederhergestellt werden kann. Denn noch einmal sage ich es: es sind und wirken meine bittersten Feinde in dieser Commission mit und, wenn mich nicht Alles täuscht, ist ja in dieser Sache ein Mann sehr thätig gewesen, der im vergangenen Sommer über den Hochverrath eine Abhandlung geschrieben hat, deren Grundsätze wohl bei Domitianen und Elften Ludwigen, aber nimmer bei deutschen Herrschern und preußischen Königen Beifall finden werden."

Unter dem 14. Juli 1822 erhielt Arndt von dem Fürsten Staatskanzler v. Hardenberg den Bescheid, „er werde am Ende der Untersuchung Alles für ihn thun, was die Verhältnisse gestatten würden; gegenwärtig schwebe die Sache noch bei der Central-Commission in Mainz." Sehr ungnädig fügt der Staatskanzler am Schlusse hinzu: „Uebrigens muß ich Ihnen Ihren, in der vorliegenden Eingabe angenommenen, Ton und die Art, wie Sie sich darin über die höchsten und achtbarsten Staatsbeamten, so wie über verschiedene Dinge äußern, ernstlich verweisen und Sie auffordern, mir in Ihren etwanigen

späteren Vorstellungen nicht weitere Veranlassung zu einer ähnlichen Rüge zu geben."

So finden wir den, vordem so freisinnigen, Staatskanzler, der einst von dem preußischen Staate rühmte: er sei eine demokratische Monarchie, bereits altersschwach, von der Reaction in das Schlepptau genommen und auf die abschüssige Bahn gedrängt, auf der er an den Beschlüssen der Congresse in Aachen, Karlsbad und Laibach sich und das so ruhmvoll aufstrebende Preußen an Metternichs, uns in das Verderben führende, Politik überliefert hatte.

Ueber den Verlauf des, gegen Arndt geführten, ungesetzlichen Verfahrens berichtet er selbst also:

„Bald nach dem Mittsommer 1819 kurze Verhaftung meiner Person, lange Beschlagnahme und Haft meiner Briefe und Papiere. — Den 10. November 1820 Stillstellung in meinem Amte. Im Februar 21 Beginn der Criminaluntersuchung gegen mich. Trotz Einsprüchen und Berufung auf meine zuständigen Gerichte, Unterwerfung unter außerordentliche Commissionen und einen außerordentlichen Specialrichter. Alle erste und spätere Einsprüche und Berufungen, an die höchste und hohen Behörden gerichtet, bleiben erfolglos. Neue Gesetze und Verordnungen jagen sich in diesem Jahre und klemmen mich und meine Leidensgesellen ein, indem sie rückwirkend auf unsere Sache angewendet werden. Ich muß mich über alle meine jemals erschienenen kleinen und großen Bücher, über alle und jegliche in meinen und meiner Freunde Briefen befindlichen Anspielungen auf die Zeit, über alle denklichen Gefühle, Gedanken, Einfälle, Scherze des Augenblicks mit kleinen Zwischenräumen der langweiligsten Untersuchungsfolter von beinahe anderthalb Jahren unterwerfen und mich langsam abschlachten lassen. Also Anfang der Untersuchung im Februar 1821, Beendigung im Sommer 1822. Mir wird das Oberlandesgericht in Breslau als mein Gericht genannt. — Eine von mir abgefaßte Erklärung und eine, von meinem theuren Freunde Dr. Burchard ausgearbeitete, Vertheidigungsschrift werden eingereicht. — Trübe und stolze Erinnerungen. Wer sollte nicht stolz sein auf solche Namen, die mir als Rather und Helfer immer bereit und freiwillig zur Seite standen: Hofrath K. Th. Welcker, Geh. Rath Mittermeier, Landsgerichtsrath Lehmann, Geh. Ober-Revisions- und Justizrath Esser, Geh. Ober-Revisions- und Justizrath Leist, Ober-Appellationsrath v. Ammon! — Alle Vertheidigungsschriften schienen schließlich unnöthig gewesen zu sein. Die

Untersuchung, welche nur zu sehr in hochnothpeinlichhalsgerichtlicher Art geführt worden war und mein ganzes Leben, wie das Leben eines Strolches, Schelmen und Verräthers durchstöbert hatte, ward zuletzt eine Polizeiuntersuchung genannt und nimmer habe ich die Genugthuung gehabt, daß ein Gericht das Wort „nicht schuldig“ über mich hat aussprechen dürfen.

„Ich blieb in meiner Amtsunthätigkeit liegen, doch mit Belassung meines Gehaltes, auch wurde ich nicht aus Bonn verwiesen....

„Mehrmals versuchte ich durch Fürsprache von Gönnern, durch persönliche Vorstellungen und Bitten wieder zu amtlicher Thätigkeit zu gelangen; es war vergeblich. Endlich kam das Jahr 1840 und König Friedrich Wilhelm IV hat mich wieder hergestellt. — Zwanzig Jahre hatte ich wie altes Eisen still gelegen, war eingerostet und verrostet. Ich war über mein siebenzigstes Jahr hinaus, zu alt für einen frischen, lebendigen Muth. In dem Alter, wo alle Weisesten von dem Lehrstuhl herabsteigen, um zu schweigen, sollte ich wieder hinaufsteigen, um zu sprechen. Ich zagte und zagte in dem Gefühl, daß ich für die Universität höchstens ein Name mit Schall, aber ohne Ton, sein würde; aber die Lage war so gestellt, daß Weigerung als Trotz gedeutet werden konnte. Ich nahm also an, ließ mich wieder in die Facultät einführen und auf den lange versperrten Lehrstuhl hinaufführen. Nun erlangte ich außer anderen Zeichen Königlicher Huld endlich auch die Auslieferung meiner Papiere und Briefe, um welche ich bisher so viel und so oft und immer vergeblich gebeten hatte.... Meine Wiederherstellung in mein Amt war wie ein Fest, wie ein Freudentag für die ganze Stadt Bonn, für meine lieben Mitbürger und Genossen. Im folgenden Jahre wurde ich zum Rector der Universität gewählt.“

Von den weiteren Lebensereignissen Arndts sei nur noch erwähnt, daß er nach Auflösung des Bundestages in Frankfurt 1848 zum Mitgliede der Nationalversammlung gewählt wurde und sich 1849 bei der Gesandtschaft befand, welche im Namen des deutschen Volkes und beauftragt von der Nationalversammlung nach Berlin kam, um dem Könige Friedrich Wilhelm IV. seine Erwählung zum Kaiser des deutschen Reiches zu verkündigen.

Arndt starb nach vollendetem 90. Jahre 1860; ein Ehrendenkmal ist ihm in Bonn aus Beiträgen der Vaterlandsfreunde errichtet worden. Und so stehst Du nun, edelster und freimüthigster Vorfechter für die Befreiung des Vaterlandes vom fremden Joch, Märtyrer Deiner, gegen Vergewaltigung des Volkes

durch Machtgebot, gerichteten Rede, „in fragwürdiger Gestalt" in glänzemdem Erz zu Bonn an erhabner Stelle am Ufer des Rheines, der erst durch Dein Wort wiederum „der Grenzenhüter Germaniens" geworden ist, und wendest Dein freudestrahlendes Antlitz der, über das Siebengebirge heraufsteigenden, Morgensonne zu, einen beredten Mahnruf an die gegenwärtigen und kommenden Geschlechter richtend: in dem Kampfe für Recht und Freiheit getreu und tapfer auszuharren, bis daß der Sieg errungen sein wird! —

Ein noch ärgeres „Bubenstück", als gegen Arndt, den Polizeistaat für ewige Zeiten brandmarkend, wurde gegen einen zweiten hervorragenden Mann des Volkes, gegen Friedrich Ludwig Jahn in Berlin, verübt. Wie wir von Blücher singen: „Er ist der Mann gewesen, da Alles versank, der muthig in der Rechten den Degen noch schwang!" so können wir von Jahn rühmen, daß er in jener trüben Zeit der Schmach und Unterdrückung durch den fremden Eroberer nächst Arndt der Einzige war, der unverzagten Muthes das freie Wort gegen die Zwingherrschaft erhob. Und nicht bei dem leicht verhallenden Wort ließ er es bewenden, er schritt rüstig zur That fort. Da er die Alten für versauert und der, denselben als erste Bürgerpflicht empfohlenen, Ruhe allzu sehr ergeben hielt, wandte er seine Hoffnung und seine Thätigkeit der heranwachsenden Jugend zu; er führte sie auf den Turnplatz. „Des Turnens Anfang," so schreibt Jahn, „begann noch unter der Fremdherrschaft. Wecken und Wachhalten, das gab keinen Anstoß. Sich erhalten, die Umstände und Gelegenheit abwarten, war nichts Auffallendes und die jugendlichen Gemüther ahnten verschwiegen, was sie zu erstreben berufen waren. Das Wohlbewegen gab ein Wohlbehagen und aus der Selbstthätigkeit, die sich Selbstständigkeit errang, entfaltete sich der Anmuth schönste Blüthe.

„Das entdeckte gar bald die Junkerschaft. Ein Hochgestellter im Kriegswesen sagte (1810) zum Erwecker der Turnkunst: „„Sie haben Wunder gethan, aber Unrecht bleibt's doch. Die verteufelten Jungen hier auf dem Turnplatze treten strammer auf als die Cadetten. Was soll aus der Welt werden, wenn dergleichen ritterliche Exercitien nicht mehr ein Eigenthum der höheren Stände bleiben. Da kann man ja künftig keinen Vornehmen von dem Grobzeug, der Krapule, unterscheiden."" „Wenn vornehm," entgegnete Jahn, „etwas Anderes bedeuten soll, als: sich vornehmen, in Sitten und Tugenden es Anderen zuvorzuthun, so ist es ein Mißlaut in der Sprache."

Bis zum Ausbruch des Krieges 1813 legte man Jahn von Seiten der Regierung nicht das geringste Hinderniß in den Weg. Damals war es den Umgebungen des Königs erwünscht, daß bei den ganz unverfänglichen Leibesübungen zugleich auf den Geist der Jugend gewirkt wurde. In welcher Richtung dies geschah, war kein Geheimniß, seitdem Jahn im Jahre 1810 sein „Deutsches Volksthum“ der Oeffentlichkeit durch den Druck übergeben hatte. Außer diesem Felde öffentlicher Wirksamkeit war Jahn mit anderen Vaterlandsfreunden darauf bedacht, in einem geschlossenen Kreise ihre Gedanken und Entschlüsse einander mitzutheilen. Zu diesem Behufe traten Jahn, der Lehrer Friesen, die Professoren Zeune, Turte, Lange, Graßhoff, Otto Preuß, Müller, Starke, Graf v. d. Gröben und Andere im Herbst 1810 zu einem geheimen Vereine zusammen, welchen sie „den deutschen Bund“ nannten. Es wird zur näheren Kenntniß dieses Bundes genügen, die Aussage mitzutheilen, welche eines der hochgestelltesten Mitglieder desselben, der Oberstlieutenant und Chef des Generalstabes Graf v. d. Gröben, im Februar 1820 vor Gericht darüber machte. „Im Frühjahr 1811“ — so lautet diese — „machte mich ein junger Officier mit dem damaligen Lehrer Friesen bekannt, den ich sogleich auf den ersten Blick lieb gewonnen und den die allgemeine Stimme bis zu seinem Tode — er blieb 1814 vor dem Feinde — als einen sehr ausgezeichneten Jüngling unseres Vaterlandes nannte. Nachdem wir uns bald gegenseitig über die Noth der damaligen Zeit ausgesprochen, fragte mich Friesen: Ob ich über das, was er mir jetzt mittheilen werde, schweigen würde? Ich gab darauf mein Wort. Hierauf machte er mir bekannt, daß er sich mit einigen Anderen verbunden habe, unter allen Bedingungen, selbst in dem Fall, wenn Preußen das unglückliche Schicksal von Spanien erleben sollte (Entfernung des Königs und des hohenzollernschen Hauses durch Napoleon), mit Liebe und Treue an dem Könige festzuhalten und Leib und Leben daran zu setzen, das Joch der Franzosen abzuschütteln; daß sie aber bis zu jenem Punkte unserer Selbsterhebung Alles anwenden wollten, um das Vertrauen an die wohlbekannten, im Stillen getroffenen, weisen Maßregeln unserer Regierung, welches allerdings seit den unglücklichen Jahren 1806 und 1807 sehr gesunken wäre, durch besonnene, aufmunternde Reden wieder zu beleben, die nicht geübten gebildeten Stände aber in den Waffen zu üben; daß sie aber deshalb über dieses Vornehmen und ihren Zusammentritt ein unbedingtes Stillschweigen beobachten müßten, weil die Schritte eines jeden

braven Mannes von französischen Spionen beobachtet würden. Gegen diesen mir vorgelegten Zweck und die einfachen, unschuldigen Mittel konnte ich nicht das Allergeringste einwenden, ja, ich freute mich sogar, das wiederzufinden, was ich selbst gefühlt und in mir beschlossen hatte. Ich erwiderte hierauf ungefähr dem Inhalte nach Folgendes: daß ich diesem Zweck und Männern, die ihm wahrhaft lebten, gewiß auf Leben und Tod verbunden sein würde, besonders, wenn die Noth erst herbeigekommen, daher sie sicher auf mich zählen könnten. In allen den Gesprächen, die in meiner Gegenwart in geschlossener Gesellschaft geführt wurden, sind nicht allein nie verrätherische, sondern nur gute Gesinnungen geäußert worden."

Der König war nicht nur durch Scharnhorst und Gneisenau vollständig von dem Bestehen des Bundes unterrichtet; auch der Chef der geheimen Sicherheitspolizei, Geh. Staatsrath v. Bülow, erstattete Sr. Majestät unter dem 25. October 1812 Bericht über die, bei der Beschlagnahme der Papiere eines Bundesmitgliedes, des Geh. Secretairs Starke in Berlin, gemachten Entdeckungen, wobei er bemerkte: „wie er nicht glaube, daß es vor der Hand erforderlich sein würde, gegen ein Mitglied des Ordens (des deutschen Bundes), wenn dasselbe nicht zu den thätigen Agenten des Staatsraths Gruner gehöre, strenge Maßregeln zu nehmen, und er überzeugte sich, daß die Fortsetzung einer sorgfältigen Beobachtung, woran er es nicht fehlen lassen werde, hinreichend sein würde, um den sogenannten deutschen Bund oder Orden durchaus unschädlich zu machen." In einem anderen Berichte des Staatsraths v. Bülow an den König heißt es in Beziehung auf den deutschen Bund: „Der lächerliche und kaum glaubliche Zweck dieser Verbindung war der, zur Ueberwältigung der Uebermacht Frankreichs eine deutsche Republik zu stiften und theils durch Bearbeitung erwachsener Menschen, theils durch die Erziehung und Bildung einer kraftvollen Jugend nützliche Bürger dieser Republik zu schaffen."

Als der König 1813 sein Volk zu den Waffen rief, folgten die Mitglieder des Bundes diesem Rufe; der Bund löste sich auf. Die gerichtliche Aussage des Hauptmanns der Landwehr, Professors Turte, lautet: „Ich erinnere mich noch genau und könnte es allenfalls beschwören, daß in den letzten Tagen vor der Abreise zum Heer, ich glaube am 11. Februar 1813, in Friesens Zimmer Jahn selbst sagte: „Nun lebt wohl! es ist jetzt Alles aus, thue Jeder seine Schuldigkeit, unser Gelübde ist abgethan!""

Wir haben bereits angeführt, daß noch während der Anwesenheit des Königs und des Heeres in Paris die Schrift des Geh.-Raths Schmalz erschien, in welcher die geheimen, staatsgefährlichen Bünde und Bündler noch in Nebelbildern vorgeführt wurden. Diese zu enthüllen hatten einige Agenten der hohen Polizei, vornehmlich der, in dem Büreau des Geh. Staatsraths v. Bülow beschäftigte, Regierungsrath Janke übernommen.*) Er reichte bei dem Könige noch während dessen Anwesenheit in Paris unter dem 14. August 1815 eine förmliche Denunciation ein, in welcher er zuvörderst die versteckten hochverrätherischen Tendenzen des Tugendbundes und eines Charlottenburger Vereins aufdeckt und deren Mitglieder namhaft macht, dann aber ausführlich bei dem „deutschen Bunde" verweilt, in welchen er sich in der Absicht habe aufnehmen lassen, um der Regierung über dessen Staatsgefährlichkeit sichere Anzeige machen zu können. „Der Mitglieder Zweck war" — so anklägert der neue Judas bei dem Könige — „im Stillen eine Macht gegen Frankreich zu gründen. Mit der Zeit bildete sich unter ihnen die Idee einer Republik aus, in welcher Freiheit und Gleichheit herrschen und wahre Rechtswohlfahrt befördert werden sollte. Menschen aus allen Ständen und Verhältnissen wurden aufgenommen. Jeder gehörte der jungen Republik als freier Bürger an, Eidgenossen genannt. Ein großer Rath besorgte die Regierungsgeschäfte der Republik, ein kleiner aber vertrat die Rechte der einzelnen Gemeinden, aus deren Vorstehern er zusammengesetzt war....

„Das ganze deutsche Volk sollte mit der Zeit umfaßt werden, dann würde von selbst die Republik als ein Phönix entstehen oder einem Schmetterlinge gleich die Puppenhülle monarchischer Verfassung brechen.... Die Vehme über irgend Jemand gesprochen, flog durch den jungen Bund, wie es auch noch jetzt bei dem großen, von Arndt gepredigten, Bunde der Fall ist. Jahn schrieb unter Aufsicht seines großen Lehrers**) Friesen, eines ausgezeichneten Kopfes, die Bundesverfassung nieder 2c."

Eine dem Staatskanzler später eingereichte Denunciation enthielt: „daß der 2c. Jahn dem sogenannten deutschen Bunde angehöre, der die hochverrätherische Tendenz habe, alle bisherigen Verfassungen der deutschen Regierungen

*) Das Vorhandensein einer hohen und geheimen Polizei wurde erst dadurch officiell bekannt, daß sie durch eine Cabinetsordre vom 3. Novbr. 1817 für aufgehoben erklärt wurde.

**) Sollte wohl heißen „Schülers".

umzustürzen und ganz Deutschland in eine große Republik zu vereinigen. Hiermit war nothwendig auch die Entsetzung sämmtlicher deutschen Fürsten, die oft noch schlechter gemacht wurden, als sie waren, verbunden, weil sie an der Unterjochung Schuld wären. Der Zeitpunkt der inneren Vereinigung der deutschen Volksstämme sollte auch zugleich der Augenblick der Abwälzung des französischen Joches sein.... Befreiung des deutschen Volkes von seiner langen Schmach, Einigung aller seiner Gauen zu einem großen Ganzen in freier Verfassung, Zertrümmerung aller bestehenden monarchischen Verfassungen von Deutschland, dies wurde im Allgemeinen als Zweck des deutschen Bundes angegeben; auch Preußen sollte davon nicht ausgeschlossen sein u. s. w."

Der Regierungsrath Janke hatte die Wahrheit seiner Denunciation „auf seinen Diensteid" versichert, und es mußte demnach eine Criminal-Untersuchung gegen Jahn eingeleitet werden.

Die hohen und höchsten Behörden, insbesondere Hardenberg, v. Bülow, Wittgenstein, v. Kamptz und deren Collegen mochten wohl einsehen, daß mit dieser Denunciation nichts Erhebliches gegen Jahn erzielt werden könne. Da kam ihnen ein anderer Fund sehr gelegen. Unter den mit Beschlag belegten Papieren eines dem Vater Jahn mit treuester Zuneigung ergebenen, unlängst aus dem Feldzuge zurückgekehrten Freiwilligen und eifrigen Vorturners, Franz Lieber, fand sich ein kleines Büchelchen vor mit der Aufschrift: „Goldsprüchlein aus Vater Jahns Munde." Es war dies eine Art Tagebuch, in welches Lieber Sprüche, hingeworfene Bemerkungen Jahns, Antworten, die er auf Anfragen ertheilte, aufgezeichnet hatte.

Zur Erläuterung des Folgenden muß hier eingeschaltet werden, daß bereits die Wartburgsfeier der Studenten 1817 stattgefunden und die Ermordung Kotzebue's durch Sand geschehen war.

In jenem Tagebuche Liebers befand sich folgende Notiz: „Nachdem er (Jahn) mir einst sein Herz bedeutsam und weit geöffnet, fragte ich: „wäre es nun jetzt wohl Unrecht, v. Kamptz zu tödten?" da sagte er: „„ja, Wort gegen Wort, Feder gegen Feder, Hand gegen Hand. — Nehmen sie mich fest, wohlan!""

Der v. Kamptz glaubte hierin eine Aufforderung zu seiner Ermordung zu finden. In der Nacht vom 13. zum 14. Juli 1819 wurde die Wohnung Jahns von Gensdarmen und Polizei umringt, in dieselbe eingedrungen, er selbst aus seinem Schlafzimmer herausgerufen und ihm von einem Criminal-Commissair

der von dem Fürsten Staatskanzler unterzeichnete Verhaftsbefehl vorgelegt. Man vergönnte ihm kaum so viel Zeit, um von seiner bestürzten Gattin und drei weinenden Kindern, von denen das älteste fünf Jahre alt war, Abschied zu nehmen. Er wurde hierauf in einem Wagen unter hinreichender Sicherheit nach der Festung Spandau in engen Gewahrsam gebracht. Am folgenden Tage fand das erste polizeiliche Verhör statt. Es scheint, daß Herr v. Kamptz vor den Dolchen und Höllenmaschinen, welche Jahn von dem nahen Spandau aus gegen ihn loslassen könne, so große Furcht hatte, daß er ihn nach der entfernter gelegenen Festung Cüstrin bringen ließ. Zur Sicherheit auf dieser Fahrt wurde dem, des Hochverraths und gefährlicher Mordpläne angeschuldigten, Vaterlandsfreunde für seinen Glauben an eine neue Zeit jenes Geschmeide angelegt, womit einst Columbus für seinen Glauben an eine neue Welt belohnt wurde. In schweren Ketten, mit eisernen Handschellen an Händen und Füßen geschlossen, wurde Ludwig Jahn am 20. Juli 1819 von Spandau nach Cüstrin transportirt, und auch hier mußte er in dem traurigen Kerker, in welchen man ihn geworfen, noch Wochen lang bei Tag und Nacht diese Ketten tragen. „Glaube mir es," sagte er einst in späteren Jahren, als er ruhig in seinem Landhaus in Freiburg lebte, „als mir die Ketten angelegt wurden, da schwor ich meinen Glauben an die Menschheit ab." Und bittere Thränen rannen ihm über die Wangen und den greisen Bart herab.

Noch schwerer aber, als von dieser harten Eisenlast, wurde Jahns Herz von den Sorgen um das, was ihm das Liebste auf der Welt war, um sein Weib und seine geliebten Kinder bedrückt. Die beiden jüngeren waren am Scharlach erkrankt. Er erhielt durch Freunde Nachricht, daß eines davon lebensgefährlich darniederliege; er bat, er beschwor die Behörde, ihn, wenn auch unter strengster Aufsicht, auf einige Stunden nach Berlin zu den Seinen zu bringen; es wurde ihm diese Bitte nicht gewährt; das Kind starb, ohne daß dem Vater vergönnt wurde, es noch einmal zu sehen. Auch das zweite Kind kam dem Tode nahe; der Hausarzt, die Freunde, selbst Männer, die Jahn fern standen, verwandten sich bei dem Könige, bei Hardenberg, bei Wittgenstein, v. Kamptz, bei mehreren Ministern dafür, daß dem unglücklichen Verhafteten ein kurzer Besuch bei den Seinen verstattet werde. Auch diesmal erfolgte abschlägiger Bescheid, und auch sein zweites Kind starb, es wurde in die Erde gesenkt, ohne daß dem Vater der Trost zu Theil wurde, ihm die Augen zuzudrücken, eine Hand voll

Erde ihm in die Gruft nachzuwerfen und die mit Verzweiflung ringende Mutter ihren Schmerz an seinem Herzen ausweinen zu lassen.

Nachdem Jahn zu wiederholten Malen in Cüstrin polizeilich verhört worden war, wurde er, seiner Ketten ledig, zu Anfang October 1819 nach dem Hausvoigteigefängnisse in Berlin transportirt. Zur gerichtlichen Untersuchung, Anklage und Aburtelung der von der Polizei verhafteten „Anstifter und Theilnehmer demagogischer Umtriebe" war in Berlin eine „Immediat-Untersuchungs-Commission" niedergesetzt worden, welche durch Zutritt von Justizbeamten, gemäß einer Cabinetsordre vom 16. September 1819, sich als ein außerordentlicher Gerichtshof gestaltet hatte. Dem Verhafteten wurde die Anklage-Acte vorgelegt und ihm verstattet, sich durch einen Rechtsanwalt vertheidigen zu lassen. Nachdem die Immediat-Commission die Untersuchung geschlossen, den Thatbestand für festgestellt erklärt hatte, wurden die Acten auf Anordnung des Justizministers v. Kircheisen dem Kammergerichtsrath E. L. W. Hofmann zur Berichterstattung überwiesen. Der berühmte Romantiker, Dichter in Worten und Tönen, unterzog sich dieser höchst schwierigen Aufgabe mit der Gesetzeskenntniß eines tüchtigen Juristen und mit der Unabhängigkeit eines gewissenhaften Richters. Nach viermonatlicher, unablässiger Arbeit überreichte Hofmann der Immediat-Untersuchungs-Commission seinen amtlichen Bericht als Decernent in dem Jahnschen Processe. In seinem Berichte, einem Actenstück von mindestens einhundert geschriebenen Bogen, werden als die beiden Hauptverbrechen, deren Jahn angeklagt werde, bezeichnet:

1) die Stiftung und fortdauernde Theilnahme an einem geheimen und hochverrätherischen Bündnisse, der deutsche Bund genannt.
2) Aufforderung zur Ermordung des Geh.-Raths v. Kamptz.

In Betreff des ersten Verbrechens giebt Hofmann sein Gutachten schließlich dahin ab: „Selbst wenn die Verordnung vom 6. Januar 1816 (durch welche der sogenannte Tugendbund und jede andere geheime Verbindung für aufgehoben erklärt wurden) nicht jede Strafe rücksichtlich des deutschen Bundes ausschließen sollte, so würde der Dr. Jahn doch schon nach dem, was über die Tendenz und Organisation des Bundes als durch Zugeständniß feststehend anzunehmen, und da das Gegentheil ohne den mindesten Nachweis geblieben ist, durch den erlittenen Arrest hinlänglich bestraft sein. Nach dieser Ausführung giebt daher dies

dem ꝛc. Jahn angeschuldigte Vergehen meines Erachtens keinen Grund, ihn länger in Haft zu lassen."

In Betreff des zweiten Verbrechens lautet das Gutachten Hofmanns: „Es bedarf keiner weiteren Ausführung, daß auch hier weder Strafe, noch fernere Haft motivirt sind."

Noch eine Menge anderer Lappen und Lumpen hatten Herr v. Kamptz und seine polizeilichen Rinnsteinkrabbler aus allerlei Kehricht- und Müllgruben herausgeholt, um ihre Anklage auszustaffiren.

Jahn wurden Aeußerungen, welche sich in Briefen und Papierkörben von Studenten, Referendarien, Turnern und Officieren fanden, zur Last gelegt. So wurde er unter Anderem befragt, was mit der, in den Aufzeichnungen des Studiosus Ullrich als von ihm herrührenden, Aeußerung gemeint sei: „daß der Mensch stimmrecht, wirkerecht, walterecht und leberecht sein sollte."

Auf dergleichen Geklatsch legt der amtliche Berichterstatter nicht den mindesten Werth. „Aus alle dem," so schließt Hofmann seinen Bericht, „was bisher ausgeführt worden, geht hervor:

daß den Jahn in keinem Falle eine Strafe treffen kann, die seine Haft während der Untersuchung rechtlich begründen könnte.

(Criminal-Ordnung §§. 208, 210—211.)

„Auch ist eine Cautionsleistung meines Erachtens nicht einmal motivirt.

„Ich bin daher der Meinung:

daß der Jahn seines Arrestes zu entlassen, der deshalb gefaßte Beschluß vor der Ausführung Sr. Excellenz dem Herrn Minister v. Kircheisen anzuzeigen sein würde."

Durch Vorladung der Denuncianten und gründliches Verhör derselben vor Gericht erwarb sich der Kammergerichtsrath Hofmann das große Verdienst, die ganze Bande der falschen Ankläger, welche wie Schuhus und Unken mit Unglücksgeheul die Nacht erfüllten, aus ihrem Versteck aufzustöbern und sie zu zwingen, vor Gericht Rede zu stehen über ihre Denunciationen und ausgestreuten Verleumdungen. Der Hauptdenunciant, Regierungsrath Janke, verwickelte sich bei seinen Vernehmungen in die größten Widersprüche, suchte sich hinter seine „hohen Vorgesetzten" (Hardenberg, v. Bülow, v. Kamptz) zu flüchten und wurde schließlich zu dem Bekenntniß gedrängt: „er glaube nicht, daß sein Zeugniß wider Jahn als vollgültig angenommen werden könne;" und doch hatte er die Wahr-

heit seiner heimlichen Anklage „auf seinen Amtseid“ behauptet. Nicht minder erbärmlich erschienen die vor dem Gericht gemachten Auslassungen des Kriegsraths v. Cölln. Dieser hatte zu Gunsten des so hart angegriffenen Geheimraths Schmalz in öffentlichen Blättern erklärt: er sei bereit, der competenten Behörde Auskunft über das Dasein hochverrätherischer Geheimbünde zu geben. Aufgefordert, vor der Untersuchungs-Commission sich hierüber näher auszulassen, erklärte er: „Meine Wissenschaft von jenen Geheimbünden gründet sich nur auf die Aeußerungen des Janke und Mittheilungen des Geh. Staatsraths v. Bülow, diese aber waren so bestimmt, daß ich mich befugt glaubte, eine Erklärung, wie geschehen, in den Hamburger Zeitungen abzugeben.“

Ein Kriegsrath v. Vorbstädt hatte sich ebenfalls durch verschiedene, bei dem Staatskanzler sofort nach dem Erscheinen der Schmalzschen Schrift eingereichte, Denunciationen gegen Jahn und dessen Geheimbund wichtig zu machen gesucht. Was von diesem Ankläger zu halten, ergab sich daraus, daß er sich bereits 1814 von dem Staatskanzler die Erlaubniß erbeten, sich in den deutschen Bund aufnehmen zu lassen, um ihn auszuspioniren, und als dies Geschäft mißlang, 1815 von dem Fürsten Wittgenstein die Genehmigung zur Errichtung eines Bundes erhielt, welcher für die im Verdacht der Freisinnigkeit Stehenden eine Mausefalle werden sollte. Bestimmte Thatsachen konnte Vorbstädt vor Gericht nicht anführen.

Auch die Urgroßunke aller ausgeheckten Verleumdungen, der Geheimrath Schmalz, wurde vorgeladen und mußte Rede stehen. Und wie über alle Erwartung kläglich bestand er! In Hofmanns amtlichem Bericht heißt es: „Der Geheimrath Schmalz hatte bekanntlich jene Broschüre über geheime staatsgefährliche Verbindungen geschrieben, welche die gehässigsten Reibungen veranlaßte. Es war vorauszusetzen, daß ihm eine ganz besonders genaue Kenntniß der inneren Verhältnisse und Zwecke geheimer Verbindungen beiwohnen müsse, und auch er wurde daher vernommen, um wo möglich Stoff zur weiteren Nachforschung und Aufklärung des eigentlichen Zusammenhanges der Sache rücksichts des deutschen Bundes zu erhalten. Bei seiner gerichtlichen Vernehmung, welche am 26. December 1819 erfolgte, erklärte jedoch der rc. Schmalz:

„Von dem deutschen Bunde und insbesondere von der Theilnahme des Dr. Jahn an selbigem oder anderen geheimen Verbindungen sei ihm speciell nichts bekannt, überhaupt gründe sich seine Wissenschaft

über die Existenz von dergleichen Verbindungen nicht auf eigene Wissenschaft, sondern auf Mittheilung Anderer."

In einem schriftlichen Aufsatze, den er dem Inquirenten besonders überreichte, setzte er noch hinzu:

„daß er den Verdacht, daß Jahn Theilnehmer eines geheimen Bundes sei, blos aus der von demselben verfaßten Schrift: „„Runen,““ und aus dem, was er darin über „„Waltschöpfung““ gesagt, entnommen habe."

So zerfloß denn auch die verleumderische Anklage dieses Schmalz in dem Schmelztiegel des Gerichtshofes und verdampfte. Die ganze Stänkerei hinterließ nichts weiter als einen üblen Geruch.

Die Immediat-Untersuchungs-Commission, ein Zwitterding von Criminal-Polizei und Gerichtshof, ging nicht auf den, von dem Kammergerichtsrath Hofmann gestellten, Antrag auf sofortige Freilassung Jahns ein. Die Acten wurden an das Oberlandesgericht in Breslau geschickt, um das Urtheil zu fällen.

Die Erleichterung, welche Jahn vorläufig zu Theil wurde, bestand darin, daß er im Sommer 1820 als Festungsgefangener nach Colberg gebracht wurde. Hier wurde ihm gestattet, seine Frau und das einzige Kind, was den Eltern geblieben, nachkommen zu lassen und sich in eine Privatwohnung einzumiethen. Unter Begleitung eines Aufsehers durfte er Ausflüge außerhalb der Festung auf eine halbe Meile im Umkreise machen.

Der Spruch des Oberlandesgerichts in Breslau verzögerte sich von Tag zu Tag, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr. Noch über manchen knifflichen Punkt wurde nähere Auslassung verlangt, mit welcher Jahn nie hinter dem Berge hielt. Auf die Frage: ob er nicht dahin gearbeitet habe, Deutschland in Einen Staat zu vereinigen? und welche Form und Verfassung er diesem Staate habe zutheilen wollen? gab er folgende Antwort: „Ich bin allerdings der Meinung, daß eine Zusammenfassung Deutschlands in Einen Staat für sein Wohl ersprießlicher sein würde, als seine heutige Zerstückelung, denn ich denke, daß ein deutscher Kaiser mehr zu bewirken im Stande sein würde, als ein bloßer Bundestagspräsident. Ich habe mir aber nie den Kopf darüber zerbrochen, welcher unter den verschiedenen deutschen Staaten an die Spitze des Ganzen zu stellen wäre; ob das etwa unter ihnen insgesammt Reihum gehen sollte, wie in manchen kleinen Städten die Befugniß des Bierbrauens unter sämmtlichen Bürgern, oder ob diese Stellung einem bestimmten unter ihnen für immer zu-

zutheilen wäre. Ich würde auch sehr in Verlegenheit gewesen sein, wenn ich zum Behufe dieses letzteren Vorschlages irgend einen Staat hätte empfehlen sollen; denn unter den sämmtlichen 39 Staaten des deutschen Bundes kenne ich keinen einzigen, der im Stande wäre, sich selbst zu regieren, viel weniger einen, der im Stände wäre, die übrigen 38 zugleich mit zu regieren."

Das Oberlandesgericht in Breslau, damals von einem reactionairen Schnupfen befallen, verurtheilte Jahn nach vier Jahre langem Kopfzerbrechen und Nägelzerkauen „zu zweijähriger Festungsstrafe"; es war dies ein Spruch in erster Instanz. Zur Fällung des Urtels in zweiter Instanz wurde die „Jahnsche Sache" an das Oberlandesgericht in Frankfurt an der Oder überwiesen.

Aus Quälberg — so hatte Jahn Colberg umgetauft — schrieb er an seinen Freund Professor Bucher in Köslin den 10. Juli 1824: „Den 16. vorigen Monats bin ich vorläufig vier Jahre hier und nächsten Margarethentag (13. Juli) werden es fünf Jahre, seit ich auf Befehl des Fürsten Staatskanzlers, nachdem Kamptz einen unmittelbaren Vortrag deshalb gehalten, zur Festung abgeführt wurde."

Um diese Zeit hatte Jahn eine, 60 Bogen starke, Selbstvertheidigung vollendet. „Wie sich mein Rechtshandel weiter entwickeln wird," schreibt er aus Quälberg den 26. November 1824 an Bucher, „weiß ich nicht zu wahrschauen. Das hiesige Garnisonsgericht hat gleich am 9. October meine „„Selbstvertheidigung"" mit der Post nach Berlin an die königliche Immediat-Untersuchungs-Commission (v. Trützschler, Kammergerichts-Präsident, v. Sydow, Kuhlmeier, v. Gerlach, Kammergerichtsräthe) abgesandt. Von dieser Commission gelangt die Selbstvertheidigung an die Ministerial-Commission, in welcher Kircheisen, Schuckmann, v. Bülow, v. Kamptz, Fürst Wittgenstein, Cabinetsrath Albrecht die Sache möglichst hinhalten werden, bis sie endlich sämmtliche Verhandlungen an das Oberlandesgericht in Frankfurt a. d. O. einsenden müssen." Als einen Kern- und Wahlspruch für seine Vertheidigungsschrift hatte Jahn Psalm 129 gewählt:

„Sie haben mich oft gedränget von meiner Jugend auf, sie haben mich aber nicht übermocht.

„Die Pflüger haben auf meinem Rücken geackert und ihre Furchen lang gezogen.

„Der Herr, der gerecht ist, hat der Gottlosen Seile abgehauen."

Der von dem Oberlandesgericht in Frankfurt am 15. März gefällte Spruch lautete „auf völlige Freisprechung des Angeklagten" mit dem Zusatz, „daß wegen des Erduldeten dem ꝛc. Jahn eine Entschädigung zuzubilligen sei."

Auch dieser endgültige, freisprechende Urtheilsspruch eines unabhängigen Gerichtshofes wurde dem hochherzigen Gefangenen durch die sich darüber stellende volksfeindliche Polizeigewalt verkümmert.

Der Minister des Innern v. Schuckmann machte der Commandantur zu Colberg unter dem 4. Mai 1825 nachstehende Mittheilung:

„Nachdem des Königs Majestät mittelst Allerhöchster Cabinetsordre vom 3. d. M. in Beziehung auf den dort sich aufhaltenden Dr. Jahn zu bestimmen geruht haben:

> daß demselben in Zukunft der Aufenthalt weder in Berlin und in einem Umkreise von 10 Meilen, noch in einer Universitäts- oder Gymnasialstadt erlaubt werde und derselbe da, wo er seinen Wohnsitz wählt, unter polizeilicher Aufsicht bleibe, ihm dagegen, so lange er diese Bedingungen hinsichtlich seines Aufenthalts pünktlich erfüllt und so lange sein Betragen tadellos bleibt, die Pension von Eintausend Thalern, die er bisher bezogen, belassen werden solle,

so ersuche ich die königliche hochlöbliche Commandantur ergebenst, dies dem Dr. Jahn zu Protokoll eröffnen und ihn zugleich zur pünktlichen Folgeleistung, sowie zur Angabe des von ihm gewählten künftigen Aufenthalts auffordern zu lassen, die darüber aufgenommenen Verhandlungen mir aber gefälligst mitzutheilen."

Jahn wählte zu seinem Aufenthalt das an der Unstrut freundlich gelegene Freiburg, wo ihm treugesinnte Freunde ein eigenes Landhaus erbauen halfen. Im Jahre 1848 ward er zum Mitgliede der Nationalversammlung in Frankfurt gewählt, wo er für Deutschlands Einigung unter einem erblichen Kaiser ein gewichtiges Wort sprach; im Uebrigen war seine parlamentarische Thätigkeit nicht von Bedeutung. Nach seinem stillen Landaufenthalte zurückgekehrt, verschied er daselbst nach zurückgelegtem 74. Jahre den 15. October 1854. Die deutschen Turngemeinden im In- und Auslande werden ihm in Berlin ein Ehrendenkmal errichten, aus England, Frankreich, Amerika und letztlich auch aus Australien sind Beiträge eingegangen.

Forschen wir nun nach dem tiefer liegenden Grunde solcher Abirrung einer, sonst so fest auf dem Rechtsboden stehenden, Regierung, wie es die preußische

war, von dem Wege des Gesetzes auf den der Gewalt, und wodurch der redliche und rechtliche Sinn des Königs verleitet worden sei, dem Volke, dem er, in Anerkennung der Hochherzigkeit und der willigen Hingabe von Gut und Blut, ein ehrendes Denkmal auf dem Kreuzberge bei Berlin geweiht hatte, die wohlverdiente, ihm feierlich verheißene Belohnung vorzuenthalten, so dürfte wohl in der ersten Reihe zu nennen sein: die Unterzeichnung der heiligen Alliance.

Zu verschiedenen Zeiten hat die weltliche Macht, wenn ihr die Unterdrückung der zum Selbstgefühl und Selbstbewußtsein erwachten Völker nicht aus eigenen Mitteln gelang, sich mit der geistlichen Gewalt, die Kaiser und Könige mit dem Papst und dem Pfaffenthume, sei es protestantischen, sei es katholischen Glaubens, verbunden. In der Zeit höchster Gefahr und Noth hatten die Fürsten das Volk aufgerufen, sie hatten sich an das Unbedingteste, was der Mensch sein eigen nennt, an den freien Willen der getreuen Unterthanen gewendet und ihnen zugerufen: „Helft euch selbst, dann wird Gott euch helfen!“ Jetzt, nachdem in der That die Völker sich selbst geholfen hatten und im Vertrauen auf das, ihnen von den Fürsten durch den 13. Artikel der Wiener Congreßacte und andere Zusagen feierlich verpfändete, Wort, an den verheißenen Siegespreis in der bescheidensten Weise zu erinnern sich erlaubten, wurden sie bedeutet, daß nicht sie auf den Schlachtfeldern von Leipzig, Belle-Alliance und Paris den Sieg erfochten, daß dies ohne ihr Zuthun der Herrgott allein vollbracht und daß dem Herrn allein die Ehre gebühre. Hierbei gingen die Fürsten selbst mit gutem Beispiele voran und sie thaten es gewiß in festester Ueberzeugung, daß nicht sie es waren, die all dies Herrliche vollbracht; nicht ihren schwachen Kräften durften sie den Sturz des, sie alle weit überragenden, Frankenkaisers zuschreiben, dies hatte allein der Arm des Allerhöchsten gethan. Und da sie selbst, die Kaiser und Könige, mit dem Beispiele der Demuth vorangingen, schien es ihnen ganz angemessen, ein Gleiches von den Völkern zu verlangen. Der feierliche Act nun, durch welchen die drei vornehmsten und mächtigsten Herrscher noch während ihrer Anwesenheit in Paris das Bekenntniß der Demuth und zugleich das Glaubensbekenntniß einer neuen Politik ablegten, ist der von Alexander I., Franz II. und Friedrich Wilhelm III. zu Paris den 24./26. September unterzeichnete „heilige Bund“ (la sainte Alliance), dessen Urkunde also lautet: „Im Namen der hochheiligen und untheilbaren Dreieinigkeit! Ihre

Majestäten der Kaiser von Oestreich, der König von Preußen und der Kaiser von Rußland, die in Folge der großen Ereignisse, welche den Lauf der drei letzten Jahre in Europa bezeichnet, und vornehmlich der Wohlthaten, die es der göttlichen Vorsehung gefallen hat, über die Staaten zu verbreiten, deren Regiegierungen ihr Zutrauen und ihre Hoffnung allein auf sie gesetzt, die innige Ueberzeugung erlangt haben, daß es nothwendig ist, den, von den Mächten in ihren wechselseitigen Verhältnissen zu nehmenden, Gang auf die erhabenen Wahrheiten zu gründen, welche uns die heilige Religion des Gott-Heilandes lehrt; erklären feierlich, daß gegenwärtige Acte nur zum Gegenstande hat, Angesichts der ganzen Welt, Ihre unerschütterliche Entschließung zu erkennen zu geben, sowohl in der Verwaltung Ihrer respectiven Staaten, als in den politischen Verhältnissen mit jeder anderen Regierung, nur die Vorschriften dieser heiligen Religion zur Regel zu nehmen; Vorschriften der Gerechtigkeit, der christlichen Liebe und des Friedens, die, weit entfernt, einzig und allein auf das Privatleben anwendbar zu sein, im Gegentheil direct auf die Entschlüsse der Fürsten einwirken und alle ihre Schritte leiten müssen, wie sie allein das Mittel sind, die menschlichen Institutionen zu consolidiren und ihren Unvollkommenheiten abzuhelfen.

„Demzufolge sind Ihre Majestäten über folgende Artikel übereingekommen.

„Art. 1. Gemäß den Worten der heiligen Schrift, welche allen Menschen befohlen, sich als Brüder zu betrachten, werden Sie durch die Bande einer wahren und unauflöslichen Brüderschaft vereinigt bleiben und sich als Landsleute (compatriotes) betrachtend, werden Sie sich bei allen Gelegenheiten und in allen Fällen Hülfe und Beistand leisten; sich zu Ihren Unterthanen und Ihren Heeren als Familienväter betrachtend, werden Sie sie in dem Geiste der Brüderlichkeit leiten, wovon Sie beseelt sind, um die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit zu beschützen.

„Art. 2. Demzufolge wird das einzige Princip in Kraft, sowohl unter den genannten Regierungen, als unter Ihren Unterthanen das sein: sich gegenseitige Dienste zu leisten, sich durch ein unerschütterliches Wohlwollen die gegenseitige Zuneigung zu bezeigen, von der Sie beseelt sein müssen; sich alle nur als Mitglieder derselben christlichen Nation zu betrachten. Die drei verbündeten Herrscher sehen sich selbst nur als von der Vorsehung Abgeordnete an, um drei Zweige einer und derselben Familie zu regieren, nämlich Oestreich, Preußen und Rußland, hierdurch bekennend, daß die christliche Nation, wovon

Sie und Ihre Nationen Theile ausmachen, in Wahrheit und Wirklichkeit keinen anderen Souverain als denjenigen hat, dem allein das Eigenthum, die Macht angehört, weil in ihm sich finden alle Schätze der Liebe, der Wissenschaft (de la science) und der unendlichen Weisheit; das heißt: Gott, unsern göttlichen Erlöser Jesus Christus, das Wort des Allerhöchsten, das Wort des Lebens. Ihre Majestäten empfehlen demzufolge mit der zärtlichsten Sorgfalt Ihren Völkern als das einzige Mittel, dieses Friedens zu genießen, der aus gutem Gewissen entspringt und allein dauerhaft ist, sich zu befestigen mit jedem Tage mehr in den Principien und in der Ausübung der Pflichten, welche der göttliche Heiland die Menschen gelehrt hat.

„Art. 3. Alle die Mächte, welche feierlich werden bekennen wollen die geheiligten Grundsätze, welche gegenwärtige Acte dictirt und welche werden anerkennen wollen, wie wichtig es ist für das Glück der, nur allzulang beunruhigten Nationen, daß diese Wahrheiten von jetzt an auf die menschlichen Schicksale allen den Einfluß üben, welcher ihnen angehört, werden mit eben so vieler Zuvorkommenheit als Zuneigung aufgenommen werden in diese heilige Alliance.

„Dreifach verfaßt und unterzeichnet zu Paris im Jahre der Gnade 1815 den 14.|26. September.

(L. S.) Franz.
(L. S.) Friedrich Wilhelm.
(L. S.) Alexander."

In Paris wußte man sehr wohl, daß dies Actenstück aus den Offenbarungen der neuen Sybille, Frau v. Krüdener, und den Betstunden, welche der Kaiser Alexander bei ihr zu halten pflegte, hervorgegangen war. Es wurde anfänglich für unverfänglich gehalten, denn man wußte wohl, daß, wenn es einmal zwischen den drei Häuptern des Bundes in wichtigen politischen Angelegenheiten und in bestimmten Fällen zur Berufung auf die Gebote der Bibel kommen werde, die Auslegung eine sehr verschiedene sein dürfte, da sich der Kaiser von Rußland an den Ausspruch des allerheiligsten Synodus der griechischen Kirche, der König von Preußen an den des evangelischen Ober-Consistoriums, der Kaiser von Oestreich aber an den der römisch-katholischen alleinseligmachenden Kirche und des unfehlbaren Papstes halten werde. Was ferner die, in dem Bunde verkündete, Allerweltsbrüderschaft mit Aufhebung der Nationalitäten betrifft, so gehörte dieselbe seit der ersten Verkündigung der christlichen Lehre in das Reich der

frommen Wünsche. Und sobald damit, selbst innerhalb der, durch Stammgenossenschaft, Sprache und Grenzen auf Vereinigung angewiesenen, Völkerschaften Ernst gemacht wurde und die deutsche Burschenschaft Arndts Lied: „Das ganze Deutschland soll es sein!" anstimmte, fuhren die Metterniche und Kamptze mit ihren Gensdarmen dazwischen und trieben die christlich-deutsche Brüderschaft auseinander. Auch von der christlichen Brüderschaft, welche der Kaiser Alexander zwischen der russischen und polnischen Bevölkerung, der Kaiser Franz zwischen den Oestreichern, Italienern und Ungarn gestiftet haben sollten, möchten oder könnten, hat bis dato nirgend etwas verlauten wollen. Wo es aber darauf ankam, die Verheißung freier Verfassungen unerfüllt zu lassen, da zeigten die Bündler der heiligen Alliance eine brüderliche Uebereinstimmung sonder Gleichen.

Das englische Ministerium lehnte im Auftrage des Prinz-Regenten den Zutritt desselben zu der heiligen Alliance ab, da ein solches, von drei unumschränkten Monarchen, ohne Gegenzeichnung ihrer Minister, abgeschlossenes Bündniß weder mit der Verfassung Englands verträglich sei, noch vor dem Parlamente gerechtfertigt werden könne.

Am 8. August 1815 ging das englische Kriegsschiff „Northumberland" mit dem General Bonaparte nebst Gefolge, unter Befehl des Contre-Admirals Sir George Cockburn, von einigen anderen Schiffen begleitet, von der Rhede von Torbay (England) unter Segel und nach einer verhältnißmäßig kurzen und glücklichen Fahrt an einem, für den Kaiser denkwürdigen Tage, am 14. October, auf der Rhede von Capellenbai vor Anker; am folgenden Tage stieg Napoleon die steilen Felsenstufen nach James-Town hinan, in deren Nähe Longwood, seine künftige Residenz, lag.

Die Erbschaft seiner Gewaltherrschaft traten noch bei seinen Lebzeiten die Verbündeten der heiligen Allianz an. „Den Bösen sind wir los, die Bösen sind geblieben!" so jammerten die, mehr denn zuvor geknechteten und mißhandelten, Völker. Wurden die gutmüthigen und fügsamen Deutschen, sobald sie muckften, nur mit Ruthen gestrichen, so wurden die, zur Empörung gegen Gewaltthat schneller losbrechenden, romanischen und slavischen Völkerschaften von ihren, durch sie auf ihre Throne zurückgeführten, Herrschern mit Scorpionen ge-

züchtigt. Dafür geben Zeugniß die Mörderbanden der Royalisten im südlichen Frankreich, die Henkerknechte Ferdinands VII. in Spanien, die Folterkammern der Bomba-Könige in Neapel, die Begnadigungen mit Pulver und Blei in Mailand, Venedig und Ungarn, die Bergwerke in Sibirien. „Sie hatten Wind, giftigen Pesthauch der Tyrannei gesät, sie haben die Stürme der Revolution geärndtet.“ —

Hiermit nehme ich Abschied von meinen Lesern und sage Allen, welche bei mir in guten und bösen Tagen getreulich ausgehalten, aufrichtigen Dank und herzliches Lebewohl.

Berlin, den 12. März 1861.

F. Förster.



Druck von G. Bernstein in Berlin.

Gs.
Förster

Förster, Friedrich Christoph,

Neuere und neueste preußische Geschichte (Seit dem Tode Friedrich's II. bis auf unsere Tage.) ; Mit Benutzung vieler bisher ungedruckter Quellen und mündlicher Aufschlüsse bedeutender Zeitgenossen
Bd.: 5.

Berlin 1866